

29
-4



260
8 j

Evangelische

I-m-63

1887 3^{me} ETAGE

Kirchen - Zeitung.

Herausgegeben

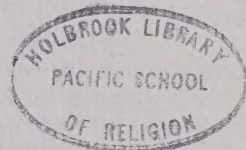
von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Sechszwanzigster Band.

Januar bis Juni 1840.



Berlin,

bei Ludwig Dehmitz.

72-35-10

1.26-27

1840

79419

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840

Mittwoch den 1. Januar.

N^o 1.

V o r w o r t.

Unter den Produkten, in welchen sich im verfloßenen Jahre das Geheimniß der Bosheit — der mehr und mehr in die Kirche eindringende antichristliche, den Vater und den Sohn verläugnende Pantheismus — enthüllt hat, nimmt wohl die „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus“ von Märklin, Diakonus zu Calw, Stuttgart 1839, eine der ersten Stellen ein. Der Verf. ist nicht auf halbem Wege stehen geblieben, sondern seinem Principe mit einer, wenn gleich keineswegs sittlich, doch wissenschaftlich lobenswerthen Consequenz gefolgt, wohin es ihn führte; er spricht es deutlich aus, was die von diesem Principe Beseelten eigentlich wollen, nicht bloß geduldet werden in der Kirche, sondern in ihr herrschen; er bekämpft diejenigen, welche an der Lehre der Kirche treulich festhalten und von ihrem Geiste beseelt sind im Namen der Kirche als eine Partei, die er von vorn herein mit dem Namen des Pietismus brandmarkt; er höhnet frech, daß die Zeit dieser Partei abgelaufen, sie durch den Zeitgeist gerichtet sey, ihr Christus das Reich jetzt verloren und an die Idee abgegeben habe. Dies alles wird um so bedeutender dadurch, daß der Verf. in einem kirchlichen Amte steht, also praktisch schon die Usurpation realisiert hat, die er in der Theorie vertheidigt. Von der Aufnahme, welche Erscheinungen, wie die vorliegende, finden, der größeren oder geringeren Energie, mit der das kirchliche Bewußtseyn gegen die in ihnen hervortretenden zerstörenden Tendenzen reagirt, hängt offenbar die Zukunft so wie dieser Richtung, so auch der Kirche selbst ab. Verhält sie sich gleichgültig, zeigt sie sich schwach, so wird das gegebene Beispiel mehr und mehr Nachfolger finden, Jerusalem immer frecher von den Heiden zertreten werden. Zeigt sie ihre Entrüstung, zuerst im Worte, und dann in der That, die stets auf dem Worte beruhen muß, thut sie den Bösen aus Israel, so wird alles Volk hören und sich fürchten und nicht mehr vermessen seyn. Die weltliche Weisheit wird wenigstens in der Welt verbleiben, aus der sie ihren Ursprung genommen, bis sie auch dort vom Herrn gerichtet ist; ihre Anhänger werden es nicht ferner wagen in der Kirche Lehren zu wollen, was sie in ihr nicht gelernt haben.

Diese Betrachtungen sind es, welche uns bestimmen, das genannte Buch, was wir nicht als eine vereinzelte litterarische Erscheinung, sondern als ein Manifest einer Partei betrachten, deren große Bedeutung darin begründet liegt, daß sie überall an dem gegenwärtigen Zeitgeiste einen Bundesgenossen hat, mit vollem Bewußtseyn und in strenger Consequenz anstrebt, was dieser bewußtlos und halb, zum Gegenstande unseres Vorwortes

zu machen. Manchen wird es scheinen, es sey mehr an der Zeit, sich mit den äußeren Feinden der Evangelischen Kirche zu thun zu machen, die eine so drohende Haltung angenommen, als mit diesen inneren. Diesen aber antworten wir mit Calvin, in der Schrift gegen die Libertiner, von denen, wie wir nachher nachweisen werden, unsere Männer der Idee höchstens nur in der Kleidung differiren (opp. t. VIII. p. 377.): „Es wäre fürwahr vortrefflich, wenn ich den Papst und seine Gefellen und Diener nach Kräften bekämpfte (denn ich kann nicht anders die Kirche Gottes bauen, als indem ich Krieg führe mit denen, die sie zu zerstören trachten), unterdessen aber jener schonte, welche weit verderblichere Feinde Gottes sind und seine Wahrheit mehr zerstören. Denn der Papst läßt doch irgend welche Form der Religion übrig; er hebt die Hoffnung des ewigen Lebens nicht auf, er lehrt, man müsse Gott fürchten, statuirt einen Unterschied des Guten und des Bösen, erkennt Christum als wahren Gott und Menschen an, läßt dem Worte Gottes eine gewisse Autorität. Jene aber sehen es sich zum Zwecke, Himmel und Erde zu vermischen, alle Religion zu vernichten, alle Erkenntniß des menschlichen Geistes zu zerstören, die Gewissen einzuschläfern.“

Wir wollen zuerst in eine selbstständige Untersuchung des Wesens des Pietismus eingehen, was wir um so lieber thun, da dieser Gegenstand noch nie in diesen Blättern, denen er so nahe liegt, ausführlich besprochen worden, und da unter den vorliegenden neueren Behandlungen keine uns in der Hauptsache das Nichtige getroffen zu haben, der Wahrheit auch nur so nahe gekommen zu seyn scheint, wie Löschner, in der lehrreichen Schrift: Vollständiger Timotheus Verinus, oder Darlegung der Wahrheit in den bisherigen pietistischen Streitigkeiten, 2 Theile, Wittenb. 1718, die, nebst Bengel's Abriß der Brüdergemeinde, zu den bedeutendsten theologischen Erzeugnissen des achtzehnten Jahrhunderts gehört, und in der Litteratur der christlichen Polemik aller Zeiten eine sehr ehrenvolle Stelle einnimmt.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man mit dem Namen des Pietismus alles dasjenige bezeichnet, was über den eigenen religiösen Standpunkt hinausgeht, oder was man von seinem eigenen Standpunkte aus für eine falsche religiöse Richtung hält, ein Verfahren, dessen Willkürlichkeit sich schon dadurch rächt, daß man nun mit anderen Bezeichnungen von Verirrungen auf dem religiösen Gebiete nichts anzufangen weiß, wie z. B. der des Mysticismus, und sich verurtheilt sieht, sie abwechselnd mit der des Pietismus zu gebrauchen. Diejenigen, welche selbst so weit religiös gefördert sind, daß sie Unterschiede da wahrnehmen können, wo den in religiöser Beziehung Nothen jede bestimmte Gestaltung sich entzieht, Alles in einen dichten Nebel verhüllt

erscheint, irren wiederum darin vielfach, daß sie irgend ein einzelnes Merkmal des mit Recht sogenannten Pietismus aufgreifen und darin das Wesen desselben setzen. So ist noch neulich von zwei verschiedenen sehr achtbaren Gegnern Märklin's behauptet worden, der Pietismus wurzele gar nicht auf dem Gebiete der Lehre, er bestehe zuerst und hauptsächlich in der Vorliebe für Privatversammlungen zur Erbauung, wobei man denn gar nicht einsieht weshalb eine solche Neigung gerade mit dem Namen des Pietismus belegt worden, dann auch in Verlegenheit gerathen muß, sobald man sich zur Geschichte wendet. Denn hier kommen neben diesem Merkmale des Pietismus noch manche andere vor und namentlich auch dogmatische, die unmöglich auf dasselbe als auf ihren Grund zurückgeführt werden können, so daß es sich, sobald man überhaupt statuiert, daß der Pietismus ein Princip hat, als nothwendig erweist auch in Bezug auf die Vorliebe für Privatversammlungen, nicht bei der Oberfläche stehen zu bleiben, sondern auf einen tieferen Grund dieses Merkmals zurückzugehen, weil es nur auf diese Weise möglich ist, seinen Zusammenhang mit den übrigen zu erkennen. Endlich finden sich unlängbar pietistische Erscheinungen in der Geschichte und im Leben vor, bei denen sich dies Merkmal gar nicht nachweisen läßt, bei dessen einseitiger Hervorhebung man zu der Consequenz sich verstehen muß, daß der Pietismus zur Bedingung seiner Möglichkeit das örtliche Zusammenseyn einer gewissen Anzahl von Individuen habe.

Der einzige Weg, allen diesen Übelständen zu entgehen, sich der verwirrenden Abhängigkeit von demjenigen zu entziehen, was man selbst bloß nach einem dunklen Gefühle als Pietismus bezeichnen möchte, und was von unserer Umgebung also bezeichnet wird, oder vielleicht selbst sich also bezeichnet — in der Regel freilich mit einem gewissen Rechte, aber eben auch nur in einem gewissen — ist der, daß wir uns bei der Bestimmung des Begriffes des Pietismus eines doppelten Hülfsmittels bedienen, zuerst der Ableitung des Namens, dann der eingehenden Untersuchung der wichtigen, bereits vollständig dem Gebiete der Geschichte angehörigen kirchlichen Erscheinung, welche von Freund und Feind mit dem Namen des Pietismus bezeichnet wird, der Bewegung innerhalb der Evangelischen Kirche, welche von Spener ihren Ursprung nahm, und nachher besonders die theologische Fakultät in Halle zu ihrem Mittelpunkt hatte.

Was den Namen des Pietismus betrifft, so bezeichnet derselbe, nach der gewöhnlichen Bedeutung der in ihm ausgehenden Wörter, die in der Regel etwas Verderbliches bezeichnen, und noch mehr nach dem ursprünglichen und gewöhnlichen Sprachgebrauch — es steht fest, daß der Name des Pietismus von seinen Gegnern ausging und von einigen seiner Freunde später nur aus einer Art von Bravour adoptirt wurde — den Mißbrauch einer anerkannt guten Sache, der Pietät. Diese aber darf nicht mit der Religion überhaupt identificirt werden. Sie bezeichnet vielmehr nur eine einzelne Seite derselben, dasjenige, was der Mensch im Verhältniß zu Gott zu thun hat, das Leben nach seinen Geboten, den Wandel vor ihm. Nach

der Lehre der Evangelischen Kirche nun, deren innerstes Wesen darin besteht, daß sie in der schärfsten Opposition gegen alles Pelagianische, die Ursache des Heiles allein in Gott setzt, muß der bedeutendste Mißbrauch der Pietät darin bestehen, daß der Accent statt auf das, was Gott in Christo für uns gethan, auf sie gelegt, daß das thätige Christenthum als etwas angesehen wird, was man selbstständig betreiben und fördern könne und müsse, kurz in einer, wenn gleich nicht wörtlichen, doch thatsächlichen Verläugnung des Artikels der stehenden und fallenden Kirche, oder wenigstens einer Beeinträchtigung desselben, der Aufrichtung einer, wenn auch noch so verborgenen Werkgerechtigkeit. Ist dies der Begriff des Pietismus, so zeigt sich sogleich, wie es zu erklären, daß der Name innerhalb der Evangelischen Kirche entstanden und auf ihr Gebiet beschränkt geblieben ist. Es ist gewiß unrichtig, wenn man neulich aus dem alleinigen Vorkommen von Name und Sache in der Evangelischen Kirche geschlossen hat, der Pietismus sey ihre ächte Tochter, die sie unter keinen Umständen verläugnen könne. Im Gegentheil, die Thatfache zeigt, daß der Pietismus dem Wesen der Evangelischen Kirche fremd und ihm entgegen ist. In der Katholischen Kirche kann der Pietismus als eine einzelne verkehrte Richtung und Parteiung nicht aufkommen, weil die Kirche als solche ein bedeutendes pietistisches Element in sich trägt. Der Pietismus ist hauptsächlich eine im mißverstandenen Interesse der Frömmigkeit unternommene Reaction gegen das sola fide. Wie könnte er also da stattfinden, wo das sola fide nicht das Panier der Kirche ist?

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, a brief sketch of the rise, progress and present state of the Wesleyan-Methodist Societies throughout the world. By Th. Jackson, President of the Conference. Lond. 1839;“ und: 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington. By a member of the houses of Shireley and Hastings. Vol. I. Lond. 1839.“

Erster Artikel.

Im Herbst des vorigen Jahres hat die große, zahlreiche, blühende Gemeinschaft der Wesley'schen Methodisten das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens begangen; es gibt uns dies eine willkommene Gelegenheit, unsere Leser in eine genauere Bekanntschaft mit ihrer Geschichte und ihrem gegenwärtigen Zustande einzuführen. Das ist nicht eine schnell aufgeschossene, vor Ablauf von hundert Jahren schon dahin welkende Pappel, welche wir hier erblicken, die weder Frucht noch Schatten gibt, die nur an Wegen und in Gärten zu einer Zierrath dient; es ist eine

mächtige lebensfrische Eiche, welche nach hundert Jahren erst in die Blüthe ihres reiferen Alters eintritt, und noch für viele Geschlechter Segen und Kühlung zu spenden verheißt. Die höchst anziehende kleine Schrift, welche wir obenangestellt haben, enthält für jeden, selbst den unterrichteteren Leser viel Merkwürdiges, und ist schon dadurch von besonderem Werth, daß ihr Verfasser der Präsident der Conferenz, der obersten Leiterin der Wesley'schen Methodististen, ist. — Das andere obenangestellte Werk ist die Lebensbeschreibung einer für das Reich Gottes überaus einflußreichen Frau, welche die ganze Macht ihres Geistes, ihres Ansehens und Vermögens der Verbreitung der anderen Abtheilung der Methodististen, der Whitefeld'schen oder Calvinistischen, ein langes Leben hindurch widmete. Das Buch, obwohl sehr schlecht geordnet, und wenigstens für den Ausländer beschwerlich durch eine gehäuften Masse von Anekdoten und Familiennachrichten, ist doch voll des interessantesten Materials, da die meisten bedeutenderen Personen der Zeit darin vorkommen; es zeigt uns ein Bild Englands durch einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren hindurch von der christlichen Seite aus angesehen, wenn auch nicht ohne große Parteilichkeit in der Darstellung. In diesem ersten Artikel soll, nach der Schilderung der Entstehung der Methodististen, von den Eigenthümlichkeiten derselben in der Lehre; im folgenden nächst dem Überblick ihrer späteren Geschichte und ihres jetzigen Bestehens von dem Eigenthümlichen ihrer Verfassung die Rede seyn.

Für alle Europäische Länder, welche die Segnung der Reformation erfahren haben, kam eine Zeit, wo die in derselben gegründete Kirche mehr oder weniger verfeinerte; wo die in der reinen evangelischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben einem Jeden dargebotene Kraft der subjektiven Aneignung des Heiles vernachlässigt, das Dringen auf die Nothwendigkeit einer persönlichen Bekehrung, so wie das Vordringen der Reformation bis zu der Zucht der Gemeinden, der Verbreitung lebendiger christlicher Erkenntniß durch Schule, Katechese und Bibelvertheilung, die Dienstbarmachung aller Gaben, die Gott den Einzelnen in der Gemeinde geschenkt, zum Nutzen des ganzen Leibes Christi, vernachlässigt wurde. In Deutschland hemmten anfangs die übermäßig vorwiegenden Lehrfreiheitigkeiten und der schwierige, unsichere Stand eines großen Theils der Evangelischen Kirche, der Römischen gegenüber, sodann der dreißigjährige Krieg mit seinen Verwüstungen und Nachwirkungen, diese Fortschritte des Reformationswerkes; bis durch Spener und den von ihm gegebenen Impuls, welcher von Deutschland aus bis nach England wirkte, und daher die größte kirchenhistorische Bedeutung erhielt, die Zeit der Offenbarung dieses Segens in der christlichen Gemeinde erfüllt ward. In England hatte von Anfang an in den Puritanern eine Partei sich ausgebildet, welche das subjektive Princip in der Kirche mit seinen Rechten verteidigte, aber dadurch freilich, was mehr oder weniger überall in dieser Richtung, namentlich auch bei den Deutschen Pietisten, geschah, in das entgegengesetzte Extrem gerieth. Die Restauration von 1660 hatte die puritanischen oder nonconformistischen

Geistlichen, offenbar damals den bei weitem besten Theil des Englischen Klerus, aus der Kirche gedrängt; der Sieg, den die Kirche zum Theil wenigstens der äußeren Gewalt und dem Weltsinne eines großen Theils der höheren Stände verdankte, wirkte erschlassend auf sie ein; aber auch unter den Dissenters erlosch bald das frühere Feuer. Die presbyterianische Verfassung, für welche früher der größte und gesundeste Theil der Puritaner gekämpft hatte, wollte in England nie recht Wurzel fassen; nach der Revolution von 1688 wurden die Englischen Presbyterianer dem Wesen nach Alle Independenten, und zersplitterten sich, indem sie nur durch den kirchlich-politischen Gegensatz hie und da zusammengehalten wurden.

Von dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts an mußte daher Religion und Kirche in England die Sichtung erfahren, welche bei uns seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingetreten ist. Die lange Reihe der Englischen Deisten und Pantheisten, die mit Herbert von Cherbury beginnt, und mit Hobbes, Toland, Shaftesbury, Lindsal, Morgan sich fortsetzt, wußte sich das Ansehen zu geben, daß sie auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit stand; eine lange Reihe von gelehrten Vertheidigungsschriften wurde ihnen entgegengesetzt; aber der Sinn und die Richtung der gebildeten Stände wurde dadurch nichts weniger als umgebildet. Die todte Gelehrsamkeit und kalt sinnige Gleichgültigkeit der höheren Geistlichen, die krasse Unwissenheit und Irreligiosität so vieler niederen machte den Fortgebrauch der ächtchristlichen Formen in der kirchlichen Liturgie zu einem schändlichen, heuchlerischen Spiel, was sich sonntäglich vor dem Volke erneuerte und es mehr und mehr von der Religion entfremdete. Der in Goldsmith's Vicar of Wakefield geschilderte Landgeistliche — einem für klassisch gehaltenen, von Herder, wie aus Göthe's Leben bekannt ist, unmaßig bewunderten Buche — ist ein recht lebendiges Bild der Geistlichen jener Zeit: er ist ein Mann von äußerlich sittlichem Leben, einer Liebe zu altenglischer behaglicher Häuslichkeit, mit einem abgeschmackten, doch aber harmlosen Gange zu kleinlichen Controversen, ohne auch nur die leiseste Spur eines lebendigen Christenthums, ohne irgend etwas Anderes, als eine selbstsüchtige Glückseligkeitsmoral zu kennen. Wie in den auch zu uns damals herübergekommenen, als klassisch bewunderten Predigten von Tillotson, Stillingfleet und Anderen, bei äußerlicher Orthodoxie doch die Grundlehren des Christenthums, vor dem sündlichen Verderben, der Rechtfertigung durch den Glauben, der neuen Geburt so gut wie ganz zurücktraten, und das Bestreben vorherrschte, durch kluges Nachgeben und Aufgeben anstößiger Lehren die Deisten zu gewinnen: so noch viel mehr bei ihren geringeren Nachbetern. Es ist eine charakteristische Äußerung eines Schottischen Professors der damaligen Zeit, in der er Studenten den geistlichen Stand empfahl: Die amtlichen Geschäfte desselben hätten zwar etwas Trübes und Edes, aber bei der großen Muße und der angenehmen Lage, die er Vielen gewähre, lasse er zu litterarischen Arbeiten viel Raum übrig. Indeß rißer auch Irreligion der bedeutendsten Art unter den Geistlichen der

Kirche ein; Samuel Clarke trat als Vertheidiger des Arianismus auf, der Bischof Hoadley suchte das ganze Christenthum in Deismus umzugestalten, und alles Geheimnißvolle daraus zu entfernen; besonders aber wurden Theorien von der Rechtfertigung aufgestellt, welche sich der Tridentinischen Lehre näherten, ja hie und da sie überboten. — Unter den sich Presbyterianer nennenden Dissenters war, wie es größtentheils bis heut zu Tage der Fall ist, der Arianismus und Socinianismus noch weiter, als in der Kirche, verbreitet; aber auch die meisten Independents, welche sich sonst ausdrücklich zum Calvinismus bekannten, entfremdeten sich immer mehr vom Evangelium; unter ihnen scheint Locke besonders dem Christenthum verderblich gewirkt zu haben.

Einige Zeugnisse bedeutender und einflußreicher Personen jener Zeit stellt die erste, an die Spitze unseres Aufsatzes gesetzte Schrift zusammen. Der bekannte Bischof Burnet (Verfasser der Reformationsgeschichte von England, der Geschichte seiner Zeit etc.) sagt im Jahre 1713 in der Vorrede zur dritten Ausgabe seiner „Pastoral Care“: „Ich siehe jezt in meinem siebzigsten Jahre; ich berufe mich auf den Gott, dem das Innerste meines Herzens bekannt ist, dem ich bald von meinem Amte soll Rechenschaft geben, daß ich das wahre Beste der Kirche immer vor Augen habe, und mit aufrichtigem, inbrünstigem Eifer danach trachte. Ich kann nicht ohne die tiefste Herzensbekümmerniß um mich her blicken, da ich die Kirche, und deshalb die ganze Reformation, am Rande des Abgrundes schweben sehe. Von Außen ist der Zustand der Dinge traurig genug; aber was meine Besorgnisse erhöht, ist noch weit mehr der innerliche Zustand, in den wir unglücklicher Weise gerathen sind. Ich will mich diesmal auf die Geistlichkeit beschränken. Unsere Ordinationen sind die größte Last und der Kummer meines Herzens. Der meiste Theil derer, die sich dazu präsentiren, sind unwissend in einem Grade, wie es Wenige sich denken, die nicht amtlich damit bekannt sind. Das Einfachste in dem, was sie wissen sollten, ist ihnen geradezu das Unbekannteste, nämlich der Hauptinhalt der Bücher der heiligen Schrift, von dem sie sagen, daß ihre Tutores auf den Universitäten nie sie daran erinnern; nicht einmal was in den Evangelien steht, vermögen sie auf eine irgend genügende Weise anzugeben. Manche haben einige wenige Bücher, aber nicht die heilige Schrift gelesen; Viele können nicht einmal von dem Inhalt des Katechismus Rechenschaft geben. Sie schreien als über die größte Beschimpfung, wenn man ihnen die Ordination verweigert; obwohl Einige in solcher Unwissenheit sich befinden, daß in einem wohlgeordneten Zustande der Kirche man sie nicht einmal zu dem heiligen Sakrament zulassen würde.“

Der bekannte Apologet, Bischof Butler, schrieb 1736: „Es ist jezt, ich weiß nicht weshalb, als bekannt festgestellt

unter vielen Gebildeten, daß das Christenthum sich nicht der Untersuchung lohne; man habe endlich erkannt, daß es erdichtet sey. Sie behandeln es daher so, als ob in unserer gebildeten Zeit dies von allen schärferen und tieferen Denkern bereits zugestanden sey und nichts übrig bleibe, als es zum Gegenstand der Belustigung und Satire hinzustellen, gleichsam zur Vergeltung, weil es so lange die Freude und den Genuß gehemmt habe.“

Der Erzbischof Secker schrieb 1738: „Die Menschen haben in allen Jahrhunderten, und zwar meist mit nur zu viel Grund, über ihr Zeitalter Klage geführt. Obgleich es aber natürlich scheint, die Übel, welche wir selbst empfinden, für die größten zu halten, und man sich daher in der Vergleichung der verschiedenen Zeiten oft täuscht: so kann doch darüber wenigstens kein Irrthum stattfinden, daß, aus verschiedenen betrübten Ursachen, eine offene, ausgesprochene Religionsverachtung der eigenthümliche Charakter der jezigen Zeit ist; daß dies Übel in der Hauptstadt zu der höchsten Höhe gestiegen ist und überall im Lande sich verbreitet; und wie es arg genug in sich selbst ist, so alle anderen in seinem Gefolge haben muß. Unter den höheren Ständen hat diese Irreligiosität bereits eine solche Zügellosigkeit und solche Verachtung aller Grundsätze, in den niederen eine solche Gleichgültigkeit selbst gegen Verbrechen, einen solchen Hang zu Ausschweifungen hervorgerufen, daß wenn sich diesem Strome kein Damm entgegenstellen läßt, das endliche Schicksal des Landes schrecklich seyn muß. Das Christenthum wird nun überall verhöhnt und verspottet, vorzüglich aber seine Lehrer. Gegen uns Geistliche scheinen die Gegner es sich zum Grundsatz gemacht zu haben, so bitter als möglich, über alle Schranken der Wahrheit, ja der Wahrheitsähnlichkeit hinaus zu Felde zu ziehen, indem sie von uns das Schlimmste, ohne alle Begründung, erzählen, und jeden Fehler unbarmherzig übertreiben.“

Der bekannte Dissenter: Geistliche und Liederdichter Isaac Watts, schrieb 1731: „In neuerlich erschienenen Schriften ist öfters die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die Stärke und der Einfluß der Dissenters abgenommen habe, und aus welcher Ursach. Nach genauer Forschung muß ich sagen, der allgemeine Grund davon scheint mir der: Der Verfall des lebendigen Christenthums in den Herzen und im Leben der Menschen; der geringe Erfolg der Predigt des Evangeliums in der Bekehrung von Sündern zu einem göttlichen Leben in Christo Jesu. Diese Klage führen nicht bloß die Dissenters; es ist dies eine schmerzliche Bemerkung Aller, denen die Sache Gottes am Herzen liegt, und darum ist jedes rechtmäßige und geeignete Mittel anzuwenden, die unter uns erstorbende Religion wieder in's Leben zu rufen.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 4. Januar.

N^o 2.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Hülfsmittel zur Bestimmung des Begriffes des Pietismus, der schon bezeichneten historischen Erscheinung. Es ist bei uns das gangbare Urtheil, in dieser Erscheinung etwas durchaus Großes und Herrliches, eine Fortbildung der Reformation in ihrem Geiste zu erblicken, ihren Kampf mit der Orthodorie als einen Kampf der Wahrheit mit der Lüge, der Frömmigkeit mit der Gottlosigkeit, des Lebens mit dem Tode zu betrachten. Auch der Herausgeber theilte anfangs ziemlich diese Ansicht; jezt aber ist er schon längst davon zurückgekommen. Manche Äußerungen von Zinzendorf machten ihn zuerst bedenklich; die Schriften der besseren orthodoxen Gegner des Pietismus, namentlich eines Löschers, beseitigten die üblen Vorurtheile, die er gegen die Sache aus der Persönlichkeit ihrer ihm zuerst bekannt gewordenen Vertheidiger, namentlich eines Schellwig, gewonnen hatte. Er las nun mit etwas anderem Auge die Schriften der Häupter dieser Schule, eines Spener und eines Franke. Seine Verehrung und Liebe gegen sie blieb und wird stets bleiben, aber im ersten schwachen Reime entdeckte er doch schon bei ihnen, was nachher bei ihren Nachfolgern weit mehr entwickelt hervortrat, und es ergriff ihn eine wehmüthige Empfindung der menschlichen Schwäche, die, von dem Willen vorhandenes Übel zu heilen beseelt, so leicht den anfangs kaum sichtbaren Grund zu einem späteren noch größeren Übel legt. Es erscheint ihm jezt als vollkommen begreiflich, daß der Rationalismus so eifrig ist in dem Lobe des Pietismus; die Brücke, die von dem letzteren zu dem erstieren hinüberführt, ist ihm sichtbar geworden; das Räthsel, wie das scheinbar Entgegengesetzteste so schnell und unmittelbar aufeinander folgen, wie grade der Hauptsitz des Pietismus auch der Hauptsitz des Rationalismus werden konnte, ist ihm klar geworden. Bei allem tiefem Abscheu, mit dem ihm der Pietismus in seinen noch lebenden Repräsentanten entgegentrat, muß man doch sagen, der Pietismus hatte eine Seite — und dies war grade dasjenige, was ihn zum Pietismus machte, ihn von anderen Gestaltungen der Religiosität innerhalb der Kirche unterschied — wonach er dem Rationalismus verwandt, dieser nur consequente Fortbildung seines Principes war. Hat doch schon Löschers bestimmt vorhergesagt, wie es kommen, daß aus der einseitigen Hervorhebung der Pietät zuletzt Auflösung des ganzen Christenthums in eine bloße Moral hervorgehen würde! „Gleichwie in der Natur alles Schwere sinket: also fällt auch dieser schwere Irrthum,

wenn Gott nicht wunderbarlich wehret, immer tiefer.“ Th. 1. S. 764.

Es wird gewöhnlich angenommen, das Wesen des Pietismus bestehe in dem Dringen auf Verinnerlichung der christlichen Wahrheiten. Diese Bestimmung ist aber viel zu vage. Dies erhellt schon aus dem einen Grunde, daß die Bestimmung zugleich auch die Brüdergemeinde mitumfaßt, die doch bekanntlich mit dem Pietismus nichts weniger als einig war. Dem Pietismus ist vielmehr nur eine gewisse Art von Verinnerlichung eigenthümlich, das Streben, den Menschen auf dem Gebiete der Religion überall zu eigenem Thun zu führen.

Das eigene Thun des Menschen aber, die Pietät, ist, wie Löschers Th. 2. S. 16. treffend bemerkt, „nicht der Grund der Religion, des Glaubens und der Mittel des Heiles; sie gehört nicht zu dem Wesen der Gnadenmittel und hat keinen Einfluß in dieselben; sie gibt keinem Glaubensartikel, viel weniger den göttlichen Einfügungen ihre Form; sie ist kein untrügliches Kennzeichen der wahren Kirche, noch die Wurzel derselben, die für sich wieder ausschlägt und das Verderben überwindet.“ Wo daher auf die Pietät, das zwar durchaus nothwendige, aber doch untergeordnete und abhängige, allein der Accent gelegt wird, da muß, auch wenn die Sache anfangs den schönsten Anschein hat, doch nach und nach ein tiefer Verfall des Christenthums entstehen.

Sehen wir zuerst und vor Allem, wie der Pietismus sich zu der Lehre von der Rechtfertigung verhält. Auf den ersten Anblick scheint es, daß er in dieser Beziehung ganz auf dem Boden der Reformation stehen geblieben ist. Seine Stimmführer haben sich zu allen Zeiten zu dieser Lehre entschieden bekannt, und jede Behauptung, daß sie dieselbe verläugneten, als Verläumdung zurückgewiesen. Wirklich ist auch der Pietismus von groben und handgreiflichen Abirrungen von ihr durchaus freizusprechen, wenn wir von einzelnen, freilich zahlreichen pietistischen Individuen absehen, bei denen sich die Consequenz des Principes schon weiter entwickelt hatte. Unläugbar finden sich aber seine Abweichungen vor, die, obgleich sie eben wegen ihrer Feinheit gar nicht vor die Cognition kirchlicher Behörden gehörten, vielmehr ganz innerhalb des Gebietes liegen, auf dem jede Kirche nicht bloß ihren Gliedern, sondern auch ihren Dienern Freiheit lassen muß, doch von der größten Bedeutung sind und zwischen dem pietistischen und dem reformatorischen Bewußtseyn eine große Kluft befestigen.

Zuerst ist in der pietistischen Schule ein gewisses Zurücktreten der Lehre von der Rechtfertigung bemerkbar. Jeder fühlt gleich, daß sie nicht mehr so unbedingt den Mittelpunkt

bildet, wie bei den Reformatoren. Die Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer einzusehen. Schon Luther beklagte sich mehrfach in tiefem Schmerze über den fleischlichen Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung. Diesen Mißbrauch fand der Pietismus bei seinem Entstehen in voller Blüthe. Daß das Hauptbestreben dahin gehen müsse, ihn zu wehren, ihn abzustellen, erkannte er ganz mit Recht. Aber er vergriff sich in der Wahl des Mittels. Das Rechte ist, sobald sich Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung zeigt, diese Lehre desto eifriger zu predigen, den bloß in ihrer Einbildung gerechtfertigten aus dem Fehlen der Werke, welche die wahre Rechtfertigung unfehlbar und nothwendig begleiten müssen, zu zeigen, daß sie nicht in der Rechtfertigung stehen, sie durch die Predigt des Gesetzes zur Buße und durch diese zur Vergebung der Sünden zu führen. Dies ist der einzige Weg, auf dem die gewünschten Früchte des Glaubens gewonnen werden können. Denn ist noch kein wahrer Glaube vorhanden, woher sollten sie kommen? Wie können die Früchte gut seyn, wenn nicht vorher der Baum gutgemacht ist? Der Pietismus aber schlug einen anderen Weg ein. Er meinte vielfach, mit der Glaubensgerechtigkeit sey Alles so ziemlich in der Ordnung in der Kirche, es komme nur darauf an, das thätige Christenthum hervorzuheben, den Leuten Anleitung zu geben, daß und wie sie ihren Glauben durch die Werke beweisen sollen. Bezeichnet doch schon Spener, in den ersten theolog. Bedenken Th. 3. S. 820., die von den Gegnern sogenannten Pietisten einfach als „die welche die Praxin treiben.“

Aber der Pietismus ließ nicht bloß die Lehre von der Rechtfertigung hinter dem eigenen Thun zurücktreten, er führte dieses eigene Thun auch in die Lehre von der Rechtfertigung selbst ein und alterirte diese dadurch unmerklich so, daß grade die Lehre, die an sich für verzagte Gewissen die trostreichste ist, in ein Werkzeug der Qual umgeschaffen wurde. Vor Allem kommt hier die pietistische Lehre vom Bußkampf in Betracht. Die Theilnahme an der Gnade in Jesu Christo wurde hier ganz von einer menschlichen Ursache abhängig gemacht, und je weniger man zur Aufstellung einer solchen Säzung irgend Schriftgrund hatte, desto mehr zeigt es sich, wie es im innersten Streben des Pietismus liegt, überall die menschliche Thätigkeit einzuschleichen. Es wurde dem Sünder verboten, sich Christi zu getrösten (und also auch Christo den Sünder zu trösten), bis er es zu einem gewissen furchtbaren Grade der Betrübniß um seine Sünden gebracht, bis er eine Reihe von Kämpfen durchgemacht und eine Zeitlang mit gänzlicher Verzweiflung gerungen habe. Hier wurde kein Unterschied der Individualität, der göttlichen Führung anerkannt. Man sieht leicht, daß eine solche Kraxis, auch da wo sie glücklich überstanden wurde, auf das Leben in der Rechtfertigung einen trübenden Einfluß ausüben mußte. Es muß bei Allen, die dem Herrn angehören, dahin kommen, daß sie die ganze Tiefe ihres Sündenselendes erkennen, aber soll diese Erkenntniß eine recht fruchtbare seyn, so darf sie der Erfahrung der Gnade nicht voran, sondern sie muß ihr zur Seite gehen. Wo diese Ordnung verkehrt, wo das Sündenbewußtseyn voreilig gezeitigt wird,

da ist die nothwendige Folge die, daß dies Bewußtseyn, auch nachdem der Hauptkampf bestanden ist, durchaus das vorwiegende bleibt, daß man nie zu einem recht freudigen Bewußtseyn der göttlichen Gnade gelangt. Der eine erzwungene große Bußkampf verwandelt das ganze Leben in eine Reihe von kleinen Bußkämpfen, die nur zuweilen durch einzelne Gnadenblicke unterbrochen werden. Wer einmal systematisch dazu angeleitet worden ist, in sich zu wühlen, der verlernt es so leicht nicht wieder; wem es für eine Zeitlang zum Verdienste gemacht wurde, die Sünde alleine in's Auge zu fassen ohne die Gnade, der wird sich auch später so leicht nicht davon entwöhnen, um so weniger, wenn er schwermüthiger Gemüthsart ist. Wie Manche aber von der letzteren Gemüthsart blieben in diesem Bußkampfe ganz stecken! Durch wie manches lebendige Beispiel könnten wir hier unsere obige Behauptung von der Verwandtschaft des Pietismus mit dem Katholicismus bewahrheiten! Wir wollen aber nur eins anführen, das von dem Bruder des berühmten Semler, welches auf die Entwicklung dieses einflußreichen Mannes, der selbst eine Zeitlang dem Pietismus huldigte — wie auch Mößelt — nicht ohne bedeutende Einwirkung geblieben ist. Semler berichtet uns selbst darüber in seiner Lebensbeschreibung S. 47 ff. „Mein Bruder“ — heißt es dort u. A. — „war zur Rechtfchaffenheit so sehr angewöhnt worden, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag, die Stunde der Versiegelung anzugeben, so wenig konnte mein Bruder diese Nachahmung und geistliche Büge sich verzeihen. Er gerieth also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, und es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtseyn. Er aß selten Fleisch, kein weiß Brodt; er hielt sich ganz unwerth, sogar seines Daseyns. Alle Nächte stahl er sich heimlich aus dem Bette, schlich sich in die anstoßende kleine Bücherkammer, und kniete oder lag ganz auf der Erde.“ In dieser Weise rieb er sich selbst auf. Ein früher Tod befreite ihn von seinen Qualen, die er sich selbst geschaffen. Denn wären sie von Gott verhängt, wie hätte dann sein Engel sprechen können: Siehe ich verkünde euch große Freude.

Doch auch diejenigen, denen es glücklich gelang, diese erste schwere Aufgabe zu lösen, waren damit noch nicht in den Besitz der Schätze des Evangeliums gesetzt. Es wurde ihnen nun zur Hauptaufgabe des Lebens gestellt, danach zu trachten, daß sie in jedem Augenblicke sich der Versicherung der Vergebung ihrer Sünden bewußt seyen, und je mehr sie danach trachteten, desto mehr entzog sich ihnen dieselbe, die nur durch die absichtslose und unbefangene Hingebung an den Herrn gewonnen werden kann, durch eine Vertiefung in das, was er für uns gethan und gelitten. Man wühlte beständig in sich herum, fühlte sich immerwährend den Puls, und brachte es nie zur wahren Freude, immer nur zu einzelnen freudigen Momenten. Auch hier zeigt sich der höchste Trost in die höchste Qual verwandelt. Die

Rechtfertigung wird ein unerreichtes und unerreichbares Ziel, dem man mit tantalischer Sehnsucht nachstrebt.

Auf dem Gebiete der Rechtfertigung war es besonders, daß die Wege des Pietismus und die Wege Zinzendorf's und der Brüdergemeinde auseinander gingen und hier wurzelte ihr Streit. Zinzendorf stand hier von Anfang an mehr auf reformatorischem Grund und Boden. Sein Blick war unverwandt auf das Kreuz Christi gerichtet, und je weniger er um seine subjektiven Affektionen und Zustände bekümmert war, desto mehr gestalteten sie sich von selbst auf die rechte Weise. Er sagt in den natürlichen Reflexionen Anhang S. 7. von seinem und seiner Freunde Aufenthalt in dem Pädagogium in Halle: „Es wird sich kaum einer von ihnen zu besinnen wissen eines anderen Gespräches, eines anderen Traktates, eines anderen Gebetes oder Gesanges, als vom Leiden und Sterben Jesu Christi, zumal da es die Hauptmaterie war des aktivesten Mitbruders unter ihnen, welcher in diesem Theile so einfältig war, daß er so einem Liede, als: o Haupt voll Blut und Wunden, so zu sagen eine halbe Meile zu Gefallen gegangen wäre; denn sein Symbolum war von Kind auf: dies eine will ich thun, es soll sein Tod und Leiden, bis Leib und Seele scheiden mir stets in meinem Herzen ruhn.“ Für eine Zeitlang wurde er nachher aus dieser evangelischen Einfalt herausgerissen. Er wurde zu Wittenberg „ein rigider Pietist,“ Anh. S. 8., und beharrte eine geraume Zeit in diesem Zustande. Aber er lernte endlich wieder, „wo man mit dem Heilande zuerst Posto fassen müsse,“ und kehrte mit vollem Bewußtseyn, und mit der erfahrungsmäßigen Überzeugung von der Verwerfung des entgegengelegten zu dem Standpunkte zurück, den er früher ohne klares Bewußtseyn eingenommen hatte. „Ich habe mich“ — sagt er selbst, nat. Refl. S. 31. — „durch viele unnöthige, schwere, langwierige und oft wiederholte Kämpfe, ziemlich in die zwölf Jahre selbst aufgehalten (ich kann ratione des Bußkampfes gegen alle diejenigen, die ihn so sehr recommandiren und auf anderer Jünger Hälse legen, wenn sie ihn gleich selbst nicht mit keinem Finger angerührt haben, getrost behaupten, daß ich ihn kenne): doch ohne nachgebliebenen Realschaden von eigener Gerechtigkeit, eigenem Wirken und der Selbstgefälligkeit an solcherlei Umständen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington etc. etc.“

(Fortsetzung.)

In einer solchen Zeit war es, als die Männer in der Englischen Kirche aufstanden, welche man, in gewisser Hinsicht nicht mit Unrecht, als die zweiten Reformatoren derselben ange-

sehen hat, die Brüder Johann und Karl Wesley, und Georg Whitefield. Johann Wesley, der bedeutendste unter ihnen, war 1703 zu Epworth, in Lincolnshire, geboren. Sein Vater war Pfarrer daselbst, und gab, mit der ausgezeichneten Mutter, den Brüdern eine ernste, religiöse Erziehung. Er fand seine Pfarrkinder in einem verwilderten Zustande, und der große Eifer, mit dem er an ihrer Besserung arbeitete, erweckte einen teuflischen Haß gegen ihn, der so weit ging, daß mehrmals in seinem Hause Feuer angelegt wurde; nachdem es zweimal im Entstehen erstickt war, gelang es das dritte Mal, das Pfarrhaus brannte ab, und der vierjährige Johann Wesley wurde auf eine höchst merkwürdige Weise aus einem schon ganz in Flammen stehenden Zimmer errettet. Bei den öfteren langen Abwesenheiten des Vaters von seinem Amte, welche die damals noch bestehenden Convokationen der Englischen Kirche veranlaßten, leitete die Mutter die häuslichen Andachten, bei denen auch Viele aus der Gemeinde sich einfanden. In einer Predigt erzählte er später von seiner früheren Jugend: „Ich erinnere mich deutlich, daß in meiner Kindheit, als ich noch auf der Schule war, ich öfters sagte: „Man behauptet oft, daß das Leben eines Schulknaben das glücklichste in der Welt sey; aber ich bin sicherlich nicht glücklich, denn ich bin nicht zufrieden, und kann also auch kein wahres Glück kennen.““ Einige Jahre später in meinem Leben, als ich in der Blüthe der Jugend stand, ohne Krankheiten oder andere Leiden nur zu kennen, namentlich ohne die geringste Anwandlung von Schwermuth oder Hypochondrie, die ich überhaupt nie in meinem Leben gehabt habe, reichlich versehen mit allen Lebensbedürfnissen, mitten unter gefühlvollen, lebenswürdigen Freunden, die mich liebten, wie ich sie, in einem Lebensberufe, der mehr als alle übrigen meiner Neigung entsprach, war ich dennoch nie glücklich. Ich wunderte mich oft, warum ich es nicht sey, und konnte den Grund davon nicht entdecken. Nach der ruhigsten Überlegung wußte ich keine Woche in meinem Leben aufzufinden, die ich der Mühe werth geachtet hätte, sie noch einmal durchzuleben. Der wahre Grund aber war, daß ich Gott nicht kannte, die Quelle aller zeitlichen und ewigen Glückseligkeit.“

Siebzehn Jahr alt, im Jahre 1720, bezog er die Universität Oxford, wo er sich eben so sehr durch Fleiß, als auch bald durch eine große logische Gewandtheit und vielseitige Bildung auszeichnete. Er disputirte gern und oft. Einemal beschuldigte man ihn, durch seine Geschicklichkeit in Sophistenkünsten seine Gegner in Verlegenheit zu setzen; er wies aber mit Unwillen diesen Vorwurf zurück. „Meine erste Sorge,“ sagte er, „ist stets die gewesen, daß die Sache, für die ich kämpfte, gut sey, nie aber, weder im Scherze noch im Ernste, eine schlechte Sache zu vertheidigen; tief schämen mußte ich mich, wenn ich nach so vieler Übung, nach so langer Gewohnheit, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, so sehr beides auch durcheinander gewirrt war, dennoch nicht einmal die gute Sache vertheidigen könnte.“

Vier Jahre später dachte er daran, die Ordination zum Diakon nachzusuchen (der unterste Grad in der Englischen Kirche,

der in ein ähnliches Verhältniß setzt wie unsere geprüften Candidaten sind). Charakteristisch sind die Äußerungen seiner Eltern bei dieser Gelegenheit; der Vater schrieb ihm: „Der Eintritt in den geistlichen Stand ist ein großes Ding, und ich freue mich, daß Du ihn so ansiehst. Was Du von den Beweggründen dazu erwähnst, so denke ich darüber so: Ist es nicht geradezu unrecht, nach dem Amte zu trachten, um ein Bischen Brodt zu essen, so ist jedenfalls der Wunsch und die Absicht, ein ernsteres Leben zu führen, und die Hoffnung, daß es dadurch werde befördert werden, ein besserer Grund; obwohl Du damit schon zuvor den Anfang machen mußt, wenn Du nicht, zehn gegen eins gewettet, Dich später selbst betrügen willst. Hat aber Jemand eigentlich einen Widerwillen gegen den geistlichen Stand, so ist es wohl nicht schwer zu entscheiden, ob es ihm auch nur mit der gemeinsten Ehrlichkeit möglich sey zu versichern, er „„glaube, daß er dazu getrieben sey durch den heiligen Geist.““*) Doch der Hauptbeweggrund, dem alle anderen unterzuordnen sind, muß immer Gottes Ehre und der Dienst seiner Gemeinde in der Erbauung des Nächsten seyn; und wehe dem, welcher von niedrigeren Absichten geleitet, ein so heiliges Werk beginnt.“ Auf die Frage nach dem besten Commentar über die Bibel, antwortet er seinem Sohne: „Der beste ist die Bibel selbst. Die verschiedenen Paraphrasen und Übersetzungen in der Polyglotte, verglichen mit dem Grundtext und untereinander, sind meiner Ansicht nach für einen aufrichtigen, fleißigen, andächtigen und demüthigen Leser jedem Commentar, den ich kenne, weit vorzuziehen. Aber Grotius ist der Hauptsache nach der beste, besonders über das Alte Testament“ (ein Zeichen des sehr niedrigen Standes der theologischen Bildung und Erkenntniß in der Englischen Kirche damaliger Zeit, da Grotius, überhaupt so ungenügend, grade im Alten Testamente meist irreführend ist). — Gegen diese etwas oberflächlichen Äußerungen des Vaters bilden die der Mutter einen schönen Gegensatz: „Ich denke, je eher Du Diakon wirst, desto besser, da es Dich zu größerem Eifer in dem Studium der praktischen Theologie bewegen wird, was, nach meiner geringen Ansicht, künftigen Geistlichen doch das Allerwichtigste ist. Überhaupt hat die Änderung Deiner Empfindungsweise in der letzten Zeit viel Nachdenken bei mir veranlaßt. Ich, die ich leicht zu sanguinisch bin, hoffe, daß es eine Wirkung des heiligen Geistes sey, der Dir die Freude an irdischen Vergnügungen nimmt, damit er Dich zu einer eifrigeren, stetigeren Beschäftigung mit höheren, geistlichen Dingen treibe. Ist dem so, dann bist Du selig, wenn dieser Sinn in Dir bleibt. Und nun entschließ Dich mit rechtem Ernst, die Religion zur Hauptsache Deines ganzen Lebens zu

machen; denn sie ist doch, was man auch sonst sagen mag, genau gesprochen das Eine Nothwendige, alles Andere ist im Vergleich damit für den eigentlichen Zweck unseres Lebens nur wenig. Ich wünschte, daß Du jetzt eine gründliche Selbstprüfung aufstellen möchtest, um zu sehen, ob Du vernünftiger Weise hoffen darfst, daß Du im Stande der Gnade Jesu Christi Dich befindest. Hast Du diese Hoffnung, dann wird sie alles Leid Dir unendlich versüßen; hast Du sie nicht, dann hast Du mehr Ursach zu weinen, als über das Kläglichste Trauerspiel. Hierüber sollten alle Menschen, besonders aber, die in den geistlichen Stand treten wollen, ernstlich nachdenken, da grade sie vor allen ihren Beruf und Erwählung fest machen sollten, damit sie nicht, indem sie Anderen predigen, selbst verwerflich werden.“

Das erste Buch, was in dieser Zeit auf ihn wirkte, war Thomas von Kempen. Eine merkwürdige Vorempfindung indes von dem, was diesem Buche und ihm selbst damals fehlte, zeigt sich in seiner Äußerung darüber an seinen Vater: „Ich kann mir nicht denken, daß Gott, als er uns in diese Welt setzte, unwiderruflich beschlossen hat, wir sollten unglücklich darin seyn. Schließt das Aufnehmen des Kreuzes Christi in sich, daß wir jeder Freude und Zufriedenheit entsagen, wie ist damit vereinbar, was Salomo von der Weisheit sagt: „„Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede?““ — Zu derselben Zeit las er des Bischofs Jeremias Taylor's (aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) Regeln eines heiligen Lebens und Sterbens (Rules of holy living and dying); auch dies Buch ist nicht in einem rein evangelischen Sinne geschrieben, dennoch war der Eindruck, den es auf Wesley machte, groß; es zeigte ihm die Nothwendigkeit innerlicher Heiligung. „Sofort beschloß ich,“ sagt er, „mein ganzes Leben Gott zu weihen, alle meine Gedanken, Worte und Werke, indem ich deutlich erkannte, es gebe keinen Mittelweg; sondern daß jede Richtung, jede Seite meines Lebens (nicht bloß eine oder die andere) entweder Gott angehören müsse, oder mir selbst, das ist in der That, dem Teufel.“

Die Wirkung dieser Schriften auf ihn war so groß, daß er auch äußerlich sein ganzes Leben änderte; er brachte täglich eine bis zwei Stunden in Betrachtung und Gebet zu, er communicirte jede Woche, er kämpfte gegen alle Sünden, auch die in Worten und Gedanken. In dieser Herzensstimmung wurde er 1725 von dem bekannten Potter, Bischof von Oxford, nachherigem Erzbischof von Canterbury, ordinirt, und im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines Fellow (Mitglied) von Lincoln's College in Oxford, nach Englischer Verfassung eine Art bleibendes Stipendium, eine Pfründe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Worte aus der Englischen Agende.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840

Mittwoch den 8. Januar.

N^o 3.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Der zweite Vater der Brüdergemeinde, Spangenberg, hatte die pietistische Bahn von Anfang bis zu Ende durchgemessen, als ihm durch die Bekanntschaft mit Zinzendorf und anderen Mitgliedern der Gemeinde ein Licht über die Lehre von der Rechtfertigung aufging. In seiner Lebensbeschreibung von Rösler wird S. 27. in Bezug auf einen Verein gottesfürchtiger Studirenden in Jena, an dessen Spitze Spangenberg stand, gesagt: „In ihren besondern Versammlungen ermunterten sie sich zur Liebe und zum Dienste Jesu und die Gnade Gottes waltete oft kräftig unter ihnen. Sie drangen mit großem Ernst aufs Buße thun, dabei man eine Angst über seine Sünden fühlen müßte, wie ein Missethäter, der auf das Schaffot geführt wird. Spangenberg gesteht selbst, daß ihnen damals die klare Einsicht in die tröstliche Lehre von der Verzeihung durch Jesu Blut und Tod noch fehlte, so daß die Meisten durch die Predigt des Gesetzes mehr gottesfürchtig als gottselig wurden, und die Wenigsten zum ganzen Genuß des Guten gelangten, das uns der Heiland durch Leiden und Sterben erworben hat.“

Dem Pietismus ist dasjenige, was der Mensch auf dem Gebiete der Religion zu thun hat, die Hauptsache, hinter der alles Andere zurücktritt. Zinzendorf dagegen und seine Gemeinde „suchten alle mit der Person des allerliebsten Erlösers innig bekannt zu machen; weil sie glaubten, das wäre so das Kardinalpunctgen, darauf die Seligkeit dieses und jenes Lebens coullirte, die wahre Gottseligkeit und ihr großes Geheimniß: Gott ist offenbaret im Fleisch.“ „Sie invitirten die sensiblen Menschen, außer allen Weitläufigkeiten, auf das kurze Punctlein mit ihnen übereinzukommen, seine Tugend und Tod zu verkündigen, bis daß er komme: darauf coullirten alle ihre geistlichen Diskurse, öffentliche und besondere Reden, Wandel, Anstalten, Kindererziehung, Schriften, Gemeinschaft, Mißverständnisse, Trennungen und Reconciliations.“ Nat. Refl. Anh. S. 24. 25. Beide waren einseitig. Auch in der Brüdergemeinde läßt sich der sektenartige Charakter ihres Standpunktes insofern nicht verkennen, als sie aus dem umfassenden Bekenntnisse der Kirche einen einzelnen Punkt herausnimmt, und ihn nicht bloß zum Mittelpunkt macht — dies wäre ganz in der Ordnung und die Kirche hatte es selbst gethan — sondern gewissermaßen zum einzigen, indem sie alles Übrige mehr oder weniger für indifferent erklärt. Aber darin besteht der große Unterschied des Pietismus und der Brüdergemeinde, daß dasjenige

was die letztere als das Kardinalpunctlein einzig hervorhob, wirklich das Kardinalpunctlein, das Herz des Christenthums ist, während der Pietismus ein zwar nothwendiges, aber untergeordnetes Moment zur Hauptsache erhob. Die Geschichte hat sich auch hier als das Gericht erwiesen. Der Pietismus hat sich verlaufen wie ein Bach im Sande. Es gelang ihm zwar über die Orthodoxie den Sieg davon zu tragen. Als Franke, berichtet Zinzendorf, Anhang S. 10., im Jahre 1727 aus der Welt schied, wetteiferten die Universitäten und geistlichen Collegia in Deutschland, wer sich am freiesten und öffentlichsten für ihn erklären sollte. Der über dreißig Jahre so sehr verschrieene, gedrückte, verfolgte, durch hundert Edikte ausgebannte Pietismus, bekam so gar eine andere Gestalt, daß sich in allen weltlichen Herrlichkeiten lebende Damen öffentlich dafür erklärten, und die Fürsten die nachdrücklichsten Rescripte zu dessen Gunsten gaben. Schon 1718, als Zinzendorf sich sehr viele Mühe gab, die Wittenberger und die Halle'schen Theologen mit einander auszuöhnen, erklärte Franke ihm klar und bar, daß das Weichen nunmehr an jenen wäre. Und Löscher's Timotheus Verrius ist schon mit dem Bewußtseyn geschrieben, daß er eine fast verlorene Sache führt. Er selbst kommt sich vor „wie ein einsamer Vogel auf dem Dache und wie ein Käuzlein in den verstorbenen Städten,“ wie ein flüchtiger Jotham auf der Höhe Grissim, der noch einen letzten Versuch machen will, ob nicht guter Rath doch noch gute Statt finden wird. Als aber der Rationalismus einbrach, da zeigte sich der Pietismus völlig ohnmächtig, und kaum je ist die Festung der Kirche ihren Feinden so feige überliefert worden, wie damals. Der edle Enthusiasmus der ersten Anfänge war geschwunden; die zweite und dritte Generation befanden sich jetzt schon auf dem Schauplatze, bei denen erst die wahre Beschaffenheit einer Richtung sich recht zu erkennen gibt. Bei einer nicht geringen Anzahl von Individuen entwickelte sich auf naturgemäße Weise aus dem Pietismus der Nationalismus; sie gaben ganz auf, was von Haus aus in den Hintergrund getreten. Bei denjenigen, die sich dazu nicht entschließen konnten, trug doch die Frömmigkeit den abgelebten, gemachten Charakter, der immer bei dem Pietismus hervortritt sobald der Reiz, der alle Jugend schmückt, geschwunden ist. Das war nicht der freudige Glaube, dem vom Herrn der Hölle über alle Macht der Hölle verheißen worden. Geseufzt wurde genug in frommen Versammlungen über den einbrechenden Unglauben, aber über das Seufzen kam man nicht heraus. Die starken Bollwerke der Kirche gegen den Unglauben hatte der Pietismus vorher schon völlig abgetragen. Er hatte nichts übrig gelassen, außer der Hauptfestung der Pietät, und diese war in

kurzer Zeit wieder haufällig geworden. Darf es uns wundern, daß der Sieg der Feinde bald ein so allgemeiner war? Nie würde er dies gewesen seyn, wenn der Nationalismus unmittelbar mit der Orthodorie zu streiten gehabt hätte. Diese hatte gegen ihn viel kräftigere Hülfsmittel, aber ihre Kraft war vorher gebrochen worden durch den Pietismus, der durch den Anschein größerer Christlichkeit sie besiegte. Einmal untergegangen, ist der Pietismus auch nicht wieder aufgelebt. Denn daß dies geschehen, hat man nur behaupten können, indem man einen völlig willkürlichen Begriff von Pietismus aufstellte. Ganz anders die Brüdergemeinde. In der harten und langen Winterzeit des Unglaubens vermochte sie es freilich nicht, die großen Räume der Kirche zu erwärmen, worauf sie aber auch weder angewiesen war noch Anspruch machte, aber in ihrem eigenen Kämmerlein blieb's doch warm, und manchen Wanderer nahm sie dort bei sich auf und erwärmte ihn. Sie wurde der Mittelpunkt für dasjenige, was von christlichem Leben auch in der größeren Kirche geblieben war. Durch sie wurde auch das neu erwachende selbstständige Leben in derselben mannichfach angeregt. Und wenn es auch scheinen möchte, daß jetzt, nachdem sie ihre Hauptbestimmung erfüllt habe, für sie eine Zeit der Ermattung herbeigekommen sey, welche den heranahenden gänzlichen Verfall ankündigt, so wird doch der tiefer Blickende bei ihr auch jetzt noch einen Samen der Wiegegeburt nicht verkennen können, und sich gedrungen fühlen zu hoffen, daß der Herr dereinst das Herz der Kinder zu dem Herzen der Väter zurückführen werde.

Bisher haben wir uns nur noch mit den Eigenthümlichkeiten des Pietismus auf dem Gebiete der Rechtfertigung beschäftigt. Wir haben hier nur dasjenige aufgeführt, was dem Pietismus durchgängig eignet. Sonst würden wir noch geltend gemacht haben, daß selbst unter denjenigen seiner Anhänger, welche darauf bedacht waren, sich auf dem Gebiete der Kirchenlehre zu halten, sich das Bestreben mannichfach geltend machte, die Werke auf eine feine Weise mit in den Artikel von der Rechtfertigung zu ziehen, indem sie den Satz aufstellten, nur der thätige Glaube, der Glaube, der implicite schon die Werke in sich habe, rechtfertige und zwar insofern er thätig sey, also ein Übergang zeigte zu dem modernen Glauben, der sich so gern den Schein des reformatorischen geben möchte, während er von ihm gänzlich verschieden ist, ihm geradezu entgegensetzt. Der Glaube der Evangelischen Kirche ist nur das Mittel, wodurch die Gerechtigkeit Christi ergriffen wird, und die guten Werke fließen nicht aus ihm an sich, sondern nur aus ihm, insofern er die Gerechtigkeit Christi ergriffen hat. Wo dies verkannt, wo die rein empfangende Natur des Glaubens irgend alteriert wird, der Grund des Heiles und die Ordnung des Heiles nicht streng unterschieden, da ist man aus dem Gebiete der Evangelischen Kirche herübergeschritten in das der Römischen, aus dem Gebiete der Gnade in das der Natur, aus dem Gebiete der Theologie in das der Philosophie. — Sehen wir jetzt, wie aus der gegebenen Grundbestimmung des Pietismus sich auch seine übrigen Eigenthümlichkeiten mit Leichtigkeit erklären lassen.

Hier zieht zuerst die Geringschätzung der Lehre des Christenthums durch den Pietismus unsere Aufmerksamkeit auf sich. Man verwarf jede strenge begriffliche Durchbildung derselben als scholastische Subtilität; man verlangte, daß bei allen Artikeln ihr Einfluß auf die Frömmigkeit zunächst und vornehmlich in's Auge gefaßt werden müsse; alle Hauptpunkte, wo dieser Einfluß nicht sofort in die Augen fällt, sollen unwichtig seyn; die äußerlich richtige Lehre soll allen Werth und alle Bedeutung verlieren, wenn sie sich in einem Subjekte findet, das der Pietät ermangelt; die Polemik erscheint als eine Feindin der Frömmigkeit; man sucht sie so viel als möglich einzuschränken, indem die rechte Einpflanzung der Wahrheit in die Gemüther nur durch die Ausbreitung der Frömmigkeit geschehen könne.

Wer wollte verkennen, daß der Pietismus in dieser Beziehung im Verhältnisse gegen die damalige Orthodorie mit ihrer dürrer Scholastik und ihrer fleischlichen Polemik eine gewisse Wahrheit auf seiner Seite hatte? Aber wer sähe auch nicht auf der anderen Seite, wie höchst gefährlich die Stellung ist, die er zu der Lehre des Christenthums einnahm? Der in der Kirche schon vorhandene Indifferentismus trat jetzt aus dem Dunkel hervor, in dem er sich bisher verborgen gehalten hatte, machte mit der Frömmigkeit gemeine Sache, hüllte sich in ihr Gewand und nahm auch wohl ihre Parole an, bis die Sache durch den Beistand dieser seiner mächtigen Bundesgenossin so weit gekommen war, daß er offen hervortreten und sich die Herrschaft in der Kirche anmaßen konnte. Der Pietismus verkannte in der ihm, wie jeder groben Einseitigkeit, eigenthümlichen bornirten Kurzsichtigkeit, daß die reine Lehre der erste und wichtigste Schatz der Kirche ist, daß sie ihre Bedeutung nicht erst von der Pietät entlehnen kann, vielmehr diese unbedingt von ihr abhängig ist, nie ganz fehlt, wo sie vorhanden, immer, wo sie nur bleibt, nach Zeiten der Ermattung und des Verfalls mit erneuter Intensität hervorbricht, wovon der Pietismus selbst ein Beispiel. Er verkannte, daß das engherzige Nützlichkeitsprincip, in die Glaubenslehre eingeführt, zuerst diese als Wissenschaft, dann aber auch den Glauben selbst zerstören müsse, indem dieser Maßstab ein rein subjektiver und also auch von jeder Engherzigkeit der Subjekte, von jedem unvollkommenen Zustande derselben abhängig ist. Die Consequenz des Pietismus tritt uns hier in Semler vor Augen, der jeden Lehrgehalt verwarf, der nach seiner Meinung nicht zur „moralischen Ausbesserung“ des Menschen geeignet war. Die Abneigung gegen alle Polemik endlich war, so wie ein Ausfluß des einseitigen Accentlegens auf das thätige Christenthum, so ein Vorbote der gänzlichen Auflösung des Christenthums in bloße Moral. So lange das, was Gott für uns gethan, die Hauptsache im Christenthum ist, so lange die Glaubenslehre ihre hohe Dignität hat, muß auch ihre unzertrennliche Begleiterin, die Polemik, in Ehren gehalten werden. Unser Zeitbewußtseyn hat noch viel von der pietistisch-rationalistischen Abneigung gegen diese Disciplin in sich. Wir behaupten aber ihm zum Trost, daß die Gegner der Wahrheit widerlegen, ein eben so edles und unter Umständen noch edleres Geschäft sey, als

Waisenhäuser zu erbauen, daß mancher pietistische Lehrer der Theologie besser darauf seine Zeit und Kraft verwandt hätte, als auf das Halten frommer Versammlungen. Dazu werden sich immer Leute finden, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die göttliche Lehre rein und gegen allen menschlichen Irrthum siegreich erhalten wird.

Im nahen Zusammenhange mit dem so eben besprochenen Punkte steht die Geringschätzung der theologischen Gelehrsamkeit durch den Pietismus. Die Wissenschaft, die ihm nur als dienendes Mittel erscheint, muß nur so weit kultiviert werden, als sie zur Beförderung des Zweckes in enger und unmittelbarer Beziehung steht, und Männer der Wissenschaft selbst dürfen für sie mehr nur als Nebensache wirken, müssen ihre Hauptthätigkeit auf die direkte Beförderung der Frömmigkeit richten. Dieser Doktrin entsprach die Praxis nur zu gut. In der ersten Generation, die eben noch nicht unter dem Einflusse des Pietismus groß geworden, hatte derselbe einige gründlich gelehrte Theologen, die beiden Michaelis in Halle, den trefflichen Rambach. Die pietistischen Theologen der zweiten Generation aber zeigen fast alle eine höchst klägliche Figur. Schon Löschner bezeichnet in Th. 2. S. 58. als Folge des Pietismus „das offenbare Abnehmen der theologischen Erudition, worüber alle Verständigen klagen und doch keinen Rath dagegen finden mögen.“ „Wenn wichtige Stellen zu besetzen sind“ — sagt er — „erfährt man allzustark, was vor Mangel an solide doctis und cordatis theologis sey.“ Zinzendorf sagt in den nat. Resl. Anh. S. 11.: „Ich weiß nicht, ob es eine Wittenbergische Partheilichkeit von dem christlichen Herrn war, der in Wittenberg studiert hatte, er war, wenigstens um die Zeit, der Gedanken: wenn man noch eine Materie mit Furcht Gottes und menschlicher Honestät wollte traktiert wissen, so müsse man es bei denjenigen versuchen, die unter dem Namen der Orthodoxen bisher einen sehr schlechten Charakter gehabt hätten, und dieses Vertrauen hat er vor seine Person die ganze Zeit über zu dieser Art von Theologis nie verloren.“ Semler erzählt in seiner Lebensbeschreibung S. 87. von einem der bekanntesten Professoren aus dieser Schule, dessen Vorlesungen er in Halle beigezogen: „Seine Vorlesungen konnten kaum den ganz kleinen Anfängern nützen, theils weil er nur wenige Stunden las, theils weil es alles nur ein aufgeschriebener magerer Inhalt war. Sogar die Hebräische Bibel hatte er durchgeschossen und die Lateinische Übersetzung gegenüber geschrieben, und da er mit einem Glase sich helfen mußte, gerieth er mehr als einmal in die unrechte Lateinische Zeile, wie wir es leicht bemerkten. Über das Griechische leistete er gar nichts, als was in Wolf's curis stand, davon er niemals im Urtheil abwich.“ Wir behaupten zuversichtlich, von der Reformation an hat sich die Theologie in Deutschland nie in einem so traurigen Zustande befunden, wie derjenige ist, den man als das Produkt des Pietismus betrachten kann, etwa in den Jahren 1730—60. Wie groß in dieser Beziehung die Kurzsichtigkeit des Pietismus gewesen, das hat die Geschichte hinreichend aufgedeckt. In Deutschland trägt jede Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete, die es

nicht vermag oder die es verschmäh't, die theologische Wissenschaft sich anzueignen, den Keim des Unterganges in sich, es sey denn, daß sie sich in die engen Schranken einer Brüdergemeinde zurückziehe, wo sie aber auch noch, und wenn auch erst in später Zeit, an den Folgen dieses Mangels schwer zu leiden haben wird. Ein Lehrer der Theologie erfüllt hier weit mehr seine Pflicht und sorgt mehr für das Beste der Kirche, wenn er mit rastlosem Eifer seiner Wissenschaft obliegt, als wenn er auf dem praktischen Gebiete durch seine Thätigkeit die großartigsten Erfolge herbeiführt.

Der Pietismus ferner in seinem unbesonnenen Eifer für das thätige Christenthum war gleich damit fertig, ganze große Gebiete des menschlichen Daseyns für unnütz oder gar für verwerflich zu erklären, sobald ihre Beziehung zur Frömmigkeit nicht sogleich zu Tage lag, oder gar sündiger Mißbrauch sie in Opposition zu derselben gestellt hatte. Er war zu wenig des: verdirb es nicht, es ist ein Segen darin, eingedenk, gar zu schnell fertig mit seinen Profanitätserklärungen. Seine beschränkte Nützlichkeits-theorie wurde ihm auch hier verderblich. Was er im Interesse der Frömmigkeit, die überall einen bornirten Charakter entwickelt, wo man sich aus dem Gebiete der Religion in das der Moral verirrt hat, verworfen, das wurde eben durch diese Verwerfung zerstörend für die Frömmigkeit. Die weltlichen Wissenschaften, die Künste, die er mit dem Geiste des Christenthums zu durchdringen und ihm unterthan zu machen verschmäh't oder nicht vermocht hatte, erhoben sich nun gegen ihn und engten ihn mehr und mehr ein, bis sie ihn endlich ganz in einige abgelegene Winkel zurückdrängten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington etc. etc.“

(Fortsetzung.)

Charakteristisch für den Stand seiner theologischen Ansichten von den Dingen, die ihn nachher vorzugsweise beschäftigten, sind Äußerungen in Briefen an seine Mutter, die das Taylor'sche Buch hervorgerufen hatte. Taylor sagt darin: „In irgend einem Sinne müssen wir in jeder Gesellschaft, in welche wir eintreten, uns immer für die Schlechtesten halten.“ Ferner: „Ob Gott uns vergeben habe oder nicht, das wissen wir nicht; darum sey betrübt über jede Sünde, die du begangen hast.“ Wesley stießen besonders gegen diesen letzten Satz ernstliche Bedenken auf: „Mir scheint dies ein Widerspruch gegen das, was er im nächsten Abschnitt sagt: Durch das heilige Abendmahl werden alle Glieder Christi untereinander, und mit Christo, als ihrem Haupte, vereinigt; der heilige Geist theilt uns mit die Gnade

einer seligen Unsterblichkeit, und unsere Seele empfängt den Keim dazu. Nun können doch diese Gnadengaben unmöglich von so geringer Wirkung seyn, daß wir nicht wüßten, ob wir sie haben oder nicht. Sind wir in Christo und ist Christus in uns, was nicht der Fall seyn wird, ehe wir wiedergeboren sind, so müssen wir doch sicherlich das fühlen. Können wir nie eine Gewissheit unseres Gnadenstandes haben, dann haben wir alle Ursach, jede Minute nicht in Freude, sondern in Furcht und Zittern hinzubringen, und dann sind wir ohne Zweifel in diesem Leben die elendesten unter allen Menschen. Möge Gott uns von einer so schrecklichen Aussicht befreien. Demuth ist gewiß nothwendig zur Seligkeit; ist aber das nothwendig zur Demuth, wer ist dann demüthig? wer kann dann selig werden?" Dann fügt er seine eigene Vorstellung hinzu: „Das glaube ich fest, wir können niemals der Vergebung unserer Sünden so gewiß seyn, daß wir sicher wären, sie ständen nie wieder gegen uns auf. Es geschieht das doch unfehlbar, wenn wir abfallen; und ich begreife nicht, wie wir Gewissheit darüber haben können, zu beharren bis an's Ende, bis wir unseren Lauf vollendet haben. Aber dennoch bin ich überzeugt, wir können wissen, ob wir jetzt im Gnadenstande uns befinden, denn das ist in der heiligen Schrift unseren aufrichtigen Bemühungen verheißend; und ob wir aufrichtig sind, das können wir doch sicherlich beurtheilen.“ Ferner sagt er von der Gnadenwahl (auf die wahrscheinlich ihn die Erwägung der neun und dreißig Artikel vor der Ordination geführt): „Was soll ich davon denken? Ein ewiger göttlicher Rathschluß, Einige aus der Verdammniß zu erlösen, schließt meiner Meinung nach Alle von dieser Erlösung aus, die nicht erwählt sind. Und war das unvermeidlich und von Ewigkeit her beschlossen, daß nur dieser bestimmte Theil des menschlichen Geschlechts selig werden sollte und weiter Niemand, so wird die große Mehrzahl der Menschen bloß zu ewigem Tode geboren, ohne selbst die Möglichkeit ihm auszuweichen. Wie kann dies mit der Gerechtigkeit oder der Gnade Gottes bestehen? Ist es barmherzig, ein Wesen zu ewiger Verdammniß zu erschaffen? Ist es gerecht, einen Menschen für Vergehungen zu bestrafen, denen er nicht ausweichen konnte? Daß Gott der Urheber der Sünde und ungerecht sey, widerspricht doch den klarsten Begriffen, die wir von dem göttlichen Wesen haben.“ Bald nach dieser Zeit begab er sich eine Zeitlang zu seinem Vater nach Epworth.

Johann Wesley's fünf Jahr jüngerer Bruder Karl studirte gleichfalls in Oxford. Als er eben dahin abgehen wollte, bot ein sehr reicher Mann in Irland, Namens Wesley, der einen einzigen Sohn, Karl, verloren hatte, ihm die Annahme an Kindesstatt an, wenn er zu ihm kommen wolle; aber Karl Wesley schlug es aus. Merkwürdiger Weise kam so dies

große Vermögen an einen Anderen, welcher den Namen Wesley annahm, zum Grafen von Mornington erhoben wurde, und der Großvater der beiden so berühmten Brüder, des Marquis von Wellesley und des Herzogs von Wellington, geworden ist. „Hätte Karl Wesley das Anerbieten angenommen, so wäre der Gang der Weltgeschichte vielleicht ein anderer geworden,“ bemerkt Southey scherzend in seinem Leben Wesley's; „es gäbe keinen Methodismus mit allen seinen Folgen in England, es existirte kein Englisches Reich in Indien, und Napoleon wäre nicht besiegt worden.“ Karl brachte das erste Jahr im College in Vergnügungen hin, nachher wurde er fleißiger und ernster; auch er kam mit einigen gleichgesinnten Freunden zu dem Entschlusse, wöchentlich zum heiligen Abendmahl zu gehen, und die Art und Weise des Studirens, wie die Universitätsstatuten sie vorschreiben, genau zu beobachten. Wegen dieser methodischen Lebensweise erhielt er um das Jahr 1729 zuerst den Namen Methodist. Johann Wesley trat bei seiner Rückkehr nach Oxford in diese kleine Gesellschaft ein, zu der später noch Georg Whitefield und Hervey hinzukamen. Hier bildete sich nun Manches schon im Keime aus, was später weiter sich entfaltete. Alle verbundenen Freunde standen auf einem ganz geselligen Standpunkte. Es war nicht Klarheit und Gewissheit der Erkenntniß, nicht Freilebe der Seele, wonach sie zunächst trachteten, sondern Heiligkeit in Gedanken, Worten und Werken; die genaueste Beobachtung des ganzen geoffenbarten Willens Gottes, so wie aller Vorschriften ihrer Kirche ohne Rücksicht auf die Ansichten der Menschen. Wie aber ein solcher geselliger Standpunkt an den beiden Hauptnägeln leidet, einmal, daß über einzelnen Geboten der Mittelpunkt des Gesetzes selbst verborgen bleibt, und dann, daß eben deshalb diese einzelnen Gebote selbst, indem sie des rechten Lichtes entbehren, selbst falsch aufgefaßt werden: so zeigte sich der erste Mangel nicht nur in einer gewissen Säure des Gemüths, sondern vor Allem in großer Friedlosigkeit des Herzens und in einer Streifheit in der Auffassung der christlichen Wahrheit, der zweite aber in einer überall auch ohne Noth anstoßenden Schroffheit und Härte. Von beidem ging auch in die spätere Sinnesweise J. Wesley's einiges über. Aber gewiß war auch die gesellige Zucht, durch die sie auf das Evangelium vorbereitet wurden, die unermüdliche Liebesthätigkeit, mit der sie gefangene Verbrecher besuchten, und einige zum Tode vorbereiteten, und zwei bis drei Stunden täglich auf Armen- und Krankenbesuche verwandten, die Bewahrerin vor dem gefährlicheren Abwege des Antinomismus und der Schwärmerie, zu welchem ähnliche Bewegungen in Deutschland so oft geführt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 11. Januar.

N^o 4.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Der Pietismus, in seiner einseitigen Hervorhebung der subjektiven Frömmigkeit der Geistlichen, aus der die Lehre von der gänzlichen Unwirksamkeit des Amtes der Nichtwiedergeborenen hervorwuchs, legte den ersten Grund zu der Unkirchlichkeit, die nachher unter der Herrschaft des Nationalismus mehr und mehr überhandnahm und jetzt eins der Haupthindernisse der Wiederbelebung der Kirche bildet. Schon Löschner nennt Th. 2. S. 59. unter den Folgen des Pietismus auch „die täglich zunehmende Geringschätzung des Lehr- und Predigtamtes, wenn auch alle Treue und Fleiß von dessen Gliedern erwiesen wird, da hingegen unseren Vorektern ihre Lehrer, wenn sie kaum die Hälfte des Fleißes und der Arbeit thaten, die jetzt geschieht, wahrhaftig doppelter Ehre werth waren.“ Das ist ja gewiß, daß die reine Lehre, wenn sie von einem Prediger verkündet wird, die ihre Kraft nicht an seinem Herzen erfahren, viel von ihrer Kraft verliert. Aber sie deshalb ganz für unkräftig erklären, wird nur der Pietismus, der Alles unbedingt von der Pietät abhängig machen will, und eine solche Doktrin der Gemeinde zu verkünden ist eben so verderblich, als es heilsam ist, was an ihr wahr Angesichts der Prediger geltend zu machen. Denn wo eine solche Verkündung bei den Gemeinden aufkommt, da wird ihnen der Segen entzogen, den ihnen die Predigt des göttlichen Wortes auch durch einen solchen gewähren könnte, dessen Leben nicht mit ihr übereinstimmt, indem sie sich nun mit Gewalt gegen einen solchen Segen absperrten, um nicht in ihren Grundsätzen irre gemacht zu werden; da wird die Aufmerksamkeit von dem eigenen Herzen ab auf das des Predigers gelenkt, in Bezug auf das man ja auf dem Meinen seyn muß, ehe man einen Segen von ihm annehmen darf; da wird auch manchen frommen Predigers Arbeit zunichte gemacht, indem die Gemeinde bei ihm dies oder jenes vernimmt, was nach ihren vielleicht verkehrten Begriffen von der Frömmigkeit, mit zu derselben gehört; und endlich, was die Hauptsache ist, wird so der Blick gänzlich von dem Amte ab und einzig und allein auf die Subjektivität des Predigers gerichtet, so ist die nothwendige Folge die, daß man die Kirche eines Predigers, den man, wir wollen annehmen mit Recht, für unbekehrt hält, gar nicht besucht. Das Beispiel derjenigen, die dies aus mißverständener Frömmigkeit thun, und ihre unvorsichtigen Reden werden von der indifferentistischen Kirchenscheu begierig ergriffen. Bald steht die Kirche verödet da. Was wird nun aber wenn ein bekehrter Prediger hinkommt? Es ist leicht, die Leute der Kirche zu entwöhnen, aber unendlich schwer, sie wieder an die Kirche zu gewöhnen. Wahrlich ein Jeder, vor

Allen aber diejenigen, deren Beispiel von Bedeutung ist, muß sich sehr bedenken, ehe er die Versammlung verläßt, und wird sich nur dann die traurigen Folgen solchen Verhaltens nicht zuschreiben haben, wenn der Prediger ein offener Irrelehrer und Lasterer ist.

Mit der Geringschätzung des Predigtamtes ging die Verachtung der Ordnungen der Kirche und ihrer Verfassung Hand in Hand, überhaupt die Verkenning der Bedeutung der größeren kirchlichen Gemeinschaft. Der Pietismus hatte bedeutende separatistische Elemente in sich. Der Hochmuth und die Ungeduld, die aller selbstgewirkten Frömmigkeit eigenthümlich sind, ließen ihn verkennen, daß Alles, was zur Auflösung der Kirche führt, zugleich dazu dient, die Frömmigkeit zu vernichten, indem es die Schule derselben zerstört. Er glaubt die Kirche im Interesse der Frömmigkeit auflösen zu müssen, und wird so ohne es zu wissen, ein Diener und Vorläufer des Indifferentismus und Unglaubens. Je weniger sein Blick auf die großen Gegenstände des Glaubens gerichtet ist, je mehr er immer nur auf seine und Anderer subjektive Frömmigkeit sieht, desto mehr entzieht sich seinen Blicken die großartige Wirksamkeit des Herrn in dem Ganzen der Kirche, auch an denen, bei denen die Früchte der Wiedergeburt nicht vollständig und allgemein sichtbar hervortreten. Diese Wirksamkeit zu erkennen ist ein Werk des Glaubens, der von dem sichtbaren absieht und sich in die unsichtbaren Realitäten versenkt. Je mehr wir durchdringen sind von dem Vorhandenseyn der letzteren, desto gewisser wird es uns auch, daß sie sich nicht müßig verhalten, daß sie ihre Wirksamkeit auch nicht auf einen kleinen Kreis beschränken können. Jede Frömmigkeit ferner, in der ein selbstgewirktes Element vorhanden ist, hat einen scheuen zaghaften Charakter. Ihrer Schwäche sich bewußt fürchtet sie immer, sich durch die nähere Berührung mit nicht Gleichartigem zu verunreinigen. Das: du sollst nicht kosten und nicht berühren, ist ihr Wahlspruch. Der Glaube macht kühn und frei und gibt Kraft, die Welt zu besiegen, die isolirte und auf sich selbst stehende Frömmigkeit, die Frömmelei, kann ihr kümmerliches Daseyn nur vermittelt der Absonderung und Absperrung fortsetzen. — Speciell kann sich der Pietismus mit dem öffentlichen Gottesdienste wenig befreundet. Sein Blick bleibt immer auf die Erde gerichtet, darauf, ob die Theilnehmer an Gesang und Gebet, die Genossen des heiligen Mahles mit ihm auf derselben Stufe der Frömmigkeit stehen. Wären die großen Gegenstände des Glaubens ihm recht vor Augen, sähe er auf das, was Gott in Christo für uns gethan und thut, so würde solche Betrachtung ihn nicht stören. Er könnte dann statt zu richten, von Herzen loben und preisen.

Der Geringschätzung der kirchlichen Versammlungen geht

die Überschätzung (es versteht sich wohl von selbst, daß wir nur eine solche tadelnswerth finden) der Privatversammlungen zur Erbauung zur Seite. Trägt der Pietismus überhaupt den Charakter des sich Frommmachens, so stellen sich diese als die Stätten dar, in welchen die Frömmigkeit gemeinschaftlich gemacht wird.

An den Namen des Pietismus knüpft sich gewöhnlich der Gedanke der Heuchelei. Dies hat seinen guten Grund darin, daß jede selbstgemachte Frömmigkeit, je mehr ihr der Zugang zu der Gerechtigkeit in Christo verschlossen ist, desto mehr sich getrieben fühlen muß, ihre Unvollkommenheiten vor sich selbst und vor Anderen zu verdecken. Was man im Wesen nicht vollkommen zu erreichen vermag, davon nimmt man wenigstens vorläufig die Form an. Eine feine Heuchelei ist mit jeder Werkerechtigkeit verbunden.

Noch haben wir hier einer hervorstechenden Eigenthümlichkeit des Pietismus im vorigen Jahrhundert zu gedenken, des großen Eifers, mit dem er gegen die sogenannten Mittelbinger zu Felde zog. Auch bei diesem Punkte zeigt sich die Verwandtschaft des Pietismus mit dem Katholicismus. Sobald das Auge einseitig auf das thätige Christenthum, das christliche Leben gerichtet wird, so tritt die Gefahr ein, daß man sich an das Einzelne verliert und ihm eine übertriebene Bedeutung beilegt. Sehr treffend sagt Zinzendorf, die antiadiaphoristischen Gedanken seien ihm vergangen, als er gelernt, „wo man mit dem Heilande zuerst Posto fassen mußte.“ Ist der Baum erst gut, so werden die Früchte von selbst gut. Ihn gut zu machen, bei sich und bei Anderen, darauf muß der ganze Eifer gerichtet werden. Erst die Herzenshärte, und dann die Eitelkeiten, das ist der richtige Gang. Wird dieser verkehrt, so entsteht ein pharisäisches Wesen.

So viel nun zur Charakteristik des Pietismus im vergangenen Jahrhundert, wobei wir noch einmal daran erinnern, daß das Gesagte durchaus nicht so ohne Weiteres auf die trefflichen Männer übertragen werden darf, die gewöhnlich als Repräsentanten desselben gelten. Bei diesen waren die besprochenen Eigenthümlichkeiten zum großen Theil nur im ersten Keime vorhanden. Wie klar man aber das Wesen dieses Pietismus schon bei seinen Lebzeiten erkannte, das wollen wir noch durch Aushebung einer längeren Stelle aus Löschers's Timotheus Verinus anschaulich machen, in der sich seine Ansicht concentrirt vorfindet, Th. 2. S. 419.: „Also kann nichts zur Seligkeit nöthig, oder ein Stück des Heiles genannt werden, als das Gnadenerwerb, die eigentlichen für sich betrachteten Gnadenerwerbungen, und gewissermaßen die Gnadennittel Gottes. Alles das Ubrige, was wir empfinden und spüren, und also auch die empfundene und verspürte Pietät, sonderlich die guten Werke, sind Früchte, die keinen guten Baum machen, sondern anzeigen. Sobald man hiervon abgeht, so ist die Lauterkeit in Christo verloren und wird ein überfließendes Verhältniß der Pietät eingeführt. Wenn also von der Ordnung des Heiles geredet wird, so müssen diese Dinge gleichwohl auch noch unterschieden werden. Es gehört die Pietät erstlich nicht zum Grunde des Heiles; da ist nichts als die Glaubensgerechtigkeit: zum andern, ist sie nicht Alles in der Ordnung

des Heiles, sondern auch hier muß noch Vieles geglaubt werden, das wir nicht empfinden noch spüren. Wo dieses nicht gelehrt und angenommen wird, da hört der Glaube bei allem guten Scheine auf, und wird aus dem Christenthum ein über das Ziel steigendes mystisches oder ascetisches Wesen, davor die heiligen Männer Gottes treulich gewarnt haben.“

Man wird sich aus Zinzendorf's naturellen Reflexionen oder auch aus seinem Leben (Th. 1. S. 91.) erinnern, daß Löschers selbst, bei denjenigen, die unter dem Namen des Pietismus das Christenthum angreifen, für einen Pietisten galt, „daß man sich an seiner Gewissenhaftigkeit und Ernst im Christenthume fast so lange gestossen hatte, als er Professor der Theologie in Wittenberg gewesen war,“ daß Zinzendorf in seinem blinden Eifer für den Pietismus zuerst durch des heftigen Gegners der Polemik Lange „Erweis, daß der Herr Dr. Löschers bereits die Sünde im heiligen Geist begangen habe,“ erschüttert wurde.

Fragen wir nun aber: wie steht es jetzt mit dem Pietismus? gehört der Pietismus bloß der Vergangenheit an, oder reicht er in die lebendige Gegenwart hinein? so ergibt sich uns als Antwort: der Hauptsache nach, auf die allein die Frage gerichtet seyn kann, ist der Pietismus völlig geschwunden.

Der Pietismus als eine Hauptrichtung in der Kirche, als mächtige und zuletzt gar herrschende Partei in derselben, ist nur aus den Verhältnissen zur Zeit seiner Entstehung, aus der Herrschaft einer todten Orthodorie, dem allgemein verbreiteten Mißbrauche der Lehre von der Rechtfertigung zu erklären. Er ist als eine gutgemeinte Reaction gegen diese Richtung zu betrachten, die sich aber in ihren Mitteln vergriffen und die Krankheit durch Krankheit vertrieben hat. Diese Verhältnisse sind jetzt gar nicht mehr vorhanden. Das in unserem Jahrhundert erwachte christliche Streben trat in ganz andere Gegensätze, und zwar in solche, die weit minder gefährlich waren, hinein. Es hatte nicht wider den Mißbrauch edler Güter zu kämpfen, wobei man nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur leider nur zu leicht auch an dem Gebrauche irre und der edlen Güter selbst verlustig wird, sondern gegen Gesinnungen, die an sich dem Christenthum entschieden entgegenstehen, und bei deren Bekämpfung daher das incidit in Scyllam gar nicht so sehr zu fürchten ist, den Indifferentismus, den Unglauben, die offenbare Gottlosigkeit. Es hatte es auch nicht mit partiellen Irrthümern zu thun, wo die Gefahr so nahe liegt, auf die entgegengesetzte Wahrheit einen falschen Accent zu legen, in den Mittelpunkt zu setzen, was in den Umkreis gehört, sondern mit der totalen und umfassenden Läugnung der Wahrheit. Dadurch wurde es ihm leicht, jeder Wahrheit die gehörige Stellung zu geben, Alles richtig zu betonen, den Mittelpunkt nicht zu verrücken, und doch auch wieder nichts für unwichtig zu erklären, weil es nicht den Mittelpunkt bildet. Wie schwer sich frühere Unvorsichtigkeit in der letzteren Beziehung gerächt hat, hat ihm die Geschichte gezeigt.

Wohin wir nur irgend blicken, wir vermögen im Ganzen und Großen nichts von Pietismus zu entdecken. Was die Lehre von der Rechtfertigung namentlich betrifft, auf deren Gebiete der Pietismus recht eigentlich wurzelt, wer sähe nicht, daß die christ-

liche Bewegung in Deutschland in Bezug auf sie in die Fußstapfen der Reformatoren, und nicht der pietistischen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts getreten ist? Sie wieder zur unbedingten Herrschaft in der Kirche zu erheben, ist das eifrigste Bestreben derjenigen, die von dieser Bewegung ergriffen sind. Der frömmelnde, unwissenschaftliche Charakter, den die Dogmatik und die ganze Theologie unter den Händen des Pietismus annahm, wird ebenfalls von Niemanden mit Recht als auf uns vererbt bezeichnet werden können. Je strenger wissenschaftlich jede auf dem Grunde des Glaubens beruhende wissenschaftliche Bemühung ist, desto freudiger wird sie begrüßt. Das engherzige und bornirte Benutzen ganzer der Heiligung fähiger Gebiete des Lebens und der Wissenschaft, das sich der Pietismus zu Schulden kommen ließ, wird sich bei uns auch nicht nachweisen lassen. Weit eher hat man sich in dieser Beziehung über die in das christliche Gebiet eingedrungene Weltlichkeit zu beklagen, die sich mit diesen Gebieten auch in ihrer rohen Natürlichkeit befreundet, über ein bedenkliches Aufhören der Spannung des Gegensatzes gegen ihre gegenwärtige Entartung, aus deren Fortbestehen allein ihre dereinstige Umbildung hervorgehen kann. Separatistische Bestrebungen liegen uns fern. Alle öffentlichen Organe der christlichen Bewegung erklären laut, daß sie der Kirche als solcher dienen, zur Heilung ihrer Schäden wirken, nicht an der Aufrichtung einer Sekte arbeiten wollen. Der öffentliche Gottesdienst wird, wo die Diener des Wortes nur irgend erträglich sind, von Niemanden fleißiger und eifriger besucht, als von denen, die die Welt Pietisten nennt. Die Kirchlichkeit ist zum charakteristischen Merkmal der Christlichkeit geworden. Der Gegensatz, in den sich hie und da die Privatversammlungen gegen die kirchlichen setzen, verschwindet, sobald die letzteren durch die Vorzüge der kirchlichen Behörden wieder ihrer Bestimmung conform gemacht werden; es stellt sich dann heraus, daß man nicht die Kirche, sondern aus Treue gegen die Kirche den falschen Lehrer ver-laffen hat.

Damit wollen wir freilich nicht in Abrede stellen, daß nicht hie und da vereinzelte pietistische Erscheinungen und Momente sich vorfinden. Der Pietismus hätte nie in einer gewissen Zeit sich als eine so bedeutende historische Erscheinung gestalten können, wenn er nicht zu allen Zeiten sporadisch vorkäme. Aber wo sich dergleichen in unserer Zeit findet, da zeigt es sich sofort als individuell und momentan dadurch, daß das Ganze es von sich ausstößt und auf das Individuum zurückwirft (man erinnere sich z. B. an die Aufnahme, welche die Eyrtsche Schrift in diesen Blättern gefunden), oder daß das Individuum selbst es bei weiterer Entwicklung völlig von sich abstreift, in der Regel auch schon während es damit befaßt ist, das mehr oder weniger deutliche Bewußtseyn hat, daß dies Element einer noch zu überwindenden Unvollkommenheit angehört. Wo dies Bewußtseyn nur nicht schwindet, da kann der Durchgang durch pietistische Zustände, wie er mehr oder weniger bei den meisten stattfindet, in vielen Fällen heilsam, in manchen sogar nothwendig seyn. Die meisten, die auf den Pietismus herabsehen, auch unter denen, die man im Allgemeinen als christlich Gesinnte

bezeichnen kann, stehen unter ihm. Wie Manchem, der sich zu leicht zufrieden, zu frühe zur Ruhe begibt, der Aufforderung die Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, sich unbefleckt zu erhalten von der Welt so wenig gedenkt, sich unvorsichtig sofort wieder den Gebieten naht, auf denen er früher mit seiner unreinen Neigung einheimisch gewesen ist, die Welt beherrschen und bekehren will, ehe er ihr entsagt hat, kurz wie Manchem von denen, welche jetzt einem Christenthum ohne Buße und gründliche Verläugnung nachtrachten, möchte man eine tüchtige Dosis von Pietismus wünschen! Diese Krankheit könnte für sie der Weg zur Gesundheit werden. Als Weg ist der Pietismus ganz gut, nur nicht als Ziel.

Wo etwa der Pietismus sich noch als herrschende Richtung ganzer Gemeinschaften zeigen sollte, wie dies vielfach, der Herausgeber weiß nicht mit welchem Rechte, von Württemberg behauptet wird, da wird sich nachweisen lassen, daß er nicht ein selbstständiges Produkt der neuen christlichen Bewegung, sondern nur eine Erbschaft aus dem vorigen Jahrhundert ist. Es wird dies nur da der Fall seyn, wo sich ein ununterbrochener Zusammenhang in der christlichen Richtung nachweisen läßt. Je unbedingter das neue Leben aus dem Tode hervorgegangen ist, desto weniger wird es auch eine pietistische Gestalt tragen.

Bei dieser Lage der Sache nun kann es nicht an der Zeit seyn, ganze Bücher mit wissenschaftlicher Polemik gegen den Pietismus zu füllen. Seine Bekämpfung gehört nicht mehr in das Gebiet der Polemik, sondern in das der Seelenpflege. Eten deshalb aber muß man ein dickes Buch wie das vorliegende, welches sich als Polemik gegen den Pietismus ankündigt, von vorn herein mit Mißtrauen betrachten. Da Niemand so leicht mit einem Gegner eine litterarische Fehde anknüpfen wird, der auf dem litterarischen Gebiete gar nicht mehr vorhanden ist, so muß sofort der dringende Verdacht entstehen, daß der Verfasser eines solchen Buches nach Weise des großen Hauses den Begriff des Pietismus entstellt und diesen Namen nur einer ihm widerwärtigen Denkweise aufgesteift habe, um sie zu brandmarken.

Dieser Verdacht nun findet sich bei der vorliegenden Schrift vollkommen bestätigt. Was der Verf. unter dem Namen des Pietismus bekämpft, ist nichts Anderes als das einfache biblisch-kirchliche Christenthum. Eine Darlegung der Grundzüge seiner Ansicht, wie sie in dem ersten, „Grundcharakter des Pietismus,“ überschriebenen Abschnitt vorliegen, wird dies sogleich zeigen. Der Verf. beginnt mit der auf dem Standpunkt des Atheismus freilich nothwendigen Läugnung jeder göttlichen Offenbarung. „Die Religion“ — sagt er S. 13. — „ist ihrem wahren Wesen nach eine eigenthümliche Stufe in dem Prozeß des sich entfaltenden menschlichen Selbstbewußtseyns.“ Aus diesem ersten Satze fließt mit Nothwendigkeit der zweite, die wahre Theilnahme des einzelnen Subjektes an der Religion kann keine andere seyn als die, „daß das Gegebene, weil ja an sich ein Produkt des Selbstbewußtseyns, von dem Subjekte hinwiederum zu einem inneren Objekte seines Bewußtseyns gemacht wird.“ „Das objektiv Gegebene“ — sagt der Verf. — „assimilirt sich das gläubige Subjekt, in ihm kehrt der Inhalt der Religion aus seiner geschicht-

lichen Objectivierung in das Selbstbewußtseyn, seine ursprüngliche Heimath, zurück.“ Dem Pietismus nun wohnt ein lebhaftes Streben nach Berinnerlichung des von Außen Gegebenen bei. „Allein das, was ihn erst zum Pietismus macht, ist dieses, daß er in diesem Streben nach Assimilation des Gegebenen doch über das Gegebene als Gegebenes, über diese Form des gegenständlichen Seyns, in welcher ihm der Inhalt des Glaubens zunächst entgegentritt, nicht hinauskommt, daß er nicht zur wahrhaften geistigen Belebung des ihm dargebotenen Stoffes gelangen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington etc. etc.“

(Fortsetzung.)

Nachdem beide Brüder mit ihren Freunden dies Leben einige Jahre fortgesetzt hatten, richtete der Vorstand einer neuen Kolonie in Georgien seine Augen auf sie, daß sie sowohl für die geistlichen Bedürfnisse der Kolonie sorgen, als auch den Indianern das Evangelium predigen möchten. Johann Wesley sagt in seinem Tagebuche vom 14. Oktober 1735: „Heut stiegen wir in's Boot nach Gravesend, um uns nach Georgien einzuschiffen. Wir verließen unser Vaterland nicht, um dem Mangel zu entgehen, denn Gott hatte uns im Zeitlichen reichlich gesegnet; auch nicht um die Spreu und den Roth irdischen Reichthums oder weltlicher Ehre zu gewinnen, sondern allein darum: unsere Seelen selig zu machen und ganz zu Gottes Ehre zu leben.“ Diese Reise war der eigentliche große Wendepunkt in seinem Leben. Denn auf dem Schiffe, wo er mit seinen Freunden seine Zeit auf's Genaueste eintheilte, und namentlich auf gemeinschaftliches Gebet und Ermahnung täglich einige bestimmte Stunden verwandte, trat bei großer Lebensgefahr die Fried- und Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, bei allen Übungen der Gottseligkeit ihm recht klar in's Bewußtseyn. Auf demselben Schiffe waren sechs und zwanzig Mitglieder der Brüdergemeinde aus Herrnhuth, mit ihrem Bischöfe David Nitschmann, welche zu ähnlichem Zwecke, wie Wesley, nach Georgien segelten. „Lange schon,“ sagt er, „war mir der große Ernst in ihrem Benehmen aufgefallen; von ihrer Demuth hatten sie dadurch Proben gegeben, daß sie die niedrigen Dienste für die Reisenden, deren die Engländer sich weigerten, freiwillig übernahmen, ohne Bezahlung dafür zu nehmen, indem sie erklärten: „Das sey für ihre stolzen Herzen grade recht; ihr lieber Heiland habe für sie viel mehr gethan.“ Und täglich hatten sie eine Sanftmuth bewiesen, die keine Beleidigung zu reizen vermochte; wurden sie gestoßen, ge-

schlagen, zu Boden geworfen, so standen sie ruhig auf oder gingen weg, beklagten sich aber nie. Nun kam auch eine Probe ihrer Furchtlosigkeit. Mitten in dem Liebe, womit sie ihren Gottesdienst angingen, brach die See herein, zerriß das Hauptsegel, füllte das Schiff, und ergoß sich zwischen die beiden Verdecke, als hätte der Abgrund uns schon verschlungen. Ein furchtbarer Schrei wurde von allen Engländern gehört; aber die Deutschen sangen ruhig fort. Ich fragte späterhin einen: „Wart Ihr denn nicht in Furcht?“ Er erwiderte: „Gott sey Dank, nein.“ Darauf fragte ich weiter: „Aber Eure Weiber und Kinder, fürchteten die sich nicht?“ Er antwortete sanft: „Nein, auch unsere Weiber und Kinder fürchten sich nicht zu sterben.“

Bald nach ihrer Landung kam der nachherige Bischof Spanienberg, der schon früher dorthin gekommen war, zu den Ansiedlern. „Bald erkannte ich,“ sagt Wesley, „weß Geistes Kind er sey, und bat ihn um seinen Rath für mich. Er sagte: „Lieber Bruder, ich muß zuerst eine oder zwei Fragen Ihnen vorlegen. Haben Sie das Zeugniß des heiligen Geistes in Ihrem Herzen, daß Sie Gottes Kind sind?“ Ich war betroffen und konnte ihm keine Antwort geben. Er bemerkte es und fragte weiter: „Kennen Sie Jesum Christum?“ Ich schwieg still; dann sagte ich: „Ich weiß, er ist der Heiland der Welt.“ — „Gut!“ sagte er, „aber wissen Sie auch, daß er Ihr Heiland ist?“ Ich antwortete: „Nun, ich hoffe, er ist auch zu meiner Erlösung gestorben.“ Er fügte darauf nichts weiter hinzu als: „Kennen Sie wohl sich selbst?“ Ich sagte: Ja! Aber ich fürchte, es waren leere Worte. — Er erzählte mir von sich: Achtehn Jahr alt bezog ich die Universität Jena, wo ich einige Jahre zubrachte, Sprachen zu lernen, und dann die eitle Philosophie, die ich nun lange mich bemüht habe zu vergessen. Hier gesiel es Gott, durch Einige, welche gewaltig predigten, mein Herz zu bekehren; sogleich warf ich all mein Wissen weg, bis auf das, was zu meiner Seelen Seligkeit führte; ich zog mich aus allem Verkehr zurück, und begab mich in die Einsamkeit, dort mein Leben zuzubringen. Drei Tage genoß ich da vielen Trost; am vierten aber war er ganz verschwunden; ich ersaunte und fragte einen erfahrenen Christen um Rath; er durchschaute mein Herz, wies mich zurück, und hieß mich auf den Wink der Vorsehung zu einem Berufe warten. Ich ging zurück, taugte aber weder zur Arbeit noch zum Umgang; ich konnte nichts als Ja oder Nein antworten, oft das Einfachste nicht verstehen; meine Freunde betrachteten mich wie einen Abgeschiedenen. Als es besser mit mir wurde, fing ich an, arme Kinder zu unterrichten. Eine Anstellung, die ich in Halle erhielt, endete, nachdem ich dort vielen Anstoß gegeben, damit, daß ich auf Befehl des Königs die Stadt verlassen mußte, und ich begab mich zum Grafen Zinzendorf nach Herrnhuth, wo eine Gemeinde, welche an der Lehre und Zucht der Apostel festhält.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840

Mittwoch den 15. Januar.

N^o 5.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Mit unseren Worten ausgedrückt: der Menscheng Geist begriff auf den niederen Stufen seiner Entwicklung sein eigenes Wesen noch so wenig, daß er, statt zu erkennen, wie er das Ein und Alles, noch Geistiges außer sich und über sich anerkannte, sich vielfach von außen und von oben bedingt und bestimmt fühlte. Das fortgeschrittene Bewußtseyn soll diese Täuschungen zerstören, soll erkennen, daß die vermeintlichen Objektivitäten bloße Spiegelbilder sind, Reflexe des eigenen Ich. Nur auf diese Weise ist eine durchgebildete, wahrhaft innerliche Religiosität möglich. Nach einer solchen strebt der Pietismus und deshalb hat er grade besonders die Verpflichtung auf sich, den Schatten als Schatten zu erkennen. Dagegen aber sträubt er sich. Er hält die Objektivitäten so entschieden fest, daß er das Wesen der Religion grade in demjenigen sucht, was untergehen muß, damit sie zu Stande komme.

Was der Verf. meint, ist so enorm gottlos, daß manche unserer Leser, bedenkend, daß sie es mit einem Geistlichen zu thun haben, ihrem Verständniß seiner Meinung mißtrauen werden, obgleich dieselbe völlig klar vorliegt. Damit jeder solcher Zweifel beseitigt werde, wollen wir was der Verf. will, noch an einigen Beispielen deutlich machen. Das sinnliche Denken, werden wir S. 79 ff. belehrt, hat die Vorstellung von einem persönlichen Gotte, dem neben dem Menschen seine eigene Substanz zukomme, erzeugt. An dieser schlechten dualistischen Ansicht hält der Pietismus entschieden fest. Er will Gott und Mensch durchaus aneinander halten, und kann sich gar nicht darin finden, daß Menschseyn und Gottseyn nicht Gegensätze, sondern nur verschiedene Bestimmtheiten sind. Er bekennet sich noch immer zu dem veralteten Glauben an einen Gott, der im Himmel thront. Eben so auch bleibt der Pietismus in der Lehre von der Sünde bei der jetzt in das Gebiet des sinnlichen Denkens zurückgewiesenen kirchlich symbolischen Lehrweise. Er nimmt mit ihr noch einen Satan und einen Sündenfall an, während das fortgeschrittene Bewußtseyn in diesen Lehren nur Objektivirungen „des dem menschlichen Willen immanenten Principes des Bösen“ erkennt, den Satan und Adam in sich zurücknimmt, die Sünde als die allgemeine und nothwendige Mitgabe der menschlichen Natur, die unzertrennliche Begleiterin der Endlichkeit betrachtet, und den Sündenfall sich bei jedem Individuum wiederholen läßt. Was die Lehre von der Person Christi betrifft, so erkennt der Pietismus in ihm einseitig den Sohn Gottes, verkennt daß die Hauptbedeutung seiner Geschichte die, daß in ihr „die wesentliche Einheit des Göttlichen und Mensch-

lichen zur Anschauung kommt,“ daß sich „in ihr die Idee zur Anschauung gebracht hat, daß das Göttliche und Menschliche an sich eins sind.“ Oder mit anderen Worten, der Pietismus wagt in übergroßer Bescheidenheit nicht, den ihm nach dem Urtheilsprüche des absoluten Wissens unserer Tage gebührenden Antheil an der Gottessohnschaft Christi in Empfang zu nehmen, sträubt sich zu unterscheiden zwischen dem idealen Christus, der nichts Anderes ist, als die Idee, wie sie in jedem Einzelnen Gestalt gewinnt, und dem historischen Christus, an welchem sich die Idee manifestirte.

Diese Beispiele werden genügen. Man wird sich nach ihnen das Ubrige schon von selbst hinzudenken können. Pietist — dies sehen wir vorläufig aus ihnen — ist nach dem Urtheil des Verf. Jeder, der nicht Gottes- und Christusbäugner ist, und der noch eine Sünde anerkennt. Denn daß es keine Sünde geben kann, sobald man sie mit dem Verf. als nothwendige Mitgabe der menschlichen Natur betrachtet, wird Jeder gleich einsehen. Mit der Anerkennung eines Sündenfalls hört nothwendig auch die Sünde auf.

Wonach Jeder zuerst fragen wird, ist, wie kommt der Verfasser dazu, dasjenige, was anderwärts von seiner Schule als „das bisherige Christenthum“ bezeichnet worden ist, die Lehre der christlichen Kirche aller Jahrhunderte, und ganz besonders die Lehre der Kirche, deren Brodt er isst und die er mit Füßen tritt, — denn unter allen Kirchen hebt diese; so gewiß als das sola fide ihre Wahlspruch ist, so gewiß auch das Objekt auf dem religiösen Gebiete im schneidenden Gegensatz gegen das Subjekt auf das Entschiedenste hervor — als Pietismus umzu-taufen? Diese Frage drängt sich um so lebhafter auf, da der Verf. in dem dogmatischen Theile bei allen Hauptlehren ausdrücklich bemerkt, daß der Pietismus hier im Wesentlichen mit der Kirchenlehre zusammenstimme, und da er S. 8 und 9. an Anderen die Identificirung des Pietismus mit der kirchlichen Lehre ausdrücklich rügt.

Man wird sich schon denken, daß sich der Verf. irgend etwas zurecht gemacht hat, um sein wirklich absurdes Verfahren zu beschönigen. Das Raisonement, was sich in dieser Beziehung vorfindet, vgl. z. B. S. 50 ff. S. 64., läuft dahin hinaus: die Übereinstimmung des Pietismus mit der Kirchenlehre ist nur eine scheinbare. Die Ausbildung der letzteren fällt in eine Zeit, wo das Moment der Subjektivität noch nicht zur vollen Entwicklung gekommen war, wo man noch mit Recht, weil in Übereinstimmung mit der damaligen Entwicklungsstufe, von einem persönlichen Gott und einem persönlichen Christus träumte, noch nicht daran dachte, daß der Mensch Alles an sich hat und ist. Unterdessen aber haben sich die Zeiten geändert. Das moderne Bewußtseyn ist dahin fortgeschritten, den Inhalt des Glaubens

als Element seiner selbst zu erkennen. Dies Bewußtseyn ist Produkt des Weltgeistes, dasjenige was jetzt der Geist den Gemeinden sagt; ist, bei aller scheinbaren Unähnlichkeit, die Kirchenlehre selbst in ihrer legitimen Fortentwicklung. Diejenigen dagegen, welche die dem unentwickelten Standpunkte angehörende Kirchenlehre noch jetzt festhalten wollen, werden mit Recht als Pietisten bezeichnet. Der Pietismus ist nicht das Festhalten der Kirchenlehre überhaupt, sondern in unserer Zeit, unter den gegebenen Verhältnissen, Angesichts der neuen Offenbarung, wie sie durch die neueste Philosophie erfolgt ist.

Wir bemerken nur beiläufig, daß der Verf. gar nicht einmal den Versuch gemacht hat, sich deshalb zu rechtfertigen, warum er unter den vielen verwerfenden Bezeichnungen für die sich verstockende Kirchenlehre, die ihm zu Gebote standen, gerade die des Pietismus gewählt hat. Das aber heben wir besonders hervor, daß der Verf. aller Geschichte Hohn spricht, wenn er behauptet, der krasse Pantheismus, zu dem er sich bekennt, sey erst ein Produkt der neuesten Fortschritte auf dem Gebiete des Denkens. Wer wüßte nicht, daß er schon dem Gebiete des vorchristlichen Heidenthums angehört? daß er in der christlichen Zeit bei nichtchristlichen Völkern, wie bei den Persern und Chinesen, in der consequentesten Durchbildung uns entgegentritt? daß er in der christlichen Kirche selbst in den verschiedensten Zeiten als ein finsternes Gespenst hervorgetreten ist, aber durch die Kraft des biblischen Christenthums in den Abgrund zurückgeworfen ist, aus dem er sich erhoben hat? Da der Verf. aber besonders von dem reformatorischen Zeitalter behauptet, es habe seine gottlose Lehre nicht adoptirt, nicht etwa weil ihm dieselbe zu gottlos, sondern weil sie für sein Denken zu hoch gewesen, so wollen wir speciell in Bezug auf dieses zeigen, daß diese Lehre in ihm vorhanden war, aber von den Reformatoren als eine Ausgeburt der Hölle verworfen wurde. Ist dieser Beweis geführt, so steht fest, daß die Kirchenlehre entweder von Anfang an Pietismus gewesen ist, oder auch jetzt diesen Namen nicht verdient, daß die Kirchenlehre und der Pantheismus von Haus aus einem ganz verschiedenen Gebiete angehören, der Pantheismus in der Kirche weder auf Herrschaft noch auf Duldung Anspruch machen kann, vielmehr aus ihr ausgemerzt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß, wenn sie nicht sich selbst aufgeben will.

Den Stoff zu unserem Beweise liefert uns in reicher Fülle die merkwürdige Schrift Calvin's „Belehrung gegen die fanatische und rasende Sekte der Libertiner, die sich Geistliche (spirituales) nennen,“ in den tractat. theoll. opp. v. VIII. Amst. Diese Libertiner, deren Sekte sich damals zu nicht geringer Bedeutung erhoben und die selbst die der evangelischen Lehre zugehörige Königin von Navarra in ihre Rehe gezogen hatten, wollten in der Hauptsache ganz dasselbe, was unsere modernen Pantheisten, Männer der Idee, Hegelinge. Ganz besonders auffallend ist die Übereinstimmung mit derjenigen Fraktion derselben, die man mit dem Namen des jungen Deutschlands bezeichnet hat. Deshalb aber können Männer, wie der Verf. der vorliegenden Schrift, die nahe Verwandtschaft mit ihnen nicht verläugnen. Denn in der Grundlehre sind sie mit dem jungen Deutsch-

land eins und also auch mit den Libertinern. Daß zu allen verderblichen sittlichen Consequenzen verfehlend, aus dieser Grundlehre mit Nothwendigkeit hervorgehen, mag ihrer Person Ehre machen, für die Sache ist es aber völlig gleichgültig. Die Inconsequenz der Individuen wird nie die Consequenz des Systemes aufhalten. Wir wollen zuvörderst eine Äußerung Calvin's anführen (S. 377.), welche die Größe seines Abscheus gegen diese Sekte veranschaulicht: „Wer“ — sagt er — „auch nur das Allergeringste von Ehre hat, muß sich bemühen, daß sie von Hohen und Niedrigen erkannt werden. Und Alle bis zu den Knaben sollten den vorübergehenden in's Gesicht speien, damit sie durch dieses Zeichen des Abscheus diejenigen beschämten, die durch ihre Beschützung vielen Tausenden von Seelen Ursache des Unterganges geworden sind.“ Mag man den Ausdruck zu heftig finden, die Äußerung ist die eines redlichen Knechtes Gottes, dessen Eifer so Viele in unserer Zeit beschämt, die das Böse nicht von Herzen hassen, weil sie das Gute nicht von Herzen lieben, die aus Menschenfurcht und Menschengeselligkeit es nicht wagen, ihre Stimmen laut gegen einen Schaden der Kirche zu erheben, über den die Steine schreien möchten, die nichts davon zu wissen scheinen, was geschrieben steht: „Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld, und daß du die Bösen nicht tragen kannst,“ die selbst wohl gar schwach nachgebend oder unvorsichtig spielend oder absichtlich kokettirend sich mit dem infernalen System nach einzelnen Seiten in Connex setzen. Jetzt wenden wir uns zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Nachweisung der wesentlichen Übereinstimmung des Systemes der Libertiner und desjenigen, welches uns der Verf. repräsentirt.

Der Verf. verwirft S. 125 ff. entschieden das formale Princip der Evangelischen Kirche, die Lehre von der unbedingten Autorität der heiligen Schrift, und das von seinem Standpunkt aus ganz consequent und nothgedrungen. Ist die Schrift nichts Anderes als ein Produkt des menschlichen Bewußtseyns, und Anderes kann sie ja dem Pantheismus nichts seyn, so ist es thöricht, ihr ferner normative Autorität beizulegen. Alles Menschliche veraltet, wird von der fortschreitenden Entwicklung überflügelt. Nicht immer aber wagt es der Verf., seinen auf die Schrift sich stützenden Gegnern gegenüber offen diese Autorität zu perhorresciren. Er wendet noch ein zweites Mittel an, um sich gegen die Beweisführung aus ihr sicher zu stellen. Er beruft sich auf die concrete, bildliche Redeweise der Schrift, bei der man den didaktischen Gehalt nie mit voller Sicherheit ausmitteln könne; so z. B. S. 65., wo er durch Anwendung dieses Mittels dem „Pietismus,“ welcher während des gegenwärtigen Weltlaufes ein Fortbestehen des Bösen neben dem Guten, ja eine Steigerung des erstern am Ende der Tage annimmt, die Stelle Matth. 13, 24 — 30., 36 — 43. zu entreißen sucht, in der, wenn irgend etwas, gewiß das klar vorliegt, daß bei der Vollendung des Verderbens noch genug vorhanden seyn wird („alle Ärgernisse und die welche die Ungerechtigkeit üben“), obgleich diese Stelle keineswegs die wichtigste ist, auch unter den Aussprüchen des Herrn selbst, auf die sich der „Pietismus“ beruft, — viel wichtiger nament-

ath. E. 24., besonders B. 12. Ganz dieselbe doppelte
 ng zur heiligen Schrift nahmen auch die Libertiner ein.
 „...in äußert in dieser Beziehung S. 381.: „Ich habe schon
 gesagt, daß sie im Anfange offen zu lachen pflegten, wenn Je-
 mand die heilige Schrift anführte, und nicht verhehlten, daß sie
 dieselbe für fabelhaft hielten. Unterdeffen hörten sie doch nicht
 auf, sich ihrer zu bedienen, wenn sich eine Stelle fand, die sie
 zu ihrem Sinne verdrehen konnten. Nicht etwa, weil sie daran
 glaubten, sondern nur, um die Unkundigen zu verwirren und sie
 um so leichter an sich zu ziehen. Wenn ihnen eine Stelle ent-
 gegengehalten wurde, so antworteten sie, wir seyen nicht an den
 Buchstaben gebunden, sondern wir müssen dem Geiste folgen,
 der da lebendig macht.“ — „Da sie aber bemerkt haben, daß
 alle Guten ein solches Sakrilegium verabscheuen, daß Gottes
 heiliges Wort mit Füßen getreten wird, so haben sie sich gemäß
 ihrem Glaubensartikel von der Zweizüngigkeit, in das Gewand
 gehüllt, unter dem sie jetzt verborgen sind, nämlich daß sie nicht
 bekennen die heiligen Schriften zu verwerfen, sondern, indem sie
 sich stellen, als lassen sie dieselben zu, verdrehen sie sie nach dem
 Beispiele ihrer Vorfahren, der Priscillianisten, und verwandeln
 sie in Allegorien.“ — „Sie wollen eine neue Weise einführen,
 nach der die Schrift eine wächserne Nase werden, oder wie ein
 Ball hin und hergeworfen werden soll.“

Die Lösungsworte unserer modernen Pantheisten sind der
 Geist, die Idee. Eben so war es auch schon bei den Libertin-
 ern. „Es ist zu bemerken“ — sagt Calvin S. 381. — „daß
 sie keine Rede von irgend einer Sache anfangen können, ohne
 daß der Name des Geistes sogleich von ihnen vorgebracht wird
 und kaum können sie zwei Sätze zu Ende bringen, ohne ihn zu
 wiederholen.“ — „Jene Bestien vermengen Alles ohne Grund
 und setzen keinen Unterschied zwischen dem Sohne Gottes und
 seinem Geiste.“ — „Wenn ein frommer Mann in die Hände
 jener Betrüger fällt, und hört, daß sie nur vom Geiste reden:
 das Wort Gottes sey nicht anders als Geist, eben so sey Chri-
 stus Geist und wir müssen mit ihm Geist werden, so werden sie
 auf den ersten Anblick fromme und eifrige Leute zu seyn scheinen.“

Der Verf. redet beständig von der Identität des mensch-
 lichen Geistes mit dem göttlichen; er ist so consequent in seinem
 Pantheismus, in seiner Verläugnung des Gottes in der Höhe,
 in seiner Opposition gegen das Vaterunser, daß er S. 110. Aus-
 drücke wie die: Jemand sey von oben gestärkt, aufgerichtet,
 erquickt worden, als einer pietistischen Verirrung angehörig ver-
 weist, indem „dadurch die Continuität des geistigen Lebens in
 lauter vereinzelte Akte eines von Außen herein wirkenden Prin-
 cipes zerissen sich darstelle.“ Zu derselben Höhe hatten sich auch
 schon die Libertiner erhoben, und der Ruhm eines scharfen Den-
 kers, den bisher Jeder Calvin zugestand, wird fortan auf einen
 Quintinus oder Bertrand, oder wie die obskuren Stimmführer
 der Libertiner sonst noch heißen, übertragen werden müssen, sobald
 die Behauptung des Verf. sich bestätigt, ob man sich zu dieser
 Höhe erhebe oder nicht, hänge ganz ab von der Stufe des Den-
 kens, auf der man sich befinde. „Zuerst behaupten sie“ — sagt
 Calvin S. 382. — „es sey nur ein einziger Geist Gottes, der

in allen Creaturen sey und lebe. Also vernichten sie die Wesen-
 heit sowohl der menschlichen, als auch der englischen Seele.“ —
 „Sie sagen anstatt unserer Seelen lebe Gott in uns, belebe un-
 seren Körper, erhalte uns und bewirke alle Lebensfunktionen —
 auf daß Gott eine Creatur werde und die menschliche Seele ver-
 nichtet.“ „Was heißt es aber zu läugnen, daß des Menschen
 Seele eine wahre Substanz und geschaffen ist? Ist das nicht
 schauderhaft, daß dies bezweifelt wird unter denen, die sich Chri-
 sten nennen?“ „Übrigens ist die Lehre der Schrift einfach und
 klar, nämlich, daß Gott unsere Seelen nach seinem Bilde ge-
 schaffen habe, welche also in unserem Leibe wohnen, daß nach
 ihrem Abscheiden eine jede an den Ort geht, den sie sich selbst
 in dieser Welt bereitet hat.“

Wir sahen schon, daß der Verf. die Existenz des Satans
 läugnet, ihn für eine bloße Personifizierung der allein im Inneren
 des Menschen einheimischen Sünde erklärt, sahen auch schon,
 daß er die Sünde selbst aufhebt, indem er sie als eine nothwen-
 dige und somit schuldblose Mitgabe der menschlichen Natur be-
 trachtet. Beides finden wir auch bei den Libertinern wieder.
 „Man wird fragen“ — sagt Calvin S. 383. — „welches
 ihre Meinung vom Teufel sey. Ich antworte, sie nennen ihn
 und reden von ihm, aber in ihrer Weise und in ihrem Sinne.
 Denn den Teufel, die Welt und die Sünde halten sie für eine
 Einbildung, welche nichts ist. Und also sey, sagen sie, der
 Mensch, bis er in ihrer Sekte erneuert. (Man denke
 an die Hegelsche Wiedergeburt.) Daher umfassen sie Alles dies
 mit einem Worte, dem der Vorstellung. Womit sie sagen
 wollen, es seyen bloße nichtige und leere Einbildungen.“ — „Was
 die Sünde betrifft, so sagen sie nicht bloß, sie sey die Berau-
 bung des Guten, sondern es ist ihnen eine Vorstellung, welche
 verschwindet und zunichte wird, wenn man nicht darauf achtet.“)

Beiläufig machen wir hier darauf aufmerksam, daß Calvin
 einen Gedanken schon ausspricht, dessen Ehre gewöhnlich dem
 neueren Supernaturalismus beigelegt wird. „Hier muß man
 aber die List des Satans bemerken. Es ist nichts wonach er
 mehr verlangt, als daß er uns unversehens angreifen und fangen
 kann. Wie könnte er dies aber wohl besser bewirken, als daß
 er uns aufbindet, er existire nicht, damit man sich nicht vor
 ihm hüte.“

(Zerückung folgt.)

*) In dem Schreiben „an alle Fromme in Rouen“ in Bezug auf
 die Schriften eines Franziskaners, der zur Partei der Libertiner gehörte,
 Werke Th. 8. S. 403 ff., sagt Calvin: „Er beschuldigt Gott, daß er
 den Menschen mit der Bosheit und Sündhaftigkeit der Natur geschaffen,
 mit der er jetzt befaßt ist. Was eine offenbare Blasphemie ist, die
 dem Menschen Gelegenheit gibt, seine Schlechtigkeit zu entschuldigen,
 indem er die Schuld auf Gott wirft. Er versichert zwar, seine Mei-
 nung sey eine ganz andere; er wolle Gott nicht zum Urheber des
 Bösen machen. Aber was hilft solche Ausflucht in einer so offenba-
 ren Sache.“

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington etc. etc.“

(Fortsetzung.)

Alles dies machte auf Joh. Wesley den tiefsten Eindruck, doch ging es nicht wesentlich vorwärts mit ihm. Einerseits seine große Gewissenhaftigkeit und Treue, andererseits seine Schroffheit und Strenge, vor Allem aber, daß ihm selbst die Erkenntniß des eigentlichen Herzens des Evangeliums fehlte, vereitelte alle seine Bemühungen sowohl unter den Ansiedlern als den Indianern, und nach etwas über zwei Jahren verließ er Georgien fast in Verzweiflung; ein Land, wo jetzt eine große Anzahl blühender Methodistengesellschaften sich befindet. „Zwei Jahr und vier Monat sind es nun,“ schrieb er in sein Tagebuch nach seiner Rückkehr, „seit ich meine Heimath verließ, um den Georgischen Indianern das Christenthum zu predigen; aber was hab' ich selbst inzwischen gelernt? Was ich am wenigsten erwartete: daß ich, der ich nach Amerika zog, um Andere zu bekehren, selbst noch nicht zu Gott bekehrt war. Ich rase nicht, indem ich dies sage, sondern rede wahre und vernünftige Worte; ob vielleicht Einige, die noch träumen, aufwachen möchten und sehen, daß, was sie sind, ich auch sey. Sind sie bewandert in der Philosophie? So war ich es auch. In alten und neuen Sprachen? So ich auch. In der Theologie? Ich habe viele Jahre sie studirt. Können sie fließend reden über geistliche Dinge? Das kann ich grade auch. Geben sie viel Almosen? Siehe, ich habe alle meine Habe den Armen gegeben. Arbeiten sie auch, wie sie geben? Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle. Sind sie willig, für ihre Brüder zu leiden? Ich habe Freunde, Ehren, Bequemlichkeit, Vaterland verlassen; mein Leben hab' ich in die Hand genommen, und bin in fremde Länder gezogen. Aber macht dies Alles (und wäre es weniger oder mehr) mich angenehm vor Gott? Kann Alles, was ich thue, weiß, rede, gebe oder leide, mich rechtfertigen vor seinem Angesicht? Ist Gottes Wort Wahrheit, so ist alles dies, wie es heilig und gerecht ist, wenn der christliche Glaube es veredelt, ohne ihn nur Spreu. So habe ich an den Enden der Erde lernen müssen, daß mein Herz ganz verderbt ist, daß meine eigene Gerechtigkeit so wenig dem erzürnten Gott mich versöhnen kann, oder genugthun für die geringste Sünde, deren ich so viele habe als Haare auf dem Haupte, daß das Glänzendste davon selbst am meisten einer Genugthuung bedarf. Man hat mir gesagt, ich hätte ja Glauben; ja, die Teufel haben auch einen solchen, eine Art Glauben, bei dem man fremd

bleiben kann dem Bunde der Verheißung. Der Glaube, der mir fehlt, ist ein festes Vertrauen auf Gott, daß durch Christi Verdienst meine Sünden mir vergeben sind und ich durch Gottes Gnade aufgenommen. Mir fehlt der Glaube, den Niemand haben kann, ohne es zu wissen, daß er ihn hat; denn wer ihn hat, ist frei von Sünden; der ganze Leib der Sünde ist zunichte geworden in ihm; frei von Furcht hat er Frieden mit Gott durch Christum, und freut sich in der Hoffnung der Herrlichkeit, die Gott geben soll; er ist frei von Zweifel, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in sein Herz durch den heiligen Geist, der ihm gegeben, welcher Geist selbst Zeugniß gibt seinem Geiste, daß er Gottes Kind ist.“

Die tiefe Erfahrung der Nichtigkeit seiner eigenen Gerechtigkeit, die in diesen Worten sich ausdrückt, die Sehnsucht nach dem wahren, seligmachenden Glauben waren die Vorbereitungen, durch die Gott ihn nun bald aus peinlicher Nacht und langer Dämmerung an das volle Tageslicht führte. Er fand bei seiner Rückkehr Peter Böhler, einen Geistlichen der Brüdergemeinde, in London, welcher der ihm von Gott gesendete Ananias war. Die feste Überzeugung, daß es ihm selbst noch am wahren Glauben fehle, wollte anfangs ihn bestimmen, nicht mehr zu predigen; Böhler widerrieth es ihm, und auf seine Frage, was er denn predigen sollte, erwiderte der erfahrene Mann, der tief in sein Herz blickte: „Predigen Sie den Glauben, bis Sie ihn haben; dann werden Sie bald ihn predigen, weil Sie ihn haben.“ Um diese Zeit bekam er eine Aufforderung, einen verurtheilten Missethäter zum Tode vorzubereiten; er konnte sich aber nicht dazu entschließen, da er auch damals noch, wie bisher immer, die Unmöglichkeit einer plötzlichen Bekehrung behauptete. Inzwischen fuhr Böhler fort, die Früchte des lebendigen Glaubens, die Seligkeit und Heiligkeit, aufs Lebhafteste ihm zu schildern, und Wesley las im Neuen Testament, indem er die Bestätigung der Erfahrungen, die er hatte beschreiben hören, darin suchte. Endlich ließ er sich doch bewegen, mit einem Freunde den Verbrecher zu besuchen. Sie lasen ihm Gebete aus der Liturgie vor, predigten über das Wort: „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben und danach das Gericht,“ und dann beteten sie mit ihm, wie es ihnen gegeben wurde. Er kniete nieder, schwer beladen und verwirrt, ganz zerrissen von Sündengefühl. Nach einer Weile stand er auf und sagte lebhaft: „Nun bin ich bereit zu sterben, ich weiß, Christus hat meine Sünden hinweggenommen, und es ist nichts Verdammliches mehr an mir.“ Dieselbe stille Heiterkeit zeigte er auch auf dem Wege zur Richtstätte bis zu seinem letzten Augenblick, und genoß einen stillen Frieden in der Gewissheit, angenehm gemacht zu seyn in dem Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 18. Januar.

N^o 6.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Die Aufhebung des freien Willens, der Determinismus, gehört mit unter die Lehren des modernen Pantheismus und dient besonders dazu, ihn bei dem schlaffen Geschlechte dieser Zeit beliebt zu machen. Es versteht sich von selbst, daß auch der Verf. dieser verderblichen Ansicht huldigt. Wie könnte sie fehlen, wo das für sich Bestehen der menschlichen Seele geläugnet, wo ferner das Böse als nothwendige Mitgabe der menschlichen Natur, als zur Wesenheit derselben gehörig betrachtet wird? Auch in dieser Lehre aber haben die Männer der Idee die Libertiner zu Vorgängern. „Nachdem sie“ — sagt Calvin S. 383. — „einen einigen Geist nach ihrer Willkühr erdichtet haben, mit Vernichtung der Naturen der Engel, der Teufel und der menschlichen Seele: sagen sie, dieser Geist allein bewirke Alles, nicht um dasjenige auszudrücken, was die Schrift lehrt, daß alle Creaturen, wie sie in ihm bestehen, so auch von ihm regiert werden, seiner Vorsehung unterworfen sind und eine jede in ihrer Ordnung seinem Willen dienen, sondern was in der Welt geschieht sey geradezu für sein Werk zu halten. So legen sie dem Menschen keinen Willen bei, als wäre er ein Stein und heben allen Unterschied des Guten und des Bösen auf, weil nach ihrem Urtheil nichts schlecht gethan werden kann, indem Gott der Urheber von Allem ist.“

Was die Christologie des Verf., so wie der ganzen Schule betrifft, der er angehört, so bewegt sich hier Alles um die Scheidung zwischen dem historischen und dem idealen Christus, welche der Pietismus auf unwissenschaftliche Weise vermengt, — dem Menschensohne und dem göttlichen Logos. Alles Große und Herrliche, was von Christo ausgesagt wird, hat seine Wahrheit nur dann, wenn wir es auf „die realisirte Idee der Menschheit“, oder was dasselbe ist, den göttlichen Logos“ beziehen, S. 30., wofür man nach S. XII. auch den die Einzelnen beselenden höheren Geist substituiren kann. Der historische Christus dagegen hat nur die Bedeutung eines Symbols; in seiner Geschichte, auf deren wahrhaft geschichtlichen Charakter eben deshalb wenig ankommt, wird nur die Geschichte jedes einzelnen Individuums angeschaut. Das höchste Bestreben muß dahin gerichtet seyn, sie flüssig zu machen, dem historischen Christus die geliebte Herrlichkeit zu nehmen und sich in ihren vollen Mitbesitz einzusetzen. Aus einer Menge dahin gehörender Stellen wollen wir hier nur einige anführen. Nach S. 88. werden wir insofern in Christo gerecht vor Gott, als „in ihm die verwirk-

lichte Idee der Einheit des Göttlichen und des Menschlichen angeschaut wird.“ In der Lehre von dem versöhnenden Tode Christi ist nach S. 89. eine tiefe religiöse und spekulative Idee enthalten, welche „nach der Hegelschen Auffassung nur als für das religiöse Bewußtseyn angeknüpft an die Person Christi und dessen Leiden und Tod erscheint. Das Ertröden der sündhaften Persönlichkeit stellt sich dem religiösen Bewußtseyn in dem natürlichen Tode Christi dar, es ist ein dem Scheine nach ihm fremdes Thun, in Wahrheit aber schaut in diesem äußeren Leiden und Sterben einer fremden Person der Geist sein eigenes, inneres und geistiges Thun an.“ Nach S. 102. faßt der Rationalismus mit Recht die Thätigkeit des historischen Christus nur als eine lehrende und vorbildende auf, und schreibt auch dem Tode Christi nur in dieser Beziehung Bedeutung zu. Denn „es gibt keine andere geistige Einwirkung eines Individuums (und wird vorausgesetzt, der historische Christus war eben ein Individuum wie alle übrigen) auf Andere, als die Selbstdarstellung in Wort und Werk, handelnd und leidend.“

Auch hier bieten unsere neuen Libertiner eine auffallende Ähnlichkeit mit den alten dar, von denen Calvin in dem Abschnitt: welches der Christus der Libertiner sey und wie sie ihn für ihren Erlöser erkennen, u. A. sagt: „Darin sehen sie die Erlösung, daß Christus bloß ein Typus war, in dem wir dasjenige anschauen sollen, was die Schrift zu unserem Heile verlangt. Sie bedienen sich zwar herrlicher Sentenzen, gleich als wollten sie seine Tugend erheben, damit sie die Schande ihrer Lehre bedecken. Aber darauf kommt ihre ganze Rede hinaus: was Christus gethan und gelitten hat, sey nur eine bloße dramatische Handlung auf dem Theater, wodurch das Geheimniß unseres Heiles abgebildet werden soll. — — — Ubrigens ist nach ihrer Einbildung Jeder von uns Christus und was an ihm geschehen ist, sagen sie, sey an uns Allen bewirkt.“

Wenn der Verf., in Bezug auf den wir uns immer in's Gedächtniß zurückrufen müssen, daß er, mit einem Widerspruche zwischen Amt und Person, der im höchsten Grade lächerlich seyn würde, wenn er nicht im höchsten Grade schauerlich wäre, Diener Christi an seiner Gemeinde ist, die er durch sein eigen Blut erkaufte hat, irgend consequent, oder richtiger gesagt, ehrlich seyn will, so muß er am Krankenbette sich eben so verhalten, wie Quintin, von dem Calvin erzählt: „Er sagte einst in meiner Gegenwart zu einem sehr kranken Menschen, der bloß das Eine gesagt, ach mein Gott, welche Schmerzen fühle ich, hilf mir, ihn scheltend: was sagst Du? kann Christus sich übel befinden? Sind nicht alle seine Schmerzen vorüber? Ist er

nicht in der Herrlichkeit des Vaters? Bist Du nur so weit fortgeschritten?" Trifft es ihn aber, so wird er bald erfahren, welch ein Unterschied es ist, Gottes Sohn seyn und sich dafür halten, wie unendlich besser es ist, den wahren Gottessohn zum Heilande zu haben, als selbst ein erträumter Gottessohn zu seyn, es wird auch an ihm wahr werden, was Calvin nach dem schon Angeführten hinzufügt: „Aber wenn Gott sie selbst heim sucht, so erkaunen sie, weil sie sich als Menschen befinden, unähnlich dem Sohne Gottes, und jenes Idol, was sie sich aus Luft verfertigt, aus ihnen verschwunden ist.“

Der nothwendige Ausfluß des Pantheismus ist der Antinomismus. Die Annahme der Nothwendigkeit des Gesetzes auch für die Wiedergeborenen gründet sich auf die Erkenntniß der Tiefe der menschlichen Sündhaftigkeit, welche zur Folge hat, daß neben dem neuen Leben noch immer das alte sich geltend macht, verhindert, daß wir nicht ohne Weiteres dem Zuge unserer Natur folgen dürfen, und bewirkt, daß wir stets des Gesetzes als eines Prüffeines nöthig haben, durch den wir unterscheiden, was dem Geiste und was dem Fleische angehört. Aus der Demuth also wächst die Hochachtung gegen das Gesetz hervor. Eben so aber ist der Hochmuth die Mutter seiner Verachtung. Die auf's Höchste getriebene pelagianische Verblendung, wie sie dem Pantheismus zu Grunde liegt, meint, der einmal vom Göttlichen Ergriffene sey nun auch über alle Berge hinaus. Die erträumten Heiligen werden eben so schnell fertig, wie die wirklichen langsam. Wie? Wer von Haus aus schon Sohn Gottes ist, und nun zum vollen Bewußtseyn und damit zum vollen Besitze dieser Würde gelangt, sollte nicht stolz und sicher auftreten dürfen, sollte sich noch der Krücke des Gesetzes bedienen müssen? Zu dieser Lehre bekennet sich auch der Verf. Ihm ist der Stand der Gnade „eine im vollen Sinne naturgewordene Identität des Göttlichen und Menschlichen,“ der Wiedergeborene (denn über die Wiedergeburt macht er viele Worte, grade so wie auch die alten Libertiner, von denen Calvin sagt: „sie bekennen zwar mit uns, daß wir nicht Gottes Söhne seyn können, wenn wir nicht wiedergeboren seyen. Und auf den ersten Anblick könnte man denken, sie stimmten mit uns überein. Denn sie bedienen sich gar hoher und glänzender Worte, um die Wiedergeburt zu erheben,“ u. f. w.) sey „ein selbstständiges, das göttliche Princip als seinen eigenen Lebensquell in sich tragendes Individuum,“ keiner Gabe von oben, keiner Mittheilung himmlischer Kräfte ferner bedürftend. S. 110. Er macht es dem „Pietismus“ zum schweren Vorwurf, daß er in Übereinstimmung mit der Kirchenlehre dem Gesetze auch noch für den Stand der Gnade Bedeutung beilegt, S. 187 ff. S. 207. Ganz dasselbe finden wir auch bei den alten Libertinern. „Jene Wahnsinnigen“ — sagt Calvin S. 390. — „wollen das ganze Gesetz zu nichte machen, indem sie sagen, es sey keine Rücksicht mehr darauf zu nehmen, weil wir zur Freiheit geführt seyen.“ — „Die höchste Vollkommenheit ist, wie Augustinus sagt, seine Unvollkommenheit zu erkennen, und beständig seine Schwächen vor Gott zu bekennen. Jene Schwärmer aber stützen sich, um ihren Irrthum zu be-

weisen, auf den Ausspruch des Johannes: wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht. Das gestehe ich ihnen gerne zu, wenn ein vollkommen Wiedergeborener gefunden werden könnte, daß in ihm keine Sünde mehr seyn würde. Ich sage aber, daß kein Fall der Art von Anfang der Welt stattgefunden hat.“

Eben weil der Antinomismus die nothwendige Consequenz und allgemeine Lehre des Pietismus ist, muß es als unwesentlich und zufällig betrachtet werden, ob die einzelnen Individuen, die sich zu ihm bekennen, sich der ungebundensten sittlichen Zügellosigkeit überlassen, oder sich innerhalb gewisser Schranken halten. Denn diese Differenz ist nicht durch das Princip bedingt — beide stimmen vielmehr darin überein, daß man unbedingt und prüfungslos seinen Neigungen folgen dürfe und solle, betrachten jede Beziehung zu dem Gesetze als eine schmachvolle Knechtschaft — sondern nur durch die zufällige Beschaffenheit der Individuen, das mehr oder weniger Versuchungsvalle ihrer Lage, die größere oder geringere Zurückhaltung, welche äußere Verhältnisse auferlegen u. f. w. Das Wesentliche ist der bornirte Hochmuth, welcher verkennet, daß auch in dem Wiedergeborenen der Kampf des Fleisches und des Geistes fortdauert, und somit die Gefahr verderblicher Selbsttäuschung.

Der Pantheismus, mit seiner Vernichtung alles individuellen Lebens und aller Persönlichkeit, muß nothwendig jede Unsterblichkeit läugnen. Auch in dieser Beziehung haben unsere neuen Libertiner, denen offenbar auch unser Verf. sich anschließt, obgleich er bei diesem Punkte seines schwarzen Rockes ganz besonders eingedenk gewesen ist, und sich das Ansehen geben will, als bekämpfe er nur falsche sinnliche Vorstellungen von dem zukünftigen Leben, eine Verabung des Diesseits zu Gunsten des Jenseits, die alten zu Vorgängern. „Paulus“ — sagt Calvin S. 395. — „thut des Philetus und Hymenäus Erwähnung, die schon zu seiner Zeit sagten, die Auferstehung sey geschehen, indem er zeigt, es sey dies eine gottlose Ketzerei, durch welche der christliche Glaube gänzlich zerstört wird. Nichts desto weniger aber hören jene Hunde nicht auf, ihren fluchwürdigen Irrthum gegen einen so deutlichen Ausspruch festzuhalten. Denn sie verlachen alle Hoffnung, die wir von der Auferstehung haben, und sagen, das sey uns schon geschehen, was wir noch erwarten. — Es ist zwar wahr, daß, wer glaubt, niemals sterben wird, sondern vom Tode hindurchgebracht ist zum Leben, daß keine Verdammniß wider sie ist, der Tod nicht ferner über sie herrscht, insofern in ihnen Gottes Geist wohnt, der Christum von den Todten auferweckt hat. Aber daraus folgt nicht, daß die Seligkeit, die wir erwarten, schon an uns offenbart ist, daß wir schon ihrer genießen und schon in den Besitz unserer Erbschaft eingesezt sind.“

Was wir bisher beigebracht, wird zum Erweise der wesentlichen Identität des alten und des neuen Libertinismus vollkommen genügen, und somit für bewiesen zu erachten seyn, was wir zu beweisen versprochen.

Der Verf. hat die listige Dreistigkeit gehabt, gegen die unter dem Namen des Pietismus versteckte oder vielmehr mit ihm zu-

sammengeworfene Kirchenlehre die Offensive zu ergreifen. Er hat darauf gerechnet, daß der Angegriffene, mit seiner Selbstvertheidigung zufrieden, nicht darauf ausgehen werde, ihn zu vernichten. Er hat für sein System die Herrschaft in Anspruch genommen, um, wenn nicht diese, doch wenigstens sicher Duldung für dasselbe zu erlangen. Dieser Kunstgriff ist ihm einigermaßen gelungen. Seine vaterländischen Gegner sind meist gar zu sehr nur auf Abwehr bedacht gewesen. Sie haben auf ihrem eigenen Gebiete sich mühsam vertheidigt, statt den Krieg dahin zu spielen, wohin er gehört, in das Herz des feindlichen Landes. Wir wollen nicht also thun. Wir erheben gegen den Verkläger unserer Brüder, und in und mit ihm gegen die ganze Partei, zu er gehört, folgende schwere Gegenanklagen.

Zuerst beschuldigen wir die Richtung, der er huldigt, einer das ganze Christenthum zerstörenden, ja alle Religion auflösenden Tendenz, der offenbaren Unchristlichkeit und Gottlosigkeit.

Der Vorwurf lautet hart, aber was wir bisher schon beigebracht haben wird zu seiner Begründung hinreichen. Hier wollen wir nur einen Punkt noch hervorheben. Ein Prüfstein für den christlichen oder unchristlichen, religiösen oder irreligiösen Charakter einer Richtung ist die Stellung, welche sie zu dem Gebete einnehmen muß und einnimmt. Denn Religion und Gebet sind überall unzertrennlich verbunden. Schon auf den niedrigsten Stufen der Religiosität wächst das Gebet aus ihr ganz von selbst hervor, und je tiefer und lebendiger sie wird, desto mehr wird auch das Gebet, aus seiner anfänglichen Vereinzelnung erlöst, eine das ganze Leben beherrschende Macht. So halb aber das Bild des persönlichen Gottes nur verbleicht in der Seele, sobald, der uns der Nächste seyn will und soll, fern wird, schwindet die Fähigkeit zum Gebete, und somit auch die Achtung gegen dasselbe. Schon Kant auf seinem deistischen Standpunkt erklärt offen (Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft S. 284.): „Das Beten als ein innerer förmlicher Gottesdienst, und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn,“ und leitet S. 285. die Unvernünftigkeit des Gebetes daraus ab, daß man in ihm Gott als persönlich gegenwärtig annehme. Müßte nun schon ein solcher Deist vor sich selbst erröthen und fürchten, sich an den Gränzen des Gebietes des Wahnsinns zu befinden, wenn er beten wollte — denn — sagt Kant, „daß ein Mensch mit sich selbst (die Gegenwart eines Höheren, Unsichtbaren kann er sich gar nicht denken) laut redend betroffen wird, bringt ihn vor der Hand in den Verdacht, daß er eine kleine Anwandlung von Wahnsinn habe“ — er, der doch noch einen Gott im Himmel anerkennt, und nur im Widerspruche mit sich selbst ihn in den Himmel hineinbannt, denn wer im Himmel ist, ist auch auf Erden, das: der du bist im Himmel, drückt zugleich die höchste Nähe aus: wie könnte dann bei dem Pantheismus noch ein Gedanke an Gebet seyn, der den Gott, welchen der Deismus bloß entfernt hat, ganz vernichtet, versteht sich von selbst, nur so viel bei ihm steht; denn hier wird sich die Nichtidentität von Denken und Seyn dereinst

auf furchtbare Weise ihnen bewähren, hier ihnen die Nichtigkeit des Idealismus zu ihrem Schrecken kund werden. Ein Pantheist der betet, muß nicht etwa bloß „eine kleine Anwandlung von Wahnsinn“ haben, er muß völlig wahnsinnig seyn; wo ein dem Pantheismus ergebendes Individuum es noch thut, zu thun vermag, da zeigt es eben dadurch, daß der Pantheismus es noch nicht ganz eingenommen und vergiftet hat, daß noch ein besseres Element in ihm zurückgeblieben.

Der Pantheismus schließt den Atheismus, die Läugnung des persönlichen Gottes in sich, geht aber noch über ihn hinaus, indem er an die Stelle desselben den Menscheng Geist setzt. Er ist Atheismus mit Götzendienste verbunden. Seine ganze furchtbare Bedeutung hat er bei uns erst in der neueren Zeit, in dem Hegelschen Systeme und was damit zusammenhängt, entwickelt. Anfangs trat er unter uns als Gegensatz gegen den Rationalismus auf. Es war eine Reaction des Gefühles gegen den trockenen Verstand, mit seiner ordinären Moral und seinem niedrigen Nützlichkeitsprincip. Er erweckte wiederum die Sehnsucht nach einem Höheren, Göttlichen, und eben weil er auf dem Gebiete des Gefühles wurzelte, hatte er mehr wahrhaft religiöse Momente in sich, als er dies selbst wußte. Dieser Pantheismus war nach der einen Seite hin — freilich aber nur nach dieser, nach der anderen ging er noch viel weiter ab als der Rationalismus — ein Vorbote und Vorläufer des wiedererwachenden Glaubens. Der moderne Pantheismus dagegen ist eine Reaction des natürlichen Bewußtseyns gegen den wiedererwachten Glauben, die intellektuelle Macht, welche der Fürst dieser Welt gegen ihn aufgestellt hat. Die Ahndung und Sehnsucht, welche den früheren zierten, sind aus ihm geschwunden. Seine Seele ist ein kalter Hochmuth. Mit starrer herzloser Consequenz tilgt er aus seiner Mitte die Wahrheit bis auf ihre letzten Reste.

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington etc. etc.“

(Fortsetzung.)

Dennoch war Wesley nichts so ansässig in Böhler's Lehre vom Glauben, als die augenblickliche Bekehrung; wie ein Mensch plötzlich von der Finsterniß zum Licht, von Sünde und Elend zur Gerechtigkeit und Freude im heiligen Geist kommen könne. Er suchte wieder in der Schrift, besonders in der Apokalypsegeschichte; und fand zu seinem größten Erstaunen kaum andere, als plötzliche Bekehrungen; kaum eine, die so lange dauerte als die des Paulus, der drei Tage lang in den Wehen der neuen Geburt lag. Er hatte nun bloß noch eine Ausflucht: So habe Gott in der ältesten Zeit gewirkt, jetzt hätten aber die Umstände

sich geändert. Doch dem trat das Zeugniß von erfahrenen Personen entgegen, die ihm offen bekannten, sie hätten in einem Augenblick diesen Glauben an das Blut des Sohnes Gottes empfangen, der sie aus der Sünde und der Furcht zur Heiligkeit und Seligkeit geführt habe. Nun konnte er nur noch seufzen: Herr, hilf meinem Unglauben! Eine kleine Gesellschaft bildete sich damals in der Ketten-Lane (Ketten-Gasse) in demselben Gebäude, wo noch jetzt in London ein Brüdergemein-Saal ist. Sie theilten sich in sogenannte bands (Abtheilungen, in der Br. G. Chöre), wollten ihre Sünden sich offen bekennen, alle Mittwoch zu Gebet und Gesang zusammenkommen, und neue Mitglieder nach zweimonatlicher Prüfung aufnehmen. Um diese Zeit bekam auch Karl Wesley durch Peter Böhler das erste Licht über die Natur des lebendigen, seligmachenden Glaubens. Johann Wesley erhielt von ihm, da er verreise, folgenden Brief in Lateinischer Sprache: „Geliebtester Bruder! Ich liebe Dich aufs Inbrünstigste, und denke Deiner viel auf meiner Reise, mit dem Wunsche und Gebete, daß Du so bald als möglich einen Blick in das liebende Herz des gekreuzigten Jesu, das schon vor mehr als sechstausend Jahren für Dich brannte, geschenkt bekämost; daß Du schmecken und sehen möchtest, wie heiß der Sohn Gottes Dich geliebt hat und noch liebt, und daß Du so allezeit auf ihn trauen, und sein Leben in Dir und Deinem Fleische fühlen mögest. Hüte Dich vor der Sünde des Unglaubens, und hast Du sie noch nicht besiegt, siehe zu, daß Du sie sofort überwindest durch das Blut Christi. Schieb es nicht auf, an Deinen Jesum zu glauben, sondern berufe Dich auf seine Verheißungen an arme Sünder vor seinem gnädigen Angesicht, daß er auch Dir gewähre, was er so vielen Anderen bereits geschenkt hat. O wie groß und reich und unerschöpflich ist seine Liebe! Er steht bereit, und nichts hält ihn auf, als unser Unglaube. So glaube denn! Deinen Bruder und Hall grüße herzlich von mir, ermahnet Euch einander zum Glauben, und dann sorgfältig vor dem Angesichte des Herrn zu wandeln, und mit dem Teufel und der Welt recht zu kämpfen, und jede Sünde zu kreuzigen und unter die Füße zu treten, so viel es Euch geschenkt wird durch die Gnade des zweiten Adam, dessen Leben den Tod des ersten Adam weit überwindet, und dessen Gnade weit mächtiger ist als die Sünde und das Verderben des ersten. Der Herr segne Dich! Bleibe im Glauben, in der Liebe, in der Lehre, in der Gemeinschaft der Heiligen, kurz, in Allem, was wir im Neuen Bunde haben; ich bin und bleibe Dein unwürdiger Bruder P. B. Southampton, 8. Mai 1738.“ Bald darauf kam der Tag, den Johann Wesley als seinen geistlichen Geburtstag betrachtete. Um 5 Uhr Morgens schlug er sein Neues Testament auf, und fand die Stelle: „Durch welche uns die theueren und allergrößten Verheißungen ge-

schenkt sind, nämlich daß ihr durch dasselbe theilhaftig werdet der göttlichen Natur.“ Als er ausgehen wollte, schlug er wieder auf, und fand: „Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes.“ Nachmittags wurde er aufgefordert, in die St. Paulskirche zu gehen. Der Chor sang: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, Herr, höre meine Stimme, laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens,“ und die folgenden köstlichen Worte des 130sten Psalm. Am Abend ging er etwas wider Willen in eine Versammlung in Aldersgate-Straße, wo eben Einer Luther's Vorrede zum Briefe an die Römer vorlas. *) „Etwa ein Viertel vor Neun,“ sagt Wesley in seinem Tagebuche, „als ich die große Veränderung beschreiben hörte, welche Gott durch den Glauben in dem menschlichen Herzen bewirkt, fühlte ich mich auffallend erwärmt. Ich war mir bewußt, daß ich auf Christum, und auf Christum allein meine Hoffnung zur Seligkeit setzte, und mir wurde die Gewißheit gegeben, daß er auch meine Sünden hinweggenommen, und auch mich erlöst habe von dem Gesez der Sünde und des Todes. Ich fing an inbrünstig zu beten für die, welche in der letzten Zeit mich besonders verhöhnt und verfolgt hatten. Darauf bezeugte ich allen Anwesenden offen, was ich jetzt zum ersten Male in meinem Herzen erfahren hatte. Bald raunte der Feind mir ein: „Das kann nicht der rechte Glaube seyn; denn wo ist deine Freude?“ Da lernte ich aber, daß Friede und Sieg über die Sünde wesentlich zu dem Glauben an den Herzog unserer Seligkeit gehören, aber was die Ausbrüche der Freude betrifft, die Gott zu Anfang desselben bisweilen besonders denen schenkt, die lange tief getrauert haben, daß Gott diese manchmal gibt, manchmal aber vorenthält, nach seinem Wohlgefallen.“ — Dann fährt er fort: „Nachdem ich wieder zu Hause war, wurde ich heftig von Anfechtungen erschüttert; doch ich schrie zum Herrn, und sie verschwanden. Sie kamen wieder und immer wieder; aber ich hob meine Augen immer wieder empor, und Er half mir aus meinem jetzigen und meinem früheren Zustande: Ich wehrte mich, ja ich kämpfte mit aller meiner Macht, unter dem Gesez sowohl als unter der Gnade; damals wurde ich manchmal, ja oft überwunden; jetzt aber überwand ich allezeit.“

(Fortsetzung folgt nächstens.)

*) Als eine dadurch den Methodisten historisch sehr merkwürdige Schrift ist diese Vorrede in der zuerst genannten Schrift größtentheils übersetzt, mit der Bemerkung des Verfassers: „Sie zeigt, daß Luther nicht bloß ein mächtiger Streiter gegen kirchliche Mißbräuche und theologische Irrthümer, sondern auch wohl bekannt war mit dem Werke Gottes in dem Herzen des Menschen.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 22. Januar.

N^o 7.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Es wird uns leicht, aus der heiligen Schrift nachzuweisen, daß wir nicht zu weit gehen, wenn wir die Richtung des Verf. der Christuslängnung und der Gottlosigkeit anklagen. Wir haben in ihr eine bedeutende Autorität für uns, die des Johannes, des Apostels der Liebe, der dieselbe Anklage gegen einen Irrthum erhebt, der nur ein einzelnes Glied in der Kette der Irrthümer dieser neuen Sekte bildet. Es heißt 1 Joh. 2, 18. 19. 22. 23.: „Kinder es ist die letzte Stunde; und wie ihr gehört habt, daß der Widerchrist kommt, und nun sind viele Widerchristen geworden; daher erkennen wir, daß die letzte Stunde ist. Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn wo sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben; aber auf daß sie offenbar würden, auf daß sie nicht alle von uns sind. Wer ist ein Lügner, ohne der da läugnet, daß Jesus der Christ sey? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet. Wer den Sohn läugnet, der hat auch den Vater nicht.“ Und E. 4, 1—3.: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt. Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen: ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchristes, von welchem ihr habt gehört, daß er kommen werde und ist jetzt schon in der Welt.“ Der Apostel hat hier solche vor Augen, welche zwischen Jesus und Christus eine Kluft befestigten, den Menschen Jesus nur für Schein und Bild des Christus erklärten, vgl. Lücke Comm. S. 66 ff. Diese, die sich mit dem größten Scheine der Christlichkeit schmückten, erklärt er für solche, die gar nicht mehr zur christlichen Gemeinschaft gehören, für falsche Propheten, inspirirt vom Geiste des Abgrundes. So viel sie auch Christum im Munde führen, so sind sie doch Widerchriste, und mit dem Sohne haben sie auch den Vater verloren, der in dem Sohne sich uns kund gegeben hat; bei allen ihren fromm klingenden Redensarten sind sie doch ohne Gott in der Welt. Wer könnte die wesentliche Gleichheit jenes alten Irrthums mit der von der Partei des Verf. versuchten Scheidung zwischen dem historischen und dem idealen Christus verkennen? wer bestreiten, daß die streng verwerfenden Aussprüche des Apostels auch diese treffen? daß er denjenigen strafend entgegentritt, welche behaupten, das neue philosophische Christenthum sey nur formell von dem alten verschieden? Nach ihm

ist die Verschiedenheit eine solche, von der Seligkeit und Unseligkeit abhängt.“)

Der zweite Vorwurf, den wir gegen die von uns bekämpfte Richtung erheben, ist der feiger Unredlichkeit, heuchlerischen Frommtums, unwürdiger Zweideutigkeit, berechneter Zurückhaltung.

Dieser Fehler hat sich der Pantheismus von jeher schuldig gemacht und dadurch Zeugniß gegen sich selbst abgelegt. Ein Glaube, der nicht einen Heldenmuth zu erzeugen vermag, der Gut und Blut für das Bekenntniß der Wahrheit opfert, ist ein nichtiger. Daß der Pantheismus weit mehr wie jeder andere Irrthum, dem die Wahrheit, an der er ist, oft die Kraft der Begeisterung verleiht, dieses Zeugnuthes entbehrt, zeigt, daß er der vollendete Irrthum ist. Nicht die Wahrheit als Abstraktion ruft diesen Muth hervor, sondern die Wahrheit, indem sie von Gott ist, in dem persönlichen und lebendigen Gott ihre Quelle, ihre Gewähr, ihren Lohn und ihre Rache hat. Und dann ist jede Wahrheit, die der Pantheismus kennt, so sehr er sich auch mit absoluter Erkenntniß brüsten, so vornehm er auch auf das Nichtwissen herabsehen mag, doch, tiefer betrachtet, immer nur eine relative, zeitliche, und die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit, steht ihm auf der Stirne geschrieben. Ein stets werdender Gott und eine gewordene, absolute und ewige Wahrheit ist ein greller Widerspruch. Jede Wahrheit ist vollkommen nur für ihre Zeit wahr, nach diesem Systeme. An sich betrachtet enthält sie nur ein Moment der Wahrheit. Wer aber wollte wohl Märtyrer werden für eine bloße relative und zeitliche Wahrheit? Das System, welches sich als das des absoluten Wissens begehrt, hat ganz den auflösenden, aushöhlenden, das Mark des Charakters ausaugenden Einfluß des Skepticismus, ja es hat fast noch einen schlimmeren, da dieser doch noch eine energische Reaktion gegen die Annäherung des Wissens zuläßt. Zu den schon entwickelten Ursachen der Verstellung kommt dann noch das böse Gewissen des Pantheismus. Er weiß, daß wenn er offen hervortritt, das sittliche und christliche Bewußtseyn ihn mit lautem Abheuen empfangen wird.

Unredlichkeit, Heuchelei, Verstellung bezeichnet Calvin als durchgehende Eigenthümlichkeit der alten Libertiner. „So viel ich sehen kann“ — sagt er a. a. O. S. 377. — „bedienen sich jene Hunde der List, daß sie sich unter dem Namen der Knechte Gottes einschleichen und also die Einfältigen verfüh-

*) Vortrefflich paßt auf unsere neuen Doketen, was Ignatius im Briefe an die Smyrner E. 2. von den alten sagt: „sie sagen, Christus scheine gelitten zu haben, während sie selbst der Schein sind.“ Den wirklichen Christus wollen sie zum Scheinchristen machen, sie selbst sind aber vielmehr der Scheinchrist und zwar der jämmerlichste, der je existirt hat.

ren.“ — „Übrigens“ — heißt es S. 378. — „längne ich nicht, daß die List, deren sie sich bedienen, ihnen viel hilft. Denn im Anfang bedienen sie sich einer so neuen und ungewöhnlichen Rede, daß die Unwissenden sich fortreißen lassen, meinend, sie werden in den Himmel erhoben werden, und also halten sie ihre Zuhörer lange in der Schwebel, bis sie sie also bezaubert haben, daß sie den Schatten für den Baum halten. Es ist gewiß, daß auf diese Weise sehr Viele von ihnen verstrickt sind.“ — S. 379.: „Man muß daran arbeiten, ihre Unschweife auseinanderzusehen, damit sie mit Gewalt an's Licht gezogen, und also die Gräuel, die sie zu bedecken streben, Allen bekannt werden.“ — „Ohne alle Religion behaupten sie bald dieses bald jenes, ja sie rühmen sich sogar dessen sehr, daß sie sich auf diese Verstellung verstehen. Und dies ist eins der Hauptstücke ihrer Theologie, daß man die Kunst sich zu verstellen und sich zu verwandeln verstehen müsse, damit sie um so leichter die Menschen anführen.“ S. 380.: „Ihr erster Glaubensartikel ist, daß sie sich des Kunstgriffes bedienen doppelzünftig zu seyn und sich in vielfache Gestalten verwandeln.“

Wir können unmöglich Alles anführen, was die vorliegende Schrift uns zu dem Beweise darbietet, daß auch in dieser Beziehung die neuen Libertiner in die Fußstapfen der alten getreten sind. Die ganze Schrift ist eine große Unredlichkeit, eine fortlaufende Satire auf das, was der Verf. von der Macht der Idee, von den wundervollen Wirkungen des Glaubens an sie sagt. Dieser den Menschen vergöttlichende Glaube hat nicht einmal so viel Kraft, daß er über den möglichen Verlust eines armseligen Diakonates in Calvo hinwegzusehen in den Stand setzt! Wahrlieh der Verf. hat sich schlecht legitimirt zu dem Vorwurfe, den er S. 137. dem „Pietismus“ macht, „daß er kein Bewußtseyn von der Macht der Idee hat.“ Bis die Idee sich besser ausweist, wird es dem „Pietismus“ gewiß nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn er fortfährt statt ihrer sich an den lebendigen Gott zu halten. — Wir wollen aber wenigstens Einiges zur Begründung unserer Anklage anführen.

Eine heuchlerische Zweideutigkeit findet sich gleich in der Vorrede S. XIV. Der Verf. redet hier von seinem Glauben „an die Macht der dem Christenthum zu Grunde liegenden Idee, die zu rechter Zeit aus ihrer Fülle stets wieder neue Formen schafft, an die Macht des von Christo ausgegangenen Geistes.“ Wer in einem solchen Verhältnisse zum Christenthum steht, sollte statt von der dem Christenthum zu Grunde liegenden, vielmehr von der es zu Grunde richtenden Idee reden. Empörend aber ist es, wenn der Verf. seinen Weltgeist als den von Christo ausgegangenen Geist bezeichnet. Wenn irgend ein Wort in der Welt das Recht darauf hat, daß es nicht in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht werde, so ist es der Name Christi. Jeder, der ihn hört, denkt Gottlob jetzt noch an den Sohn der Maria, und nur um zu täuschen könnte der Verf. jenes Hirngespinnst mit diesem Namen bezeichnen, das der Pantheismus an seine Stelle setzen möchte. Meint er aber den historischen Christus, wie kann er denn sagen, daß sein „Geist“ von ihm ausgegangen sey? Davon kann ihm im Ernste kein Gedanken kommen. Wir haben schon

gesehen, welch eine unbedeutende Person ihm der historische Christus ist.

Der Verf. stellt sich S. 29. und S. 53 ff. so, als längne er den Teufel im Interesse des Sündenbewußtseyns, welches geschwächt werde, sobald „man die Sünde aus dem Menschen heraus in das Gebiet des äußeren gegenständlichen Seyns versetzt.“ Es liegt aber am Tage und kann ihm selbst nicht verborgen seyn, daß seine Längnung grade den entgegengesetzten Ursprung hat. Sie ist bei ihm, wie überall wo sie sich vorfindet, aus Oberflächlichkeit der Sündenerkenntniß hervorgegangen. Wird die Sünde als bloße Negation, als die Bedingung der Entwicklung des Guten, somit als selbst gut, wenn sie im Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtet wird, und den Charakter des Bösen nur in der Vereinzelnung tragend angesehen, so ist die Existenz des Satan, als eines völlig bösen Wesens, durchaus unmöglich. Der Pantheismus kann eben wegen seiner Grundansicht von der Sünde, die, wie wir bereits nachgewiesen haben, auch der Verf. theilt, eben so wenig die Lehre vom Satan sich aneignen, wie die schriftgemäße Vorstellung von der natürlichen Beschaffenheit des Menschen. Bei voller Redlichkeit würde der Verf. gar den Namen der Sünde nicht gebrauchen: da er die Sache nicht anerkennt, am wenigsten aber sagen, was wir S. 54. lesen: „Nur wo das Subjekt seine Sünde nicht als aus etwas ihm Fremden und Außerlichem, von ihm Verschiedenem, sondern aus seiner eignen Natur hervorgehend ansieht, kann auch das Bekenntniß seiner Sündhaftigkeit ein wahrhaftes und der Schmerz darüber ein tiefgehender, Mark und Bein durchschneidender seyn.“ Ist das „Princip der Sünde der menschlichen Natur wesentlich immanent,“ S. 52., so wird man sich über die Sünde gar leicht trösten und eine tiefe Betrübniß über dieselbe wäre ein thatächlicher Widerspruch gegen das System.

S. 63. lesen wir, die Erlösung sey „ein immanenter Prozeß innerhalb des Bewußtseyns, wiewohl darum auch um nichts weniger ein Werk der göttlichen Gnade in Christo.“ Wie konnte der Verf. dergleichen niederschreiben, ohne vor sich selbst zu erröthen? Die Erlösung besteht nach ihm darin, daß der Mensch zur Einsicht kommt, daß er Gott ist, an Gottes Wesen und Würde theilnimmt. So lange Jemand noch in dem Sinne der christlichen Welt von Gottes Gnade redet, kann er eben nach der Ansicht des Verf. noch nicht ein Erlöster seyn. Es fehlt ihm grade dasjenige, worin das Wesen der Erlösung besteht. So lange er noch einen Gott hat, der sich sein erbarmen muß, kann er nicht Gott seyn. Warum nun gebraucht der Verf. Worte, die im Dienste einer der seinigen gradezu entgegengesetzten Lehre ausgeprägt sind und nur dieser zum passenden Ausdruck dienen? Warum anders als zu täuschen?

Der Verf. stellt S. 71 ff. drei Ansichten von Christo nebeneinander, die eine, welche in ihm nur den Sohn Gottes erkenne, ohne eigentliches Bewußtseyn davon, daß sich in dieser Geschichte die Idee zur Anschauung gebracht habe, daß das Göttliche und Menschliche an sich eins sind, die zweite, welche in der Geschichte zugleich das Bewußtseyn der Idee hat, sie aber als vollkommen realisiert in der Person und Geschichte

Christi betrachtet, die dritte, welche gleichfalls von dem Bewußtseyn der Idee ausgeht, aber läugnet, daß dieselbe in dem historischen Christus ihre volle Verwirklichung gefunden habe. Die erste Ansicht verwirft der Verf., umgeht es aber geflistentlich, sich zu Gunsten der dritten gegen die zweite auszusprechen. Die berechnende Schlaue ist hier nicht zu verkennen. Er fürchtet den Anstoß, den das offene Bekenntniß, daß Jesus von Nazareth nicht einmal das Urbild und Ideal, geschweige denn der alleinige Quell des Lebens für alle Erlösten sey, gewähren könnte. Daher geht er nicht mit der Sprache heraus, obgleich Niemanden zweifelhaft seyn kann, daß er mit seinen Lehrern und Freunden, Baur und Strauß, sich völlig für die dritte Ansicht entschieden. Eine solche gefährliche Freimüthigkeit hält er um so weniger für angebracht, da er wohl weiß (und das scheinen auch Manche unter den Vertheidigern der zweiten Ansicht selbst sehr gut zu wissen), daß die beiden letzteren Ansichten zusammen den entschiedensten Gegensatz gegen die erste bilden, und zwischen ihnen selbst der Unterschied gar nicht so groß ist, als wie es beides der oberflächlichen Betrachtung erscheint, vielmehr in praktischer Beziehung fast völlig auf dasselbe herauskommt. Wird die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen als das Wesentliche der Geschichte Christi betrachtet, so wird eben damit das Wesen des historischen Christus völlig zerstört und es ist entweder Selbsttäuschung oder Lüge, wenn man meint es erhalten zu können. Das Wesen des historischen Christus besteht darin, der Sohn Gottes zu seyn, unsere Männer der Idee dagegen erkennen in ihm nur einen Sohn Gottes; unser Christus ist unsere Gerechtigkeit und Heiligung, unser Alles, wir haben nichts als durch ihn und in ihm, ihr Christus ist nur der primus inter pares, und sobald er mehr seyn will, kann er nicht Christus seyn, seine Geschichte hat nur grade bis zu dem Punkte Wahrheit, als sich ihre beständige Verwirklichung nachweisen läßt, als sie eine Weissagung enthält, die noch täglich in Erfüllung geht; wir kennen uns zu der Gottheit Christi, sie gestehen ihm, wenn sie aufrichtig reden, nur eine Göttlichkeit zu, und dies Zugeständniß hat in ihrem Munde noch weit weniger zu bedeuten, wie in dem des Rationalismus, da sie das ganze Menschengeschlecht vergöttlichen. Was ist es nun für ein wesentlicher Unterschied, ob ich mir den vor achtzehnhundert Jahren gestorbenen Christus etwas mehr oder weniger vollkommen denke, wenn das einmal feststeht, daß er nicht ferner mein Heiland, mein König und mein Gott ist, daß ich nicht ferner zu ihm beten kann? Was liegt mir daran, was er einst war, wenn das einmal feststeht, daß er mir jetzt nichts mehr ist? Wir wünschen, daß diese Bemerkungen recht beherzigt werden mögen, damit man sich nicht durch den guten Schein, wie so oft geschieht, täuschen lasse. Es handelt sich gar nicht darum, daß neben der Idee auch die Geschichte anerkannt werde, sondern nur diejenige Anerkennung der Geschichte ist wahrhaft eine solche, die mit einem völligen unbedingten Aufgeben der Idee (natürlich im heiligen Sinne) verbunden ist. Jeder, der an der Idee festhält, ist ein Christusläugner und Widerchrist.

Als unredliche und auf Täuschung berechnete Entstellung des klar zu Tage liegenden Thatbestandes müssen wir es auch betrachten, wenn der Verf. S. 138. und anderwärts die Behauptung aufstellt, die „spekulative Wissenschaft“ ändere nur die Form der Wahrheit, der Inhalt bleibe bei ihr ganz derselbe. Daß dem nicht so ist, muß er besser wissen, und daß er es besser weiß, zeigt schon sein schlecht verhaltener Zorn gegen den „Pietismus.“ Wie könnte er gegen diesen anders als brüderlich gesinnt seyn, wenn er sich der wesentlichen Einheit mit ihm bewußt wäre? Wenn er aber gar S. 141. behauptet, die spekulative Theologie vertheidige aufs Beste die Interessen der Religion und Kirche, sie lasse den Inhalt des Christenthums in seinem tiefsten Wesen erkennen, und setze ihn der Form und dem Ausdruck nach in Übereinstimmung mit den Fortschritten der Zeitbildung, so treibt er seine Heuchelei auf eine Höhe, auf der sie lächerlich seyn würde, wenn sie nicht schaurig wäre. Auf welche bornirte Leser muß er gerechnet haben! In seinem Systeme bleibt auch nicht das geringste speciell christliche Element übrig, es verhält sich, wenn die Lebensarten abgethan werden, gegen das Christenthum durchaus verneinend und zerstörend, es vernichtet sogar die allgemeine religiöse Grundlage des Christenthums, die ihm mit dem Judenthum und dem Muhamedanismus gemeinsam ist, es hebt alle Religion, alle Andacht, alles Gebet auf. Und dies System soll die Interessen des Christenthums befördern! Wer würde dabei nicht an Reineke erinnert!

In dem Abschnitte über das Gebet, S. 148 ff., gibt sich der Verf. das Ansehen, als ob er nur gegen pietistische Mißbräuche auf diesem Gebiete sich erklären wolle, zu denen er unter Anderen auch „anhaltendes fortgesetztes Bitten im Gebete, weil man davon die endliche Erhöhung sich versprechen könne“ zählt, also das „allezeit beten und nicht laß werden,“ was der Heiland Luc. 18, 1 ff. so dringend empfiehlt, und wovon er die Errettung abhängig macht, aber davon sagt er kein Wort, daß ihm das Gebet überhaupt eine Thorheit ist. Ihm ist das Beten die „Vertiefung des Bewußtseyns in seinen absoluten Grund, in Gott,“ und fällt also ganz mit dem Denken zusammen. Wie kommt er aber dazu, das Wort noch beizubehalten, nachdem er die Sache aufgegeben? Ein Gebet, worin um nichts gebeten, für nichts gedankt werden darf, ist ein Unding. Wie könnte man aber noch bitten und danken, wenn kein Vater im Himmel mehr seyn soll?

Charakteristisch für den Verf. und zugleich für unsere Zeit ist endlich das Verfahren, das er S. 154 ff. in Bezug auf die Lehre von der Unsterblichkeit einschlägt. Er äußert sich hier viel behutsamer, wie in Bezug auf die Lehre von Gott und Christo, er begnügt sich damit, die Lehre von der individuellen Fortdauer möglichst ihres concreten Gehaltes zu entleeren, ohne daß er es wagte, ihr gradezu zu widersprechen. Daß er bei diesem Verfahren nur durch äußere Rücksichten geleitet worden ist, daran wird Niemand zweifeln, wer die Unerbittlichkeit des Systemes, dem er huldigt, in dieser Beziehung irgend kennt, und die herzlose Kälte in's Auge faßt, mit der er sonst überall in alle Forderungen dieses Systemes einwilligt. Die einzig mögliche Erklärung scheint uns folgende zu seyn. Die Opposition des

„Pietismus“ mußte der Verf. sich gefallen lassen, wenn er einmal sein Buch schreiben wollte, die nichtspekulative Welt aber wollte er schonen, wohl wissend, daß er nur mit ihrer Hilfe den Angriff des „Pietismus“ würde bestehen können. Der Welt nun kann man in Bezug auf die Lehre von Gott und Christo Vieles, ja Alles bieten, aber wer ihr die persönliche Unsterblichkeit angreift, tastet ihren Augapfel an. Je gleichgültiger sie gegen Gott und Christum geworden, desto lebhafter ist ihr Interesse an dem lieben Ich. Dieser Schwäche glaubte der Herr Diaconus nachgeben zu müssen. Wurde doch auch von den Züricher Freunden des Dr. Strauß, seine Läugnung des persönlichen Gottes und seine Verwerfung des historischen Christus willig zugegeben, dagegen, daß er die persönliche Unsterblichkeit läugne, mit wirklich frecher Stirn in Abrede gestellt.

Zur Begründung unseres zweiten Vorwurfes möge das bis jetzt Bemerkte genügen. Nur das bemerken wir noch, daß man überall wahrnimmt, wie dem Verf. das sich Verstecken und Verhüllen, das unredliche Spielen mit christlichen Redensarten schon ganz zur anderen Natur geworden ist, so daß er es auch da nicht lassen kann, wo es sein Zweck eigentlich nicht erfordert. Man merkt überall, daß er beständig sich auf diesem Gebiete bewegt. Welchen Einfluß solch ein durch den schreienden Gegensatz der äußeren und der inneren Stellung hervorgerufenes durch das ganze Leben fortgehendes Heucheln auf den Charakter ausüben muß, dürfen wir nicht erst entwickeln. Man sage nicht, wir urtheilen zu hart, das Bestreben, sich an das Christenthum anzuschließen, sey nicht durch äußere, sondern durch innere Motive hervorgerufen worden. Niemand kann geneigter seyn dies anzuerkennen als wir, wo der Gegensatz gegen das Christenthum nur ein partieller ist. Da ist der Selbsttäuschung ein weiter Spielraum eröffnet. Wo aber wie hier der Gegensatz ein totaler ist, da kann nur an die Absicht, Andere zu täuschen, gedacht werden. Wie käme es auch sonst, daß man es den Schriften der Männer dieser Schule sogleich anmerkt, welche äußere Stellung ihre Verf. annehmen, ob sie der philosophischen Fakultät angehören (dann werfen sie, wie z. B. Michelet, das Christenthum ohne Weiteres über Bord) oder akademische Theologen sind (diese meinen, wie seiner Zeit Strauß, unter dem Schutze der akademischen Lehrfreiheit auch noch ziemlich frei auftreten zu können) oder endlich praktische.

Die dritte Anklage, die wir gegen den Verf. erheben, ist die der Unwissenschaftlichkeit.

Es kommt uns hier nicht darauf an, die Vorwürfe geltend zu machen, die ihn in dieser Beziehung persönlich treffen, hinzuweisen auf die häufigen Wiederholungen, den ermüdenden Charakter der Darstellung, und besonders auf das sklavische Abhängigkeitsverhältniß, in dem der Verf. zu seinen beiden Meistern steht, deren einen er vorzugsweise in dem dogmatischen, den anderen in dem ethischen Theile zum Führer erwähnt hat, ohne daß er die Fähigkeit besäße, das Entlehnte in organischen Zusammenhang zu bringen — eine Impotenz und Buntflitterei,

gegen welche der wissenschaftliche Dünkel, mit dem der Verf. auf Männer, wie den trefflichen Hofacker, herabsieht, die ihn an solider theologischer Bildung und namentlich auch an historisch-theologischer Kenntniß übertreffen, so merkwürdig absteht, daß man unwillkürlich an die Diener vornehmer Herren erinnert wird, welche meinen, daß die Würde ihrer Herrschaft auch auf sie übergehe. Uns kommt vielmehr nur diejenige Unwissenschaftlichkeit in Betracht, die dem Verf. als Mitglied der Schule eignet, der er angehört, einer Schule, die grade durch die Anmaßung, mit der sie sich selbst das Lob der Wissenschaftlichkeit beilegt, das wohl nirgends so wenig an seiner Stelle ist, als bei ihr, Vielen imponirt. Wir können aber auch hier nur einige Beispiele aus der ganzen Menge der vorhandenen ausheben.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Schule des Verf. ist die Verachtung gegen alle solide Beweisführung, die man sonst immer als von wahrer Wissenschaftlichkeit unzertrennlich betrachtet hat. Diese Eigenthümlichkeit finden wir auch bei dem Verf., und zwar in einem Grade, daß man sich oft eines heiteren Lächelns nicht erwehren kann. So kann man als einen der einflussreichsten Sätze der ganzen Schrift gewiß den betrachten, daß eine wahrhafte Einigung des Subjektes mit dem Objecte auf dem Gebiete der Religion nicht anders stattfinden könne, als so, daß das Object in ein Produkt des Bewußtseyns verwandelt, von dem Subjekte aufgezehrt werde, daß z. B. eine wahre und lebendige Gemeinschaft mit Christo nur dann zu Stande kommen könne, wenn in Christo die uns beseelende Idee, der höhere Geist, der uns belebt, erkannt werde. Auf diesem Satze beruht die ganze Polemik des Verf. gegen das, was er Pietismus nennt. Seine Berechtigung, ihn zu verwerfen, geht nur grade so weit, als seine Beweisführung für diesen Satz. Und doch nimmt er gar nicht einmal einen Ansaß dazu, diese Beweisführung zu liefern. Das absolute Wissen dünkt sich erhaben über solche niedere Arbeit, die nur dem Standpunkte der Reflexion angehört. Das ora und das labora ist ihm beides auf gleiche Weise verhaßt. Hier aber wäre doch vielleicht eine Ausnahme von der Regel zu machen gewesen. Manchen, auch unter den besangenen Lesern, dürften doch die Instanzen zum Theil beifallen, die eine achtzehnhundertjährige Erfahrung gegen den Satz des Verf. beibringt. Muß er nicht erröthen, wenn man ihn fragt, ob er sich denn für gottinniger und christliebender halte als einen Paul Gerhard, der vor dem Gedanken, den Vater im Himmel und den Gottes- und Mariensohn für jenes Phantom menschlichen Hochmuthes, das der Verf. an ihre Stelle setzt, aufzugeben, als vor einer Blasphemie erschrocken seyn und sich dawider mit dem Kreuze bezeichnet haben würde. Die Frömmigkeit derer, welche einen Gott und Christum haben, der größer ist als sie, kennen wir nun schon, sie hat sich lange genug bewährt. Von der eurigen dagegen haben wir nichts gespürt. Zeigt erst euren Glauben aus euren Werken, ehe ihr ihn uns anpreist.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 25. Januar.

N^o 8.

V o r w o r t.

(Schluß.)

Unwissenschaftlichkeit ist ferner bei dieser Schule in vielen Fällen ein nothwendiger Einfluß ihrer Unredlichkeit, des pseudoprophetischen Charakters, den sie trägt, ihres Strebens, ihre durchaus unchristliche und profane Weisheit der Kirche aufzubringen und in dem christlichen Staate einzubürgern. Um das sich offenbar Widersprechende in Einklang zu bringen, muß man sich die allergewaltsamsten Operationen erlauben. Dafür bietet die vorliegende Schrift eine Masse von Belegen dar.

Wollte man offen und redlich seyn, und würde man nicht (der Einzelne vielleicht jetzt schon zum Theil ohne es zu wissen) von Rücksichten geleitet, die der Wissenschaft ganz fremd sind, so würde man eingestehen, daß das „spekulative Erkennen“ den vom Rationalismus angebahnten Gegensatz gegen den Supernaturalismus (das Christenthum) bis auf die höchste Spitze getrieben. Daß das „spekulative Erkennen“ ein geseigerter, durchgebildeter Rationalismus ist, liegt überall zu Tage. Das wenige Gegenständliche, was der Rationalismus noch übriggelassen, nachdem er es vorher seines Inhaltes entleert, beseitigt er ganz. Er läugnet die Existenz eines persönlichen Gottes, der Freiheit, der Unsterblichkeit. Der Hochmuth, der den Rationalismus zur Verwerfung des formalen und des materialen Principes der Evangelischen Kirche, der Lehre von der Autorität der heiligen Schrift und von der Gerechtigkeit durch das Verdienst Christi trieb, welche beide aus der Demuth hervorgewachsen, führte das „spekulative Erkennen“ bis zu der furchtbaren Höhe der Menschenvergötterung. Dagegen wird uns nun aber von allen Männern dieser Schule und auch von dem Verf. wieder, vgl. S. 134 ff., versichert, der Supernaturalismus und der Rationalismus haben an dem spekulativen Erkennen ihre versöhnende Vermittelung. Der Supernaturalismus, dies wird beständig und bis zum Uebel wiederholt, lasse nur das Object gelten, der Rationalismus nur das Subject, das spekulative Erkennen verhandle beiden, dem Object und dem Subject, zu seinem Rechte. Was ist denn das aber für ein Recht, was das Object hier erhält? Kein anderes, als daß man seinen Unglauben mit denselben Worten ausdrückt, die im Dienste des Glaubens ausgeprägt sind. Von der Phraseologie abgesehen wird das Object durch das Subject rein ausgezehrt, und wir haben in diesem Systeme den kräftesten Egoismus vor uns. Wie namentlich der christlichere Charakter des spekulativen Erkennens im Verhältniß zum Rationalismus nur in der Phraseologie besteht, also gar kein Gedanke daran seyn kann, daß dieses Erkennen ihn mit dem Supernaturalismus ausöhnen könne, da es auf der einen Seite nichts Reelles mehr, auf der anderen Seite Reelles weniger hat, so daß die Kluft nur noch vergrößert wird, liegt am Tage. Alle glänzenden Lob-

sprüche, die das „spekulative Erkennen“ Christo ertheilt, gehen nur auf den Antichrist, die Idee, der historische Christus dagegen wird so gut wie ganz vernichtet, nicht einmal der „Lehrer von Gott gesandt“ in ihm recht mehr anerkannt. Was kann nun wohl unwissenschaftlicher seyn, als auf die bloßen Worte ein solches Gewicht zu legen, und darüber die Sache ganz aus den Augen zu verlieren!

Der Verf. mußte auf seinem Standpunkte das formale Princip der Evangelischen Kirche nothwendig verwerfen. Hat die Religion ihren Ursprung einzig und allein im Menschengesiste, so steht sie nothwendig unter dem Gesetze der Entwicklung und vor Jahrtausenden geschriebene Schriften jetzt noch als normativ zu betrachten, wäre ein Uebermaß der Thorheit, das seltsamste quid pro quo, das sich denken läßt. Nun aber ist er doch Diener der Kirche, die dies Princip aufstellt. Die Wissenschaft wird hier wiederum seiner äußeren Stellung zum Opfer gebracht. Er bemüht sich nachzuweisen, daß die Evangelische Kirche nur scheinbar diesem Princip, in Wahrheit aber dem feinen huldigen. Er beruft sich zu dem Ende S. 128 ff. auf Luther's freie Urtheile über einige Bücher der heiligen Schrift, vergißt aber, daß diese Urtheile sich nur auf Bücher beziehen (den Brief an die Hebräer, des Jakobus, des Judas, die Apokalypse), deren canonische Dignität nicht durch das einstimmige Zeugniß der alten Kirche für ihren apostolischen Ursprung außer allen Zweifel gesetzt wurde, vergißt, daß Luther und die Evangelische Kirche nie in der Weise identificirt werden können, verschweigt, daß Luther selbst an unzähligen Stellen seinen Abscheu ausgesprochen hat vor dem Princip, das er ihm unterlegt, und daß es im höchsten Grade unwissenschaftlich seyn würde — grade so unwissenschaftlich wie das Verfahren der Katholiken, die aus einzelnen aus dem Zusammenhange gerissenen Äußerungen Luther's erwiesen haben, daß er ein guter Katholik, oder daß er ein Epikuräer gewesen u. s. w. — aus solchen vereinzelten Äußerungen auf das Princip Luther's zu schließen, auch wenn diese Äußerungen nicht, wie dies doch am Tage liegt, mit seinem wirklichen Princip im schönsten Einklange ständen. Wie tief Luther's Ehrfurcht vor der heiligen Schrift war, das beweisen nicht hunderte, sondern tausende seiner Äußerungen. Man vergleiche nur allein das erste Capitel der Tischreden „von Gottes Wort oder der heiligen Schrift,“ Werke von Walch Th. 22. S. 1 ff., wo man eine große Anzahl solcher Stellen bei einander findet, und man wird erstaunen, bis zu welchem Grade der Unwissenschaftlichkeit die Männer der Wissenschaft durch ihre Unredlichkeit geführt werden. „Ach lieber Gott“ — lesen wir da — „wie dürfen wir doch so dürftiglich und freventlich in deinem Heiligthum handeln und deine Schrift und Wort uns also unterwerfen, daß wir es wollen meistern, deuten und lenken nach unserer Vernunft.“ „Es ist des Über-

drusses des göttlichen Wortes, item des Klügelns und Meisterns gar viel. Also haben wirs in der Welt gefunden, wir müssen auch also bleiben lassen, im Auskehren (wie man sagt) wird sich aber wohl finden, denn in sine videbitur cuius toni.“ „Ich bete täglich, daß mich Gott bei seinem heiligen reinen Worte erhalte, daß ich des nicht überdrüssig werde, oder mich dünken lasse, ich hätte es ausstudiret.“ „Ich will für mich allein Gottes Wort haben, und frage nach keinem Wunderzeichen, begehre auch keines Gesichtes, will auch nicht einem Engel glauben, der mich anders lehret, denn Gottes Wort: ich glaube allein Gottes Wort und Werken, denn Gottes Wort ist von Anfang der Welt gewiß gewesen und hat niemals gefehlet, und ich erfahre es in der That, daß es also gehet, wie es Gottes Wort sagt.“ „Außer diesem Wort sind wir verloren und sind alsbald und von Stund an vom Teufel verschlungen.“ „Groß ist der Leute Thorheit: wir arme Menschen wollen von Gottes Wort urtheilen und darüber richten, dem wir doch straks sollten gehorsam seyn. Es ist gleich darum gethan, als wenn die Rachel den Töpfer lehren wollte, wie er sie machen und zubereiten solle: also wollen wir uns Gott auch vorziehen und die Creatur den Schöpfer meistern.“ Wer nach solchen tausendfach wiederholten Erklärungen Luther noch zum Patron seines Unglaubens an das in der heiligen Schrift niedergelegte Wort Gottes machen will, setzt damit nur seiner eigenen Wissenschaftlichkeit eine Schandsäule.

Ein zweiter Beweis des Verf. für seine Behauptung, daß die Verwerfung der Autorität der heiligen Schrift im Principe des Protestantismus liege, ist wo möglich noch alberner. Der Protestantismus, sagt er S. 129., verwerfe die katholische Tradition sofern sich diese als ein bloß menschliches Erzeugniß göttliche Autorität und Infallibilität anmaße. Wollte er consequent seyn, so müsse er dieses sein Princip auch auf die Schrift selber ausdehnen. Also das protestantische Princip, consequent durchgeführt, soll am Ende zerstören, was es im Anfange aufgerichtet, aufrechten, was es im Anfang zerstört hatte! Die Verwerfung der katholischen Tradition durch den Protestantismus ist ein Ausfluß seiner tiefen Erkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit; die Tradition wird nicht als etwas Vereinzelt, sondern nur als Theil eines großen Ganzen, als Erzeugniß der sich selbst überlassenen oder nur unter der gewöhnlichen und ordentlichen Einwirkung des heiligen Geistes stehenden Vernunft verdorfen, in ihr also zugleich jede Neben- oder Überordnung der Vernunft im Verhältniß zur heiligen Schrift.

Eben so charakteristisch für die Unwissenschaftlichkeit des Verf. ist die Art und Weise, wie er mit dem materiellen Princip der Evangelischen Kirche, der Lehre von der Gerechtigkeit allein in Christo und durch den Glauben verfährt. Wollte er offen, ehelich und wissenschaftlich verfahren, so müßte er erklären, daß diese Lehre absolut falsch, daß sie eine schmachvolle Ungerechtigkeit gegen das menschliche Geschlecht sey. Dies zu thun aber erlaubt ihm seine Stellung nicht. So muß er also behaupten, daß diese Lehre, auf ihren spekulativen Gehalt zurückgeführt, dasselbe befrage, was ihr grades Gegentheil. Die Lehre von der Gerechtigkeit in Christo soll nach S. 88. besagen: „der

Einzelne wird ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens, wenn die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, als das Wesen und die Bestimmung der menschlichen Natur in ihm realisiert zu werden, wenn er des gottmenschlichen Lebens theilhaftig zu werden angefangen hat.“ Die Gerechtigkeit in Christo ist also auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt, die Selbstgerechtigkeit, ist selbst dasjenige, was sie bekämpfte. Der Mensch wird gerechtfertigt, wenn er durch eigene Kraft, und ohne alles Anschließen an den historischen Christus, sich selbst vergöttlicht hat, und zwar ist seine Gerechtigkeit selbst seine Rechtfertigung, denn sie als besonderen Akt betrachten konnte man nur so lange, als man noch an einen Gott im Himmel glaubte. Der Glaube ferner im wahren Sinne des protestantischen Systems und namentlich nach den Erklärungen Melancthon's ist nach S. 117. „die höchste Intensität des mit dem Göttlichen sich zusammenschließenden geistigen Lebens,“ nach S. 123. „derjenige Punkt in dem Leben des Individuums, auf welchem die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, oder die in seiner Natur präbeterminirte Gemeinschaft mit Christo anfängt realisiert zu werden.“ Der Glaube im protestantischen Sinne ist bloß empfangender Natur; er hat die Demuth zu seiner Grundlage, welche die menschliche Armuth und Hülflosigkeit erkennt und in einem Höheren sucht, was der Mensch in sich nicht hat. Der Glaube des Verf. dagegen ist durchaus selbstständiger Natur; seine Grundlage ist ein wahrhaft antichristlicher Hochmuth, der ihn verleitet, daß er, nicht damit zufrieden, den Menschen auf eigene Hand gerecht vor Gott zu machen, ihn selbst zur göttlichen Würde erhebt. Was hat nun der Glaube in diesem Sinne mit dem Glauben der Evangelischen Kirche zu schaffen? Wie kommt der Verf. dazu, das was er meint mit dem Namen des Glaubens zu belegen? Dieser Name hat gar keinen Sinn mehr, sobald Alles, was größer und höher ist als der Mensch, geläugnet wird.

Eine Quelle der Unwissenschaftlichkeit ist für die Anhänger dieses Systems auch der herz- und gewissenlose Charakter desselben, die Auflösung des ganzen menschlichen Daseyns in ein bloßes Erkennen. Aus unserer Schrift gehört dahin z. B. die so oft wiederholte Ableitung des „Pietismus“ aus einer Unfähigkeit zu denken, einem „Stehenbleiben auf dem Standpunkte des unmittelbaren sinnlichen Erkennens, auf welchem das Objekt in seiner unmittelbaren Einzelheit, so wie es sich dem anschauenden Bewußtseyn darstellt, aufgefaßt wird und dadurch den Schein des festen substantiellen Fürsichseyns gewinnt.“ Stände die Sache so, so wäre es unmöglich, daß Jemand, der einmal zum „spekulativen Erkennen“ hindurchgedrungen, wieder zum „Pietismus,“ d. h. zur christlichen Überzeugung und Gesinnung zurückgelange. Wer möchte aber läugnen daß dies geschieht? Man kann wohl sagen, daß die Mehrzahl von denen, welche der Satan mit seinen spekulativen Regten gefangen hat, wieder nüchtern wird aus seinen Stricken. Wir können das, was der Verf. den „Grundbegriff der spekulativen Theologie“ nennt (S. 290.), sehr wohl verstehen*) — in keiner Zeit war dies

*) Auch in diesem Punkte verläugnet der neue Libertinismus seinen Zusammenhang mit dem alten nicht. Quirinus sagte zu Calvin,

leichter als in der unfrigen, in der diese Weisheit gewissermaßen in der Luft liegt, so daß Jeder sich ihrer Einwirkungen zu erwehren hat — aber wir wollen sie nicht, wir verabscheuen sie, und die Differenz zwischen uns und unseren Gegnern liegt nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Denkens, sondern auf dem des Lebens und des Herzens. Das ist so klar, daß es ein Kind einsehen könnte. — Der Irrthum hat immer die Inconsequenz in seinem Gefolge. Dies zeigt sich auch hier. Von seiner Ansicht aus, daß jede Richtung einzig und allein auf dem Gebiete des Denkens wurzle, eine Ansicht, die er auf charakteristische Weise S. 131. ausspricht: „Abweichende Ansichten dem Anderen in's Gewissen zu schieben, ist zwar von jeher häufige Unsitte gewesen, hat sich aber immer als Zeichen einer beschränkten oder fanatischen Natur bewährt.“ müßte sein Grundgefühl mit dem, was er Pietismus nennt, das des Mitleides seyn. Denn diese Ansicht hebt die Zurechnungsfähigkeit ganz auf. Das „es muß auch solche Käuze geben“ ist ihr Wahlspruch. Nun aber ist es unverkennbar, daß eine schwer verhaltene und durch den Schein philosophischen Gleichmuthes nur oberflächlich überdeckte Entrüstung und Erbitterung gegen den „Pietismus“ sich durch das ganze Buch hindurchzieht, und in dieser Praxis läßt sich eine faktische Anerkennung der Richtigkeit des Grundsatzes nicht verkennen.

Unsere vierte Anklage geht dahin, daß der Verf. die Überzeugungen seiner Gegner sehr häufig theils nicht richtig erkennt, theils um sich die Widerlegung leicht zu machen, unredlich entstellt habe. Aus der Menge von Belegen, womit wir diese Anklage begründen könnten, wollen wir hier nur einen ausheben. Der Verf. wiederholt beständig den Vorwurf gegen den Pietismus, er halte sich, unfähig die Idee zu erfassen, an die bloße Geschichte, vgl. z. B. S. 71. Wollte er redlich seyn, so mußte er sagen, daß der „Pietismus“ nur mit seiner Idee nichts zu schaffen haben will, die freilich auf dem pantheistischen Standpunkt als die einzige erscheint, daß er aber allerdings überall eifrig bemüht ist, in dem Besonderen das Allgemeine, in der Thatfache die Lehre, in der Geschichte die Weissagung nachzuweisen.

Unsere fünfte Anklage trifft das thörichte Vertrauen des Verf. auf den Zeitgeist, von dem aus er z. B. S. 21. sagt: „Es gibt immer noch Nachzügler, wenn die Geschichte selbst bereits eine neue Bahn der Entwicklung eingeschlagen hat,“ S. 38. dem „Pietismus“ vorwirft, daß „er sich in Widerspruch gegen die ganze Bildungsweise der Zeit setzt,“ S. 165. die Wahrheit eines Satzes darauf gründet, daß er „in dem jetzigen Zeitbewußtseyn immer allgemeiner zur Anerkennung gekommen“ u. s. w. u. s. w. Wir brauchen hierauf hier um so weniger einzugehen, da wir schon früher das Verderbliche dieses aus dem Pantheismus mit Nothwendigkeit hervorgehenden Grundsatzes ausführlich nachgewiesen haben, der das Suren mit dem Zeitgeiste, was der Schwäche unserer Zeit ohnedem schon so nahe liegt, förm-

der ihn öffentlich bestraft, er mißbilligt seine Rede, weil er sie nicht versteht, worauf ihm Calvin antwortet, er verstehe mehr davon, als er selbst (I. c. S. 379.).

lich zur Tugend erhebt. Ein Modegeck im gewöhnlichen Sinne ist widerlich, wer aber die Mode in das Gebiet der Wahrheit einführt, sollte ein Gegenstand des Abscheus seyn.

Gerne würden wir auf den Abschnitt „der Pietismus nach seiner ethischen Seite“ S. 172 ff. noch näher eingehen, wenn wir nicht schon zu weitläufig gewesen wären. In ihm bringt der Verf. manche Eigenthümlichkeit des wirklichen Pietismus zur Sprache. Wie wenig aber dieser mit dem fälschlich sogenannten, dem biblisch-kirchlichen Christenthum, zusammenhängt, geht schon daraus hervor, daß das Princip, aus dem der Verf. die Eigenthümlichkeiten des letzteren abgeleitet hat, hier ihm seine Dienste versagt. Daß er völlig Heterogenes zusammengemengt hat, wird auch daraus klar, daß er sich vergeblich bestreben würde, aus den dreizehn Jahrgängen unseres Blattes Belege für diese ethischen Eigenthümlichkeiten beizubringen, so wie auch daraus, daß er hier Autoritäten, wie Stilling, Sack u. A. gegen den Pietismus anführen konnte, die sich zu dem, was er früher Pietismus genannt, mit Herz und Mund bekennen.

Wir sprechen zum Schlusse die Überzeugung aus, daß der eigentliche Kampf gegen das antichristliche System, dem der Verf. huldigt, und das in seinem Vaterlande unter den zukünftigen Geistlichen auf eine Schauder erregende Weise überhandnehmen soll, und leider auch in dem unfrigen es wagen darf, seine Verführungskünste an den werdenden Dienern der Kirche zu versuchen, nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern des Lebens geführt werden muß. Dazu gebe der Herr seiner Kirche Gnade, Kraft und Weisheit! Er lasse uns in dieser abgöttischen Zeit die Worte des Apostels Johannes recht beherzigen: Kindlein hütet euch vor den Abgöttern.

Ma c h r i c t e n.

(Mark Brandenburg.) In dem „Schulblatt für die Provinz Brandenburg, herausgegeben von D. Schulz, Provinzial-Schulrath zu Berlin, Striež, Regierungs-Schulrath zu Potsdam, Ute, Confistorialrath zu Frankfurt a. D.,“ Jahrg. 1839, Heft 4., S. 403 ff., findet sich unter der Überschrift: „Bemerkungen auf einer pädagogischen Reise durch dreißig Dorfschulen der Mark Brandenburg,“ ein sehr lehrreicher und merkwürdiger Aufsatz, aus dem wir uns gebrungen fühlen, folgende Auszüge unseren Lesern mitzutheilen. Betrachtungen hinzuzufügen halten wir für unnöthig. Die Sache selbst redet laut und deutlich genug.

„Ich benutzte die mir vergönnte Zeit dazu, etwa 40—50 Fragen über biblische Geschichte an die Kinder zu richten. In der ersten Abtheilung fragte ich unter andern, ob die Kinder schon die Namen Saul, oder David, Kain und Abel gehört hätten? Jedes einzelne Kind antwortete: Nein. Warum wir Weihnachten feiern wußte kein Kind. Wie viel Evangelien stehen im Neuen Testament? Nur ein Kind gab eine Antwort und sagte: zwei. Andere Antworten konnte ich nicht bekommen. Die Kinder der zweiten Abtheilung wurden einzeln gefragt: Mein Kind, hat dir schon Jemand etwas von Jesus Christus erzählt? Meist du, wer das gewesen ist? und jeder einzelne Gefragte antwortete: Ne! Seyd ihr auch christliche Kinder? Und sie antworteten im Chöre: Ne! Das, was ich hörte, als der College“) selbst hereintrat, und nach den

*) Der Verf. des Aufsatzes reist als Schullehrer. Die Herren Herausgeber deuten aber darauf hin, daß dies eine bloße Fiktion ist, und daß der Bericht die Ergebnisse einer Schulrevision mittheilt.

nöthigen Begriffsungen weiter lehrte, war in keinem Gegenstande der Art, den erhaltenen ungünstigen Eindruck nur irgend zu verwischen."

"Nicht selten, wenn ich nach der Geburt oder den Leiden Christi fragte, hieß es: das wird nächsten Winter dran kommen. Wollte ich nun von Abraham hören, so ging dies auch nicht, weil es im vorigen Winter dagewesen sey. „Wo stehen Sie aber jetzt?" In diesem Winter werde ich die biblische Geschichte von den Königen bis auf Christi Geburt durchnehmen. Es schien mir da immer, als wenn man unter den biblischen Erzählungen eine solche Auswahl treffen sollte, daß jedes Jahr ihr ganzer Kreis abliefe, und als ob wenigstens, wie ja auch im bürgerlichen Jahre die Sonne ihre ganze Bahn vollendet, so auch Christus, die Sonne des Kirchenjahres, von der Geburt bis zur Himmelfahrt in allen ihren Höhen, Jahr aus Jahr ein in den Gesichtskreis der Kinder treten sollte."

"Fast überall fand ich noch, die gewiß mit Recht bekämpfte Weise, daß man Geschichte und Lehre des Christenthums auseinander reißt und gesondert lehrt, in zwei Stunden das Eine und in zwei anderen das Andere, so logisch auseinander gehalten, daß keine Spur eines inneren oder äußeren Zusammenhanges zu erkennen ist. Christus hat nicht bloß die Liebe gelehrt, sondern er hat auch als die Liebe gelebt. Die ewige Liebe hat Leib und Leben in ihm, also, daß auch ein Kind sie mit Händen greifen mag. Unser Pfarrer sagte neulich: alle Worte Christi sind gesprochene Thaten, und seine Thaten und Leiden sind verkörperte that-sächliche Worte, in Beispiel, Leben und Wesen übersehte Lehren. Für unser Eines ist das freilich etwas hoch gegeben, es denkt sich aber doch etwas dabei, und man merkt es wenigstens, daß man im Christenthume Geschichte und Lehre geben solle, „nicht nebeneinander, sondern ineinander, innerlich verbunden und auf einander bezogen." Ich habe Schulen gefunden, wo die Kinder mit den Namen der biblischen Personen wohl bekannt waren; in einigen sehr wenigen konnten sie sogar biblische Historien selbstständig und im Zusammenhange erzählen (wiewohl sie sich dann stets dabei allzu slavisch an die Worte der Schrift hielten, und nicht paraphrasirten, sondern recitirten); in anderen, und den meisten, antworteten sie in Namen und Zahlen dem wortreichen Lehrer, wenn ihnen dieser in langen Zwischenräumen der eigenen, wohlgeheften Rede, Zeit verstattete, auch einige artikulirte Töne von sich zu geben; aber wie selten hatten sie es begriffen, daß alle die Geschichten des Paradieses und der Schrift überhaupt sich in dem eigenen Herzen, in Schule und Haus täglich von neuem ereignen. Die biblischen Erzählungen sind die rechten Tagesgeschichten, die Schrift ist ein Spiegel, wo jedes Kind schon sein Portratt kann finden, grade und seitwärts, hinter allen Rändern schaut's hervor. Es zeigt dem Kinde schon nicht bloß seine gegenwärtige Herzengestalt, sondern läßt es schon voraus schauen, wie als Jüngling, Mann und Greis, wie es jenseits des Grabes beschaffen seyn wird."

"Ich kam in's Dorf und suchte die Schule. Zu meinem Glücke fand ich in derselben einen trefflichen Mann als Lehrer wirksam. Auf einem Seminare war er nicht gebildet, ich will auch nicht sagen, daß seine Leistungen im Unterrichte ausgezeichnet gewesen wären. Nein, da blieb Manches zu wünschen. Der Lehrer sprach nicht einmal richtig Deutsch, obwohl ich das auch bei gewissen Seminaristen, solchen zumal, die in einem halbjährigen oder anderthalbjährigen Course zu Lichtern der Welt gebildet waren, nicht selten angetroffen habe. Der Mann redete in Ton und Aussprache und in der Konstruktion selbst, ganz aus dem Munde seines Dorfes. Und man kann fragen, ob das wirklich so sehr zu tadeln, und nicht mit gewissen Einschränkungen vielmehr sogar zu empfehlen sey. Wenigstens das liegt helle da, daß es vorzüglichster ist als jenes allzugewählte Sprechen, welches man an manchen jüngeren Lehrern bemerkt, wo man statt Faulheit nur Unleiß hört, wo alle Worte so richtig ausgesprochen werden, daß sie ein ehrlicher Mensch kaum wieder erkennt, und wo der Sprechende zum Gespötte der Kinder

stets auf Stelzen einhergeht, geziert, steif und grade, wie der Storch im Grase. — Aber der ganze Eindruck, den die Schule machte, war ein erbaulicher. Überall Nettigkeit und Reinlichkeit, selbst an den Händen, sogar in den Ohren der Kinder. In dem Lehrer und den Kindern Keuschenheit, Anspruchslosigkeit und Anbacht. Die Liebe hielt die Disciplin, die Liebe, welche ein Disciplinarius ist, der Geduld und Dem nicht verliert, der ohne Stock und Ruthe, ohne Aufpasser und Gehilfen, ohne Sittenfassen und Sündenjournal, bloß durch die Gemüthsheit der Ordnung und durch die Macht des gegenseitigen Wohlgefallens fertig wird. Es war ein Mann, der durch Sinn und Leben mehr unterweist als durch Übung und Lehre; du konntest es hier inne werden, wie es an einem Schullehrer besser ist, treu seyn und fromm, und geistlich arm, als kundig und geschickt, aber gemüthlos. Es war eine Schule, wie eine Familie seyn soll. Ich habe seitdem nach einer solchen überall vergebens gesucht."

"Unterwegs gestellte sich bald zu mir ein Bauerbursch aus dem Dorfe, welches das nächste Ziel meiner heutigen Wallfahrt war, siebzehnjährig, braun, voll und kräftig. Es war ein frischer, fast kalter Morgen, er aber ging in bloßen Füßen. Die Stiefeln ritten über dem Stocke, den er über der Schulter trug. Die Herren Prediger gewöhnen sich das Predigen, wie Lehrer das Doctiren und Examiniren an. Mein Begleiter erzählte, er sey in seiner Kirche nach einander in zwei verschiedene Dorfschulen gegangen, habe höchstens wöchentlich nur einen Tag gefehlt, und immer gut gelernt. Jetzt bekommt er jährlich 7 Thaler Lohn. Als ich ihn fragte, wieviel das vierteljährlich ausmache, beschäftigte uns die Lösung dieser Aufgabe die nächste halbe Stunde. Ich offenbarte ihm, wie ein Jahr vier Vierteljahre habe, half ihm so und so auf die Spur, lehrte ihn mit der Theilung erst eines Thalers anfangen u. s. w. Alles vergebens; das Exempel blieb ungelöst."

"Mein Freund, mit Deinem Rechnen ist's nicht weit her!"

"Pflegen und Dreschen kann ich freilich besser."

Als er die Erzählungen von Christi Geburt nicht wußte, und ich ihn fragte: habt Ihr sie denn nicht im Evangelium Lucä gelesen, antwortete er: „Nein, wir sind bloß bis in Mosen gekommen."

Der Reisende: „Wie viel Evangelien stehen denn im Neuen Testament?"

Er: „Je nun, fünf und zwanzig."

"Du Glücklicher, da kannst Du mir wohl ein Paar ablassen, ich hätte auch gern mehr als vier. Nun Junge, an wen glaubst Du denn eigentlich?"

"An wen werd ich denn glauben? An den König von Preußen."

"In der biblischen Geschichte, worin ich mir selbst einige Fragen zu erlauben da, duldete es mein College nicht, daß die Kinder eine Antwort gaben, die er ihnen nicht laut und deutlich zugerant hatte. Als ich fragte, unter welchem Volke Moses geboren wäre, antwortete der Lehrer: unter den Heiden. Zu welchem Volke gehörte er also? Antwort des Lehrers durch die Schüler: „zu den Heiden." Warum legte man ihn denn auf das Meer? (denn anders litt es der Amtsbruder nicht). Antwort wie vorher: „Weil der König Herodes alle einjährigen Kinder tödt machen wollte."

„Warum wollte er denn das?" Antwort des Lehrers durch die Schüler: „Weil er dachte, daß Jesus darunter wäre." Später als der Reisende über Jesus Christus einige Fragen that, z. B. ob die Eltern Christi denn immer in Bethlehem wohnten? raunte der Amtsbruder: „Nein, in Ägypten!" „Warum waren sie denn nach Bethlehem gekommen?" In gerechtem Dorne über das Ausbleiben der Antwort, herrschte er nun den Knaben mit elischen Pfiffen zu: „Nun, weil da der Tempel stand!" So ging's weiter. Das sieht wie eine Anekdote aus, und das Schlimmste ist allerdings, daß es Wahrheit ist."

"An einem der folgenden Tage kam ich in die Schule eines sehr gebildeten, aber auch, wie das ja wohl kommt, etwas eingebildeten Herrn Collegen. Positive Dinge, z. B. aus dem Christenthume, wußten die Kinder nur wenig, „weil der Lehrer fürchtete, daß wir wieder auf den alten Gedächtnistram zurückkommen möchten." Er hält es mit dem Kathisieren, Dinter ist sein Mann."

So katechisirte er über den Spruch: der Mensch lebt nicht vom Brodte allein, sondern von jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes gehet, und fand dabei den verständigen Sinn: der Mensch lebt nicht vom Brodte allein, sondern auch von anderen Speisen und Getränken, die Gott geschaffen hat. Probatum est. Daß den Kindern die Zunge so wenig gelöst, und ihre Sprachkraft so gar wenig entwickelt war, schon ich anfangs darauf, daß der Lehrer gar zu viel selber redete, entdeckte indes den wahren Grund später, als ich den Lehrplan durchlas, und darauf fand, daß in piervöchentlichen Stunden Wort- und Redeübung getrieben werde."

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840

Mittwoch den 29. Januar.

N^o 9.

Protest gegen die hierarchische Diktatur des Herrn General-Superintendenten Dr. Bretschneider zu Gotha.

Wenn in der Allgemeinen Bretschneiderschen Kirchenzeitung einer der Mitarbeiter sich beugehen läßt, über die Fundamental-Lehren der Evangelischen Kirche von der Sünde und Gnade, die die Unwahrheit des Herausgebers als Lehren des Pietismus geächtet hat, eine andere Meinung als diese zu äußern, oder sich als einen Anhänger der Confessionen seiner Kirche, deren Verbindlichkeit bis jetzt noch durch keinen kirchlichen Beschluß aufgehoben ist, auszusprechen, so kann er gewiß seyn, von Herrn Bretschneider eine Bei- oder Nachschrift zu erhalten, wodurch ihm diktatorisch widersprochen und seine Meinung mit einer Censur, die keinen Widerspruch duldet, kurzweg abgewiesen wird, während klägliche Ausgeburten des Nationalismus ganz ohne Widerspruch passiren. Wer nun trotz solcher Erfahrungen gediegenere Aufsätze einschickt, muß sich freilich solche Mißhandlung seiner Arbeiten, die den beabsichtigten Eindruck derselben völlig vernichten, gefallen lassen. Aber Herr Bretschneider verschont mit seinen Nachschriften auch unkundliche Erlasse kirchlicher Oberen nicht, selbst solche nicht, die auf einem Vertrauensverhältnisse beruhen, wie Hirtenbriefe geistlicher Inspektoren. So enthält Nr. 150. des vorigen Jahrgangs einen „Hirtenbrief des Superintendenten Kämpfer zu Neustrelitz an die Geistlichen des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz,“ worin in einem sehr gemäßigt kirchlichen Sinne auf „das Fundament unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche in ihren symbolischen Büchern oder Glaubensbekenntnissen, auf deren Grund sie sich Anerkennung und das Recht ihres Bestehens als Kirche neben anderen errungen hat,“ hingewiesen wird. Sofort tritt Herr Dr. Bretschneider mit einer Nachschrift dagegen auf, die ihren Widerspruch an eine absichtliche Mißdeutung des dort in rechtlichem Sinne genommenen Ausdrucks „Fundament“ anheftet, dann aber mit eben so oberflächlichen als anmaßenden Machtsprüchen die rechtliche Geltung und Verbindlichkeit der Augsburgerischen Confession als symbolischer Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche für vernichtet erklärt. Daß eine Kirche als Glaubensgemeinschaft nicht ohne Glaubensbekenntnisse, als Confession nicht ohne Confession bestehen kann, ist ausgemacht und selbst von Männern, wie Röhr, zugegeben. Daß ferner nur die Kirche oder rechtmäßige Repräsentanten derselben, nicht aber geistliche oder weltliche Individuen nach ihrem Belieben Glaubensbekenntnisse einführen oder reformiren oder abschaffen können, liegt so wesentlich im Begriff der kirchlich protestantischen Gewissensfreiheit, daß, wer es läugnet, diese selbst aufhebt, und durch eine Confusion der widerwärtigsten Confessionen die Kirche

zerstört. Trotz dem nimmt es sich der Herr General-Superintendent Bretschneider, den Beruf und Amtseid zur Erhaltung der Kirche verpflichtet, ohne Beruf und Vollmacht heraus, nicht nur sich selbst von der Verbindung der Augsburgerischen Confession eigenmächtig zu entbinden, sondern auch ganz im Allgemeinen, ohne daß weder er, noch sonst Jemand irgend eine andere haltbare Confession an die Stelle gesetzt hätte, zu erklären, daß die symbolischen Bücher eine norma docendorum „uns nicht mehr seyn können,“ wofür er sie doch selbst früher in seiner Dogmatik erklärt hatte.

So ist also der General-Superintendent der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Gotha von dem Glaubensbekenntniß derselben abgefallen und hat mit eigenmächtiger Willkühr, ohne alle Berechtigung oder Beauftragung dazu, die kirchengesetzlich verbindende Kraft desselben aufgelöst, ohne ein anderes, die zerfallende Kirche wieder verbindendes Symbol aufzustellen. Soll sie denn aber nun in völliger Meinungsanarchie auseinander fallen, so daß Jeder darin lehren oder hören könnte, wonach ihm Mund oder Ohren jücken, und jeder Kopf Freiheit hätte, seinen Sinn oder Unsinn darin zu Markte zu bringen; denn nur noch von einem Markte, aber nicht mehr von einer Kirche könnte dann die Rede seyn. Mit nichten, sagt Herr Dr. Bretschneider Nr. 104.: „Davon, den großen Haufen, der immer unwissenschaftlich ist, von aller Autorität entbinden zu wollen, kann gar nicht die Rede seyn. Daß Jeder, welcher der Wissenschaft nicht mächtig ist, verbunden ist, sich an die Autorität der Wissenschaftlichen zu halten und derselben sich zu unterwerfen, liegt auf der Hand.“ Daß nun unter diesen Wissenschaftlichen, deren Autorität die Anderen sich unterwerfen sollen, Herr Bretschneider sich selbst obenansetzt, liegt gleichfalls auf der Hand, obwohl außerhalb Gothas seine Wissenschaftlichkeit von Vielen nur gering angeschlagen wird. Dies hindert aber nicht, daß er in seiner Allgemeinen Kirchenzeitung fortwährend sich und seine Anhänger als die Wissenschaftlichen, und seine Gegner als die Unwissenschaftlichen erklärt. Der Autorität dieser Wissenschaftlichen also, die in der Allg. Kirchenzeitung dominiren aber selbst nicht wissen, was sie glauben, sondern in ihren eigenen eiteln Meinungen und Menschenfäzungen sich untreiben, sollen die kirchlichen Gemeinden, sollen die Laien unterworfen werden. Die Wissenschaftlichen, das ist nur ein neuer Name für die Nationalisten, für die Leute, welche die Vernunft zwar viel im Munde, aber darum nicht grade im Kopfe haben, welche die symbolischen Schriften (und consequenterweise auch die heiligen Schriften) für „papierne, abgeschlossene Pápste“ erklären, und ihnen „die lebendigen, fortsprechenden Pápste“ weit vorziehen, weil sie eben selbst gern solche Pápste seyn wollen, deren

Autorität „der große Haufe“ unterworfen seyn soll. D jämmerliche Menschenautorität, traurige Hierarchie, schnöde Pfaffenherrschaft, womit man dich arme Protestantische Kirche bedroht, oder vielmehr, womit man dich höhnt! denn eine ernste Gefahr möchte von so schwachen Autoritäten schwerlich zu befürchten seyn, obwohl die Gemeinden, denen sie vorgesetzt werden, doch immer sehr übel berathen sind.

Daß übrigens kein protestantischer Christ gezwungen werden kann, sich solchen Autoritäten, die von der Confession der Kirche sich öffentlich losgesagt, zu unterwerfen, ist kirchenrechtlich eben so gewiß, wie daß kein Bekenner einer fremden Confession einer Gemeinde als Geistlicher aufgezogen werden kann. Ob unsere Glaubensgenossen im Gethänschen von ihrem Widerspruchsrecht gegen Willkühr und Eigenmacht der Kirchenautorität Gebrauch machen wollen oder nicht, muß lediglich ihrem Gewissen überlassen bleiben. Das Recht dazu aber darf protestantischen Gemeinden nicht abgesprochen, nicht verkümmert werden, oder es ist um die evangelische Gewissensfreiheit geschehen. Wenn Herr Bretschneider in Nr. 104. seiner Kirchenzeitung bemerkt, daß die, welche den unwissenschaftlichen großen Haufen von aller Autorität entbinden wollen, den Samen zu unermesslichem Unheil ausäen, so möge er ja bedenken, daß dies eben seine „Wissenschaftlichen“ sind, welche, indem sie ihre eingebillete Wissenschaft über die hohen, alten, festen Autoritäten der heiligen und der symbolischen Schriften erheben, nur zu sehr schon sich selbst und eben durch ihr Beispiel und ihre Grundsätze auch den großen Haufen von jeder geheiligten Autorität losgemacht haben, an deren Stelle sie, ihre eigene ungeheiligte zu setzen, vergeblich sich bemühen werden. Das ist die Revolution und die Usurpation, der wir in diesen der Evangelischen Kirche dienenden Blättern widerstreben, daß die Diener der Kirche alle gesellschaftliche und geschriebene Autorität derselben umstoßend, als Herren sich aufwerfen, „welche die Laien als Autorität verehren sollen.“ Nicht minder widerstreben wir den Laien, welche nach dem Bretschneiderschen Beispiel, wie z. B. in Cassel versucht worden, die gesellschaftliche Autorität des Symbols umstürzen wollen, um dann ihrer Willkühr die Geistlichen zu unterwerfen.

Nachrichten.

(Neue Kirchenverfassung in der Waadt.)

Eine neue Kirchenverfassung ist endlich, nach beinahe fünf Jahren fruchtloser Versuche, bei uns zu Stande gekommen. Der im Januar 1839 mit so großer Einstimmigkeit vom Großen Rath zurückgewiesene Entwurf war, obwohl mehr demokratisch und der Kirche eine größere Unabhängigkeit gewährleistend, den Gewohnheiten unseres Volks höchst zuwider; wogegen der neue Entwurf, sich der Form nach ganz an die hergebrachte Ordnung anschließend, viel besseren Eingang gefunden hat: er ist am 11. December vom Großen Rath mit starker Mehrheit (93 Stimmen gegen 25) angenommen worden, und wird am 1. Januar 1841 als Grundgesetz der Waadtländischen Kirche in's Leben treten.

Die neue Kirche bleibt mit dem Staate eng verbunden, und wird merkwürdiger Weise, trotz der in unserem Jahrhundert immer lauter sich ausprechenden Tendenz nach Trennung dieser beiden Sphären, vom

Staate noch abhängiger seyn als bisher. Den geringen Antheil, welchen die *Classes* (Predigerversammlungen) an der Ernennung der Pfarrer hatten, haben sie verloren. Wenn eine Stelle erledigt ist, so erwählt der Regierungsrath (*Conseil d'Etat*) einen von den zwei ältesten Beamten (welcher Rang durch das Jahr der Ordination bestimmt wird), ist jedoch an diese Ordnung nicht einmal unbedingt gebunden. Ein Antrag, die Wahl den Gemeinden zu überlassen, wurde mit sehr bedeutender Stimmenmehrheit zurückgewiesen; daß er nicht angenommen worden, ist bei der noch im Ganzen so wenig religiösen Stimmung unseres Volks wohl als ein Glück zu betrachten. — Die laufenden Geschäfte der Kirche leitet eine Kirchen-Commission (*Commission Ecclesiastique*), etwa zu vergleichen mit dem Kultus-Ministerium in einer Monarchie, deren fünf Mitglieder alle durch den Regierungsrath ernannt werden: zwei sind Laien, zwei Geistliche und der Präsident ist ein Regierungsrath. — Von Zeit zu Zeit und nach Gutdünken kann der Regierungsrath eine Synode zusammentreten, welche alsdann besteht aus Abgeordneten der vier Klassen (die Zahl der Abgeordneten jeder Klasse beträgt ein Fünftel der Zahl der Glieder der Klasse) und sechs Abgeordneten des Regierungsraths (im Ganzen ungefähr ein und vierzig Personen). Für jede Veränderung, den Kultus oder die Religionsbücher betreffend, muß die Synode erst zusammengerufen werden. — Eine tiefgreifendere Veränderung unterscheidet jedoch unsere neue Verfassung von der bisherigen, nämlich die nun unwiderzuehrlich geschehene Abschaffung der Helvetischen Confession, als symbolisches Buch der Kirche. Bisher lautete der Eid, welchen jeder Prediger bei seiner Ordination leisten mußte: „Ich schwöre nichts zu lehren, welches wäre gegen den Glauben der Protestantischen Kirchen der Schweiz, welcher Glaube in der Helv. Conf. ausgedrückt ist.“ Jetzt lautet die neue Eidesformel also: „Ich schwöre das Wort Gottes rein und vollständig zu predigen, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist.“ — Was aber noch mehr bestreben muß und zu traurigen Erwartungen Anlaß gibt, ist die von den Feinden der Helv. Conf. (oder vielmehr der evangelischen Lehre) durchgeführte Einführung eines Geschwornengerichts (*jury*), bestehend aus zwölf Mitgliedern (theils durch die Klassen, theils durch den Regierungsrath, theils durch das Loos, gewählt — eine ziemlich complicirte Organisation, worüber, wenn nöthig, vielleicht später einige Details in diesem Blatte folgen werden), welchem das Urtheil über etwaige Abweichungen von der reinen Lehre, in den Predigten, anvertraut seyn wird. Man erkennt leicht diese Maßregel als eine Ergänzung der Abschaffung der Helv. Conf., und man sieht, wie sehr eine solche Behörde dem freien Bekenntniß der Schriftlehre selbst hemmend entgegenwirken kann, und vielleicht wird. — So weit über die Grundzüge unserer neuen Kirchenvorstellung: jetzt noch einige Worte über die Abschaffung der Helv. Conf.

Man war seit einiger Zeit auf die Entscheidung des Großen Rathes über diesen Punkt allgemein gespannt. Witschriften für und wider die Conf. durchkreuzten sich im Lande. Außer den schon früher in der Sv. R. (September 1839) angeführten Witschriften der vier Klassen der Prediger für die Conf., belief sich am Tage der Entscheidung die Zahl der Unterschriften in diesem Sinne auf 8988 (diese Zahlen sind aus den officiellen Berichten angegeben, man kann sich also auf ihre Genauigkeit verlassen). In vielen Dörfern stieg die Zahl der Unterscheidenden auf mehr als hundert; meist wurde die Witschrift durch christ-

*) Je jure de ne rien enseigner qui soit contraire à la croyance des Eglises protestantes de la Suisse, laquelle est contenue dans la conf. de foi helvétique.

**) Je jure de prêcher la Parole de Dieu dans sa pureté et dans son intégrité, telle qu'elle est contenue dans l'Ecriture Sainte.

lich gefinnte Municipalbeamten oder Schullehrer in Umlauf gesetzt. Außer den Collectiv-Bittschriften wurden auch einige von einzelnen angesehenen Männern eingereicht, deren Namen durch ihre Bildung, Geburt oder Reichthum, großes Gewicht gewinnen mußte, wie z. B. die ganz ausgezeichnete des Herrn Professors der Theologie Binet.

Freilich stieg die Zahl der Unterschriften gegen die Conf. noch höher (auf 9,814); im Grunde aber hätte man alle diejenigen abrechnen sollen, welche durch List und Betrug erworben worden sind. Von der Thätigkeit und Schlechtigkeit, womit die radikale Partei die Circulation dieser Bittschriften betrieb, kann man sich keinen Begriff machen. Die Bittschrift wurde von Civil- und Militärbehörden anempfohlen, oder als von ihnen empfohlen bezeichnet; wer ein Freund der Regierung und Kirche sey, müsse unterzeichnen; allerlei Lügen und Absurditäten wurden über die Helv. Conf. angesetzt, sie verbiete die guten Werke, die Prediger wollten sich durch dieselbe zur Alleinherrschaft erheben; die Conf. lehre das göttliche Recht der Prediger und Obrigkeit, und streite also mit dem Princip der Volkssouveränität; ja man ist so weit gegangen, die Leute durch ein heillofes Wortspiel zu überreden, die Helv. Conf. sey die Beichte (confession auriculaire) der Römischen Kirche!! und wenn man die Helv. Conf. beibehalte, so werde man wieder bei den Predigern in die Beichte gehen müssen u. d. Das Hauptargument war aber immer, die Conf. sey das Buch der Mōmiers: „Wenn Ihr nicht wollt, daß man Euch und Eure Kinder zu Mōmiers bekehre, so unterzeichnet die Bittschrift,“ und ganze Dörfer ließen sich durch dieses magische Wort „Mōmiers“ hinreißen! Um nur eine große Zahl von Unterschriften zu gewinnen, wurden Kinder, Landstreicher, Dissidenten, ja Katholiken hinzugelassen, ihre Unterschriften zu geben! Daß die christliche Partei sich keine solche Umtriebe hat zu Schulden kommen lassen, versteht sich von selbst: die gute Sache bedarf nicht fleischlicher Waffen. —

Die Bittschriften für und wider die Helv. Conf. waren in sehr verschiedenen Formen abgefaßt, theils gedruckt, theils ungedruckt. Die gedruckte Bittschrift der radikalen Partei, welche am meisten verbreitet wurde, mag als Beispiel dastehen; sie war sehr schlaue verfaßt und bezweckte 1. das Volk durch schöne Worte zu blenden, 2. seine alten Leidenschaften gegen die Mōmiers zu reizen.

Bittschrift an den Großen Rath.

Meine Herren!

Da man Bittschriften in Umlauf setzt um Euch aufzufordern, die Helv. Conf. wiederherzustellen, welche Ihr mit vieler Weisheit im vergangenen Januar der Vergessenheit, in welche sie seit langer Zeit von selbst gefallen war, überlassen hattet, so müssen wir auch die Stimme erheben, um Euch, meine Herren, zu ersuchen, Euren früheren Beschluß zu bestätigen.

Die Unterschriebenen wünschen freilich die Erhaltung der Nationalkirche; aber indem die Verfassung dieselbe in ihrer Integrität gewährleistet, so hat sie ihr keineswegs die Helv. Conf. aufbürden wollen, welche damals beinahe allen Leuten unbekannt war, und deren Lehren, durch die Berner Regierung (sic!) vorgeschrieben, mit unseren Institutionen und dem Glauben der großen Mehrheit der Glieder unserer jetzigen Kirche im Widerspruch stehen. Die Helv. Conf. ist die Fahne des Methodismus, welcher sie aus der Kirche hervorgezogen hat und ihre Lehren wieder zur Autorität hat erheben wollen. Aber eine christliche, und besonders eine protestantische Kirche kann keine andere Regel haben als das Wort Gottes, und dieses bedarf keines officiellen Commentars. Das Symbolum Apostol., die Liturgie und der Katechismus, werden die Lehre unserer Kirche hinreichend bestimmen, ohne daß man Formulare zu Hülfen nehme, welche schon so viele Spaltungen herbeigeführt haben.

Daher stimmen wir, m. H., Euren Beschluß über den Eid der Prediger vollkommen bei, welcher sie verpflichtet, das Wort Gottes rein und ganz zu predigen, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, ohne der Kirche und ihren Dienern ein anderes Bekenntniß aufzujubeln.

Unter gegenseitiger Spannung, ja man kann beinahe sagen, Erbitterung, kam der Tag des Kampfes herbei, der 10. December. Die für das Publikum bestimmte Gallerie des Rathesaales war voll gedrängt. Um 9 Uhr begann die Berathschlagung nach Anrufung des Namens Gottes. Der Regierungsrath hatte, ungeachtet der für die Helv. Conf. ungünstig ausgefallenen ersten Entscheidung des Großen Rathes im Januar 1839 (s. Aprilheft der Ev. R. Z.), die Beibehaltung der alten Eidesformel, hiemit der Helv. Conf., vorgeschlagen: allein die im Juni zur Prüfung des Entwurfs niedergesetzte Commission hatte die Helv. Conf. wiederum gestrichen. Jetzt sollte der Große Rath zum letzten Mal entscheiden. Diesmal dauerte die Berathschlagung nur fünf Stunden; die Materie war durch die zehntägige Diskussion im Januar so zu sagen erschöpft, und war überdies noch am 28. November ziemlich ausführlich verhandelt worden. Zum Lob der Gegner der Conf. muß bemerkt werden, daß diesmal der Ton der Angriffe ein ruhiger und würdiger war und daß die elenden Wige ausblieben. Inwiefern die Catastrophe in Zürich zu dieser ersten Stimmung beigetragen haben mag, kann dahingestellt bleiben.

Dieselben Gründe für und wider die Helv. Conf., welche den Lesern der Ev. R. Z. aus früheren Mittheilungen schon bekannt sind, wurden diesmal wieder vorgebracht, und zwar ungefähr auch von denselben Rednern: gegen die Conf. sprachen Drey, Regierungsrath, de la Harpe, Regierungsrath, de Widvile, Präsident des Großen Rathes, Muret, Mitglied des Erziehungsraths, Gay, Kanzler u.; für die Conf., Gindroz, Prof. der Philosophie, Monnard, Prof. der Literatur, Pidou, Prof. der Rechte, Simonin, Prediger, Doud, Prediger, Jaquet, Regierungsrath, Berger, Mitglied des Erziehungsraths, General Guignier, Vice-Präsident des Großen Rathes, Rivier, de Constant u.

Folgende Punkte wurden hauptsächlich hervorgehoben. Gegen die Beibehaltung der Conf. wurde angeführt:

1. Sie könne gar nicht als Bekenntniß der Waadtländischen Kirche betrachtet werden, sie sey dem Volke meist unbekannt gewesen; und erst seit etwa zwanzig Jahren hätten die Prediger (und zwar die methodistischen) wieder angefangen sich an sie anzuschließen.
2. Der neue Eid, welcher nur auf die heilige Schrift verpflichte, also auf Gottes Wort, und nicht auf Menschenfakungen, sey doch viel christlicher und auch viel mehr im Geiste des Protestantismus.
3. Der alte Eid sey doch schon nur negativ; man schwöre: „nichts gegen die Conf. zu predigen,“ verpflichtet sey man also nicht Alles, was in der Conf. steht, zu predigen; nun sey ein bloß negativer Eid immer eine mißliche Sache und eigentlich eine Inconsequenz; man könne jetzt also wohl noch einen Schritt weiter gehen, und die Conf. ganz bei Seite legen.

Für die Beibehaltung der Conf. wurde vorgebracht:

1. Ohne dieselbe gebe man einer gränzenlosen Verwirrung entgegen. Die Bibel könne nicht hinreichen, denn sie werde ja so verschieden aufgefaßt. So werde allen Irthümern die Thüre geöffnet: so werde es geschehen, daß dieselben Kanzeln, welche errichtet worden, um das biblische Christenthum zu predigen, dazu dienen werden, ketzerische Lehren vorzutragen: eine solche Unordnung führe aber gradezu zum Sturz der Staatskirche.

2. Die Conf. könne durch die Einführung des Jury gar nicht ersetzt werden. So werde anstatt der bisherigen bestimmten, schriftlichen, festgestellten Glaubensnorm, eine unbestimmte, lebendige, veränderliche Regel aufgestellt: dies führe gradezu zur Herrschaft der Willkür. Die Feinde der Conf. seyen also von dem System der Freiheit, mit welcher sie sich so sehr brüsten, auf einmal abgewichen, und haben ganz inconsequent (oder vielmehr nach der Consequenz des bösen menschlichen Herzens), an die Stelle der Helv. Conf. gar nicht die heilige Schrift gestellt, wie sie vorgeben, sondern ein Duzend Menschen, das Geschworenengericht, mit der Helv. Conf. wisse man wenigstens was die Waadtländische Kirche glaube; jetzt werde man sich erst nach der Meinung der Jury umsehen müssen: das heiße, die Prediger verpflichten sich nach der Meinung zwölf unbekannter Herren zu richten (Vous prescrivez de ne pas prêcher contre l'opinion de 12 Messieurs que personne ne

connait). Dies sey weder für die Prediger eine Garantie, noch für die Gemeinden.

3. Werde die Abschaffung der Helv. Conf. den Lauf des verhassten Methodismus keineswegs hemmen, wie die Gegner es hoffen. Denn was heiße bei uns Methodismus? Die Aufstellung gewisser Lehren allein konstituirt nicht den Methodismus. Diese Lehren von der Erbsünde, ewigen Strafen u. s. w. seyen ja schon lange vor der Inbasion des Methodismus durch die Liturgie bei uns gekannt und gepredigt worden. In den Augen unseres Volkes bestche der Methodismus darin, daß man sich von den weltlichen Lustbarkeiten zurückziehe, Erbauungsstunden beschaffe, Bibel- und Missionsvereine bilde; dies alles sey der Grund des Widerwillens unseres Volks gegen den Methodismus; mit dem allen habe aber die Helv. Conf. nichts zu schaffen; drei Jahrhunderte lang habe die Helv. Conf. fortbestanden, ohne solche Erscheinungen hervorzu- bringen, und diese Erscheinungen werden fortbestehen trotz der Abschaffung der Helv. Conf. Vielleicht werde vielmehr diese Maßregel den Methodismus von neuem beleben, die Methodisten werden sich gegen die Gefahr noch enger aneinander anschließen, der Geist der Proselytenmacherei werde erwachen, jetzt werde im Lager des Methodismus der Ruf erst erschallen: „Zu den Zelten, Israel!“

4. Endlich sey die Abschaffung der Helv. Conf. entschieden verfassungswidrig; durch Art. 9. der Verfassung sey ja die Evangelisch-Reformirte Nationalkirche in ihrer Integrität gewährleistet, also mit ihrer Lehre; der Große Rath sey daher nicht befugt, die Lehre zu verändern, und man hätte wenigstens das Volk durch die Urversammlungen (assemblées primaires) befragen sollen. Ein erster Eingriff in die Verfassung könne unabsehbare Folgen haben: man habe an Zürich ein warnendes Beispiel; die Abschaffung der Conf. werde vielfältigem Tadel ausgesetzt seyn, werde die große Mehrheit (warum nicht Gesamtheit, steht weiter unten) der Geistlichen, die 9888 Unterzeichnende, und noch wahrscheinlich viele Andere gegen sich haben; um Himmels willen solle doch der Große Rath nicht eine solche Verantwortlichkeit über sich nehmen. Diese Seite der Frage (Verfassungswidrigkeit) entwickelte besonders General Guignier mit musterhafter Klarheit und Entschiedenheit.

Diese und gleichartige Argumente für die Conf. ließen die Gegner meist unbeantwortet; nur auf das letzte antworteten sie, daß wenn man dem Art. 9. der Verfassung eine so ausgedehnte bindende Kraft beilegen wollte, man alsdann sich zu einer gänzlichen Unbeweglichkeit und Stabilität in kirchlichen Sachen entschließen müße.

Während der Diskussion wurden immerfort neue Bittschriften für und wider die Helv. Conf. hineingetragen und häuften sich auf dem Bureau des Präsidenten. Mit folgenden Worten des Herrn Rivier wurde um 3 Uhr diese merkwürdige Sitzung geschlossen:

„Noch ein Wort in diesem feierlichen Augenblick. Seit der ersten Verhandlung, wo schon Alles für und wider vorgebracht worden, habe ich über diese Frage noch nachgedacht, und ich habe mich von der Unbefugnis (incompétence constitutionnelle) des Großen Rathes immer tiefer überzeugen müssen. Ich wiederhole es, ich begreife nicht, wie wir, in Gegenwart des Art. 9. der Verfassung, die Lehren unserer Kirche in irgend welchem Punkte verändern können, ohne das Volk befragt zu haben.“ (Je le répète, je ne comprends pas, qu'en présence de l'art. 9. de la constitution, nous puissions apporter aucun changement aux doctrines de notre Eglise, sans avoir consulté le peuple.)

Bei der Abstimmung ergaben sich für die Beibehaltung der Conf. 45 Stimmen, dagegen 81 Stimmen (also die Mehrheit gegen die Conf. noch viel bedeutender als im Januar).

Als gründliches und besonnenes Urtheil über die wahrscheinlichen Folgen der neuen Kirchenversammlung, möge die am folgenden Tage (Mittwoch 11. December) vor der Abstimmung über das ganze Gesetz, von Herrn Prof. Gindroz gehaltenen Rede angeführt werden.

„Das vorliegende Gesetz hat in meinen Augen sehr bedeutende Mängel. 1. Ist die dadurch begründete Kirche eine höchst charakterlose, unbestimmte, allen Wechseln ausgesetzte. Wird diese Kirche, ohne Symbol und bestimmte Lehre, alle Bedürfnisse befriedigen können? Werden sich die Gemüther, welche eines lebendigen, klaren Glaubens sich bewußt sind, an dieses unbestimmte, nebelichte Christenthum mit Liebe anschließen können? Darüber wird die Zukunft entscheiden. Aber zu arnuthen ist wohl, daß man über der neuen Kirche unsere gute alte altkatholische, mit ihren etwas strengen, aber festen, genau begrenzten Lehren, nicht vergessen, ja vielmehr sie oft schmerzlich vermissen wird.

2. Der zweite Fehler ist die Einführung eines Jure, welcher über die Lehre richten soll, und dies in einer Kirche, welche keinen officiellen Ausdruck ihres Glaubens besitzt; doch wollen wir noch hoffen, daß dieses Jure nur auf dem Papier bestehen, und nie in's Leben treten wird.“

„Dieser sehr bedeutenden Mängel ungeachtet, werde ich für die neue Kirchenversammlung stimmen. Denn, wenn auch die neue Kirche ihres Symbols beraubt ist, so trennt sie sich doch nicht ganz von der Vergangenheit; sie bleibt mit dem Staate verbunden, und wird nicht, wie man hätte fürchten können, einer Unabhängigkeit preisgegeben, deren Folgen unabsehbar wären. Denn der von mehreren gelehrten und frommen Männern gehegte Wunsch einer Trennung zwischen Kirche und Staat, scheint mir nicht ganz unbedingt gebilligt werden zu können: der Normalzustand der menschlichen Gesellschaft ist viel eher Einheit und Harmonie; diese Einheit und Harmonie müssen daher als Zweck, als Punkt der Vollkommenheit immer in Augen behalten werden.... Obgleich die neue Kirche den Wünschen mancher ernstlichen Christen unter uns nicht entsprechen wird, so wird sie doch wohlthätig wirken können und vielleicht Manche an sich ziehen, welche noch unter den Vorurtheilen des vorigen Jahrhunderts aufgewogen, den Heiland sichten, weil sie ihn nicht kennen, bei welchen aber doch einige religiöse Bedürfnisse jetzt aufkeimen, und welche noch am Abend ihres Lebens durch Worte der Gnade und Liebe dem Kreuze Christi zugeführt werden können.... Eine Kirche, welche solchen verirrten Schafen ihre Arme öffnet, ist wohl nicht gänzlich zu verwerfen.... In der neuen wie in der alten Kirche wird die evangelische Lehre gepredigt werden können, und wenn nicht in einem Buche, doch in den Herzen vieler Gläubigen und in dem Munde vieler Prediger fortleben.“

Seine Rede endete mit diesen schönen Worten:

„Nun, meine Herren, haben wir unsere Aufgabe gelöst, unsere Pflicht erfüllt, ein Gesetz zu Stande gebracht.... Wie lange wird es dauern? ich weiß es nicht. Heute zu Tage arbeiten die Gesetzgeber nicht mehr auf Jahrhunderte hinaus; sie arbeiten nur für ihr Jahrhundert. Laßt uns mit Zuversicht die Zukunft erwarten, und hoffen, daß wie die alte, auch die neue Kirche Liebe und Achtung verdienen wird; daß Alle, welche sich an sie anschließen, wenn nicht ganz gleiche Überzeugung und Glauben, doch gegenseitige und thätige Liebe mitbringen werden!“

Diese Ereignisse stehen uns noch zu nahe, als daß man über die Zukunft mit Sicherheit entscheiden könnte. Für den Augenblick haben wohl die besiegten Anhänger der Helv. Conf. nicht viel Anderes zu thun, als überhaupt das Volk sowohl mündlich als schriftlich über diesen Gegenstand und die den Glauben bedrohende Gefahr zu unterrichten; und was die Prediger anbetrifft, immerfort treu die alte evangelische Lehre zu predigen. Neue Wahlen für den Großen Rath stehen schon im Jahr 1841 bevor, und möchten vielleicht einen neuen Geist in diese Behörde einführen, und den Fall der radikalen und ungläubigen Partei allmählig herbeiführen; allmählig, sagen wir, denn an einer gewaltsamen Krisis wie in Zürich, ist bei der Rauheit unserer Waadtländer für kirchliche Interessen, wohl jetzt nicht zu denken.

Bis jetzt bleiben Katechismus und Liturgie unangetastet, obwohl man sich auch auf dieser Seite auf Angriffe gefaßt machen muß. Die große Mehrzahl der Prediger wird auch fortfahren, die Lehre der Helv. Conf. zu predigen. Die vier Professoren der theologischen Fakultät, welchen die Bildung der künftigen Prediger anvertraut ist, sind auch, Gott sey Dank, alle entschiedene Christen und Anhänger der evangelischen Lehre. Wohl ist es zwar, daß einige ältere und jüngere Prediger (sowohl in der Zahl), und auch einige Studenten der Akademie, Bittschriften gegen die Conf. unterzeichnet haben. Ob diese Prediger ihre neue Freiheit benutzen werden, um das Evangelium zu verfälschen, wird die Zukunft lehren. Die Bittschrift des alten, durch seinen Rationalismus und rohe Ausfälle gegen die Dissidenten längst bekannten Pfarrers Nochat, möge hier als Beispiel noch angeführt werden:

Meine Herren! ••• Aigle, 8. December 1839.

Ich habe die Ehre, Ihnen zwei Bittschriften aus Aigle und Arzier, mit zusammen 193 Unterschriften, zuzusenden. Die Bittenden verlangen, daß der Große Rath seinen Beschluß der Abschaffung der Helv. Conf. bestätige. Es ist in der That hohe Zeit, daß diese Fühne der Mörmers aus der Evangelischen Kirche verschwinde, und daß wir einmal die Gewissensfreiheit besitzen, welche den wesentlichen und unterscheidenden Charakter des wahren Protestantismus ausmacht. N. Nochat, Dekan.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 1. Februar.

N^o 10.

Einige erfreuliche Thatfachen in Ansehung der Sonntagsfeier in der vaterländischen Kirche.

Die Sonntagsfeier ist und bleibt für die Entwicklung der Kirche Christi von der größten Bedeutung. Es kann hierüber bei allen Freunden des Herrn und seiner Kirche gar kein Zweifel seyn, und es ist in dieser Hinsicht gleich, ob man diese Feier als eine freie, eigenthümliche Entwicklung der von dem Herrn geleiteten Kirche betrachte, die mit der göttlichen Stiftung der Sabbathfeier im Alten Bunde nur etwa in typischem Zusammenhange stehe, oder ob man einen engeren Zusammenhang derselben mit der letzteren anerkenne.

In beiden Fällen bleibt ja der Sonntag der eigenthümliche Tag des Herrn und der Kirche, an welchem diese sich förmlich und festlich als solche begreift, vor sich selbst und vor der Welt darstellt, und so einerseits zum Genuß, zur Anschauung des bereits in ihr durch die Gnade des Herrn Gewordenen gelangt, andererseits aber zur Erbauung und Fortbildung des Reiches Gottes nach Außen und nach Innen die geeignetste Gelegenheit findet.

Gedeihen und Verfall der Kirche und ihrer eigenthümlichen Tage werden daher in steter Wechselwirkung stehen. Das Gedeihen und die Fortbildung des kirchlichen und christlichen Lebens wird sich in einer lebensvolleren Feier der kirchlichen Tage bewähren, und diese wiederum wird in der Fortbildung des kirchlichen und christlichen Lebens im Ganzen und Einzelnen das Siegel ihrer Wahrheit, ihren Ausgang finden.

Und eben so in der entgegengesetzten Lage der Kirche und der Sonntagsfeier.

So weit Einsender daher entfernt ist, sich von einer, dem Stande der kirchlichen Angelegenheiten im Allgemeinen weit vorausseilenden, strengeren Festordnung Gutes zu versprechen, so wichtig erscheint es ihm, daß an den in letzterer irgend gegebenen Anknüpfungspunkten, auf Erhaltung und Belebung des christlichen und kirchlichen Lebens einzuwirken, überall festgehalten werde.

Die vaterländische Gesetzgebung scheint, wo nicht in jeder, so doch in vieler Hinsicht die geeigneten Anknüpfungspunkte zu bieten, nicht allein den kirchlichen Tagen die dem kirchlichen Zustande der Gegenwart entsprechende Ehre zu sichern, sondern so auch die Sonntagsfeier zur Hebung jenes Zustandes zu benutzen.

Aber ist wohl nicht um vieles mangelhafter die Sorgfalt im Festhalten dessen, was in der gesetzlichen Festordnung vor-

liegt, als die gesetzlichen Bestimmungen selbst? Würden diese nur von den verpflichteten Dienern der Kirche fest im Auge behalten; würde so nur von diesen den Wohlgesinnten unter den verwaltenden Behörden Gelegenheit gegeben, gegen die zahllosen Übertretungen die bestehenden Gesetze geltend zu machen; oder müßten nur auch die aus eigenem Triebe um das Gedeihen der kirchlichen Angelegenheiten weniger bemühten, vielleicht selbst widerstrebenden Beamte öfter erfahren, daß die Diener der Kirche sich die in dieser Hinsicht gesetzlich ausgesprochenen Rechte nicht verkürzen lassen: wie ein ganz anderes Bild würde die gegenwärtige Sonntagsfeier darbieten, wie würden tausend grelle Ärgernisse, die den bestehenden Gesetzen nicht weniger als der Bestimmung des Tages widersprechen, damit ihr Ende finden! Gewiß auch in dieser Hinsicht lastet eine Schuld auf hohen und niederen Beamten der Kirche, die fort und fort zum Schaden der Kirche zu tragen wir uns nicht gewöhnen sollten!

Einsender darf sich zwar die Schwierigkeiten am wenigsten verhehlen, denen, namentlich der einzelne Geistliche, nicht selten unterliegt, wenn er, die Ehre und den Segen der kirchlichen Tage, die Unverletztheit der landesgültigen Bestimmungen zu schützen, den Arm der Obrigkeit anzusprechen sich öfter genöthigt sieht.

Indeß hat es ihm auch, eben als Einzelnem, nicht an ermunternden Erfahrungen in dieser Hinsicht gefehlt. Die Mittheilung der folgenden gab zu diesen Bemerkungen Veranlassung:

Seit Langem hatte ich mit Kummer und mit Unwillen, der ja in solchen Fällen nicht weniger Pflicht als recht ist, die Störungen der Sonntagsfeier durch die regelmäßigen Übungen der Beurlaubten der Landwehr wahrgenommen, in der Art nämlich, wie dieselben in den mir benachbarten Städten widrig, gesetzlich, und durch Nachlässigkeit einzelner Beamte stattfanden.

Zufolge der Allerhöchsten Willenserklärung Sr. Majestät des Königs sollen diese „sonntäglichen Übungen und Controlversammlungen der Landwehr“ (§. 57. der Landwehrrordnung vom 21. November 1815) an den Sonntag Nachmittagen nach beendigtem Gottesdienste vorgenommen werden. Hieraus leuchtet unverkennbar der Wille des Königs hervor, nicht allein der Störung der Sonntagsfeier durch diese Übungen überhaupt so viel möglich vorzubeugen, sondern auch den Verpflichteten den Genuß derselben, wenigstens der gottesdienstlichen Feier, so viel es sonst damit vereinbar ist, zu sichern.

Und gewiß käme es hienach nur auf den christlichen Sinn und Vorgang des die Übungen und Versammlungen leitenden militärischen Beamten an, um das Bittere der Nothwendigkeit, welche dieses Geschäft auf den Tag der Kirche zu legen nöthigt, zu mildern, das Störende des Geschäfts zu beschränken, und es so viel möglich mit der Bestimmung des Tages zu vereinbaren.

Hat der leitende Beamte, wozu er so viele Gelegenheit hat, das Herz seiner Wehrmänner gewonnen, haben diese in ihm nicht bloß den Waffenbruder im Dienste eines Reiches von dieser Welt kennen gelernt, so würde schon sein bloßer Vorgang Manchen veranlassen, sich zuvor in der kirchlichen Stunde im Dienste, im Segensgenusse des Königs der Könige zu versammeln. Gewiß aber würde ein Wink für sehr viele, unter den Mäxkischen Wehrmännern vom Lande für die meisten hienreich, sich an diesen Tagen zuvor in der Kirche der Kreisstadt zusammenzufinden, wenn die heimatliche Kirche nicht Einzelnen theurer bleibt. Namentlich würde in Hinsicht der Controlversammlungen dieserhalb gar nichts im Wege stehen, da diese in einer Stunde abgemacht sind, und also selbst der städtische Nachmittagsgottesdienst ganz bequem benutzt werden könnte. Dann folgte die, durch unverkürzten Genuß des Wortes Gottes erbaute Mannschaft ihrer Pflicht, bis endlich der Segen frommen Fleißes die Herzen des Volkes so gestärkt hätte, daß jenen Wehrmännern auch noch das Opfer dieser wenigen Stunden freudig an Wochentagen zu bringen, zugemuthet werden könnte, — und so die Absicht der Königl. Verordnung auf das Schönste erreicht würde.

Statt dessen fanden jene Controlversammlungen genau während der kirchlichen Stunde des Vormittagsgottesdienstes statt, die Übungen zwar in den früheren Stunden des Morgens, jedoch so, daß sie in der Regel bis zum Anfang des Hauptgottesdienstes, und länger, währten, jedenfalls also die Verpflichteten, gegen des Königs Willen, der gottesdienstlichen Feier verlustig gingen.

Obwohl dieser Mißbrauch zugleich auch die fast jährlich in den Amtsblättern erneuerten Verordnungen der Königl. Regierungen buchstäblich gegen sich hatte (de 1831. S. 89. §. 2. „Insbesondere wird die Abhaltung von Kantonrevisionen und solcher Geschäfte, wodurch ganze Gemeinden und mehrere Einwohner von der öffentlichen Gottesverehrung abgezogen werden, an den Sonn- und Feiertagen untersagt“): so wagte ich doch lange nicht anders zu glauben, als daß ein so rücksichtsloses Verfahren, zumal da dasselbe nicht allein in des Eins. nächstem Gesichtskreise stattfand, noch anderweitig begründet, und jene gesetzlichen Bestimmungen dadurch aufgehoben seyn möchten.

Die traurigen Folgen dieses Mißbrauches leuchteten mir aber immer mehr ein. Nicht genug daß die Verpflichteten jährlich an vier bis sechs Sonntagen der Feier desselben entbehren mußten, daß ferner die Sonntagsfeier an diesen Tagen in vielen Gemeinden durch Entziehung einer bedeutenden Anzahl junger Männer und Familienväter eine unmittelbare

Störung erlitt; erschien eine mittelbare Folge des Mißbrauches ungleich verderblicher. Indem nämlich den Verpflichteten dieses Verfahren nicht willkürlich und zufällig erschien, mußten sie sich an eine scheinbar gesetzliche Durchbrechung der kirchlichen Ordnung gewöhnen lernen, nach welcher ihnen bald genug unbegreiflich werden mußte, warum auch mit eigenwilliger Verrichtung anderweitiger Geschäfte die Vernachlässigung der Sonntagsfeier nicht eben sowohl zu rechtfertigen sey, als jene Versammlungen gerade zur kirchlichen Stunde. So wurde ein Geschäft, im Dienste des Königs und des Vaterlandes verrichtet gegen die Allerhöchste Verordnung gewiß für Viele die Veranlassung zu anderweitigen Übertretungen, zu ihrem und des Vaterlandes Unsegen fortzuschreiten.

Endlich klärte mich die Nachricht, daß die Königl. Regierung zu Erfurt, auf Grund des angeführten Paragraphen der Landwehrordnung, bereits im Jahre 1838 diese Übungen auf die gesetzliche Zeit zurückgeführt habe, über die fortgehende Gültigkeit der Allerhöchsten Verordnung auf.

Anstatt indeß bei der mir vorgesetzten kirchlichen Behörde über den Mißbrauch Beschwerde zu führen, wendete ich mich eheverbietig und vertrauensvoll gradezu an den Commandeur der Brigade, stellte ihm einfach den allem Anschein nach ungesetlichen Mißbrauch und die daran sich knüpfenden verderblichen Folgen dar, und begründete so das Gesuch um dessen Abstellung.

Und siehe, mein durch keine Gunst der Umstände unterstütztes Gesuch fand eine über Erwarten günstige Aufnahme. Es wurde von dem hohen Fürstlichen Befehlshaber mit Dank entgegengenommen, die Sachlage des Mißbrauches sofort untersucht, und die Rückkehr zu der gesetzlichen Ordnung angeordnet! — Wäre nun hier, von der Verantwortlichkeit gegen die Kirche abgesehen, feiges Stillschweigen nicht strafbares, unverdientes Mißtrauen gegen die Behörde gewesen?

Wir sollen also reden und nicht schweigen! Wir sind den obrigkeitlichen Wächtern der gesetzlichen, gewiß zu gleichem Segen des Staates und der Kirche gegebenen Ordnung das Vertrauen schuldig, daß sie die Stimme unserer Klage hören werden! Wir tragen so lange mit an der Schuld der Übertretung, bis wir unsere Stimme pflichtmäßig erhoben haben. Selbst im Falle eines weniger günstigen Erfolges sollen wir noch lange die Schuld bei uns, bei der Trägheit so vieler Hirten der Herde Christi suchen, und darum auch dann noch im Namen des Herrn wieder reden und nicht schweigen.

Ein anderer Fall ist in der Kürze folgender. Wie dem Anschein nach weit und breit zu geschehen pflegt, fand ich auch in meiner Gemeinde das Unwesen der Gemeindeversammlungen an den Sonntags Nachmittagen zur Abmachung von Communalangelegenheiten im größten Schwange. Wie störend dieser Mißbrauch für die ländliche Sonntagsfeier ist, wird einem großen Theile der Leser schmerzlich genug bekannt seyn. Nicht genug, daß die Ortsvorsteher bei dieser Gelegenheit das Schulgeld und die öffentlichen Abgaben jeder Art

M a c h r i c h t e n .

(Aus einem Briefe an den Herausgeber aus Straßburg.)

eintreiben, und so die Herzen manches Armen grade an diesem Tage mit Sorgen der Nahrung beschweren, müssen auch nicht selten die Hirten ausgelöhnt, die Dorfspritzen probirt, die Gemeinheiten visitirt werden; mit einem Worte, Alles, was die Trägheit an den Werktagen vernachlässigt, wozu der ungeistliche Sinn diese gleichsam zu gut hält, muß hier seine geeignete Stelle finden. Ist, wie nicht selten, der Schulzenhof zugleich die Schenke, so schließen sich noch andere Ungehörigkeiten an. Aber auch ohne dies kann man ohne Übertreibung sagen, daß durch diesen einen Mißbrauch der Tag des Herrn oft zu demjenigen gemacht wird, der sich vor allen übrigen durch weltlichen Verkehr auszeichnet.

Nach den in meiner Gemeinde durch mehrere Jahre hin genau geführten Verzeichnissen ergab sich, daß auf diese Art es, meiner Ermahnungen ungeachtet, den Hausvätern monatlich nur ein- bis zweimal verstattet blieb, die Sonntage ungestört im Kreise der Familie zu feiern.

Ich versuchte nun bei der Behörde zu bewirken, daß bei der nächsten Bekanntmachung der die Sonntagsfeier betreffenden Gesetze unter den „der Regel nach verbotenen Geschäften der Behörden“ diese Verhandlungen der Dorfschulzen namentlich hervorgehoben würden, und daß, damit durch die Willkür der letzteren die Ausnahme nicht alsbald wieder zur Regel würde, dieselben, in vorkommenden dringenden Fällen, nicht ohne Rücksprache mit dem Pfarrer zu verfahren, angewiesen würden.

Statt dessen wurde mir die Weisung ertheilt, „daß die bestehenden Gesetze als ausreichend zu betrachten seien, und es nur darauf ankomme, diese im Auge zu behalten, und in vorkommenden Fällen die Übertretungen zur Remedur anzuzeigen.“

Jetzt suchte ich den Beistand der landrätthlichen Behörde nach, die Ortsvorsteher wurden ernstlich auf die gesetzliche Ordnung zurückgewiesen, dies war ihnen selbst (wie sie ausdrücklich erklärten) und allen Wohlgesinnten willkommen, indem sie die Verurtheilung der Übelgesinnten auf das Beispiel in anderen Gemeinden, zurückweisen konnten. Seit zwei Jahren herrscht nun in Folge dessen eine musterhafte Ordnung in der Gemeinde. Im Jahre 1838 wurden alle Gemeindegeschäften bequem in Wochentagen abgemacht, mit Ausnahme von vier Fällen, wo Werke der Liebe und Noth zu verrichten waren. Dies geschah selbst, während ich den ganzen Sommer abwesend war. (Das Verzeichniß wurde von einem zuverlässigen Kirchenvorsteher geführt.) Während sonst in den müßigen Winterwochen fast regelmäßig Sonntagsversammlungen stattfanden, suchte und fand man jetzt gern und leicht in den arbeitsvollsten Erndtewochen geeignete Frühstunden, um alle Communalgeschäften an Wochentagen abzumachen. Die Gemeinde ist eine der größten in der Mark, die Gemeindegeschäfte also zahlreich; so gibt diese Thatfache zugleich den schlagenden Beweis, wie jener Mißbrauch überall leicht abzustellen ist.

Wir sollen also reden, und nicht schweigen!

W — a.

L.

Sie wissen, daß Herr Major, als Prediger an der Evangelischen Kapelle, mit vielem Segen bis zu Ende 1838 unter uns gewirkt; Sie werden jedoch auch vernommen haben, daß diese segensreiche Wirksamkeit in etwas durch eigenthümliche Grundsätze und Ansichten in Bezug auf Kirche und Sakrament, beschränkt und gehemmt wurde. Die Behauptung insonderheit, daß zu einem gesegneten Genuße des Abendmahls der Glaube Beider, des Spendenden und des Empfangenden zusammenwirken müsse, verwirrte manche Gewissen, hieß Viele zurück, und führte Andere zu separatistischen Ansichten und Bestrebungen, die von Herrn Major begünstigt, die Versammlungen in der Kapelle in Versammlungen einer besondern Gemeinde zu verwandeln drohten. Da dieses jedoch den Ansichten und Wünschen einer großen Anzahl der Mitglieder der evangelischen Gesellschaft nicht entsprach, und namentlich nicht mit den Ansichten des Verwaltungs-Comités übereinstimmte, so entstand aus diesem Zwiespalt der Grundsätze eine peinliche Spannung, die hauptsächlich Herrn Major bewogen haben mag, seine Demission zu geben. Ein Theil des Mißverhältnisses fand auch wohl seinen Grund in der etwas unnatürlichen Verbindung der Straßburger Gesellschaft mit der großen evangelischen Gesellschaft von Frankreich, der jene Straßburger, seit 1836, als eine Filialgesellschaft untergeordnet war. Um nun unabhängiger in dem ihr bekannten Wirkungskreise arbeiten zu können, löste die Straßburger Gesellschaft das Band wieder, welches sie an die Pariser Gesellschaft knüpfte, und constituirte sich den 9. Juli 1839 in allgemeiner Versammlung als evangelische Gesellschaft von Straßburg. Die neuen Statuten wurden in dieser Versammlung festgesetzt, und ein Verwaltungs-Comité erwählt, welches aus sieben Mitgliedern besteht, und die ganze Verantwortlichkeit der Geschäftsführung übernommen hat.

Seit Johannis 1839 finden nun die öffentlichen Versammlungen der evangelischen Gesellschaft, die nach Major's Demission unterbrochen waren, wieder von neuem in dem gewohnten Lokale, der sogenannten Kapelle in der Knoblauchgasse, zuerst einmal monatlich, jetzt aber jeden Sonntag, statt, und werden das eine Mal in Deutscher, das andere Mal in Französischer Sprache gehalten. In der Woche findet monatlich eine Missionsstunde, und alle zwei Monate noch außerdem eine Betstunde für Israel statt. Alle diese Versammlungen, sonderlich aber die sonntäglichen, werden zahlreich besucht, und schon mehr als einmal war der Andrang so groß, daß, im buchstäblichen Sinne, im ganzen Saal kein Pfahl hätte können auf den Boden fallen.

Es steht nun somit die evangelische Gesellschaft in engem Verbande mit der evangelischen Heiden-Missionsgesellschaft und mit dem Vereine der Freunde Israels, und sie selbst begreift als Töchtervereine unter sich den Leseverein für Handwerker, und den Verein zur Verbreitung guter Schriften. Für diese beiden Zweige hat das Verwaltungs-Comité besondere Commissionen niedergelegt.

Bald nach der Neubildung der evangelischen Gesellschaft hat das Verwaltungs-Comité die Statuten, mit einleitenden, an alle Freunde des Evangeliums gerichteten Worten, nach Art eines Prospekts drucken lassen, und dieselben verbreitet. In diesen Statuten, die eigentlich nur die äußere Gestaltung der Gesellschaft bestimmen, ist nur der erste Artikel von besonderer Wichtigkeit. Er lautet also: „Die evangelische Gesellschaft zu Straßburg sucht, mit Gottes Hülfe, folgende Zwecke zu erreichen: 1. Aufrechterhaltung und Verbreitung der reinen Lehre des Evangeliums, wie solche in den Bekenntnisschriften der Protestantischen

Kirche, und besonders in der Augsburgerischen Confession, ausgesprochen worden ist; 2. Brüderliches Zusammenwirken zur Belebung christlichen Sinnes." In den einleitenden Worten spricht sich das Comité über die Stellung der Gesellschaft und deren Verhältniß zur Kirche unter Anderem also aus: „Der Zweck unserer evangelischen Gesellschaft ist in dem ersten Artikel ihrer Statuten ausgesprochen . . . Diese Gesellschaft bietet also denjenigen, die für die Sache des Evangeliums etwas thun wollen, einen Vereinigungspunkt dar, zum kräftigen Zeugniß gegen die vielen verderblichen Irrthümer, welche leider in die christlichen Gemeinden eingedrungen sind, und darin Lauheit und Tod verbreitet haben; auch ist sie ein Mittel mehr, um der Demoralisation unserer Zeit mit vereinter Kraft entgegenzuarbeiten. Dabei will aber die evangelische Gesellschaft sich mit der Evangelischen Landeskirche, die vom Staate besoldet wird, keineswegs in Gegensatz stellen; es ist vielmehr ihr Wunsch, dieser Kirche förderlich zu seyn, damit das christliche Leben in derselben immer schöner aufblühe und Frucht bringe auf künftige Geschlechter. Die evangelische Gesellschaft ist durchaus keine Gemeinde, sondern eine Vereinigung von Christen, die sich zur Förderung obgenannter Zwecke die Hand bieten, ohne dadurch aus ihren kirchlichen Verhältnissen herauszutreten. Die Versammlungen derselben geschehen in keiner anderen Absicht, als die Missionsversammlungen für die Verbreitung des Evangeliums unter Juden und Heiden: die Mitglieder kommen zusammen, um mit einander zu beten, sich aus dem Worte Gottes zu erbauen, und Nachrichten über das Reich Gottes in den Christenländern zu vernehmen. Das Lokal dieser Versammlungen ist kein kirchliches Gebäude, sondern ein Versammlungs-saal für die verschiedenen christlichen Vereine, ohne Altar, mithin ohne Spendung der Sakramente. Die Vorträge werden regelmäßig von Dienern des Evangeliums gehalten, für deren Bezeichnung das Verwaltungs-Comité verantwortlich ist. Um die Muthmaßung, als sey die Stellung der evangelischen Gesellschaft eine der Kirche feindselige, gleich bei der ersten öffentlichen Versammlung durch die That zu widerlegen, hat das Comité einen Geistlichen der Nationalkirche, der sich für die Gesellschaft unterzeichnet hat (Herr Pfarrer Härter), ersucht, die Eröffnungsrede zu halten. Er sprach über Röm. 1, 14—17., und sagte dabei unter Anderem: „Auch ich werde darüber wachen, daß nichts gegen die Kirche, der ich von Herzen angehöre, im Schoße der Gesellschaft vorgenommen werde. Aber das ist wahr, und wir sagen es offen heraus: die Mitglieder der Gesellschaft müssen kämpfen wider den Unglauben, wo sie ihn finden: zuerst wider den Unglauben in der eigenen Brust, denn da sind noch immer Regungen genug zu bewachen, und zu unterdrücken; dann aber auch wider den Unglauben nach außen. Sie müssen gegen den Irrthum ein ernstes, kräftiges Zeugniß ablegen, den Irrthümern aber mit Geduld und Barmherzigkeit tragen.“

Die Gesellschaft verwahrt sich also sorglich gegen Beschuldigungen des Separatismus, vielleicht mehr als grade nothwendig gewesen wäre. Für Gläubige bedarf es wohl nicht so vieler Worte, und Ungläubige, die glauben eben nicht, auch nicht den Beurtheilungen des Comité's. An Kraft und Würde hätte dagegen der Prospektus gewiß gewonnen, wenn jene kirchliche Ungiltslichkeit nicht so sehr auf die Redaction eingewirkt hätte.

Die neue Gestaltung der evangelischen Gesellschaft hat allerdings Aufsehen erregt, und von der einen Seite freundliche Zustimmung erhal-

ten, auch von manchen Geistlichen in und außerhalb Straßburgs, von der anderen Seite Tadel, Ausrufen und Beschimpfungen. Doch ist dieses letztere weniger fast geschehen als das erste, und ist zu kleinlich, als daß es sich weiter der Mühe lohnte, davon zu reden. Von Seiten der Kirchenbehörde ist in Bezug auf die Gesellschaft nichts vorgenommen worden, als eine Art Untersuchung über Zweck, Verfassung, Stellung des Comité's u. s. w. Dabei ist es verblieben, und wird es hoffentlich auch verbleiben. —

(Hessen.) Als Altenstück zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts und als Beilage zu dem Aufsatz: „Der Streit über die Symbole in Churhessen“ im Novemberhefte des vorigen Jahrgangs, theilen wir hier das in Hessen in vielen Abschriften cirkulirende Schreiben des Superintendenten u. s. w. Ernst in Kassel an den Advokaten Henkel mit, dessen in jenem Aufsätze schon gedacht wurde.

Verehrtester Herr Obergerichts-Anwalt!

Die wenigen Worte, welche Sie gegen die Feinde der Vernunft haben drucken lassen, machen mir so viel Freude und sind mir so aus der Seele geschrieben, daß ich es mir nicht versagen kann, Ihnen dafür meine innigste Achtung und herzlichste Dankbarkeit schriftlich an den Tag zu legen, da ich nicht das Glück habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn. Als ein Greis von 74 Jahren kann und mag ich mich nicht öffentlich mit diesen Stabilitätskrümern einlassen; allein desto mehr freut es mich, wenn ein Mann von Geist und Kraft diesen Herren mit offenem Visir sich entgegenstellt und denselben ohne Schminke die Wahrheit sagt. Freilich helfen wird's bei diesen Dunkelmännern nicht, denn sie können oder wollen nicht denken, und sprechen noch von Katholicismus als Gegensatz des Protestantismus, ohne zu merken und zu begreifen, daß sie in der Hand der Jesuiten stehen und für diese trefflich arbeiten, um die protestantische Welt wieder in die Finsterniß des Mittelalters zurückzudrängen, und uns Alle wo möglich wieder in den glänzenden Schaffall der alleinseligmachenden Kirche zu bringen; nicht aus Eifer für unser Seelenheil, sondern aus Lust nach unseren Beuteln!! Hätte das Christenthum symbolisch, d. h. stabil katholisch seyn sollen, so konnte kein Mensch auf Gottes Erden ein besseres Symbol aufstellen, als Christus allein. Grade dadurch hat er sich als den höchsten Gesandten der Gottheit bewiesen, in dem ein höherer Geist stammte, daß er kein Wort, geschweige denn eine Zeile schriftlich hinterlassen, sondern nur den Menscheng Geist in Rücksicht seiner höchsten Angelegenheit auf ewig geweckt. Wären die Theologen bei der himmlisch einfachen, jedem Menschenherzen zugänglichen Lehre Jesu geblieben, hätte uns der heilige Bonifacius Christenthum und nicht Papstthum gepredigt, so würden wir nicht tausend Jahre in der Finsterniß geblieben seyn und zur Schande des Christen Namens Ketzer und Heteren verbrannt und Juden gemartert und gepeinigt haben.

Doch verzeihen Sie, ich komme zu's Schwachen, wie es alten Leuten leicht zu gehen pflegt. Nochmals meine herzlichste Achtung und meinen aufrichtigsten Dank. Ich reiche Ihnen die Hand und bleibe stets u. s. w.

Kassel, den 21. Juli 1839.

Ernst, Superintendent.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840

Mittwoch den 5. Februar.

N^o 11.

Erwiderung über das Beichtgeld.

Die in Nr. 80. der Ev. K. Z. vorigen Jahres sich erhe-
bende Stimme für das Beichtgeld, so unerwartet, ja auffallend
sie vielleicht manchem Leser klingen mochte, ist doch gewiß sehr
ehrenwerth, insofern hier, allem Anscheine nach, in aufrichtiger
Meinung zum Besten der Kirche geredet wird. Wenn Einsender
gegenwärtiger Bemerkungen, der früher auch in dieser Zeitung
schon, und später noch in anderer Weise seine Stimme möglichst
stark wider dasselbe Beichtgeld erhoben hat, auch jetzt noch ein
Wörtlein dazu sprechen möchte, so geschieht es jedenfalls in brü-
derlicher Liebe. Diese Versicherung voran, und nun kurz und
gut nur, was zur Sache dient, damit sich diese eine, verhältniß-
mäßig unwichtigere Angelegenheit hier nicht zu breit mache.

Der geehrte Vertheidiger des Beichtgeldes scheint uns ein-
mal die Polemik dagegen, wenigstens die unsrige, gleich zuerst
etwas ungenau darzustellen, und sodann bei seiner Vertheidigung
noch mancher neuen Gegenfrage Raum zu lassen.

Nicht als ob „durch den Namen schon die anstößige Vor-
stellung eines Feilbietens der heiligsten Handlung verbreitet
würde;“ so sagt man nicht, aber man sagt, daß im Namen die
unpassende Nähe des Verschwiegenartigen, welche die Sache drückt,
sich deutlich darstelle. Nicht als ob „sowohl der (d. h. jeder)
Geistliche als der (jeder) Laie nicht anders könnten,“ als
über des Geldes Summe u. dergl. sich allerlei Gedanken zu
machen;“ so sagt man nicht wider die Erfahrung, aber man
sagt: daß Geldgeben gerade bei der Beicht-handlung dem An-
dachtsgefühl widerspreche, was Viele bezeugen — daß solches Ge-
fühl in dem Grundgefühl des Herrnwortes Joh. 2, 16. seine
Berechtigung finde, was nicht zu läugnen ist — daß endlich
insonderheit manche Art des Entrichtens manchen Leuten, wie
sie nun einmal in unseren Gemeinden sind, ableitend und störend,
Ungehöriges erregend entgegenkomme, was vielfache Erfahrungen
beweisen. Man sagt, daß auch wo die Übelstände gering oder
kaum vorhanden wären, doch dem offenbaren anderweitigen Miß-
brauch und Argerniß kein übles Beispiel gegeben werden sollte.

Nun erklärt der Vertheidiger dagegen das Beichtgeld für
höchst unschuldig, ja unter den bestehenden Verhältnissen sogar
löblich. Wir fragen zuvörderst: Woher dann die allgemeine Miß-
billigung des Unschuldigen und Löblichen, nicht bloß „in neue-
ren Zeiten,“ sondern durch alle Zeit der Lutherischen Kirche?
Es heißt, dem Wunsche der Abschaffung liege der Trieb unter,
die Kirche zur Staatsanstalt zu verweltlichen, der Mangel an
Sinn für Liebesverhältniß zwischen Geistlichen und Gemeinden.
Mag seyn, bisweilen jetzt; aber wir fragen: auch früher? Waren
es nicht grade die ernstesten Seelsorger, die eifrigsten Pfleger der

Kirche, die mitunter so stark gegen die Sache geredet und ge-
handelt? Sollten Männer wie Spener so ganz falschen Blickes
ein unschuldig und löblich Ding einen Schandfleck der Kirche
geheissen haben? Woher auch in neuerer Zeit die dem, sonst zu
dergleichen nicht eben geneigten Staat abgedrungene Anerken-
nung des allgemeinen Gefühls und Anerbietung seiner Hilfe,
wenn — der Anstoß wirklich nur in völligem Irrthum läge?
Es scheint uns schon von vorn herein bedenklich, hier jeden
Grund der Wahrheit zu läugnen.

Ferner soll das Beichtgeld als gute Gelegenheit zu freien
Liebesgaben der Pfarrkinder seinen Platz behalten. Wir fra-
gen, ob dazu nicht sonst Gelegenheiten genug sich finden, bei
allen übrigen Accidenzien, wo man über das Firum geben kann,
ja selbst in der Form unmittelbaren Geschenkes, das, wo wirk-
lich die Liebe es zart bietet, schon um der Liebe willen nicht
abgewiesen werden wird? Wir fragen, ob denn wirklich grade
das Beichtgeld je für die Mehrzahl den Charakter freier Lie-
besgabe getragen? Wir bitten, in die Gemeinden hinein zu
forschen, und es wird sich anders finden. Die „Verwandlung
in eine stehende Communalabgabe“ ist auch nicht der einzige Weg
der Abschaffung. Wiewohl wir ihn nicht so schlimm finden kön-
nen, da wir nicht wüßten warum, so bleiben noch andere Wege.
Wie, wenn eine regelmäßige Collekte an die Stelle tritt? Ist
nicht dann die Freiheit der Liebesgaben wenigstens eben so ge-
rettet, und doch der anstößige Zusammenhang mit Beichte, Ab-
solution und Communion weggethan? Wo schon Collekten be-
stehen, werden dieselben entweder sich vermehren und erhöhen
lassen (in vielen Gemeinden bestehen dergleichen nicht schon);
oder — wo die Gemeindeglieder dazu nicht willig wären, würde
eben der Beweis geliefert, daß das Beichtgeld keineswegs bisher
eine „freie Liebesgabe“ war. Denn es müßte ja jedem Willig-
en gleich seyn, ob er seine Gabe so oder so darreichen kann.

Die Verbindung der Gabe mit der einzelnen Amtshand-
lung soll an sich nichts Anstößiges haben. Ist das wirklich
Ernst für jeden, auch den vorliegenden Fall? Sollte Paulus
wirklich es gebilligt haben, wenn z. B. nach jeder einzelnen Pre-
digt dem Prediger eine Gabe dafür gereicht würde? Es soll
zwischen der Beichte einerseits und Taufe, Trauung, Begräbniß
andererseits kein dem Beichtgeld ungünstiger Unterschied seyn,
vielmehr noch ein günstiger, insofern das Beichten und Commu-
niciren die freiwilligste Handlung sey. Aber wird dabei nicht
übersehen, daß es doch zugleich diejenige bleibt, welche die Kirche
am allgemeinsten fordern muß, welche allein, wie keine andere,
zur Mitgliedschaft der Gemeinde wesentlich gehört (indem für
die Zahlenden auch nur vom Tauflassen, nicht vom Ge-
tauftwerden die Rede ist), welche mit dem Besuch des Gottes-

dienstes und Hören des Wortes in unzertrennlicher Folge stehen soll? Ferner, daß in der Beichtrede der heilige Ernst der Predigt, welche nur die Seele für den Herrn und nichts Anderes fordert, sich offenbar so concentrirt, daß die Anknüpfung eines Geldverhältnisses (welches nun einmal lange nicht überall ein Liebesverhältniß wird) eben an dies innerste Berühren zwischen Sirt und Heerde eine eigenthümliche Unschicklichkeit behält?

Ist die Taufe weniger heilig als das Abendmahl? fragt die Vertheidigung. Und die Gegenfrage liegt doch so nahe: Wird nicht bei der Taufrede viel weniger unmittelbar das Herz und Gewissen der Eltern, Paten und Zeugen, eines Jeglichen für sich selbst, mit strengem Ernste angesprochen als in der Beichtvermahnung? So daß, nach der Natur der Sache, dies nur etwa als halb unpassende Ausnahme vorkommt? Mag immer auch hier und bei der Trauung das Accidenzienwesen andere Uebelstände haben, die wir nicht läugnen, und denen ebenfalls begegnet werden sollte: springt nicht dennoch in die Augen, daß jedenfalls überall sonst eine besondere Bemühung des Geistlichen für die Einzelnen, ein Kommen in's Haus, oder doch in die Kirche zur bestellten Zeit stattfindet? Daß also vielmehr diese als die Amtsverrichtung selbst billig vergütet wird, dagegen das Beichthalten für die Gemeinde nur dem Predigen und Gottesdiensthalten an sich gleichgesetzt werden kann? Die Abschaffung der Accidenzien (nur die Begräbniskosten zugestanden) erscheint uns nicht in dem Maße dringend; denn wer heirathet, wird er nicht die geringe Kopulationsgebühr auch dazu haben, und das Gegentheil meistens Vorwand übeln Willens seyn? Wer ein Kind zu ernähren von Gott empfing, wird ihm nicht das Taufgeld das Geringste dabei seyn? Das Werfen des Geldes in's Wasser gefällt uns auch nicht; aber bleibt nicht sonst der Unterschied, den wir vorhin bezeichneten, zwischen dem Sakrament für das unmündige Kind und der Abolution an den in Buße und Selbstprüfung Versetzten? Es wäre nur gleich, wenn ein erwachsener Täufling unmittelbar nach dem Werke die Gebühr dafür zahlte. Von einer Heiligkeit äußerer Dinge geht aber überhaupt der rechte Anstoß am Beichtgelde nicht aus, sondern von einer Zartheit innerer Stimmungen. Daß der Küster oder wer sonst unschicklich unmittelbar nach heiligen Handlungen Geld fordert, ist nicht recht; aber ist's nicht eben deshalb um so weniger recht, was, wie es auch geschehe, unmittelbar auf die Beicht-handlung folgt oder ihr vorangeht?

Daß endlich, was bei jeder möglichen Weise der Verbindung zwischen Gabe und Communien übrig bleibt, der Pfarrer im Ermahnen zu fleißigerem Abendmahlsgegnuß unangenehm behindert sey durch das Beichtgeld, wird sich nicht läugnen lassen, so lange es einerseits Böswillige, die gern übel auslegen, in den Gemeinden, und andererseits unter den Geistlichen Schüchterne, die dergleichen scheuen und nicht frisch durchzugreifen gerüstet sind, geben wird. Der geehrte Vertheidiger scheint auch wenigstens dies Bedenken ein wenig anzuerkennen, indem die Weise der Einsammlung, die er vorschlägt, es heben soll. Aber wenn er nun, um den Einwurf gewiß völlig zu entkräften, das Er-

mahnen von der Kanzel herab zu öfterem Communiciren völlig verwirft, so müssen wir bekennen, darin das stärkste Zeichen einer gewissen Befangenheit für die vertheidigte Sache, die um jeden Preis Recht behalten soll, gefunden zu haben. Denn solche Behauptung läßt sich doch wahrlich, von nahem besehen, nicht halten. Die Gläubigen sollen wir lieber privatim auffordern. Ganz gut! Aber wir fragen insändigst, wer uns doch in einigermaßen zahlreicher Gemeinde diese Gläubigen sicher dazu bezeichnet? Sind wir die Herzenskundiger, unsere Heerde zur Rechten und Linken zu sondern? Wie wollen wir anders die nöthige Einladung sehr oft an die rechten Seelen bringen, als von der Kanzel herab? Die Anderen sollen wir eher abmahnen. Ganz gut! Aber wiederum, woher kennen wir sie so genau? Und dann doch nicht ganz gut; denn eigentlich abmahnen sollen wir doch nur bedingungsweise, sonst ermahnen und hinführen zu solcher Herzensstellung, in der das Abendmahl Nahrungsbedürfnis wird? Also doch das mehr oder weniger Communiciren zum Kennzeichen stellen? Kann man nicht von der Kanzel das Alles, um Mißbrauch zu wehren, deutlich genug sagen, und muß man's nicht da, weil man privatim die Einzelnen lange nicht alle unterscheiden kann? Wie vollends, wo das seltene Communiciren, z. B. in reformirten, aber auch in anderen Gemeinden, seinen Grund in falschen Ansichten vom Sakrament hat, die man berichtigen muß? —

Doch genug, um zu zeigen, daß auf das Gesagte sich wieder gar Manches erwidern lasse. Nur dies, und nicht eine volle Erörterung des Gegenstandes war hier unsere Absicht. Wer um des Gewissens willen, selbst bei scheinbar geringen Mißbräuchen (neben denen er die größeren nicht billigt oder gehen läßt), zu manchem Nachtheil auch noch den Tadel und Mißverstand theurer Amtsbrüder über sich ergehen läßt, von dem vermuthet die Liebe, daß er nicht obenhin gefahren, und diese Bitte wenigstens für einen Theil der Gegner des Beichtgeldes auszusprechen, erlauben wir uns in aller Bescheidenheit. —

So weit war schon geschrieben, als uns in Nr. 100. noch eine Stimme für das Beichtgeld aus Schlesien nicht annehmen überraschte. Denn bei allem Einklang derselben mit der vorigen, wodurch sie hervorgerufen worden, wird wohl jeder etwas fein hörende Leser den Unterschied merken. Dieser Vertheidiger bringt zunächst nichts wesentlich Neues, das wir ferner zu beantworten fänden; dagegen sagt er — man verzeihe die Wahrheit in Liebe! — des Oberflächlichen und Schiefen, des aus engem Horizont Herkommenden so viel, daß wahrscheinlich selbst mancher verständige Freund des Beichtgeldes sich dieser Rede nicht freuen wird. Wir wollen das gern ruhig seinen Weg gehen lassen. Nur fühlen wir uns um so mehr gedrungen, nochmals an die gewichtigen Männer alter und neuer Zeit zu erinnern, deren ernste Erklärung wider das Beichtgeld hier wahrlich wider die Gebühr mißachtet wird; namentlich sind wir nunmehr so frei, den ehrwürdigen Herrn Dr. Heubner in Wittenberg zu nennen, der um des „Gewissens“ willen in den ungünstigsten Verhältnissen doch nie Beichtgeld genommen hat. Desgleichen Möller in Lübeck, ist er etwa ein Mann, der sonst nichts für die

Kirche zu thun wüßte, als Lärm um eine Kleinigkeit machen? Überhaupt, man studire doch die Kirchengeschichte, auch die nicht gerade in den Compendien stehende, etwas genauer; man sehe sich doch zuvor außerhalb seiner Provinz etwas weiter um, um recht zu wissen, woher der Wind eigentlich wehet, ehe man angeborenen Besserungen sogar hemmend in den Weg tritt. Der Unterzeichnete wenigstens ist sich bewußt, und manche Andere wissen es wahrscheinlich auch von ihm, daß er seine reformirende Thätigkeit nicht bloß auf solche „Äußerlichkeiten,“ sondern auch sonst auf die „Schäden der Kirche“ wendet. Er glaubt aber in dem Punkt, wovon hier die Rede ist, ebenfalls das Seine zu thun zu sollen, und weil nun vollends Herr Thiel die Polemik gegen das Beichtgeld in einer völlig unwahren Zerrgestalt aufgefaßt und dargestellt hat, so muß er nothgedrungen gegen die Confusion bitten, daß jeder sich ernstlich Interessirende doch seine „Predigt wider das Beichtgeld, Barmen bei Steinhaus“ selber lesen möge.

N. Stier.

Nachrichten.

(Zur Charakteristik der Dyforder hochkirchlichen Partei in England.)

Unter dieser Überschrift hat uns ein Aufsatz im Maihefte des vorigen Jahrgangs der *Ev. R. Z.* über eine neue, bekanntlich allgemein als katholischend bezeichnete Richtung der Dyforder Theologie Bericht erstattet. Wir geben den folgenden Mittheilungen denselben Titel, weil auch wir nicht eine vollständige Schilderung, sondern nur Beiträge zur Charakteristik jener Partei zu liefern im Stande sind, zugleich aber um durch die Identität der Aufschrift von vorn herein die Identität unserer Auffassung des fraglichen Objectes mit der in jenen Berichten herrschenden anzudeuten. Unsere Quelle ist das Märzheft der *Quarterly Review* vom Jahre 1839, welches in seinem letzten Abschnitte: *Oxford Theology*, eine entschiedene, wenn auch gemäßigte Apologie jenes in England von vielen Seiten schwer angefochtenen Lehrsystems enthält, und seine Vertheidigung auf den Inhalt von zwölf namhaft gemachten Schriften (Predigten, Abhandlungen, Briefen u. s. w.) der Hauptstimmführer jener Partei zu gründen sucht. Wir bedauern, daß Auszüge aus jenen Schriften sich nicht in reichlicherem Maße vorfinden, obgleich die mitgetheilten uns zur genaueren Orientirung über unseren Gegenstand sehr gute Dienste leisten.

Die Zeitgemäßen Traktate (*Tracts for the times*), die Hauptquelle für die Kenntniß der Dyforder Lehre, erschienen zuerst im Jahre 1833, nach ihrer eigenen Aussage, „zu einer Zeit, als grade irrreligiöse Grundfänge und falsche Lehren in hohem Grade bei den öffentlichen Maßregeln waren angewendet worden, . . . als die Irlandschen Bischöflicher des Staat gegen den Wunsch der Kirche unterdrückt worden waren, . . . als die Parteien sich dabei in äußerster Gleichgültigkeit oder Verzweiflung beruhigten, und der Versuch, dagegen Einspruch zu thun, von allen Seiten mit Kälte und Mißbilligung behandelt wurde. Sie wurden in der Hoffnung geschrieben, Glieder der Kirche aufzuwecken, daß sie ihre gefährvolle Lage begriffen, und da sie diesen Zweck hatten, gebrauchten sie von selbst die Sprache der beunruhigenden Klage. Sie wurden geschrieben, wie man Nachricht von Feuer oder Wassereoth gibt, um alle Föhrer aufzufordern, nur mit so viel Gelehrsamkeit und Beweisführung, als nöthig erachtet wurde, um auf ihre Verbreitung rechnen zu können, oder naheliegende Einwürfe gegen die darin vertheidigten Ansichten zu beantworten.“ — Die Haupt-

mitarbeiter dieser Zeitschrift sind vier bedeutende Mitglieder der Dyforder Universität Pusey, Keble, Newman und Williams. Sie enthält Abhandlungen über die Verfassung der Kirche, — das Ansehen ihrer Diener, — die Vorschriften und besonders die Sakramente der Kirche, — Widerlegungen der Irrthümer des Romanismus und Anweisungen, ihn zu bestreiten, — neue Abdrücke alter Traktate über denselben Gegenstand, — *Catenae Patrum*, oder Stellenansammlungen aus den großen Englischen Mustertheologen, um die Grundfänge der Dyforder Traktate zu bestätigen und zu erläutern, — und Prüfungen gewisser Tagesmeinungen und Gebräuche, die mit der Religion in Verbindung stehen, besonders eine scharfe Kritik der populären Schriften Abbot's und Erskine's. Diese Traktate beginnen mit der Frage an die Geistlichkeit: „Sollte die Regierung und das Land so weit ihren Gott vergessen, daß sie die Kirche fahren ließen, sie ihrer zeitlichen Ehren und Güter beraubten, worauf wolt ihr den Anspruch auf Achtung gründen, den ihr an eure Herde macht? Wieser seyd ihr durch eure Geburt, eure Erziehung, euren Reichtum, eure Verbindungen aufrecht erhalten worden; sollten diese weltlichen Vortheile aufhören, worauf sollen Christi Diener sich verlassen?“ Sie beantworten diese Frage, indem sie die Geistlichkeit an die Ableitung ihrer Macht von den Aposteln her vermittels bischöflicher Ordination, mit anderen Worten an die „apostolische Succession“ erinnern. Sie weisen nach, daß, nächst dem biblischen Charakter dieser Lehre, diese Succession in der Kirche von den ältesten Zeiten an mit gewissenhafter Sorgfalt übergeben worden sey, daß sie zur Zeit der Reformation von der Kirche Englands streng bewahrt, und von Luther und selbst von Calvin mit offenem Widerstreben und nur im Drange der Nothwendigkeit unterbrochen worden sey, daß sie ein unwiderlegliches Argument für die Wahrheit des Christenthums sey, daß die Engländer selbst sie nur in den letzten fünfzig Jahren vergessen hätten, daß sie der einzige Grund und Boden sey, auf dem man kühn dem Romanismus und dem Dissent begegnen könne, dem einen mit gleichem, dem anderen mit höhern Ansprüchen auf kirchliche Autorität, und daß sie von den Männern, auf welchen die Englische Theologie beruht und durch die sie gegründet sey, als der große Pfeiler der Kirche aufrecht erhalten worden ist. — Was ferner die besonders durch Keble, Professor der Poesie, in einer zu Winchester gehaltenen Predigt in Anregung gebrachte Frage nach dem Ansehen der Kirche oder der richtigen Lehre von der Tradition betrifft, so gibt die Dyforder Partei darüber folgende Entscheidung: „Menschlicher Tradition gebührt keine Stelle in der Offenbarung; — man darf nicht gestatten, weder daß die Meinungen eines Individuums über die Auslegung der Bibel, noch die Behauptungen einer einzelnen Kirche oder irgend welcher Theile einer Kirche vermengt werden mit dem reinen Worte der Inspiration; — keine Individuen seit den Aposteln sind durch sich selbst Interpreten des Willens Christi; — das einstimmige Zeugniß der Christenheit in Beziehung auf die Lehre der Apostel ist die einzige, die völlig ausreichende und die wirklich vorhandene Bürgschaft für den ganzen geoffenbarten Glauben.“ — Allgemeinheit (catholicity) ist die einzige Probe der Wahrheit.“ Solche Bürgschaft besäßen wir historisch in dem Verfahren und dem Nachlasse der Urkirche. Diese Ansichten seyen der ursprüngliche Grundfalsch der Englischen Kirche, ihrer Reformatoren, ihrer berühmtesten Theologen und ihrer offiziellen Entscheidungen. Mit dieser Lehre sey das ganze Gebäude des Christenthums wesentlich verbunden, die Wurzeln sowohl des Papismus als des Dissent liegen in falschen Ansichten von denselben, sie begründe unsere einzige Hoffnung, die Christen zu einem gemeinsamen Glauben zu verbinden, indem man für ihre Auslegung der Schrift eine äußerlich gegebene Richtschnur feststellt, und überall, wo sie verloren gegangen

sey, sowohl im Romanismus als in den ultraprotestantischen Sekten, seyen die Konsequenzen sehr gefährlich, ja, wo nicht äußere Umstände ein Gegengewicht darbieten, in Wahrheit verderbbringend gewesen, so daß auch der Umsturz der Kirche und des Evangeliums Christi darauf gefolgt sey. — Hiemit stimmt die hohe Achtung überein, welche diese Partei vor dem als Normalschrift des Katholicismus so berühmt gewordene Commontorium des Vincentius Lirinensis hegt, nach welchem bekanntlich Alles, was das Zeugniß des christlichen Alterthums, der ganzen Kirche und der allgemeinen Concilien, oder in deren Ermangelung vieler großen Kirchenväter aus verschiedenen Gegenden (vetustas, universalitas und consensio) für sich hat, was immer, überall und von Allen geglaubt worden ist, auf fortwährende kirchliche Geltung Anspruch hat. Der Inhalt dieses Commontoriums sey von den bedeutendsten Englischen Geistlichen, unter ihnen selbst von einem Chillingworth in seiner Wahrheit erkannt worden. Mit dieser überspannten Werthlegung auf kirchliche Autorität scheint auch eine gewisse unevangeligische Unterscheidung zwischen Priestern und Laien in Beziehung auf das Recht religiöser Selbstprüfung und Erkenntniß verbunden zu seyn, wie wenigstens der Titel des einen der Traktate: „Zurückhaltung in Mittheilung religiösen Wissens“ andeutet, über dessen Tendenz selbst die Quarterly Review sich bedenklich ausspricht. Denn wenn die Absicht auch nur sey, die Nothwendigkeit darzuthun, religiöse Wahrheit mit Vorsicht und Ehrebreitung zu verbreiten, statt sie unterschiedslos an schlecht vorbereitete Gemüther zu vergeuden, oder die heiligsten Wahrheiten des Christenthums zu bloßen Mitteln der Gefühlsregung zu machen: so sey doch der Schein nicht hinlänglich vermieden, als gränze solche Vorschrift an eine Empfehlung der Unterdrückung der Wahrheit.

Es kann nicht fehlen, daß wo das formelle Princip der Evangelischen Kirche in den Hintergrund tritt, daselbst auch das materielle Princip derselben irgendwie alterirt werde. Den wesentlichen Inhalt und Mittelpunkt des Wortes Gottes bildet die Verheißung der Gnade Gottes in Christo, die nur der Geist, der das Wort eingegeben, auslegen und deren Sinn und Gewißheit dem Individuum versiegeln kann. Durch das Wort redet der Herr mit uns und wir antworten ihm durch den Glauben, von Angesicht zu Angesicht. Die Kirche ist die Gemeinde der Antwortenden, sie ist Zeugin der Wahrheit des Wortes, tritt aber nicht als Mittlerin zwischen Gott und das Wort. Wo das Individuum nicht das Wort der Absolution aus des Herrn eigenem Munde vernommen hat, wo der Geist des Herrn es ihm nicht selbst gedeutet im Glauben, da hat es keine Gewißheit seines Gnadenstandes und wo die Stimme des Herrn nur durch das Sprachrohr der Kirche zu ihm dringt, da vernimmt das taube Ohr nur einen ungewissen Klang. Ist das gewisse Wissen um die Vergabung seiner Sünden das Charakteristikum des Christen und gründet diese Gewißheit sich nur auf die unmittelbare Verheißung des Herrn durch das Wort, so wird da die Gewißheit der Kindschafft und des Erbes nicht gesucht oder nicht gefunden, wo man für dieselbe nicht die durch den Geist erschlossene und versiegelte Verheißung, sondern nur die durch Andere und sehr es auch durch die ausnahmslose Übereinstimmung der gesamten Kirche gedehnte und bestätigte Lehre des Wortes aufzuweisen hat. Aus des Richters eigenem Munde will ich die Gewißheit meiner Begnadigung schö-

pfen, des Dieners, auch des treuesten und verständigsten, Bericht darüber beruht nicht nothwendiger, auch nicht einmal wahrscheinlicher, aber doch immer möglicher Weise auf falscher Auffassung und Täuschung. In so ernstlichen Dingen aber gilt es apodiktische Gewißheit. Daß das Wort Gottes alleinige Quelle und Norm der Wahrheit sey und daß die Rechtfertigung allein aus dem Glauben komme, sind absolut zusammengehörige Lehren. — Unsere Quelle theilt uns nun eine ansführliche, bereite Stelle aus Newman's Schrift über die Rechtfertigung mit, die zwar mit Recht die Verwechselung des Gefühls mit dem Glauben, das Grübeln und Schwagen von der Gewißheit des Gnadenstandes, das so häufig an die Stelle des Thuns der Glaubenswerke tritt, straft und verwirft, aber dafür selbst nicht Glaube und Frucht des Glaubens, das rechtfertigende und heiligende Moment des Glaubens scharf und bestimmt zu scheiden vermag, nicht dem Glauben, sondern den Glaubenswerken und zwar zum Theil sehr äußerlichen Glaubenswerken die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, zuschreibt. Sie lautet: „Wahren Glauben kann man farblos nennen, wie Luft oder Wasser, er ist nur das Medium, durch welches die Seele Christum sieht, und die Seele ruht so wenig auf demselben aus und betrachtet ihn so wenig, als das Auge die Luft sehen kann. Menschen, die darauf ausgehen, ihn in ihre Hand zu fassen, ihn neugierig zu betrachten und zu analysiren, sind genöthigt, ihn zu färben und zu verdrängen, damit er gesehen und berührt werden möge. Das heißt, sie setzen Eins oder das Andere an seine Stelle, ein Gefühl, einen Begriff, eine Empfindung, Überzeugung, oder einen Akt der Vernunft, den sie darüber hängen und dafür schwärmen. Sie trachten mehr nach sogenannten Erfahrungen in ihnen selbst, als nach Ihm, der außer ihnen ist. Sie werden verleitet, sich über die Zeichen der Befehrung, den Wechsel ihrer Gefühle, ihr Sehnen und Begehren weitläufig auszulassen und alles dies Anderen zu erzählen; ihnen zu sagen, wie sie fürchten und hoffen und sündigen und sich freuen und sich selbst aufgeben und nur in Christo ruhen, wie sehr es ihnen bewußt sey, daß sie nur „„elende Wichte““ sind, und daß alles Gnade sey: bis sie in der That wenig Zeit übrig haben, sich vor dem zu hüten, was sie verdammen, und das zu üben, wovon sie erfüllt zu seyn meinen. Nun aber sind Männer in der Schlacht wortfarg, sie füllen ihre Stellung aus und sind gespannt darauf gerichtet. Und Menschen, welche von guten oder bösen Neigigkeiten, von schönen oder schreckensvollen Aussichten bewegt sind, bewundern, freuen sich, weinen oder sind bekümmert, aber sie sind unwillkürlich bewegt, nicht mit einem direkten Bewußtseyn um ihre Bewegung. Männer von erhabener Seele sind nicht ihre eigenen Geschichtschreiber oder Lobredner. So ist es mit dem Glauben und anderen christlichen Gnadengaben. Die Umstehenden sehen unsere Gemüthsbeschaffenheit, aber unsere Gemüther, wenn sie gesund sind, sehen nur die Objekte, von welchen sie eingenommen sind. So wie Gottes Gnade unseren Glauben hervorlockt, so erregt seine Heiligkeit unsere Furcht und seine Herrlichkeit entzündet unsere Liebe. Andere mögen sagen: „„hier ist Glaube,““ und „„hier ist Gewissen,““ und „„hier ist Liebe,““ aber wir können nur sagen, „„das ist Gottes Gnade,““ und „„das ist seine Heiligkeit,““ und „„das ist seine Herrlichkeit.““

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 8. Februar.

N^o 12.

Unionsgedanken für Lutheraner.

Die Lutherische Kirche macht nicht Union, sondern sie ist Union, diesem Gedanken, den Herr Dr. Gue-
rike am Schlusse seiner trefflichen Vorrede zu seiner im vorigen Jahre erschienenen Symbolik äußert, muß Schreiber dieses von Herzen beistimmen. Der Unionscharakter der Lutherischen Kirche beruht eben darauf, daß in ihr das Christenthum, dessen Wesen in der Versöhnung, d. h. in der Union der Gegensätze besteht, zur tiefsten Erkenntniß und zum bestimmtesten Bekenntniß gekommen ist. Das Wesen des Christenthums ist Wiedervereinigung des Entzweiten, Friedensstiftung zwischen dem Feindlichen; es ist die Religion der Feindesliebe, die Union der Zwietracht. Beides fordert es daher, sowohl die Anerkennung der Gegensätze, als die Anerkennung ihrer Einigung, und widerspricht daher auch beiderseits, sowohl denen, welche den Unterschied verläugnend, aus der Union eine Einerleiheit machen, als denen, welche die Union verkennend, den Unterschied in dualistischer Scheidung fixiren. In der Evangelisch-Lutherischen Kirche ist einerseits eben sowohl der Gegensatz der Gottheit und Menschheit, der göttlichen Liebe und der menschlichen Sünde, des Geistes und Fleisches, des Lebens und Todes zum gründlichsten Bewußtseyn gekommen, als andererseits auch die Union dieser Gegensätze, die nicht eine bloße Abunion, d. h. eine annähernde Berührung, ein nahes Nebeneinanderseyn ist, sondern vielmehr eine Communion, d. h. eine durchdringende Gemeinschaft, eine Penetration des Menschlichen durch das Göttliche, des Sündlichen durch das Heilige, des Irdischen durch das Himmlische. Die evangelische Wahrheit tritt daher jedem, den Gegensatz aufhebenden Identitätssystem entgegen; nicht minder auch jedem Systeme, welches den Gegensatz in einem beiderseits selbstständigen Dualismus befestigt, erkennet jedoch sowohl hier als dort das im Irthum enthaltene Moment der Wahrheit, nämlich hier den Gegensatz, dort die Einheit. In der ersten Weise widerspricht sie jeder pantheistischen oder monophysitischen Confusion (συνυσις) des Göttlichen und Menschlichen, in der anderen jeder dualistischen (nestorianischen) Direction (διαιρέσις) desselben, und hält eben so in der Lehre von Christo die persönliche Union und Communion der beiden Naturen, wie in der Lehre von der Communion die sacramentliche Union des Himmlischen und Irdischen fest. An falschem Dualismus leidet nicht bloß der Manichäismus, insofern er Gott ein urböses Princip entgegenstellt, sondern auch der Pelagianismus, insofern er, im Widerspruch mit Christo, Matth. 19, 17., dem allein guten Gott den Menschen als durch sich selbst gut entgegenstellt, und nicht alle Güte desselben von der göttlichen Güte und Gnade ableitet. Solchem selbstgerechten Pelagianismus trat Luther mit aller Kraft des

Glaubens und der Liebe entgegen, und die Lutherische Kirche bildete ihn auch nicht in den versteckteren Formen des Semi-pelagianismus und Synergismus, ließ sich jedoch eben so wenig durch Glacius zum Manichäismus, als durch Calvin zum absoluten Prädestinarianismus hinüberziehen, sondern behauptete in der Concordienformel die wahre Mitte. Die Lehre von der Rechtfertigung durch die freie Gnade in Christo ist es insbesondere, welche der Lutherischen Kirche bei all ihrer dogmatischen Bestimmtheit doch einen so freien als unirenden Charakter gibt. Eben indem diese Lehre mit der sichersten Zuversicht behauptet: Eins ist noth, der Glaube an die so freie als befreiende Gnade, an die Gerechtigkeit im vollgültigen Verdienste des Erlösers, hebt sie damit die Verdienstlichkeit und Nothwendigkeit alles Anderen, was sonst für das Heil der Seelen als unerläßlich geboten oder verboten wird, auf. Nur an der rechten Lehre des Evangeliums und dem stiftungsmäßigen Gebrauche der Sacramente (Augsb. Conf. Art. 7.), sonst aber an keiner bestimmten Agenda festhaltend, bietet sie hinsichtlich der Form des Kultus eine weite evangelische Freiheit und darum auch in den verschiedenen nördlichen und südlichen Ländern eine große Verschiedenheit dar. Während sich im Norden weit mehr altkirchliche Elemente erhalten haben, ist im südlichen Deutschland die Form der reformirten sehr ähnlich geworden, ohne daß jedoch weder dort noch hier ein Gesetz für die Gewissen daraus gemacht, oder eine Nothwendigkeit für das Heil daran geknüpft wird. Bilder und liturgische Gefänge, so wie überhaupt der Dienst geheiligter Kunst im Heiligthum sind nicht geboten, aber auch nicht verboten in der Lutherischen Kirche, sondern frei, und werden gern von ihr gepflegt, wie sie denn in dieser Freiheit auch in mannichfache geschichtliche und nationale Eigenthümlichkeiten und Überlieferungen conservirend eingehen kann, ohne sich selbst zu verläugnend. Getragen von einer tiefen Fülle des heiligen und freien Geistes des Herrn, 2 Cor. 3, 17., unterscheidet sie Gesetz und Evangelium eben so scharf, als sie sie innig verbindet, und läßt beiden, sowohl dem Geistlichen als dem Leiblichen, dem Unsichtbaren und Sichtbaren sein Recht, zwischen Spiritualismus und Materialismus die rechte unirende Mitte haltend. Strenge Scholastik und gemüthliche Mystik, Blüthe sowohl der exaktesten Theologie als der herrlichsten geistlichen Poesie, spekulative Orthodopie und praktischer Pietismus finden sich gleichzeitig in der Lutherischen Kirche beisammen. Nicht minder ist sie hinsichtlich der Formen der kirchlichen Verfassung die freieste und eben darum die unirendste Kirche. Keine gilt als jure divino nothwendig mit Ausschluß der anderen. Von den älteren bischöflichen Formen an durch alle Modifikationen der Consistorialverfassung hindurch bis zu presbyterialen Einrichtungen finden sich, ohne daß darüber, so wie in England, gestritten worden wäre, die kirch-

lichen Gesellschaftsverhältnisse in der Lutherischen Kirche verschiedenartig gestaltet, während unter allen diesen Verschiedenheiten stets die Einheit des Symbols in der Augsburgerischen Confession sich behauptet und selbst die Anerkennung der Reformirten Kirchen Deutschlands erworben hat. Die großartige Lehre der alten Lutherischen Theologen de ecclesia, als deren drei ordines hierarchici sie das ministerium ecclesiasticum, den magistratus politicus und den status oeconomicus (Hausstand) betrachten, vereinigt in sich das Wahre des Episkopal-, Territorial- und Collegialsystems, und ordnet sowohl die bischöfliche als die königliche Autorität, wie die hausväterliche, in der beide dem Heime nach verbunden sind, dem Reiche Gottes unter, worin die christliche Kirche und der christliche Staat zwar nicht einerlei, aber doch vereinigt seyn sollen. Anders ist freilich das Verhältniß in einem unchristlichen Staate, dessen Häupter nicht Glieder, sondern Feinde der Kirche sind, und also auch keinen Stand in derselben bilden können; aber wo die obrigkeitlichen Personen selbst Glieder der christlichen Kirche sind, da sind sie es nicht bloß als Individuen, sondern auch als Stand, als ordo, den Gott für sein Reich gestiftet. Zwar ist dieser Stand, so wenig als der Klerus, ein Herr über das Wort Gottes und die Gewissen, sondern nur ein Diener Gottes, von dem aber in dem ihm zugewiesenen Gebiete gilt, was die Schmalkaldischen Artikel sagen C. 350.: *in primis oportet praecipua membra ecclesiae, Reges et Principes, consulere Ecclesiae etc.*

Wenn nun unläugbar die Lutherische Kirche jenen freien, alle Richtungen des Lebens umfassenden und in der Liebe Christi versöhnenden Unionscharakter hat, der, mit der Reinheit und Bestimmtheit ihrer Lehre zusammenhängend, zugleich ihr unauslöschlicher Wahrheitscharakter ist, und sie allen einseitigeren Gestaltungen des Christenthums gegenüber unüberwindlich macht, und wenn sie in Folge dieses Charakters unzweifelhaft zur Versöhnung der die Christenheit feindlich bewegenden und zerspaltenen Gegensätze bestimmt ist, so will es schlecht damit stimmen, wenn ein einseitiger und eben darum auch beschränkter polemischer Eifer das Antimions- oder Separationsbestreben dergestalt zum Hauptcharakter derselben stempeln will, daß jene ihre Versöhnungsmission ganz zurücktritt. Luther, obwohl er in natürlicher Heftigkeit manchmal vergaß, wess Geistes Kind er war, war dennoch seiner vermittelnden Stellung „zwischen des Pappes Geist und dem Schwarzgeist“ (sic klar bewußt.*). So störrig nun auch der Romanismus blieb, so ist doch gar nicht zu verkennen, daß der in entgegengesetzte Extreme ausbrechende Spiritualismus, eben durch die Gediegenheit des Lutherischen Bekenntnisses, in seinen destruktiven Entwicklungen gehemmt und zu christlicher Besonnenheit zurückgebracht wurde, so daß aus höchst tumultuarischen Anfängen dennoch reformirte Gemeinden hervorgegangen, die nicht bloß mit den ökumenischen Symbolen im Einklang blieben, sondern auch schon von dem Marburger Colloquio und der Wittenberger Concordie an in immer größere Übereinstimmung mit dem Lutherischen Bekenntnisse sich zu setzen suchten, welches stets für die Reformirten eine anziehende Kraft gehabt hat, weil es die

Vollendung der evangelischen Wahrheit ist, die auch sie an ihrem Theile, nur unvollendeter, haben. Trotz der unversöhnlichen Streitsucht so mancher ihrer Theologen, welche die, für die erste Bildung der Kirche nothwendigen Kämpfe zu verewigen suchten, hat dennoch nach dem Rathe Gottes die Lutherische Kirche ihren versöhnlichen Mittlersberuf vielfach erfüllt, und sie wird ihn in unseren Tagen desto mehr erfüllen, je mehr sie ihn erkennt, und daher nicht sowohl mit der rothen Fahne und Lärmtrompete ausrückt, als vielmehr, ihrer Wahrheitsmacht gewiß, die weiße Fahne den Dissenters entgegenhält. Nicht bloß durch Schlachten und Triumphe, sondern auch durch Waffenruhen und friedliche Verhandlungen werden Streite geschlichtet und Kriege beigelegt und zur Ehre Gottes in der Höhe Friede auf Erden gestiftet. Fürwahr es ist genug gestritten und geschlagen; laßt nun Waffenstillstand seyn; gebt euch die Hände; seht nicht so mürrisch, so abstoßend und mißtrauisch immer nur die eine Seite, nämlich den Rest des nachgebliebenen Dissenses, sondern sehet auch einmal freundlich und vertrauend und dankbar auf die große Summe des zwischen den Reformatoren selbst schon zu Marburg in vierzehn Artikel festgestellten Consenses, der auch in den funfzehnten noch sich hinüberzieht, insofern es auch darin noch einmüthig heißt: „Von dem Nachtmahle unseres lieben Herrn Jesu Christi glauben und halten wir Alle, daß man beide Gestalt nach der Einsetzung Christi brauchen solle; daß auch die Messe nicht ein Werk ist, damit einer dem andern, todt oder lebendig, Gnade erlange; daß auch das Sakrament des Altars sey ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi und die geistliche Niesung desselbigen Leibes und Blutes einem jeden Christen vornehmlich vonnöthen; desgleichen der Brauch des Sakraments, wie das Wort, von Gott dem Allmächtigen gegeben und geordnet sey, damit die schwachen Gewissen zum Glauben zu bewegen durch den heiligen Geist.“ Obwohl es nun den Schweizerischen Reformatoren nicht hat klar werden wollen, daß wenn das Sakrament die schwachen Gewissen zum Glauben bewegen soll, sein Inhalt, d. i. die immanente Gegenwart Christi nicht auf jenen schwachen Glauben, sondern auf das starke Wort des Herrn begründet werden muß, und wiewohl daher „ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Wein und Brodt sey, beide Theile damals sich nicht verglichen haben,“ so wurde doch beschlossen, daß „ein Theil gegen den anderen christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeugen und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten sollen, daß er durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle.“ Nun gewiß, das wäre nicht festgesetzt worden, wenn es das Gewissen überhaupt nicht leiden konnte oder durfte. So laßt denn eure Gewissen es leiden, nicht nur christliche Liebe (die kein Indifferentismus ist) denen zu erzeugen, welchen der rechte Verstand noch ungewiß ist, sondern auch für sie und uns Gott den Allmächtigen, von dem allein wahre Liebe und wahres Licht kommt, fleißig bitten, daß er durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle. Solche Liebe und solches Gebet, ruhend auf dem großen evangelischen Consensus*) der vorausgehenden Ar-

*) Walch Th. 20. S. 333.

*) Daß dieser Consensus auch hinsichtlich des 15ten Artikels durch

titel des Glaubens, ist und wirkt christliche, evangelische Union. Aber wie soll die Wahrheit in der Liebe und durch die Liebe versöhnend wirken, wenn wir die, welchen der rechte Verstand durch den Geist Gottes noch nicht gewiß geworden, ausschließen von seinen Wirkungen, wenn wir sie excommuniciren. Deshalb soll keine altlutherische Gemeinde von ihrem bisherigen Bekenntniß, von ihren herkömmlichen Symbolen weichen; aber sie stoße auch die Reformirten, die sich an sie anschließen wollen, nicht schroff zurück, sondern, selbst bleibend in der Apostel Lehre, versage sie ihnen nicht die Gemeinschaft, das Brodtbrechen, das Gebet (Apostelgesch. 2, 42.) in der gläubigen Hoffnung, daß ihnen der Geist Gottes den rechten Verstand bestätigen werde. Solche Hoffnung spricht auch schon die Vorrede des Concordienbuchs aus: *Nequaquam dubitamus, multos pios et minime malos homines in iis etiam ecclesiis, quae hactenus non per omnia nobiscum senserunt reperiri. Magna etiam in spe sumus, illos, si recte de his omnibus doceantur, iuvante eosdem Domini Spiritu, immotae veritati Verbi Dei nobiscum et cum ecclesiis ac scholis nostris consensuros esse. Et profecto Theologis omnibusque Ecclesiae ministris imprimis hoc negotii incumbit, ut ex verbo Dei etiam eos, qui ex quadam vel simplicitate vel inscitia a veritate aberrarunt, de periculo salutis suae ea, qua decet, moderatione doceant.* Lange vor den neuesten Unionsbewegungen enthält schon das Allgemeine Landrecht in einem Paragraphen, der um so merkwürdiger ist, je weniger sonst dasselbe in seinen leeren kirchenrechtlichen Abstraktionen historisch positive Beziehungen nimmt, folgende, eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten, als beiderseits Augsburgischen Confessionsverwandten, vorbereitende Bestimmung §. 39. Tit. 11. Th. 2.: „Protestantische Kirchengesellschaften des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses sollen ihren Mitgliedern wechselseitig die Theilnahme auch an ihren eigenthümlichen Religionshandlungen (Communien) nicht versagen, wenn dieselben keine Kirchenanstalt ihrer eigenen Religionspartei, deren sie sich bedienen können, in der Nähe haben.“ Verwandt damit ist die Königliche Deklaration in der Kabinetts-Ordre vom 28. Februar 1834, welche unsere obigen Bemerkungen bestätigt: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses; auch ist die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden. Durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheiten einzelner Lehrpunkte der anderen Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußere kirchliche Gemeinschaft zu versagen. Der Beitritt zur Union ist Sache des freien Entschlusses, und es ist daher eine irrige Meinung, daß an die Einführung der erneuerten Agende nothwendig auch der Beitritt zur Union geknüpft sey u. s. w.“

Dies ist also der Begriff der evangelischen Union, wie sie die Lutherische Kirche kraft ihres vermittelnden Charakters nicht

sowohl machen, als werden lassen soll durch den heiligen Geist, der eben sowohl der Geist der Wahrheit als der Liebe ist, und dem Niemand widerstreben soll. Der Antiunionismus, der auf der einen Seite voll Indifferentismus gegen den großen Consens der Evangelischen Kirchen diesen möglichst zu verkleinern und verkennen, auf der anderen dagegen voll Reizbarkeit den Dissens möglichst groß und unverföhllich zu machen und graduelle Unterschiede zu contradictorischen auseinander zu treiben sucht, widerstrebt sowohl der Liebe als der Wahrheit. Von diesem Vorwurfe kann das Werk des Herrn Dr. Rudelbach über Reformation, Lutherthum und Union, welches weniger durch dogmatische oder thetische, als durch polemische und antithetische Schärfe sich auszeichnet, nicht freigesprochen werden. Die dogmatische Entwicklung der eigentlichen Lehrunterschiede im sechsten Capitel ist nur kurz und dürftig; um die Calvinische Lehre von den sakramentlichen Zeichen und Siegeln, die nicht falsch, wohl aber ungenügend ist, weil sie denselben nicht genug Fülle reellen Inhalts gibt, zu einem der Lutherischen Wahrheit diametral entgegengesetzten Irrthum zu machen, werden mehrere reformirte Bestimmungen als irrthümlich bezeichnet, die ausdrücklich auch in den Lutherischen Symbolen stehen; man vergleiche nur Art. 13. der Augsburgischen Confession, ferner Apologie S. 200 f. (*sacramentum est verbum visibile*) und S. 267. (*verbum offert remissionem peccatorum, et ceremonia est quasi pictura verbi seu sigillum, ostendens promissionem*) und mit beiden Stellen besonders die von Rudelbach S. 239. aus Zanchius angeführte Stelle; ferner Concordienformel S. 807.: *eam ob causam, ne de revelata Dei erga nos voluntate dubitemus, promissionem Evangelii Christus non tantum generaliter proponi curat, sed etiam Sacramenta promissioni annectere voluit, quibus tanquam sigillis ad promissionem appensis unicuique credenti promissionis evangelicae certitudinem confirmat, und damit die nah übereinstimmende Stelle Calvin's bei Rudelbach S. 188., überhaupt auch den Heidelberger Katechismus Fr. 66. und die Helvetische Confession Art. 19. In der Lehre de libero arbitrio erkennt Herr Rudelbach, wie die theologische oder metaphysische Behauptung einer totalen Gebundenheit des menschlichen Willens durch die göttliche Prädestination, und die anthropologische oder ethische eines aus der Sünde entsprungenen Unvermögens zur geistlichen Gerechtigkeit, das eine Wahlfreiheit in äußeren Handlungen nicht ausschließt, bei Melancthon in den Locis von 1521 und bei Luther de servo arbitrio noch confundirt erscheint, während schon in der Augsburgischen Confession und in den späteren Ausgaben der Loci, so wie in der Concordienformel nur die letztere Behauptung, gesondert von der ersten, hervortritt und durch die Annahme jener Freiheit in äußeren Dingen, wodurch der Mensch auch den Gnadenmitteln sich zuwenden kann, auf die Lutherische Erwählungslehre einen wesentlichen Einfluß hat (Concordienform. S. 671 f. 818.), der von Rudelbach nicht gehörig gewürdigt ist. Wenn S. 289. zugegeben wird, daß Luther hart an der Spitze der absoluten Prädestination vorbeistrafte, so stehen die parteiisch outrirten Behauptungen S. 283. seltsam dagegen ab. Bittere Parteilichkeit ist*

die Wittenberger Concordie von 1536 mehr befestigt worden, worüber Luther große Freude hatte, ist bekannt.

es ferner, wenn S. 507. bei Zwingli „unvermittelte Grobheit“ genannt wird, was bei einem Lutheraner als Tugend gepriesen werden würde, und wenn auf derselben Seite dem Verhalten Calvin's gegen Servet, ohne Rücksicht auf das Criminalrecht jener Zeit und auf die Urtheile anderer Reformatoren darüber, nicht einmal die Billigkeit zu Theil wird, die neulich selbst Bretschneider im Nachtrag zum Sandau ihm gegönnt hat. Als irrig und ganz unethisch ist es zu rügen, wenn Herr Dr. Rudelbach die oben erwähnte, alte Lutherische Lehre von den drei heiligen Ständen der Christenheit — der Geistlichkeit, Obrigkeit und dem Hausstande — willkürlich verkürzt und die Obrigkeit befeitigend, nur die zwei Ordnungen der Lehrer und Hörer, der Geistlichen und Laien anerkennen will, S. 537. Während auf einer Seite die Schmalkäldischen Artikel als Autorität angeführt werden, wird auf der anderen der oben aus denselben angeführte Satz von der Pflicht der Könige, für die Kirche zu sorgen, in einem Citat aus Augustin, womit er fast wörtlich übereinstimmt, als „eine in ihrer Wurzel falsche Behauptung“ fest verworfen, und dann das neulutherische Kirchenrecht auf keine andere Autorität als die des Sam. Pufendorf gegründet, wobei die eigene Argumentation des Verf. zwar sehr zuversichtlich, aber dennoch oberflächlich ist. Man braucht nur noch zu bemerken, daß Herr Rudelbach als „das einzige souveräne Mittel der Union“ nur den gespaltenen Elenchus kennt, und zwar nicht bloß den Real-, sondern auch den Nominal-Elenchus, welchen selbst die Concordienformel verschmäht (S. 508 ff.), und es wird keinen Zweifel mehr haben, daß das Rudelbachsche Werk nicht die Union, sondern die Separation befördern will. Demohnerachtet kann es auch dem, der jene will, durch viele lehrreiche Bemerkungen nützlich werden, weil nämlich eine rechte Vereinigung eine eingehende Kenntniß der Unterschiede voraussetzt, die jedoch einer versöhnlichen Betrachtungsweise nicht als unversöhnliche Gegensätze erscheinen. Rudelbach selbst erkennt im neunten Capitel den versöhnlichen Charakter der meisten reformirten Bekenntnisse an, so wie das Bestreben derselben, sich den Lutherischen zu nähern, die einen heilsamen conservativen Einfluß auf sie geübt; ja er behauptet, daß die Anglikanische Confession und die Märkische, die uns so nahe angeht, „einen Anknüpfungspunkt für die wahre Union“ darbieten, S. 314.

Nun denn, Brüder, so laßt uns anknüpfen, und nicht bloß Punkte der Anknüpfung, sondern auch Grundlagen der Einigung in dem gemeinsamen Bekenntnisse der Augsburgerischen Confession finden, welche auch für alle Deutsche Reformirten symbolisch ist, wie gegen eine desfallsige Einwendung von den Bevollmächtigten der reformirten Stände in den Beilagen zum Westphälischen Frieden ausdrücklich bezeugt wird: *profiteantur dieti Reformati Augustanam Confessionem augustissimo Imperatori Carolo V. ao. 1530 exhibitam* (also nicht die Ausgabe von 1540) *ore et corde*. Schreiber dieses darf um so freier solche Unionsgedanken äußern, da er sich ganz unabhängig von den inländischen Verhältnissen auch früher schon in öffentlichen Beiträgen zur Apologie des evangelisch-lutherischen Lehrbegriffs dazu bekannt hat.

Dr. C—s,

Nachrichten.

(Zur Charakteristik der Dyforder hochkirchlichen Partei in England.)
(Fortsetzung.)

„Da dies der Unterschied zwischen wahrem Glauben und Selbstbespiegelung ist, so ist es kein Wunder, daß da, wo der Gedanke an sich selbst den Gedanken an Gott verunkelt, Gebet und Lobpreisung ermattet und das Predigen in Flor kömmt (!). Wahrer Gottesdienst betrachtet einfach unseren Schöpfer, Erlöser, Heiliger und Richter; Predigen, Befehren, über Religion Reden machen, streiten, lesen und schreiben geht darauf aus, uns Ihn in uns selbst vergessen zu machen. Die Alten dienten Gott; sie gingen aus ihrem eigenen Gemüthszustande heraus in den unendlichen Tempel, der rings um sie her war. Sie sahen Christum in den Evangelien, in dem Glauben, in den Sakramenten und in anderen Riten; in dem sichtbaren Bau und in den Ritrathen seines Hauses, in dem Altar und in dem Kreuze (!); und nicht zufrieden damit, ihm den Dienst ihrer Augen zu geben, gaben sie ihm ihre Stimmen, ihre Leiber und ihre Zeit, gaben auf ihre Ruhe bei Nacht und ihre Ruße bei Tag, welches Alles beweisen konnte, daß sie ihre Herzen Ihm darbrachten. Es war nicht ein Gottesdienst einmal in der Woche oder an einigen Tagen, dann und wann mühevoll der Dankagung oder Demüthigung geweiht, nicht ein außerordentliches Hinwenden zum Throne der Gnade, von Einem für Viele verrichtet, wenn Freunde zusammenkamen mit besonderer Eiferung, und so sehr als möglich einer Ermahnung, so wenig als möglich einem Gebete gleichend; sondern jeder Tag und jeder Theil des Tages ward begonnen und geheiligt durch Anacht. Betrachte die sieben Gottesdienste der heiligen, Katholischen Kirche in ihrer besten Zeit, welche ohne die Pflichten ihrer Kinder gegen diese Welt zu beinträchtigen, sie in ihren Pflichten gegen die unsichtbare Welt sicherte. Unbewegt und unerschläft, nicht getrieben von Paroxysmen und Erkräften, nicht ihre Gefühle ausposaunend, sondern entschlossen, einfach, beharrlich, Tag für Tag, Sonntag und Wochentag, Fasttag und Festtag, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr, in der Jugend und im Alter, ein ganzes Leben hindurch, dreißig Jahr, vierzig Jahr, fünfzig Jahr, im Vorpfeile des immerwährenden Gesanges vor dem Throne, — so fuhr sie fort „eifrig beharrend im Gebete,“ nach dem Vorbilde der Psalmlisten und Apostel, des Tages mit David, bei Nacht mit Paulus und Silas, Winter und Sommer, in Hitze und in Kälte, in Ruhe und in Gefahr, im Gefängniß oder in der Kirche, in der Finsterniß und bei Tagesanbruch, mit Sonnenaufgang, des Vormittags, des Mittags, des Nachmittags, zur Abendzeit, beim Niederlegen, immer hatten sie Christum vor sich; seine Gedanken in ihren Gemüthern, seine Sinnbilder in ihren Augen, seinen Namen in ihrem Munde, seinen Dienst in ihren Stellungen, ihn verherrlichend und Alles aufrufend, was da lebet, ihn zu verherrlichen, sich vereinigend mit den Engeln im Himmel und den Heiligen im Paradiese ihn zu loben und zu preisen immer und ewiglich. O große und erhabene Weise, nicht der Juden, welche in ihren Gebräuchen und Vorrechten ausrühten, nicht der Christen, welche von ihren eigenen Gefühlen eingenommen sind und welche beschreiben, was sie darstellen sollten, sondern der wahren Heiligen Gottes, der unbefleckten und jungfräulichen Seelen, welche dem Lammne folgen, wohin es geht! Dies ist der Unterschied zwischen solchen, welche Christus preiset und solchen, welche er verdammte oder warnt. Der Pharisäer erzählte die Zeichen der Gnade Gottes über und in ihm, der Zöllner blickte einfach auf Gott. Der rechte Züngling rühmte sich seines untadelichen Lebens, aber das bußfertige Weib salbte Jesu Füße und küßte sie. Ja, die heilige Martha selbst sprach von ihrem „vielen Dienste,“ während Maria ihm diente um das „Eine, was noth ist.“ Die Einen dachten an sich selbst, die Anderen dachten an Christum. Auf Christum blicken ist durch den Glauben gerechtfertigt seyn; zu denken, daß man durch den Glauben gerechtfertigt sey, heißt von Christo wegdlicken und aus der Gnade fallen. Der, welcher Christo dient und für ihn wirkt, der thut die Lehre, welche ein Anderer bloß ausspricht; sein Gottesdienst und seine Werke sind Thaten des Glaubens, und nützen zu seiner Seligkeit (avail to his salvation!), weil er sie nicht um ihres Nutzens willen thut.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840

Mittwoch den 12. Februar.

N^o 13.

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, a brief sketch of the rise, progress and present state of the Wesleyan-Methodist Societies throughout the world. By Th. Jackson, President of the Conference. Lond. 1839;“ und: 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntingdon. By a member of the houses of Shirely and Hastings. Vol. I. Lond. 1839.“

(Fortsetzung.)

Hier können wir nun noch einmal auf die merkwürdige Bekehrungsgeschichte Wesley's zurückblicken. Ein ernst und streng erzogener Knabe, schon früh mit Gottesfurcht erfüllt, als Jüngling fleißig, verständig, vorherrschend praktisch und gesellig, ohne Tiefe der Erkenntniß, ohne große Zweifel und Bedenken auf die Lehre der Schrift und seiner Kirche eingehend, dabei aufrichtig, ehrlich gegen sich selbst, mit einem immer wachsenden Bewußtseyn der tiefen, weiten Forderungen des Gesetzes: so entwickelt sich in ihm immer mehr das Bedürfnis nach dem subjektiven Erfahren und Erleben einer Wahrheit, die ihm als eine gewaltige, göttliche Macht gegenübersteht; immer mehr und mehr fühlt er, daß er persönlich ihre Kraft, ihr Licht, ihren Frieden, ihre Süßigkeit nicht kennt, obwohl in ihr selbst die unabwiesliche Forderung und die gewisste Verheißung liegt, das ihr sich öffnende sündige Herz mit Friede, Freude, Seligkeit und Überwinderkraft zu erfüllen. So drängt sich bei ihm Alles, was die christliche Lehre enthält, Alles, was in der christlichen Erfahrung Seliges und Heiliges liegt, in den Einen Brennpunkt zusammen: der Kraft des seligmachenden Glaubens mit seinen Früchten gewiß zu werden; der Gegenstand dieses Glaubens, Christus, unsere Gerechtigkeit und Heiligung, ist vor dieser inneren Thatsache der Erfahrung wie noch gar nicht für ihn vorhanden; sie ist es, die allein entscheidend ist, nicht so sehr der Gegenstand des Glaubens selbst. Und so kommt er denn endlich zu dieser Erfahrung; nachdem er die Finsternis des Unglaubens und der Selbstgerechtigkeit kennen gelernt, wie wenig Andere, wird ihm, in scharfer Sonderung davon, die selige Erfahrung der Gnade in Christo geschenkt. Wer sieht hier nicht denselben merkwürdigen Gang in der inneren Geschichte eines Mannes, den wir so oft bei großen Epochen der Kirchengeschichte wiederkehrend finden? Einer erfährt die Kraft einer Wahrheit in scharfem Gegensatz gegen alle ihre Entstellungen wie ganz

von Neuem, damit durch ihn das Licht dieser Wahrheit ganzen Ländern und Zeiten aufgehen könne; so war es schon bei Paulus, so bei Augustinus, so bei Luther der Fall, und waren die Aufgaben, welche diesen Gottesmännern gestellt waren, auch allerdings noch größer, dennoch dürfen wir darin auch diese merkwürdige Bekehrungsgeschichte Johann Wesley's mit den ihrigen vergleichen.

Der große Segen, der für Wesley und Alle, denen er nachher predigte, daraus hervorging, war die lebendige und tiefe Auffassung des Wesens des christlichen Glaubens, und die Gegenwartigkeit und Allmacht des Allen aus Gnaden dargebotenen Heils. „Was ist der Glaube?“ sagt er. „Nicht eine Meinung oder eine Anzahl Meinungen in Verbindung gesetzt, wären sie auch noch so wahr. Ein System von Meinungen ist so wenig christlicher Glaube, als ein Rosenkranz christliche Heiligung. Glaube ist nicht ein Fürwahrhalten einer Lehre oder eines Systems von Lehren; man kann drei oder drei und zwanzig Bekenntnisse annehmen, und das ganze Alte und Neue Testament (so weit man es versteht) und doch keinen christlichen Glauben haben. Der Glaube, der die Verheißung erlangt, wird im Christenthum dargestellt als eine Kraft, die der Allmächtige in einem unsterblichen Geiste, der eine irdische Hütte bewohnt, wirkt, vermöge deren er durch den Vorhang in die Geisterwelt, die unsichtbaren und ewigen Dinge, blickt; eine Kraft, die Dinge zu erkennen, die kein Mensch von Fleisch und Blut gesehen hat oder sehen kann, weil sie entweder mit seinen Sinnen nicht erkennbar sind, oder noch im Schoße der Ewigkeit verborgen ruhen. Der Glaube zeigt uns, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und zuvor nie in unser Herz gekommen ist, und dies alles im hellsten Licht, in der vollsten Gewisheit und Evidenz. Denn er läßt uns unsere Erkenntniß nicht aus bloßer Reflexion durch das trübe Glas der Sinne zukommen, sondern löst uns tausend der wichtigsten Räthsel, indem er uns Fähigkeit gibt, die unsichtbaren Dinge zu erkennen. Er ist das Auge der neugeborenen Seele, wodurch der arme beschränkte Sterbliche in das Reich der Ewigkeit blickt; das Ohr, wodurch der Sünder die Stimme des Sohnes Gottes hört und lebt; das Gefühl, wodurch er das gütige Wort und die Kräfte der zukünftigen Welt und die Gegenwart Dessen erfährt, in welchem er lebt, weht und ist, und die Liebe Gottes empfindet, die ausgegossen ist in sein Herz, durch den heiligen Geist, der ihm gegeben ist. Der Glaube ist die innere Gewisheit vom Christenthum, eine fortgehende Offenbarung, immer gleich neu, gleich kräftig durch alle Jahrhunderte, die seit der Fleischwerdung des Sohnes Gottes verfloßen sind und noch verfloßen werden; ein Strom, der

unmittelbar von Gott in die gläubige Seele fließt. Meinst du, die Zeit werde diesen Strom austrocknen? O nein, er wird unerforschlich durch alle Zeiten fließen. Die historischen Bezeugnisse für das Christenthum, so stark sie sind, sind nur für Gelehrte verständlich; aber dieser Beweis ist einfach und für die geringste Fassungskraft verständlich. Die Summe davon ist: „Eines weiß ich, ich war blind und bin nun sehend,“ ein Argument, dessen Beweiskraft ein Bauer, ein altes Weib, ein Kind vollkommen fühlen kann. Historische Nachrichten beglaubigen uns ferne und längst vergangene Begebenheiten; aber die innere Glaubensgewissheit ist innig nahe und gegenwärtig allen Menschen aller Orte und Zeiten. „Sie ist dir nahe in deinem Munde und deinem Herzen,“ wenn du glaubst an den Herrn Jesum. Dies ist aber diese Gewissheit, daß Gott uns hat das ewige Leben gegeben, und dies Leben ist in seinem Sohne.“ — Wie mächtig mußten aber Predigten wirken wie folgende: „Du also siehe danach jeden Augenblick; diese Erwartung kann dich doch nicht schlimmer machen, sollte sie dich auch nicht besser machen; denn täuschte dich auch deine Hoffnung, so würdest du deshalb noch nichts verlieren. Aber du wirst nicht zu Schanden werden über deiner Hoffnung; es wird kommen und nicht verziehen. So siehe denn danach aus jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick. Warum nicht jetzt? Diesen Augenblick! Sicherlich kannst du jetzt, diesen Augenblick Erlösung hoffen, wenn du sie durch den Glauben hoffest. Und gerade hieran kannst du erkennen, ob du sie durch den Glauben oder durch die Werke hoffest. Hoffest du sie durch Werke, dann mußt du immer zuvor erst etwas thun, ehe du gerechtfertigt wirst; erst, denkst du, muß ich so oder so seyn, das oder jenes thun. Da suchst du die Rechtfertigung durch Werke. Aber suchst du sie durch den Glauben, dann kannst du sie hoffen wie du bist, dann kannst du sie jetzt hoffen. Es ist wichtig zu bemerken, daß diese drei Stücke unzertrennlich verbunden sind: die Rechtfertigung hoffen wie man ist, sie jetzt hoffen, und sie durch den Glauben hoffen. Wer eines läugnet, der läugnet alle drei; wer eines zugibt, der gibt alle drei zu. Hoffest du durch den Glauben gerechtfertigt zu werden? Dann sey auch folgerichtig, und hoffe auf diese Gnade so, wie du bist, nicht besser nicht schlechter; als ein armer Sünder, der nichts zu bezahlen, nichts geltend zu machen weiß vor Gott, als: „Christus ist gestorben.“ Und hoffest du sie, wie du bist, dann hoffe sie jetzt. Schieb es nicht auf! Warum wolltest du? Christus steht bereit, und er ist Alles, was du bedarfst. Er wartet auf dich, er steht vor der Thür. Wer du auch seyst, der du Vergebung wünschest, erst glaube! Glaube an den Herrn Jesum, dann wirst du Alles recht machen. Sag nicht: Ich kann noch nicht angenommen werden, denn ich bin noch nicht gut genug. Wer ist, wer war jemals gut genug, irgend etwas aus Gottes Händen zu empfangen? Sag nicht: Ich bin noch nicht zerschlagen genug, ich fühle meine Sünden noch nicht genug. Das weiß ich wohl; wollte Gott, du fühltest sie mehr, du wärest tausendmal mehr zerschlagen, als du jetzt es bist. Aber warte nicht darauf; Gott wird dich dazu machen, nicht bevor sondern wenn du glaubst.

Du wirst vielleicht nicht eher viel weinen, als bis du viel liebst, weil dir viel vergeben ist.“

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Zur Charakteristik der Oxford hochkirchlichen Partei in England.)

(Schluß.)

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dem an sich ganz evangelischen Ausspruche: „Auf Christum blicken heißt durch den Glauben gerechtfertigt seyn,“ dem Zusammenhange der ganzen Stelle gemäß, den Blick auf Christum von dem Wirken im Blicke auf ihn verstehen, denn der Blick auf Christum, welcher als bloßer Glaubensblick gerechtfertigt, schließt nothwendig das Bewußtseyn der Kindschaft in sich, welches von Newman als ein Fallen aus der Gnade bezeichnet wird, und weiß Nichts selbst vom unbeabsichtigten Nutzen der Glaubenswerke zur Seligkeit, welcher von Newman behauptet wird. Wir können deshalb in dem angeführten Reasonnement, so viel Treffendes es im Einzelnen, besonders in seinem polemischen Theile, enthält, doch seiner Gesamtintendenz nach Nichts finden, als ein katholisirendes Hervorheben des Kultus auf Kosten der Predigt des Wortes und der dadurch erzeugten Glaubensgewissheit. Unsere Ansicht scheint uns durch das Fragment eines Briefes des Dr. Pusey an den Bischof von Oxford bestätigt zu werden, welches die Quarterly Review uns mittheilt. Nach verschiedenen Bemerkungen über Römische Absolution, Indulgenzen u. s. w. und über den Calvinistischen Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, fährt derselbe so fort: „Unsere Kirche scheint mir hier wie sonst eine bestimmte Grenzlinie zu halten, obgleich sie bis jetzt noch nicht im Stande gewesen ist, die „gottselige Disciplin“ wieder in's Leben zu rufen, deren Verlust sie lebhaft beklagt. Romanismus eben sowohl wie Ultraprotestantismus befreien einen Menschen in praxi von seinen begangenen Sünden, unsere Kirche gebietet ihm zu bekennen, daß er „gebunden und gefesselt ist von der Kette“ derselben, und zu beten, „daß das Erbarmen seiner großen Gnade uns befreien möge;“ sie lehrt uns in ihrem täglichen Gottesdienste, „unsere Sünden immer vor uns zu haben,“ damit so Gott möge „sein Angesicht verbergen vor unseren Sünden und auslöschen alle unsere Ungerechtigkeiten;“ sie gebietet uns täglich zu kommen mit „gebrochenem und zerschlagenen Herzen,“ welches Gott „nicht verachten will,“ unsere Herzen darzubringen, damit „Gott des Übels gereue,“ zu suchen Gottes „Züchtigung“ obgleich „mit Maß und nicht in seinem Zorne;“ täglich zu unserem Vater zu gehen und ihm zu sagen, „daß wir nicht mehr werth sind, seine Kinder genannt zu werden.“ Sie lehrt uns täglich alle Sünden unseres vergangenen Lebens zu bekennen, all' unser vergangenes „Irren und Straucheln,“ daß wir „an seinen heiligen Befehlen uns vergangen haben,“ daß wir „nicht gethan haben, was wir hätten thun sollen und gethan haben, was wir nicht hätten thun sollen,“ dreimal in der Woche lehrt sie uns zu beten, daß wir befreit werden mögen „von seinem Zorne und seiner ewigen Verdammniß“ und „an dem Tage des Gerichtes,“ daß er uns geben wolle „wahre Reue,“ uns „alle unsere Sünden, Nachlässigkeiten und Unwissenheiten“ vergeben. Und in ihrem feierlichsten Dienste will sie, daß wir uns nahen „mit wahrhaft reuigem Herzen,“ immer vor unseren Augen haltend alle Sünden unseres vergangenen Lebens, damit, indem „das Andenken an dieselben uns schmerzlich und ihre Last unerträglich ist“ wir sie alle vor Ihn bringen mögen und zu Ihm beten,

„um Jesu Christi willen vergib uns Alles, was vergangen ist.“ — Jeder evangelische Christ wird diese schöne Stelle von ganzem Herzen unterschreiben, insofern der Verfasser sie aber im Gegensatz des Calvinistischen Mißbrauchs der Lehre von der Rechtfertigung gesagt wissen will und im Gegensatz des Ultraprotestantismus, — mit welchem Namen diese Schule stets die Lutherische Kirche und alle reformirten Kirchenparteien, mit Ausschluß der Englischen Hochkirche, bezeichnet, — der den Menschen von seinen begangenen Sünden befreie, so glauben wir, daß er nicht nur den vollen Ernst der Buße fordert, von dem auch der sogenannte Ultraprotestantismus nichts nachläßt, sondern auch ein Verdienst der Buße behauptet, und mit dieser verdienstlichen Buße nur eine conjecturale, keine absolute Gewißheit der Sündenvergebung verknüpft seyn läßt.

Wir bedauern, über diesen so wichtigen Punkt der Rechtfertigungslehre dieser Schule nur auf so wenige Stellen verwiesen zu seyn, und wollen deshalb gern unser Urtheil darüber vorläufig nur als ein subjektives gelten lassen, obgleich wir selbst von seiner Wahrheit moralisch überzeugt sind. — Im engen Zusammenhange mit allen bisher entwickelten Lehren der Oxford Partei steht nun ihre übertriebene Werthsetzung auf die Liturgien der alten Kirche. Die Liturgie des heiligen Petrus, nach ihrer Meinung nebst dreien anderen wahrscheinlich apostolischen Ursprungs, sey, obgleich im Gebrauche der Römischen Kirche, doch frei von Römischen Verderbnissen gehalten worden, und England habe sich ihrer vor der Reformation erfreut. Newman äußert sich über dieselbe in einem Briefe an den Dr. Faussset unter Anderem folgendermaßen: „Dieses geheiligte und sehr kostbare Monument der Apostel empfangen unsere Reformatoren ganz und unversehrt von ihren Vorgängern und sie verstümmelten die Tradition von funfzehnhundert Jahren. Gut war es für uns, daß sie es nicht wegwarfen, daß sie keinen wesentlichen Theil desselben berührten; denn obgleich sie es zersprengten und einige Stücke wegschnitten, griffen sie doch nicht das Leben an, und so haben wir es bis auf diesen Tag als ein gewaltsam behandeltes aber heiliges und theures Besitztum, theurer vielleicht, und kostbarer, als wenn es in seiner vollen Kraft und Schönheit vorhanden wäre, wie Krankheit und Schwäche uns unsere Freunde und Verwandten theurer macht. Nun ist das erste Gefühl, welches ein feuriges Gemüth befüllt, wenn es diese Thatsachen bedenkt, das des Unwillens und des ungeduldrigen Schmerzes; das zweite ist der geziemende Gedanke, daß, da wir durchaus nichts aus Gottes Händen verdienen, und nur durch seine Güte mit christlichen Vorrechten gesegnet sind, es nicht befremdlich ist, daß wir nicht jedes Vorrecht genießen, welches durch die Apostel gegeben war; und sein drittes Gefühl, daß wir auf geheimnißvolle Weise mit unseren Vorfahren verbunden sind und ihre Sünden tragen, oder mit anderen Worten, daß unsere gegenwärtige Lage ein Gericht ist über das, was sie thaten.“ Dennoch begreifen unsere Theologen wohl, daß eine Wiederherstellung der altromischen Liturgie für den Augenblick noch unthunlich sey. „Niemals haben wir gewünscht,“ sagt Dr. Pusey, „noch wünschen wir irgend eine Veränderung in der Liturgie unserer Kirche; wir preisen Gott, daß unser Loos gefallen ist in ihren Schoß, — daß er in ihr die wesentlichen Stücke der ursprünglichen Lehre und eine so heilige Liturgie bewahrt hat, und obgleich ich nicht umhin kann, ihre erste Form vorzuziehen, so ist doch nicht von einer Veränderung die Rede. Es kann keine wirkliche Veränderung ohne ein Schisma stattfinden.“ Doch trösteten sie sich mit Ausblicken in die Zukunft. „Nicht, als ob sie“ (nämlich die genannten Tracts), sagt Herr Reble, „die Hoffnung auf Besserung in mancherlei Hinsicht aufgeben wollten. Noch halten sie es für einen Treubruch gegen die Kirche Englands, wenn sie in das Bekenntniß eines Mannes

einstimmen, auf den diese Kirche immer stolz war als auf eines ihrer treuesten Kinder und ihrer größten Väter:

Der zweite Tempel konnte den ersten nicht erreichen,
Späte Reformation darfst nimmer du vergleichen,
Mit alten Zeiten und mit rein'en Tagen,
Mit Thränen muß die Kirche sie beklagen.“

„Erst wenn wir unser ganzes Selbst,“ sagt Pusey in einem Briefe an seinen Bischof, „geregelt haben nach ihrem feierlichen Kreislauf von Gebeten, Dankfagungen, Fasten, Festtagen und Communionen, werden wir nach ihrem Muster gebildet seyn, und so werden wir sie verstehen, und mögen dann ergänzen, was ihr noch mangelt. Bis dahin ist das einzig heilsame Verfahren, zu bleiben wie wir sind, indem wir uns selbst geschickt machen, einen Zuwachs unserer Schätze zu empfangen, dadurch daß wir die, welche wir haben, dankbar anerkennen und gebrauchen lernen. Was an sich selbst gut ist (nämlich ein Zurückbleiben zu den alten Kirchengebräuchen und Gebetsformeln), mag für uns nicht gut seyn, bis wir anders sind, als wir sind.“ Ein Hauptvorwurf, der die Oxford Partei getroffen hat ist der, daß sie mit dem Streben, die älteren katholischen Ceremonien herzustellen, die Absicht verbinde, die Anrufung der Jungfrau Maria und der Heiligen wieder einzuführen. Obgleich nun diese Tendenz von den Traktaten und von Pusey in dem angeführten Briefe an den Bischof von Oxford entschieden in Abrede gestellt wird, so ist doch gewiß und von der Quarterly Review auf Grund der Traktate mißbilligend zugestanden, daß nicht nur die Restitution der Kirchengebete für die Verstorbenen, sondern sogar die Auswahl bestimmter Individuen, z. B. des Bischof Ken, um ihr Andenken als das von Kirchenheiligen zu feiern, gutgeheißen und empfohlen wird. — Diese Schule erstrebt daher nach allem bisher Entwickelten, eine Wiederherstellung des älteren, reineren Katholicismus etwa der ersten fünf Jahrhunderte der christlichen Kirche, und indem sie die Lehren und Gebräuche dieser Kirche um der allgemeinen kirchlichen Übereinstimmung willen, mit der sie sich geltend gemacht hatten, für an sich bindend und göttlich anerkennt, weiß sie sich angeblich als die Vertreterin des ächten Katholicismus im Gegensatz sowohl des von ihr sogenannten Ultraprotestantismus, der die wesentlichen Lehren der ersten fünf Jahrhunderte nur wegen ihrer Übereinstimmung mit dem Worte Gottes mit freier Zustimmung recipirte und deshalb (was wenigstens das Princip der Lutherischen Kirche war) die älteren Gebräuche ohne ihre absolute Nothwendigkeit anzuerkennen, doch so weit sie mit jenen unverfälschten Schriftlehren verträglich waren, willig beibehielt, — als auch im Gegensatz zum Römischen Papismus, der jene Tradition mannichfach entstellte und die Lehre von der Infallibilität und absoluten Autorität des Papstes und der Römischen Kirche hinzugehan hat. „Den Menschen einen höheren Begriff von dem vorhandenen Systeme beizubringen,“ sagt Herr Reble, „indem man seine Gütlichkeit in vielen Punkten erweist, in welchen sie es jetzt ungewisser Weise für menschlich halten — dies und nicht die Einführung einer bloßen neuen oder alten Theorie ist der unmittelbare Zweck derer, welche von Zeit zu Zeit sehr ernstlich auf ein ehrfurchtsvolles Studium des christlichen Alterthums gedrungen haben.“ „Dies ist der wahre Unterschied,“ sagt Herr Newman, „zwischen unserer Kirche und z. B. der Lutherischen, daß sie Lutheraner sind, aber wir sind nicht Traumeriten noch Jewelliten, sondern katholische Glieder (catholics — members) nicht einer Sekte oder Partei, sondern der Katholischen und Apostoli-

* Allerdings schon, diese Schule eine achtungswerthe, patristische Gelehrsamkeit aus, so wie sie sich durch neue Abdrücke und Übersetzungen vieler Kirchenörter verdient gemacht haben.

schen Kirche. Und weil der Name Luther's das Ansehen bekam, so wurden seine Dogmen zu Glaubensregeln für seine Anhänger gemacht, seine Ausdrücke wurden aufgezeichnet, beinahe wurden sogar seine Worte auswendig gelernt. Er war eigentlich der Meister seiner Schule. Wo hat die Englische Kirche irgend ein solches Haupt? Wen erkennt sie an, als Christus und seine Apostel, und welches Zeugniß für sie läßt sie gelten, als die Über einstimmung der Väter. Was für einen Titel hat sie, als wie ein alter Vater spricht: „Christlich als ihren Namen und Katholisch als ihren Zunamen?“ Wenn es irgend etwas gibt, was uns zu einer Partei macht, so besteht dies darin, wenn wir die Namen von Menschen als unsere Lösung und unser Abgehen aufrichten.“ — „Niemand kann mich mit Recht tadeln, daß ich meine geistliche Mutter ehre, die Kirche von England, in deren Schoße ich empfangen ward, an deren Brüsten ich genährt ward und an deren Busen ich zu sterben hoffe. Die Bienen lieben durch einen natürlichen Instinkt ihre Stöcke und die Vögel ihre Nester . . . In gleicher Weise unterwerfe ich mich selbst der Repräsentativ-Kirche, das ist, einem freien, allgemeinen, oder doch möglichst allgemeinen Concile, und bis dahin der Kirche Englands, in der ich getauft bin, oder einer nationalen Englischen Synode.“ — „Tausende von hungrigen Seelen in allen Ständen des Lebens umgeben uns, wir bieten ihnen nicht dar, was sie verlangen, das Bild eines wahrhaft christlichen Volkes, welches in jener apostolischen Ehrfurcht und Strenge lebt, die den Beweis mit sich führt, daß wir die Kirche Christi sind. Das ist der Weg, den Romanisten zu widersprechen und sie zurückzutreiben, nicht durch Lärm-schlagen und Gerüchte von Verschwörungen, und Disputationen und Angeberien — sondern indem wir den Glaubensbekenntnissen, den Gottesdiensten, den Vorschriften und Gebräuchen unserer eigenen Kirche gemäß leben, ohne Furcht vor Consequenzen, ohne Furcht, Papisten genannt zu werden.“ — Ihren Gegensatz gegen die Römisch-Katholische Kirche spricht endlich Newman in folgenden Worten aus: „Wenn wir uns verleiten lassen, den Versicherungen Roms Glauben zu schenken, und ihr entgegen zu kommen als einer Schwester- oder Mutter-Kirche, was sie der Theorie nach ist, so werden wir zu spät finden, daß wir in den Armen einer unbarmherzigen und unnatürlichen Verwandten sind, die nur über die Klünste triumphiren wird, die uns in ihr Reich verlockt haben. Nein! — laßt uns sicher seyn, daß sie unsere Feindin ist und uns beeinträchtigen wird, wenn sie kann. Indem wir in dieser Überzeugung reden und handeln, brauchen wir nicht die christliche Liebe gegen sie aufzugeben. Wir müssen mit ihr umgehen wie mit einem Freunde, der in Verwirrung gerathen ist, mit großer Betrübnis, mit zärtlichen Gedanken, mit thranenreichem Bedauern, mit einem gebrochenen Herzen, aber immer mit festem Auge und sicherer Hand. Denn in Wahrheit ist sie eine Kirche, die außer sich gerathen ist, sie hat einen Überschuß an edlen Gaben und rechtlichen Ansprüchen, aber sie ist unfähig, sie in gottfälliger Weise zu gebrauchen, listig, eigensinnig, hartnäckig, bösehaft, grausam, wie Wahnsinnige zu seyn pflegen. Oder vielmehr man kann sagen, sie gleicht einem Dämonischen; von Grundfäulen, Gedanken und Bestrebungen, die nicht ihr eigen sind, beseßten, ihrer äußerlichen Gestalt und ihren äußerlichen Vermögen nach das, wozu Gott sie machte, aber inwendig beherrscht von einem erbittlichen Geiste, der sie despotisch leitet, und mit Hinterlist und Erfolg ihre Gaben gebraucht. So ist sie nur dem Namen nach ihr eigenes Selbst; und bis Gott sich herabläßt, sie wiederherzustellen, müssen wir

sie behandeln, als ob sie der Böse wäre, der sie regiert . . . Im Romanismus sind einige Dinge absolut gut, einige nur besleckt und beschmutzt, einige verderbt und einige an sich selbst sündig; aber das System selbst, das so genannt wird, als ein Ganzes und deshalb alle Theile desselben, zwecken auf Verderben ab.“ Es ist demnach weniger das Princip, als der Geist der Römischen Kirche, der den Oxfordern tabelnwerth erscheint, und ihre Tendenz würde ziemlich nahe sich begegnen mit der der kirchlichen Reformationsversuche vor der Zeit der Reformation, wie sie auch nach derselben an dem Satze einen ihnen in manchen Punkten befreundeten Geistesverwandten haben. Obgleich sie nun das System der Englischen Episkopal-Kirche, nach den Ansichten der hochkirchlichen Partei gedeutet, für die rechte Mitte zwischen den Extremen des Ultraprotestantismus und des Romanismus erklären, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie dem letzteren ein gut Theil näher stehen als dem ersteren, und daß sie auf einem Wege wandeln, dessen eigentlicher Ziel und nur vermeintlicher Ausgangspunkt leicht wieder Rom seyn könnte. Dazu fürchten wir die größere Consequenz und Maßlosigkeit, welche die Schüler vor den Lehrern auszuzeichnen pflegt und daß, wo das Princip obsta vernachlässigt wird, auch für die sich entwickelnden Folgen keine Bürgschaft mehr vorhanden ist. Diese Folgen scheinen nun auch nicht auszubleiben. Besonderes Ärgerniß erregte das Werk „Froude's Nachlaß“ betitelt. Die Quarterly Review kann nicht umhin, zu gestehen, daß es ihr befremdlich und beklagenswerth erscheine, daß die Oxforder Theologen ein solches Werk unter der Sanction ihres Namens veröffentlicht haben. Es enthält eine fragmentarische Skizze der Meinungen und des Charakters eines theuren Freundes, dessen Ansichten in der Hauptsache mit den ihrigen zusammenstimmen, und welcher jung starb, indem er unvollendete Papiere zurückließ, welche, wie es scheint mit der Einwilligung seiner Verwandten, zwei der Hauptmitarbeiter an den Traktaten zu ordnen und herauszugeben unternahmen. „Sie können sich demnach nicht beklagen,“ sagt unsere Quelle, „wenn man, besonders nach ihrer Vorrede, voraussetzt, daß das Buch den Zweck habe, entweder Meinungen darzulegen, denen sie selbst Eingang zu verschaffen wünschen, oder einen Charakter zur Nachahmung hinzustellen. Sonst ist die Veröffentlichung unerklärlich.“ Dieses Werk spricht nun von „widrigem Protestantismus,“ will die Englische Liturgie ohne Weiteres durch die Römische des heiligen Petrus ersetzt wissen, neigt sich ganz offen zur Kirche Roms hin, verläugnet die sonstige Anhänglichkeit dieser Partei an die Kirche Englands, was allerdings auch in der Vorrede mißbilligend bemerkt wird, beruhigt sich nicht bei der sonst in dieser Schule häufigen nicht ungegründeten Klage über Gleichgültigkeit oder Annäherung des Staates gegen die Kirche, sondern stellt die Trennung von Kirche und Staat als ein anzustrebendes Ideal hin, spricht einen entschiedenen Haß gegen die Englische Reformation und die Englischen Reformatoren aus und was dergleichen bedenkliche und verwerfliche Äußerungen mehr sind.

Daß die Ansichten dieser Schule eine volle und treue Entwicklung des Systemes der Englischen Kirche enthalten, darin mag der Artikel in der Quarterly Review nicht Unrecht haben, obgleich ein System auf die äußerste Spitze getrieben, immer schon den Keim des Abfalls von demselben in sich trägt: daß aber kein System eine sicherere Schutzwehr und ein wirksameres Gegengift gegen den Papismus enthalte, als das der Englischen Hochkirche, müssen wir entschieden in Abrede stellen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 15. Februar.

N^o 14.

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington etc. etc.“

(Fortsetzung.)

Bald nachdem Johann Wesley den großen Schritt von der Finsterniß zum Lichte gethan hatte, kam auch sein Bruder Karl, der, zu Anfang besonders, ihm ein mächtiger Gehülfe wurde, und bald darauf der gewaltige Prediger des Evangeliums, der von diesen damals zum Heile Englands erweckten Männern die größten Predigtgaben besaß, Georg Whitefield, zu derselben Gnade. Whitefield war der Sohn eines Weinhändlers, nachher Gastwirths in Gloucester, er verlor seinen Vater schon früh, und wurde durch seine bedrängte Lage, so sehr ihn seine Neigung zum Studiren trieb, immer wieder in das von seiner Mutter fortgeführte Geschäft des Vaters hineingezogen. Als er schon auf der Schule bis zum Lesen der Klassiker gekommen war, mußte er nach Hause und als Kellner eine Zeitlang helfen. Dabei machte er indeß immerfort Predigten, und eine davon widmete er seinem älteren Bruder, der in Bristol wohnte; von einem Besuche bei demselben kehrte er dann mit dem festen Entschluß zurück, dennoch zu studiren. Seine Jugendgenossen verführten ihn zu fleischlichen Sünden, die ihn in die größte Gefahr brachten; doch zu rechter Zeit entriß er sich diesen Schlingen, und wurde mit tiefem Abscheu dagegen erfüllt. Noch ehe er, achtzehn Jahr alt, die Universität Oxford bezog, empfing er die ersten lebhafteren Eindrücke des Christenthums auf sein Herz; doch als er zu Oxford angekommen war, wo er als Servitor (ärmerer Student, der durch Bedienung sich etwas erwirbt) eintrat, drohte anfangs seinem sanguinischen, offenen, gutmüthigen Wesen neue Gefahr der Verführung. Nun erwachten aber die Züge der Gnade, die er früher schon erfahren hatte, in ihrer ganzen Stärke; er riß sich von jenem Umgang los, obwohl er im Winter in seinem ungeheizten Zimmer fast vor Kälte erstarrete. Sein Fleiß, sein ernstes, energisches Benehmen zogen die Aufmerksamkeit der kleinen Gesellschaft auf ihn, welche damals um die Brüder Wesley sich gebildet hatte. Whitefield hatte schon lange von ihnen gehört und sie beobachtet, aber sein großes Mißtrauen gegen sich selbst und der Druck seiner untergeordneten Stellung hielt ihn zurück. Da fügte es sich, daß ein armer Mann einen Versuch zum Selbstmord machte, und Whitefield dringend wünschte, er möchte Zuspruch finden; er ließ Karl Wesley auffordern, ihn zu besuchen, indem er der Botin untersagte, seinen Namen zu nennen. Karl Wesley

erfuhr ihn aber dennoch, und bald ward er nun ein Mitglied der kleinen Gesellschaft, der man damals schon den Namen der Methodisten gegeben hatte. Mythische Lektüre führte ihn damals auf den Weg der Selbstpeinigung, worin er so weit ging, daß sein Körper den ihm aufgelegten Entbehungen fast erlag. Er selbst sagte nachher davon: „Wenn ich niederkniete, fühlte ich große Schmerzen an Seele und Leib, und oft hab' ich unter ihrer Last gebetet, bis der Schweiß mich überströmte. Gott allein weiß es, wie viele Nächte ich seufzend auf meinem Bette gelegen habe. Ganze Tage und Nächte brachte ich niedergestreckt auf den Boden in stillem und lautem Gebete zu.“ Er verfiel in eine ernstliche Krankheit, die ärztliche Behandlung nothwendig machte. Doch diese Krankheit war der Wendepunkt in seinem inneren Leben. „Obwohl mein Krankheitsanfall sechs bis sieben Wochen dauerte, hoffe ich Ursache zu haben, durch alle Ewigkeiten hindurch Gott dafür zu danken. Ungefähr am Ende der siebenten Woche, nachdem ich unzählige Anläufe des Satans erduldet hatte, und mehrere Monat hindurch unaussprechliche Anfechtungen in dem Geiste der Knechtschaft, gesiel es endlich Gott, die schwere Last mir abzunehmen, er gab mir Kraft, seinen lieben Sohn in lebendigem Glauben zu ergreifen, und mir den Geist der Kindschaft zu schenken, durch den er, wie ich demüthig hoffe, auf den Tag der ewigen Versöhnung mich versiegelt hat. O mit welcher Freude, welcher unaussprechlichen und herrlichen Freude wurde meine Seele erfüllt, als die Last der Sünde abfiel, und ein bleibendes Gefühl der vergebenden Liebe Gottes und eine volle Zuversicht des Glaubens in mein trostloses Herz sich ergoß! Das war wahrlich der Tag meiner Verlobung, ein Tag ewigen Gedächtnisses! Anfangs war meine Freude wie ein Bergstrom im Frühling, der sich weit über seine Ufer ergießt; ich mochte gehen, wo ich wollte, ich konnte es nicht lassen, fast laut Psalmen zu singen. Später wurde sie ruhiger, und, Gott sey Dank, mit Ausnahme weniger Unterbrechungen, hat sie in meiner Seele Wohnung gemacht, und immer noch zugenommen.“ Bald nachher zog er sich, 21 Jahr alt, nach seiner Vaterstadt Gloucester zurück, wo er sich jugendlichen Umgang suchte, und Viele auf das lebendige Christenthum aufmerksam machte, er besuchte täglich das Gefängniß, und las und betete mit einigen armen Leuten. Diese seine Thätigkeit zog die Aufmerksamkeit des Bischofs Dr. Benson auf sich, und er bot ihm, seiner Jugend ungeachtet, an, ihn zu ordiniren. Mit großem Ernste bereitete er sich darauf vor; den Abend vorher brachte er zwei Stunden im Gebete für sich und die anderen Ordinandien zu. Am 20. Juni 1736 wurde die heilige Handlung an ihm vollzogen. „Ich hoffe,“ sagt er davon, „daß ich jede Frage aus dem Grunde meines Herzens beantwortete, und bat herzlich, daß Gott sein Amen dazu sprechen möchte; und als der Bischof die Hände auf mein Haupt legte,

da opferte ich, wenn mein sündiges Herz mich nicht betrügt, Geist, Seele und Leib dem Dienste in Gottes Heiligkeit. Laß nun kommen, was da will, Leben oder Tod, Hohes oder Tiefes, ich will von nun an leben als einer, der heut vor Menschen und Engeln das heilige Sakrament nahm auf das Bekenntniß, „daß er innerlich getrieben worden sey vom heiligen Geist, diesen Dienst in der Gemeinde anzunehmen.“ „Himmel und Erde rufe ich zu Zeugen, daß, als der Bischof die Hände auf mich legte, ich mich hingab ein Zeuge Dessen zu seyn, der für mich am Kreuze gehangen hat. Ihm ist mein ganzes zukünftiges Leben bekannt; ich habe mich blindlings, und, wie ich hoffe, ohne Rückhalt seinen allmächtigen Händen übergeben.“ Und diese Gesinnungen, welche er in seiner Ordinationsstunde hatte, sind von keiner Zeit oder Handlung seines Lebens Lügen gestraft worden.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Hamburg.) Die kirchlichen Wirren dauern fort, haben aber wieder einen Abschnitt durchgemacht. Nach Ablauf desselben ruht zwar feit einigen Tagen der offene Kampf, allein es trägt Alles den Anschein, als wollten sich die so lange aufgeregten und gespannten Gemüther nur einstweilen ein wenig sammeln und erholen.

Es liegt schon in der letzten Nachricht über die Vorfälle angedeutet, daß sich der Kampf spalten werde, indem das Ministerium, noch ehe es die Schleiden-Grapengiesersche Sache erledigt hatte, gegen den Verfasser der offenen Bedenken über die Altsche und Schmaltsche Predigt einzuschreiten geneigt schien. Der Schein hat nicht getrogen, sondern es ist wirklich so gekommen.

Durch diesen Schritt des Ministeriums ist die Lage der Dinge eine andere geworden, denn bisher hatte das Ministerium nur gezwungen an dem Streite Theil genommen; durch diesen Schritt aber hat es, ohne alle Nothigung, freiwillig in denselben eingzugreifen angefangen.

Gegen Ende Octobers v. J. ertheilte das Ministerium seine Antworten auf die bei demselben eingegangenen Vorstellungen, Anträge und Anfragen. Die funfzig oder genauer drei und funfzig Gemeindeglieder, von denen das Ministerium ersucht war, zweckmäßige Maßregeln gegen die Candidaten Schleiden und Grapengieser zu ergreifen, erhielten zuerst Antwort, nicht aber eine schriftliche, wie man allgemein erwartet hatte, sondern nach ausdrücklichem Beschlusse des Ministeriums, eine mündliche. Es läßt sich denken, daß dieses Verfahren großen Unwillen erregte, indem Viele darin eine Mißachtung erkennen wollten, für die sie keinen Grund auffinden konnten, während Andere sich durch die Ansicht trösteten, daß eine schriftliche Antwort darum verweigert werde, weil zu befürchten stehe, daß auf Grund dieser eine Eingabe an die eigentlichen Kirchenbehörden, Senat und Collegium der Sechziger, erfolgen möge, und das Ministerium diese zu verhindern wünsche. Die beiden Abgeordneten der Drei und funfzig, denen der Bescheid des Ministeriums durch den Senior eröffnet wurde, äußerten, wie räthselhaft sie es fanden, daß ihnen nur mündliche Antwort zu Theil werde, konnten jedoch keine Erklärung darüber bekommen und mußten sich daher damit begnügen, daß sie die ihnen gemachte Mittheilung sogleich concipirten und dem Senior vorlasen, ob sie sie richtig aufgefaßt hätten. Auf diese Weise kam der Bescheid authentisch an die Betheiligten, die sich an demselben aber nicht genügen lassen mochten, denn er lautete dahin, daß die Candidaten Schl. und Gr. für die Zukunft sich verpflichtet

hätten, sich nach ihrer gewissenhaftesten Überzeugung an Bibel und Ratchismus zu halten.

Es ist schon an und für sich begreiflich, warum die Beschwerde früher gegen die beiden Candidaten durch diesen Bescheid wenig befriedigt seyn konnten, da eine solche Verpflichtung den weitesten Spielraum gibt und nicht mehr das Wort Gottes, sondern die gewissenhafteste Überzeugung zur Richtschnur für das Lehren in der Kirche macht; die gewissenhafteste Überzeugung aber ein so schwankender Begriff ist, daß nach demselben auch Juden und Muhamedaner christliche Lehrer werden können, und kaum zu ersehen ist, wer unter allen Menschenkindern, weß Glaubens und Überzeugung er auch sey, unter dieser Bedingung nicht das Recht erlangen könne, in der christlichen Kirche zu lehren und zu predigen. Für den vorliegenden Fall kommt aber noch hinzu, daß namentlich der Cand. Gr. die größten Kästreden über das angestrichen hat, was evangelische Lehre ist. Eine Probe ist schon neulich mitgetheilt. Zur gerechten Würdigung der Sachlage ist es aber durchaus nothwendig, aus der Schrift dieses Mannes noch einige Bruchstücke mitzutheilen. So heißt es z. B. S. 119.: „Da eine jede Zeit von einem ungewöhnlichen menschlichen Geiste ungewöhnliche Thaten erwartet, in welchen uns jener äußerlich erscheinen soll: so wird sie immer zugleich nothwendig in ihrer Auffassung an jenen Punkt anknüpfen. Deshalb ist es uns leicht verständlich, wie die Juden von ihren großen Propheten äußere Zeichen und Wunder forberten, und wie die Bildung der damaligen Zeit auch Jesum als einen Wundermann darstellen mußte. Die spätere Dogmatik aber erhielt einen neuen Grund der Consequenz, um diese Ansicht von Christus festzuhalten, da sie in seine Persönlichkeit das göttliche Wesen selbst hineinzutragen sich abmühte, wozu denn auch die wunderbare, unerklärliche Wirkungsweise Gottes gehörte. Über dieses Unterfangen der Dogmatik müssen wir weiter unten reden. Hier bemerke ich nur, daß ich unsere Zeit so frei von Uberglauben halte, und so vorgeschritten in der allgemeinen Bildung, daß der Dogmatiker lächerlich erscheinen muß, der für irgend eine erhabene sittliche Größe als Beweis Kunststücke und Wunderthaten hinstellt. Darüber sind wir Gottlob hinaus, an Zauberer und Segenmeister zu glauben; und wie wir sie nicht verehren, so verbrennen wir sie auch nicht, sondern belächeln sie nur, oder, wenn des Unwesens zu viel wird, stecken wir sie ein. Ein wahrer Schandfleck unserer Zeit ist es, wenn man noch heute über die sittliche Größe Jesu hinaus, Erhabeneres zu schildern und ihm einen Heiligkeitsschein zu geben meint, indem man ihn als Wundermann preiset!“ — Ferner S. 131.: „Immer bleibt des Moses Geschichte — nämlich vom Sündenfall — nur eine wahre und schöne Dichtung. Darin erst liegt die Verkehrtheit der Dogmatik, diese Dichtung als wirkliche Geschichte anzusehen und zu glauben, darin eine natürliche und bestimmte Erklärung der Entstehung der Sünde zu besitzen, endlich, darauf fußend, das Ganze als Lehre weiter auszubilden. Daraus gehen dann alberne Untersuchungen über die Art jenes Baumes hervor, wie die Behauptung, daß er ein Giftbaum gewesen sey, und mit Macht erheben sich dann Fragen, wie: cur Deus non impedit Adae lapsum? Sehr natürlich! Denn ist wirklich die Sünde durch den Genuß jener Frucht entstanden: so muß, so wahr wie die Sünde ein Gift ist, dieselbe giftig gewesen seyn, und wir hätten nur recht gründlich nachzuforschen über die Art jenes Giftes, über die Wirkungen desselben im Leibe Adam's und vor Allem darüber, wie aus dem materiellen Gift das geistige der Sünde entstanden seyn möge; schade, daß wir nicht noch den Leichnam Adam's haben!“ — Ferner S. 158.: „Ganz besonders widerspricht unserer wissenschaftlich klaren Erkenntniß alle abergläubische Vorstellung vom Abendmahl. Welch' eine unwürdige und gemeine Phantasie ist es, die sich vorzustellen im Stande ist, es werde uns durch eine materia terrestris eine res caelestis durch den Magen

in das Innere des Geistes befördert, gleich viel, mag man sich die Verbindung des Materiellen mit dem Geistigen, Himmlischen hyperphysisch oder physisch denken.“ An solche Kästereien schlossen sich schmähliche Verunglimpfungen der gläubigen Evangelischen. So heißt es S. 128.: „Ich hätte wohl Lust, aus gutmüthiger Gesinnung manche Albernheit der Dogmatiker auch dem Teufel, aber nicht dem listigen, sondern dem dummen, in die Schuhe zu schieben.“ S. 148.: „Unwürdig und unchristlich ist die Vorstellung von Gott als einem zürnenden Herrn, der den Tod eines Unschuldigen fordern mußte, um seine Rache an einem Schuldigen zu kühlen und wieder versöhnt zu werden; niedrig ist die Auffassung des Lebens Christi, weil er als ein todes Schlachtopfer in der Hand des blutfordernden Gottes erscheint. Im Streit gegen solche unwürdige und geistlose Ausgeburt der Phantasie müssen wir Strauß bestimmen.“ S. 158.: „Das Festhalten der Drithodogen an solchem traffen Aberglauben hindert das Emporkommen eines in sich wahren, frischen, religiösen Lebens“ u. s. w.

Es konnte den theilnehmenden Gemeindegliedern nicht entgehen, daß das Ministerium durch die Verfügung der neuen Verpflichtung das ihm verfassungsmäßig zustehende Gebiet überschritten habe, und es wurde daher beschloffen, sowohl bei dem Ministerium selbst einen nachdrücklichen Protest gegen dieses Verfahren einzureichen, als auch sich zugleich an die nächste ordentliche Kirchenbehörde mit einer Beschwerde darüber und mit der Bitte zu wenden, gegen die beiden Candidaten einzuschreiten. Der Protest und die Beschwerdeschrift wurden einige Tage zur allgemeinen Unterzeichnung ausgelegt und gingen dann mit ungefähr 175 Unterschriften theils an das Ministerium, theils an den Senat ab. Wie unangenehm auch dem Ministerium dieser Protest seyn mag, der in sehr männlicher Sprache abgefaßt ist, so hat es doch nicht umhin gekonnt, ihn anzunehmen. Der Senat hat sehr rasch auf die Beschwerdeschrift geantwortet und zwar dahin, daß er es nicht für zweckmäßig erachte, in die Sache zu dieser Zeit einzugehen, obwohl die Supplikanten im Rechte wären; auch eine Untersuchung über das Verfahren des Ministeriums erachte er nicht an der Zeit. Die Unterzeichneten haben sich in Folge dessen bewogen gefühlt, dem Senate zu erkennen zu geben, daß sie diesen Bescheid dahin verstanden, daß die Kirchenverfassung gewahrt werden solle, daß aber sie sich, wenn sie sich auch vorläufig enthielten, sogleich weiter zu gehen, doch alle ihnen nöthig erscheinenden Schritte vorbehielten.

Es wird von Vielen dafür gehalten, daß die Supplikanten sogleich an die Sechziger, und wenn sie auch hier kein Gehör gefunden haben würden, an die Öffentlichkeit hätten appelliren sollen. Allein man muß bedenken, daß das Vertreten kirchlicher Interessen etwas ganz Neues in Hamburg ist, wo die Freunde der Kirche ihren praktischen Sinn bisher zwar wohl in Stiftung von Vereinen und Instituten zur sinnigen Förderung des Reiches Christi gezeigt haben, aber jetzt zum ersten Male für die Kirche auftreten. Sie können sich leicht der Besorgniß hingeben, unzeitige Schritte zu thun, sind ängstlich und können auf dem Terrain, das sie betreten haben, noch nicht recht sicheren Fuß fassen und mit sicherem Blick Alles überschauen, daher ist das langsame, besonnene Verfahren vielen Andern eine erfreuliche Erscheinung, die es in Aussicht stellt, daß die ferneren Schritte, mit gehöriger Umsicht vorgenommen, auch desto entschiedener und von dem gehörigen Nachdruck begleitet seyn werden.

Die Einführung der neuen Verpflichtung der beiden Candidaten ist auch im Ministerium selbst nicht einstimmig beliebt worden, sondern vier Mitglieder haben, wie man hört, protestirt, und zwei derselben, Dr. Strauß und Pastor Rautenberg, haben sich bald nach den Gemeindegliedern ebenfalls an den Senat mit ernstlicher Beschwerdeführung und dringenden Vorstellungen gewendet, daß der Beschluß des

Ministeriums in Hinsicht auf die Verpflichtung der beiden Candidaten für null und nichtig erklärt werden möge. Die Antwort auf diese Eingabe ist erst nach längerem Zwischenraume erfolgt, aber gleichfalls abschlägig ausgefallen.

Um dieselbe Zeit, wo die Laien Antwort erhielten, bekamen auch die sechs Candidaten, die das Ministerium um die Ausschließung des Cand. Schl. angegangen waren, ihren Bescheid, der dahin lautete, daß das Ministerium das Ersuchen ihrer Stellung nicht angemessen erachte und sich auch durch die in der Petition enthaltenen Bemerkungen nicht habe bewegen fühlen können, die vorgetragene Bitte zu berücksichtigen. Es war anfangs verlautet und vielleicht von Manchem absichtlich verbreitet, daß die Sechs einen Verweis bekommen würden, allein auf die Bemerkungen, die ihre beiden Vertreter dem Senior, der ihnen diesen Bescheid ebenfalls mündlich ertheilte, darüber gemacht haben, ist ihnen ausdrücklich geantwortet, daß hier von einem Verweise die Rede nicht seyn könne. In Folge dieses Bescheides haben die Sechs drucken lassen: „Öffentliche Erklärung von sechs Candidaten C. H. E. Ministeriums in Veranlassung der von den Herren Candidaten Schleiden Dr. und Grapengießer Dr. herausgegebenen Schriften. Hamburg 1839. Tramburg's Erben.“ In dieser Erklärung, die von ihnen — Brauer, Illiger, Köster, Wichern, Stöter, Raabe — namentlich unterzeichnet ist, geben sie anfangs die Stellen der Schleiden'schen Schrift, die sie zu dem von ihnen gethanen Schritte bewogen haben — die Grapengießer'sche war zur Zeit der Eingabe noch nicht erschienen, — erzählen dann, was und warum sie es gethan, wie es ihnen ergangen sey, und schließen mit folgender Erklärung: „In Erwägung dieser Umstände, und da uns kein anderer Weg als der der Öffentlichkeit übrig bleibt, um uns von allem wirklichen oder möglichen Verdachte der Unwahrheit und Unlauterkeit in Bezug auf unser evangelisches Bekenntniß vor der evangelischen Gemeinde zu reinigen, und um nicht durch Schweigen der Meinung Raum zu geben, als seyen wir der Willkühr in Beziehung auf die Lehre unserer Kirche und überhaupt in Beziehung auf die Verkündigung des Evangelii geneigt oder doch dagegen gleichgültig, erklären wir hiemit freiwillig nach unserer Freiheit: Wir wollen auf keine Weise als Solche angesehen seyn, die mit dem Bekenntniß der Herren Candidaten Schleiden und Grapengießer oder irgend sonst einem ihm ähnlichen, unchristlichen oder widerchristlichen Bekenntniß eine Gemeinschaft haben.“ Dann folgt ein entschiedenes Glaubensbekenntniß und nach diesem heißt es: „Wir haben diesen Schritt nach reiflicher Überlegung gethan, und zwar nicht um Ärgeriß anzurichten, sondern um unserntheils nicht zu fernem Ärgeriß Anlaß zu geben. Wir unterschreiben uns deswegen hiemit namentlich und öffentlich, unbekümmert um das Urtheil derer, denen wir darin nicht gefallen, aber zugleich in zuversichtlicher Hoffnung, daß der Herr die, die da glauben an die Wahrheit des Evangelii sammt uns, in diesem Glauben stärken und erhalten wolle, damit auch ferner zu Allen, die an seinen Namen glauben, sein Reich komme, welches da besteht in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist.“ —

Ehe diese Erklärung veröffentlicht ist, ist sie den übrigen gutgesinnten Candidaten vorgelegt und dabei der Vorschlag gemacht, sich unter einer Formel anzuschließen, allein diese haben sich nicht dazu verstehen können.

Candidat Brauer, der früher, gleich nach dem ersten Beschlusse des Ministeriums, die Sache auf sich beruhen zu lassen, in einer schriftlichen Eingabe dasselbe ersucht hatte, ihn darüber aufzuklären, wie weit oder eng die ihm als Candidaten abgenommene Verpflichtung auf die symbolischen Bücher zu verstehen sey, sollte um dieselbe Zeit vor einer Commission seinen Bescheid in Empfang nehmen. Er hat aber gegen die mündliche Mittheilung Vorstellungen gemacht und um schriftliche

Ausfertigung gebeten. Diese ist ihm auch zugesagt, allein er ist noch nicht aufgefordert worden, sie in Empfang zu nehmen. Das Gerücht sprach auch allgemein von einem Verweise für die Anfrage; allein er hat von der Commission die Versicherung empfangen, daß ihm bloß ein Bescheid erteilt werde.

Kurz nach Ertheilung der Antworten von Seiten des Ministeriums erschien im Druck: „Protest in Veranlassung der neuesten kirchlichen Ereignisse in Hamburg. Von M. F. Sudtwaller, Dr. beider Rechte und Senator daselbst. Hamburg, bei Perthes-Besser u. Mauke, 1839,“ mit dem Motto: „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben!“ — Gleich im Vorworte sagt der Verfasser: „Die Sachen sind auf eine Spitze gekommen, daß ich es nicht länger vor Gott verantworten kann, zu schweigen. Das Vertuschen hilft nichts, die Gemüther werden nur mehr erbittert, und der Schaden greift heimlich um sich. Nur das helle Sonnenlicht der Öffentlichkeit kann eine Sache fördern wie diese, wo es sich um Dinge handelt, die für den Bettler und den Millionär gleich wichtig sind.“ Nach kurzer Erwähnung, wie die Ereignisse sich entsponnen haben, werden zu Anfang der Schrift selbst Mittheilungen aus der Schleiden'schen Broschüre und dem Grapengießer'schen Buch gemacht. Diese füllen sechzehn Seiten. Aber „eine so ausführliche Zusammenstellung schien unerlässlich, sowohl um den Verfassern nicht Unrecht zu thun, und um dem Vorwurf zu entgehen, es seyen nur die stärksten Stellen aus dem Zusammenhange gerissen worden, als auch, um Jedermann ohne Mühe und weitläufiges Umschlagen in anderen Schriften zur Beurtheilung dessen, worauf es ankommt, in den Stand zu setzen.“ Aber diese Zusammenstellung liest, begreift leicht, wie wahr der Verf. sagt: „Die Indignation war allgemein, selbst bei solchen, die sich durch Grapengießer's Invektiven nicht entfernt getroffen fühlten. Mit frecher, schonungsloser Hand war das allen Besonnenen wenigstens noch traditionell als Heiligthum geltende Gebäude unseres gemeinsamen Glaubensbekenntnisses niedergestürzt.“ — „Schon wegen der zahllosen, fast an's Unglaubliche gränzenden Schwärmungen und Befindungen aller Anhänger des evangelisch-lutherischen Lehrbegriffs, ja aller Offenbarungsgläubigen, gehörte insbesondere für diese eine Selbstverklünnung dazu, die Grapengießer'sche Abhandlung milde zu beurtheilen, die nur nach harten Kämpfen zu erlangen war.“ — „Jedermann fragte sich, ob irgendwo und zu irgend einer Zeit etwas Ähnliches an's Tageslicht gekommen sey, und als diese Frage selbst von Litteraten verneint ward, richtete sich um so mehr die allgemeine Erwartung auf Ein Hochehrwürdiges Ministerium.“ Der Verf. weist auf die Verpflichtung der Candidaten hin, ihre Vorträge nach der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern unserer Kirche einzurichten, und nie etwas zu lehren, was denselben widerspricht und fährt fort: „Dun lagen hier zwar eigentliche Vorträge oder Lehren nicht vor; doch ließ sich nicht verkennen, daß wenn es freistehende, neben noch so sehr den angeblich „„einmal unter dem Volke verbreiteten Vorstellungen““ angepaßten Lehrvorträge solche Schriften in die Welt zu schicken, nur ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten getrieben werde. Auch war man um so mehr berechtigt, zu erwarten, daß Ein Hochehrwürdiges Ministerium einschreiten werde, da jedes einzelne Mitglied desselben bei seiner Ordination in öffentlicher Kirche vor dem Altar an Eides Statt folgende Verpflichtung geloben muß.“ — Hier folgt der bereits früher mitgetheilte Amseib. — „Aber es gelangte nichts zur Kenntniß der Christlichen, als daß zwei Mitglieder — die früher Schleiden angeklagt hatten — ihren Antrag auch auf den Cand. Grapengießer erstreckt hätten.“ Nachdem das erste Zusammentreten von Laien zur Einreichung einer Vorstellung an das Ministerium berichtet und dieses

Ereigniß als ein wichtiges nachgewiesen ist, dessen Erheblichkeit nicht nach seinen nächsten Folgen gewürdigt werden darf, heißt es darüber, daß das Ministerium seine Antwort bloß mündlich erteilt und nichts in der öffentlichen Sache öffentlich gethan hat: „Ist es nicht traurig, daß die christliche Gemeinde nichts über so wichtige Angelegenheiten erfährt, als durch Tradition? Das öffentliche Uirgerniß liegt vor; was dagegen geschieht, soll im Geheimen abgemacht werden!“ Es kommt hierauf das Verfahren der Doktoren Alt und Schmalz zur Sprache: „Wenige Wochen, nachdem die Supplik dem Ministerium überreicht worden war, ließen zwei Hamburgische Hauptpastoren, A. und Schm., den Cand. Grapengießer für sich predigen. — Wüßten jene beiden Herren, welche Gefühle sie bei den sogenannten Mitgläubigen in Hamburg dadurch hervorgerufen haben, daß sie nicht mindestens mit dieser ihrer Identifizierung mit jenem Manne warteten, bis das Ministerium entschieden hatte, ich traue ihnen zu, sie hätten es nicht gethan. Das Uirgerniß war fast größer als das erste über die Schrift des Mannes selbst. Werden wir denn schon als die Ausgestoßenen betrachtet, an denen man jeglichen Muthwillen üben, die man mit Füßen treten kann? Wo bleibt da der Ausspruch Christi: „„Wer da ärgert dieser Geringsen einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mülhstein an seinen Hals gehängt würde, und er eräuft würde im Meer, da es am tiefsten ist?““ — Es ist fast unmöglich, hier nicht auf absichtliche Verhöhnung zu schließen, zumal wenn man die am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis (den 22. September) von jenen beiden Männern gleichzeitig gehaltenen und durch den Druck veröffentlichten Predigten damit zusammenhält. — Die Verhandlungen über den Antrag der beiden Mitglieder des Ministeriums gegen die Cand. Schleiden und Grapengießer, so wie über die Supplik, waren damals in vollem Gange. — Dieser Umstand ist wichtig, um das Verfahren der beiden Herren zu würdigen.

Nachdem die nöthigen Auszüge und Mittheilungen aus den beiden Predigten gegeben worden sind, heißt es weiter: „Wiewohl könnte ich hier schließen, die Folgerungen dem Leser überlassend und nur meinen Protest anhängend. Ich bin gewiß, es würde auch dann bei allen besonnenen Protestanten, die den Offenbarungsglauben noch nicht völlig aufgegeben haben, durch ganz Deutschland nur Ein Gefühl des Erstannens entstehen, nur Ein Schrei des Unwillens von der Nordsee bis zu den Alpen sich erheben. Bei der außerordentlichen Verwirrung der Begriffe aber, die noch über diese Angelegenheiten in einzelnen Gegenden herrscht und die geistlich unterhalten wird, weil sonst das Gebäude der Lüge in sich zusammenstürzen müßte, scheint es mir doch richtiger, meine Leser selbst darauf hinzuweisen und es kurz zusammenzufassen, was denn eigentlich von den „„Eulen, die unter den gegenwärtigen Streitigkeiten auf Frieden dringen,““ verlangt, behauptet, verfochten wird. Ich glaube es in folgende Sätze zusammenfassen zu können, die ich dann etwas näher beleuchten will. Wir sollen uns gefallen lassen: 1. Eine christliche Kirche ohne Glauben an eine übernatürliche göttliche Offenbarung; 2. ohne gemeinsames, ein für allemal ausgesprochenes Glaubensbekenntniß, mithin ohne Symbol, oder ohne Norm und Regulativ für die Lehre in dieser Kirche; 3. statt dessen als endlichen, höchsten Glaubensrichter „„die Wissenschaft;““ 4. mit Abhängigkeit der Laien in Glaubenssachen von den Gelehrten, namentlich den Geistlichen; 5. aber auch letztere, die Religionslehrer, nicht als Lehrer, sondern als Schüler dastehend, und dies Alles 6. mitten in einer Kirche, die von dem Allen das grade Gegentheil lehrt, und ihre Diener auf diese grade entgegengesetzten Lehren eidlich verpflichtet.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 19. Februar.

N^o 15.

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntingdon etc. etc.“

(Fortsetzung.)

Mit diesem gewaltigen Feuer und Leben fing er bald an zu predigen. Manche Zuhörer spotteten; auf viele aber entstand ein tiefer Eindruck, und es kam eine Klage an den Bischof, daß funfzehn Personen verrückt geworden seyen. Der Bischof antwortete aber, er wünsche von Herzen, daß die Verrücktheit bis nächsten Sonntag noch nicht möchte aufgehört haben. Er predigte von da an oft mit gewaltiger Kraft zu Oxford, Gloster, Bristol und Bath. Von dieser Zeit sagt er: „Manchmal bekam auf meinen Spaziergängen meine Seele einen solchen Aufschwung, daß es mir war, als müßte sie den Leib verlassen. Könnten die Bäume sprechen, sie würden erzählen, was für süße Gemeinschaft ich und meine Brüder in ihrem Schatten genossen.“ In einer Nacht kam ein furchtbares Gewitter. „Ich hatte einigen Leuten die heilige Schrift ausgelegt, und da Mehrere sich vor dem Rückweg fürchteten, hielt ich's für meine Pflicht, sie zu begleiten, und sie aufzumuntern, sie möchten sich auf die Zukunft des Menschen Sohnes vorbereiten. Während einige Leute angstvoll aus den Betten sprangen, da sie die Blitze vom Aufgang bis zum Niedergang leuchten sahen, war ich mit einem armen Landmanne auf dem Rückwege zum Pfarrhause mitten auf dem Felde; wir beteten, dankten, frohlockten über unseren Gott, und sehnten uns nach der Zeit, wo Jesus in Feuerflammen vom Himmel sich offenbaren wird. O möchte meine Seele in eben solcher Stimmung seyn, wenn er wirklich mich rufen wird!“

Nachdem er mit beispiellosem Zulaufe in vielen großen Städten gewöhnlich fünf- bis sechsmal wöchentlich gepredigt und jedesmal den größten Eindruck hervorgebracht, ließ er von dem Gouverneur von Georgien, General Oglethorpe, sich bewegen, gleichfalls nach jener Kolonie hinzuziehen, und dort als Pfarrer und Missionar zu wirken; gegen Ende des Jahres 1737 schiffte er sich ein, als Johann Wesley eben schon im Begriffe stand, zurückzukehren. Von hier an begann nun erst recht eigentlich die große Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes, von der später noch Einiges mitgetheilt werden soll. Blicken wir auf seine bisherige Geschichte zurück, und vergleichen sie mit der seines Freundes Wesley: so finden wir nicht einen so allmählichen, eigenthümlichen Gang der Bekehrung, kein scharfes Hervortreten einer besonderen Lehre der Schrift, kein neues Licht, in welches

sie für ihn, und durch ihn für Andere gesetzt werden konnte, überhaupt nicht die Tiefe und die Spannungskraft des Geistes, wie bei Wesley. Indem er sich bewußt war, nicht das Geringsste, auch nicht durch ein klares, bestimmtes Suchen und Forschen zu seiner Bekehrung gewirkt zu haben, war ihm der Eindruck, daß sie ganz und gar das Werk der göttlichen Gnade sey, vor Allem gegenwärtig, und je mehr er darin der Form, in welche diese Lehre am meisten ihm zu passen schien, ohne originelle Tiefe folgte, ergriff er mit Feuer die Lehre der Prädestination in der Calvinischen Form. Auch sein ganzes folgendes Leben trägt die Spuren der Entstehung an sich. Eine neue, eigenthümliche Schöpfung ging nicht von ihm aus; obwohl noch jetzt in der „Verbindung der Gräfin von Huntingdon“ seine methodistische Partei fortdauert, ist theils die Zahl der Gesellschaften und Mitglieder bei weitem geringer, als die der Wesley'schen, theils zerließen sie mehr in die herrschende Kirche oder die Dissenters. Dagegen erlosch das Feuer in diesem Donnerkinde nicht sein ganzes Leben hindurch; wo er predigte, strömten Tausende hin, ihn zu hören; eine Bewegung herrschte unter seinen Zuhörern, wie wohl wenige in der Geschichte bekannt sind; und geliebt ist von seinem Wirken bis auf diesen Tag besonders das neue christliche Leben in der Kirche. Denn die Evangelical in derselben, welche in der Lehre wohl alle Calvinisten sind, und in der Praxis der freien Stellung und Thätigkeit Whitefield's zum Theil folgen, verdanken wenigstens großentheils ihm ihren Ursprung. Im Gegensatz gegen Wesley und seine Nachfolger blieb Whitefield und den Seinigen eine größere biblische Einfalt, eine Freiheit von den Auswüchsen, Ver Schrobenheiten und Sonderbarkeiten, welche Wesley bei seinen größeren Gaben und seinem Regierungstalente anklebten.

In derselben Zeit wurde noch ein bedeutendes Werkzeug des Herrn zur Erweckung der todten Christenheit in England, und zwar eine Frau, erweckt, Selina, Gräfin von Huntingdon. Sie stammte aus einem der ältesten Häuser Englands, der Familie Shirley, deren Haupt vom Könige Karl II. als Graf Ferrers 1677 unter die Zahl der Peers des Reiches aufgenommen ward; als die zweite Tochter des zweiten Grafen Ferrers wurde Lady Selina Shirley 1707 geboren. Schon in ihrer Jugend hatte sie eine ernste Geistesrichtung; besonders aber erfüllte sie der Anblick eines Leidenbegängnisses in ihrem neunten Jahre mit einer tiefen Sehnsucht nach der Ewigkeit; mit vielen Thränen bat sie Gott, er möge, ehe sie sterbe, von aller Furcht sie befreien, und ihr einen seligen Uebertritt schenken. Oft besuchte sie nachher dies Grab, und erneuerte den Eindruck und die Bitten jenes Tages. Als sie heranwuchs, und früh in die große Welt eintrat, behielt sie die Gewohnheit des stillen

Herzengebets im Kämmerlein treulich bei, und bat Gott oft, er möge, wenn sie heirathen sollte, in eine ernste Familie sie versetzen. Alterthümliche Würde und Sitte zeichnete damals das uralte, von den Plantagenet's abstammende Haus Hastings aus, dessen Haupt der Graf von Huntingdon war; und in ihrer Unerfahrenheit hielt Lady Selina diese äußere Anständigkeit für ächte Religiosität; so wurde sie 1728 Gräfin von Huntingdon. In ihrer Ehe zeigte sie, selbst bei Hofe und in der ersten Gesellschaft, immer einen Zug zu himmlischen Dingen, und liebte nie weltliche Zerstreuungen. Auf ihrem Landsitz Donnington-Park war sie in der Nachbarschaft unter dem Namen der Lady Bountiful bekannt. Aber sie war unbekannt mit dem Evangelium, und suchte mit Fasten, Beten und Almosen ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten; sie hatte hohe Begriffe von der Würde der menschlichen Natur, und suchte ihr ganzes Verhalten danach zu regeln. Streng rechtlich, wahrhaft bis in's Kleinste, pflichttreu als Gattin und Mutter, freigebig, vorsichtig, zuvorkommend, pünktlich im Gottesdienst — blieb sie dennoch entfremdet von dem Leben aus Gott. So lebte sie eine Reihe von Jahren, als die ersten Methodisten ihre mächtigen Predigten angingen, und die Kirchen ihre Zuhörer nicht mehr fassen konnten, und oft zwanzigtausend auf freiem Felde um sie sich versammelten. Die Schwestern der Gräfin, die Ladies Hastings, besuchten zuerst mit Neugier diese Predigten; darauf aber, selbst lebendig ergriffen, bekehrten sie sich von Herzen und schlossen sich dem Häuflein der treuen Nachfolger Christi an. Lady Margaret Hastings theilte ihrer Schwester die frohe Botschaft mit, die sie selbst vernommen hatte; besonders machte es auf die trübgesinnte, in ihrer Selbstgerechtigkeit unbefriedigte Lady Huntingdon einen tiefen Eindruck, als sie ihr eines Tages sagte: „Seit sie Jesum erkannt und an ihn geglaubt habe, und Leben und Seligkeit bei ihm gefunden, sey sie so glücklich gewesen, wie ein Engel.“ Das konnte sie ihr nicht nachsprechen, und sie fing nun auf's Neue an, in eigener Kraft zu kämpfen, obwohl sie die tiefe Verderbtheit auch ihrer besten Werke und Gefühle immer lebendiger erkannte. Eine schwere Krankheit brachte sie an die Pforten der Ewigkeit, und ihr Herz ward erfüllt von Todesfurcht. Da, als sie eines Tages zu sterben glaubte, bekamen die Ermahnungen ihrer Schwester zuerst rechtes Leben in ihrer Seele; sie entsagte jedem anderen Vertrauen und wandte sich allein zu dem Heiland um Vergebung, Leben und Seligkeit zu erlangen. Der Augenblick, wo ihrem inwendigen Menschen die Sonne der Gerechtigkeit aufging, war auch der Wendepunkt ihrer Krankheit. Sie ergab sich von nun an Dem, der für sie gestorben und auferstanden war, und durch ihr langes Leben hindurch wandelte sie würdig ihres göttlichen Berufs, wuchs in der Gnade, und zierte die Lehre Gottes ihres Heilandes in allen Dingen. Bald nach ihrer Genesung schickte sie zu den Brüdern Wesley, die damals in ihrer Nähe predigten; wünschte ihnen den Segen des Herrn und versicherte sie, daß sie fest entschlossen sey, Dem zu leben, der für sie gestorben sey. Ihre Veränderung fiel bald sehr auf, und der Graf, ihr Gemahl, ließ den Bischof Benson von Gloucester, der sein Erzieher gewesen war,

rufen, sie auf einen besseren Weg zurückzubringen; er, der damals auch gegen die Methodisten eingenommen war, suchte ihr dazuthun, wie unnöthig strenge und übertrieben ihre Lebensweise sey. Sie aber drängte ihn so mit Aussprüchen der Schrift und mit der Verantwortlichkeit seines eigenen heiligen Amtes, daß der Bischof schnell aufbrach und sein Bedauern aussprach, daß er jemals Georg Whitefield ordinirt habe, dem er die Veränderung der Gräfin zuschrieb. „Mylord,“ sagte sie ihm darauf, „denken Sie an meine Worte; wenn Sie einmal auf dem Sterbebett liegen, wird das eine der wenigen Ordinationen seyn, auf welche Sie mit Wohlgefallen zurücksehen werden.“ Und wirklich, als der Bischof, nicht lange darauf, dem Tode nahe kam, schickte er Whitefield zehn Guineen als ein Zeichen seiner Liebe und Verehrung, und bat ihn, er möge seiner in seinem Gebete gedenken.

Wir kehren nun zu Johann Wesley's Geschichte zurück, besonders um zu zeigen, wie seine eigenthümliche Lehre sowohl an sich, als in den beiden Gegensätzen, gegen die Brüdergemeinde und gegen die Calvinisten sich ausbildete. Der erste Gegensatz ist, wie uns scheint, noch niemals gründlich in's Auge gefaßt worden, denn was Spangenberg darüber in seinem Leben des Grafen Zinzendorf sagt, ist höchst ungenügend; eben so auch, was die Schriften der Methodisten darüber enthalten.

In dem auf seine Bekehrung folgenden Monate, Juni 1738, entschloß sich Joh. Wesley nach Deutschland zu reisen, „indem ich hoffte,“ sagt er, „daß der Umgang mit den heiligen Männern in Herrnhuth, welche selbst lebendige Zeugen sind der vollen Kraft des Glaubens, und doch die Schwachen zu tragen wissen, mit Gottes Hülfe ein Mittel werden möchte, meine Seele zu besessigen, daß ich von Glauben in Glauben, von Kraft in Kraft vordringen möge.“ Zu Marienborn (in der Wetterau) traf er den Grafen Zinzendorf. Auf dem Schloß Ronneburg wurde eine Gesprächsstunde für Auswärtige gehalten, wo auf die Frage eines Frankfurters: „Kann Jemand gerechtfertigt werden, ohne daß er es weiß?“ der Graf auseinanderlegte: „Die Rechtfertigung ist die Vergebung der Sünden; sobald Jemand seine Zuflucht zu Christo nimmt, wird er gerechtfertigt, und hat Frieden mit Gott, wenn auch nicht allezeit Freude; auch weiß er vielleicht, daß er gerechtfertigt ist, erst lange nachher; denn die Verficierung der Rechtfertigung ist von der Rechtfertigung selbst verschieden; Andere aber können es vielleicht wissen an seiner Herrschaft über die Sünde, an seinem Ernst, seiner brüderlichen Liebe, seinem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, was allein den Anfang eines geistlichen Lebens anzeigt. Rechtfertigung und Wiedergeburt ist ein und dasselbe. Wird ein Mann erweckt, so ist er gezeugt von Gott, und seine Angst, sein Schmerz, seine Empfindung des Jornes Gottes sind die Wehen der neuen Geburt.“ Wesley erinnerte sich dabei der Darstellung Peter Böhler's: „Hat Jemand lebendigen Glauben an Christum, so wird er gerechtfertigt; dies geschieht immer in einem Augenblick; und sogleich hat er auch Frieden mit Gott, und den kann er nicht haben, ohne es zu wissen. Ist er von Neuem geboren, so sündigt er nicht; und auch diese Freiheit von Sünde kann er

nicht haben, ohne daß er es weiß.“ — In Herrnhuth kam Wesley am 1. August an, und ein alter Bekannter, den er früher in Georgien gesehen, that Alles, ihm den Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen. Seine Hauptbeschäftigung, nächst der sorgfältigsten Erkundigung nach der Gemeinordnung und der ganzen Lebensweise, war, alle erfahreneren Männer aufs Genaueste nach der Geschichte ihrer Bekehrung und insbesondere der Erfahrung von der Vergebung der Sünden und den Folgen derselben zu fragen. Die Reden und Erzählungen derselben hat er größtentheils in seinem Tagebuche aufbewahrt. Niemand machte einen größeren Eindruck auf ihn, als der Mitgründer von Herrnhuth, Christian David. In einer seiner Reden an die Gemeinde sagte dieser: „Das ist Gottes Wort: „„Wer glaubet an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“““ Seht ihr denn nicht, daß der Grund, auf den unsere Rechtfertigung gebaut ist, nichts in uns ist? Gott und ein Gottloser haben nichts mit einander gemein; kein Band verbindet sie; sie sind gänzlich von einander geschieden. In dem Gottlosen ist nichts, was ihn mehr oder weniger mit Gott vereinigte. Oder wären es Werke, Rechtshaffenheit, Reue? Nein; er ist gottlos. Willst du also den rechten Grund legen, geh zu Christo mit all deiner Gottlosigkeit. Sag ihm: Du, der du Augen hast wie Feuerflammen, siehest, daß ich gottlos bin; auf weiser nichts in mir berufe ich mich; ich sage nicht, ich sey demüthig oder reuig; ich bin gottlos; so bringe mich denn zu dem, welcher die Gottlosen gerecht macht; laß dein Blut für mich sprechen; es ist nichts Gutes in mir.“ — Nach einem Aufenthalt von etwas über eine Woche trat er seine Rückreise an; er ruft dabei aus in seinem Tagebuche: „Ich mußte Abschied nehmen von diesem glücklichen Orte; o wann wird dies Christenthum die Erde bedecken, wie Wasser den Meeresgrund?“ —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Hamburg.) (Schluß.) Nach weiterer Beleuchtung dieser Punkte erfolgt dann zum Schlusse der Protest: „Dem vielfachen Unwesen, dessen Mäßigung Gegenstand dieser Zeilen war, wollen wir uns mit jedem erlaubten Mittel auf das Äußerste widersetzen. Ich thue es hiemit, indem ich für mich und meine Kinder förmlich und öffentlich dagegen protestire. Ich widersehe mich einer geistigen Unterdrückung und Anmaßung, die mich als Protestanten auf das Tiefste verletzt. Ich will mir und den Meinigen das Kleinod des lauterer und unverfälschten Evangeliums, wie dessen Inhalt in den Bekenntnisschriften unserer Kirche zusammengestellt ist, dessen Erringung unseren Vorfahren so viele Kämpfe gekostet hat, nicht nehmen lassen. Ich frage nicht, ob ich der Einzige bin, der diesen Protest erhebt, und würde es thun, wenn ich es auch wäre. In dieser Kirche will ich bleiben, bis sie auf gesetzlichem Wege — was ich für unmöglich halte — die hier angefochtenen Lehren sich aneignet. Das Wort sie sollen lassen stahn, und keinen Dank dazu haben!“

Der gerechte Unwille eines allgemein hochgeachteten Mannes, in so männlicher, offener und entschiedener Sprache laut geworden, konnte

seines Eindruckes nicht verfehlen. Als eine Folge dieses persönlichen, öffentlichen Protestes muß es angesehen werden, daß auch die Bürger bei dem Ministerium ihren Protest niederlegten; eine Folge desselben wird es auch — das ist wohl nicht zu bezweifeln — werden, daß dieselben öffentlich ihren Protest vor der Evangelischen Kirche ablegten, nachdem die Kirchenbehörde des Senats, wenn man es genauer erwägt, herbeigeführt hat, was Senator Hudtwalker für unmöglich hielt. Denn, wenn einerseits das Ministerium durch eine angemessene Gewalt, wider alle Verfassung, den Schritt that, für zwei Candidaten eine denselben beliebige Verpflichtung einzuführen, nach der sie bevollmächtigt werden zu schren, was ihnen ihr unreifer Geist eingibt, so hat doch andererseits die gesetzliche Behörde des Senats dieses Verfahren des Ministeriums gutgeheißen. Man fürchtet ein ähnliches Zugeständniß vom Collegium der Sechziger. Wird sich diese Furcht verwirklicht haben, so ist auf gesetzlichem Wege das Antichristenthum privilegiert. In diesem Augenblick hat die Gemüther eine tiefe Betrübnis ergriffen darüber, daß das Gesehene hat vorkommen können, während die Verfassung und das Gesetz die stärksten Garantien zu geben schienen, denn der Amtsleid der Mitglieder des Ministeriums, so wie der Senatoren, schien die sicherste Gewährleistung für Aufrechthaltung der Evangelisch-Lutherischen Kirche und Lehre zu bieten.

Es wird aber die Zeit kommen, wo die jetzt so natürliche Betrübnis verschwindet, wo der Unwille wieder die Oberhand bekommen und alle ihm gesetzlich zu Gebote stehenden Mittel ergreifen wird, sich die göttliche Wahrheit zu wahren, und dabei möchte es denn ernstlichst zur Sprache kommen, ob die bürgerlichen Behörden, denen nach der Verfassung das Kirchenregiment und die Sorge für Aufrechthaltung reiner Lehre anvertraut ist, das Recht haben, ohne Zustimmung der Gemeinde das Bekenntniß zu ändern.

Auch auf die Gegner hat der Protest des Senator Hudtwalker tiefen Eindruck gemacht, denn, wenn Cand. Grapengießer auch geschrieben hat: „Wider die Angriffe des Herrn Senator Dr. Hudtwalker. Hamburg, Tramburg's Erben, 1839,“ so haben doch die Hauptpersonen, nämlich das Ministerium und speciell die Pastoren Alt und Schmalz sich in keinerlei Weise dagegen geregt, sondern beschämt stille geschwiegen. Zu wünschen für sie wäre es noch gewesen, daß auch die Schrift: „Zur Verständigung über die neuesten kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg. Von einem benachbarten Prediger. Altona, Hammerich, 1839,“ mit dem Motto: „Dich geht es an, wenn deines Nachbarns Haus in Brand geräth,“ nicht erschienen wäre, denn mit dieser giftigen, gegen den Protest des Senator Hudtwalker gerichteten Schrift, die voller Entstellungen, Mangel an Urtheil und Sach- wie Refalktenntniß ist, ist den beiden Herren, denen durch dieselbe das Wort geredet werden soll, ein sehr schlechter Dienst geleistet, und es möchte in ihrem Interesse liegen, sie förmlich zu desavouiren, da es bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen kann, daß Viele den Verdacht äußern, die beiden Pastoren hätten sich hinter einen dritten gesteckt, der für sie die Waffe führen sollte. Was diesem nun schlecht gelungen ist, wird auf sie vielfach übertragen.

Der „Protest“ war in erster Auflage binnen Kurzem vergriffen und eine zweite ward nöthig. Dasselbe bezog sich mit der Grapengießer'schen Beantwortung. Diese sagt an sich nichts weiter, als daß der Verfasser nach einigen sehr insolenten Reden das Verlangen stellt, man solle bei ihm den Candidaten und den wissenschaftlichen Menschen unterscheiden, ein Verlangen, welches „der Bergeborfer Vöte,“ ein hier erscheinendes kirchliches, entschieden evangelisches Blatt, in das gehörige Licht gestellt hat, ohne Widerspruch zu erfahren. Allein diese kleine Schrift, so wie eine andere „Die Protestantische Kirche und

die symbolischen Bücher zunächst in Beziehung auf Hamburg. Von **P. Schleiden, Dr.** — Beantwortet durch ein Sendschreiben an Herrn **Pastor S. Wumssen.** Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1840“ — über die, so wie über die Litteratur und andere Folgen, die sich an sie schließen, das Weitere nachstehend — sind dadurch merkwürdig, daß in beiden die Verfasser sich zu ihren früheren Äußerungen und Ansichten bekennen, und dadurch dem Ministerium Trost bieten, nachdem sie von diesem verpflichtet sind, sich in Lehren und Predigen nach gewissenhaftester Überzeugung an Bibel und Katechismus zu halten. Es liegt durch diese Schriften klar am Tage, daß die beiden Candidaten ihre un- und widerchristlichen Ansichten nicht aufgegeben, sondern die neue Verpflichtung dahin verstanden haben, daß sie nach ihren Ansichten sich wenig oder gar nicht um Bibel und Katechismus zu kümmern hätten, obwohl ihnen ausdrücklich bedeutet ist, daß diese Verpflichtung nichts Anderes bedeuten solle, als eine nackte Verpflichtung auf Bibel und Katechismus. Bisher hat das Ministerium zu dieser verhöhrenden Auslegung ihres Beschlusses und der Verpflichtung still geschwiegen.

Einzelne Broschüren sind noch erschienen, darunter hervorzuheben ist: „Zur Beherzigung für diejenigen jungen Geistlichen, welche der Gemeinde ihr Gelübde abzulegen haben über das, was sie glauben, und über das, was sie lehren sollen. Hamburg, Tramburg's Erben, 1839,“ ursprünglich in den litterarischen und kritischen Blättern. Die gegnerische Seite ist wenig produktiv gewesen. Der „Theolog“ hat in seinem Genre einen „dritten Brief an einen Nichttheologen“ geschrieben (Hamburg, Niemeyer, 1839). Sonst sind von daher nur ältere Dinge aufgelegt, z. B.: Vom Christenthum und Antichristenthum, von Herder; Einige Worte über das Schwören auf die symbolischen Bücher aus dem „reinen Christenthum“ von Niem. Seit einigen Wochen vor Weihnachten haben die Flugschriften zu erscheinen aufgehört, statt ihrer ist „der Vergedorfer Votum“ in die Schranken getreten und bietet das Nöthige. Es wird aber nicht mehr lange so stille bleiben, sondern es verlautet, daß binnen Kurzem neue Broschüren erscheinen sollen, die auf den Gang der kirchlichen Dinge und zur Förderung der Erkenntniß über die Lage derselben von Einfluß seyn werden.

In Hinsicht auf die „offenen Bedenken“ des Cand. Brauer über die Altische und Schmaltsche Predigt am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis, hat das Ministerium gegen Ende October dem Verfasser derselben durch eine Commission die Mittheilung gemacht: er sey wegen größtlicher Verletzung der dem Ministerio im Ganzen wie in seinen einzelnen Mitgliedern schuldigen Reuerenz auf's Ernsteste und Nachdrücklichste zu admoniren und aufzufordern, daß er sich in Zukunft ähnlicher Schritte enthalte und dieses selbst in einem Reuerse erkläre, widrigenfalls das Ministerium sich gezwungen sehe, anderweitige Maßregeln zu treffen. Brauer erklärte die Admonition foglich für unbedient. Da man aber seine Gründe weder protokolliren noch mündlich an das Ministerium berichten wollte, so verfaßte er selbst eine schriftliche Erklärung und gab sie beim Ministerium ein. In Erwiderung darauf wurde ihm im November abermals durch eine Commission eröffnet, daß die von ihm angeführten Gründe nicht genügt hätten und von ihm deshalb ein Reuers verlangt werde, in welchem er gelobe, sich in Zukunft aller und jeder Schritte, welche mit der dem Ministerium schuldigen Reuerenz

streiten, enthalten zu wollen. In einer zweiten schriftlichen Eingabe erklärte Brauer, das Ministerium habe seine Schuld bestritten, ohne ihm die geringsten Gründe anzugeben, viel weniger einen Erweis zu liefern, daß er schuldig sey; er ersuche daher dasselbe, ihm mitzutheilen, auf welche Gründe hin er verurtheilt sey, bis dahin halte er sich für durchaus unschuldig und könne also nicht anerkennen, daß er die Admonition verdient habe. Hinsichtlich des Reueres bemerkte er dabei, daß ihm Sinn und Bedeutung desselben nicht einleuchte und bat um Aufklärung. Auf diese Eingabe bekam er nicht sobald Antwort. Schon bei den früheren Verhandlungen über die Sache hat, wie man vernimmt, ein Theil der Glieder des Ministeriums gegen das Verfahren nachdrücklich protestirt. Jetzt aber konnte man durch schriftliches Bestreiten so wenig einig werden, daß eigends ein neuer Convent anfangs Januars anberaumt wurde. Nach Abhaltung desselben wurde Brauer zum Senior gerufen, um die Antwort in Empfang zu nehmen. Es sind ihm keine Gründe für die Admonition mitgetheilt, es ist vielmehr der Admonition gar keine weitere Erwähnung gethan, und das Ministerium muß also wohl selbst erkannt haben, daß sie unbedient war. Hinsichtlich des Reueres ist aber erklärt worden: das Ministerium habe den früher geforderten bei Seite gelegt und einen neuen entworfen, dessen Unterschrift es aber ohne weitere Erläuterungen und Verhandlungen verlange; im Weigerungsfalle aber werde das Ministerium dem Cand. Brauer keine Predigten austragen, bis er unterschreibe. Dieser neue Reuers lautet dahin, daß Brauer erklären soll, sich, der dem Ministerii gelobten Reuerenz gemäß, künftighin in Wort und Schrift aller solcher Ausdrücke enthalten zu wollen, die mit der dem Predigamt schuldigen Achtung streiten. — Also offenbare Schmähungen der göttlichen Wahrheit und derer, die sie lehren, sind an dem Cand. Graupengießer ungerügt und unverpönt geblieben, ja gewissermaßen privilegiert, und sind nicht solche, die wider die dem Predigamt schuldige Achtung streiten; solche Ausdrücke aber, wie sie in den „Bedenken“ stehen und noch großen Zweifel lassen, ob sie wider die Achtung streiten, werden ohne Nachweis ihrer Ungehörigkeit, selbst nachdem dieser Nachweis gefordert ist, verboten. Die Unterschrift solchen Reueres wäre das stillschweigende Zugeständniß, daß zwar die Lästerung des Heiligsten erlaubt, das Tadeln eines Predigers aber ein Frevel sey.

Da jede Erklärung und authentische Auslegung dieses Reueres verweigert ist, die Fassung desselben dann aber sehr verfänglich erscheint, so hat Brauer erklärt, daß er nach seiner Überzeugung dergleichen nicht unterschreiben könne. Das Vorenthalten der Kanzel ist etwas entschieden Verfassungswidriges, wie überhaupt schon das Verfahren gegen Brauer, denn nach dem gültigen Verfassungsrecess hat der Senat sich durchaus das exercitium in Hinsicht auf die personas ecclesiasticas vorbehalten und in einem gedruckten Aktenstücke, das vom Senat ausgegangen ist, heißt es: „wenn den von rev. minist. aufgenommenen candidatis oder den Predigern selbst die Kanzel zu inhibiren und deren Jemand ab officio zu suspendiren oder gar zu removiren, wird solches pro re nata entweder von C. E. Rath allein, nach Maßgebung hiesiger Verfassung verfügt oder geschlehet auch, nach angestelltem ordentlichen Proceß, durch gerichtlichen Ausspruch.“ — Brauer wird sich nun zunächst mit einer Beschwerde an den Senat wenden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 22. Februar.

N^o 16.

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntingdon etc. etc.“

(Fortsetzung.)

Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, begann nun das große Werk, wozu Gott ihn ausersehen hatte; mit seinem Bruder und Whitefield zog er umher und predigte in Kirchen, wo sie ihm geöffnet wurden, oder auf freien Plätzen, oft vor 10 — 12,000 Menschen das Evangelium. Ehe wir aber diese seine Thätigkeit weiter verfolgen, wollen wir einen Blick auf das Eigenthümliche seiner Lehre und Lehrweise werfen. Niemand kann läugnen, daß er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben mit besonderer Kraft in den Vordergrund seiner Predigten gestellt hat. Nichts desto weniger hat er dieser Lehre einige besondere Modifikationen gegeben, wodurch seine Lehre und Lehrform von der seit der Reformation unter uns gangbaren sich etwas unterscheidet. Die erste ist seine Lehre von der Versicherung der Vergebung, oder von der vollen Zuversicht des Glaubens (doctrine of assurance). Wesley trachtete, wie wir oben aus seinem Munde hörten, nach „dem Glauben, der in einem festen Vertrauen des Menschen auf Gott besteht, daß durch Christi Verdienst seine Sünden ihm vergeben und er mit Gott versöhnt sey.“ Seine heftigsten Gegner, die Calvinistischen Dissenters, haben diese Beschreibung des Glaubens sehr angegriffen. „Der Glaube, den das Evangelium predigt,“ sagen sie, *) „durch den wir selig werden, besteht in der Aneignung einer Wahrheit, die ewig dieselbe bleibt, mögen wir sie annehmen oder verwerfen, nämlich, daß „das ewige Leben ist in Christo, dem Sohne Gottes;““ aber der Glaube Wesley's besteht in der Aneignung von etwas, das nicht eher wahr wird, als bis man es glaubt, nämlich daß uns die Sünden vergeben sind. Daß ein ächter Glaube die Zuversicht hervorbringt, wir seyen nun versöhnt mit Gott, wird zugegeben; aber diese Zuversicht ist wesentlich verschieden von dem Glauben, durch den sie erweckt wird, und Niemand darf behaupten, der habe keinen Glauben, der noch kein festes Vertrauen hat, auch ihm seyen die Sünden vergeben.“ In diesen Worten ist allerdings eine Wahrheit ausgesprochen, welche Wesley damals und auch später gewiß oft noch verkannte; es ist darin die verkehrte Richtung bezeichnet, das ganze Christenthum auf die eine subjektive Spitze

einer inneren Erfahrung zu drängen, die wenigstens eben so leicht, einseitig hervorgehoben, von dem großen Gegenstande des Glaubens sich losreißen kann, als wiederum ohne die lebendige Aneignung dieser Glaube selbst ein todter für uns wird. Es ist treffend und richtig gesagt, daß der Glaube im evangelischen Sinne nicht in der Aneignung einer Wahrheit bestehen kann, die erst Wahrheit wird, wenn ich sie glaube, daß er vielmehr die ewige Wahrheit ergreift, Christus habe sein Blut vergossen zur Vergebung der Sünden; es ist auch von der größten praktischen Wichtigkeit (wie es Luther so schön thut), immer und immer wieder auf diese allgemeine ewige Wahrheit das bekümmerte, zweifelnde Gemüth zu weisen, und nicht auf eine innere Erfahrung, die eben dann am gesegnetsten und gewissesten daraus hervorgeht, wenn man „ohne Fühlen trauet.“ Nichts desto weniger lag aber eine große Wahrheit auch in der Form der Lehre, wie sie Wesley hervorhob. Wenn die Natur des lebendigen Glaubens unbekannt geworden ist, wenn ein todttes Fürwahrhalten der ewigen Wahrheit des Evangeliums damit wechselt wird, dann ist es ganz in der Ordnung, nach dem Antheil zu fragen, den der sichere Mensch an dieser Wahrheit hat, und ihm stets zu wiederholen, daß ihm jene ewige Wahrheit nicht zu Gute kommt. Wie von den Calvinisten, so wurde auch von der Brüdergemeinde damals jene Lehrform der Methodisten angegriffen, doch leider nicht ohne Beimischung von Irrthümern. In der in Bezug auf die methodistischen Bewegungen gegebenen Erklärung der Märtyrischen Kirche zu Marienborn (die ohne Zweifel vom Grafen Jenzendorf verfaßt ist) heißt es: *) „Das Leiden Jesu ist unsere eigentliche fides justificans (unser rechtfertigender Glaube); seine Treue, seine Fürbitte, sein erworbenes Recht hat uns gerecht gemacht durch die Gnadenwahl, ehe der Welt Grund gelegt ward; und in diesem Sinne sind alle Kinder Gottes gerecht, ehe sie es wissen; von der Stunde an, da sie es glauben, wissen sie es. Dieser Glaube aber ist kein Werk, kein eigentliches Verdienst, dadurch wir dem lieben Gott die Gnade gleichsam abzwängen, wie etliche Theologi unvorsichtig lehren, auch hie und da den Wunderglauben und den Glauben an Jesu Verdienst untereinander mengen. Zum Glauben an Jesum wird nichts erfordert als das Herz; der Verstand macht nur den Genuß empfindlich, deutlich und langwierig. Der Wunderglaube aber sitzt im Verstande, und dabei kann man verloren gehen (1 Cor. 13.); er erfordert eine absolute Plerophorie, ohne den geringsten Zweifel.“ Der Glaube zur Seligkeit bleibt im Herzen immer derselbe und hängt an Jesu Wunden unzertrennlich; im Verstande aber ist er, sonderlich nach der heutigen Be-

*) Bogue and Bennet, history of Dissenters. III. 28.

*) Bülbingische Samml. St. XVIII. S. 836 — 52.

Lehrungsmethode, *) allerlei Anstößen unterworfen, dadurch es zu einer Oligopistie kommen kann auf Stunden und Tage, und wir halten's in unseren Gemeinden für ein theures Gnadengeschenk des Heilandes, daß er uns den alten einfältigen Weg finden lassen, darauf man bei seinem Herzen bleibt, sich an die Gnade hält, die man erlangt hat, an die Vergebung der Sünden, die man erfahren hat, an den Tod Jesu, der uns gegenwärtig geworden ist, und Alles, was einem von der Zeit an der Verstand, das Temperament, die Constitution, die Hütte, allerlei Einwürfe von Menschen daran machen, nicht werth achtet, eine Minute darüber nachzudenken, sondern nur sich antreiben läßt, wieder einmal zu dem Lamm zu seufzen, das für uns geschlachtet ist. Man hat's nicht gesehen, aber man hat's lieb. Das nennt man bei uns ein bleibendes Zeugniß des heiligen Geistes, der so wenig aufhört, uns mit Seufzen zu vertreten, als der Heiland, für uns zu bitten." Es ist kein Wunder, daß diese Darstellung einem Manne von so scharfem Verstande, wie Wesley, nicht genüge; in der That wird aber auch hierin das Zeugniß des heiligen Geistes eben so sehr in das Subjektive gezogen, wenn es heißt: „man hält sich an die Gnade, die man erlangt hat," was doch nothwendig die Glaubenszuversicht schwächen muß; und zu Anfang wird offenbar, was noch schlimmer ist, die Rechtfertigung mit der Genugthuung verwechselt, denn es ist ganz falsch, daß „die Kinder Gottes gerecht sind, ehe sie es wissen; von der Stunde an, da sie es glauben, wissen sie es." Hienach wäre die Sündenvergebung gar keine Handlung Gottes, sondern ginge bloß im Bewußtseyn des Menschen vor sich; allen Menschen (oder, den Auserwählten, je nachdem man eine partikularistische Erwählungslehre damit verbindet) wären von Ewigkeit die Sünden vergeben, und die Bitte: „Vergib uns unsere Schulden" beruhte auf einem Mißverständniß. Daß Zinzendorf zu dieser antinomistischen Wiederbringungslehre (die auch in unseren Tagen durch das Erskinesche Buch von der unbedingten Freiheit der Gnade des Evangeliums [on the unconditional freeness of gospel-grace] hie und da sich verbreitet hat) mitunter eine Neigung gezeigt hat, ist bekannt; doch darf man freilich seine Worte nicht zu sehr urgiren, da ihm etwas sehr Wichtiges dabei gewiß vorgeschwebt hat.

Man könnte aus dem Grundsatz, den Zinzendorf in den angeführten Worten ausspricht, vermuthen, daß Wesley den Glauben selbst für etwas Verdienstliches hielt, etwa nach der Theorie der Arminianer (vgl. Grötius in f. Einleitung zum Br. a. d. Römer) und Menken's, für ein Wohlverhalten von Seiten des Menschen, um dessentwillen Gott seine übrigen Sünden nicht ansehe, und welches dem Principe nach als Gesinnung des Menschen schon alle guten Werke in sich enthalte. Dem ist indeß nicht so, Wesley hat in der That sein ganzes Leben hindurch daran festgehalten, daß die Rechtfertigung an und für sich nichts sey, als die Vergebung der Sünden, **) und hat selbst

*) D. h. der pietistischen, welche einen Buxkampf und eine Reihe von Erfahrungen, die dem Glauben vorangehen, für nöthig hielt.

**) *Justificari est consequi remissionem peccatorum*, sagt Melancthon in der Apologie.

dem oben angeführten Satze von Zinzendorf widersprochen, daß Rechtfertigung und Wiedergeburt dasselbe sey, indem er stets zeigte, beides sey zwar stets ungetrennt beisammen, dennoch aber die Wiedergeburt nur die unmittelbare Wirkung und Folge der Rechtfertigung; und eben so wird auch in der 1823 erschienenen Glaubenslehre, welche des größten Ansehns unter den Methodisten genießt, den Theological Institutes von R. Watson, gesagt: „Der Glaube ist die Bedingung, an welche Gott die Verheißung der Rechtfertigung geknüpft hat; ohne welche keine Rechtfertigung stattfinden würde; und in diesem Sinne werden wir gerechtfertigt durch den Glauben, nicht um des Verdienstes des Glaubens willen, sondern vermöge des Glaubens als eines Werkzeuges, denn durch Christi Verdienst und Gottes Verheißung erlangt er jenen Segen. Hätte Christus es nicht erworben, dann hätte Gott es nicht verheißen, hätte Gott es nicht verheißen, so würde keine Rechtfertigung folgen auf diesen Glauben; so daß die unzertrennliche Verbindung von Glauben und Verheißung auf Gottes Ordnung beruht, durch die er sich selbst gebunden hat. Der Glaube aber ist dazu geschickt, eine solche Bedingung zu seyn, denn kein anderer Akt könnte Christum ergreifen als den versöhnenden Hohenpriester und Jurisdiktor bei dem Vater. Indem der Glaube also Christum und die Verheißung der Gnade ergreift, bekennt der Mensch sein gänzliches Verderben, entsagt aller Gerechtigkeit aus sich, und gibt Gott dem Vater und Christo, dem einzigen Heiland, alle Ehre.“ *) — Troß dem aber, daß Wesley's Lehre in diesem Punkte nicht irrig war, läßt es dennoch sich nicht läugnen, daß er die Rechtfertigung von der Versicherung derselben nicht gehörig zu scheiden wußte; daß er die fühlbare Versicherung der Vergebung mit der Vergebung selbst oft verwechselte, und daher jener Vorwurf der Calvinisten ihn nicht völlig mit Unrecht traf. Bei der oben angeführten Stelle aus Zinzendorf's Gespräch in Marienborn: „auch weiß er vielleicht, daß er gerechtfertigt ist, erst lange nachher, denn die Versicherung der Rechtfertigung ist von der Rechtfertigung selbst verschieden," macht einer seiner Schüler, Whitehead, in Wesley's Leben, gewiß in seinem Geiste, die Bemerkung: „Wenn ein Mensch wirklich gerechtfertigt worden ist, so hat in seinem Inneren eine große Veränderung stattgefunden, die in seinem Leben und Wandel sich kundgeben muß. Dieser Veränderung muß ein Mensch nothwendig sich bewußt seyn, mag sie nun allmählig oder plötzlich erfolgt seyn. Weiß daher der Mensch nicht, daß er gerechtfertigt ist, wenn er es wirklich ist, so versteht er die schriftmäßigen Kennzeichen des Gnadenstandes nicht; dies ist dann öfters der Fall, wenn er keinen evangelischen Lehrer und Führer hat u." Hier tritt das Falsch-Methodische und Methodistische recht klar hervor. Gott kann sehr mannichfaltige Ursachen haben, die fühlbare Versicherung dem Menschen vorzuenthalten; eine der wichtigsten ist grade eben die, den Menschen vor der Verirrung zu bewahren, an deren Gränze mindestens Wesley sich befand, den Glauben an die Thatsache, daß mir die Sünden vergeben sind mit dem Glauben an die ewige Thatsache, daß Christus

*) Watson's Theol. Inst. II. 451. 452.

sein Blut vergossen hat zur Vergebung der Sünden, zu wechseln, und daher die inneren Gnadenerfahrungen als den eigentlichen Grund der Rechtfertigung anzusehen. Erfahrene Christen und insbesondere Seelsorger wissen wohl, wie außerordentlich nahe diese feinere Selbstgerechtigkeit vielen tief ergriffenen Gemüthern liegt. Die in jenen Zinzendorf'schen Worten ausgesprochene Lehre ist gewiß die einzig evangelische, die vor allem falschen Methodismus und Mysticismus bewahrt. — An die Worte des Apostels von dem Zeugniß des heiligen Geistes (Röm. 8, 16.) anknüpfend, bildete Wesley eine eigenthümliche Lehre davon aus. Diese Worte lauten in der Englischen Übersetzung: „For the Spirit itself beareth witness with our spirit, that we are the children of God.“ Die Englischen Übersetzer scheinen unter dem Spirit nicht den heiligen Geist als göttliche Person verstanden zu haben (sonst hätten sie ihn nicht als Neutrum „itself“ bezeichnen können), sondern den im Verse zuvor erwähnten Geist der Kindtschaft als eine Gabe Gottes; dann kann das *with our Spirit* nicht wohl etwas Anderes bedeuten, als bei oder in unserem Geiste. Wesley faßte die Worte jedoch von einem zwiefachen Zeugnisse auf, dem Zeugnisse des Geistes Gottes und dem Zeugnisse unseres eigenen Geistes, und hat selbst eine Predigt gehalten über das Thema: „Das Zeugniß unseres eigenen Geistes“ (the witness of our own Spirit). Indem er also in jener Stelle zwei verschiedene Zeugnisse zu finden glaubte, kam er zu der höchst sonderbaren Vorstellung: das Zeugniß des heiligen Geistes bestesse in dem Frieden mit Gott, der Freude in dem heiligen Geiste, der Freude zum Gebet, der Befreiung von Zweifel und Furcht, der Herrschaft über die Sünde; da aber hierüber man sich täuschen könne, so müsse als zweites Zeugniß noch das des eigenen Geistes dazu kommen; „ein Bewußtseyn“, dies sind seine Worte, „daß wir in dem Geiste der Kindtschaft und durch ihn die Gesinnungen empfangen haben, welche den Kindern Gottes eigen sind; daß wir innerlich durch den Geist Gottes dem Bilde seines Sohnes ähnlich gemacht sind, und vor ihm wandeln in Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit, und thun was ihm gefällig ist;“ dies Zeugniß solle aber nicht direkt unsere Kindtschaft uns bezeugen, sondern nur, daß wir den Geist der Kindtschaft wirklich empfangen haben, und uns nicht täuschen.*) Welche wunderliche Vorstellung,

daß Gott unserem Geiste ein Zeugniß geben soll, aber so unbestimmt, daß wir, um es richtig zu erkennen, noch der Nachhülfe unseres eigenen Geistes bedürfen! Dahin führte aber ohne Zweifel das übermäßige Werthlegen auf jene Versicherung der Vergeltung, bei der sich doch immer noch das Bedürfnis geltend machte, vor Täuschung sich zu bewahren.

Auf eine andere, dem Mißbrauche vorbeugende Nebenbestimmung bei dieser Lehre von der Versicherung der Vergeltung, führte ihn der Gegensatz gegen den Calvinismus, aber auch in dieser war er nicht glücklicher als in der vorigen. Die Calvinisten, welche diese Lehre stark trieben (und Calvin selbst hat stets darauf gedrungen, doch mit bei weitem klarerer Festhaltung des Gegenstandes des Glaubens), faßten die Versicherung der Kindtschaft stets in Verbindung auf mit der Lehre von der Erwählung, und dem Beharren bis an's Ende (election and final perseverance): der Christ solle nicht ruhen, bis Gott ihn versichert habe durch seinen Geist, daß er ihn von Ewigkeit zu seinem Kinde erwählt habe, und ihm daher auch die ewige Seligkeit schenken werde. Im Gegensatz gegen diese Lehre von der Versicherung behauptete nun Wesley, das Zeugniß des heiligen Geistes sage uns gar nichts weder von unserer Erwählung noch unserer ewigen Seligkeit, diese werde uns nicht eher gewiß, als bis wir am Ziele angelangt seyen; es gebe uns nur die Gewissheit, daß wir jetzt, da wir glaubten, gerechtfertigt und von Gott angenommen seyen. Niemand wurde denn nun aber Erwählung und ewige Seligkeit ein eben so unbestimmtes, ja unbestimmbares x, wie es nur immer ohne die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben seyn kann; und man begreift nicht, wie je hievon in der Schrift hat geredet werden können. Das unbeschreiblich Tröstliche, was die Reformatoren (Luther so gut als Calvin, die Concordienformel so gut als die neun und dreißig Artikel) in dieser hohen, heiligen, geheimnißvollen Lehre von der Erwählung finden, wenn sie auf den rechten Boden, nämlich in zerschlagene und durch inneres und äußeres Kreuz tief gedemüthigte Herzen fällt, bleibt gänzlich unbekannt; ja es liegt die Gefahr sehr nahe, von der Scylla des Antinomismus wieder in die Charybdis der Werkheiligkeit zu gerathen, wenn auch Wesley selbst versucht hat hindurchzuschiffen, denn es dürfte bei dieser Darstellung nicht leicht seyn, die ganze Errettung des Menschen allein der göttlichen Gnade zuzuschreiben.*)

*) Es ist schwer zu begreifen, wie aus den Worten des Apostels diese sonderbare Vorstellung hergeleitet werden konnte, da nach ihnen („*αὐτὸ τὸ πνεῦμα συμμαρτυρεῖ τῷ πνεύματι ἡμῶν*“), wenn auch wirklich das *οὐδ* diese Bedeutung hätte, ein zwiefach unterscheidbares Zeugniß zu bezeichnen, doch das Zeugniß des eigenen Geistes das erste wäre, zu dem das des heiligen Geistes dann hinzukäme. Allein nach Röm. 2, 15. 1. Cor. 9, 1. hat das *οὐδ* hier gewiß eine andere Bedeutung, nämlich die des Bestands, den das Zeugniß des heiligen Geistes unserem Geiste leistet. Unser Geist ist sich der Kindschaft bewußt; damit er sich aber in seiner Sündigkeit nicht Täuschungen hingabe oder verzage, legt der heilige Geist selbst ein mit diesem Bewußtseyn übereinstimmendes Zeugniß ab. Somit haben wir nur Ein eigentliches Zeugniß, das des heiligen Geistes, zur Stärkung und Befestigung des Glaubens; und zwar besteht es gewiß nicht in verschiedenen Dingen,

sondern eben in dem Bewußtseyn der Kindschaft, was der eigene Geist hat, und was der heilige Geist bestärkt, belebt und heiligt. Unter diesem Geiste haben wir aber, wie die Augsburgerische Confession sagt, nicht eine „erschaffene Regung in Creaturen,“ sondern den persönlichen Geist Gottes uns zu denken, den R. 26 und 27. folgenden Worten gemäß.

*) Luther's Vorrede zum R. a. d. Römer: „Im 9—10ten Capitel lehret er von der ewigen Vergebung Gottes, daher es ursprünglich fleußt, ob Jemand selig wird, damit es je gar aus unseren Händen genommen und in Gottes Hand gestürzt sey; und das ist auch aus's Allerhöchsten Noth, denn wir sind so schwach und ungewiß, daß, wenn es bei uns stünde, freilich kein Mensch selig würde. Du aber folge der Epistel in ihrer Ordnung, bekümmere dich zuvor um Christus und

Der Gegensatz nun, in den er gegen die Brüdergemeinde trat, bezog sich — so weit er die Lehre anging — auf das Verhältniß der Rechtfertigung und der Heiligung, und die Lehre von der Zurechnung des Verdienstes Christi. Während nämlich in der Brüdergemeinde auf der Grundlage des Gefühlslebens in der Gemeinschaft mit dem Heilande die Vorstellung sich bildete, daß der sündige Mensch in jedem Augenblicke sich als gleichsam eingekleidet in die Gerechtigkeit Christi und durch ihn vor Gott vertreten anzusehen habe: so hielt Wesley zwar fest, daß die Vergebung der Sünden dem Menschen um der Genugthuung Christi, und insbesondere seines Veröhnungstodes willen durch die Rechtfertigung vor Gott verliehen werde; er läugnete aber entschieden die Lehre von der Zurechnung des thätigen Gehorsams Christi als unbillig, und behauptete daher, daß der Mensch zwar immer von Neuem der Vergebung der Sünden, oder der Bestätigung seiner Rechtfertigung bedürfe, aber in Kraft dieses neuen und immer erneuerten Verhältnisses zu Gott auch in sich selbst wachsen müsse in der Heiligung, ohne welches beständige Wachsthum auch die vermeinte Rechtfertigung auf Selbstbetrug beruhe. Auf's Grellste trat dieser Gegensatz hervor in einem Gespräch, was Wesley mit Finzendorf zu London im Jahre

das Evangelium, daß du deine Sünde und seine Gnade erkennst, darnach mit der Sünde streitest, wie dich Cap. 1—8. gelehrt haben, darnach wenn du in's achte Capitel gekommen bist unter Kreuz und Leiden, das wird dich recht lehren die Versehung im 9—11ten Capitel, wie tröstlich sie sey.“ — Concordienformel, im Artikel von der ewigen Versehung Gottes: „Sofern ist uns das Geheimniß der Versehung in Gottes Wort geoffenbaret, und wenn wir dabei bleiben, so ist es gar eine heilsame, tröstliche Lehre, denn sie bestätigt gar gewaltig den Artikel, daß wir ohne alle unsere Werke und Verdienst aus lauter Gnaden allein um Christi willen gerecht und selig werden. Denn ehe der Welt Grund gelegt war, da wir ja noch nichts Gutes thun können, sind wir nach Gottes Vorsatz in Christo zur Seligkeit erwählt.... Es gibt auch diese Lehre den herrlichen Trost, daß Gott eines jeden Christen Bekehrung, Gerechtigkeit und Seligkeit sich so hoch angelegen seyn lasse, daß er, ehe der Welt Grund gelegt, darüber Rath gehalten und in seinem Vorsatz verordnet hat, wie er mich dazu bringen und darin erhalten wolle; ferner, daß er meine Seligkeit so wohl und gewiß habe verwahren wollen, weil sie durch Schwachheit und Bosheit unseres Fleisches und List des Teufels aus unseren Händen könnte gerissen werden, daß er sie in seinem ewigen Vorsatz, welcher nicht fehlen noch umgestoßen werden kann, verordnet hat.“ — Der 17te der 39 Artikel: „Die Vorherbestimmung zum Leben ist Gottes ewiger Vorsatz, wodurch er vor Grundlegung der Welt festiglich in seinem Rathe beschlossen hat, diejenigen von Fluch und Verdammniß zu befreien, die er in Christo erwählt hat.... Wie nun die gottselige Betrachtung unserer Erwählung in Christo voll süßen, lieblichen, unaussprechlichen Trostes ist für gottselige Leute, die das Werk des heiligen Geistes in sich spüren, der das Fleisch tödtet und ihre Glieder, die auf Erden sind, weil es ihren Glauben an ihre ewige Erlösung stärkt, und ihre Liebe zu Gott entzündet: so ist es für vorwitzige und fleischliche Menschen, denen der Geist Christi fehlt, eine gefährliche Schlinge, die Erwählung stets vor Augen zu haben, indem sie der Teufel dadurch entweder in Verwirrung oder in ein verworfenes, unruhiges Leben stürzt.“

1738 in Lateinischer Sprache hielt. *) Wir heben daraus Folgendes aus: „W. Ich habe gefürchtet, daß deine Brüder falsch lehrten, nämlich, über das Ziel unseres Glaubens in diesem Leben, nämlich die christliche Vollkommenheit; sodann, über die von unserer Kirche sogenannten Gnadenmittel. — J. Ich erkenne keine in diesem Leben dem Menschen einwohnende Vollkommenheit an; das ist ein Irrthum aller Irrthümer; in der ganzen Welt verfolge ich ihn mit Feuer und Schwerdt, trete ihn mit Füßen, und gebe ihn der Vernichtung Preis. Christus ist unsere einzige Vollkommenheit; wer einer einwohnenden (inhaerentem) Vollkommenheit nachtrachtet, verläugnet Christum. — W. Ich aber glaube, der Geist Christi wirke die Vollkommenheit **) in den wahren Christen. — J. Keineswegs. Alle unsere Vollendung ist in Christo. Alle christliche Vollkommenheit ist der Glaube an das Blut Christi. Die ganze christliche Vollkommenheit ist eine zugerechnete, keine einwohnende (inhärende). In Christo sind wir vollkommen, in uns niemals. — W. Ich glaube, wir streiten um Worte. Ist denn nicht jeder Gläubige auch heilig? — J. Gewiß; aber heilig in Christo, nicht in sich selbst. — W. Lebt er denn nicht heilig? — J. Ja, er lebt heilig in Allem. — W. Hat er denn nicht auch ein heiliges Herz? — J. Ganz gewiß. — W. Folgt denn nun nicht daraus, daß er auch in sich heilig ist? — J. Nein, nein! Nur in Christo ist er heilig, nicht in sich. Er hat in sich überhaupt gar keine Heiligkeit. — W. Hat er denn nicht in seinem Herzen die Liebe Gottes und des Nächsten, ja auch das ganze göttliche Ebenbild? — J. Das hat er; aber das ist die gesekliche, nicht die evangelische Heiligkeit; die evangelische Heiligkeit ist der Glaube. — W. Wir streiten offenbar um Worte. Du gibst zu, des Gläubigen Herz sey ganz heilig und sein ganzes Leben; er liebe Gott von ganzem Herzen und diene ihm mit allen Kräften. Weiter will ich nichts, nichts als diese christliche Vollkommenheit und Heiligkeit. — J. Aber das ist nicht seine Heiligkeit. Er ist nicht heiliger, wenn er mehr liebt, nicht unheiliger, wenn er weniger liebt. — W. Wie? Wächst denn ein Gläubiger nicht in der Heiligkeit, indem er in der Liebe wächst? — J. Keineswegs. In demselben Augenblicke, wo er gerechtfertigt wird, wird er auch völlig geheiligt. Von da ist er weder mehr noch weniger heilig, bis an seinen Tod. — W. Ist denn ein Vater in Christo nicht heiliger als ein neu geborenes Kind in Christo? — J. Nein, Die gänzliche Heiligung und die Rechtfertigung geschehen in Einem Augenblicke, und keine nimmt ein Mehr und Weniger an. — W. Wächst denn ein Gläubiger nicht täglich in der Liebe Gottes? Ist er denn vollkommen in der Liebe, sobald er gerechtfertigt wird? — J. Ja; er wächst niemals in der Liebe Gottes; er liebt völlig in dem Augenblicke, wo er völlig gerechtfertigt wird. — W. Ich glaube doch, man solle wachsen in der Gnade? — J. Das wohl, aber nicht in der Heiligkeit. — W. Ich versetze dich vielleicht unrecht. Indem wir uns selbst verläugnen, sterben wir da nicht mehr und mehr der Welt und leben Gott? — J. Die Verläugnung verwerfen wir gänzlich und treten sie zu Boden. Wir Gläubigen thun alles, was wir wollen, und nichts weiter. Keine Reinigung geht der völligen Liebe voran.“

(Schluß folgt.)

*) Bilinguische Samml. St. XVIII. S. 1026.

**) perfectionem; kann das Resultat der christlichen Heiligung, es kann aber auch das Bewirken dieses Resultats bedeuten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 26. Februar.

N^o 17.

Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vorzüglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, etc. etc.“ 2. „The Life and Times of Selina, Countess of Huntingdon etc. etc.“

(Schluß.)

Es ist in der That zu erstaunen, wie Zinzendorf dies Gespräch, wovon einige Stellen wie eine böswillige Karikatur seiner Lehren klingen, also, Wort für Wort, selbst hat in der Bädinischen Sammlung abdrucken lassen können. In welche gefährliche Phantasterei hatte ihn hier das ausschließliche Treiben der Lehre von der Veröhnung verleitet! Er behauptet nicht nur, was die Evangelische Kirche immer gelehrt hat, daß es vor der Rechtfertigung keine Heiligung, vor der Glaubens- keine Lebensgerechtigkeit, und nur in der Glaubens- die Lebensgerechtigkeit geben könne, sondern er läugnet überhaupt jede Lebensgerechtigkeit, er stellt sich auf einen so idealen Standpunkt, als höre der Gläubige auf in der Zeit zu leben, als habe er wirklich schon selbst im Besitze, was er dereinst empfangen soll. Wie mußte doch nothwendig die Brüdergemeinde damals, um diesen schwärmerischen Idealismus festzuhalten, die gesunde Nahrung der Schrift verlassen, die so oft von einem „Völligerverden in der Liebe,“ von einem „Auf nach dem vorgestekten Ziele,“ während dessen man „es noch nicht ergriffen hat,“ von einem „Fortfahren in der Heiligung in der Furcht Gottes“ redet, und sich zu ihren ungefunten Liebern wenden, die hundertmal die Worte „Blut und Wunden“ wiederholten, um das Gefühl darin zu berauschen! Gott sey Dank, daß sie später von diesen Schlacken sich gereinigt hat, und dadurch für so Viele ein Segen geworden ist. Nicht zu rechtfertigen bleibt es aber jedenfalls, wenn Spangenberg, der dies Gespräch doch kannte (er verweist auf die Bäd. Sammlung), als den vornehmsten Differenzpunkt zwischen Wesley und der Brüdergemeinde die Lehre des ersteren von der sündlosen Vollkommenheit darstellt. *)

Was nun diese Lehre von der sinless perfection (sündlosen Vollkommenheit) betrifft, die noch bis jetzt als etwas Eigenthümliches der Wesley'schen Methodisten angesehen wird, so ist der Sinn dieser Lehre bei ihnen der: Wesley und seine Nachfolger behaupteten, wie aus der Rechtfertigung eine Herrschaft über die Sünde folge, so müsse die völlige Ertödtung der Sünde und die gänzliche Heiligung des Leibes und der Seele noch in diesem Leben für die Gläubigen erreichbar seyn. Wäre sie es

nicht, dann müßte man entweder behaupten, alle Gläubigen würden in der Todesstunde geheiligt, oder sie müßten nach dem Tode noch durch eine Läuterung gehen; beides sey aber der heiligen Schrift nicht gemäß. Es hängt diese ganze Vorstellung bei Wesley und seinen Anhängern zusammen mit ihrem zu starken Werthlegen auf die subjektiven inneren Erfahrungen, und die daraus hervorgehende Erübung der Lehre von der Rechtfertigung. Er bedachte nicht, daß der Übergang von einem Zustande der Sünde zu einem Zustande völliger Heiligkeit kein allmählicher seyn könne, und daß dieser Übergang so wenig durch einen Heiligungskampf in diesem Leben als durch eine Läuterung nach dem Tode erklärt wird. Ein Heiliger und ein Sünder sind nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden. Hat nun Gottes Wort für alle Christen auf Erden die Gnadenmittel geordnet, durch die wir unserem Ziele entgegenkommen, hat es auch noch wirklich keinen sterblichen Menschen gegeben, der, übrigen mit dem Worte Gottes im Einklang, selbst behauptet hätte, ihrer entbehren zu können: so dürfen wir mit Bestimmtheit sagen, eine solche Umwandlung eines kämpfenden Heiligen in einen gekrönten Sieger schon hier auf Erden widerspricht den klarsten Zeugnissen des göttlichen Wortes. Praktisch wichtig wurde bei Wesley diese Vorstellung insofern, als er eine Art von falscher Verehrung vor solchen hegte, die er an diesem Ziele angelangt glaubte. So sagte er von Joh. Fletscher, dem Vikar von Madeley, so lange er mit ihm umgegangen sey, habe er nie eine Sünde an ihm bemerkt. Hört man dagegen Fletscher's eigene Bekenntnisse voll des lebendigsten Sündengefühls und der tiefsten Reue, so müßte man ihn, falls Wesley richtig beobachtet hätte, in einer großen Selbsttäuschung befangen glauben. Merkwürdig ist, daß er selbst nie glaubte „es schon ergriffen zu haben oder schon vollkommen zu seyn,“ daß er vielmehr im Angesicht des Todes ausdrücklich das Gegentheil von sich aussagte. Als er zu Bristol auf der Konferenz von 1783, in seinem achtzigsten Jahre, schwer krank war, und einen Schlagfluß besorgte, sagte er zu einem seiner Freunde: „Ich habe über mein verflorenes Leben nachgedacht; ich bin hin und her gezogen, funfzig bis sechzig Jahre lang, und habe in meiner Armuth meinen Mitgeschöpfen wohlthatun gesucht, und nun bin ich nur noch einige Schritte weit vom Tode; worauf kann ich nun meine Hoffnung gründen, um selig zu werden? Ich kann nichts sehen, was ich gethan oder gelitten habe, das nur der Betrachtung werth wäre. Auf nichts kann ich mich berufen als darauf: „Ich bin der vornehmste Sünder, aber Jesus ist für mich gestorben.““ (Im Englischen ein Vers aus einem Liede: „I the chief of sinners am, but Jesus died for me.“) — In seiner letzten Krankheit, wenige Tage vor seinem Tode, betraf er sich auf dieses Bekennt-

*) Leben des Grafen v. Zinzendorf, Th. IV. S. 1046 f.

niß, und als ihn Jemand fragte: „Ist das auch jetzt noch die Sprache Ihres Herzens, und sind Sie noch eben so gesinnet, wie damals?“ erwiderte er: „Ja!“ Derselbe sagte ihm den Vers: „Bold I approach th' eternal throne, And claim the crown, through Christ my own“ (Kühn trete ich vor den ewigen Thron, und bitte mir die Krone aus, die durch Christum mein ist), und fügte dann hinzu: „Das ist genug, er, unser theurer Immanuel, hat sie erkaufte, er hat sie verheißene;“ da erwiderte Wesley mit Nachdruck: „Er ist Alles in Allem!“ Und denselben Abend sagte er wieder: „Wie nothwendig ist es doch für Jeden, auf dem rechten Grunde zu stehen! Es ist kein anderer als der: „Ich bin der vornehmste Sünder, aber Jesus ist für mich gestorben.““ Am folgenden Tage, dem Tage vor seinem Tode, bei noch größerer Schwäche, sagte er leise aber deutlich: „Es ist kein anderer Weg ins Allerheiligste, als durch das Blut Jesu.“ So hat er bis zum letzten Augenblick sich selbst also sowohl für sein früheres als damaliges Leben der Vergebung bedürftig erklärt, und auch an den besten seiner wahrhaft apostolischen Liebeswerke die Flecken deutlich erkannt, welche sie ganz untuglich machten, vor Gottes Gericht ihm die Seligkeit zu erwerben.

So konnten wir denn in den eigenthümlichen Vorstellungen Wesley's nicht eigentliche Lehr-Irrthümer, sondern mehr Verirrungen in der Entwicklung richtiger Begriffe finden. Seine vorherrschende Richtung auf subjektive Erfahrungen, ein verstandesmäßiges Zerlegen von Dingen, welche, wenn sie wirklich aufgestellt werden sollen, mit größerem spekulativen Talent behandelt werden müssen, verbunden mit einer gewissen gesetzlichen Unfreiheit in Nebendingen, war wohl die Ursach dessen, was als Verirrung bei ihm erscheint. So sieht es freilich ein großer Theil der sogenannten Evangelical in der Kirche, und so sehen es die meisten Dissenters nicht an, die der Calvinischen Prädestinationslehre zugethan sind. Wir sahen schon, wie früh in Wesley ein Gegensatz gegen diese Lehre sich ausbildete. Bald nachdem er selbst zur Gewissheit des Glaubens gekommen, und Whitefield aus Georgien zurückgekehrt war, kam es zwischen beiden zu einem Bruche über diese Lehre; und so sehr Wesley die Liebe auch im Streite mit seinen Brüdern zu bewahren suchte, so trennten sich beide, und gingen von da an besondere Wege. Hier müssen wir es nun zu dem größten Segen rechnen, welcher durch Wesley verbreitet worden ist, daß er die reine Schriftlehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung durch den Glauben mit solcher Kraft und Entschiedenheit zuerst in England gepredigt hat, ohne die Zuthat der schriftwidrigen Reprobationslehre. Die neun und dreißig Artikel tragen die Prädestinationslehre in der gemäßigten Form vor, in welcher sie auch in der Concordienformel aufgestellt wird, wonach es eine Vorherbestimmung zur Seligkeit gibt; ob auch eine zur Verdammnis, darüber schweigen sie, während die Concordienformel dies entschieden läugnet. Die meisten Englischen Theologen nun, welche nicht Arminianer, und daher mehr oder weniger Synergisten und Semipelagianer waren, legten die Artikel im streng-calvinischen Sinne aus; und eben so wurde in der Zeit der Oberherrschaft der Presbyterianer

in England durch die Westminster'sche Versammlung die strengste Form des Calvinismus symbolisch festgestellt. Von da an galt meist ein entschieden evangelisches Christenthum und Calvinismus für eins und dasselbe. Da war Wesley's Auftreten von der größten Wichtigkeit. Mit siegreicher Kraft der unwiderleglichsten Argumente, in gewaltiger, feuriger Rede, wußte Wesley die Anhänger der Reprobationslehre aus dem Felde zu schlagen. Er zeigte (z. B. in einer eigenen Schrift: *Predestination calmly considered* Works T. XIV.), wie diese Lehre mit Gottes Liebe sowohl als mit seiner Gerechtigkeit, wie die Schrift sie offenbare, auf gleiche Weise unvereinbar sey. So sagt er: „Der Richter spricht: „Gehet von mir, ihr Verfluchten — denn ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeiset —“ und sie antworten ihm — aber wie viel besser könnten sie es nach eurer Lehre? Sie könnten sagen (o erwäget es wohl in Sanftmuth und in Furcht!): „Herr, das äußerliche Werk (dich zu speisen etc.) hätten wir wohl vollbringen können; aber du weißt, es würde unsere Verdammnis nur vermehrt haben. Wir hätten den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden können; aber alle diese Werke wären, ohne deine Gnade, die du von Ewigkeit uns zu versagen beschloßen hattest, nur glänzende Laster gewesen; sie hätten den Hölleofen nur siebenmal heißer für uns gemacht.““ Nach eurer Voraussetzung konnten sie sagen: „D Herr, du bist gerecht, aber laß uns vom Recht mit dir reden! Warum verdammest du uns deshalb, weil wir kein Gutes thaten? Konnten wir denn je etwas Gutes thun? Haben wir je die Kraft, Gutes zu thun, schlecht angewandt? Wir haben ja nie eine solche Kraft empfangen, und das weißt du. Wirßt du, der Heilige und Gerechte, uns für etwas verdammen, was wir nie zu thun im Stande waren? Wirßt du uns verdammen, daß wir die Sterne nicht vom Himmel gerissen, daß wir den Wind nicht in unseren Fäusten gehalten haben? O Herr, ehe du uns in das ewige Feuer wirfst, laß uns wissen, wie es für uns möglich gewesen sey, der höllischen Verdammnis zu entrinnen!““ — Oder wie hätten sie von der innerlichen Sünde sich losmachen können? Von bösen Begierden, von sündlichen Neigungen? Konnten sie je ihre Seelen aus dieser innerlichen Hölle erlösen? Nie konnten sie sich von diesen Busenfeinden losmachen; dies Pfund wurde ihnen niemals anvertraut. Nun, wie können sie denn verdammt werden, daß sie es in der Erde vergraben haben? Daß sie nie gebraucht haben, was sie nie hatten? Wer kann sein unreines Herz rein machen? Gott allein; zu ihm kann das sündige Herz sagen: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen! Wenn er aber nun antwortet: Ich werde es nicht thun, weil ich nicht will; bleib du unrein — wird er den Menschen in den Abgrund werfen um der Unreinigkeit willen, von der er sich nicht reinigen konnte, von der Gott aber ihn reinigen konnte, aber nicht wollte? Würde ein irdischer König also seine hilflosen Unterthanen richten, gewiß die Straferichte des Herrn würden ihn bald von der Erde vertilgen.

Doch ihr sagt vielleicht: „Sie werden nicht um der wirklichen, sondern um der Erbsünde willen verdammt.“ Versteht ihr darunter das natürliche Verderben, das uns allen gemein

ist, so haben wir davon schon gesprochen; versteht ihr aber darunter die Sünde, die Adam im Paradiese beging, so zeigt mir, daß darum allein ein Mensch verdammt wird; zeigt es mir klar aus der Schrift, und ich will mich gefangen geben; bis dahin läugne ich es.“ — Mit den treffendsten Gründen greift er sodann die schriftwidrige Unterscheidung eines offenbaren und verborgenen Willens Gottes an, indem er sich der Worte eines Dissenters, des Dr. Watts, bedient: „Es ist in der That schwer, die Aufrichtigkeit Gottes und seines Sohnes zu verteidigen, indem sie allen Menschen die Gnade anbieten, und Boten an sie schicken, welche sie zu der Annahme nöthigen, wenn nicht wenigstens bedingungsweise Heil und Vergebung ihnen wirklich von Gott angeboten werden. Gottes Diener können zwar wohl aufrichtig einem Jeden das Heil anbieten, da sie den Auftrag haben: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur! und da sie den Ausgang nicht kennen noch in ihrer Hand haben; wie kann aber Gott es aufrichtig meinen, wenn er mit diesem Auftrage sie aussendet, wenn er nicht wenigstens bedingungsweise Allen das Heil wirklich anbietet und darhält?“ *) Diese Opposition gegen die Calvinische Prädestinationslehre ist recht eigentlich dasjenige, was für die Lehre dem Auftreten Wesley's in England die größte kirchenhistorische Bedeutung gegeben hat. Auf die Dauer kann das Bedürfnis nach einer gründlich durchdachten, systematischen Glaubenslehre den Englischen Christen unmöglich so fremd bleiben, als es bis jetzt der Fall gewesen ist. Wollen die gläubigen Christen und Theologen nicht tiefer als bisher in den Sinn und Zusammenhang der Schriftlehre eindringen, so werden die Ungläubigen sie mit der Zeit schon aufwecken. Dann aber wird es sich zeigen, wie die Reprobationslehre vor einer schärferen Prüfung nicht Stich hält, und wie der Weg, welchen besonders Calvin zur Lösung der schwierigen Fragen von der Willensfreiheit eingeschlagen hat, consequenter und tiefere Denker nothwendig in die Abgründe des Pantheismus und namentlich der Lehre von einem Naturprozeß der Wiederbringung aller Dinge stürzen muß. Wie wichtig ist es nun da, daß eine Gemeinschaft von solcher Lebenskraft vorhanden ist, bei der die durch die Reformation hergestellten Hauptlehren des Evangeliums mit größter Entschiedenheit und Wärme, und doch frei von jenen falschen Beimischungen, vorgetragen werden, welche den Aemilianern der Englischen Kirche in der Regel eigen sind.

In dem zweiten Artikel werden wir, nächst einer Übersicht der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Methodisten-Gesellschaften, ihr Verhältniß zur Kirche so wie ihre eigenen kirchlich-gesellschaftlichen Einrichtungen durchgehen.

*) Treffend sagt Herr Dr. J. Müller in seinem schönen Werke „die christliche Lehre von der Sünde“ Bd. I. S. 317.: „Jener verborgene Wille ist ja ein offener, weil sonst nichts von seinem Inhalt und von seinem Verhältniß zum sogenannten offenbaren Willen gemußt werden könnte. Der offenbare Wille dagegen offenbart nichts, sondern ist nur eine Verbergung des wahren Willens Gottes, mithin als eine bloße Fiktion abzutun, so weit er dem sogenannten verborgenen Willen widerstreitet.“

Litterarische Anzeige.

Annalen der Protestantischen Kirche im Königreich Baiern. Von Dr. Karl Fuchs, R. B. Ober-Consistorialrath. München, Verlag der litterarisch-artistischen Anstalt, 1839.

In der Zeit eines fortgehenden, geistigen Kampfes, wie die unsrige ist, muß man es für wichtig und dem Reiche Christi förderlich halten, wenn von erfahrenen und in jenem Kampfe geübten Männern von Zeit zu Zeit eine Übersicht dessen gegeben wird, was theils schon errungen ist, theils noch errungen werden soll. Eine solche klare Übersicht gewährt den Vortheil, daß die berufenen Kräfte sich leichter am rechten Orte sammeln und entscheiden, und nicht auf Punkte sich zertheilen, wo sie weniger nützlich wirken. Es versteht sich von selbst, daß, wenn auch dem Principe nach der Kampf in allen Evangelischen Kirchen derselbe ist, doch in den verschiedenen Landeskirchen die Formen, unter denen der Feind auftritt, und die Blößen, welche gedeckt werden müssen, verschieden sind. Die oben angezeigte Schrift des Ober-Consistorialrathes Dr. Fuchs gibt eine Übersicht über die kirchlichen Zustände des protestantischen Baierns, und hat es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht, die Zustände und Angelegenheiten der Protestantischen Kirche dieses Landes in der Art zu beleuchten, daß sie genau erkannt, richtig gewürdigt und dadurch auch am sichersten gegen Mißdeutungen und Mißgriffe unter ihren eigenen Bekennern geschützt werden. *) In sieben Abschnitten werden folgende Gegenstände behandelt: 1. Das theologische Cypheon in Erlangen. 2. Die Consistorialbezirke. 3. Der protestantische Hofgottesdienst in Athen. 4. Die vereinigte Protestantische Kirche in dem Baierschen Rheinlande. 5. Der Katechismus der Evangelisch-Lutherischen Kirche. 6. Die protestantische Pfarrei in München. 7. Nekrolog. — Auf 207 Seiten werden diese Gegenstände besprochen, welche, Einzelnes abgerechnet, auch für Kirchlichgesinnte des Auslandes von großem Interesse sind. Überhaupt sind solche Arbeiten, wie die hier zur Anzeige gebrachten, geeignet, den evangelischen Gemeinnsinn zu wecken, und allgemeiner zum Bewußtseyn zu bringen, daß es nicht bloß Evangelische Landeskirchen, sondern auch eine allgemeine Evangelische Kirche gibt. Mit besonderer Umsicht und Einsicht behandelt der Verf. die Angelegenheiten der Unirten Kirche Rheinbairns, und wir wollen wünschen und hoffen, daß manche Irregeleitete jener Kirche durch seine unparteiische Darstellung sich zurecht finden werden. Der Abschnitt, in welchem die kirchlichen Zustände Rheinbairns geschildert und gewürdigt werden, lenkt die Aufmerksamkeit der Leser auf folgende Punkte: 1. Einleitung und Vollziehung der Kircheneinigung. 2. Die Bekenntnisschriften. 3. Katechismus. 4. Die Presbyterien. 5. Die Diöcesan-Synoden. 6. Die Amts-tracht. Über die Lehre und das Wesen der Unirten Kirche läßt sich der verehrte Verf. also vernehmen: „Eine Einheit der Lehre zu verlangen, halten Manche für eine Rückkehr nach jenem bindenden, kirchlichen Ansehen, das durch die Reformation besiegt

*) S. III u. IV. der Vorrede.

Philipp?

worden sey; wir aber, weit entfernt, den freien Gebrauch der heiligen Schrift, als den rechten Glaubensgrund, hennnen zu wollen, finden es schriftgemäß, daß in der Kirche eine Einheit der Lehre bestehe, indem wir des Apostels Worte vor Augen haben 1 Cor. 1, 10.: „Ich ermahne euch aber, lieben Brüder, durch den Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr alle zumal einerlei Rede führet, und laßet nicht Spaltungen unter euch seyn, sondern haltet fest aneinander in einem Sinne und einerlei Meinung.“ Eine neue Kirche ist in Rheinbaiern nicht entstanden: dieses lag weder in der Absicht der Staatsregierung, noch jener Verhandlungen, die vor ein und zwanzig Jahren nur die alte, verderbliche Spaltung ausgleichen sollten. Daß dieses gelungen sey, war ein Gegenstand allgemeiner Freude. Die Ubereinkunft, welche man in den §§. 4—12. der Vereinigungs-urkunde über einige Lehrbestimmungen und kirchliche Ritus getroffen hatte, geben deutlich zu erkennen, daß es sich nicht darum handelte, die alte, evangelische Kirchenlehre gesehlich zu beseitigen. Erst im weiteren Entwicklungsgang sind Einzelne mit solchen Versuchen hervorgetreten. Würden sie gelingen, so wäre der Ausdruck Wiedervereinigung, welcher in der Urkunde gebraucht wird, nur ein leeres Wort.

An einer anderen Stelle wird mit Nachdruck die Rechtskraft der symbolischen Bücher auch für die vereinigte Kirche hervorgehoben: „Die beiden protestantischen Confessionen haben die in ihr Bewußtseyn aufgenommenen Wahrheiten in ihren Symbolen niedergelegt. Diese haben sich unabhängig von einander gebildet; da sie aber außer wenigen Differenzpunkten in den sehr wesentlichen Artikeln vollkommen consentiren, so gibt sich darin zu erkennen, daß nicht menschliche oder kirchliche Autorität, sondern die der heiligen Schrift, die große Ubereinstimmung bewirkt habe. Daraus geht nun hervor, daß die Kirchenvereinigung die protestantischen Glaubenssymbole nicht erschüttern konnte, daß sie vielmehr ihr Ansehen noch mehr befestigt habe; indem für die Symbole der einen Confession nun auch das Zeugniß der anderen Confession hinzugetreten ist. Eine Wiedervereinigung, wie die Union der Protestantischen Kirche der Baierschen Pfalz ausdrücklich genannt wird, kann überhaupt nur dadurch möglich werden, daß der früher schon bestandene Consensus ausgesprochen wird, während die schriftgemäße Ansicht den noch bestehenden Dissensus besiegt. Dadurch wird nun kein Glaubensgesetz, sondern ein Glaubensbekenntniß erzeugt, wie denn auch die protestantischen Symbole nicht sagen: credere debetis, sondern sie drücken im Namen der Gesamtheit die von ihr anerkannte (a nobis credita) Kirchenlehre aus. Allein wer mitbekennt, nur der ist ein Mitbekenner, wer nicht mitbekennt, ist es nicht.“*)

*) Eb. R. Z. 1838, Januarheft S. 59.

In dem Artikel von der Amtstracht wird der sogenannte Kirchenrock zur Einführung empfohlen, und über die für die Gegenwart in Rheinbaiern bestehende Kirchenkleidung Folgendes berichtet: „Der Geistliche trug in der älteren Zeit einen schwarzen Rock, wie er als Feierkleid herkömmlich war. Seine Fußbekleidung bestand in Schuhen mit schwarzen kurzen Beinkleidern. Dazu trug er einen weiten, langen, schwarzen Zeugmantel, der von den Schultern über den ganzen Körper reichte, und einen aufgekrempten Hut, wie damals amtliche Personen sich dessen bedienten. Was ist nun aus diesen Kleidungsstücken geworden? Ein moderner, schwarzer Frack, oft auch ein nachlässiger Überrock, bequeme, zum Theil unschicklich weite Pantalons, ein runder, moderner Hut, und ein ziemlich schmales und kurzes Stückchen schwarzen Taft, welches am Kragen des Rocks angeheftet, nur die Bedeutung des Mantels vertritt. Dies nennen jene Herren „den Drnat.“ Wir fragen jeden Unbefangenen, ob er diesen Anzug, der nicht selten noch den Zuschnitt der Universitätskleidung besitzt, als eine einfache, ernste, würdige kirchliche Amtskleidung gelten lassen kann? Wer an diese barocke Mischung von Antikem und Modernem nicht gewohnt ist, der möge uns den ungünstigen Eindruck schildern, welchen die Erscheinung eines solchen Geistlichen hervorbringt. Unwillkürlich wird man von dem Gedanken ergriffen, daß eine große Verweltlichung aus der Revolutionszeit in dieser Kirche zurückgeblieben sey; denn damals, als viele Geistliche zur Zeit des Französischen Terrorismus geflohen, und die meisten Gemeinden von ihren Seelsorgern verlassen waren, geschah es, daß manche nach Befähigung und Aufführung wenig werthe junge Männer sich für ordinirte Geistliche ausgaben, im eigenen Freiheitschwindel oder auch um sich den bewaffneten Revolutionsfreunden näher anzuschließen, selbst mit einer Waffe sich schmückten, dabei aber doch da oder dort Tauf- und Trauungshandlungen verrichteten, oder auch einzelne Predigten übernahmen, und dann wieder weiter zogen.“ Der hochgestellte Verfasser knüpft an diese Betrachtung noch die freundlichen Worte: „Wir glauben in diesen kurzen Andeutungen genug gegeben zu haben, um einen Gegenstand anzuregen, der noch einer weiteren Ausbildung bedarf, und wir würden den würdigen Männern, welche mit uns ihre Stimme dafür erheben wollten, einen lauten und ehrenden Dank zollen, daß sie das von der Kirchenunion begonnene Werk fortzuführen, weder Widerspruch noch Mißgunst scheuen.“ Wir beschließen diese Anzeige mit den Schlussworten der Vorrede: „Daß diese Blätter nicht fruchtlos bleiben, vielmehr mitwirken möchten, um das Gedeihen des kirchlichen Lebens im friedlichen Geiste zu fördern, ist der Wunsch, unter welchem sie jetzt der Öffentlichkeit übergeben werden.“

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 29. Februar.

N^o 18.

Kirchliches Bedenken, die Symbolfrage in Kurhessen betreffend.

Die weitere Entwickelung dieser Angelegenheit knüpft sich an die Beantwortung der Frage: Ob die evangelischen Superintendenten (Metropolitane) in Kurhessen für verpflichtet zu erachten sind, schon bei der Ordination der Geistlichen nach dem neuen Reverses, welcher erst nach Vollziehung derselben zu unterzeichnen ist, sich zu „richten?“ Der Sinn dieser Anforderung kann ein doppelter seyn, je nachdem in dem bisherigen Ordinationsformulare (f. Ev. R. J. 1839 S. 756.) die die Bekenntnisschriften betreffende Stelle selbst nach Maßgabe des Reverses abgeändert oder bloß nebenher amtlich ausgesprochen werden soll, daß das Verhältniß der Kirchendiener zu den Symbolen darin bestehe, daß diese „gewissenhaft zu berücksichtigen“ seyen. Der letztere Ausdruck zeigt, wie der Ober-Appellationsrath Dr. Wickell („Über die Verpflichtung der evangel. Geistlichen auf d. symbol. Schriften mit besond. Beziehung auf das Kurhess. Kirchenrecht“ S. 32 f.) unwiderleglich dargethan hat, kein unzweideutiges Bekenntniß des Glaubens der Evangelischen Kirche an, vielmehr ist die desfallsige Formel des Reverses, nicht ohne Grund, als ein musterhafter Weg zur Annullirung der Symbole begrüßt worden. (Schleiden, die Protestantische Kirche und die symbol. Bücher zunächst in Beziehung auf Hamburg. Hamburg 1840. S. 249.) Dem positiven Kirchenrechte Kurhessens widerspricht auch die angedeutete Abänderung der Ordinationsform, indem, von anderen Gründen abgesehen, die Verfassungsurkunde im §. 134. bestimmt: „Überhaupt aber wird in liturgischen Sachen der Evangelischen Kirche keine Neuerung ohne die Zustimmung einer Synode stattfinden, welche von der Staatsregierung berufen wird.“ Eine liturgische Neuerung ist es aber unstreitig, es mag nun das bestehende Formular gradehin abgeändert oder mit einer Interpretation begleitet werden, die dem bisherigen unzweifelhaften Sinn des Ordinationsgelübdes nicht entspricht. Aus diesem Widerspruch mit dem bestehenden Kirchenrechte folgt jedoch noch nicht die Befugniß der geistlichen Kirchenvorsteher, die Befolgung der bezeichneten Anforderung abzulehnen, denn es kann eine Anordnung von Seiten dessen, der sie erläßt, unrecht seyn, ohne daß es dem Worte Gottes widerspricht, ihr Folge zu leisten. Auf der anderen Seite ist die Befolgung des Reverses bei der Ordinationshandlung dadurch allein noch nicht gerechtfertigt, daß ja der Ministerialbeschuß es nicht vermag, das Bekenntniß der Evangelischen Kirche in Kurhessen rechtsgültig abändern; sie hat Anspruch auf mehr, als auf einen durch die Praxis geläugneten theoretischen Rechtsbefand. Eine Verpflichtung auf die symbolischen Schriften, welche von

der Art ist, daß der Verpflichtete, er mag lehren wie er will, nie überführt werden kann, seinen Eid verletzt zu haben, widerspricht vollkommen dem bis zur Einführung des neuen Reverses bestandenen Kirchenrechte. Um die aufgeworfene Frage in ihrer inneren Bedeutung richtig zu würdigen, ist zwar davon auszugehen, daß das Bekenntniß zum evangelischen Glauben nach der Schrift ein unbedingt unveräußerliches Recht der Kirche ist, zu dessen Schmälerung ein Kirchenglied unter keinen Umständen mitwirken darf. Allein die Niederlegung dieses Bekenntnisses in der Form der symbolischen Schriften gehört der geschichtlichen Erscheinung an, welche auf andere Weise ergänzt werden könnte, und die förmliche Verpflichtung der einzelnen Geistlichen auf sie ist ein Gegenstand der Disciplin, dessen Wegfallen an sich das Bekenntniß noch nicht aufhebt. Aus dieser Bemerkung ergeben sich jedoch sofort zwei Bedingungen, von denen die Abänderung des rücksichtlich der symbolischen Verpflichtung geltenden Verfahrens abhängig ist: — in Beziehung auf die Symbole selbst der Eintritt einer anderen Thatfache, durch welche die stetige Fortdauer ihres Inhaltes als Glaubensbekenntniß bekräftigt würde; hinsichtlich der Prüfung der Lehre der einzelnen Geistlichen eine stellvertretende Einrichtung, vermöge welcher erstere innerhalb der schriftmäßigen Grenzen zu bewerkstelligen wäre. Berücksichtigt man zuvörderst den disciplinarischen Punkt näher, so ist die ausdrückliche Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisschriften deshalb nicht unbedingt nöthig, weil die Verpflichtung stillschweigend in der Annahme eines Lehramtes aus der Hand der die Symbole bekennenden Kirche liegt. Unumgänglich nothwendig dagegen ist eine Einrichtung, vermittelt welcher die Kirche von dem Glaubensbekenntnisse ihrer Diener unterrichtet werde. Die ausdrückliche Verpflichtung erfüllt dieses Erforderniß, in dem sie, abgesehen von ihrer verpflichtenden Seite, zugleich ein Bekenntniß des Glaubens enthält. In der letzteren Eigenschaft muß sie jedenfalls, wenn sie als Verpflichtungsform aufhört, anderswie ergänzt werden, weil die apostolische Vorschrift: „Die Hände lege Niemand halb auf“ (1 Tim. 5, 22.), im Zusammenhange mit den Anweisungen der heiligen Schrift über die einzelnen Beziehungen, nach welchen die Thätigkeit zum Hirten- und Lehramte geprüft werden soll, schlechthin die Zulassung von Individuen zum Dienste am göttlichen Worte verbietet, von deren Bekenntnisse keine Kunde vorhanden ist. Hieraus ergibt sich, daß die Ordination der Geistlichen, welche nicht oder ungenügend auf die Glaubenssymbole verpflichtet werden, nur insofern vollzogen werden darf, als auf andere Weise ihre Übereinstimmung mit dem Glaubensbekenntnisse der Evangelischen Kirche zuvor festgestellt worden ist. Nach demselben Grundsätze machte auch Spener die für sich betrachteten

ungenügende Verpflichtung „quatenus“ von der Voraussetzung abhängig, daß der Ordinandus die in den Symbolen enthaltene Glaubenslehre als schriftmäßig anerkannt hatte (Theol. Bedenken I. S. 597.). Nun ist zwar nach der bestehenden Verfassung des evangelischen Kirchenwesens, insgemein und voraussetzlich auch in Kurhessen, die Prüfung der Tüchtigkeit zum Predigtamte nicht Sache der Superintendenten (Metropolitane), sondern der Consistorien, welche entweder den Auftrag zur Ordination ertheilen oder doch, hinsichtlich der Qualifikation des Ordinanden, sie für statthaft erklären. Jenes ernste Verbot einer Handauflegung, zu welcher die erforderlichen Voraussetzungen fehlen, ist daher, bei so bestehender Kirchenordnung, zunächst an die Consistorien gerichtet, welche vorzugsweise bei der Verordnung von Individuen zum Dienste am göttlichen Worte, welchen die schriftmäßigen Erfordernisse abgehen, so weit diese dem Gebiete des menschlich Erkennbaren anheimfallen, verantwortlich erscheinen. Man kann jedoch, auch ohne nähere Erörterung der rechtlichen Stellung und Bedeutung des geistlichen Aufsichtsamtes der einem Consistorium untergeordneten Superintendenten, als unzweifelhaft annehmen, daß auch sie nicht jeder Prüfung in Hinsicht auf die Tüchtigkeit der zu Ordinirenden enthoben seyn dürfen, denn der geistliche, betende, segnende Akt der Handauflegung, der doch als ein höchst innerlicher, eigentlicher religiöser, äußerst gewissenhaft seyn muß, kann von dem Beauftragten nicht dergestalt rein werfzuegig vollzogen werden, daß er allen Antheil an der Prüfung bloß in die Seele seiner Vorgesetzten zu schieben hätte. Wenigstens darauf wird er Rücksicht zu nehmen haben, ob einmal überhaupt nach der bestehenden Einrichtung eine Prüfung der Ordinanden auch in Hinsicht auf Bekenntniß und Lehre eintrete, und sodann, ob auch im vorliegenden Falle sie stattgefunden habe, wenn er auch das Resultat dieser Prüfung einer Kritik nicht weiter zu unterwerfen hätte. Ist nun, nach der bestehenden, aus mehreren Gründen sich empfehlenden Einrichtung, nicht schon mit der Prüfung hinsichtlich theologischer Bildung und sonstiger Tüchtigkeit eine Berücksichtigung des Verhältnisses des theologischen Standpunktes der Geprüften zum Glaubensbekenntnisse der Evangelischen Kirche verbunden gewesen, erfährt vielmehr die Kirche erst durch das in dem Ordinationsgelübde enthaltene Bekenntniß die Übereinstimmung des Ordinanden mit dem kirchlichen Gesamtberufsthe und ist endlich an die Stelle des früheren bekennenden Gelübdes eine ungenügende und, so weit bekannt, nicht durch andere Verhältnisse ergänzte Form getreten, so wird ein evangelischer Superintendent, Angesichts jener ersten apostolischen Mahnung, die Hände nicht eher auflegen können, als bis ihm auf andere Weise die Überzeugung verschafft ist, daß der Ordinandus ein Mitbekenner der evangelischen (in den Symbolen ausgesprochenen) Confession sey. Aus dieser Erwägung des Verhältnisses der Verpflichtungsform zur Mitwirkung der Superintendenten bei der Verordnung der Diener am göttlichen Worte im einzelnen Falle ergibt sich auch zugleich die Bedeutung des neuen Reverfes zum Bekenntnisse der Kirche im Allgemeinen, insofern nach demselben das seiner Unterzeichnung vorhergehende Ordinationsgelübde umgestaltet oder inter-

pretirt werden soll. Bei der Incompetenz des Ministerii zur Abänderung des Rechtszustandes der Evangelischen Kirche bleibt freilich der letztere an sich durch die Neuerung, welche die bisherige bestimmte Verpflichtung zweifelhaft erscheinen läßt und deshalb von den Nichtbekennern bestens acceptirt wird, unverfehrt. Da jedoch die Ordination gegenwärtig beinahe der einzige, gewiß der wichtigste Akt ist, durch welchen die Kirche als solche ihr Bekenntniß fort und fort erneuert, auch zugleich bezeugt, daß sie in ihren einzelnen Gliedern die Gemeinschaft desselben Glaubens voraussetze, so kann die Einführung einer unbestimmten Verpflichtungsform, insofern sie nicht in der Eigenschaft als Bekenntniß anderweit supplirt wird, von einem Schwanken im Bekenntnisse, von einem Verlassen desselben um so weniger noch haltbar unterschieden werden, als damit zugleich ausgesprochen ist, daß eine Aussicht auf die Lehre nur innerhalb des Umfanges der reversmäßigen Verpflichtungsform stattfinden werde. Es sind freilich Gründe für die Annahme vorhanden, daß die Abfassung des Reverfes in einem mehr positiven Sinne geschehen sey, als die einfachen Worte desselben anzeigen und von den entgegengegesetzten Seiten sie verstanden werden. Es scheint nämlich, daß man einerseits in den Symbolen die Substanz von den unwesentlichen Bestandtheilen unterscheiden, bloß erstere als Gegenstand der Verpflichtung hat bezeichnen und andererseits solchen Geistlichen den Kirchendienst nicht hat verippen wollen, welche, der evangelischen Wahrheit zwar zugewendet, jedoch der Entwicklung ihrer theologischen Bildung gemäß, mit der Bestimmtheit der Bekenntnisschriften noch nicht völlig übereinstimmen. Wie richtig nun auch jener Unterschied und diese Beachtung der in der Kirche geschichtlich vorhandenen Übergangspunkte an sich sind, so wird dadurch doch nicht eine ganz unbestimmte Formel gerechtfertigt. Die Hervorhebung der Substanz, welche übrigens gar nicht einmal durch „Berücksichtigung“ bezeichnet ist, bleibt ohne nähere objektive Bestimmung, wie sie unter Anderem von Dr. Bickell (a. a. O. S. 3.) oder von der Berliner theologischen Fakultät (Bedenken der theologischen Fakultäten . . . über das Rescript des Herzoglichen Consistoriums zu Altenburg vom 13. Novbr. 1838. Altenb. 1839. S. 110.) gegeben wird, wirkungslos, da sofort die Frage entsteht: was zur Substanz, was nicht zu ihr gehöre? Falsch ist es auch, wenn dieser Unterschied, als durch die Union nothwendig geworden, begründet wird; ältere Theologen haben ohne Rücksicht auf die Union und längst vor derselben ihn angewandt (vgl. Buddeus, Isagoge p. 475., Walch, Einleit. in die Religionsstreitigk. d. Lutherischen Kirche II. S. 159., Baumgarten, Erläuterung. d. symb. Schriften. Aufl. 2. S. 7.). Eben so wenig kann die Berücksichtigung der verschiedenen Entwicklungsstufen christlicher Erkenntniß und Durchbildung der Theologen in der Evangelischen Kirche dieser Zeit eine Verpflichtungsform motiviren, durch welche selbst eine dem Kern und Mittelpunkt der evangelischen Lehre feindliche Richtung nicht ausgeschlossen wird. Von diesen Erinnerungen abgesehen bleibt aber jede Deutung des Reverfes, welche nicht unzweifelhaft officiell ausgesprochen wird, um so mehr ohne Einfluß auf die Sache, als die von Dr. Bickell (a. a. O. S. 32.)

mitgetheilte Erklärung in dem Ministerialbeschlusse vom 4. October 1839 als authentisch nicht anerkannt worden ist. Der Ausweg, dem eingetretenen Uebelstande durch officielle Deklaration des Reveres, welcher selbst wieder ein Commentar der früheren Verpflichtungsform seyn soll, abzuhefen, würde zwar große Unbequemlichkeit, namentlich für den öffentlichen und feierlichen Gebrauch, mit sich führen: indessen könnte die Kirche um der Sache willen einstweilen dabei sich beruhigen. Allein so lange eine derartige Erklärung oder eine andere abändernde, ergänzende, aushelfende Maßregel im Sinne des bisherigen Rechts nicht erfolgt ist, wirkt ein Superintendent, welcher bei der Ordination nach dem neuen Reverse so sich richtet, daß das Ordinationsgelübde in Bezug auf die Symbole bloß deren gewissenhafte Berücksichtigung enthält, zur Durchführung einer Maßregel mit, welche das Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche wenn auch formell noch gelten läßt, doch materiell seiner kirchlichen Bedeutung entkleidet, indem sie, obschon vielleicht wider Willen ihrer Urheber, dessen positiven Inhalt der Subjektivität preisgibt, oder in eine unsagbare, unbekannte Größe verschwinden läßt. Die Beurtheilung eines solchen Verfahrens kann nicht zweifelhaft seyn, sobald man die Idee der unsichtbaren Kirche und ihre Erscheinung in der einzelnen Landeskirche nicht völlig auseinander fallen läßt, vielmehr auch auf die letztere es bezieht, daß sie, als Haus und Gemeinde Gottes, ein Pfeiler und Grundveste der Wahrheit, — ein Bekenntnißfeld seyn soll. Der Herr aber, welcher der Menschen Herzen wie Wasserbäche leitet, verleihe den Dienern seiner Evangelischen Kirche in Kurhessen Gnade, daß sie, in großer Geduld und Demuth, auf dem Wege der Unterwerfung unter alle von Gott eingesetzte menschliche Ordnung, zugleich seine getreuen Zeugen bleiben, denn solche wird er erhalten vor der Stunde der Versuchung, die da kommen wird über der ganzen Welt Kreis!

Nachrichten.

(Die Englischen Dissenters während der letzten dreißig Jahre. Nach J. Bennett's history of dissenters during the last thirty years, from 1808 to 1838. Lond. 1839.)

Zweiter Artikel.

Die Quäker, früher so einig, haben sich ebenfalls gespalten: es sind evangelische Quäker, evangelical Friends, entstanden. Mithelbar hat auf die Bildung dieser neuen Gemeinde der Amerikanische Quäker Elias Ficks eingewirkt, indem seine deistischen Lehren auch bei den Englischen Freunden Anklang fanden; denn dadurch gingen Anderen von der Gesellschaft, denen die christliche Wahrheit Überzeugung geworden war, die Augen darüber auf, wie schlimm es sey, das Wort Gottes, wie es bisher bei ihnen geschah, zurückzusetzen und die innere Erleuchtung für höher zu achten. Sie konnten es sich auch nicht verhehlen, daß die Sprecher in ihren gottesdienstlichen Versammlungen vielfach einander ganz widerstrebende Lehren vortrugen. Mehrere Ernstgesinnte wurden dadurch bewogen, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen; sie ließen sich taufen und traten theils in die Bischöfliche Kirche, theils zu den Independenten über. — Isaac Crewdson

von Manchester warnte in einer kleinen Schrift vor der Amerikanischen Ketzerei; allein diese fand nicht nur nicht freundliche Aufnahme als ein Zeugniß für die Wahrheit, sondern er wurde sogar dringend darum angegangen, sie zu unterdrücken. Er forderte, daß ihm zuvor Irrthümer in seinen Worten nachgewiesen werden sollten; allein diese Forderung fand kein Gehör; vielmehr ward Crewdson und ein anderer Gleichgesinnter von der Gesellschaft ausgestoßen. In Folge dieses Verfahrens traten Viele der tüchtigsten Mitglieder zu Manchester von der Gesellschaft aus. Sie zeigten der Gemeinschaft ihren Austritt schriftlich an und erklärten sich bei dieser Gelegenheit entschieden gegen die schriftwidrige Hintansetzung des Wortes Gottes, so wie für die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. — Auch hierdurch wurde die Gesellschaft noch nicht zur Besinnung gebracht, denn als sich eine Anzahl von Gliedern zum Bibellesen vereinigte, wurde dies von der Behörde der Gesellschaft für gesetz- und ordnungswidrig erklärt. Kein Wunder, daß Glieder der Gemeinschaft, die ein Verlangen nach göttlicher Wahrheit hatten und zu der Überzeugung gekommen waren, diese nur in heiliger Schrift finden zu können, sich in immer größerer Anzahl los sagten. Es wurde freilich denjenigen, welche das Umsichgreifen des Sektismus fürchteten und deswegen das Bibellesen verlangten, bedeutet, daß man ja die alten Schriften der ersten Freunde lesen könne und daß, so lange diese in Ansehen stünden und gelesen würden, die Ketzerei nicht zu fürchten sey, allein ein Mitglied der Gesellschaft nahm diese Schriften der alten Quäker vor und zeigte, daß grade in diesen der Sektismus wurzele, denn in ihnen wären dieselben Ansichten offenbar ausgesprochen.

Als im Jahre 1837 die Zeit der jährlichen Versammlung herangerückt war, erkannte man, daß die Gesellschaft nicht länger schweigen und ruhig bleiben dürfe, sondern sich auf irgend eine Weise über die angeregten Fragen erklären müsse. Es wurde daher ein Altenstück aufgesetzt, das, aus Schriftworten zusammengestellt, die Hauptpunkte der christlichen Lehre entschieden bekennt und eben so entschieden Alles, was dem widerspricht, verwirft. Allein die Angeregten ließen sich dadurch nicht zufrieden stellen, sondern überreichten am Schluß der Versammlung eine Erklärung über ihre Ansichten und sagten sich dadurch los, um als evangelische Quäker eine eigene Körperschaft zu bilden. Sie erkennen in dieser Erklärung, die heilige Schrift für eine ausreichende Offenbarung an und fahren fort: „Wir sind überzeugt, daß Alles, was nach derselben noch als Offenbarung angesehen wird, eine Täuschung ist. Da die Ansichten der evangelischen Freunde über die segnete Lehre vom heiligen Geiste vielfach falsch dargestellt werden, so glauben wir es uns, euch und der christlichen Kirche überhaupt schuldig zu seyn, nachdrücklich und ohne Rückhalt unseren festen Glauben an diese Lehre in ihrem ganzen Umfange, wie sie in heiliger Schrift gelehrt wird, zu bekennen. Indem wir der Lehre von einer allgemeinen, seligmachenden, inneren Erleuchtung, als einer Lehre, die alles Schriftgrundes ermangelt, entsagen, glauben wir, daß der Mensch durch die Wirkung des heiligen Geistes von der Sünde überzeugt und fähig gemacht wird, an Christum zu glauben und ihn zu ergreifen, und daß die Wiedergeburt die Mittheilung von Lebenskraft an das Herz ist, das vorher in Übertretungen und Sünden todt war. Wir nehmen die große Grundlehre vom Glauben und der Rechtfertigung allein durch den Glauben an, wie sie vom großen Körper der evangelischen Protestanten verstanden wird. Unter dem schmerzlichen Gefühle des undurchsehbaren Schandens, den wir durch verkehrte Ansichten vom Gebet erlitten haben, unterstehen wir uns, euch ernstlich zu bitten, daß ihr doch auf eine schriftmäßige Prüfung dieser Pflicht und dieses geeigneten Vorrechts eingehen möchtet. Es gibt Leute, die in diesem, wie in anderen Fällen, an der

unrechten Seite auf ihrer Hut sind und dadurch, daß sie den Gnaden-
thron mit Sinaiischer Ehrfurcht umgeben, wie wir fürchten, zu großem
Nachtheile, Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit, Stolz und Unglauben
des von Natur harten menschlichen Herzens befördert und im Wider-
spruch mit den ausdrücklichen Aussprüchen der heiligen Schrift den
Grundsatz eingeprägt haben, daß Niemand ohne eine spürbare überna-
türliche Anregung beten solle. Wir sollten einander ernstlich zur prak-
tischen Anwendung der Grundsätze, die im Worte Gottes enthalten sind,
durch Erbauungen mit unseren Familien ermahnen, aber noch vielmehr
durch Versammlungen, die dazu bestimmt wären, unser Flehen vor den
Gott aller Gnade zu bringen. Wir sollten von Rechts wegen das Lesen
von Theilen der heiligen Schrift bei allen gottesdienstlichen Versamm-
lungen empfehlen.“

So sind die erleuchtetsten und geistlichsten Glieder aus der Gesell-
schaft der Freunde geschieden. Ob sie Recht daran gethan haben, ob
sie nicht besser in der alten Gemeinschaft geblieben wären, um ihr Licht
scheinen zu lassen? — Frägt man sie selbst danach, so antworten die
Einigen, die ganze Quäkergemeinschaft sey so verderbt, daß sie unmöglich
zu bessern sey, die Anderen: sie hoffen, daß ihre Abtrennung einen
heil samen Eindruck auf die alte Gemeinschaft machen und, wenn auch
nicht gleich, doch allmählig als ein kräftiges Zeugniß nachwirken und
eine gründliche Reformation hervorrufen werde. Freilich muß man das
ja wünschen, denn, wenn die Ansicht der evangelischen Quäker von
ihren alten Brüdern nicht zu finster ist, so geht die Gesellschaft der
Freunde dem Tode entgegen. Wie aber, wenn sie sich aufrafft und
ermannet, wenn sie in die Fußstapfen der nun geschiedenen Brüder tritt
und auch eine Gesellschaft evangelischer Quäker wird? Wird dann
noch eine Gemeinde von Quäkern bestehen? — Schwerlich, denn hal-
ten sich die evangelischen Quäker an die Schrift, so werden sie neben
den anderen quäkerischen Verfehrheiten, die mit der Schrift streiten,
ihre bisherige Ansicht von den Sakramenten und dem Lehramt aufge-
ben müssen und, wenn sie dabei eine eigene Genossenschaft bleiben wollen,
eine Independentengemeinschaft werden, die allenfalls in der Lehre von
der Gnadenwahl und vom Abendmahl von den übrigen Calvinistischen
Independen ten abweicht. — Das Quäkerthum geht also seinem Ende
entgegen. Durch die Erscheinungen des Pictismus und der Separation
der evangelischen Freunde ist demselben das Urtheil gesprochen und
zwar hat es sich selbst gerichtet. — Was in England geschehen ist,
wird nach Amerika hinüberwirken. Die Anregung dazu ist schon ge-
geben, denn ein Amerikanischer Quäker, Eliza Watts, der bei einem
Aufenthalte in England seine Ansicht von den Sakramenten geändert
und Taufe und Abendmahl empfangen hat, ist bei seiner Rückkehr nach
Amerika durch seine bisherigen Glaubensgenossen in die Nothwendigkeit
versetzt worden, seine Entsagung auf die Rechte eines Gliedes der Ge-
sellschaft der Freunde zu veröffentlichen.

Neben den bisher bestehenden Parteien der Baptisten, den general
und particular baptists, von denen die ersteren Arminianisch, die letz-
teren streng Calvinisch sind und auch wohl vorzugsweise Baptisten
genannt werden, ist eine neue, die der Schottischen Baptisten,
aufgekommen. Jedoch besteht das Merkm al, wodurch die Glieder dieser
Gemeinschaft sich von den übrigen Baptisten unterscheiden, nicht darin,
daß sie geborene Schotten sind — denn ganze Gemeinden derselben
bestehen aus geborenen Engländern —, sondern es sind Grundsätze, die
in Schottland ihren Ursprung genommen haben und nach England ver-
pflanzt sind, durch deren Annahme diese Baptisten sich auszeichnen.

Auß er Charakteristisches würden sie wohl bezeichnet, wenn man sie sau-
demanianische Baptisten oder Baptistische Sandemanianer nennte, denn
neben der Verwerfung der Kindertaufe findet sich bei ihnen eine große
Geringschätzung des Lehramts, an dessen Stelle gegenseitige Ermahnung
getreten ist. Hinsichtlich der Taufe der Erwachsenen sind sie der An-
sicht, daß dieselbe zur Seligkeit durchaus nothwendig sey, und geben
dabei oft zu dem Vorwurfe Anlaß, daß sie dieselbe als opus operatum
ansahen. Länger schon hatte diese Partei in Schottland bestanden,
allein der Übertritt der Gebrüder Robert und James Haldane gab
ihr erst Bedeutung, denn diese, früher Mitglieder der Schottischen
Staatskirche, darauf Schottische Independenten, waren nach ihrem An-
schlusse an die Schottischen Baptisten auf alle Weise bemüht, ihre Grund-
sätze nicht nur über Schottland, sondern auch über England und Ir-
land auszubreiten. Sie schickten Prediger nach London, Portsmouth,
Nottingham und anderen Städten, aber theils ist die Zahl der Ge-
meinden doch nicht besonders groß, theils sind die einzelnen nicht beson-
ders zahlreich geworden, da bei besonderer Streitsucht, die ihnen eigen
ist, Viele sich bald wieder nach ihrem Anschlusse von ihnen zurückziehen.
Es findet sich bei ihnen ein besonderer Eifer, dem Herrn das alleinige
Ansehen in seiner Kirche zu verschaffen und fleißige Schriftforschung,
jedoch wird es ihnen zur Last gelegt, daß sie die Erkenntniß des Wortes
Gottes weder denen bringen, die draußen stehend und unwissend sind,
noch auch an denen zu kräftiger Wirksamkeit gelangen lassen, die auf
ihre Einsichten eingehen. Von ihrem Abendmahl schließen sie alle In-
dependenten, aber auch alle Baptisten, die nicht in Hinsicht auf Kirchen-
zucht Sandemanianer sind, aus, während die übrigen Baptisten nach
und nach so wenig engherzig geworden sind, daß sie sogar solche zulassen,
die die Kindertaufe halten. Die Edinburger Bibelgesellschaft steht beson-
ders unter Leitung dieser Partei und namentlich der Haldane's.

Die bisher genannten Parteien müssen sämmtlich als Abzweigungen
von schon früher vorhandenen angesehen werden, allein es sind
neben ihnen auch ganz neue entstanden.

Eine solche neue Sekte sind die Southcottianer oder Johan-
niter. Johanna Southcott, die Tochter eines Landmannes zu
St. Mary Dittory in Devonshire, rief diese in's Daseyn. Aus der
Bischöflichen Kirche trat sie zu den Wesleyanern über, wurde aber von
diesen ausgeschlossen, weil sie vorgeblichen Visionen Geltung verschaffen
wollte. Was sie von ihren Gesichten in's Publikum gelangen ließ,
erregte Aufmerksamkeit, und bald fanden sich Leichtgläubige, die sie als
eine Prophetin ansahen. Zuletzt verkündigte sie sich als das Weib aus
dem zwölften Capitel der Offenbarung, und da sich darauf Leute um
sie sammelten, die theils getäuscht waren, theils ihre besonderen Absich-
ten hatten, so bildete sie Gemeindevereine, von denen der bedeutendste
in dem Theile von London, der Southwark heißt, bestand und sich in
einem Hause versammelte, das vor allen anderen das Haus Gottes
genannt wurde. Hier gab sie vor, die hundert vier und vierzig Tau-
send zu versiegeln, indem sie Jedem, der eine halbe Krone dafür bezahlte,
diese Ehre in einem Papierpackete ertheilte. Sie ging zuletzt so weit,
sich, obgleich unverheirathet, für schwanger und die Mutter des zweiten
Messias, den sie Schiloh nannte, zu erklären. Kostbare Vorbereitungen
wurden von ihren Anhängern für die Geburt des Kindes gemacht; die
Wiege kostete 200 Pf. Sterl. und wurde öffentlich zur Schau gestellt.
Jedoch das Unwohlseyn, das sie empfinden mochte und für Symptom
der Schwangerschaft gehalten hatte, endigte mit ihrem Tode.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 4. März.

N^o 19.

Der gegenwärtige Zustand und die neuesten Ereignisse in der Schottischen Landeskirche.

Unter allen zur Reformationszeit gegründeten Landeskirchen hat keine bis auf den heutigen Tag ein solches Leben, eine solche Frische und Beweglichkeit behalten, als die Schottische. Ihre alte Verfassung ist nichts weniger als veraltet; sie selbst wird im Volke so wenig gering geschätzt oder vernachlässigt, daß sie vielmehr gerade in unseren Tagen, ohne alle anderen Mittel als ihre geistige Gewalt, neue, entschiedene Siege über die dissidentirenden Sekten erkämpft, und die Schismatiker wieder anfängt in ihrem Schoße zu vereinigen.

Indem wir Gernberg's belehrendes Buch: „Die Schottische Nationalkirche,“ oder wenigstens die Auszüge aus demselben in der Ev. K. Z. 1828 Nr. 15. voraussetzen, knüpfen wir zunächst, bei unserer Schilderung des gegenwärtigen Zustandes, an den dort geschilderten Gegensatz der Moderate und der Evangelical an. In allen nicht erstorbenen Kirchengemeinschaften fand sich überall ein Gegensatz bilden zwischen solchen, welche vorzugsweise die Einheit und objektive Bedeutung der Kirche in Lehre, Verfassung und Wirksamkeit, und solchen, welche mehr ihre Reinheit, sowohl in ihren einzelnen Instituten als in den Individuen, als Ziel vor Augen haben; nur daß sich der Charakter dieser Gegensätze nach dem Grundcharakter der Kirchengemeinschaften selbst modificirt. In England hält die High-Church-Party (die strengkirchliche Partei) an der Episkopalverfassung, an der engen Verbindung der Englischen mit der allgemeinen, äußerlich erscheinenden Kirche Christi in allen Jahrhunderten, an allen altkirchlichen Instituten, an einer gewissen kirchlichen Überlieferung, an der wesentlichen Verbindung von Kirche und Staat fest, und streift in einigen ihrer Glieder an das Römisch-Katholische an, indem sie grade den Grundcharakter der Reformation, den subjektiven Mittelpunkt des Christenthums, die Rechtfertigung durch den Glauben, mehr oder weniger verkennt; während die Evangelical, im Ganzen gewiß die innigeren, lebendigeren Christen, die äußere Kirche mit ihrer Verfassung nur als eine der besten Formen der in allen christlichen Gemeinschaften verbreiteten unsichtbaren Kirche ansehen, vorzugsweise auf die persönliche Befehrung und Wiedergeburt und die Gemeinschaft der Glieder Christi unter einander dringen, mit den Dissenters sich vielfältig verbinden und ihnen annähern. In Schottland gestaltet dieser Gegensatz sich darum verschieden, weil in der presbyterianischen Verfassung selbst die Reinheit der Kirche und ihrer Glieder durch die größere Gleichheit sowohl der Geistlichen unter sich als auch mit den Laien, so wie durch eine nie ganz vernachlässigte Kirchenzucht von Anfang an bei

weitem mehr zu dem Wesen derselben gehörte. Ein Gottesdienst, welcher mit schneidender Schroffheit sich nach dem Buchstaben des Neuen Testaments gestaltete, in welchem das Verstandeselement, was überhaupt in der reformirten Kirche vorherrscht, bis auf Anstand und Gehehrden jede Art von Symbolik verbannt hat, eine Verfassung, welche, über die Verschiedenheit der Zeiten und Völker und den Verlauf der Geschichte sich hinwegsetzend, ganz an die Formen der apostolischen Kirche sich anschließen wollte, mußte, nachdem die Zeit der theokratischen Herrschaft der Kirche über den Staat nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Ende ging, besonders unter den Kämpfen mit den Episkopalen, weit mehr der auf subjektive Reinheit gerichteten Partei einen Anhaltspunkt darbieten, während die objektivkirchliche Partei — freilich auch in Schottland die bei weitem unbedingtere, geistig und sittlich zum Theil versteinerte — mehr in der Verbindung der Kirche mit dem Staat, die ihre Gegner öfters völlig zu zerreißen suchten, ihren Mittelpunkt suchten. So haben denn also die Schottischen Evangelical einen weit kirchlicheren Charakter als die Englischen, und die Schottischen Moderate zeigen schon durch ihren Namen, daß sie den kirchlichen Übertreibungen sich entgegensetzen, von denen ihre Geistesverwandten, die Englischen High-Churchmen, grade ihren Namen haben.

Seit dem Erscheinen von Gernberg's Buche hat sich nun in der Schottischen Kirche die große Veränderung zugetragen, daß die damals noch kirchlich, wo nicht unterdrückte, doch meistens unterliegende Partei der Evangelical in den kirchlichen Versammlungen und Gerichtshöfen entschieden das Übergewicht bekommen hat. Als die alte volksthümlich Schottische Partei hatte sie von jeher im niederen Volke einen sehr bedeutenden Anhang; um so mehr mußte nun, da sie auch in der Kirchenregierung das Ruder ergriffen, ein neues Leben in die unter den Händen der Moderate, wenn auch nicht grade ersterbende, doch nicht lebendig fortschreitende Kirche dringen. Dies ist ganz besonders seit dem Jahre 1832 der Fall. Wie die Parlamentsreform, bei manchen bedenklich zerstörenden Elementen, doch auch in viele erstarrte politische Institutionen mehr Regsamkeit brachte und die Circulation der hie und da stockenden Säfte förderte, so trug sie auch in Schottland dazu bei, die Macht der trägen Gewohnheit zu brechen, und dem frischen, mächtigen Strome des christlichen Lebens kirchliche Kanäle zu eröffnen. So hat denn insbesondere eine kirchliche Thätigkeit der Generalversammlung der Kirche (General Assembly) seit jener Zeit begonnen, welche wohl nirgends jetzt auch nur entfernt ihres Gleichen hat. Namentlich ist die letzte Sitzung im Mai und Juni v. J.

eine der wichtigsten in der neueren Kirchengeschichte von Schottland gewesen.

Drei große Missionspläne (evangelistic schemes) haben die Schottische Kirche seit einigen Jahren beschäftigt, und sind schon in voller Ausführung: Eine Mission in Indien, die Ausdehnung der Presbyterianischen Kirche in den Englischen Kolonien, und eine Mission unter den Juden. Dr. Brunton erstattete in der Generalversammlung den Bericht der für die Indische Mission niedergelegten Commission. Er begann damit, die Hoffnung auszusprechen, daß durch die Beschäftigung mit diesem Gegenstande, über welchen es nie eine Meinungsverschiedenheit in der Kirche gegeben habe, ein heiliger und gemeinschaftsbildender Geist über die Berathungen der Versammlungen werde ausgegossen werden. In jeder der drei Presidencies von Indien sey letztes Jahr ein Missionar mehr angestellt worden. Die Thätigkeit der Eingeborenen scheine das Werkzeug in der Hand des Herrn zur Bekehrung dieses finsternen Landes werden zu sollen; darum müßten vor allen Dingen die Pflanzschulen zu ihrer Ausbildung in voller Wirksamkeit erhalten werden. In dem Seminar zu Calcutta hat ein Jüngling, Mahandra, unter den größten Anfechtungen und Verläugnungen sich zum Christenthum gewandt. Die Einnahme der Generalversammlung für Missionen hatte vom 20. Mai 1837 bis dahin 1838 betragen 4089 Pfd., und bis eben dahin 1839: 5437 Pfd. Auf den Universitäten Glasgow und Edinburgh waren Hilfsvereine gestiftet worden. Der Bericht der Commission beantragte zuletzt noch, daß jeder der drei presbyterianischen Gemeinschaften in Indien das Ordinationsrecht möchte ertheilt werden. — Die Commission für die Kolonialangelegenheiten hat sich vorzüglich mit Canada beschäftigt, um dort für die Schottische Kirche aus dem geistlichen Fond einen angemessenen Antheil zu erwirken, und zugleich die Gründung einer theologischen Lehranstalt in Canada einzuleiten. Ein Deputirter einer Canadischen Synode forderte dringend zu größerer Thätigkeit für dies sehr verlassene Land auf, wo es 1—200,000 Schottische Ansiedler, weit umher zerstreut, gebe, mit etwa funfzig Predigern, die wegen der großen Ausdehnung des Landes bei weitem nicht ausreichten. — Hieran schloß sich auch der einstimmig angenommene Antrag, die Generalversammlung solle beiden Häusern des Parlaments eine Bittschrift übergeben, daß den presbyterianischen Soldaten der Britischen Armee auch außerhalb Schottland durch Anstellung von presbyterianischen Geistlichen und Schullehrern christliche Unterweisung verschafft werden möchte.

Besonders merkwürdig war der Bericht der Commission zur Erweiterung alter und der Erbauung neuer Kirchen, den der bekannte Dr. Chalmers vortrug. Der Bericht wies nach, daß 1835 erweitert oder neu erbaut seyen 62 Kirchen für 65,626 Pfd.

1836	"	"	"	"	26	"	"	32,359	"
1837	"	"	"	"	67	"	"	59,311	"
1838	"	"	"	"	32	"	"	48,683	"
1839	"	"	"	"	14	"	"	25,959	"

so daß also in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren in einem Lande von 2½ Million Einwohner (wenig größer als Schlesien)

die ungeheure Summe von 231,939 Pfd. (nach unserem Gelde 1,623,573 Thlr.) durch freiwillige Beiträge innerhalb der Kirche selbst zu diesem Zwecke aufgebracht und verwendet worden sind. Mit wie großem Eifer dieser Plan aber noch fortwährend verfolgt wird, möge folgende merkwürdige Erzählung des Berichts lehren: Herr Wilh. Campbell in Glasgow, der freigebigste und thätigste Beförderer dieser Unternehmung, hat folgenden Plan für die Zukunft vorgeschlagen: Es sollen Beitragende zusammen-treten, welche für jede von hundert Kirchen, die später als der Bericht der Commission von 1838 angefangen worden, wenigstens 1 Pfd. subscribiren. In diesen Supplementfond sind im letzten Jahre bereits 27,000 Pfd. geflossen, die zu den obigen 25,959 noch hinzukommen. Herr Campbell hat für jede dieser neuen Kirchen 25 Pfd. unterzeichnet, mit dem Versprechen, wenn für eine jede derselben nicht wenigstens tausend Personen 1 Pfd. unterzeichnen würden, dann seinen Beitrag zu verdoppeln! Außerdem haben drei Privatpersonen, Herr Gladstone in Leith, der Herzog v. Buccleugh und der Marquis v. Bute, jeder eine ganz neue Kirche errichtet, wo noch keine stand.

Nachdem in der Generalversammlung der Antrag, daß der Bericht gedruckt, und dem Dr. Chalmers der Dank der Versammlung ausgesprochen werden solle, einstimmig angenommen war, trat Dr. Smyth auf und sagte: Wenn er bedenke, wie viel sie Alle und die ganze Schottische Kirche diesem Manne (Dr. Chalmers) verdankten, und da gewiß Alle ihn um seines Werthes willen sehr hochschätzten, so fühle er sich gedrungen, die Versammlung aufzufordern: sie möchten Alle mit Einem Herzen dem allmächtigen Geber jeder guten und vollkommenen Gabe für einen solchen Mann danken, und Ihn bitten, daß Sein Segen auf ihm ruhen möge. Der Moderator sagte darauf, er sey gewiß, daß Alle darin einstimmen würden, zugleich glaube er aber, daß kein Glied der Versammlung ihm widersprechen würde, wenn er Dr. Smyth selbst ersuchte, dies Gebet zu halten. Darauf hielt Dr. Smyth ein höchst eindringliches Gebet.

Da die Zahl der Kirchen und der Predigerstellen noch immer in hohem Grade unzulänglich befunden wird: so hat ferner seit den letzten Jahren die Generalversammlung ihr Augenmerk auf die Candidaten (probationers) gerichtet, um sie im Dienste der Kirche zu beschäftigen. Diejenigen Presbyteries, *) welche über die Anzahl derselben Berichte eingegeben hatten (einige hatten es nicht), zählten in ihrer Mitte 592 Candidaten; die Commission schlug deshalb (die außerhalb Schottland wohnenden mit eingerechnet) die Gesamtsumme etwa auf 700 an. Von den 592 waren 276 als Gehülfen oder Missionare beschäftigt; 148 als Lehrer; 131 waren ohne Beschäftigung, 37 in weltlichen Berufsweisen; von der ganzen Zahl konnten 65 Gälisch predigen. Die Berichte sollen nun bis zur Sitzung dieses Jahres (1840) vervollständigt werden, und zugleich die Presbyteries Nachrichten eingeben über alle von geistlicher Fürsorge entblößte Theile ihrer Parochien, und über die Zahl der Candidaten, welche dort zu arbeiten sich willig möchten finden lassen. So hoffte

*) D. h. nach unserem Sprachgebrauch: Kreis-Synoden.

die Commission der Zunahme der geistlichen Finsterniß im Lande einigermaßen entgegenzuarbeiten. — Zugleich faßte die Versammlung den Beschluß, allen Presbyteries und Synods *) nachdrücklich zu empfehlen, daß sie tüchtigen jungen Leuten in's Predigamt verhelfen. Bei dieser Gelegenheit wurde bemerkt, daß seit den letzten Jahren die Zahl der Stellen in der Kirche sich in Folge der neueren Maßregeln fast verdoppelt habe!

Die Ausbreitung des Christenthums unter den Juden gehört ferner zu den schon seit Jahren von der Schottischen Kirche verfolgten Plänen. Die für diesen Zweck niedergesezte Commission begann ihre Thätigkeit damit, daß sie mit mehreren durch Frömmigkeit und Einsicht ausgezeichneten Männern in Correspondenz trat, welche, sowohl in Schottland als außerhalb, für diese Sache sich lebhaft interessirten, namentlich mit der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden (welche ganz der Episkopalkirche angehört); von dieser letzteren wurden ihr alle bisherigen Berichte mitgetheilt und das Versprechen gegeben, ihre Nachforschungen und Arbeiten aufs Bereitwilligste zu unterstützen. Von dem Heiden-Missionar der Schottischen Kirche, Wilson, zu Bombay, hat sie wichtige Mittheilungen über den Zustand der Asiatischen Juden empfangen. Während die Commission aber auf diese Weise beschäftigt war, trafen merkwürdige Fügungen ein, welche ihr den Gedanken als wichtig und zugleich als recht gut ausführbar zeigten, daß direkte Nachforschungen durch Männer ihres eigenen Vaterlandes und ihrer Kirche, die unter ihnen lebten und Allen bekannt seyen, zu weit befriedigenderen Resultaten führen würden, als die Benutzung von Druckschriften oder von den bruchstückartigen Nachrichten einer noch so weit ausge dehnten Correspondenz. So wurden denn Deputirte ausgesandt, welche, wie aus den Zeitungen bekannt ist, im vorigen Jahre Aegypten, Syrien, Kleinasien, einen Theil der Europäischen Türkei, Rußland und Polen durchreist haben. Charakteristisch ist folgende bei dieser Gelegenheit vorkommende Bemerkung: „Für jetzt macht die Commission auf den Hauptunterschied der rabbinischen und der reformirten Juden aufmerksam. Die ersteren hängen an den Gebräuchen und Überlieferungen ihrer Väter, die letzteren stehen unter dem Einfluß des falschen Liberalismus unserer Tage. Es ist eine merkwürdige Verwandtschaft in dieser und anderer Beziehung zwischen Judenthum und Papstthum. Zugleich bietet sich dabei aber auch ein auffallender Gegensatz dar, der zu Gebet und Anstrengungen für die Juden im höchsten Grade aufmuntert: dieselbe heilige Schrift belehrt uns, daß nach Gottes gerechtem Gericht die Papisten, als ein Ganzes, dem unwiderruflichen Abfall hingegeben sind, daß aber Israel Blindheit nur zum Theil widerfahren ist, und daß eine Zeit kommt, wo nach dem unerforschlichen Reichthum der göttlichen Gnade die Decke des Unglaubens hinweggenommen und ganz Israel gerettet werden wird.“ — Von mehreren Seiten wurden der Commission Jerusalem und Bombay als Missionsstationen vorgeschlagen; doch wurde die Aufmerksamkeit noch auf einen ganz anderen Punkt

hingelenkt. „Die Britische Regierung,“ sagt der Bericht, „hat vor einiger Zeit den Hafen Aden am rothen Meere, früher den Mittelpunkt des Verkehrs für ganz Arabien, in Besitz genommen. Obwohl es von seiner früheren Bedeutung viel verloren hat, ist man doch allgemein einverstanden, es werde im Britischen Besitz sie wiedererlangen. Was uns noch mehr für diesen Platz bestimmte, war, daß während wir schon in Gedanken ihn ausgewählt hatten, ein freigebiger und für diese Sache begeisterter Mann hier in Edinburgh, auf den Fall, daß ein tüchtiger Missionar dorthin geschickt würde, ein Gehalt von 200 Pfd. jährlich ihm ausgesetzt hat.“ Demzufolge ist denn nun auch die Anstellung und Ausendung dieses Missionars erfolgt.

Einen ausgezeichneten Platz in der Thätigkeit der Gesellschaft nehmen die Maßregeln unter dem Namen „Catholic Measures“ ein, Bemühungen, „die Einigungsbande mit anderen gesunden Zweigen der christlichen Kirche fester zu machen.“ Ganz besonders merkwürdig ist, daß die Schottische Kirche gegenwärtig in lebhafter und viel versprechender Unterhandlung mit den sogenannten Original Seceders begriffen ist, um diesen bedeutenden Theil der Schottischen Bevölkerung wieder mit sich zu vereinigen. Von 1732 an haben sich nämlich mehrere Geistliche und Gemeinden von der Kirche deshalb losgesagt, weil diese die treue Anhänglichkeit an die alten Bekenntnisse und Kirchenordnungen verlassen, und namentlich das Patronatrecht in der Kirche habe aufkommen lassen. Unter ihnen selbst brach dann wieder darüber eine Spaltung aus, ob der in den royal boroughs (den freien, nicht unter Privatpersonen stehenden Städten) zu leistende Bürgereid mit der Clausel: „die bestehende Landesreligion aufrecht zu erhalten,“ mit dem Gewissen eines Bekenntners der Schottischen Symbole vereinbar sey oder nicht, und danach theilen die Seceders sich in Burghers und Antiburghers. Unter beiden Parteien hat sich dann wieder der Unterschied eines Old Light und New Light gebildet, von welchen die letztere Partei über das Verhältniß von Kirche und Staat ganz independentisch zu denken scheint. Das Old Light der Burghers bildete im Jahre 1825 die Original Burghers Associate Synod und zählte 42 Presbyteries mit einer Synod, 42 Gemeinden mit 29 Geistlichen. *) Diese Original Burghers haben immer an dem Grundsatz einer Landeskirche, im Gegensatz der independentischen Trennung von Kirche und Staat, festgehalten, sie haben in der neuerlichen gefährlichen Lage der Nationalkirche (wovon später) eine eigene Synodalversammlung gehalten, um sich zum Gebete für sie zu vereinigen; und darauf zu dem Beschlusse sich vereinigt, der Kirche ihr volles Vertrauen auszusprechen, und Unionsverhandlungen anzuknüpfen.

Eben so sind schon längst Unterhandlungen im Gange, die in England wohnenden Presbyterianer (meist Schottischer Abkunft) in engere Verbindung mit der Schottischen Nationalkirche zu setzen. Zwar wurde der Antrag der Englischen Presbyterianer, ihre Synod mit den dazu gehörigen Presbyteries förmlich in den Verband der Schottischen Landeskirche aufzunehmen,

*) Provinzial-Synoden.

*) Gernberg, die Schottische Nationalkirche, S. 246 u. f.

mit großer Majorität von der Generalversammlung abgelehnt; dagegen folgender Beschluß angenommen: „Die Generalversammlung der Schottischen Kirche bezeige ihre herzlichste Freude darüber, daß die Englischen Presbyteries sich zu einer Synode vereinigt hätten, welche nun die oberste Behörde für alle an den Westminster Standards festhaltenden Presbyterianer bilden solle; und sie sey von Herzen bereit, das Ihre zu thun, um durch eine innige Verbindung mit jenen Englischen Presbyteries ihre Hände zu stärken; die beiden Kirchen sollten gegenseitig sich fleißig Mittheilungen machen durch Deputirte, welche sie zu ihren Versammlungen schickten; die Generalversammlung wolle ihren Geistlichen und Candidaten einschärfen, daß sie während ihres Aufenthalts in England, möge er nun von kürzerer oder längerer Dauer seyn, in Gemeinschaft und nahen Verkehr mit den Predigern und Gemeinden jener Synode treten sollten.“

In der Generalversammlung erschien ein Geistlicher, Namens Morgan, als Abgeordneter der Synode der Presbyterianischen Kirche in der Provinz Ulster (in Irland), und gab in einer Rede eine Schilderung des Zustands jenes Landes. Die Nachrichten über die dortigen Presbyterianer, die man bisher völlig dem Arianismus und Socinianismus preisgegeben glaubte, sind völlig neu und vom höchsten Interesse. „Das Grundübel von Irland ist die Unwissenheit im Worte Gottes. Nicht die Hälfte der Einwohner, glaub' ich, hat je eine Bibel in der Hand gehabt mit dem Gedanken, daß es ein Buch ist, das von Gott kommt, dessen Mittheilungen sie daher unbedingte Ehrfurcht schuldig seyen; vielmehr verbinden sie damit meistens eine Furcht vor Gefahren und Besorgnisse, wie vor Ansteckung und Tod. Noch im Jahre 1820, wo ich Pastor einer kleinen Gemeinde in der Stadt Carlow wurde, konnte ich in keinem Buchladen eine Bibel bekommen; obwohl die Stadt 10,000 Einwohner hat. Daher herrscht überall ein profaner Geist; in jedem Gespräche hört man Flüche; im Handel und Wandel kann kaum Einer mit dem Anderen einen Satz aussprechen, ohne einen Schwur darauf zu setzen. Trunkenheit ist in Irland ganz national und zum Sprichwort geworden. Das arme Irland bezahlt jährlich sechs Millionen Pfd. für Branntwein, während die Abgaben an die Landeskirche, über die so bitter geklagt wird, noch nicht eine Million betragen. Statt voll Friede und Liebe, ist das Land mit Blut besetzt; Menschenleben gelten nicht viel, und für einige Pfund kann man in den süßlichen Provinzen den Mord eines noch so hochgeachteten Mannes erlangen. Die Irisch redende Bevölkerung mag etwa drei Millionen betragen, von denen ungefähr eine halbe Million nichts als Irisch kann, während die Übrigen ihre Muttersprache der Englischen wenigstens vorziehen. Nun kann ich aber als eine Thatsache hinstellen, daß es in ganz Irland keinen Ort gibt, wo das Wort Gottes regelmäßig und beständig in Irischer Sprache verkündigt wird. Und gab es je eine Zeit, wo „der Mensch der Sünde“ seine

Herrschaft in Irland behauptete und seine Eroberungen noch weiter ausdehnte, so ist es die jetzige. Römisch-Katholische Kapellen erheben ihre glänzende Front im ganzen Lande. Tausende von Pfunden kommen jährlich von außerhalb, dies Werk zu fördern. In unserer protestantischen, presbyterianischen Stadt Belfast wurden wir mit einer Katholischen Kathedrale bedroht. — Die Synode der Provinz Ulster entstand vor etwa zweihundert Jahren, und hat seitdem mancherlei Wechsel durchgemacht. Ihr Anfang war unter Prüfungen, aber kräftig und gesegnet, und ihre Glieder genossen damals einer Erweckungszeit, so gnadenreich wie wohl selten eine Kirche seit der apostolischen Zeit. Allmählig drang aber eine verderbliche Lauheit ein, und ihre Bemühungen erschlafften. Nach hundert Jahren fing die Irrellehre in der Gestalt des Arianismus an aufzutreten, welche bald die Oberhand erhielt. Doch der Geist des Herrn erhob sein Panner gegen den eindringenden Feind. Ein Eifer gegen die Irrellehre erwachte von Zeit zu Zeit, und verschiedentlich wurde dagegen gekämpft; aber der letzte Kampf war der kräftigste, und mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt. Mehrere Jahre dauerte er; bis im Jahre 1829 die Kirche wieder auf ihrer alten Grundlage erbaut ward, und wir nun wieder mit Ihnen in der Lehre und Verfassung eins geworden sind. Die Kirche ist von den Irrellehrern gereinigt, ihre Rechtgläubigkeit ist nun wieder gesund, nicht im äußerlichen Bekenntniß bloß, sondern in der That, und ihr Gedeihen in der letzten Zeit hat gezeigt, daß Gottes Segen auf ihr ruhet. Bei der Trennung der Arianer von uns hatten wir 209 Gemeinden, jetzt sind es 270, und bald werden es über 300 seyn. Ungefähr die Hälfte derselben ist von der Regierung dotirt worden, und wir hoffen, daß es bald alle seyn werden. In diesen Jahren sind, so weit meine Kenntniß reicht, auf Erweiterung und Erbauung von Kirchen etwa 80,000 Pfd. verwendet worden; in den letzten vier Jahren ausschließlich zur Erbauung von Kirchen, wo früher keine standen, 30,000 Pfd. Unabhängig hievon unterhält nun die Synode von Ulster eine Mission. Ihr erster Zweck ist, die Bedürfnisse unserer Presbyterianer zu ermitteln, und ihnen durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel das Evangelium zu bringen. Missionare, Katecheten und andere Agenten werden unter sie geschickt, um die geeignetsten Wege einzuschlagen, daß ihnen ein ordentliches Predigtamt zu Theil werde. Nächst diesen ist unsere Aufmerksamkeit auf die im Westen und Süden des Königreichs zerstreuten Presbyterianer gerichtet. Hirten werden zu ihnen gesandt, sie an den trüben und finsternen Tagen zu suchen; und könnte ich Ihnen ein solches Zusammentreffen schildern, wie es oft auf diesen Reisen vorkommt, wenn der Anblick eines presbyterianischen Geistlichen die Erinnerungen früherer Zeiten wieder erweckt, gewiß, es würde eine Saite berühren, deren Schwingungen in jedem Schottischen Herzen vernehmbar seyn würden.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 7. März.

N^o 20.

Der gegenwärtige Zustand und die neuesten Ereignisse
in der Schottischen Landeskirche.

(Fortsetzung.)

„Außer diesen Presbyterianern hat die Mission noch die
Freisch redende Bevölkerung im Auge. Lehrer werden unter sie
gesandt, welche von Haus zu Haus die heilige Schrift vorlesen,
und denen, die es wünschen, Unterricht geben, sie zu lesen. Dies
ist der einzige Zugang zu der Freischen Hütte und dem Freischen
Herzen; aber es ist auch eine weite Thür, die viel Frucht wirkt.
Die Liebe zu ihrer Muttersprache ist so groß, daß Niemand sie
davon abschrecken kann, sie zu lesen; Manche, die die Englische
Bibel in's Feuer werfen würden, tragen die Freische in ihrem
Busen, und haben sie sie einmal gekostet, wollen sie immer mehr
davon. Der Freische Lehrer ist nun eine der wohlbekanntesten
Personen in unserem Vaterlande. Viele von ihnen sind grausam
geschlagen und verwundet worden, und Einige haben ihr Zeug-
niß mit ihrem Blute besiegelt. Die Psalmen David's sind in
Freische Verse gebracht worden, und die süßen Zionslieder sind
an die Stellen der wilden empörenderen Gesänge getreten. Der
kleine Westminster-Katechismus ist in's Freische übersetzt und hat die
Jerthümer Butler's und die Unreinigkeiten des Peter Dens
ersetzt. Dies sind einige der Arbeiten unserer Synode seit ihrer
Wiedergeburt; und wie wir Grund haben uns zu demüthigen
wegen unserer früheren Saumseligkeit, so bitten wir um Gnade,
in Zukunft treuer zu seyn. Aber es ist nicht unsere Kirche allein,
deren Stellung in Irland so anziehend und so wichtig ist. Die
Landeskirche (bekanntlich die mit der Englischen vereinigte Bi-
schöfliche) hat eine der merkwürdigsten Erweckungen
und Erneuerungen erfahren, die wohl je in einer
Kirche vorgekommen sind. Keine Kirche konnte weiter von
der ersten Liebe der frühesten Gemeinden abgekommen seyn als
sie; aber jetzt ist sie durch Gottes Gnade voll Leben und Ge-
deihen. Die Veränderung ist eine der schnellsten, die man in
irgend einem Volke gesehen hat, gewesen. Ich habe einen Geistli-
chen in Kilkenny sagen hören, er erinnere sich noch der Zeit
im Jahre 1799, wo er vergeblich nach einem Amtsbruder in
der herrschenden Kirche sich umgesehen, der sich mit ihm zum
Gebete vereinigt hätte. Und welches Zeugniß legt dieser nun
ab? Der ganze Landstrich, in dem er wohnt, ist voll erleuch-
teter, warmer, eifriger Diener des Herrn. Und außerdem wirken
die Seceders, die Hibernische Bibelgesellschaft, die Sonntags-
schulgesellschaft alle auf mächtige Weise. Aber allen frommen
Männern und frommen Unternehmungen tritt in Irland ein
gewaltiger Widerstand entgegen; da ist ein mächtiger Kampf
zwischen Wahrheit und Irthum, Licht und Finsterniß; da muß

Jeder sich aussprechen, Jeder feststehen. Der Kampf ist aber
zu heiß, als daß er lange währen könnte. So laden wir Sie
denn ein: Kommt dem Heere des Herrn zu Hülfe gegen seine
mächtigen Feinde! Was wir besonders von Ihnen erbitten möch-
ten, ist, daß Sie sich offen für unsere Sache erklären, daß Sie
Ihren Kirchenbehörden sie an's Herz legen, damit, wenn unsere
Abgeordneten Ihr Land besuchen, sie sich nicht hindurchstellen
müssen, sondern Sie mit Ihrem Vorwissen und Gutheißern kom-
men. Mitten in einem heulenden Sturme und auf dem Gipfel
eines steilen, dürren Gebirges pflanzen wir den Baum des Le-
bens; kommt und helft uns unseren Baum und unsere Arbeit
schirmen, bis seine Wurzeln in die Erde gedrungen sind und er
wächst und Frucht bringt, und seine Blätter zur Arznei den
Völkern dienen.“

Dr. Dewar bestätigte es dann auch noch aus eigener
Beobachtung, wie unerläßlich nothwendig es sey, das Freische
Volk in seiner eigenen Sprache zu unterrichten. So merkwürdig
die Erneuerung in der herrschenden Kirche sey, so habe sie doch
darum noch wenig Vortheile über das Papstthum errungen, weil
sie der Freischen Sprache sich nicht bediene. Er fügte dann
hinzü, die Generalversammlung könne das Papstthum in Irland
nicht besser bekämpfen, als durch Unterstützung der Freischen
Mission der Synode von Ulster.

Darauf wurde beschlossen, der Moderator solle die innige
Theilnahme der Versammlung an den Fortschritten und der Thä-
tigkeit für das wahre Christenthum in der Ulsterischen Synode,
und ihre große Freude über ihr Wachsthum an Zahl aussprechen,
und daß die Generalversammlung die Mission jener Synode der
thätigen Unterstützung aller Glieder der Schottischen Kirche auf's
Herzlichste empfehlen werde.

Die Schottische Kirche jedoch, welche unser bisheriger Be-
richt uns in einem so blühenden Zustande gezeigt hat, befindet sich
durch eine andere Frage jetzt in einer gefährlichen Krisis, in
welcher ihre Grundfesten bedroht sind: durch die Frage über
das Patronatrecht. Da hievon auch in politischen Zeitungen
bei Gelegenheit der Parlamentsverhandlungen oft, und auch im
jetzt versammelten Parlament mehrmals schon die Rede gewesen
ist: so wird es gewiß unsere Leser interessieren, wenn wir diesen
Gegenstand recht ausführlich besprechen. Der Schottische Re-
formator John Knox hatte in seiner schroffen Weise, nach der
er den bestehenden Zustand der Kirche völlig ignorirte, und schlech-
terdings Alles auf den Fuß der apostolischen Gemeinden her-
stellen wollte (in welcher die Schottischen Presbyteries, Sy-
nods und Assemblies oder die Ruling Elders nachzuweisen
doch unmöglich war), in seinem sogenannten First Book of
Discipline (vom Jahre 1560) bestimmt: „Es ist ein Recht der

Laien (the people) in jeder Gemeinde, ihren Prediger (minister) sich zu wählen.“ Dies Buch hat jedoch nie gesetzliche Autorität erlangt; noch weniger ist in dem wilden, rohen Schottland der damaligen Zeit, was bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in vieler Hinsicht sich von Deutschland im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert kaum unterschied, irgend etwas von einem solchen Rechte der Gemeinden damals geltend gemacht worden. Im Gegentheil wurde im Jahre 1567 durch einen Parlamentsakt bestimmt: „Die Präsentation bleibt den rechtmäßigen alten Patronen vorbehalten; nur daß sie einen tüchtigen Mann innerhalb sechs Monat nach dem Tode des bisherigen Beneficiars dem Superintendenten [die es anfangs in der Schottischen Kirche gab] oder Anderen, die von der Kirche dazu bevollmächtigt sind, präsentiren müssen; versagt der Superintendent oder Bevollmächtigte der Kirche die Bestätigung, dann soll er an den Superintendenten und die Geistlichen der Provinz appelliren dürfen, und zuletzt an die General Assembly des ganzen Königreichs, durch deren Entscheidung die Sache dann ein Ende nehmen soll, wie sie es bestimmt und erklärt.“ Ja zwei Jahre früher (1565) hatte die General Assembly in einer Botschaft an die Königin (Maria Stuart) ausgesprochen: „Unsere Meinung ist nicht, daß Ew. Majestät oder ein anderer Patron ihres rechtmäßigen Patronatrechts beraubt werden solle, sondern wir meinen, wenn E. M. oder ein Patron Jemanden zu einem Benefiz präsentiren, so müsse der Präsentirte geprüft werden nach dem Urtheil der gelehrten Männer der Kirche, wie jetzt die Superintendenten sind, und daß, wie die Präsentation dem Patron, so die Collation nach dem Gesetz und der Vernunft der Kirche gehöre; denn dürften die Patrone präsentiren wen sie wollten, ohne daß eine Prüfung stattfände, was könnte es da anders in der Kirche Gottes geben, als grobe Unwissenheit?“ Von einer Art symbolischer Autorität für die Kirche, wenn auch nicht eigentlicher Gesetzeskraft in temporalibus ist das sogenannte Second Book of Discipline von 1578, welches ohne Rücksicht auf jenes ältere Gesetz sagt: „Die Freiheit der Wahl zu Kirchenämtern, welche bestanden hat, so lange die Kirche nicht vom Antichrist verderbt war, wünschen wir wieder hergestellt, so daß Niemand einer Gemeinde aufgedrungen werden dürfe, weder von dem Könige noch von einem Geringeren, ohne rechtmäßige Wahl und die Zustimmung des Volkes, über das der Pfarrer gesetzt wird, wie der Gebrauch der ursprünglichen apostolischen Kirche und die gute Ordnung es erfordert.“ Auch diese Bestimmung hatte keineswegs ein allgemeines Wahlrecht der Geistlichen zur Folge; sondern es blieb bei dem Zustande, welchen jener Parlamentsakt von 1567 festsetzt. Danach sollten die kirchlichen Instanzen bis zur General Assembly entscheiden (nicht wählen), darüber entscheiden, ob ein Präsentirter qualificirt sey oder nicht. Und die Frage nach der Qualifikation wurde in dieser alten Zeit durch ein Rechtsbuch höchster Autorität („Regiam Majestatem,” wahrscheinlich nach seinen Anfangsworten, genannt) und die Praxis dahin bestimmt: er müsse qualificirt seyn „in litterature, gude life and manners,” also in wissenschaftlicher und moralischer Hinsicht. Die Prüfung in dieser Hinsicht wurde dann näher

als ein Recht der Presbyteries (der Kreis-Synoden) durch ein Gesetz von 1592 bestimmt, welches überhaupt die landesgesetzliche Grundlage der presbyterianischen Kirchenverfassung in Schottland bildet. Dies setzte fest: „Die Präsentation zu allen Beneficien geht an die besonderen Presbyteries für alle Zukunft, so daß sie volle Gewalt haben, sie zu conferiren, und alle kirchlichen Angelegenheiten und Fälle zu ordnen nach der Disciplin der Kirche, vorausgesetzt jedoch, daß die gedachten Presbyteries gebunden sind, jeden qualificirten Geistlichen anzunehmen und zuzulassen, welchen Seine Majestät oder Laienpatrone präsentiren mögen.“ Doch scheint die Kirche sich diesem Gesetz unwillig unterworfen zu haben, denn die General Assembly erließ 1596 ein Kirchengesetz, daß Niemand die Präsentation zu einem Benefiz nachsuchen solle ohne Rath des Presbytery, und Jeder, der dem entgegenhandle, solle zurückgewiesen werden.“

Von diesem Zeitpunkt an begann eine höchst unruhige Zeit für die Schottische Kirche, fast ein Jahrhundert hindurch. Dem Sohne der Königin Maria Stuart, Jakob, in Schottland dem VI., in England dem I., war in seinem Geburtslande das presbyterianische Kirchenregiment verhaßt geworden; sein Eifer für die Episkopalverfassung ging so weit, daß er sie für die einzig mit der monarchischen vereinbare hielt; daher sein Grundsatz: „No bishop no king“ (Kein Bischof, kein König). So begannen mit ihm die Versuche der Einführung dieser Verfassung und der Englischen Liturgie, welche zu dem offenen Aufstande der Schotten unter Karl I. (1638), dem Signale zur Entthronung dieses Königs, führten. Eine General Assembly der Schottischen Kirche bestätigte ausdrücklich im Jahre 1638 den alten Grundsatz des Second Book of Discipline, indem jenes Kirchengesetz von 1596 von Neuem eingeschärft wurde; doch scheint zwar die Zustimmung der Gemeinde hier und da erforderlich, nie aber ein eigentliches Wahlrecht derselben irgendwo geltend gemacht worden zu seyn. Von der Restauration Karl's II. (1660) an wurde die bischöfliche Verfassung unter großen Kämpfen und blutigen Unruhen bis auf die Revolution unter Jakob II. (1688) aufrecht gehalten; kaum aber war nun die Stuartsche oder Jakobitische Partei unterdrückt, so bekam auch in der Gesetzgebung für die Kirche die presbyterianische Seite die Oberhand; im Jahre 1690 wurde jenes alte Gesetz von 1592, die Grundlage der presbyterianischen Kirchenverfassung, vom Schottischen Parlament wiederhergestellt, mit der einzigen Ausnahme dessen, was darin über das Patronatrecht verordnet war; und über dieses wurde nun ein besonderes Gesetz erlassen, welches mit den Worten anhebt: „Unser durchlauchtigster Herr und unsere durchlauchtigste Herrin (Wilhelm und Maria), in Betracht, daß das Recht, Geistliche für vakante Kirchen zu präsentiren, wie es Laienpatrone bisher geübt haben, zu großen Mißbräuchen geführt hat, und es nicht angemessen ist, daß es in diesem Königreiche fortbauere, verordnen“ Von da schreitet das Gesetz fort zu gänzlicher Aufhebung des Patronatrechts, und bestimmt: „daß im Fall einer Vakanz die heritors (d. h. doch wohl „erbliche Grundeigentümer?“ das Wort muß eigenthümlich Schottisch seyn, es findet sich in Johnson's

Dictionary nicht) der Parochie, wenn sie Protestanten sind, und die Kirchenältesten der Parochie, das Recht haben sollen, den Mann der ganzen Gemeinde zu nennen und vorzuschlagen, damit er von ihr entweder angenommen oder verworfen würde." Doch müssen sie im letzteren Falle die Gründe der Verwerfung dem Presbytery, zu dem sie gehören, vorlegen, was darüber zu entscheiden hat, ob der Präsentirte zu berufen und einzuführen sey." Zugleich wird festgesetzt, daß der Patron eine Entschädigungssumme von 35 Pfd. (240 Thlr. nach unserem Gelde) von den heritors erhalten solle. Man kann an diesem Gesetz recht deutlich sehen, wie wenig solche rohe Bestimmungen, welche bestehende Rechte in der Kirche mit der Wurzel ausrotten wollen, der Kirche wesentlich heilsam sind; denn der heritors konnte auch wieder eine ganz kleine Zahl, ja es konnte einer seyn, der in Gemeinschaft mit dem Kirchen-Collegium das Präsentationsrecht übte. Nur darin war dies Gesetz sowohl von den älteren Bestimmungen der Schottischen Kirche, als den neuesten Reformversuchen abweichend, daß es keine Verwerfung Seitens der Gemeinde ohne Gründe wollte, und die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit dieser Gründe einer kirchlichen Behörde, der Kreis-Synode (Presbytery), übergab.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Magdeburg.) Vor mehreren Jahren bereits hatte die Ev. K. Z. Anlaß in einer Berichterstattung *) über die auch in Magdeburg sich wieder vernehmlich machende Predigt des lauterer Evangeliums den dasigen Prediger, Herrn Sinentis — in jenem Aufsatze durch einen Druckfehler Pintrins genannt — keineswegs als einen Zeugen für die evangelische Wahrheit zu erwähnen. Sie konnte ihn schon damals nicht als einen zur Erkenntniß seines Berufes hindurchgebrungenen evangelischen Geistlichen bezeichnen, sondern fand sich besugt und verpflichtet, gegen die kraß rationalistischen Irrthümer und Tendenzen, mit welchen der Inhalt seiner bis dahin gedruckten Vorträge stark verfeßt sich zeigte, eine ernste Rüge auszusprechen. Sie that dies indessen, weil sie nach der Liebe auch diesen Prediger nicht sowohl für einen Tauschenwollen, als für einen Getäuschten hielt, mit großer Schonung und Milde, und verhehlte nicht die von dem Berichterstatter gehegte Hoffnung, auch an Herrn Sinentis, so wirklich ein für die Wahrheit offenes Gemüth in ihm sey, werde Magdeburg für die Zukunft noch einen Geistlichen haben, der dort je länger je mehr dem Reiche des Lichts und der Wahrheit seine Siege über das Reich der Finsterniß und der Lüge mitgewinnen helfe.

Dieser Hoffnung nun hat inzwischen Herr Sinentis durch sein Erweisen bisher ganz und gar nicht entsprochen. Allen Anzeichen nach ist er vielmehr immer eifriger beflissen geworden, die Fußstapfen seines Verwanden, des ehemaligen Zerbster Consistorialraths Sinentis (Verfasser von Elpizon, Pisteon ic.) zur Nachfolge sich aufzusuchen, und, wie einst dieser, die von solchen Geistlern köstlich geachteten mißbildeten Ausgeburten der leichtesten und elendesten Popularphilosophie als ebenbürtige Kinder des göttlichen Geistes den gar verächtlich angesehenen Zeugnissen der Evangelischen Kirche, mit halb offener, halb verdeckter

Schilderhebung gegen dieselbe, festen Muthes zu substituiren; nur — daß weiland der Zerbster Sinentis allerdings sich im Besitze eines nicht geringen natürlichen Talents, und einer damals Viele bezaubernden volksthümlichen Redegewalt befand, hingegen dem jetzt in Magdeburg die neue, seitdem freilich sehr fade gesunde und veraltete Weisheit darbietenden Sinentis Beides unstreitig abgeht. Das hindert ihn indessen nicht, sich denen, die er als noch verblüfft von der Finsterniß des alten kirchlichen Aberglaubens ansieht, als einen sicheren Führer zum hellen Licht und zur reinen Wahrheit des evangelischen Christenthums zu bezeichnen. So lange er nun mit seinem vulgär-rationalistischen Reden auf seinen engeren Kreis beschränkt blieb, bedurfte es dessen ganz und gar nicht, sich von auswärts her im Namen der Kirche gegen seine thörichtesten Anmuthungen und Bannsprüche zur Wehr zu stellen. Seinen dreifachen Anstrengungen war bisher in den eindringlichen Zeugnissen manches evangelisch gläubigen, und in der Handhabung der geistlichen Waffen wohl geschickten Streiter unter Magdeburgs Predigern wohl mehr noch, als bloß eine kräftige Abwehr bereitet.

Neuerdings jedoch hat Herr Sinentis, der noch 1831 in einer übrigens rationalistisch tingirten Predigt die alten Magdeburger darüber belobte, daß sie als „tapfere Freunde des Lichts und der Wahrheit“ feierlich erklärt hätten, „ihre Zuflucht allein zu dem allerhöchsten Pfarrer, Seelsorger, Bischof und Papst, Jesu Christo, haben zu wollen,“ und der seinen damaligen Zuhörern mit der Frage zuzusehen noch keinen Anstand nahm: „Ist das, was euren Vätern das theuerste Kleinod war, auch euch dasselbe kostbarste Besitzthum? Könntet auch ihr sterben und verderben für euren von jenen ererbten Glauben?“ — derselbe Mann hat 1840 den Befennern des evangelischen Glaubens so öffentlich Hohn gesprochen, und hat dadurch weit über die Gränzen Magdeburgs hinaus ein so auffallendes Argerniß gegeben, daß dazu wegen der Schmach, die er bei einer zahlreichen evangelischen Einwohnerschaft im Magdeburgischen — man muß in der That meinen, mit noch mehr Unwissenheit als Rectheit — auf eine der Grundlehren unserer Kirche zu bringen gesucht hat, auch hier nicht geschwiegen werden kann. Berichten wir in der Kürze den Hergang der Sache, und was sich als ihre nächste Folge herausstellt.

Vor einigen Wochen war in der Magdeburger Zeitung ein Gedicht mit der Überschrift: „Die betende Bauernfamilie“ dargereicht. Die Beziehung desselben auf das bekannte schöne Gemälde von J. Becker sprach deutlich sich aus. Jede Strophe schloß mit dem Refrain: „Dem lieben Heiland Jesus Christ, der aller Noth Erbarmer ist.“ Diese Worte nun sind Herrn Sinentis in dem Grade anständig erschienen, daß er sich nicht hat entbrechen mögen, gegen sie öffentlich in derselben Zeitung als Vertreter der Interessen des rein evangelischen Christenthums — „bescheidenst“ sagt er — seine Stimme laut werden zu lassen, und das, wie er hofft, „im Geiste und Sinn sehr vieler.“

Nur wenige Tage nachher nämlich stand in der Magdeburger Zeitung ein Aufsatz zu lesen, „Kritik“ überschrieben, und „W. F. Sinentis“ unterzeichnet. Gern möchten wir es einer von dem Kritiker noch nicht überwundenen geheimen Scham anrechnen, daß er nicht auch seinen geistlichen Titel, Pastor an der Kirche zum heiligen Geist in Magdeburg, hinzugesetzt hat. In dem gedachten Aufsatze nun wagt dieser evangelisch geheißene Prediger einen solchen Schimpf der Evangelischen Kirche, deren Brodt er isst, anzuthun, daß er sie öffentlich mit Behauptungen, wie diese, in's Angesicht lästert: „Den Aberglauben sey es predigen, wenn der Verfasser jenes Gedichts immer und immer von dem lieben Heiland Jesus Christus spreche, wo der Wahrheit gemäß nur von — Gott die Rede seyn dürfe. Niemand habe Christus gesagt, daß die Menschen, seine Gläubigen, zu ihm beten sollen. Er erkläre

*) Vgl. Jahrg. 1831 Nr. 102 — 105.

vielmehr ernstest und feierlichst: Es steht geschrieben, du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. Er bezeuge eben so entschieden: Ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will; denn Er selbst, der Vater, hat euch lieb! Er weise uns mit unserem Bitten und Flehen ic. zu keinem Andern, als zu Gott, denn er spreche: Gebt Gott die Ehre! — Der Maler habe es den Blicken verborgen gefaltn, welches Heiligen- oder Gnadenbild es sey, vor dem die Bauernfamilie betet. Der Dichter aber, vermuthlich ein Protestant, habe daraus ein Christusbild gemacht. Daß er indessen der Wirksamkeit „des lieben Heilandes Jesu Christi“ das zuschreibe, was allein von Gott erbetet ic. werden solle, das sey dennoch unevangelisch und leite auf den Wahn, als ob „der Vater in den Ruhestand versetzt sey.“ Christlicher und rein evangelischer wäre es auch vom Künstler gewesen, wenn er die fromme Bauernfamilie vor dem unsichtbaren Gott sich hätte niederwerfen lassen, der im Geist und in der Wahrheit angebetet seyn wolle und der durch Moses schon befohlen habe: Ihr sollt euch keinen Götzen machen noch Bild, und sollt euch keine Säule aufrichten ic., daß ihr davor anbetet, denn Ich bin der Herr, euer Gott!“ —

Man mag es sich leicht vorstellen, daß eine solche unversehene und obenein von einem Diener der Kirche ausgehende und der politischen Zeitung — dem hier gelesesten Volksblatte — überlassene Aussprache ein ungemeines Aufsehen nicht bloß in der Stadt, sondern weit über deren Bezirk hinaus erregte. Wie übermüthig auch in dieser Gegend, unter dem Einflusse der aufklärerischen Tiraden, welche in den früheren Decennien als Fündlein einer neuen Weisheit und als Zeugnisse einer gegen ehemals mächtig fortgeschrittenen Bildung von den Lippen fast aller öffentlichen Lehrer flossen, ein schwärmerisch deistischer Irr- und Wirrgeist in zahlreichen Kreisen das Wort führt, — ihrer Viele selbst unter denen, die keineswegs schon im vollen Glauben an das schriftmäßige Evangelium leben, drückten einander, innerlich empört, ihr Mißbehagen und ihren Unwillen über diese Unbill aus. Man war außerordentlich gespannt, wie diesem rücksichtslos sich hervorthuenden Sprecher auf solche Invektive von den zur Vertheidigung der evangelischen Wahrheit besonders Verufenen werde begegnet werden. In solcher Spannung befanden sich zum Theil selbst diejenigen, in deren dem Worte Gottes entfremdeten Herzen die kede Rede auf genug des Zündstoffs für die, wenn auch matten Funken des Lügengeistes gefallen war, um für die Sache „der Aufklärung“ und „des gesunden Menschenverstandes“ irgendwie wenigstens in ein Flackerfeuer zu versetzen. Ist doch auch die Zeitung den Ungläubigen noch mehr als den Gläubigen, den Unkirchlichen noch mehr als den Kirchlichen das für unentbehrlich gehaltene Lesblatt. Halten insonderheit die nach ihrem eigenen Geiste Dahinlebenden und für jegliche Stimme der evangelischen Predigt zur Zeit noch Unzugänglichen die Zeitung nicht selber, so wird sie doch von ihnen in den öffentlichen Gast- und Schenkstuben gefunden, wo es bekanntlich zu dieser Zeit durch Stadt und Land, wie viele ihrer auch sind, wenigstens an gewissen Tagen und zu bestimmten Stunden an lebhaftem Verkehre nicht fehlt. Da wird denn, und ob man sonst nichts Gebructes in die Hand nähme, mindestens die Zeitung gelesen und vorgelesen und aus ihr Einem von dem Andern, was wichtig dünkt, berichtet. Hieraus erklärt sich jene allgemeine Sensation, welche jener offene Angriff auf die Kirchenlehre erregt hat, und zugleich die

große Spannung, mit welcher Menschen des verschiedensten Standpunktes auf die Entgegnung harreten, die — so meinte man — dem kühnen Sprecher werden würde. Es blieben nun auch mittelbare Entgegnungen nicht aus. Von mehreren wackeren Geistlichen Magdeburgs ist es dem Ref. bekannt geworden, daß sie an den Sonntagen darauf nicht geschwiegen, sondern weil sie glauben, geredet, von ihren Kanzeln freimüthig und kräftig geredet haben für die heilige Sache der evangelischen Wahrheit, wie denn auch ihre Vorträge von vielen ihrer Zuhörer in den Druck verlangt worden sind. Von welchen unter ihnen aber es dem Ref. auch nicht bekannt geworden ist, die haben doch wahrscheinlich mit ihren Zeugnissen ebenfalls nicht zurückgehalten. Gleichermaßen ist gewiß auch außerhalb Magdeburgs an manchem Orte, wo dem gläubigen Prediger die Wahrnehmung des bedenklichen Einbruchs jenes Zeitungsartikels auf die Gemüther dies zu fordern geschienen hat, mit desto kräftigerer Entschiedenheit der große Glaube an den eingeborenen Sohn Gottes, bei dessen Längnung man auch den Vater nicht hat, und überhaupt keinen Gott (2 Joh. 9., 1 Joh. 5, 20. 21.) öffentlich bekannt worden, wiewohl es in den Landparochien, deren jede nur einen Prediger zu haben pflegt, bei der noch obwaltenden Sinnesverwandtschaft vieler mit jenem Kritiker, über dessen Unvorsichtigkeit in diesem Falle von ihnen nur Klage geführt wird, seine großen Bedenken hat, ob wirklich überall, wo es nöthig war, ein solches Bekenntniß sich vernehmlich gemacht habe.

Etwas sehr Beflagenswerthes war es nun aber, daß in der Zeitung selbst, wo dies Ärgerniß aufgestellt worden war, keine Befehdung desselben geschehen konnte. Es erfolgte zwar in der nächsten Nummer eine kurze Entgegnung, aber bloß eine rein subjektiv gehaltene von Seiten des angegriffenen Dichters, in welcher derselbe — hinsichtlich des Religiösen — nur sein Bedauern ausdrückt, daß Sinitis nicht an Christus glaube, wie er, zugleich aber sich für zu alt und für zu sehr Laien erklärt, „um mit den neuen Meistern streiten zu können.“ Sonst harrete man vergeblich auf Mittheilung der Aufsätze, welche der Redaktion aus Magdeburg selbst und von auswärts her zur Insertion zugesandt waren, bis man in einem der neuesten Blätter die Erklärung las, es könne die Aufnahme jener Aufsätze um des Gegenstandes willen, den sie behandeln, nicht erfolgen. Das hat nun wahrscheinlich seine sehr triftigen Gründe. Allem Vermuthen nach ist von der hohen Obrigkeit der Zeitungs-Redaktion die Aufnahme aller über diese Sache eingesandten Verhandlungen ausdrücklich untersagt worden, um ein derartiges Volks- und Tagesblatt nicht zum Tummelplatze bedenklicher religiöser Invektiven werden zu sehen. Solcher Maßregel gebührt nur freilich das Zugeständniß einer weisen, auf die Wahrung der heiligsten Interessen fürsorglich Bedacht nehmenden Umsicht. Wenn nur nicht Stimmen, wie diese, aus der nicht geringen Menge derjenigen, die eben nur politische Zeitungen lesen, und dabei entfremdet von christlicher Lehre und christlichem Leben ihren Weg hingehen, sich jetzt schon vernehmen ließen: „Man muß doch nichts aufbringen können gegen Sinitis; warum schwiege sonst Alles!“ Dber: „Der Mann muß doch Recht haben auch nach der Ansicht seiner ihm vorgesezten Dbern; sonst würden sie ja nicht verbieten, daß etwas gegen ihn gedruckt werde, würden vielmehr selbst, weil er öffentlich verläugnet hat, ihn öffentlich zurechtweisen!“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 11. März.

N^o 21.

Der gegenwärtige Zustand und die neuesten Ereignisse in der Schottischen Landeskirche.

(Fortsetzung.)

Der Zustand der Dinge erfuhr indeß in Schottland eine neue große Umwälzung unter der Königin Anna. Die Presbyterianer, welche durch die Revolution ihr Haupt erhoben hatten, kannten keine Gränze ihrer Ansprüche; überall drang man auf die Herstellung der alten Nationalbündnisse (Covenants) in ihrer größten Strenge, klagte über die immer häufiger werdende Duldung von Episkopalen, verlangte unabhängige Feststellung aller Schottischen Freiheiten und Rechte, drohte sogar im Schottischen Parlament mit der Erklärung der Thronerledigung, wenn die Königin Anna sterbe; alles dies gab der gemäßigten Partei wieder mehr Stärke, und bewirkte im Jahre 1707 die Durchsetzung der Union, der zu Folge Schottland mit England nur Ein Parlament wie Ein Ministerium haben, sonst aber in der Kirchenverfassung und Verwaltung, wie in der Justiz, geschieden bleiben sollte. In dem nunmehrigen Großbritannischen Parlament wurde im Jahre 1711 ein Gesetz durchgebracht, welches das Patronatrecht wiederherstellte. „In Betracht,“ heißt es darin, „daß nach den alten Gesetzen und Verfassungen des Theiles von Großbritannien, der Schottland heißt, die Präsentation der Pfarrer an vakanten Kirchen nach dem Rechte den Patronen gehörte, bis durch das Gesetz von 1690 die Präsentation ihnen genommen und den heritors und Ältesten übertragen wurde, in Betracht, daß diese Art der Wahl unangemessen gefunden worden, und nicht allein hitzige Streitigkeiten unter denen veranlaßt hat, welche nach jenem Gesetze dazu berechtigt waren, Pfarrer zu präsentiren, sondern auch eine große Härte gegen die Patrone war, deren Vorfahren die Kirchen fundirt und dotirt hatten, und weder Entschädigung für die Aufgebung ihres Rechts erhalten, noch darauf verzichtet haben,“ wird verordnet: „daß in Zukunft das Präsentationsrecht der Patrone wiederhergestellt und bestätigt seyn solle, und daß vom 1. Mai 1712 an es Ihrer Majestät und deren Erben und Nachfolgern, so wie Allen, die sonst ein Patronatrecht haben, freistehen solle, einen qualifizirten Pfarrer für die Kirche, deren Patron sie sind, zu präsentiren, und daß das betreffende Presbytery diese Präsentirten eben so verbunden sey anzunehmen und einzuweisen, wie vor diesem Gesetze dies mit allen Präsentirten geschehen sollte.“

Dies also wieder eingeführte Patronatrecht hat die Evangelical Party in der Schottischen Kirche immer als eine Verletzung des Fundamentalgrundsatzes des Schottischen Kirchenrechts, wie ihn das Second Book of Discipline ausspricht, angesehen. Die Norm der Vokation und Einführung wird in Gemberg's Buche*) ausführlich beschrieben. Der Patron macht

zuerst dem Presbytery die von ihm getroffene Wahl bekannt, bei welcher Gelegenheit der Vokandus dann seine Zeugnisse demselben einreicht. Hierauf begibt sich auf einen der folgenden Sonntage das Presbytery nach der Kirche, dort predigt der Präsentirte, und ein Deputirter des Presbytery liest der Gemeinde die Vokation vor, welche die anwesenden heritors, Ältesten und Familienväter vor versammeltem Presbytery unterschreiben; der Präsentirte erklärt sich noch einmal einverstanden, und das Presbytery genehmigt die Vokation. Nachdem hierauf der Berufene noch eine Prüfung bestanden, begibt er sich an einem der folgenden Sonntage in seine künftige Kirche, wo, nachdem noch einmal ein Kirchenbeamter am Haupteingange der Kirche ausgerufen, wenn Jemand noch etwas gegen die Lehre oder den Wandel des Berufenen einzuwenden habe, solle er jetzt vor das Presbytery kommen und seine Aussage begründen, der Berührte nach einer Predigt eines Deputirten unter Handauflegung des Presbytery ordinirt und eingeführt wird. Merkwürdig ist, daß die Vokation (Call) im Namen der Gemeinde ausgestellt ist, und der Hauptsache nach also lautet: „Wir, Heritors, Älteste und Familienväter der Gemeinde ** in Erwägung des jetzigen verlassenen Zustandes dieser Gemeinde aus Mangel an einem verordneten Diener des Evangeliums, und nachdem wir Sie haben predigen gehört zu unserer Befriedigung und Erbauung . . . laden Sie, N. N., hiedurch ein und berufen Sie aufs Herzlichste, zu uns zu kommen, die Seelsorge unter uns zu übernehmen, und am Werk des Evangeliums zu arbeiten, wogegen wir Ihnen, falls Sie solches thun, allen schuldigen Gehorsam im Herrn hiedurch versprechen. Zugleich ersuchen wir das hochwürdige Presbytery ** angelegentlich, diesen unseren herzlichsten Ruf zu genehmigen und zu unterstützen, und wenn sonst die erforderlichen Maßregeln es gestatten, alle angemessenen Schritte zu thun, um ihn zu vollziehen.“

In der That wurde von da an auf die Reklamationen der Gemeinden keine Rücksicht mehr genommen, und die General Assembly selbst, in welcher die sogenannte moderate party obenauf war, verordnete in mehreren Fällen die Ordination und Introdution eines Präsentirten gegen den Willen des bei weitem größten Theils der Gemeinden. Durch die Aneignung des Patronats der ehemaligen vierzehn Schottischen Bischöfe und derer, die es bei den Rebellionen verwirkten, erhielt die Krone das Vorgesetzungsrecht in 233 Kirchspielen, fast der Hälfte des Landes; in Edinburgh hatte der Stadtrath siebenzehn, in Glasgow neun, und so nach Verhältniß mehrere Stellen in allen königlichen Freistädten zu vergeben. Als Herr Pr. Gemberg in Schottland war (1824), fand er unter den Evangelischen große Unzufriedenheit mit dem Patronat. „Unlängst fing man an Beiträge zu sammeln, durch welche ein christlicher Verein in Stand gesetzt werden soll, möglichst viel Patronate käuflich an sich zu bringen,

*) Beilage IV. S. 310.

um sie den Gemeinden zurückzugeben. Man hält den Versuch für chimärisch, obwohl nicht zu läugnen ist, daß im Fall des Gelingens die Evangelical Party bald die Majorität in den Courts (den kirchlichen Gerichtshöfen) bilden würde, da das Volk den Moderate in jeder Hinsicht abgeneigt ist. Des langen fruchtlosen Streits müde, hat es ihn endlich aufgegeben, aber es entbehrt sein altes Recht um so schmerzlicher, je mehr die Moderation seitdem aufgenommen, und je ausgezeichnete die Männer und je aufopfernder ihre Anstrengungen waren, wodurch sie es ihm wiederzuerkämpfen strebten“ (S. 225.).

Seitdem wurden nun in der General Assembly mehrere Versuche gemacht, das Patronatrecht ganz zu beseitigen; und dies geschah durch das kirchliche Gesetz jener Versammlung vom Jahre 1834, wonach künftighin das Presbytery den vom Patron Vocirten alsdann nicht zu ordiniren und einzuführen habe, wenn die Majorität der männlichen Familienhäupter (ohne weitere Gründe) sich gegen ihn erklärt habe. Seitdem hörte man hie und da Klagen, daß auch dieser sogenannte Veto-Act den Gemeinden noch nicht völlig ihre Rechte gegeben habe, da der Patron durch seine Stellung bei der vorgängigen Ernennung dennoch einen großen, ungebührlichen Einfluß übe. Im Jahre 1838 entstand aber der erste Conflikt zwischen dem kirchlichen und dem Landesrecht. Der Graf Kinnoull präsentierte dem Presbytery von Auchterarder einen Pr. Young; als aber in der obenbeschriebenen Weise die Vocation bereits in der Kirche unterzeichnet war, erklärte eine Majorität der in der Kirchenliste befindlichen Familienväter sich gegen den Berufenen. In einer darauf folgenden Zusammenkunft des Presbytery wurde dann der Antrag, auf Grund des sogenannten Veto-Act den Präsentirten abzuweisen, angenommen. Der Patron wandte sich hierauf an den höchsten Gerichtshof von Schottland, die Court of Session, und dieser entschied für den Patron und legte dem Presbytery die Verpflichtung auf, den Pr. Young zu ordiniren und introduciren — worin also ausgesprochen lag, daß jener Akt der General Assembly ein Eingriff in die Landesgesetzgebung, und also nichtig sey. Das Presbytery appellirte darauf, mit Genehmigung der General Assembly, an das Oberhaus, als den höchsten Gerichtshof des Reichs. Dort wurde die Sache in zwei langen Reden von Lord Brougham (höchst meisterhaft) und dem Lordkanzler (Lord Cottenham) umständlich beleuchtet, und dahin entschieden, daß nach den geltenden Landesgesetzen das Presbytery zur Ordination und Introduction des Präsentirten verpflichtet sey. Die Argumente beider Lords sind im Grunde sehr einfach; sie thun aufs Schlagendste dar, daß nach den Landesgesetzen, auch selbst der Zeit, wo das Patronatrecht ganz aufgehoben war (1690—1711), die Gemeinde kein unbedingtes Veto gehabt; daß aber vermöge des Gesetzes der Königin Anna von 1711 das Presbytery keine andere Cognition, als über „litterature, gude life and manners“ des Präsentirten erhalten; nun sey es doch aber eine höchst wunderliche Auslegung, wenn die General Assembly durch den Veto-Act erkläre: Der Patron hat allerdings das Recht zu präsentiren, das Recht soll ihm bleiben; aber die Gemeinde hat das Recht zu dissentiren und den Präsentirten zu verwerfen, und zwar weil

sie ihn nicht haben mag; das heiße doch nichts Anderes, als sie habe das Wahlrecht; denn wenn A ihr präsentirt werde, könne sie jeden bis Z verwerfen, bis derjenige kommt, welchen sie haben wolle; das sage doch nichts Anderes als: du Patron hast zwar das Wahlrecht, jedoch unter der Bedingung, daß du den wählst, den wir wählen. Wer ist hier der Wähler? doch wohl die Gemeinde. Somit thun sie dar, daß die General Assembly ein eigentliches Landesgesetz versucht habe aufzuheben. Diese Argumentation ist sehr einfach; aber daß die General Assembly in der That eine Stellung gegen das Parlament einnehmen, und den Eingriffen der Gesetzgebung in die Rechte der Kirche (wie sie es ansieht) kirchliche Beschlüsse entgegensetzen würde, das haben beide Lords wohl gahnet, aber wie es scheint, doch für unwahrscheinlich gehalten. Lord Brougham sagte in seiner Rede: „Man hat viel von der großen Aufregung gesprochen, welche diese Frage in Schottland verursacht hat, und von den möglichen Folgen einer Bestätigung des Spruches der Court of Session. Was hier zuerst die Gemeinde betrifft, so habe ich keine Ursach zu bezweifeln, ja, so darf ich schlechterdings nicht bezweifeln, daß sie den Landesgesetzen einen ehrfurchtsvollen Gehorsam beweisen wird. Doch wenn ich dies in Hinsicht der Laien nicht bezweifle, wie viel weniger wage ich es bei den Dienern des Evangeliums in Zweifel zu ziehen! Daß die Laien eines Landes die gesetzmäßigen Beschlüsse eines Tribunals mit ungeziemender Widersetzlichkeit aufnehmen sollten, ist kaum zu denken; aber daß diese Drohung von den Geistlichen ausgehen sollte, von christlichen Geistlichen, einer christlichen Kirche, der Schottischen Kirche, deren Haupt Christus selbst ist, das ist nicht bloß ungeziemend, das ist monströs — das glaube ich nicht, bis ich es als Thatsache vor mir sehe — eine Thatsache, die ich hoffentlich nie erleben, und die hoffentlich kein Anderer erleben wird: die Thatsache, daß die Kirche von Schottland sich weigert, den rechtmäßigen Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes im Königreiche einen willigen und ehrerbietigen Gehorsam zu leisten. Doch aber muß ich hinzufügen: sollte es der Fall seyn, so müßte dennoch das Gesetz in seinem Gang fortschreiten; dennoch ist es die Pflicht Eurer Herrlichkeiten, sich durch keine Furcht vor Menschen, die als Geistlichen und Untertanen auf höchst anstößige Weise ihre Schuldigkeit aus den Augen sehen, von Ihrer Bahn ablenken zu lassen.“

Was Lord Brougham hier als etwas fast Unglaubliches ausspricht, ist dennoch geschehen. Nachdem im März v. J. das Oberhaus den Spruch gethan: „Nach Anhörung der Berathung auf die Bitte und Appellation des hochachtungswürdigen Presbytery von Auchterarder gegen das Interlocut der Lords der Session in Schottland, und auf den Wunsch, daß dasselbe möge umgestoßen oder geändert werden, oder die Appellanten sonst die Gülfle in der Sache selbst erlangen möchten, welche Ihren Herrlichkeiten in Ihrer Weisheit angemessen erscheinen sollte, ferner auf die Klagebeantwortung des hochachtungswürdigen Robert, Grafen v. Kinnoull und des hochachtungswürdigen Robert Young, Prediger des Evangeliums (d. h. Candidat) und präsentirt zu der Kirche und Pfarre von Auchterarder; nach reiflicher Erwägung dessen, was von beiden Seiten vorgebracht worden: befehlen und erkennen

die Geistlichen und Weltlichen Lords, zum Parlament versammelt, daß die gedachte Bitte und Appellation abgewiesen werden soll, und wird hiedurch abgewiesen, und daß das gedachte Interlocut, über das sie Beschwerde führen, bestätigt werden soll, und wird hiedurch bestätigt" — war es im Mai die wichtigste Angelegenheit, welche die General Assembly beschäftigte, zu erwägen, was hierauf nun für ein Beschluß zu fassen sey. Dr. Coof, der Führer der moderaten Partei, stellte die Motion auf: „Daß das Kirchengesetz über die Vokationen, gewöhnlich Veto-Act benannt, da es von den höchsten Gerichtshöfen des Landes für einen Eingriff in bürgerliche und Eigenthumsrechte erklärt worden, in welche sich zu mischen die Kirche oft und ausdrücklich ihren Behörden verboten hat: so instruiert die General Assembly alle Presbyteries, daß sie von nun an bei der Feststellung der Vokationsverhältnisse nach dem Gebrauche verfahren, der vor Erlassung jenes Kirchengesetzes stattfand, wobei sie jedoch ganz besonders das unbefristete Recht der Gemeinglieder im Auge behalten sollen, alle begründete Einwendungen gegen die Einführung des Präsentirten vorzubringen, über welche die Presbyteries nach Anhörung beider Theile zu entscheiden haben, wonach es aber jedem Theile wiederum freisteht, an die höheren kirchlichen Instanzen zu appelliren.“ Dagegen stellte der berühmte Dr. Chalmers, der Führer der evangelischen Partei, die Motion auf: „Nachdem die General Assembly den Bericht ihres Procurators über den Aukterarder'schen Fall angehört, und den Spruch des Hauses der Lords in Erwägung gezogen, welcher die Entscheidung der Court of Session bestätigt, und sich überzeugt hat, daß alle Fragen über das bürgerliche Recht, so weit sie den Fall von Aukterarder betreffen, wesentlich entschieden sind, instruiert sie gegenwärtig, in Einklang mit dem beständig gleichmäßigen Gebrauch dieser Kirche, den Entscheidungen der Gerichtshöfe über bürgerliche Rechte und Emolumente, die nach dem Landrechte der Kirche zustehen, unbedingten Gehorsam zu leisten, das genannte Presbytery: daß es von nun an den Ansprüchen des Herrn Young oder des Patrons auf die Emolumente des Beneficiums von Aukterarder keinen Widerstand weiter entgegensetze, und weder auf das jus devolutum (das Recht, selbst, statt des Patrons, die Stelle zu besetzen) noch sonst irgend ein bürgerliches Recht oder Privilegium, welches mit jener Stelle verbunden ist, Anspruch mache. Da aber der Grundsatz, keiner Gemeinde wider ihren Willen einen Geistlichen aufzudringen, so alt ist als die Reformirte Kirche von Schottland selbst, und einen integrierenden Theil ihrer Verfassung bildet, welcher in ihren Symbolen ausgesprochen und in vielen Beschlüssen der General Assembly bestätigt worden ist: so beschließt die General Assembly, daß dieser Grundsatz nicht aufgegeben werden kann, und daß kein Präsentirter einem Kirchspiel wider den Willen der Gemeinde aufgedrungen werden soll. Weil nun aber aus der obigen Entscheidung hervorgeht, daß nach Geltendmachung dieses Grundsatzes in jeder beliebigen Parochie der gesetzlich zuständige Unterhalt der Geistlichen aufhören kann, so ernennt die General Assembly, um jede unglückliche Collision zwischen den Staats- und den Kirchenbehörden zu vermeiden, so weit es ohne Aufhebung ihrer Grundsätze möglich ist, eine Commission, welche zu

erwägen hat, durch welche Mittel die Rechte der Nationalkirche und zugleich die Harmonie von Kirche und Staat unverletzt erhalten werden mögen, und ertheilt ihr zugleich die Instruction, wenn sie es nöthig findet, mit der Regierung hierüber zu unterhandeln.“

Die Verhandlungen über diesen Gegenstand, der die ganze Landeskirche so tief bewegt und so große Besorgnisse überall reg gemacht hat, begannen damit, daß der Hr. Walker (aus dem Presbytery Aukterarder) zuerst der Versammlung an's Herz legte, sie solle dem Worte des Apostels Gehör geben, wenn er spricht: „Sorget nichts, sondern in allen Dingen laßt eure Bitte mit Gebet und Flehen vor Gott kund werden;“ er trug daher darauf an, daß der Moderator einen Geistlichen auffordern möge, den Herrn anzurufen, daß die Diener der Kirche in dieser Sache klare Augen erhielten, daß der Geist Gottes über sie ausgegossen würde, und daß der Ausgang der Verathung zur Ehre Gottes und zum Heil der Kirche gereichen möge. Zuerst sprach Dr. Coof gegen die Motion; seine Gründe waren besonders die, daß das Patronatrecht einen Theil der Landesverfassung bilde; daß von der Reformationszeit her die Kirche sowohl in ihrem Glaubensbekenntniß als anderen Akten sich aufs Stärkste gegen die Einmischung in dieselbe erklärt habe, weil dies das Verderben der Römischen Kirche geworden sey; die Motion des Dr. Chalmers enthalte in ihrem ersten Theile die Einschärfung des Gehorsams gegen die Obrigkeit, im letzten offene Rebellion. So lange es eine Staatskirche gebe, müsse sie sich den Entscheidungen der höchsten Staatsgewalt unterwerfen. Leider seyen die kirchlichen Anstalten für die wachsende Bevölkerung, besonders der großen Städte, unzureichend; aber würde wohl eine vernünftige Regierung eine Kirche noch reichlicher ausstatten wollen, wenn sie den Gesetzen Troß biete? Und nun, wenn Jemand sagen wollte, es sey besser, alle zeitliche Vortheile fahren zu lassen, als wider sein Gewissen zu handeln — warum treten solche Leute, die dem bestehenden Zustande sich nicht fügen zu können meinen, nicht lieber aus der Kirche aus? Noch unpassender aber wäre es, vom Parlament die Rechte der Kirche von Neuem feststellen zu lassen. Man brauche nur nach England zu reisen, um zu sehen, wie unwissend die gebildetsten Leute über die Schottische Kirchenverfassung seyen; es würde der Weg seyn, die Kirche noch mehr zu zerstückeln. Er schloß mit den Worten: „Wir, auf dieser Seite des Hauses, und Alle im Lande, die uns verpflichten, haben unseren Entschluß gefaßt. Wir erklären feierlich, wenn solche Sprache geführt, solche Gründe vorgebracht werden, so wollen wir uns an die Grundbedingungen des Vertrages (zwischen Kirche und Staat) halten, und den Gedanken einer Trennung entschieden verwerfen. Wir ehren die Kirche unserer Voreltern, in ihren Heiligtümern empfangen wir den Unterricht in den Lehren des Evangeliums; ihre Diener haben unser Volk den Weg des Heiles geführt, von ihnen haben sie mitten in den bittersten Trübsalen des Lebens den köstlichsten Trost empfangen. Wir wollen ihre Verfassung aufrecht halten, dabei aber von Herzen der Obrigkeit gehorsam seyn. Wir wollen das Panier ihres Glaubens aufrichten und alles für Schaden achten, das ihre Reinheit beeinträchtigt; wir wollen dem Schottischen Volk den großen Segen einer Nationalkirche erhalten, wofür es uns in Zeit und Ewigkeit danken wird.“ Er fügte dann seiner oben gegebenen Motion noch die Klausel hinzu: Das Presbytery solle bevollmächtigt seyn zu prüfen, ob ein Präsentirter auch für die bestimmte Gemeinde, der er vorstehen soll, passend sey.

(Schluß folgt.)

Ma ch r i c h t e n .

(Magdeburg.) (Schluß.) Diese Zuversichtlichkeit der bethischen Halbgebildeten, welche aber gleichwohl am meisten sich berufen auf die zu dieser Zeit erstrebte Höhe der Bildung, wächst sichtlich unter dem Einflusse mehrerer in einem der neuesten Blätter der Zeitung zu findenden Anzeigen, die Herrn Sinentis betreffen, und deren Aufnahme sich schwerlich verbieten ließ. Da bitten zahlreiche Freunde und Verehrer des Herrn Sinentis um den Abdruck seiner am 16. Februar gehaltenen, Geist und Herz gleich befriedigenden Predigt. Da nennen andere Bittende dieselbe Predigt eine ächt christlich-evangelische. Da findet sich sogar die buchhändlerische Anzeige, in der zweiten Auflage sey zu haben W. F. Sinentis Predigt über das Evangelium am Sonntage Deuli: „Woher kommt es, daß in unseren Tagen Personen, die anderweit zu den Gebildeten und Aufgeklärten gehören, doch in Sachen der Religion dem offenbarsten Aberglauben huldigen,“ gehalten 1837. Wer mag sich wundern, daß dies Alles jetzt, nach dem was vorangegangen ist, derjenige Theil des Volkes ungemein wichtig findet, der Gebildeten und Gläubigen, für welches letztere ihm wohl ebenfalls die Sinentische Bezeichnung „Aberglaube“ pässlich dünkt, einander entgegensetzt, und daß daher immer aufs Neue Gift selbst aus solchen, sonst ganz unbedeutenden Anzeigen gefogen wird.

Um nun auf den Inhalt jener Zeitungskritik zurückzukommen, so wird schwerlich ein Leser dieser Blätter erwarten, daß wir ein so leeres und plattes Gerede des ordinärsten Rationalismus, dem in der evangelisch gläubigen Wissenschaft längst der Stab gebrochen ist, hier irgend einer Widerlegung würdigen werden. Wer auch nur in ihren ersten Wirkungen die Lichtes- und Lebenskraft des göttlichen Wortes erfahren hat, für den bedarf es gewiß, bei solcher Handhabung der heiligen Schrift, wie sie Herr Sinentis zur Schau trägt, auch nicht eines einzigen, zur Widerlegung gemeinten Wortes. Und wer dessen bedarf, der befindet sich schwerlich unter unseren Lesern. Wir weisen daher nur, um Manches willen, dem etwa die öfters verlautende Behauptung imponirt hat, es vertrage sich mit der jetzigen kirchlichen Aegde, weil nach ihr so Vieles in das subjektive Belieben des einzelnen Geistlichen gestellt sey, allenfalls auch wohl selbst die vulgär-rationalistische Geistesrichtung, auf den schreienden Widerspruch hin, in welchen eben mit der Aegde, zu deren wörtlich treuem Gebrauche auch Herr Sinentis verpflichtet ist, derselbe sich gesetzt hat. Er warnt vor Hingabe in den „Dienst des Aberglaubens“ und doch gibt er, ungeachtet seiner vermeintlich „reiner evangelischen,“ und somit von diesem Dienste ihn freimachenden Erkenntniß, sich selbst zu einem Knecht des „Aberglaubens“ hin. Denn ist es abergläubisch, zu Christo zu beten, warum betet er denn öffentlich vor und mit seiner Gemeinde zu Ihm? Oder besinnt man es in der Kirche zum heiligen Geist in Magdeburg aus Herrn Sinentis Munde nicht zu hören: „Herr, Gott, du Lamm Gottes, Sohn des Vaters etc.“ — und auch am Vortage nicht: „Herr, Gott, Sohn, Erlöser der Welt etc.“ — und nicht bei der Abendmahlsverwaltung: „Herr, der du mit deinem Tode der Welt das Leben gabst, erlöse uns von allen unseren Sünden etc.“? Wenn aber etwa nicht, weil er sich ja theils leicht überzeugungstreu darstellen wird, wer hat ihm die Befugniß erteilt, von den Worten der Aegde abzuweichen und in ihnen, nach seinem Belieben, Änderungen zu machen? In dem einen oder in dem anderen Falle — hat er etwa, da er wahrscheinlich auch kein Generalpächtervermögen besitzen wird, durch einen bekannten Wort-

führer seiner Partei sich von der Pflichtmäßigkeit der Sorge überführen lassen, seine Substanz, auch bei einer dem kirchlichen Lehrbegriffe schroff widersprechenden Überzeugung, dennoch auf ein kirchliches Lehramt zu gründen?! —

Wir wenden uns jetzt noch einmal auf den Umstand zurück, daß der Sinentische Aufsatz durch eine politische Zeitung unter das evangelische Volk gebracht worden ist. Oben schon haben wir es billigend erwähnt, wenn im Allgemeinen ein solches Blatt nicht zum Streitblatte in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten gemacht werden soll. Aber schon vor einiger Zeit begegneten wir in eben dieser Magdeburger Zeitung einem gar anstößigen, die Gleichheit und Einerleiheit der Religionen und religiösen Überzeugungen lobpreisenden Gebichte, das unter andern in einer öffentlichen Gaststube auf dem Lande von dem Wirth seinen zahlreichen Gästen, unter Spendung großen Beifalls, ist vorgelesen worden, wobei es denn an verachtenden Nebenbemerkungen über die in der Ortskirche erschallende, ganz anders lautende Lehre nicht gefehlt hat. Sollte dergleichen wohl durch ein so vielgelesenes Volksblatt, wie die Zeitung ist, gefördert werden dürfen? Und wenn der so leicht irre geführte und bethörte große Haufe nicht ahnet, von wie Großem und Herrlichem man ihn mit solchen für den Fleischesinn wohlbehaglichen Ansprachen ableitet, — muß nicht Jeder, der irgend weiß, worauf es ankommt, und der mit tiefer Beethmut gewahr wird, wie man bei dem armen Volke durch solche geistlichen Versuche, den kirchlichen Glauben der Väter zu zerstören, immer mehr auch seinen sittlichen Lebensnerv erlödet, und auch in bürgerlicher Hinsicht der schon in so vielem Betrachte vorhandenen Frechheit und Ungebundenheit und Zügellosigkeit zu dem bedenklichsten Übermächtigwerden verhilft, sich wie für berechtigt, so für verpflichtet achten, darauf hinzuweisen, daß dergleichen Artikel in einem Volksblatte, wie die Magdeburger Zeitung ist, nimmer gefunden werden sollten?

Schließlich können wir uns nicht enthalten, diejenigen von dem Licht- und Lebensgeiste des evangelischen Glaubens getriebenen Diener der Kirche in Magdeburg und überall in der Provinz Sachsen, welche zum Besetze der Evangelischen Kirche es bisher für ausreichend hielten, wenn ihre Geistlichen lediglich auf die heilige Schrift verpflichtet würden, unter Hinweisung auf diesen Zeugniß gebenden Vorfall und auf die so laut redenden Kasselschen Ereignisse, nochmals dringend zu bitten, die Gründe ihrer Eingenommenheit gegen das normative Ansehen der unzweifelhaft für die Evangelische Kirche auch dieser Provinz gesetzlich gültigen Symbole einer neuen ernsten Revision zu unterziehen. Jest überzeugt von der in der Natur einer äußeren Kirche begründeten Nothwendigkeit des förmlichen Anerkennnisses ihrer Bekenntnißschriften, sprechen wir hier abermals inständig diese unsere theuren Gehilfen an dem heiligen Werke des Herrn um ihr kräftiges Mitstreben an, daß, was unbestreitbar in dieser Beziehung gültig ist und gültig bleiben soll (vgl. Königl. Kabinetsordre vom 28. Februar 1834) — wiewohl es anscheinend unter allen Provinzen des Preussischen Staats grade in der Provinz Sachsen am meisten seine Geltung eingebüßt hat — immer mehr diese Geltung, welche nur, so wie durch die gewaltig gewesene Übermacht des naturalistischen und rationalistischen Mißglaubens in dem früheren Lehrstande, so durch die grade hier auf ihre Aufrechterhaltung bedachte einseitige Vorherrschaft des subjektiven Glaubens in dem jetzigen als stark beeinträchtigt sich darstellt, auch in dieser Region der Evangelischen Landeskirche, wie schon in den meisten übrigen, wieder gewinnen möge.

27/2.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 14. März.

N^o 22.

Der gegenwärtige Zustand und die neuesten Ereignisse
in der Schottischen Landeskirche.

(Schluß.)

Dr. Chalmers hielt dann eine lange, ausgezeichnete Rede für seine Motion. Er stellte hier es zuerst als einen Fehler hin, daß man die Frage gewöhnlich zu sehr als eine Streitfrage zwischen Patron und Gemeinde ansehe, während es vielmehr eine Streitfrage zwischen dem Patron und der Kirche sey. „Niemand bestreitet der Kirche das Recht, über die litterarische und moralische Tüchtigkeit des Präsentirten zu entscheiden; aber das ist der wichtige Grundsatz, für den wir kämpfen, daß auch die Tüchtigkeit des Präsentirten unter den besonderen Umständen und bei dieser besonderen Gemeinde der Entscheidung des Presbytery unterliegen muß. Vor vier und zwanzig Jahren wurden diese Grundsätze, als ich sie zuerst vortrug, als völlig unerhört betrachtet, und jetzt pflichten die Leiter der Kirche ihnen bei. Da war nun mein Wunsch, wir sollten uns an's Parlament wenden, nicht zur Umgestaltung unserer Verfassung oder zur Befestigung des Grundsatzes der non-intrusion, sondern um die Rechtsverhältnisse zwischen Patron und Gemeinde in Bezug auf die temporalia festzustellen. — Als Staat und Kirche zuerst einen Bund schlossen, da ging er aus von dem Staate, und die Kirche nahm ihn mit Freuden an. Der Staat fand die Kirche vor in ihrer Verfassung, ihrer kirchlichen Verfahrensweise, ihrem Gottesdienst, und hielt dafür, daß diese schon dastehende Kirche der Erziehung und Bildung des Volks heilsam seyn werde. So bot die Kirche ihre Dienste an zum Besten des Landes, nicht ihre Rechte und Freiheiten. Wir machen der Obrigkeit die temporalia der Pfarre zu Aukterarder nicht streitig, wohl aber das Recht, von uns zu verlangen, daß wir einen Anderen dafür ordiniren, als der nach den Gesetzen der Kirche und dem, was uns für die Christenheit das Beste scheint, dazu tüchtig ist. Wenn ich dem Inhaber eines Amtes 100 Pfd. jährlich vermache unter der Bedingung, daß er ein Kommunikant in der Kirche ist: so kann doch dadurch die Kirche nicht gebunden werden, ihn nach ihrer Disciplin vom Abendmahl auszuschließen. Weil er nun in solchem Falle pekuniären Schaden leiden könnte, sind wir deshalb gezwungen, über die Ausübung unserer Disciplin die Ansprüche der Eivilgerichte anzunehmen? — Man will uns nöthigen, in Bezug auf die Anstellung der Geistlichen alles Andere aufzugeben, als das magere, und wie eine lange Erfahrung erwiesen hat, ganz unzureichende Recht einer Prüfung des Presbytery über „„literature and manners.““ — Was sind das für Argumente in Lord Brougham's Rede, daß darum, weil

nur mit der Gemeinde der Patron wählen kann, seine Rechte annullirt sind? Ist darum die Gewalt des Hauses der Gemeinen null, weil keiner seiner Beschlüsse ohne Konkurrenz des Hauses der Lords Gültigkeit hat? — Ich will der Versammlung einen Begriff zu geben suchen von der Erniedrigung, zu der wir herabsinken würden, wenn wir der Entscheidung des Hauses der Lords uns unterwerfen, einer Erniedrigung, zu welcher die Kirche von England, die den König als ihr Haupt anerkennt, nie sich hergeben würde. Ordination und Einführung sind nach unserem Kirchengebrauch eng verbunden; beides betrachten wir als geistliche Akte; in der Englischen Kirche sind sie getrennt. Nun hat das Presbytery doch bei uns das anerkannte Recht, bei einer Versetzung über die größere Tüchtigkeit zu der ersten oder der zweiten Pfarrstelle zu erkennen; kann es darüber erkennen, und wegen geringerer Tüchtigkeit für die neue Pfarre die Einführung verweigern, sollen wir denn behaupten, daß es über die Tüchtigkeit für eine bestimmte Pfarre überhaupt nicht entscheiden könne? — Man hat über die nebelichten, 'ätherischen Begriffe gespottet, nach denen die Tüchtigkeit geprüft werden solle. Bin ich aber in irgend einer Sache voll Zuversicht, so ist es darin, daß hier alle Philosophie, und was es nur in der Erfahrung Gesundes gibt, auf unserer Seite ist. Nicht im Christenthum allein, sondern in tausend anderen Dingen der menschlichen Erkenntniß verwerfen und billigen wir nach Gründen, die wir tief empfinden, die wir aber nicht auf adäquate Weise aussprechen können. Das ist aber im Christenthum darum besonders der Fall, weil es sich zunächst an das Gewissen wendet, und der Beifall, mit dem es aufgenommen wird, aus den tiefsten Gründen der moralischen Natur kommt, worin seine Realität empfunden wird, so daß der Glaube daran, nicht aber die Gründe dafür, immer ausgesprochen werden können. Und würden je die Rechte des Gewissens grausam mit Füßen getreten, so geschah es im vorigen Jahrhundert vor der Barre dieses Hauses, wo die Überzeugung einer ganzen Gemeinde, welche die Wahrheit in Christo liebte, für nichts geachtet, und die besten, heiligsten Gesinnungen unserer Schottischen Patriarchen von herrischen Unterdrückern, die zu Gericht über sie saßen, grausam verhöhnt wurden. In jener Zeit gewaltsamer Einführungen von Geistlichen konnten die einfältigen, ungebildeten Glieder einer Landgemeinde von dem ihnen aufgedrungenen Geistlichen nichts weiter sagen (aber sagten es mit vollem Rechte), als: „„er predigt nicht das Evangelium, und in seiner Lehre finden wir keine Nahrung für unsere Seelen.““ Ich kann mir keinen schmerzlicheren Anblick denken, als solche alte würdige Leute, die Erde und das Salz unseres Volkes, so roh gemißhandelt zu sehen von

einem gewandten, wigigen, gottlosen Advokaten, während gefühllose, hochfahrende Geistliche, in Stiefeln und Sporen zu einer Reitpartie gekleidet, zusahen und sich ergöhten, und ein lautes Gelächter von den Sitzen dieser versammelten Spötter den Triumph über das christliche Zartgefühl jener Männer vollendete, welche mit ihren Herzen mehr als mit ihrem Munde ihre Reklamationen geltend machen konnten. Das war die Politik des Dr. Robertson, die neuerlich an einem hohen Ort so gepriesen worden ist, eine Politik, die ganze Massen unseres Volks von der Kirche getrennt und einen zerstörenden Einfluß über die häusliche Religion durch ganz Schottland verbreitet hat; eine Politik, deren erneuerte Einführung jetzt unserer Landeskirche keine Dauer von drei Jahren mehr versprechen würde. Ihr, die ihr Freunde der Ordnung und Loyalität seyn wollt, hütet Euch, daß Ihr nicht, indem Ihr den Weg der festen Grundsätze verlasst, die Kirche ihres moralischen Gewichts ganz beraubt. Denkt an die bitteren Feinde, die uns umgeben; und hütet Euch, daß Ihr durch Abweichung von dem graden Wege nicht die Liebe des Schottischen Volks uns entzieht. — Laßt uns wohl bedenken, daß die bisherige Methode, Einwendungen gegen einen Präsentirten aufzustellen, gleichfalls nicht durch das Civilrecht gesichert war; und kommen wir auf das von Dr. Cook aufgestellte Princip zurück, so können ganz ähnliche Fragen vor die bürgerlichen Gerichtshöfe kommen, welche eben so entschieden werden. Viel besser ist es, eine Maßregel auf einmal durch das Parlament sanktioniren lassen.“ — Zuletzt sprach Dr. Chalmers seine Hoffnung aus, daß die Sache noch einen glücklichen Ausgang nehmen werde.

Eine Reihe von Rednern trat nachher auf, unter denen die von der moderaten Partei besonders geltend machten, daß ja in der Genehmigung der Appellation an das Oberhaus Seitens der General Assembly schon ihre Ansicht ausgesprochen liege, sich dem Spruch jenes Hauses zu unterwerfen; daß jede Landeskirche sich selbst unter die Controle des Staats stelle, und keine Gesetze ohne dessen Genehmigung in ihr gültig seyn könnten; von der evangelischen Partei, daß die Gefahr einer großen Secession, wenn man dem Spruche des Oberhauses sich unterwerfe, und die Presbyteries wider Willen der Gemeinden einführen wolle, mindestens eben so groß sey, als die auf der anderen Seite drohende. — Bei der endlich erfolgenden Abstimmung siegte Dr. Chalmers Motion zuerst über einen vermittelnden Vorschlag mit einer Majorität von 36, dann über Dr. Cook's Motion mit einer Majorität von 49 Stimmen.

Wie groß die dadurch entstandene Bewegung war, läßt sich daraus abnehmen, daß der Graf v. Dalhousie, der als Laienältester in der Assembly saß, bei aller seiner Liebe zur Kirche, seinen Austritt aus ihren Behörden für immer erklärte. Dann wurde zur Ernennung der Commission geschritten, zu welcher Dr. Chalmers selbst die bedeutendsten Männer beider Parteien vorschlug, und bedauerte, den Grafen v. Dalhousie nicht mitnennen zu können. Das Presbytery von Aukterarder wurde wegen seines bisherigen Benehmens belobt und zugleich instruiert,

bis zum nächsten Jahre keinen anderen Pastor zu ernennen, sondern in der Vakanz bestmöglich für die Gemeinde zu sorgen.

Höchst seltsam war es indeß, daß die General Assembly und zwar auf Antrag desselben Dr. Chalmers, in einer anderen Angelegenheit eine große Inconsequenz beging. Ein Herr Gladstone, aus Leith, der Hafenstadt von Edinburgh, gebürtig, hatte sich erbotten, in seinem Geburtsorte eine Kirche auf eigene Kosten zu erbauen, wenn ihm und seinen Erben das uneingeschränkte Patronatrecht über das Kirchspiel von 2000 Seelen bewilligt würde. Das Presbytery von Edinburgh hatte das Anerbieten, als die Constituierung eines neuen Patronats einschließend, zurückgewiesen; Dr. Chalmers aber trug angelegentlich auf dessen Annahme an, weil es unrecht sey, den zweitausend Seelen die geistliche Nahrung deshalb zu entziehen, weil man die Art und Weise, wie sie ihnen gereicht werde, für nicht schriftgemäß halte. Der Streit über dies Patronat erinnere ihn an einen Streit, von dem in Gulliver's Reisen berichtet werde, ob das Ei an dem spitzen oder an dem breiten Ende zerbrochen werden solle. Hätten bisher die Freunde der Kirchenverweiterung nicht so viel über kirchenrechtliche Fragen gestritten, es würde sich das Doppelte von Kirchen in dieser Zeit haben erbauen lassen. — Dr. Cook trat ihm bei; ein Herr Campbell dagegen setzte auseinander, wie die General Assembly sich in der peinlichen Nothwendigkeit befinde, dies freigegebene Anerbieten abzulehnen. Bei der Abstimmung erhielt Dr. Chalmers Motion 152, die entgegengesetzte 40 Stimmen.

Man sucht vergeblich in den Verhandlungen nach Ursachen, diese fast abentheuerliche Inconsequenz sich zu erklären, daher auch das Organ der Evangelical, das Presbyterian Review, sie „mit tiefem Schmerz und Bedauern“ berichtet. Sie ist ein recht klarer Beweis, wie einseitig und oberflächlich die Evangelical ausschließlich die subjektive Reinheit der Kirche vor Augen, in der Verhandlung über das Patronat zu Werke gegangen sind, und wie viel Wahrheit und Recht auch auf der anderen Seite liegt. Es erinnert das von den Evangelical über das Patronatrecht Gesagte recht lebhaft an die allgemeinen Reflexionen über die Entstehung dieses Rechts in J. S. Böhmer's Jus Parochiale (Sect. III. c. 1.), wo es gleichfalls mit dem größten Widerwillen behandelt, und als ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden dargestellt, dann aber doch bemerkt wird, seine Entstehung rühre aus der provocatio ulterioris liberalitatis ad aedificandas et dotandas ecclesias her. Kann man denn von Rechten einer Gemeinde sprechen, ehe sie existirt? Wenn sie nun erst durch die Erbauung und Dotirung der Kirche durch den Patron ihr Daseyn erhält — was doch der Kirche im Ganzen, wenn sie nicht fanatisch verblendet ist, nur erfreulich seyn kann — so kann auch das Verhältniß selbst nichts Verwerfliches enthalten, und es ist die Aufgabe der Kirche, die dabei vorkommenden Übelstände auf andere Weise zu bekämpfen, so wie, wenn es im Laufe der Zeit wünschenswerth geworden ist, eine Ablösung des Rechts auf ordentlichem Wege einzuleiten. Sind viele Gemeinden (es werden nie alle, oder auch nur die

meisten seyn) wirklich in einen Zustand gekommen, wo die Ausübung des Wahlrechts ihnen passender Weise ganz anvertraut werden kann, so ist ja das milde Mittel eines Ankaufs des Patronats durch eine Gesellschaft wirklich früher versucht worden, und je langsamer dies wirkt, desto besser ist es gerade für die Kirche im Ganzen.

Eine Reihe von kleinen Schriften, die zum Theil in Form einzelner fliegender Blätter unter das Volk verbreitet werden, hat bisher das Interesse für diese Sache in Schottland sehr rege erhalten. Im jetzt versammelten Parlament ist die Angelegenheit schon dreimal, das eine Mal durch Lord Brougham bei Gelegenheit einer Bittschrift, das andere Mal in einer Anfrage des Grafen v. Aberdeen an den Premierminister, Lord Melbourne, ob die Regierung dabei einzuschreiten gedenke, und ganz kürzlich auch im Unterhause vorgekommen, wo zuletzt der Minister des Innern, Lord John Russell, einen Gesetzesvorschlag zur Beseitigung des Mißverhältnisses vorzulegen versprochen hat. Wir denken später unseren Lesern über den weiteren Fortgang einen zusammenhängenden, ausführlichen Bericht abzustatten.

M a c h r i c h t e n .

(Aus dem Nouvelliste Vaudois, Lausanne, 24. Januar 1840.)

Genf, 18. Januar. — Die religiösen Fragen sind in der Schweiz an der Tagesordnung. Das kluge Genf scheint im Begriiffe zu seyn, sich aufs Neue auf diesen brennenden Boden zu begeben. Der Kampf, welcher lange Zeit auf ihre protestantische Geistlichkeit und den Methodismus beschränkt gewesen war, bekommt jetzt eine weitere Basis und die Majorität der Geistlichkeit wird gezwungen seyn, die zweideutige Stellung, welche zu bewahren sie für so wichtig hielt, zu verlassen. — Diesen Dienst (man mag ihn nun gut oder schlimm nennen) wird ihr der Mann leisten, welchem sie vor einigen Monaten einen Lehrstuhl in der theologischen Fakultät anvertraut hat: der Herr Prof. Châtel. Man kannte, als man ihn ernannte, die Natur seiner Meinungen über das Christenthum wohl; er hat sie nie verheimlicht; aber man hoffte, er würde, treu den Grundsätzen der Corporation, der er angehört, sie unvermerkt seinen Schülern beibringen, ohne sie offen und geradezu zu verkündigen. Er hat nicht so gedacht; und, einmal an's Werk gegangen, hat er frei in dem Sinne seiner Überzeugungen handeln wollen, indem er ohne Zweifel dafürhielt, daß eine gut gestellte Frage halb gelöst sey, und daß man endlich das theologische Gebiet von den Verschweigungen, dem falschen Scheine und den Zweideutigkeiten reinigen müsse. — Sein Zielpunkt ist wie der von Strauß und Lammenais (denen er übrigens weder in der Methode noch an Talent gleich kommt), die ersten Anfänge des Christenthums auf natürliche Verhältnisse zurückzuführen und die Geschichte Jesu Christi und seiner Apostel der wunderbaren Elemente, von denen das Evangelium begleitet ist, zu entleiden. Es ist das ein Fortschritt in der französischen theologischen Wissenschaft, obgleich es, wenn man die Wissenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung faßt, ein etwas hinter der Zeit zurückstehender Gesichtspunkt ist. Der Professor steht noch im alten Rationalismus, der keinen wissenschaftlichen Werth hat und der zu negativ ist, um sich lange halten zu können. Die zum Wiederaufbau der Grundlagen des Christenthums unumgänglich notwendigen philosophischen Ein-

sichten fehlen Herrn Châtel gänzlich; aber sein Verdienst ist die Diskussion, in der er übrigens nur eine sehr sekundäre Rolle spielen kann, auf ein ausgebehrtes Terrain versetzt zu haben. — Da sein Unterrecht sich als dem übernatürlichen Charakter der christlichen Urzeit gänzlich entgegengesetzt gezeigt hat, so haben sich Klagen vernehmen lassen, welche in der Gesellschaft der Pastoren einen Wiederhall gefunden haben. Diese, über die grelle Färbung, welche der Unterricht ihres Neuermählten annahm, und über die Stelle, welche die theologische Fakultät in Zukunft in der öffentlichen Meinung nothwendig einnehmen würde, erschrocken, hat die Sache zur Berathung gezogen; sie hat Reden für und wider angehört, sie hat diskutiert, sie hat Nichts entschieden. Sie hat die Schwierigkeit dadurch zu entfernen gesucht, daß sie die Sache niederschlug, gemäß der Praxis der Genfischen Politik, wenn sie es mit spinösen Fragen zu thun hat. In der That, zu Genf löst man solche Fragen nicht, man erstickt sie. Aber die Geistlichkeit kann in dem gegenwärtigen Falle sich dieses Mittels nicht mehr mit Nutzen bedienen; sie muß sich durch ihr Schweigen wie durch ihr Reden kundgeben, denn glücklicher Weise gibt es hier keinen Mittelweg. — Die religiöse Idee stellt sich nicht mehr in jenem Halbunkel dar, welches die Mäntel verbirgt und sie darum alle zuläßt. Die Genfer Geistlichkeit muß die Folgen ihrer freien und wissenschaftlichen Ernennung annehmen und das von Herrn Châtel offen verkündete rationalistische Princip offen ergreifen, und das wird sie thun, indem sie sich des Professors annimmt. Das wird ein großer thatsächlicher Schritt seyn, um die religiösen Fragen aufzuhellen; denn es ist offenbar, daß die wirkliche Demarcationslinie in den christlichen Ansichten zwischen denjenigen hindurchläuft, welche im Christenthum eine übernatürliche Offenbarung und in Jesu Christo ein wahrhaft göttliches Wesen sehen und denjenigen, welche in dem einen ein nach der einfachen historischen Causalität geschriebenes Faktum und in dem anderen eine in die Gesetze der menschlichen Entwicklung eingeschlossene Persönlichkeit erblicken. Man muß es dem Herrn Châtel Dank wissen, daß er, so zu sagen, der Gesellschaft der Pastoren einen Platz angewiesen und ihr Gelegenheit gegeben hat, sich an die Spitze der fortgeschrittenen religiösen Ideen zu stellen. Eine freilich schwierige Rolle, und vielleicht wird die Gesellschaft sich fürchten und es verschieben, Partei zu ergreifen; sie wird wahrscheinlich glauben zu machen suchen, daß die Sachen nicht stehen, wie sie stehen. Allein es ist zu spät, um irgend Jemanden zu täuschen; das Faktum wird stärker seyn als die Abläugnungen, denn die Gesellschaft kann nicht vorgeben, zwei, mehrere Stunden dauernde Sitzungen auf Verschäufung mit Lustgedanken verwendet zu haben. — Die Wirkung ist herbegebracht; der Unterricht der theologischen Fakultät Genfs hat definitiv den Charakter bekommen, welchen man ihr schon lange zuertheilt hat. Die Geistlichkeit muß sich also auf die Höhe dieser Stellung begeben: Sie wird ihr in der französischen Theologie einen besonderen Platz sichern; es wird für sie ein bis auf diesen Tag wenigstens nicht offen besetzter Posten seyn; sie wird also auf einen Weg neuer Entwicklungen gelangen und von der niederen Stufe des natürlichen Rationalismus wird sie sich endlich zum philosophischen Rationalismus erheben, dessen Repräsentant sie werden wird. Ist es nicht besser für die Genfer Geistlichkeit, sich offen einer Stellung zu bemächtigen, die ihr nicht neu ist, als fortzufahren einen Schein zu verläugnen, welcher sich zur Wirklichkeit gesteigert hat?

(Aus dem Nouvelliste Vaudois, Lausanne, 28. Januar 1840.)

Genf, 24. Januar. — Man weiß jetzt, daß die Gesellschaft sich endlich im Betreff des Herrn Prof. Châtel entschieden hat. De-

gleich diese Entscheidung nicht aktenmäßig bekannt ist, so ist es doch gewiß, daß der Professor gehalten und seinem Unterricht keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt wird. Das ist schon Etwas für die theologische Sache des Herrn Châtel gewonnen. Man muß nur bedauern, daß die Genfer Geistlichkeit sich ihres furchtsamen Wesens nicht gänzlich zu entledigen gewußt und daß sie geglaubt hat, ihren Entschluß mit Restriktionen umgeben zu müssen, welche dazu bestimmt sind, die Wirkung desselben abzuschwächen. — Durch dieses unentschiedene Benehmen hat die Gesellschaft weder Herrn Châtel und seinen Kollegen in der theologischen Fakultät, welche kräftig seine Partie ergriffen haben, noch den mit den rationalistischen Tendenzen unzufriedenen Personen, welche sie beruhigen wollte, genügen können. Man muß in der That offen anerkennen, daß diese in dem motivirten Beschlusse, durch welchen die Gesellschaft diese Angelegenheit beerdigt zu haben vorgegeben hat, keine Garantie finden können. Dieser Beschlusse läugnet die Natur des Unterrichts des Herrn Châtel nicht, er stellt nur den Charakter dieses Unterrichts als eine nicht beabsichtigte Unvorsichtigkeit des Professors dar (ein Professor der Theologie, welcher nicht weiß, wie das aufgefagt werden könne, was er sagt!!), und sie ladet den Letzteren ein, in Zukunft mehr Maß zu halten in dem offenen Ausprechen seiner Meinungen. Es springt in die Augen, daß das einer von den halben Schritten ist, in Betreff derer man hoffen durfte, daß die Gesellschaft zu ihnen in dem gegenwärtigen Falle ihre Zuflucht nicht nehmen könnte, um so weniger, als dergleichen Ausflüchte keine veränderte Ansicht über die Meinungen eines Mannes, der sie nie verheimlicht hat, bewirken können. Wenn diejenigen, welche die Ansichten des Herrn Châtel nicht theilen, zufrieden sind, so wird Alles auf's Beste gehn; allein das ist wenig wahrscheinlich. — Indessen wird Herr Châtel, obgleich er sich über die Weise, mit der man verfahren ist (so nämlich, daß man in dem Mangel an Absicht, d. h. in seinem Leichtsinne, ein Mittel suchte, die Sache beizulegen), beklagen könnte, nichts desto weniger in der Hauptsache zufrieden seyn und der Gesellschaft wegen ihres Beschlusses keine Fädenel weiter machen. Man läßt ihm seine Stellung; man richtet eine Aufforderung an ihn, welche nicht ernst gemeint seyn kann, denn die Gesellschaft weiß wohl, daß Überzeugungen auf Grund eines Gutachtens und eines Beschlusses sich nicht verändern; man verlangt von ihm keine jener Verpflichtungen, welche einen Mann von Ehre nöthigen, seine Entlassung zu verlangen; auch muß er auf seinem Posten bleiben und Stand halten. Er hat die Majorität der Gesellschaft, die ihm einst noch völlige Beistimmung gewähren wird, zum Rückhalt; und wenn Herr Châtel, gestützt auf seine Kollegen in der Fakultät, sich nicht irren machen läßt, so wird der Sieg, den er erringen wird, bald vollständig seyn. Die Gesellschaft wird alsdann, auf einem klar vorgezeichneten Wege vorschreitend, bald die Stelle erreichen, welche ihr auf der Laufbahn, auf der sie eben den ersten Schritt gethan hat, vorbehalten ist.

(England.) Seitdem im Jahre 1837 in England der Trauzwang in der herrschenden Kirche aufgehoben worden, sind Geburts-, Trau- und Todtenregister eingeführt worden. In dem Jahre vom 1. Juli 1837 bis dahin 1838 sind 111,481 Paar getraut worden, und

von diesen 107,201 nach dem Ritus der Landeskirche, 4250 nicht, und unter diesen sind 2976 Ehen an gottesdienstlichen Orten, 1093 in den Registraturbüros, 76 zwischen Quäkern, und 135 zwischen Juden geschlossen worden.

Im vergangenen Jahre sind drei neue Bischofsstühle in den Englischen Kolonien, und zwar einer zu Toronto in Ober-Canada, einer auf Neu Fundland, und einer auf den Bermuda-Inseln errichtet worden. Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums sagt von Neu Fundland: Diese Insel ist vielleicht der verwahrloste Theil unserer Kolonialkirche, und die Gesellschaft hielt es daher für ihre Pflicht, besonders große Anstrengungen zu machen, die Hände des neuen Bischofs zu stärken; sie hat ihm daher ein Jahrgehalt von 200 Pfd. für einen jeden von vier Missionaren angeboten, die sie ihm gestellt hat; sie wurden, nach Genehmigung des Bischofs, ordinirt, und sind an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen.

Ein Herr Hill, zu Surbiton bei Kingston a. d. Themse hat, da er ohne alle nähere Verwandte starb, sein ganzes Vermögen zu milden Zwecken hinterlassen, und zwar 1000 Pfd. dem Middlesex Hospital, 2000 Pfd. der Blindenanstalt, 1000 Pfd. dem Mädchenwaisenhaus, 2000 Pfd. dem Taubstummeninstitut, 1500 Pfd. drei Schulanstalten. Sein übriges Vermögen von 80,000 Pfd. hat er zu vier gleichen Theilen unter die Londoner Missionsgesellschaft, die einheimische Missionsgesellschaft, die Bibelgesellschaft und die Londoner evangelische Gesellschaft vertheilt.

Die Londoner Stadt-Missionsgesellschaft hat sich jetzt vornehmlich die Bekämpfung des Socialismus und der Trunkenheit zum Ziel gesetzt. Über die Unmäßigkeit ist ein Traktat geschrieben und in London verbreitet worden, von welchem jede Familie unter der Seelenzahl von einer Million, welche den Wirkungskreis der Gesellschaft bildet, ein Exemplar erhalten soll. Wider den Socialismus soll eine Reihe von öffentlichen Vorträgen des Inhalts gehalten werden: 1. Gibt es einen Gott? — 2. Ist die Bibel von Gott eingegeben? — 3. Worin besteht das Christenthum? — 4. Was bin ich? — 5. Welches ist der wahre Zustand der menschlichen Natur? — 6. Muß ich Rechenschaft geben und wem? — 7. Die Macht der Umstände? — 8. Das Gebiet, was der Vernunft unterworfen ist? — 9. Soll die Ehe noch fortbestehen? — 10. Prüfung des Socialismus. — Fünfzig Missionare haben im letzten Jahre bezirksweise gearbeitet, und mit aufwunderndem Erfolge. Ganz besonders hat das Comité seine Anstrengungen gegen die Jahrmarkts-lustbarkeiten gerichtet, und es ist gelungen, einige ganz zu beseitigen. Jedem Polizeiaufseher in Westminster und Middlesex hat es ein Gesuch zugesandt, die Genehmigung zu den sogenannten „Pfennigtheatern“ zu versagen, welche das neue Polizeigesetz für unerlaubt erklärt, und von drei und dreißig, die um Genehmigung nachsuchten, haben nur viere sie erhalten. Zehn neue Missionare sollen in den verwahrlosten Bezirken nächstens angestellt werden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 18. März.

N^o 23.

Weiterer Bericht über die Bibelfunden in Danzig, nebst einigen Bemerkungen über die Sache im Allgemeinen.

Mehr denn drei Jahre sind verfloßen, seit der Unterzeichnete von dem damals schon dreijährigen Besuche der Bibelfunden in Danzig Kunde und Bericht gab. (Vgl. Ev. K. Z. 1836. Decbr. Nr. 102.) Das einfache Wort erregte Theilnahme; man versuchte an mehreren Orten Ähnliches, es ergingen auch mehrfache Aufforderungen an mich, die Art und Weise unserer hiesigen Einrichtung und Ausführung der Sache ausführlicher in diesen Blättern darzustellen. Mir aber schien eine solche specielle Darstellung theils für den Zweck und Raum der Ev. K. Z. ungeeignet, theils für Männer, die das Werk selbst zu unternehmen tüchtig und bereit sind, überflüssig, da den Einsichtsvollen und in christlicher Freiheit rüstig Wirkenden jene kurzen Andeutungen meiner Ansicht nach genügen konnten. Das aber scheint mir keineswegs überflüssig, vielmehr pflichtmäßig und nothwendig, wieder einmal von dem Fortgang und Erfolg der Sache einfach und treu öffentlich zu reden und mitzutheilen, in wie weit unser Gang hier sich bewährt hat und welche Erfahrungen, innerer wie äußerer Art, im Laufe der Zeit gemacht worden sind, die etwaige Abänderungen oder Modifikationen des Unternehmens erheischen. — Da jedoch jener Wunsch nach größerer Ausführlichkeit, insbesondere Hinsichts der formalen Behandlung und des Verfahrens bei der äußeren Sacherklärung (des Geographischen, Historischen u. s. w.) neuerdings gegen mich wiederholt ist, so mögen mir auch hierüber einige Andeutungen vergönnt werden, so wie zum Schluß ein Wort über die Bedenklichkeit der Bibelfunden für die Kirche und ihr dermaliges Verhältniß zu derselben.

Zuerst denn habe ich zu berichten, daß unsere nunmehr seit dem Anfange des Kirchenjahres 18³⁴/₃₅, also jetzt in das siebente Jahr, bestehenden Bibelfunden unverändert dieselbe Einrichtung und Behandlung von unserer Seite, so wie dieselbe Stellung in und zu der umgebenden Welt beibehalten haben. Sowohl ich als mein Mitbruder W. Blech blieben bei den von Anfang festgesetzten Tagen und Stunden, so daß er jeden Mittwoch in der St. Annenkirche von 5 — 6 Uhr das Neue Testament, ich Donnerstags im Sommer von 5 — 6, in den Wintermonaten aber, Mitte Oktober bis Mitte März von 3 — 4, Nachmittags in der St. Marienkirche, das Alte Testament nach der Reihenfolge in unserer Deutschen Bibel erläuterte. Die Zahl der von einem jeden gehaltenen Stunden beläuft sich während der sechs Jahre auf zweihundert und funfzig, da Reisen, einfallende Fest-

tage, Krankheiten zc. alljährlich einige Ausfälle herbeiführten. Vertreten aber konnten wir uns nach unserer Überzeugung von Anderen, selbst von einem der bei uns Gottlob nicht wenigen treu evangelischen Candidaten des Predigtamtes, nicht lassen; höchstens hätte das unter uns Beiden gegenseitig geschehen können, wäre dadurch die Arbeit nicht zu groß geworden. Denn das ist nicht zu läugnen: Arbeit schafft diese Behandlung, wenn sie mit rechtem Ernst getrieben wird, mehr als eine Predigt; aber gewiß auch eine segensreichere Arbeit, sowohl für uns selbst als die Gemeinde. Das Erfassen des ganzen heiligen Bibelsbuches als Eines organischen Ganzen der höchsten Art und Bestimmung, welches der Odem desselben einigen heiligen Geistes für uns zur Lehre, Strafe, Besserung und Züchtigung in der Gerechtigkeit geschaffen hat und noch immerdar durchdringt und dadurch Menschen Gottes schafft, und wiederum das Beleuchten eines jeden einzelnen Theiles, jeder Geschichte, Weissagung, Lehre zc. als eines integrierenden Gliedes an dem ganzen heiligen Körper, weckt und stärkt den lebendigen Glauben und bewahrt vor der einseitigen Auffassung einzelner Stellen, aus der ja eben die meisten Schwärmereien und Entstellungen des Christenthums, die Halbheit und Laugigkeit, die falschen Theorien und Systeme hervorgehen. Zu jener organischen Schrifterfassung wird aber, wie Jeder erkennt, ein stetiges und sorgfältiges Eingehen auf den Grundtext, eine hie und da verbessernde, aber immer zart schonende Hand in Bezug auf die kirchliche Übersetzung erfordert — also daß Luther's undeutliche oder verfehltete Übersetzung wohl berichtigt, aber dennoch immer ihr zulässiger guter Sinn und Zusammenhang dargelegt und sie nie absolut oder wohl gar, mit triumphirendem Jubel über unsere jetzigen Fortschritte, tadelnd und spottend verworfen wird. Daß dabei stete Rücksicht auf die besten Commentatoren, alt und neu, genommen werden mußte, war pflichtmäßig und nothwendig. Für das Alte Testament gaben in praktischer Beziehung die älteren Werke von Starck, das Englische Bibelwerk, Luther's körnige, geistreiche Auslegungen und die Hirschberger Bibel, so wie das neueste Werk von Richter, treffliche Hüfe.

Zu verhüten war aber, daß nicht durch zu langes Aufhalten und Erschöpfenwollen eines Buches oder Capitels theils die Beendigung des Ganzen in unabsehbliche Ferne geschoben würde, theils die falsche Ansicht entsände, als sey nun kein weiteres Lesen und Forschen und Anwenden nöthig und die Sache abgethan. Ich siehe jetzt bei Jesaias Cap. 30. (mein Mitbruder Blech hat den ersten Brief St. Johannis beendet). Das Lesen der canonischen Bücher des A. T. wird nun wohl noch mindestens zwei Jahre erfordern, so daß in etwa acht Jahren die ganze heilige Schrift Alten Bundes von mir erläutert ist.

Daß nach jener Grundansicht der heiligen Schrift als eines organischen Ganzen, und insbesondere als eines großen stetig fortschreitenden Lehr- und Erziehungswerkes Gottes für die Menschheit überhaupt, so wie für das Leben jedes Individuums, kein desultorisches Lesen, kein Auswählen eines einzelnen Buches zur Erklärung, kein Vorziehen des einen Buches vor dem anderen gelten konnte, ergibt sich von selbst.

Das äußere Verhältniß unserer Bibelstunden betreffend kann ich mit Freuden melden, daß sich dasselbe zu unseren Amtsbrüdern insofern besser gestellt hat, als Manche durch den jahrelangen ruhigen Fortgang der Sache eine richtigere, wenigstens mildere Ansicht davon gewonnen haben, so daß einer derselben sie wahrscheinlich bald thätig angreifen wird, ein anderer hochbejahrter aber, der zweimal sonntäglich predigt, seit einigen Jahren schon in seinen Nachmittagspredigten einzelne Bücher des N. T. zusammenhängend erklärt. Auch in einigen Landgemeinden der Umgegend haben treu-evangelische Pfarrer Sonntags Nachmittag Bibelstunden mit segnetem Erfolg eingerichtet.

Zu dem großen äußeren Christenhaufen ist unser Verhältniß insofern ein besseres, als die Sache durch ihr vieljähriges Bestehen und Gedeihen die früheren Beargwöhnungen, Anfeindungen, Verläumdungen, Schmähungen zum Schweigen gebracht hat, da die Stunden ihren geregelten Gang öffentlich und kirchlich halten, da sie im Intelligenzblatt bei der Anzeige der Sonntags- und Wochenpredigten seit Jahren öffentlich mit aufgeführt stehen, wir auch an jedem Sonntage der versammelten Gemeinde von der Kanzel ihre Fortsetzung, so wie den jezuweilen nöthigen Ausfall öffentlich anzeigen, und uns von Seiten der Behörden auch nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt wird. — Dem Allen zufolge hat sich denn die Zahl der Theilnehmer eher gemehrt als gemindert, und ich kann mit Freuden und der Wahrheit gemäß das Wort meines früheren Berichtes wiederholen: wir zählen mehrere Zuhörer, die im Lauf der sechs Jahre auch nicht Eine Stunde veräuhten.

Die Methode der Erklärung betreffend, bezeichne ich sie kurz als die praktisch-dogmatisch-exegetische. Nie aber wird von mir ein schon fertiger dogmatischer Satz in das Bibelwort hineingelegt, sondern vielmehr jedes Dogma erst aus dem Worte herausgenommen, die der Gemeinde schon aus dem Katechismus bekannten Dogmen auf und durch dasselbe erst fest begründet, so daß immerdar das Dogma nicht Princip der Erklärung, sondern vielmehr ihr Resultat ist, und zwar nicht Resultat Einer einzelnen Stelle, sondern des ganzen Bibelbuches. Ich kann in dieser Hinsicht behaupten, daß ich dabei auf das Strengste ganz voraussetzungslos zu Werke gehe und rein und allein Gottes Wort reden und walten lasse. Oder wäre das etwa auch eine leere Voraussetzung, daß Gott reden könne und mit uns reden müsse, wenn wir etwas Erhebendes, Überirdisches, Heiliges und Heiligendes vernehmen wollen? — ist es nicht vielmehr die Ursagung und nöthwendige Bedingung alles menschlichen, wahren Redens, ohne welche es nur ein irre führendes Geschwätz und lose Philosophie ist! — Die feste Überzeugung, daß allein in Gottes Wort die ewige Zeugungs- und

Erhaltungskraft liegt, das ewige: „es werde Licht!“ — daß ein Gott, der nicht also durch Sein Wort schafft, gar nicht der wahre, lebendige Gott seyn könne; — die Überzeugung ferner, daß unser Menschenwort nichts Wahres und Segensreiches zu schaffen vermöge, weder in uns noch in Anderen, es sey denn aus Gottes Wort in uns gepflanzt; — diese Überzeugung halte ich, wie in meinem Predigtamt überhaupt, so insbesondere auch bei dieser Bibelerklärung durchgehend fest. So dringt es bald, und bei fortgesetztem, ernstem Lesen immer mehr und immer tiefer in Auge und Herz, daß in dem Gottesworte der lebendige Gott und Vater, das wesentliche Wort, nicht bloß zu uns, sondern immerdar für uns, und zwar für einen jeden Einzelnen, persönlich spreche, daß in jedem Worte, in jeder Thatfache und Geschichte, jedem Wunder, jeder Weissagung beides, väterliche Warnung, Züchtigung, Strafe, und zugleich Trost, Liebe, Kraft, Reichthum der Gnade für uns, zu finden sey; und es wird uns immer deutlicher und gewisser, wie Gott durch Sein heiliges Wort uns zum wahrhaften und vollen Selbstbewußtseyn also führe, daß wir unsere Stellung zu Gott, unser Nahesein oder Fernesein von Ihm klar erkennen und es wissen und fühlen, ob wir mit unserem ganzen Menschen zu Ihm und in Ihm sind, oder abgewendet von Ihm und außer Ihm. Die Bahn eines jeden individuellen Menschenlebens hat nur dann einen wahren, reinen und sicheren, einen christlichen Verlauf, wenn sie concentrisch mit dem Leben aller frommen Ekenner, wie wohl in ihrem eigenthümlichen Kreise, sich um die Eine Centralsonne, Christum, bewegt. Jede Abweichung von dieser reinen und bestimmt zu berechnenden Bahn ist der Irrlauf eines Kometen, von dem auch die neuesten und besten Astronomen noch nicht wissen, ob er ein Nebeldunst oder ein fester Körper, ein planetarischer oder solarischer Ausfluß ist. Nicht auf bloße Selligkeit kommt es im Christenleben an, sondern auf Heiligkeit, welche die Selligkeit eben so wohl, als die Wahrheit und Gnade und Kraft in sich schließt.

Wird der Ausgangspunkt der Bibelerklärung so fest gefaßt und von da aus durchgeführt, so wird es von selbst klar, wie und warum Gott zur Förderung Seines gnadenreichen Willens an uns Ort und Zeit benützt, und das Physische, das Lokale, Geographische, äußerlich Geschichtliche wird dadurch ein Inneres und erklärt sich von selbst, erscheint überall als ein innerlich Nothwendiges und zur Realisirung des göttlichen Gedankens an und für uns Menschen Gehörendes. Daß dabei nicht biblische Geographie, Naturgeschichte zc. im formalen Schulsinne in den Bibelstunden gegeben werden könne noch dürfe, ist einleuchtend. Meer, Flüsse, Berge, Thiere, Pflanzen und anderes irdische Zubehör, ist nur ein sichtbares Außenwerk, wenn es noch so anschaulich beschrieben wird. Es wird aber durch jenes praktisch-dogmatisch-exegetische Verfahren ein wahrhaftes Innenwerk. Dabei wird denn allerdings auch nicht veräuht, die Zuhörer auf die in ihrer Art trefflichen Büchlein des Calwer Vereins: „Biblische Geographie“ und „Biblische Naturgeschichte,“ auf „Raumer's Palästina,“ auf „Seß“ und „Uhle's Schriften und manches

andere nützliche und belehrende, weiterführende Buch hinzuweisen, den Unbemittelten dergleichen zu leihen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Schottland.) Zu unseren Nachrichten über den Streit wegen des Patronatsrechts in der Kirche von Schottland, welche so viel Interesse erregt haben, fügen wir noch hinzu, daß in der neuesten Zeit das Parlament mit Bittschreien über diesen Gegenstand vielfach angegangen worden ist. In der Sitzung des Oberhauses vom 5. d. M. legte der Graf v. Aberdeen drei verschiedene dergleichen vor, und setzte dabei ausführlich den Stand der Parteien in der Schottischen Kirche auseinander. Es gebe deren vier, von denen eine für die Belbehaltung des Patronats in der bisherigen Weise sey. Unter den drei anderen erscheine der einen das Patronat als etwas ganz Verabscheuungswürdiges, was schlechthin in der Kirche nicht gebildet werden dürfe; die andere wolle es zwar beibehalten wissen, jedoch bestrebe sie auf den Veto-Akt von 1834, den vorig Jahr Ihre Herrlichkeiten für illegal erklärt hätten; eine dritte wolle, daß nicht die Mehrheit der Gemeinglieder, sondern die Kirchenbehörde nach bestimmten Grundsätzen über die Zulassung des Präsentirten entscheiden solle. Auch sey noch darin eine Meinungsverschiedenheit, daß einige jedenfalls nur diejenigen Gemeinglieder mitstimmen lassen wollten, die sich in der vollen Kirchengemeinschaft befänden. Denn in der Schottischen Kirche sey es in Bezug auf die Communion anders, als in der Englischen, wo Alle, die da wollten, zum Abendmahlstisch herantreten; es würden nur die zugelassen, welche zuvor nach dem Urtheil des Kirchen-Collegiums für fähig dazu erachtet worden seyen. Er (Graf Aberdeen) sey vielfach aufgefordert worden, eine Bill über diesen Gegenstand einzubringen, doch trage er Bedenken, zumal da es die Minister thun wollten. Er wolle keine eigene bestimmte Ansicht über die Sache aussprechen; nur darum bitte er den edlen Discount auf der anderen Seite des Hauses (den Premierminister Lord Melbourne), daß er dieser höchst wichtigen Sache seine ganze volle Aufmerksamkeit schenken wolle; daß kein Hässiren in dem Gesetzesvorschlage sichtbar, sondern Alles auf's Sorgfältigste und Reißlichste erwogen seyn möge. —

Hiemit wollen wir für jetzt unsere Nachrichten über diesen Gegenstand schließen, und nach Beendigung sowohl der diesjährigen Session des Parlaments, als der General Assembly eine Übersicht aller neueren Ereignisse in dieser Sache liefern.

(Oxford Theologie.) Erster Artikel. Von der Kirche.

Der Brief des Dr. Pusey an den Bischof von Oxford, eine 239 Seiten starke Schrift, *) welche in der zweiten Auflage vorliegt, setzt uns in den Stand, unseren Lesern aus dieser ganz vollständigen Quelle erschöpfendere Mittheilungen über das neulich in diesen Blättern besprochene System der Oxford Theologen zu machen. Es ergibt sich aus dieser Schrift, welche zum Zwecke der Vertheidigung gegen die Anklage des Romanismus geschrieben ist, daß unsere in den letzten Nachrichten herrschende Auffassung der fraglichen Lehren, so weit

sie aus den fragmentarischen Notizen des Quarterly Review sich construiren ließen, vollkommen begründet war, und daß unser Urtheil über diese ganze Richtung in seinem Punkte einer Ungerechtigkeit, vielmehr eher in manchen sehr wesentlichen Stücken nur einer zu großen Milde beschuldigt zu werden verdient. Bei der großen Reichhaltigkeit des Stoffes gehen wir sogleich ohne weitläufige allgemeine Vorbemerkungen mitten in die Sache hinein. Der Bischof von Oxford hatte die gegen die Theologen der Oxford Universität vorgebrachten Anklagen der Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriffe in Untersuchung gezogen und dieselben ungegründet befunden. Dadurch sah Pusey sich veranlaßt, ihm seine öffentliche Rechtfertigung gegen die allgemein herrschenden Beschuldigungen in einem Briefe darzulegen. „Die Anklagen, welche gegen uns erhoben worden, sind hart; Abneigung gegen unsere eigene Kirche, Unglaube gegen ihre Lehren, der Wunsch, neue Doktrinen aufzubringen, und unsere Kirche mehr der Kirche Roms zu nähern, einen gänzlichen oder modificirten Papianismus zurückzuführen.“ Pusey stellt sich nun die Aufgabe, in Beziehung auf alle angefochtenen Lehren seiner Partei ihre völlige Übereinstimmung mit den 39 Artikeln der Bischöflichen Kirche nach der Auslegung der berühmtesten Englischen Theologen nachzuweisen, zu zeigen, wie sie, in den Spuren der Urkirche wandelnd, die rechte Mitte hielten zwischen Romanismus und Ultraprotestantismus. In Hinsicht auf die fünf ersten Artikel (welche 1. von der Dreieinigkeit, 2. der ewigen Gottheit und Menschwerdung, 3. der Hölle, 4. der Auferstehung Christi und 5. vom heiligen Geiste handeln) hätten sie glücklicher Weise keinen Angriff erlitten. Die erste Anklage sey wider sie erhoben worden wegen ihrer Abweichung vom sechsten Artikel: „Über die Zulänglichkeit der heiligen Schrift zur Seligkeit,“ womit der zwanzigste Artikel: „Über die Autorität der Kirche,“ zu verbinden sey, weil der Sinn des einen durch den anderen erläutert werde. Der sechste Artikel lautet: „Die heilige Schrift enthält alle Dinge, welche zur Seligkeit nöthig sind, so daß von keinem Menschen gefordert werden kann, als einen Glaubensartikel anzunehmen, oder als erforderlich oder nothwendig zur Seligkeit zu halten, was nicht in derselben (d. h. Sch.) gelesen wird, oder aus ihr bewiesen werden kann.“ Pusey urgirt nun die unterstrichenen Worte und zieht daraus folgende Schlüsse: Es sey wahrscheinlich die Meinung seiner Kirche, daß man, nur nicht bei Verlust der Seligkeit, Dinge als Glaubensartikel fordern könne, die nicht aus der heiligen Schrift erwiesen sind; aber es sey gewiß ihre Meinung, daß nicht in der heiligen Schrift Enthaltenes Gegenstand des Glaubens seyn könne, und daß es eine Macht gebe, die irgend wo niedergelegt sey, welche fordern könne, daß als zur Seligkeit nöthig geglaubt werde, was aus der heiligen Schrift erwiesen werden kann. Die Autorität nun, welche dieses Recht zu fordern habe, sey, wie der zwanzigste Artikel ausagt, die Kirche. Dieser Artikel lautet: „Die Kirche hat Macht, Riten oder Ceremonien zu bestimmen und Autorität in Glaubenscontroversen. Dennoch ist es der Kirche nicht erlaubt, irgend etwas anzuordnen, was Gottes geschriebenem Worte zuwider ist, noch darf sie eine Stelle der Schrift so auslegen, daß sie einer anderen widerspricht. Deshalb, obgleich die Kirche ein Zeuge und Hüter der heiligen Schrift ist, so darf sie doch, wie sie nichts wider dieselbe beschließen kann, auch neben derselben keinen Glaubensartikel als nothwendig zur Seligkeit einschärfen.“ Der zwanzigste Artikel, meint Pusey, setze demnach ausdrücklich fest, was der sechste in sich begreift: „Die Kirche hat Autorität in Glaubenscontroversen.“ Die Kirche sey der heiligen Schrift untergeordnet, aber den Individuen übergeordnet. Ihre Macht, nach der Schrift oder doch nicht wider die Schrift „auszulegen,“ „zu beschließen,“ „anzuordnen,“ begreife in sich, daß ihre Kinder verpflichtet sind, ihre Auslegungen anzunehmen, ihren Beschlüssen zu gehorchen und ihre

*) Der vollständige Titel lautet: A letter to the right rev. father in God, Richard Lord bishop of Oxford, on the tendency to Romanism imputed to doctrines held of old, as now, in the english church. By the rev. E. B. Pusey, D. D. late fellow of Oriel college; regius professor of Hebrew, and canon of christ church. Oxford, 1839.

Autorität in Glaubensstreitigkeiten anzuerkennen, und der Einspruch gebühre nicht ihrem „Privaturtheile;“ sie sind nicht Richter darüber, ob sie richtig oder falsch entscheide, denn was für eine Art von Autorität wäre das, über die ein Jeder zuerst zu urtheilen hätte und dann, wenn sein Urtheil mit dem Gesetze zusammenfällt, zu gehorchen? „Wenn du das Gesetz richtest, bist du nicht Thäter des Gesetzes, sondern Richter.“ Jak. 4, 11. „Bin ich Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo ist meine Furcht?“ Mal. 1, 6. — Kurz, die Meinung der Kirche in diesen Artikeln sey, nach der Auffassung seiner Partei, daß die Schrift die einzig bevollmächtigte Quelle des Glaubens sey, d. h. in Dingen, welche zu glauben zur Seligkeit notwendig sey, die Kirche ist das Medium, durch welches diese Kunde den Individuen zugeführt wird; unter ihrer Verantwortlichkeit vor Gott, in Unterwerfung unter sein Wort und mit der Leitung seines Geistes bezeugt sie ihren Kindern, welche Wahrheiten notwendig geglaubt werden müssen, um zur Seligkeit zu gelangen, legt ihnen die Schrift aus, entscheidet, wenn Streitigkeiten entstehen, und alles dies nicht im Charakter eines Richters, der neue Wahrheiten festsetzen oder neue Glaubensartikel aufstellen darf, sondern eines Zeugen von dem, was sie als Inhalt der heiligen Schrift in ununterbrochener Reihe von der Urkirche empfangen hat. — In dieser Ansicht, meint Pusey, liege keine Annäherung an den Romanismus, vielmehr habe seine Kirche dadurch die festeste und einzig unangreifbare Stellung gegen denselben eingenommen. Rom verstehe unter dem Worte „Kirche“ nur sich selbst, sie aber verständen darunter die allgemeine Kirche, welcher Rom als eine Partikularkirche unterworfen sey und Gehorsam schulde. Rom sey es gleichgültig, ob eine Entscheidung von den apostolischen Zeiten oder von gestern her stamme, ob sie gegen die Lehre der früheren Kirche oder mit derselben übereinstimmend sey, ob die allgemeine Kirche in der ganzen Welt mit ihr übereinstimme, oder nur eine Abtheilung, die mit ihm Gemeinschaft hält; Rom eben sowohl als Calvin lege großes Gewicht auf die Autorität der Väter, wenn es glaube, daß sie für seine Kirche sprechen, aber Rom, gleich dem Stifter der Ultraprotestanten, achte ihre Autorität für nichts, sobald sie dagegen sprechen. Was bedarf Rom des Alterthums, da es selbst untrüglich ist, wenn nicht um die Menschen anzulocken, es dafür zu halten? „Die Englischen Theologen also, denen wir als den Ausleger der Meinung unserer Kirche folgen, weichen von Rom in folgenden Punkten ab: Sie berufen sich auf die Autorität der allgemeinen Kirche, so lange es eine gab; Rom auf die alte oder neue Kirche, die sich in Gemeinschaft mit ihm befindet: sie auf die Übereinstimmung der Urkirche, vorausgesetzt, daß dieselbe erwiesen sey; Rom auf die Entscheidung der Concilien, wenn sie vom Bischof von Rom bestätigt ist: sie beruhen darauf als auf einem Zeugnisse apostolischen Ursprunges; Rom als auf dem Ergebnisse seiner eigenen Untrüglichkeit: sie halten dafür, daß die allgemeine Kirche nur ein Zeuge für die katholische Wahrheit ist und keine Macht hat, neue Glaubensartikel zu bilden; Rom, daß selbst die neuere Kirche, die sich in Gemeinschaft mit ihm befindet, diese Macht hat; sie meinen, daß die Kirche ein Zeuge sey; Rom, daß sie ein Richter sey: sie, daß die Neueren den Alten nicht widersprechen dürfen; Rom, daß sie es dürfen und sie verbessern können: sie, daß der Sinn der heiligen Schrift, deren Auslegerin die Kirche ist, immer ein und derselbe seyn muß, wie er aus der Übereinstimmung der katholischen Väter und der alten Bischöfe geschöpft wird; Rom, daß die Kirche unter verschiedenen Umständen der Schrift einen verschiedenen Sinn beilegen mag und daß der ihr zuletzt beigelegte Sinn den früheren ungültig macht: sie mit einem Worte trachten nach einer ächten apostolischen Tradition, welche durch die Übereinstimmung aller Zeiten, aller Kirchen und der

großen Lehrer aller dieser Kirchen bestätigt ist; Rom (gleich den Ultraprotestanten) folgt modernen Traditionen, behauptet, daß sie apostolisch seyen, bloß weil seine Kirche sie annimmt, und seine Kirche ist untrüglich, und dies war auch die alte Kirche, welche sich mit Rom in Gemeinschaft befand, und so muß sie denn dasselbe gelehrt haben, was Rom jetzt lehrt. Auf diese Weise schwärzt es seine modernen Verderbnisse ein, gegen welche die Berufung auf das christliche Alterthum die sicherste Schutzwehr bietet. — Um die Sache noch auf andere Weise auseinander zu setzen: Rom ist von uns verschieden in Beziehung auf das Ansehen, welches es der Tradition beilegt, indem es dieselbe als coordinirt, unsere Theologen als subordinirt betrachten; in Beziehung auf die Art und Weise, in der sie benutzt werden muß, Rom, als unabhängig von der heiligen Schrift, die unseren, als ihr dienend und mit ihr vereinigt; in Beziehung auf ihre Grenzen, Rom setzt voraus, daß seine Kirche Macht hat, neue Artikel aufzuerlegen, die als notwendig zur Seligkeit geglaubt werden müßten, die unsere, daß alle solche Artikel anfangs in dem Credo begriffen worden sind, und daß die Kirche nur die Macht hat, diese feststehenden Artikel zu erläutern, zu bestimmen und auszulegen; in Beziehung auf das Amt der Kirche in diesem Punkte, Rom setzt voraus, daß die Kirche aus verschiedenen Meinungen diejenigen auswählen kann, die sie für die richtige hält, die unseren, daß sie diejenige aufnehmen muß, die durch allgemeine Übereinstimmung bezeugt ist; in Beziehung auf die Macht der Kirche, Rom setzt voraus, daß die Kirche denjenigen den Stempel der Gewissheit ausdrücken darf, das früher wirklich ungewiß war, die unseren, daß sie nur dasjenige als gewiß festsetzt, was wirklich gewiß war, nur früher nicht als solches ausgesprochen worden ist; in Beziehung auf die Quelle dieser Macht, Rom findet sie in seiner eigenen vermeintlichen Untrüglichkeit, die unseren in dem Amte der Kirche, als der Bewahrerin und Zeugin der ihr anvertrauten Überlieferungen, so daß also außer dem Namen der Tradition die Kirche Roms und unsere Theologen in jedem Punkte von einander abweichen.“ Den Inhalt dieser rechtmäßigen Tradition bilde nun die Zahl und Namen der Verfasser der göttlichen und canonischen Bücher; das Apostolische, Nicänische und Athanasianische Glaubensbekenntniß; Alten, die wenn auch nicht ausdrücklich in der Schrift enthalten, doch mittelbar ihrer Unwandelbarkeit oder ihrem Nutzen nach sich aus ihr erweisen lassen und in ihr begründet sind, wie die Kindertaufe; specielle Anwendung im Allgemeinen verordneter Gegenstände, wofür z. B. Einige das Fasten am vierten und sechsten Tage der Woche halten. Was ferner die Macht der bestehenden Kirche betrifft, so sey dieselbe durch bestimmte Fakta begrenzt. Denn: 1. In Beziehung auf die Dinge, welche zur Seligkeit notwendig sind, sey das gesammte Zeugniß der Kirche abgegeben worden, so daß ihr Amt in dieser Beziehung aufgehört hat. Die Glaubensbekenntnisse haben ihre Vollenbung erhalten, nur daß irgend eine neue Kezerei in Hinsicht auf ihre Artikel entstehen könnte, in welchem Falle die ganze Kirche, wenn sie versammelt werden könnte, Zeugniß wider dieselbe ablegen möge. 2. In nicht so fixirten Fällen ist ihre Tradition in diesen Fällen gebrochen worden, so daß sie ihre Entscheidung nicht länger auf ihr gegenwärtiges Zeugniß stützen konnte, sondern dieselbe aus solchen Zeitaltern herholen mußte, in welchen die Tradition noch unversehrt war. Und daher kommt es, nicht wegen eines abstrakten Ideales von den ersten Zeiten, daß die Englischen Theologen sich auf die Kirche berufen, „welche früher bestand als die Trennung des Ostens und Westens.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 21. März.

N^o 24.

Weiterer Bericht über die Bibelstunden in Danzig, nebst einigen Bemerkungen über die Sache im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältniß der Bibelstunden zur Kirche, und zwar zur Evangelischen Kirche.

Wir müssen dabei wohl unterscheiden die Evangelische Kirche ihrem wahren Wesen nach, von der jetzt vorhandenen Zeit- oder Staatskirche ihrem dermaligen formalen Bestande nach. Fragen wir nun: wie stehen die Bibelstunden zum Geist der Evangelischen Kirche überhaupt? — so wird die Antwort ohne Zweifel lauten: sie sind kirchlich, sind ein rein kirchliches, und zwar evangelisch-protestantisches Unternehmen: denn die Bibel wird als die einzige lautere Quelle des christlichen Glaubens und Lebens Allen geöffnet und gegen alle Menschenfahrungen feierlich und öffentlich Protest eingelegt. So sind sie denn auch zeitgemäß und nothwendig; denn jene lautere Quelle drohte immer mehr den meisten evangelischen Christen zu verschwinden und damit die Evangelische Kirche zu verschmachten und zu erstorben. Die Bibelstunden sind ein zweckmäßiges Mittel, daß das leider jetzt ganz hohle und ausgeleerte Formalprincip der Evangelischen Kirche: „die heilige Schrift ist die Grundlage ic.“ zu einem realen Inhalt gelange, und so der untergrabene Bau der Kirche wieder ein festes Fundament gewinne.

Fragen wir dagegen: wie stehen die Bibelstunden zu dem dermaligen kirchlichen Körper? so müssen wir leider sagen: sie sind nicht kirchlich; denn das, was sich jetzt Kirche nennt, lehnet sie ab. Und so müßten wir denn den Gegnern der Sache Recht geben, welche also argumentiren: „Die ganze Sache ist eine rein subjektive, zwar gut gemeint, aber immer nur ein separirtes und Separatismus förderndes Winkelunternehmen, ein Conventikel. Das beweist der Mangel an Theilnahme von Seiten der Geistlichen, wie der verhältnißmäßig geringe Anhang, den es bei den Gemeinden findet. Es ist nicht zeitgemäß, es ist kein inneres dringendes Bedürfniß vorhanden, sonst hätte die ganze Kirche sich eifrig dafür erklärt und es unterstützt, wie sie das bei Gründung der Bibelgesellschaften gethan; sie hätte es sanktionirt, der Staat hätte es autorisirt. Die Bibelgesellschaften haben eben den Zweck, Bibelkenntniß zu verbreiten, praktischer, zeitgemäßer und mehr im Sinn der Evangelischen Kirche erfaßt; praktischer, weil das Verbreiten der Bibel zugleich ihre Empfehlung und die Aufforderung zum eigenen selbstständigen Lesen enthält, zum täglichen Lesen, was mehr fördert, als das wöchentliche. Ist dies vielleicht auch minder gelehrt und gründlich, so ist dagegen eben eure Ausführlichkeit für die meisten Hörer unpassend; was die Ungelehrten nicht verstehen, darüber

können sie bei ihren Seelsorgern sich Rathes erholen; praktischer ferner, weil da keine Gefahr des leidigen, verderblichen Conventikelwesens und der absonderlichen Heiligkeit ist, in welche mehr oder weniger alle diejenigen gerathen, die an dergleichen nicht allgemein kirchlichen Dingen Theil nehmen. Und eben darin liegt auch, daß die Bibelgesellschaften den Gegenstand zeitgemäßer erfaßt haben; denn die Bildung der Zeit und die bittere Erfahrung haben einen Abscheu vor allem Conventikelwesen; und so läuft am Ende der Zweck eures Unternehmens wohl gar in sein Gegentheil aus, das Bibellesen nämlich eher zu verdächtigen bei der großen Masse der Christen und es zu hemmen, anstatt zu fördern; — und das wäre evangelisches Streben?! — Die Fortschritte endlich, welche die Schulbildung täglich macht, auch bei dem großen Haufen, lassen annehmen, daß auch der gemeinste Mann die Bibel seinem geistigen Bedürfnisse nach lesen und verstehen könne.“

Die Gegenrede ist wichtig; sie kommt nicht bloß aus dem Munde derer, die aus Bequemlichkeit und Arbeitsscheu, oder aus Untüchtigkeit, oder aus Unlust an heiligen Dingen die Sache anfeinden, auch nicht bloß aus dem Munde der Eiteln und Hochmüthigen, die hie und da scheel dazu sehen, daß die Sache nicht von ihnen erdacht und eingerichtet ist; — sie wird auch von einigen Wenigen ernstlich und wohlmeinend geführt, die da besorgen, jedes nur von Einzelnen begonnene, wenn auch an sich noch so gute Unternehmen, sobald es sich als ein nothwendiges geltend machen und zu einem allgemein kirchlichen Unternehmen gestalten will, trete mit der bestehenden Kirche in Kampf und könne daher nur nachtheilig wirken, Feindschaft und Trennung säen, sobald nicht die Kirche, mindestens der Mehrzahl ihrer Geistlichen und Gemeinden nach, freiwillig und darum kräftig daran Theil nehme. Es verseinde sich aber das Unternehmen mit der bestehenden Kirche, weil es sie der Unkenntniß der heiligen Schrift anklage und namentlich die Geistlichen beschuldige, als ob sie weder in Schulen, noch im Confirmandenunterricht, noch in den gesellig geordneten Predigten die gehörige Bibelkenntniß förderten. So führe denn das Unternehmen dahin, den Leuten nicht nur die Schule und ihre Lehrer, die Kirche und ihre Prediger zu verdächtigen, sondern auch den öffentlichen Kirchenbesuch zu verleiden, also die gesellige Kirchenordnung zu stören. Sorgt aber ein jeder Geistliche treu und kräftig in seinem ihm zugewiesenen Amtskreise für Verbreitung und Förderung der Bibelkenntniß, so bedarf es nicht eines besonderen und neuen Unternehmens der Art.

Wichtig sind diese und ähnliche Gegenreden und Bedenken insbesondere deshalb, weil sie einmal auf's Klarste darlegen, welcher Begriff von Kirche und namentlich von Evangelischer Kirche der jetzt vorherrschende ist; — weil sie ferner bezeugen, in wie

arger Verblendung man Hinsichts des Bibelgebrauches in Schulen, wie beim Confirmandenunterrichte und auf Kanzeln ist, in wie noch ärgerer Verblendung über die innere und äußere Beschaffenheit der geistlichen Amtsthätigkeit und der Seelsorge insbesondere; — weil sie endlich darthun, wie sehr man sich über die Wirksamkeit der Bibelgesellschaften in ihrer jetzigen Gestalt und Leistung, absichtlich oder aus Unkunde und Mangel an Erfahrung täuscht. — Wir wollen hier nur in wenigen kurzen Punkten die Widerlegung jener Einwürfe und Bedenken mehr andeuten als ausführen.

1. Wenn der Zeitgeist mit dem in Widerspruch tritt, was zum Geist und Wesen der Evangelischen Kirche gehört, was also der heilige Geist gefördert und erhalten haben will, so ist er ein falscher Geist; — und wenn er insbesondere die zu Tage liegende Erscheinung der durchweg mangelnden Bibelfenntniß beharrlich und trotzig läugnet, so ist er ein Lügegeist (vgl. 1 Joh. 4, 2. 3., Joh. 8, 44.).

2. Ist die Theilnahme der Geistlichen und Gemeinden an den Bibelfunden wirklich so gering? — Keineswegs! In Deutschland mehrt sie sich zusehends, und würde es noch viel bedeuten, wenn nicht jene scheinbaren und fleißig verbreiteten Bedenken der Gegner viele Geistliche einschüchterten und eine ganz falsche unevangelische Ansicht von den Geistlichen freier Amtsthätigkeit und seinem geziemenden Gehorsam unter die vorgesetzte Behörde, sie unfrei, mithin unevangelisch machte. In Dänemark, in Schweden, in den evangelischen Ostseeprovinzen Rußlands, wie in dessen evangelischen Kolonien im Süden, am Don und in der Krain, in der Schweiz, in Frankreich beginnen alle treu evangelische Geistliche Bibelfunden zu halten, weil sie die innerste wahre Quelle des Wohlstandes der Evangelischen Kirche in der unglaublichen Unkenntniß der heiligen Schrift entdeckt haben und einsehen, daß durch die Verwüstung des flachen Nationalismus Ärgeres geschehen ist, als durch das Papstthum je geschah und noch geschieht: daß die Bibel nicht bloß vorenthalten wird, — denn verbotene Frucht reizt ja stärker, — sondern daß ihr Inhalt verhöhnt und zu Schanden gemacht ist und immer mehr wird. Wie fein und arglistig stellen sich grade solche Bibelschmäher an die Spitze der Bibelgesellschaften und leiten sie! — Von England und Amerika, wo die Bibel noch Jahr aus Jahr ein in den Familien wie in den Kirchen regelmäßig durchgelesen wird, und wo jedes Kind genauere und bessere Bibelfenntniß hat, als in Deutschland viele Theologen, dürfen wir nicht erst sprechen. Und doch werden auch hier noch besondere Bibelfunden eingeführt und das Unternehmen durch Bibelleser, Colporteurs, Evangelisten und herumwandernde Lehrer noch vielseitiger betrieben.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Dorfer Theologie.) (Schluß.)

Ferner erläutert Pusey den Begriff der Untrüglichkeit der Kirche. Abgleich von Rom sogenannte allgemeine Concile gerirt haben, so sey dies doch niemals bei einem wirklich ökumenischen Concile der Fall gewesen, d. h. bei keinem Concile, das in der That die allgemeine Kirche

repräsentirte. Seine Kirche habe vormalis die sechs ökumenischen Concile *) förmlich anerkannt; die großen Theologen dieser Kirche, welche als ihre Meinung repräsentirend betrachtet werden könnten, beriefen sich gemeinlich auf die Periode, welche die sechs Concile umfaßt, als auf die Zeit, welche in Glaubenssachen Autorität hat. Dies thäten sie, weil die Kirche damals Eine war und dieser seiner Einen Kirche habe der Herr als einer einzigen seine Verheißung gegeben. Deshalb seyen jetzt, da sie ihre Einheit aufgegeben, ihre Verrichtungen suspendirt; Partikularkirchen sind in Irrthum gefallen, der Kirche als einer ganzen kann es nicht begegnen, daß sie einen Irrthum fixire. Die fernere Entwicklung der Kirche und ob sie ihre Einheit wiedergewinnen werde, sey uns unbekannt. Für die Gegenwart genüge das, was in der Periode ihrer Einheit geleistet worden; die Hauptartikel des Glaubens sind von ihr festgesetzt und bewahrt worden und wir beßigen sie in ihren Glaubensbekenntnissen und glauben, daß die Kirche sie, kraft der Verheißung ihres Herrn, bewahren wird bis an's Ende. Das *agavon* *peridos* des Romanismus und Roms Betrug bestehe darin, daß es die Verheißung für sich selbst in Anspruch nimmt, welche der ganzen Kirche angehört. — Die Ultraprotestanten aber irren darin, daß sie die Verheißung des Herrn auf eine Handvoll gläubiger Christen bezögen, und wie Rom ihr eigenes System für die katholische Wahrheit unterschöben, indem sie von Rom darin abwichen, daß was dasselbe für die Kirchen, die zu seinem eigenen Verbande gehören, in Anspruch nimmt, sie auf Individuen anwenden.

„Es bleibt noch eine andere Besorgniß übrig,“ sagt endlich Pusey in diesem ersten Abschnitt seines Buches, welcher von der Kirche handelt, „die ich zu beseitigen wünsche, nämlich daß diese Verufung auf das christliche Alterthum die Ehrfurcht der Menschen gegen ihre eigene Kirche verringern möchte. Es ist natürlich, daß diejenigen dieses fürchten, welche ihre eigene Kirche als eine moderne betrachten. Ihnen muß es so erscheinen, als stände die Autorität ihrer eigenen und der alten Kirche im Widerspruch, für uns geht die Autorität beider, obgleich sie nicht gleich vollständig ist, doch in derselben Richtung fort. Wir wünschen nichts unserer Kirche hinzuzufügen, sondern zu entwickeln, was sie hat; es ist von Allen zugestanden, daß viele Punkte, die in ihren Formularen nur obenhin bemerkt sind, einer Ausführung bedürfen. Eine neuere Schule möchte dies nur durch Zurückgehen auf die Reformatoren bewerkstelligen; wir, indem wir dankbar anerkennen, daß sie ein gesundes Glied der katholischen Kirche ist, von der ihre Liturgie abgeleitet ist, möchten uns zur Quelle kehren, aus der unser Strom geflossen, nicht zu den Kanälen, durch welche er neulich durchgegangen ist. Wir wünschen sie zu betrachten in Verbindung mit der ursprünglichen, apostolischen Kirche, von der sie abstammt, zu der sie gehört.“

„Unsere eigene Kirche ist die unmittelbare, die allgemeine Kirche ist die letzte sichtbare Autorität, sie ist für uns die Repräsentantin der allgemeinen Kirche, wie die allgemeine Kirche die ihres Herrn ist; unsere eigene leitet ihre Autorität von der allgemeinen Kirche her und kann auf keine, die ihr entgegengesetzt ist, Anspruch machen; wir gehören zu ihr, weil wir in ihr getauft worden sind, und sie ist der Abkömmling der Urkirche in diesem Lande und ihre Bischöfe „die Nachfolger der Apostel;“ wir empfangen von ihr als Glaubensartikel, was sie uns als durch die Universalkirche festgestellt überliefert; was sie durch ihr Privattheil aus der heiligen Schrift abgeleitet hat, das lehren wir, weil wir glauben, daß es so abzuleiten sey; dächten wir nicht so, so müßten wir gehorchen, müßten ihr angehören, aber könnten nicht lehren: wir empfangen ihre Sacramente, weil sie den Auftrag erhalten hat, sie auszutheilen, ihre Riten, weil sie Macht hat, sie anzuordnen

*) Das sechste ökumenische Concil (Trullanum primum) wurde bekanntlich im Jahre 680 zu Constantinopel gehalten und entschied gegen die monothelische Lehre.

oder zu verändern. Unserer eigenen Kirche sind wir Gehorsam schuldig; den Entscheidungen der allgemeinen Kirche, Glauben (!).“

„Ich habe mich bei diesem Gegenstande länger aufgehalten, weil grade hierauf neulich einige der heftigsten Beschuldigungen unserer Annäherung an Rom gegründet worden sind; es wäre aber leichter, wie theilweise schon geschehen ist, eine Parallele zu ziehen zwischen Romanisten und Ultraprotestanten: 1. Beide stimmen darin überein, daß sie sich auf ihre eigene Interpretation der heiligen Schrift gegen die Übereinstimmung des katholischen Alterthums berufen. 2. Beide nehmen für diesen Fall die Gegenwart und den untrüglichen Beistand des heiligen Geistes, die Romanisten als der Kirche, die Ultraprotestanten als den Individuen verheißen, in Anspruch. 3. Beide berufen sich (obgleich die Ultraprotestanten jetzt weniger als früher) auf einzelne Väter, wenn sie für sie sprechen, und setzen sie bei Seite, wenn sie gegen sie sprechen. 4. Beide wählen einen Vater aus, der es mit ihnen hält, gegen den ganzen Strom des Alterthums, wenn er ihnen zuwider läuft. 5. Beide halten dafür, daß der Geist für diese letzteren Zeiten aufbewahrt habe, was er den früheren versagt; daß man jetzt zu gewissen Wahrheiten gelangen kann, über welche die alte Kirche in Zweifel oder Irrthum war, nur daß wiederum die Romanisten diese vergrößerte Erleuchtung oder Inspiration für die Kirche, die Ultraprotestanten für die Individuen in Anspruch nehmen. 6. Beide ziehen das Neue dem Alten, das von der Quelle Entferntere dem Näheren vor. 7. Beide würdigen gar sehr das christliche Alterthum herab. Und diese Übereinstimmung ist nicht zufällig, sondern entspringt aus derselben Quelle, denn beide müssen moderne Verderbnisse der Lehre unterstücken, welche dem christlichen Alterthume unbekannt waren, und appelliren deshalb gegen dasselbe und wollen sich ihm nicht anvertrauen, weil sie von vorn herein wissen, sie werden von demselben verdammt werden.“ In Deutschland, meint Pusey, sey der an den Vätern geübte Criticismus seit Semler's Zeiten zum Criticismus der Apostel aufgestiegen, und der Criticismus der Apostel zu dem ihres Herrn, und der Unglaube an ihren Herrn sey in seinem letzten Stadium zu einer Entthronung Gottes und Erhöhung des eigenen Selbst geworden, ein Pantheismus, der den im Ich eingeschlossenen Gott anbetet. „Dieser Gegenstand,“ so schließt Pusey diesen Abschnitt, „bei dem ich Ew. Herrlichkeit so lange auf gehalten, mag also als die erste Instanz der angeblich romanistischen Tendenz einiger Grundsätze unserer Theologen beweisen, wie grundlos diese vage Furcht ist. Entgegengesetzte Irrthümer begegnen sich oft; die Wahrheit nähert sich keinem von beiden, obgleich von der einen Seite angesehen sie der anderen näher zu seyn scheint, als die beiden Extreme einander sind. Das wahre Sprichwort sagt: die Extreme berühren sich; die Mitte, welche unsere Kirche hält, wird niemals eins von beiden Extremen berühren. Einem oberflächlichen Denker scheint die Mitte dem einen Extreme sich zu nähern, weil sie die Wahrheit, die dem anderen Extreme mangelt, in sich enthält. Der Werwenge hält die besonnene Tapferkeit für Feigheit, der Feige für Werwenge. Verschwendung und Geiz scheinen im Widerspruche zu stehen, dennoch sind sie stets verbunden, wie in Catilina „„alieni appetens, sui profusus““ (der nach fremdem Gute begierig war, mit dem Seinen verschwenderisch umging), die einfache Freigebigkeit ist weder Geiz noch Verschwendung und doch wird jedes dieser Extreme sie für das andere halten. So ist unsere Englische Kirche von der Kirche Roms mit dem Ultraprotestantismus verwechselt worden, und die Ultraprotestanten haben immer dafür gehalten, daß sie sich Rom nähere. Bei der Frage, die uns jetzt beschäftigt hat, ist es nur zufällig, daß Rom sich auf das Alterthum beruft, oder der Ultraprotestantismus auf die Schrift; beide haben ein ferneres Ziel, ihr eigenes System aufrecht zu erhalten; aber

der Romanismus wird, wenn es ihm genehm ist, mit dem Ultraprotestantismus seine Irrthümer auf die Schrift gründen, oder das christliche Alterthum herabsetzen, und der Ultraprotestantismus seiner Seite wird den einfachen Sinn der Schrift vernachlässigen, oder sich auf das christliche Alterthum berufen, um Ansichten, die unabhängig von demselben gebildet sind, in Gang zu bringen, während das ächte Englische System, auf die heilige Schrift, wie das christliche Alterthum sie auslegt, gegründet, eine tiefe Ehrfurcht vor der Schrift, als der Quelle des Glaubens, besitzt, und vor dem Alterthume, als ihrem Zeugen und Ausleger, und indem sich unsere Kirche auf beide beruft, wegen des Amtes, welches ihnen der Herr gegeben, hat sie nur so viel Gemeinschaft mit jedem der Extreme, daß sie die Wahrheit festhält, welche sie verheißt haben, aber sich in keiner Weise ihren Irrthümen nähert.“

Die hier von Pusey gebrauchten Formeln lassen sich nun leicht utiliter acceptiren und zu seinem Nachtheile wenden. Er meint, seine Kirche stehe in der Mitte zwischen Romanismus und Ultraprotestantismus, der im Rationalismus (unter welcher Benennung wir hier den Pantheismus mit einbegreifen) culminire. Die sogenannten Ultraprotestanten werden ihm, wir meinen mit größerem Rechte, erwidern, ihre Kirche halte die rechte Mitte zwischen dem Rationalismus und dem Katholicismus, dem falschen nämlich, der in der Englischen hochkirchlichen Partei sein erstes Stadium zurückgelegt habe und im Romanismus bis zu seinem äußersten Ziele gelangt sey. Allerdings liegt die Wahrheit im Centrum, aber zwischen dem Centrum und der äußersten Rechten oder äußersten Linken liegen noch zwei vermeintliche Centra, die doch genau betrachtet selbst zur Rechten oder zur Linken gehören, und so durch alle Abstufungen und Parteifraktionen hindurch. Nicht leicht wird irgend eine Richtung so sehr das Extrem aller Extreme bilden, daß sie sich nicht noch als eine mittlere und deshalb angeblich wahre wird ausweisen können. Hat doch neuerdings der Deutsche Rationalismus sich für die wahre Mitte zwischen dem Unglauben des Straußischen Pantheismus und dem Aberglauben der Evangelischen Kirche von neuem zu empfehlen gesucht. Die mechanische Ansicht Pusey's von der Kirche, wie sie in seiner so eben skizzirten Auseinandersetzung sich uns kundgegeben, zu widerlegen, ist nicht unsere Aufgabe. Ist doch auch diese Aufgabe schon oft gelöst und dennoch der Knoten immer wieder auf's Neue geknüpft worden. Wer einmal der Zahl mehr vertraut als dem Geiste, mit dem dürfte überhaupt schwer zu streiten seyn. Die Gefahr, den individuellen Menscheng Geist mit dem Geiste Gottes zu verwechseln, kann nun einmal nicht umgangen werden. Eine imposante Majorität mag immerhin der geistlosen Beschränktheit imponiren. Die Verheißungen des Herrn sind der kleinen Herde gegeben. Die allgemeinen Concilien waren niemals allgemein; nicht Stimmeneinheit, sondern, im besten Falle Stimmeneinheit, hat auf ihnen entschieden. Ein solches allgemeines Concil ließe sich denkbarer Weise noch heut zu Tage zusammenbringen, vielleicht daß dann auf demselben der Rationalismus die Kirche repräsentirte und die Verheißung des Herrn als einen Raub davontrüge. Daß die ersten Concile richtig entschieden haben, das verdanken sie nicht der Zahl, sondern dem annoch lebendigen Geiste des Glaubens in der Urkirche, oder besonderen Zügungen des Herrn. Aber auch sie bleiben noch immerdar der Prüfung nach dem Worte Gottes unterworfen, nach dem Worte, das nur der Geist auslegt, der die Richtigkeit seiner Auslegung nur durch das Wort selbst erweisen kann. Was übrigens die Deutung betrifft, welche Pusey dem sechsten und dem zwanzigsten Artikel angedeihen läßt, so ist sie gewiß an sich keine nothwendige, sondern nur durch übermäßiges Premiren der Worte ermöglicht, ja sie scheint durch den auffallender Weise von Pusey nicht citirten ein und zwanzigsten Artikel des Englischen Symbols un widersprechlich widerlegt zu werden. Derselbe lautes

unter der Überschrift: „Über die Autorität allgemeiner Concile,“ folgen-
dermaßen: „Allgemeine Concile dürfen nicht versammelt werden ohne
den Befehl und Willen der Fürsten. Und wenn sie versammelt worden
sind (da sie eine Versammlung von Menschen sind, von denen nicht
alle durch den Geist und das Wort Gottes regiert werden), so können
sie irren, und haben zuweilen geirrt, selbst in Dingen, die sich auf Gott
beziehen. Deshalb haben Dinge, welche von ihnen als notwendig zur
Seligkeit angeordnet worden sind, weder Kraft noch Autorität, wenn
nicht dargelegt werden kann, daß sie aus der heiligen Schrift entnom-
men sind.“

(England.) Die geographische Gesellschaft zu London hat eine
Expedition nach Kurdistan ausgesandt, mit der sich die Gesellschaft
zur Beförderung christlicher Erkenntnis in Communication gesetzt hat.
Die Zwecke dieser Expedition hat die geographische Gesellschaft so bestimmt:
Sie soll das ganze Land erforschen, welches sich in einem Halbkreise
nördlich von Mosul, diese Stadt als Mittelpunkt genommen, ausdehnt,
ungefähr 150 Englische Meilen weit davon; ferner das Thal des östli-
chen Euphrat vom Berge Ararat westwärts, so wie den westlichen Arm
bis zu seiner Verbindung mit dem Hauptstrom zu untersuchen — zwei
ausgedehnte, volkreiche Thäler, von denen wir nichts Genaues wissen;
ferner, das bisher unzugängliche Tawargebirge zu durchforschen, auf
welchem 80,000 Nestorianische Christen wohnen sollen; den Grad ihrer
Civilisation und die besten Mittel, ihnen fortzuhelfen, zu erkunden; in
ihren Klöstern nach Handschriften der Bibel oder anderen Manuscripten
zu suchen, welche Licht für ihre Geschichte geben können; Münzen, Me-
dailen und Inschriften aller Art zu sammeln; statistische Nachrichten
und sichere Kunde von den Sitten und Gebräuchen der Völkerschaften
einzuziehen, naturhistorische Gegenstände zu sammeln, und durch den
Patriarchen von Mosul eine Verbindung der Nestorianischen Christen
mit der Englischen Kirche zu eröffnen. Da diese Expedition eine gün-
stige Gelegenheit darbot für die Zwecke der Gesellschaft zur Beförderung
christlicher Erkenntnis in einer der interessantesten Gegenden des Mor-
genlandes zu wirken, so wurden der Dr. Ainsworth und Herr
E. A. Nassam, welche Oberst Chesney auf seiner Euphratexpedition
begleitet hatten, dringend zu dieser Expedition empfohlen, und von der
geographischen Gesellschaft angestellt. Die Instruktion, welche diese von
der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis empfangen haben,
lautet im Wesentlichen dahin: „Nachforschungen anzustellen nach dem
Zustande und der Lage der Chaldäischen, Nestorianischen, Jakobitischen
und anderer Christengemeinschaften, besonders aber der unabhängigen
Nestorianer in Kurdistan; in den größeren Städten diese Erkundigun-
gen aufzuschreiben und sie dann sogleich der Gesellschaft zu übersenden.
Mit den Bischöfen und Geistlichen dieser christlichen Kirchen in Verbin-
dung zu treten, und ihre Ansichten über den gegenwärtigen Zustand
ihrer Kirchen und die Mittel, ihn emporzubringen, zu vernehmen. So
viel es thunlich, die Zahl ihrer Bischöfe, ihre Namen und Wohnsitze,
die Zahl ihrer Kirchen und Geistlichen, so wie ihrer Gemeinden zu
erkunden. Den Bildungszustand der Geistlichen wie der Laien genau
kennen zu lernen; die Zahl der Schulen, die Orte, wo sie sind, die
Bücher, die darin gebraucht werden. Auf welche Weise die vorhande-
nen Schulen sich verbessern und neue errichten lassen, worüber mit den
Bischöfen und Geistlichen zu berathen seyn würde. Nachrichten einzu-
ziehen über die in den Kirchen gebrauchten Liturgien, die Formen bei
der Administration der Sacramente und überhaupt beim Gottesdienste
kennen zu lernen, und besonders Alles, was Abergläubisches darin erscheint,
und nicht übereinstimmend mit der ältesten christlichen Kirche, zu bemer-

ken; Manuscripte der Bibel, Liturgien oder Bücher, die sich auf die
Kirchengeschichte beziehen, oder in irgend einer Beziehung zur Religion
stehen, anzukaufen, oder wenn der Besitzer sie nicht ablassen will, abschrei-
ben zu lassen.“ Herr Nassam, ein geborener Chaldäer, wurde vorzüg-
lich hiemit beauftragt, es wurde ihm gestattet, den Bischöfen und Geis-
tlichen seiner Kirche, wo er es passend hielte, diese Instruktion zu zeigen.
In dem an ihn gerichteten Schreiben heißt es besonders: „Die Gesell-
schaft hat den Zweck der Beförderung christlicher Erkenntnis nach den
Grundsätzen der Kirche von England, unter dem Präsidium des Erz-
bischofs von Canterbury, des Primas von ganz England. Sie hat sich
fortwährend bemüht, die Erkenntnis des Evangeliums Jesu Christi in
seiner ursprünglichen Reinheit in allen Weltgegenden zu verbreiten,
besonders durch Circulation der heiligen Schrift, der Liturgie unserer
Kirche und solcher Bücher, welche das Wesen des Christenthums kennen
lehren. Auf Ihre Vorstellung, daß es den Chaldäischen Christen so
sehr an gedruckten Büchern mangle, hat die Gesellschaft beschlossen,
das ganze Neue Testament in Chaldäischer Sprache drucken zu lassen,
und ist bereit, Exemplare zu senden, wohin es Noth thut. Die Gesell-
schaft beabsichtigt nicht, störend in die Angelegenheiten der Chaldäischen
Christen oder irgend einer anderen Abtheilung der Kirche Christi im
Morgenlande einzugreifen; sie möchte aber gern ihnen alle Hülfe, die
sie vermöchte, leisten, damit sie selbst sich heben und wieder fruchtbrin-
gende Aehren am himmlischen Weinstock werden möchten. In dieser
Hinsicht suchen Sie daher so viele Nachrichten, als Sie können, über
den Zustand jener Christen, besonders aber über den Ihrer eigenen Kirche
einzuziehen. Benachrichtigen Sie auch die Gesellschaft, welche Wünsche
und Ansichten die Patriarchen, Bischöfe und Geistlichen hegen in Be-
zug auf die Förderung christlicher Erkenntnis, und die Art der Unter-
stützung, die sie gern haben möchten. Die Gesellschaft wird Ihre Be-
richte dann in Erwägung ziehen, und Sie in Kenntniß davon setzen,
ob die gewünschte Hülfe geleistet werden könne.“ — Gewiß haben wir
von diesem Unternehmen, wenn es Gott segnet, viele schöne Erfolge zu
erwarten. Für unkundigere Leser möge noch bemerkt werden, daß die
sogenannten Chaldäischen Christen in einer losen Verbindung mit der
römischen Kirche stehen, während die Nestorianer und Jakobiten zwei
einander entgegengesetzte, aus dem fünften Jahrhundert herflammende
keiserliche Parteien sind, deren erste die Scheidung der göttlichen und
menschlichen Natur in Christo so weit ausdehnte, daß sie eine Verein-
igung der göttlichen Person des Sohnes mit dem Menschen Jesu erst
nach dessen Geburt annahm, während die andere (zu der weitverbreite-
ten monophysitischen Partei gehörig) nur Eine gottmenschliche Natur
des fleischgewordenen Wortes anerkannte. Die Chaldäischen Christen
waren ursprünglich Nestorianer, haben sich aber im siebzehnten Jahr-
hundert auf Zureden römischer Missionare dem Papste unterworfen,
doch ohne recht feste Verbindung mit Rom. Unter ihnen wie den Nes-
torianern ist die alte Syrochaldäische oder Aramäische Sprache (die
Christus geredet hat) noch jetzt lebend, wiewohl durch die Länge der Zeit
das Syrische oder Chaldäische Neue Testament den Laien unverständlich
ist. Am See von Urmia, in der Persischen Provinz Aserbeidschan,
hat die Amerikanische Missionsgesellschaft eine viel versprechende Mission
angelegt. Die dortigen Missionare haben vor Kurzem die interessante
Nachricht eingegeben, daß es unter den Nestorianern in Kurdistan noch
viele Handschriften der (uns größtentheils unbekannten) Werke des von
ihnen hochgeachteten Kirchenlehrers Theodor von Mopsuestia gebe
(aus dem vierten und fünften Jahrhundert), den sie in ihrer Unwissen-
heit für einen bekehrten Muhamedaner halten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 25. März.

N^o 25.

Weiterer Bericht über die Bibelstunden in Danzig, nebst einigen Bemerkungen über die Sache im Allgemeinen.

(Schluß.)

3. Das Unternehmen zeihet allerdings die evangelischen Geistlichen ihrer verkümmerten Pflicht. Das geht den meisten bitter ein; aber eher kann es mit der verfallenen Kirche innerlich und wahrhaft nicht besser werden, bevor die Hüter und Hirten der Gemeinden mit tiefer wahrer Buße einsehen, daß es lediglich durch ihre Schuld schlimm geworden ist. Fragen wir die meisten Geistlichen, selbst die schon lange im Predigtamte stehenden, aufs Gewissen, ob sie denn wohl in ihrem Leben die ganze Bibel auch nur einmal durchgelesen, will schweigen ernstlich durchstudirt und geistlich durchforscht haben? Deren werden gar wenige seyn. Und nun die angehenden Theologen! Ihr Schul- und Gymnasialunterricht, ihre Universitätsstudien haben sie eher davon ab-, als dazu hingeführt. Über die Bibel haben sie freilich viel gehört, viel gelesen; aber die Bibel selbst nicht. Collegia biblica, wo in einer Stunde täglich den Studierenden die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in fortgehendem Zusammenhange in den Grundsprachen, mit steter Berücksichtigung der kirchlichen Übersetzung, gründlich und in evangelischem Geiste erklärt würden, sind gewiß ein dringendes Bedürfniß, und würden die jetzt noch stattfindenden, dürftigen homiletica und practica mit ihren meist sonderbaren subjektiven Anweisungen, wie man eine Predigt machen und halten, wie man sich im Beichtstuhle und bei der Seelsorge benehmen solle und dergleichen, bald überflüssig machen und den Theologen das rechte Was und Wie durch des heiligen Geistes Wort in Geist und Herz legen. Solch ein Universalkursus durch die ganze heilige Schrift wäre in einer vierjährigen Universitätszeit — und die sollte dem Theologen nach alter Art wieder werden —, nöthigenfalls auch in einer dreijährigen, gar wohl zu machen. Daneben möchten immerhin Collegia über einzelne Theile der heiligen Schrift, grammatisch-kritisch-historischer Art, sogenannte streng-wissenschaftliche, gelesen und gehört werden. Aber wahrlich diese allein bilden keinen tüchtigen praktischen Theologen und evangelischen Geistlichen; sondern sie verbilden ihn nur.

4. Sollten die Bibelstunden den ordentlichen Kirchenbesuch wirklich hindern? Unmöglich! Den Besuch der Kirchen, wo wirklich christliche, evangelische Lieder gesungen werden und das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird, die Sakramente wohl verwaltet werden, müssen sie vielmehr fördern. Sie öffnen ja erst den Weg zum rechten Verständniß, zur wahren geistlichen Theilnahme, zur Aneignung und Anwendung. Wenn sie aber den Besuch der Kirchen wehren, wo ganz unevangelisch und

antichristlich gesungen und gepredigt wird, heißt das nicht die wahre Evangelische Kirche aufbauen?

5. Kann wohl von Conventikelwesen die Rede seyn, wo die Sache frei öffentlich betrieben wird im Gotteshause, wo Jedermann laut und wiederholt zum Besuch der offenen Kirche eingeladen wird, er gehöre zu welcher christlichen Confession er wolle! — ja wir möchten gerne auch Juden, Muhamedanern und Heiden die Kraft des Gotteswortes schmecken lassen. — So fällt denn dieser gehässige und ganz besonders geflüffentlich verbreitete Vorwurf des Conventikelwesens unter die Kategorie der boshaften Verläumdung oder der geistigen Beschränktheit; und die Besorgniß der traurigen Folgen ist eine sieberhafte, verkehrte. — Das aber beweist die Kirchengeschichte satfam und die allerneueste hält es uns vor Augen, daß Conventikel und Schwarmsgruppen aller Art da hervorgehen, wo das Wort Gottes nicht lauter und rein verkündigt wird und wo dem zufolge die Kirche bloß äußerlich dasteht, ohne ein festes Bekenntniß und Symbol, eine leere Form ohne Inhalt und Gehalt. Kennt die Kirche die heilige Schrift nicht, so kann ihr ein Symbol (wie z. B. die Augsb. Confession) gar keinen Segen schaffen; sie versteht es nicht, so viel sie auch davon und darüber rede; sie vermag seine wahre Bedeutung gar nicht zu erkennen. Und wird ihr dennoch ein Symbol ohne genauere und tiefere Schriftkenntniß hingehalten, so geht's damit, wie wir es bei den sogenannten Altlutheranern heut zu Tage sehen. Sie steifen sich darauf, kleben am Buchstaben, — wissen aber die Schrift nicht und die Verwirrung wird ein Ärgerniß und Verderben. — In der jetzigen Zeitkirche hat man aber erst die heilige Schrift über den Bord des Schiffleins Christi geworfen, und da mußten die Symbole der Kirche bald als unnützer Ballast mit folgen. — Die neuesten Symbolsfabrikate (z. B. Nöhr's) geben deutliches Zeugniß einerseits von dem unabweislich dringenden Bedürfniß eines Symbols zum Bestehen einer Kirche, andererseits von der gänzlichen Unmöglichkeit, diesem Bedürfniß ohne geistliche Schriftkenntniß abzuhelfen.

6. Kann es den Gegnern wirklicher Ernst seyn mit der angeblichen Schulbildung, die zum fruchtbaren Bibellefen nütze und genügend wäre? Solche Gegner; und wären sie Superintenden und Schul-Inspektoren, erregen starken Verdacht, als hätten sie ihre Schulen nie, wenigstens in Beziehung auf Bibellefen, nie näher untersucht, auch in ihren Gemeinden nie nach dem Bibellefen geforscht. — Wie es aber um den Confirmandenunterricht, um die Seelsorge, um die Predigt zur Zeit noch stehe, davon legen die unzähligen, alles Bibelwort verkehrenden, dem Geist des Evangelii Hohn sprechenden Katechismen, Beicht-, Communion-, Gesangs- und Predigtbücher aller Welt offenes Zeugniß dar. Daß nun jede Bibelstunde ein Protest gegen der-

gleiches verkehrtes, unbiblisches, unevangelisches Wesen ist, wer möchte das tadeln oder hindern!

7. Was den Bibelfunden begegnet, dasselbe begegnet auch den Missionsvereinen, den Vereinen für Ausbreitung christlicher Schriften und Traktate, ja sogar den häuslichen Andachtsübungen, den Betstunden, dem Tischgebete u. dergl., daß nämlich die jetzige Zeitkirche sagt: „Das alles mag recht gut gemeint seyn; aber es ist nicht kirchlich, es findet nicht allgemeinen Anklang im Zeitgeiste. Deshalb darf und soll kein evangelischer Geistlicher es empfehlen, geschweige selbst anregen!“ — Darauf nun können wohl alle jene christlichen, rein kirchlichen und evangelischen Vereine ganz ruhigen Gewissens die klare und entschiedene Antwort geben: mit dem, was zur Zeit den armen bethörten und hungernden Gemeinden als Kirche beschrieben und hingestellt wird, mit dem leer formalen Dinge ohne wahren göttlichen Inhalt, zu dessen Schöpfen, Ordnen und Vertretern sich unsere Gegner eigenwillig machen und wonach sie uns und unser Unternehmen beurtheilen und gerne modelliren wollen, hat unser Thun freilich gar nichts gemein. Können sie uns aber aus klaren und starken Gründen der heiligen Schrift darlegen, daß unser Thun dem Geiste und Wesen der wahren Evangelischen Kirche widerspreche, so wollen wir es von Herzen gerne alsbald ändern oder ganz davon ablassen. Bis dahin aber laßt uns, unbekümmert um das laute und verdächtigende Geschrei von Umarmung, Neuerung, Kirchenspaltung u. dergl. immer fleißiger Feuer vom Altare des Herrn nehmen und hoffen, daß dadurch alles jetzt so arg wuchernde Heu, Stroh, Stoppeln vergeht und die Schacken allmählig weggeschmeltzt werden.

8. Über den wahren Zustand der Bibelgesellschaften und über ihre wesentlich nothwendige Verbindung mit den Bibelfunden, wenn ihre Wirkung eine wahrhaft segensreiche werden soll, in einem nächstfolgenden Artikel. Hier nur noch dieses:

Wir wissen, daß an einigen Orten die Ansicht dahin gegangen ist, die von vielen Geistlichen anerkannt löbliche und nothwendige Sache der Bibelfunden dadurch zu einer kirchlich gültigen auch formal zu machen, daß man die gesammte Geistlichkeit der Synode zum Halten von Bibelfunden aufforderte, und nach erfolgter allgemeiner Bestimmung derselben die höchste geistliche Behörde um förmliche Anerkennung und Autorisation der Bibelfunden ersuchte. — Und die Behörde erkannte zwar das Unternehmen an sich belobend an, ertheilte aber die Autorisation nicht. Und sie hat, meines Erachtens, darin überaus weise gehandelt. Ihr entschiedenes Ja! hätte die heilige, freie, kirchliche Sache zu einer äußeren officiellen Behördensache, zu einer jeden Geistlichen ohne Ausnahme indirekte verpflichtenden gemacht. (Oder welcher Geistliche hätte sich nicht geschämt, von thätiger Theilnahme ferne zu bleiben, wo die Behörde etwas empfiehlt, bestimmt autorisirt, auch wenn sie die Thätigkeit nicht eines Jeden direkte fordert.) Wäre es aber wohl zu wünschen und für die Kirche Heil davon zu erwarten, wenn auch viele, denen die heilige Schrift nicht wahrhaft Gottes Wort ist, Nationalisten, Deisten, Halb- und Ganz-Philosophen, sie deuteten und die Gemeinden ganz verwirren? — So wäre auch durch die Autorisation der Behörde und durch ihr Ergreifen der Sache,

die freie Entwicklung des Unternehmens beengt, es wäre durch die dabei nothwendig werdenden schriftlichen Berichte u. dergl. die Sache erschwert und damit ein großer Theil des Segens hinweggenommen. Ja, ich glaube das entschiedene Nein! der Behörde (was dieselbe freilich in gerechter Anerkennung dieser wichtigen Sache nicht geben wollte noch könnte) wäre unter obwaltenden Umständen einem positiven und befehlenden Ja! weit vorzuziehen gewesen. — Kurz, die Behörde hat dadurch faktisch den antragenden Geistlichen indirekte einen überaus weisen Bescheid ertheilt, daß dieselben ihre eigene, wie der ganzen Evangelischen Kirche Stellung zum Staate unrichtig gefaßt hatten, daß die Mitglieder der Behörde sich hiebei nur als einzelne Glieder der Kirche anzusehen und also keinen Beruf noch Macht haben, das innere Leben der Kirche durch äußeres Gebot zu bestimmen und das sich erst entwickelnde junge Leben sofort in ihren Dienst zu nehmen, sondern nur die heilige Verpflichtung haben, zu sorgen, daß dieser freien Entwicklung einerseits nichts Hindernisses in den Weg trete, andererseits ihrer etwa ausartenden Richtung gewehrt werde.

Es wäre wohl überaus wünschenswerth und förderlich, wenn von allen Orten her, wo das Unternehmen der Bibelfunden schon im Gange ist oder künftig noch beginnt, ein jeder Geistliche über die Bildung, Ausbreitung und den Erfolg desselben in einem so allgemein gelesebenen Blatte, wie diese *Ev. R. Z.*, kurzen und getreuen historischen Bericht gebe und denselben etwa alljährlich fortsetze. Ich selbst mache es mir zum Vorwurf, diesen weiteren Bericht drei Jahre lang verzögert zu haben. — Erst durch dergleichen aus allen evangelischen Ländern eingehende Zeugnisse (welche die Redaktion gewiß nicht abweisen wird) möchte eine sichere Quelle zu einer wahren Geschichte dieses kirchlichen Ereignisses gewonnen werden, welches, wie ich wenigstens dafür halte, ein ächter und fruchtbringender Keim zur wahren evangelischen, kirchlich freien Lebensentfaltung ist.

Danzig, den 11. Februar 1840.

Dr. Kniewel.

Nachrichten.

(Holland.) Die in Amsterdam erscheinende Zeitschrift *de Reformatie*, das Organ der separirten reformirten Gemeinden, bringt uns in einem in das Februarheft von diesem Jahre aufgenommenen merkwürdigen Altenstück die Kunde von einer unter diesen Gemeinden ausgebrochenen ernsthaften Spaltung, welche einen neuen Beweis liefert, wie wenig völlige Separation in den Absichten liegt, welche der Herr mit der Kirche dieser Zeit hat. Wir theilen dies Altenstück hier vollständig mit.

Bekanntmachung.

Die Unterzeichneten, Vorsteher und Diakonen der christlichen getrennten Gemeinde zu Amsterdam, seit geraumer Zeit das Streben wahrnehmend, den Dienst Gottes mit menschlichen Formen und Gewohnheiten zu bedecken und an sie zu binden, haben stets als Vorsteher der Gemeinde, die in Wahrheit und Aufrichtigkeit bei ihrer Einklebung das Bekenntniß und Gelübde abgelegt hatten, daß sie die Schriften des Alten und Neuen Testaments für das alleinige Wort Gottes und die vollkommene Lehre der Seligkeit hielten und alle damit im Widerspruch stehende Lehren verwürfen,

dem obengenannten Streben, als zum Verderben der Gemeinde führend, entgegenzuarbeiten sich angelegen seyn lassen. Nach einer sorgfältigen Prüfung der Kirchenverfassung der Utrechter Gemeinde haben sie dieselbe mit ihren Mitvorstehern und Diakonen für sich aufrichtig angenommen, und sind erstent gewesen, daß durch das öffentliche Anerkennung der Grundlagen der Kirchenverfassung es sich auf's Neue festgesetzt hat, daß die Trennung keine Rückkehr zu alten Formen, sondern eine Rückkehr zu dem nimmer veraltenden Worte Gottes war.

Sie machten indeß sehr bald, nachdem der Hochw. S. van Welzen seinen Wohnsitz in Amsterdam genommen hatte, die Erfahrung, daß das Prüfen und Befolgen des göttlichen Wortes in Angelegenheiten der Kirche auf Widerstand stieß, so daß sie bisweilen mit bekümmerten Herzen den Kirchenrathsversammlungen beiwohnten, ja auch mehrmals mit Betrübnis die öffentlichen Predigten anhörten, indem sie nach Allem fürchten mußten, daß die Gemeinde durch Wort und Beispiel von der lebendigen Quelle des göttlichen Wortes zu der trockenen Betrachtung abstrakter, wenn auch, an sich selbst betrachtet, größtentheils rechtgläubiger Lehresätze, und zum blinden Befolgen von wohl oder schlecht begriffenen Gewohnheiten früherer Zeiten allmählig abgelenkt werden möchte.

Endlich wurde, auf den Antrag des ic. S. van Welzen, durch die Mehrheit des Kirchenraths eine, von dem Utrechter Kirchenrath und der Provinzialversammlung von Dverysfel verrichtete kirchliche Handlung angefochten, eine Handlung, die noch dazu mit dem göttlichen Worte und mit dem Inhalt unserer gemeinschaftlichen Kirchenverfassung ganz und gar übereinstimmte. Siegen protestirten die unterzeichneten Vorsteher über den beiden unterzeichneten Diakonen, und richteten zugleich ein Schreiben nach Utrecht und Dverysfel, worin sie zu erkennen gaben, daß sie, nach Untersuchung des göttlichen Wortes, die Handlung der Utrechter und Dverysfeler Kirchenvorsteher gutheißten und gegen die Verkennung und Verurtheilung von Seiten der Mehrheit ihres Kirchenraths protestirten müßten.

Die Utrechter Vorsteher sandten darauf eine Antwort ein, worin sie ihre Handlung aus dem Worte Gottes verteidigten. Zugleich wurde aber die Bemerkung gemacht, daß aus dem Urtheil der Mehrheit zu Amsterdam hervorgehe, daß man nicht aufrichtig gehandelt habe beim Untersuchen der Adresse und des Reglements, worauf die Gemeinde als solche in der bürgerlichen Gesellschaft zugelassen und anerkannt worden sey. Ferner wurden Bemerkungen gemacht über das Verfahren des ic. van Welzen, woraus der Schluß gezogen wurde, daß derselbe nicht frei zu sprechen sey von Zweideutigkeit, Streitsucht und Herrschsucht. Dies alles war mit Beweisen aus kirchlichen Akten belegt. Dann bezeugte noch der Utrechter Kirchenrath, hinsichtlich der inneren Verhältnisse der Amsterdamer Gemeinde, seine Betrübnis über dasjenige, was man über die Predigtweise des Diakonus van Welzen hören müßte, mit folgenden Worten: „Es schmerzt uns, außerdem hören zu müssen, daß die Gemeinde zu Amsterdam durch innere Zwietracht zerrüttet wird und daß sich Klagen erheben, wie der ic. van Welzen nur ein Gerippe von dogmatischen Wahrheiten verkündige, ohne den lebendigen Christus, ohne den lebendigmachenden Geist, ohne den lebendigen und thätigen Glauben.“

In diesem Schreiben wurde auf die Bemerkung, daß man zu Utrecht den ic. van Welzen als rechtmäßigen Hirten und Lehrer der Amsterdamer Gemeinde nicht anerkennen könne, geantwortet, daß, sofern der Utrechter Kirchenrath aus den Akten des Amsterdamer überzeugt werde, daß van Welzen einen nach dem göttlichen Worte gesetzmäßigen Ruf zu der Gemeinde erhalten und denselben einseitig angenommen habe, der Utrechter Kirchenrath den ic. van Welzen als Prediger zu Amsterdam anerkennen werde.

Da nun eine genaue Untersuchung alles Angeführten nothwendig

zur Aufrechter ihrer mit dem göttlichen Worte streitenden Handlungen führen mußte, so wurde ein Weg eingeschlagen, um diese Untersuchung zu vermeiden. Der ic. van Welzen erklärte, mit der Mehrheit, die Mitglieder des Utrechter Kirchenraths für Verläumder, weil sie sollten geschrieben haben, daß der ic. van Welzen nicht rechtgläubig sey, und erklärte außerdem, daß er alle kirchliche Gemeinschaft mit jenem Kirchenrath abbrechen, und über nichts verhandeln wolle.

Die Minderzahl erklärte, nicht einsehen zu können, daß verläumdet worden sey, indem noch gar keine Untersuchung und Verantwortung stattgehabt habe, sondern, ungeachtet hierauf durch die Unterzeichneten wiederholt gedrungen worden, von der Mehrheit verweigert worden sey. Sie gab deshalb auch zu erkennen, keine Erklärung wegen Verläumdung abgeben zu können, sondern daß sie im Gegentheil dawider ernstlich protestire, die Verbindung mit dem Utrechter Kirchenrath nicht abbrechen, sondern unterhalten werde, und auf eine ernstliche Untersuchung nochmals dringe.

Die Folge hievon war, daß beschlossen wurde, am 5. Januar d. J. in der öffentlichen Versammlung im Namen der Mehrheit abulesen — wie auch geschehen ist — daß der Utrechter Kirchenrath verläumdet habe und die Unterzeichneten in ihrem Amte suspendirt würden, weil sie nicht ebenfalls den Utrechter Kirchenrath als Verläumder hätten bestrafen wollen, und weil sie gesagt hätten, nicht einsehen zu können, daß eine Verläumdung vorhanden wäre.

Die Unterzeichneten haben diese Sache reiflich erwogen und sich selbst gefragt, ob sie, da sie von Gottes Gemeinde und sonach von Gott selbst zu ihrem Amte gesetzmäßig berufen und darin beschäftigt seyen, die Freiheit hätten, die Ausübung dieses Amtes aus dem Grunde einzustellen, weil einige Menschen, die sich aus freien Stücken mit einander verbunden, um Gottes Wort zum Fesseln der Gewissen der Gemeinde zu gebrauchen, ganz willkürlich sie an jener Ausübung verhindern wollen. Das Ergebnis dieser Erwägung war, daß sie, wenn es offenbar würde, daß in Amsterdam wirklich eine Gemeinde bestände, die auf den Grundstein des göttlichen Wortes, wie er in ihrem kirchlichen Reglement mit begleitender Adresse gelegt worden, aufrichtig gebaut sey, dann auch verpflichtet seyen, die Gemeinde jenem Reglement gemäß zu leiten. Diese Verpflichtung haben sie erstens gegen Gott, vor dessen Angesicht sie das Gelübde gethan, Seine Gemeinde nach seinem Worte zu leiten, und zweitens gegen unsere bürgerliche Regierung, da diese, in Kenntniß gesetzt von der Grundlage, auf welche die Gemeinde zu Amsterdam gebaut worden und nach welcher sie geleitet werden solle, die Zulassung und Anerkennung als Gemeinde in der bürgerlichen Gesellschaft verweigert hat, im Vertrauen auf die gegebenen Erklärungen und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen vollkommen Genüge geleistet werde.

Es zeigte sich denn auch sehr bald, daß wirklich eine solche Gemeinde in Amsterdam bestände; denn es meldeten sich unverzüglich Mitglieder, die auf Grund des göttlichen Wortes gegen eine solche ungesetzmäßige Suspension protestirten und von den Unterzeichneten verlangten, daß sie, als ihre gesetzmäßigen Vorsteher und Diakonen, sie ferner leiten und befehlen sollten. Der hochschwürdige Herr Scholte, der unsere Gemeinde gestiftet und geleitet hat bis auf die Anerkennung in der bürgerlichen Gesellschaft, ist denn auch sofort ersucht worden, darüber zu kommen; dies ist geschehen, und dieser Hirte und Lehrer hat, nach persönlicher Vernehmung der protestirenden Mitglieder, sich bereit erklärt, zur Handhabung des göttlichen Wortes und der darauf gegründeten kirchlichen Verfassung der Gemeinde mitzuwirken und dahin zu arbeiten, daß die Streitsache mit der Mehrheit gehörig untersucht werde, damit ein Jeder sich überzeugen könne, daß die Mehrheit der Vorsteher und

Diakonen die Gemeinde zu Amsterdam wider das göttliche Wort nach ihrer Willkür und nach ihrem Gutdünken zu beherrschen trachte. Da nun die unterzeichneten Vorsteher keine anderen Grundsätze angenommen haben als die, worauf hin sie in der bürgerlichen Gesellschaft als Gemeinde anerkannt worden sind, so können sie nicht anders, als nicht nur vor Gott im Verborgenen, sondern auch vor der Welt öffentlich bezeugen, daß sie, nebst den beiden suspendirten Diakonen, mit den protestirenden Mitgliedern fernerhin die christliche separirte Gemeinde zu Amsterdam, deren Vorsteher sie sind, bilden. Sie bezeugen öffentlich vor Gott und den Menschen, daß es sie herzlich freuen sollte, wenn den von dem rechten Wege abgewichenen Vorstehern, Diakonen und Gemeindegliedern die Augen geöffnet werden und sie mit Scham und Reue zurückkehren würden zu dem alten und erprobten Wege des ewigen göttlichen Wortes, auf dessen Grund die Gemeinde zu Amsterdam sich vereinigt hat, wonach sie früher geleitet worden und womit sie auch zu der Freiheit der Religionsübung in der bürgerlichen Gesellschaft gelangt ist. Die Unterzeichneten sind außerdem jederzeit bereit, aus den Akten des Amsterdamer Kirchenraths jedem Mitgliede die Beweise der Rechtmäßigkeit ihrer Beschwerden und der Nothwendigkeit ihrer gethanen Schritte zu liefern. Jeder Auswärtige, der nähere Auskunft zu haben wünscht, oder etwas an den Kirchenrath einzufenden hat, wird ersucht, sich in frankirten Briefen an den Bruder Diakonus S. Hövker zu wenden.

Schließlich bitten wir alle Gläubige um ihre Mitwirkung im Gebete vor Gott, auf daß Er Seinen heiligen Geist in reichem Maße ausgießen möge zur Befehrung der Sünder, zur Erleuchtung der Irrenden, und daß der Herr dazu Seinem Wort, den heiligen Schriften, die uns weise machen zur Seligkeit, einen weiten Eingang in die Herzen verleißen möge.

Amsterdam, den 24. Januar 1840.

Der Kirchenrath der separirten christlichen Gemeinde zu Amsterdam.

D. A. Budde, Ältester. J. A. Wormser, Ältester. S. Hövker, Diakonus. D. Liffen, Diakonus.

(England.) Die kirchliche Pastoral-Hülfs-Gesellschaft (Church-Pastoral-Aid-Soc.), von der schon oft in diesen Blättern die Rede gewesen ist, hat in einem Cirkular neulich folgenden Bericht über ihre Fortschritte abgestattet: Die Gesellschaft leistet jetzt 210 Pfarrern Hülfe, welche zusammen die Seelsorge für 1,778,000 Seelen haben. Sie unterhält 246 Hülfsgeistliche, und 33 Laienhelfer. Es ist dazu erforderlich eine Summe von 22,000 Pfd. und von Seiten der Pfarrer zusammen 3,800, so daß also durch sie jährlich 25,800 Pfd. zum Besten der Kirche verwandt würden; ihr Einkommen betrug aber nur 10,400 Pfd. — Unter den angestellten Hülfsgeistlichen ist der Bericht des Herrn Broome besonders merkwürdig, eines von den Kaplänen, welche der Bischof von Chichester für die Arbeiter an der Eisenbahn nach Brighton angestellt hat. „Die Zahl dieser Arbeiter schwankt von 1000 bis 1600. Ihr Charakter und ihre Sitten geben sich bald kund, denn sie machen kein Fehl daraus. Ihre Gespräche sind meist schamlos und gottlos; Trunkenheit in der Zeit, wo sie nicht beschäftigt sind, ist ihr einziges Vergnügen. Mit dieser Sünde sind sie gebunden, wie mit Ketten, indem Jeder unter ihnen von seinem Wochenlohn eine Quote subscribirt für einen Trinkfond in der Abtheilung, zu der er gehört; so daß auch mancher Gemäßigte mit fortgerissen wird. Spricht man mit

ihnen von Religion, so bekennen sie fast immer, daß sie große Sünder seyen, und suchen keine Ausflucht. Ich habe ihnen oft zu zeigen gesucht, daß sie namentlich vor Gott Sünder sind, habe scharf in ihr Gewissen geredet, doch aber von keinem Nüchternen bis jetzt eine schlechte Behandlung erfahren; im Gegentheil, wenn ich freundlich ihnen zurede, hören sie mich immer geduldig an. Ich halte ihnen Erbauungsstunden in Cuckfield, in Balcombe und im Tunnel. Die beiden letzten Orte sind meist gut besucht, Viele stehen draußen; der geräumigste Ort faßt etwa hundert. Beim Gottesdienst betragen sie sich höchst anständig; niemals sah ich bei irgend einer Volksklasse eine solche Aufmerksamkeit; nie haben sie die geringste Störung gemacht. Beim Namen Christi verbengen sich Viele ehrerbietig. Viele können ziemlich gut lesen, und ich werde oft um Schriften gebeten, von denen ich stets die Taschen voll habe, wenn ich unter sie gehe. Die Bibeln, Neuen Testamente und Agenden (Prayer books), die ich ihnen wohlfeil verkaufe, finden viele eifrige Käufer. Eines Abends, als ich nach Hause kam, waren zwei Arbeiter dagewesen, mich zu bitten, einen ihrer kranken Kameraden zu besuchen. Ich traf den Mann körperlich und geistig gleich krank; er war zerrissen vom Gefühl seiner Sünde, da er ein Lasterer und Übertreter göttlicher und menschlicher Gebote gewesen war. Doch hörte er allmählig auf das, was ich sagte, und bat mich, mit ihm zu beten, indem er was ich sagte, mit großer Inbrunst wiederholte. Ehe ich ihn verließ, gab ich ihm das Christentum: „Der Sünderfreund;“ er las die beiden ersten Seiten laut mit vieler Nüchternheit, und rief mit Thränen in den Augen: Ach, was ist das doch ein Buch für mich! Er ist bald darauf an einer anderen Eisenbahn angestellt worden, welche glücklicherweise kurz zuvor auch einen Kaplan erhalten hat, der ihn schon vier herauszufinden wissen, und ihn weisen wird zu dem Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt. Vier Monat habe ich nun in meiner Armuth versucht, das Evangelium von ihrer Seligkeit den Eisenbahnarbeitern zu verkündigen; ich kann nicht sagen, daß ich Früchte meiner Arbeit in dieser Zeit gesehen habe, zum Theil aber auch deshalb, weil ein beständiger Wechsel unter ihnen stattfindet, und wenige lange genug bleiben, als daß man Erfolge sehen könnte. Doch ist der edle Same ausgestreut, der zu rechter Zeit, wenn auch an einem anderen Orte, aufgehen mag. Einst, als ich herumging, die Familien der Arbeiter zu besuchen, trat ich einem großen, bösen Kettenhunde zu nahe, der vor einer Hütte angebunden war. Der Hund fiel mich wüthend an, und riß ein Stück von meinem Rock ab; dies Ereigniß erregte die größte Theilnahme, Alles lief zusammen, und als ich sagte, der Rock sey schon alt, schalten sie doch auf den Herrn des Hundes, „denn ein neuer,“ sagten sie, „würde so eben so zerrissen seyn. Er hätte besser gethan, sich ein Schwein zu halten, und nicht einen wilden Hund, der ihres Pfarrers Kleider zerreiße.“ Als ich zuerst im Tunnel predigte, sagte mir einer: Wenn ich um 3, statt um 4½ Uhr predigen könnte, würde es den Meisten gelegener, und der Gottesdienst besuchter seyn. Ich sagte, ich bedauere, das nicht eintreten zu können, da ich um 3 Uhr schon anderwärts predige. Da sagte der Mann nach einigem Nachdenken: „Ich will Ihnen sagen, Herr Pastor, was wir thun wollen; wir wollen Gott anrufen, ist auch die Stunde etwas unbequem, so kann Er doch eben so Viele in der Stunde herbeirufen, als zu einer anderen.“ Derselbe bot mir sein Haus ganz und gar an (er wollte dann ausziehen), wenn ich darin an irgend einem Wochentage predigen wollte. Eine Sonntagschule für die Kinder wurde bisher von dreißig besucht; ich hoffe, wir bekommen in Kurzem ein besseres Lokal, und können noch mehr setzen.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 28. März.

N^o 26.

Zur Geschichte und Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes der öffentlichen Ehepflege.

Die Ev. K. Z. hat bereits verschiedentlich zur Darstellung der Mißverhältnisse ihre Stimme erhoben, welchen die gesegliche Praxis der Ehesachen in der vaterländischen Kirche noch immer unterliegt. Manche dieser Darstellungen, besonders der Aufsatz: „Über die heutige Gestalt des Eherechts,“ Nr. 78 ff. des Jahrg. 1833, werden den Lesern gewiß noch in frischem Andenken seyn.

Eins. bescheidet sich also, noch zu sagen, was bereits von Anderen gesagt ist. Auch enthält er sich gern der Darlegung seiner, in einer besonderen Schrift *) vorliegenden Abweichung in der exegetischen Begründung der Lehre von der Scheidung. Denn wer auch die bekannten Aussprüche des Herrn über die ursprüngliche und normale Einseit und Unlöslichkeit der Ehe, wonach jede Scheidung als ehebrecherisch bezeichnet wird, wenn die Ehe nicht schon durch Unzucht faktisch geschieden war, nicht glaubt einer geseglichen Vorschrift für die Behandlung der Ehesachen in der historischen Kirche, einer einfachen Ausschließung aller und jeder Scheidung gleichstellen zu können: stellt damit nicht im geringsten die ethische Aufgabe in Abrede, daß die Kirche Christi mit allen ihr im Glauben hingegebenen Kräften dahin strebe, daß jene ursprüngliche und unveränderliche Norm, wonach das Band der Ehe schlechthin unlöslich ist, in ihrem Kreise wieder herrschend werde. Und wenn damit zwar diese Aufgabe als eine nur in fortschreitender Entwicklung zu lösende anerkannt ist: so wird und muß dabei doch zugestanden werden, daß jede kirchliche Gemeinschaft sich überall in dem Grade als noch unkirchlich, und der heilighenden Kraft und Gemeinschaft ihres Herrn widerstrebend, mit ernstest Schmerz zu erkennen habe, als sie die Gesamtheit ihrer Glieder noch nicht zur Anerkennung jener ursprünglichen, von Christo erneuerten Norm hinzuführen weiß. Die Kirche würde ja anders aufgeben, die heilige Gemeinde des Herrn zu seyn, wollte sie in dieser Hinsicht mehr als Nachsicht und Rücksicht auf das nehmen, was an ihr noch ungeheilt ist, wollte sie Akte dieser Nachsicht, die eine Abweichung von der unverleglichen Norm der Aussprüche des Herrn in sich begreifen, als normal bezeichnen. Vielmehr muß die Kirche, die dem Herrn einst Rechenschaft geben wird für die öffentliche Verwaltung der ihr anvertrauten heiligen Angelegenheiten, jemehr sie jene Nachsicht und Rücksicht noch glaubt nehmen zu müssen, jemehr auch

durch die kräftigsten Maßregeln dahin streben, sich über diesen gefahrvollen Nothstand durch Hilfe des Herrn und — vermittelt einer wohl überdachten und überwachten kirchlichen Disziplinordnung zu erheben.

So bietet also der kirchlich praktische Gesichtspunkt die Vereinigung derer, welche eine gewisse, der Alttestamentlichen analoge Rücksicht auf die „Herzeshärtigkeit“ eines großen Theiles der Angehörigen der Kirche im Allgemeinen zugeföhren, ohne damit der Lösung der großen Aufgabe, „sich fortwährend nach der absoluten Norm des göttlichen Wortes zu reformiren und damit zu conformiren,“ sich irgend zu entziehen — mit den Anhängern der strengeren, sich zumeist nur einfach exegetisch begründenden Lehre von der Scheidung dar.

Inzwischen hat sich die Evangelische Kirche des Vaterlandes nun seit Jahren mit der Hoffnung getragen, die Stunde der geseglichen Abstellung der schreienden Mißverhältnisse in ihrer und der bürgerlichen Ehepflege werde nahe seyn. Noch seufzt sie fort und fort: „Wie so lange, so lange!“ Doch anstatt ihre Klagen als ein Einzelner da zu wiederholen, wo die ganze Lage der Kirche in dieser Hinsicht eine Klage ist, lege ich nur einfach die folgende Thatfache dar, die nur leider in tausendfachen ähnlichen Erfahrungen ihr treues Gegenbild finden wird.

Vor einigen Jahren meldet sich ein hiesiges junges Mädchen mit einem angehenden Bauern von außerhalb zu Aufgebot und Trauung. Die Frage, wie und wie lange sie sich kennen gelernt, und worauf ihre Hoffnung, eine glückliche Ehe zu führen, sich gründe, setzt sie, wie in den meisten Fällen, auf dem Lande geschieht, in einige Verwunderung, dann aber antworten sie mit großer Unbefangenheit: Man kenne sich gar nicht, die Braut habe sich aber Dach und Fach (nach dem Volksausdruck: die Stelle) gesehen, dies habe ihr gefallen, und so wolle man sich heirathen.

Gesegliche Ehehindernisse standen ihrem Vorhaben nicht entgegen, die Verlobung war geschehen, häusliche, vielleicht auch schon gerichtliche Vorbereitungen zur Vollziehung der Ehe bereits getroffen — so blieb denn nichts übrig, als unter ernstlichen Ermahnungen das Versäumte zu einer christlichen, Gedeihen versprechenden Eheschließung so viel möglich nachzuholen, nun zu Aufgebot und Trauung zu schreiten, und das eine so mißlich angelegte Ehe bedrohende Wehe durch christliche Belehrung möglichst zu beschränken.

Nicht lange darauf starb ein Bruder der jungen Frau, welchem die Eltern ihr Bauerngut zu übergeben gedacht. Jetzt bereuten diese, die Tochter aus dem Hause gegeben zu haben. Wirklich möchten die Verhältnisse nicht ideal seyn, in welche sie

*) Die Ehe nach ihrer Idee und nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Berlin, bei Dümmler, 1834.

getreten war. Sie kam nun öfter auf Besuch in das elterliche Haus, anfangs auf Tage, bald auf Wochen. Ich schöpfte sogleich Verdacht und ergriff die erste Gelegenheit, Eltern und Tochter vor treulosen Gefinnungen zu warnen. Die junge Frau versicherte jetzt und späterhin wiederholt, daß sie über ihren Ehemann keine Klage habe, wohl aber über die Schwiegereltern, die sehr unheimlich wären; worauf die ihr zu gebenden Ermahnungen nahe genug lagen. Indes nahm dieses Mißverhältniß bald überhand. Der junge Mann holte sich zu verschiedenen Malen die Frau wieder ab; einst kam er bei einer solchen Gelegenheit auch zu mir, hörte die ihm zu gebenden Ermahnungen bereitwillig an. Endlich mochte auch seine Geduld ihrem Ende zugehen, und so auch seinerseits ein Verhalten eintreten, welches den arglistigen Einreden der Eltern der Frau zunehmenden Schein des Rechtes geben konnte. Wirklich hielten diese ihre Tochter, anstatt sie zum treuen Ausharren in ihrer Pflicht zu vermahren, so lange bei sich fest, daß der, einer ehelichen Gehülfin nicht wohl in seiner Wirthschaft entbehrende Ehemann sich gedrungen sah, gegen das treulose Weib wegen bösslicher Verlassung auf Scheidung zu klagen; worauf diese, lediglich mit Verlust eines Vierzehntels ihres Eingebachten, als allein schuldiger Theil gestraft und abgeschieden wurde.

Daß diesem Hergange von Seiten der Eltern der jungen, unerfahrenen Frau der wohlüberdachte Plan zum Grunde lag, dieselbe durch Wiederverheirathung zur bequemeren Fortsetzung ihrer Wirthschaft zu benutzen, lag am Tage. Indes versiel die Tochter auf Jahr und Tag in tiefe Schwermuth, in Ansehung deren ich es dahin gestellt lasse, ob wirkliche Gewissensbisse über die bewiesene Untreue sie beunruhigten, oder ob die Vergleichung ihrer jetzigen, keineswegs glücklichen Lage im elterlichen Hause mit der früheren, und die Zurücksetzung, die sie nun als Geschiedene in der Gemeinde erfuhr, sie so unglücklich machten.

Endlich überwog vielleicht noch das schmerzliche Gefühl ihres jetzigen Mißverhältnisses im elterlichen Hause den Widerwillen gegen eine andere Ehe, den sie oftmals in der Gemeinde ausgesprochen: und jetzt war die erwünschte Zeit für die Eltern gekommen, die beabsichtigte Wiederverheirathung herbeizuführen. In der Gemeinde wurden ihre Anträge zurückgewiesen, aber es konnte nicht fehlen, auswärts einen Mann zu finden, der in die vakante „Stelle“ einzuziehen bereit war.

Wie lange ich nun auch die beiderseitigen Eltern und die armfeligen Brautleute in einzelnen Besprechungen und Verwarnungen, nicht gegen das unzweideutige Wort des Herrn zu sundigen, und von der obrigkeitlichen Nachsicht gegen „Serenzshärte“ nicht zu ihrer eigenen Verwerfung Gebrauch zu machen („den Ehlichen gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Manne; so sie sich aber scheidet: daß sie ohne Ehe bleibe, oder sich mit dem Manne versöhne.“ 1 Cor. 7, 10. 11. Wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe. Matth. 5, 32., Luc. 16, 18.) aufzuhalten suchte: was konnte es fruchten, da auch jetzt das Ehevorhaben bereits gerichtlich eingeleitet, und das häuerliche Gut, um welches es

sich hier eigentlich handelte, schon dem Bräutigam verschrieben war?

Die Abgeschiedene, eher ein Bild des Jammers als einer Braut, badete sich schon in Thränen, als sie ihr Vorhaben anzumelden kam. Auf Befragen erklärte sie ohne Rückhalt wörtlich: „Ihren abgeschiedenen Mann werde sie nie vergessen, sie sey von der Zeit ihrer Abscheidung an fast vergangen in ihrem Jammer. Ihr Mann habe sie auch schlecht behandelt, aber nie würde sie ihn verlassen haben, wenn ihre Eltern sie nicht dazu gezwungen hätten. Ihren jetzigen Verlobten kenne sie so wenig, als sie den vorigen bei ihrer Verlobung gekannt habe. Aber es bleibe ihr keine Wahl. Ueberdies sey das väterliche Gut bereits dem Verlobten verschrieben, was aus jenem auch hätte werden sollen, wenn sie nicht endlich in das Verlangen der Eltern gewilliget hätte?“ Auf die Entgegenhaltung der unbedingten Verwerfung ihres Vorhabens durch das Wort des Herrn, erwiderte sie nun unter vielen Thränen: „Wenn dies so sey, so hätte ja auch die Obrigkeit besser gethan, sie gar nicht zu scheiden, dann wäre ja auch dieses Unglück nicht gekommen.“

Ich will die Leser nicht mit der Untersuchung aufhalten, wie viel subjektive Wahrheit diesen Erklärungen zum Grunde liegen mochte, wie viel versöhnliches Mitleid mit so viel Jammer in diesem Falle stattfinden konnte; auch nicht mit der Darstellung der Verlegenheit, in welcher in solchen Fällen der Seelsorger sich findet, wenn er einerseits nicht umhin kann, das unwandelbare Wort des Herrn, als dessen Diener er dasieht, zur Abwendung der Willkühr und größeren Jammers entgegenzuhalten, andererseits aber, wenn nicht selbst die Gewissen der Schwachen zu verwirren fürchten muß, die über die landesgültige Ordnung hinauszugehen, und einen Widerspruch des ewigen Wortes Gottes mit einer zeitweiligen Einrichtung nicht zu fassen wissen, sich doch nicht verhehlen kann, wie der nur in dem gesellschaftlichen Kreise lebende, unerleuchtete Mensch in dessen Bestimmungen seine Berechtigung und Entschuldigung findet.

Statt dessen mögen einige wichtige Folgerungen und Bemerkungen zu dieser Thatsache hier eine geeignete Stelle finden.

1. Die offene Aussicht der anderen Ehe war der eigentliche Scheidungsgrund, welcher die Scheidung des ersignannten Paares zur Folge hatte, folglich die Schuld derselben trägt. Ohne diese Aussicht würden die Eltern der Abgeschiedenen dieselbe zum treuen Ausharren in der frei übernommenen Pflicht ermahnen, sie keinesfalls in ihrer Untreue bestärken, noch die — ihnen dann nutzlose — Schuld des kirchlichen Meineides auf sich und sie geladen haben. Eben so würde schon das zeitliche Interesse die Geschiedenen bewegen haben, ihrem Ehegelübde treu zu bleiben; aus der Noth wäre sehr möglicher Weise Tugend geworden, während so die gefährliche Aussicht sie in Versuchung führte, das Maß der ehelichen Geduld und Liebe bald für hinreichend erschöpft zu halten.

2. So ist ohne allen Zweifel die bequeme Aussicht, sich nach der Scheidung nochmals in einer anderen Ehe zu versuchen, in den meisten Fällen die erschwirkende Ursach zur

Scheidung. Wie viele Ehen mögen noch immer jährlich in der Evangelischen Kirche des Vaterlandes darum geschieden werden, weil die Scheidung geschehen, so gar leicht geschehen kann?

Aber nicht allein auf die wirklich mit der Scheidung endenden Ehen übt diese Aussicht ihren entfittlichenden Einfluß. Viel verderblicher möchte dieser auf die Tausende von Ehen seyn, die dadurch zu einem lieb- und treulosen Verhalten in der Ehe versucht werden, als der auf jene Hunderte, die es zum wirklichen Bruche führt? „Im schlimmsten Falle werden wir geschieden!“ wie viele Eheleute bewegt dieser Gedanke, mit der ehelichen Liebe, Geduld und Rücksicht einzuhalten, hernach zu Leichtfinn, Lieblosigkeit und Frevel fortzuschreiten! Letzteres gibt nun die scheinbaren Gründe zur Ehescheidung; die eigentliche Ursach ist die Aussicht der Scheidung und das dieselbe eröffnende Eherecht selbst. Und wie weit auch vor der wirklichen Scheidung das Band der Ehe schon zerrissen sey, wie bedeutend nun die zunächst geltend gemachten Scheidungsgründe erscheinen: auch dieses hat, wie in obigem Falle, seinen letzten Grund in der versuchlichen Aussicht auf den bequemen Ausweg der Scheidung selbst.

3. Eben dieser Ausweg ist aber auch eine kräftig mitwirkende Ursach zu dem gränzenlosen Leichtfinn in Ansehung der Eheschließung.

„Wir versuchen's einmal. Geht es nicht mit einander, so gehen wir auseinander!“ so denken Tausende, und laufen wild in einen Wehestand hinein, der von Anfang an als ein Spott des „Was Gott zusammengefügt“ erscheint. Dem Eins. scheint, wäre der Anfang einer solchen Ehe wirklich gerechtfertigt, der kaum zweifelhafte Ausgang derselben nicht schwerer zu entschuldigen.

Dagegen leuchtet aber auch die Nothwendigkeit, die Scheidungswillkür zu beschränken, selbst abgesehen von der schriftgemäßen Begründung, schon hieraus unwiderleglich ein. Je leichter die Hinterthür der Scheidung zu öffnen ist, je leichtfertiger wird der große Haufe in Ansehung der Eheschließung verfahren, je mehr wird die Ehe selbst dem ehbrecherischen Frevel preisgegeben, und so dann die Scheidung selbst als ein nothwendiges Übel erscheinen. So erzeugt ein schlaffes Eherecht in Wahrheit zuerst die Übel durch dasselbe Mittel der freigestellten Scheidung, um sie nachmals, wenigstens scheinbar, hiedurch aufheben zu können!

Darum ergibt sich schon lediglich aus diesem praktischen Gesichtspunkt die unabweisliche Nothwendigkeit eines strengeren Ehrechts, welches durch möglichste Erschwerung der Scheidung dem Leichtfinn in der Schließung und Führung der Ehe zu steuern hat. Auch wer sich aus bloß eregetischen Gründen von der Nothwendigkeit der absoluten Beschränkung der Scheidung auf den einzigen Fall des stattgefundenen Ehebruchs nicht überzeugt, muß aus dem disciplinarischen Gesichtspunkt, so in bürgerlicher, wie in kirchlicher Hinsicht, die möglichste Beschränkung der Scheidungsgründe, die äußerste Erschwerung der Scheidung als unerläßlich fordern. Damit die Scheidung nicht in tausend Fällen als nothwendiges Übel erscheine, ist sie selbst, als kräftig

versuchliche Ursache des Übels, so viel nur irgend möglich aus dem Gebiete des christlichen Ehrechts auszuschließen und außer Wirkung zu setzen.

4. Die weltliche Form der Verlobung und die gerichtliche Vorabmachung der Erbschaftsverhältnisse veranlaßt in vielen Fällen, auf dem Lande in den meisten, die übereilte Schließung der Ehe; die nun wieder in der Scheidung die letzte Ausgleichung des herbeigeführten Übels sucht.

Was den oben erzählten Fall betrifft, so war die bereits vollzogene Verlobung, die gerichtliche Vorabmachung der materiellen Verhältnisse, die Haupt- und fast einzige Zuflucht, wohin die Betheiligten vor dem Ernst des entgegenstehenden Wortes Gottes sich zurückzogen. Wirklich ist es mir außer Zweifel, daß die Betheiligten das Vorhaben aufgegeben haben würden, wären sie nicht aus diesem Grunde in gewissem Grade schon gebunden gewesen. Noch viel weniger möchte der Bräutigam der ihm zu widmenden Belehrung und Warnung sich verschlossen haben, hätte die Verlobung der nachmals kirchlich zu schließenden Ehe selbst nicht ohne Mitwirkung des Dieners des göttlichen Wortes stattgefunden, und jene Belehrung also noch einen freien Zugang zu seinem Herzen gehabt.

Wenn das Letztere nur von dem obigen, nicht von jedem ähnlichen Falle gilt, so wird die einhellige Erfahrung der Pfarrer auf dem Lande es bestätigen, daß die weltliche Form der Verlobung und die gerichtliche Vorabmachung der materiellen Verhältnisse die leichtfertig übereilte Eheschließung in den meisten Fällen verursachen. Die Verlobten sind, wenn die Aufforderung zu Aufgebot und Trauung an den Pfarrer ergeht, hiedurch in den meisten Fällen bereits so gebunden, daß an ein Zurückgehen kaum noch zu denken ist.

Oft liegt das Mißliche des Vorhabens so auf der Oberfläche, daß ein gänzliches Verfehlen des Ehezweckes keinem Zweifel unterliegt. Aber wie die Liebe nun drängt, zu belehren und zu warnen: es ist zu spät, es bleibt nur noch Raum zum Mitleid! So kopuliren wir, scheinbar getroßt, zu dem drohenden Wehestande, und schweigen, um durch fruchtloses Reden das nahende Übel nicht noch zu beschleunigen.

5. Die geringfügige Strafe, welche in diesem wie in ähnlichen Fällen der als schuldig bezeichnete, abgesehiedene Theil zu tragen hat, trägt gleichfalls zur Beförderung des Scheidungsübels sehr viel bei.

Die hier wegen bösslicher Verlassung als alleinschuldiger, meinediger Theil Abgesehiedene hatte mit nichts als einem Viertel ihrer Mitgift zu büßen. Die gleiche Strafe erleidet bekanntlich auch die wegen Ehebruch Abgesehiedene lediglich. Wie diese Strafe nicht nur mit der früher in diesen Fällen üblichen, sondern auch mit dem Vergehen, oft selbst mit dem hiedurch dem veruntreuten Gatten zugefügten Schaden, in keinem Verhältniß steht, wie dieselbe durchaus nicht im Stande ist, dem die Scheidung verursachenden Verbrechen, ja dem absichtlichen Erzielen einer anderen Ehe zu wehren, liegt am Tage.

6. Endlich legt der obige Fall die Anerkennung des dringenden Mangels einer geordneten Ehepflege recht nahe.

Offenbar sollte es nicht in der Willkür des treulosen Gatten liegen, ohne Zustimmung des anderen Theils willkürlich zu entweichen, und sich ungerührt an einem anderen Orte aufzuhalten. Die obige Scheidung wäre ohne Zweifel verhütet worden, wenn es nicht in der Willkür der Eltern gelegen hätte, anstatt, wenn hiezu Grund vorhanden war, selbst den Beistand der Obrigkeit für ihr Kind nachzusuchen, demselben eine Freistätte für sein Verbrechen zu eröffnen. Dieses Verbrechen wäre vielleicht nicht einmal versucht, gewiß nicht vollbracht worden, wenn in solchen Fällen, sey es der Ortspfarrer, oder eine besondere kirchliche oder bürgerliche Behörde einzuschreiten und die Betheiligten zur Erfüllung der kirchlich gelobten Pflicht anzuhalten, berechtigt und verpflichtet wären. —

So ist es unlängbar, daß nicht bloß durch Verringerung der Scheidungsgründe, sondern auf mannichfache Weise das, Staat und Kirche gleich sehr verderbende und verunehrende Unwesen der Scheidung leicht und in hohem Grade zu beschränken wäre. Die bloße Verweisung der Scheidungssachen an die Obergerichte würde, wenigstens auf dem Lande, ohne alles Weitere die meisten Scheidungen beseitigen; man würde die oft eingebilbete, oft selbst verschuldete Unbequemlichkeit der Ehe lieber ertragen, als den Weg des weiteren prozessualischen Verfahrens einschlagen. Eben so würde die Erschwerung der zweiten Ehe Geschiedener, namentlich für den schuldigen Theil, selbst durch bloße Verschärfung der Scheidungsstrafe, nicht bloß eine große Zahl von Scheidungen, sondern selbst die zu diesen führenden Verbrechen unterdrücken. Eine geordnete Ehepflege aber, die schon in Ansehung des Anfanges der Ehen den Dienern der Kirche eine geordnete Mitwirkung sicherte, und diese auch in Hinsicht der bereits geschlossenen, nicht auf den meist so mißlichen Sühneversuch, nach bereits eingeleitetem gerichtlichen Verfahren, beschränkte, würde endlich die heilende Hand an die Wurzel dieses großen Übels legen.

Und wenn dies alles, und alles auf einmal zu gewähren nicht thöulich erachtet wird: o warum und wie lange harret noch die Kirche auf den ersten Schritt, der ihre Hoffnung der endlichen und wirklichen Reform der Ehepflege aufrecht erhalte?

W — n.

L.

M a c h r i c h t e n .

(England.) (Schluß.) Zwei Pfarrer in den durch die Chartistenaufrände beunruhigten Bezirken von Wales (in Monmouthshire und der Diocese Mlandaff) haben um Unterstützung gebeten. Die Bevölkerung der Pfarre des ersten betrug im Jahre 1836, wo die erste Unterstützung gewährt wurde, 15,000 Seelen, und vermehrte sich noch

immer, wegen der zunehmenden Ausdehnung der Eisenbergwerke. Der Wittsteller predigte sonntäglich in zwei Kirchen Englisch, und wöchentlich mehreremal Wälsch in den Schulstuben. Ein Hülfsprediger wurde ihm bewilligt, daß in jeder Kirche sonntäglich noch ein Gottesdienst gehalten werden könnte, und außerdem noch mehr Erbauungstunden in den im Gebirge zerstreuten Häusern und Schulstuben. Nachdem diese Einrichtung schon sehr gute Früchte getragen, wurde im Februar v. J. noch ein zweiter Hülfsprediger angestellt, damit sonntäglich in jeder Kirche noch ein dritter Gottesdienst in Wälscher Sprache gehalten, und Pastoralbesuche und Erbauungstunden vermehrt werden könnten. Der letzte, von dem Bischöfe von Mlandaff ausdrücklich hiezu ordinirte Hülfsprediger schreibt: „Mit großer Freude habe ich die bedeutende Zunahme des Kirchenbesuchs und der Zahl der Communikanten bemerkt, seit jeden Sonntag drei Gottesdienste gehalten werden. Um 9 Uhr haben wir nun in jeder Kirche Wälschen Gottesdienst, und solche die das Wälsche lieber hören, als das Englische, sehen sich der Kirche seitdem ganz besonders verpflichtet an, und besuchen auch gewöhnlich den Englischen Gottesdienst noch obenein, während sie sich früher zu den Dissentern hielten. Besonders hat der Kirchenbesuch der Armen außerordentlich zugenommen. Alle Montag Abend habe ich eine Besprechung mit den Abendmahlsgegnossen; ihre Zahl ist, Gott sey Dank, stets im Wachsen. Das Volk ist hier überaus gottlos und irreligiös; Trunkenheit, Fluchen, Entheiligung des Sonntags sieht man überall; aber man sagt mir allgemain, es habe sich Vieles schon sehr zum Besseren verändert. Das Kirchspiel ist sehr bergig und zerrissen; Dörfer und Häuser sind über beinahe unzugängliche Berge und Thäler hin zerstreut. Jeden Abend halten wir Erbauungstunden; aber den Winter durch wird es nicht möglich seyn, sie regelmäßig abzuwarten, weil die Wege zu schlecht sind. Das wohlfeilste Pferd kostet jährlich 32 Pfd. zu unterhalten. Diese Erbauungstunden in den Häusern stiften hier viel Gutes; auch lohnt sich jeder Pastoralbesuch, so schwierig er ist. Mein Amt ist schwer, aber die Liebe macht es mir leicht, und meine Gesundheit ist im Ganzen gut. Unser Kirchspiel ist Ihrer trefflichen Gesellschaft zum größten Danke verpflichtet.“ — Dieser Bericht war vor dem Chartistenaufstande geschrieben. Bald nachher, am 15. November, schreibt derselbe: „Ich freue mich, sagen zu können, daß unsere Umgegend leidlich ruhig ist. Sonntag, Montag und Dienstag voriger Woche haben wir in großer Angst verlebt; die Chartisten waren äußerst aufgeregzt und erbittert, und ihre Plünderungs- und Mordbrennerpläne waren gefaßt; das größte Unheil bereitete Gottes Vorsehung, indem die Nacht ungewöhnlich finster war und der Regen in Strömen sich ergoß. Darum kamen sie statt zur verabredeten Stunde (3 Uhr Morgens) erst um 7 Uhr nach Newport. Es thäte hier Noth, die Zahl der Kirchen um das Sechsfache zu vermehren, und eifrige, in Liebe zum Herrn brennende Geistliche ihnen vorzusetzen. Die Eigenthümer der Eisenwerke werden schwerlich das Mindeste dazu thun; es ist herzerreißend, wie wenig Anklang Alles, was das geistliche und sittliche Wohl ihrer Mitmenschen betrifft, bei ihnen findet; ich muß mich ganz an Den halten, dessen Gnade die sinkende Hoffnung und den schwachen Glauben allein stärken kann.“ Auf diesen Bericht hin hat das Comité noch Gehalt für zwei Hülfsprediger bewilligt, um in den entlegenen Dörfern Gottesdienst in Wälscher Sprache zu halten, falls passende Lokale mit Genehmigung des Bischofs dazu bestimmt werden können.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 1. April.

N^o 27.

Der Pastor Stephan.

Das falsche Märtyrertum oder die Wahrheit in der Sache der Stephanianer, nebst etlichen authentischen Beilagen, von Dr. L. Fischer, Katecheten und Nachmittagsprediger zu St. Petri in Leipzig. Leipzig, Künzel, 1839. XII und 212 S.

Die öffentliche Meinung und der Pastor Stephan. Dresden, Arnold, 1840. S. VI und 84.

Viele Leser der Ev. K. Z. werden sich gewiß gewundert haben, daß dieselbe bis jetzt über die vielbesprochene Angelegenheit der Stephanianer, außer einer „Erklärung einiger evangelisch-lutherischen Geislichen,“ nichts mitgetheilt hat. Dies Schweigen aber hatte seine guten Gründe. Das Äußerlichste theilten die politischen Zeitungen mit, und es erschien hier, wie immer, nicht angemessen, daß die Ev. K. Z. aus ihnen, der bloßen Vollständigkeit und etwa noch der Nachwelt zu Liebe, das ihren Lesern schon längst Bekannte wiederholte. In das Innere der Sache einzudringen aber war höchst schwierig. Ein zugleich äußerlich begünstigter und innerlich qualificirter Beobachter (wie sie gewiß überhaupt in dieser Sache sehr selten sind) wollte sich nicht finden, ungeachtet aller Mühe, welche sich die Redaktion gab; einen solchen aufzufuchen, und die Litteratur, welche bis zum Erscheinen der beiden obengenannten Schriften vorlag, bot dem selbst der Sache fernstehenden Referenten kein taugliches Material, keine Gelegenheit dar, in ihr Inneres einzudringen. Zudem war die Sache selbst noch zu wenig abgeschlossen; sie bot in den wichtigsten Punkten Dunkelheiten dar, deren Aufhellung erst von einer zukünftigen Entwicklung derselben erwartet werden konnte.

Jetzt stellt sich die Sache schon wesentlich anders. Obgleich auch jetzt noch sehr wichtige Parthien unerheilt geblieben sind, namentlich die Frage, wie weit Stephan ein grober Heuchler war und ob bei ihm verschiedene Perioden zu unterscheiden sind, nur nach Muthmaßung beantwortet werden kann, so ist doch auf andere Parthien schon ein so helles Licht gefallen, daß sie dem Gebiete der bloßen Neugier entzogen sind und geeignet geworden, zur Belehrung und Warnung zu dienen, auf die Jeder in solchen ersten Angelegenheiten einzig und allein sein Augenmerk richten sollte.

Die zuerst genannte Schrift, deren Verfasser jetzt schon nicht mehr unter den Lebenden ist (er starb, zum Prediger in der Grafschaft Schönburg berufen, plötzlich auf der Reise in Glauchau), hat das Verdienst sehr reichhaltiger Mittheilungen aus der früheren Litteratur, die man in der Einleitung vollständig verzeichnet findet, und zwar nicht bloß in Bezug auf das Thatsächliche, sondern auch in Bezug auf die Urtheile der verschiedenen Parteien über dasselbe, so daß diese Schrift, wie wir uns davon durch

Vergleichung einiger unter den genannten Brochüren überzeugt haben, jene ältere Litteratur fast überflüssig macht. Schon dafür muß man dankbar seyn. Die unangenehmen Empfindungen, welche jene älteren Schriften hervorrufen, und zwar nicht bloß die rationalistischen, sondern leider auch solche wie die von Lütke-müller, die Lehren und Umtriebe der Stephanisten, Altenburg 1838, deren klatschhaftes Wesen und unwürdiger und gemeiner Ton und die darin hervortretende Verbindung von litterarischer Unfähigkeit und Arroganz einen betrübenden Eindruck macht, werden doch auf diese Weise etwas in's Kurze gezogen. Der Verf. hat sich aber nicht begnügt, das vorhandene Material zu sammeln, er hat auch vieles Neue hinzugefügt, wozu er freilich nicht durch Beobachtungen in den Stand gesetzt wurde, die er aus der Nähe über Stephan und sein Verhältniß zu seinen Umgebungen angestellt — dazu fehlte es ihm an Gelegenheit, wohl aber unter andern durch den Umgang mit mehreren Stephanianern. In der Sammlung der Materialien besteht aber auch das Hauptverdienst der Schrift. Der polemische Theil zeigt überall, daß es dem Verf., trotz der schönen Belesenheit in Luther's Schriften, die er überall zeigt, doch an der nöthigen theologischen Durchbildung fehlt. Er hat sich den Eindrücken der Lutherischen und der neueren Theologie auf gleiche Weise hingegen und diese liegen bei ihm völlig unvermittelt neben einander. Daraus entsteht denn in der Beurtheilung der Stephanisten ein Schwanken, was sich oft zum völligen Widerspruch steigert. Dem psychologischen Urtheile des Verf. fehlt es an Reife und Tiefe, und die Darstellung verliert sich zuweilen in's Scurile (man vgl. z. B. die Erzählung des Vorfalls, welcher Stephan's Suspension herbeiführte S. 49 ff., welche ungreiflicher Weise mit den Worten beginnt: die Suspension Stephan's war aber also gethan) und noch öfter in ein gesuchtes Pathos, und geht überall sehr in's Breite auseinander.

Bald nach dem Erscheinen der Fischerschen Schrift gingen jene Berichte aus Amerika ein, durch welche die Sache auf ein ganz anderes Gebiet verfest wird, als dasjenige ist, in dem sie sich noch nach dieser Schrift allein zu bewegen scheint. Der ungenannte Verf. der zweiten Schrift — den wir, freilich bloß aus inneren Gründen, für identisch halten mit dem Verf. des anziehenden Aufsatze über die Dissidenten der Französischen Schweiz, Ev. K. Z. Jahrg. 1839 — hat den großen Vortheil vor seinem Vorgänger, daß sein Urtheil schon durch diese Thatsachen geleitet wurde. Ein anderer großer Vorzug ist der, daß der Verf. selbst früher zu dem engeren Kreise Stephan's gehörte und mehrere Jahre in dem Verhältnisse eines eifrigen Anhängers zu ihm stand, also sich gerade in der Lage befindet, die allein in den Stand setzen kann, tiefer gehende Aufschlüsse zu geben. Endlich, wenn der Verf. S. 10. Stephan zum Vorwurfe macht, daß

er immer mit seinem Urtheile zwischen den schroffen Gegensätzen sich bewegte; canonisirte und anathematisirte, und Licht und Finsterniß ohne Schattirungen vertheilte, ohne feinere Farbenmischung und Behutsamkeit, so vermißt er an ihm nur dasjenige, was er selbst in einem bedeutenden Grade besitz: Feinheit des Urtheils und ein tiefer psychologischer Blick geben sich überall zu erkennen und machen die Schrift für den christlich Gebildeten — freilich aber auch nur für diesen, für die Menge ist sie zu fein, zu einer eben so anziehenden, als belehrenden Lektüre.

Neben diesen Vorzügen finden wir freilich auch Schatten-seiten. Wie es zu geschehen pflegt, ist der Verf. von dem einen der beiden entgegengesetzten Abwege, dem einer ungeistlichen, schroffen, trostigen und lieblosen Orthodoxie wenigstens in etwas auf den anderen des Indifferentismus gegen die Wahrheit und der einseitigen Hervorhebung der Liebe gerathen. Damit sein Standpunkt klar vor Augen trete, wollen wir hier einige seiner betreffenden zerstreuten Äußerungen zusammenstellen. In dem Vorworte S. III. klagt er sich an, daß er früher das Leben in den Begriff gesetzt habe, den Begriff wieder in die Fassung, in welcher derselbe ihm gereicht worden war. Er redet S. IV. von dem Troste, „den der Begriff nicht zu geben vermag,“ und erklärt sich S. V. gegen diejenigen, „welche an den Begriff ihrer Kirche Alles und so auch die Liebe setzen, und ehe sie einem Bruder die Hand reichen, nach seinem Passe fragen.“ Deutlicher erklärt er sich über die niedrige Stellung, die er der Erkenntniß auf dem religiösen Gebiete zuweist S. 51.: „Abgesehen davon, daß eine solche Mannichfaltigkeit in dem Plane Gottes zu liegen scheint, und daß ohne Gefäße der köstliche Inhalt zerrinnen würde, ist die verschiedene Auffassung der einen Wahrheit in dem Innersten der menschlichen Natur gegründet. Das Unendliche kann von dem Endlichen nicht vollständig ergriffen, das Reine von dem Unreinen nicht rein aufgefaßt werden.“ Danach gibt es auf religiösem Gebiete nur individuelle Wahrheit; an sich betrachtet ist jede Wahrheit zugleich Irrthum und jeder Irrthum zugleich Wahrheit. Die individuelle Wahrheit kommt nur dadurch zu Stande, daß eine Portion Wahrheit an sich mit einer Portion Irrthum vermenget wird. Diese Wahrheit soll man für sich festhalten, zugleich aber in dem Bewußtseyn, daß sie doch eben nur individuell ist, das Entgegengesetzte nicht bloß in Liebe dulden, sondern auch in seiner Berechtigung anerkennen. S. 72. wird gesagt, die Trennung Franke's und Zinzendorf's und ihre seitdem immer mehr auseinander gehenden Richtungen seyen auch deswegen von großer Wichtigkeit, „um unseren kirchlichen Levellers und Rivalliren zu zeigen, wie der eine Laut in den verschiedenen Organen anders tönt, das eine Samenform nach klimatischen und Bodenverschiedenheiten verschieden sich entfaltet.“ Damit wird das Auseinandergehen der Kirche in die verschiedenen Kirchen, Sekten und Parteyen lediglich als ihre „Naturwüchsigkeit“ betrachtet, die Sünde hat daran gar keinen Antheil, und es ist verkehrt auf der einen oder der anderen Seite oder auch auf beiden zugleich, das Unrecht und den Irrthum zu suchen.

Wir sind überzeugt, daß der Verf. sich die Lehre, der er

huldigt, nicht mit klarer Einsicht in ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre Folgen angeeignet hat, und daß sie daher auch bei ihm, dem sie mehr oder weniger äußerlich geblieben ist, diese Folgen nicht in ihrem ganzen Umfange entwickeln wird. Es scheint ihm zu gehen wie jenem Prophetenschüler, von dem es heißt: „Da ging einer aufs Fels, daß er Kraut läse und fand wilde Ranken und las davon Coloquinten, sein Kleid voll; und da er kam, schnitt er es in den Topf zum Gemüse; denn sie kannten es nicht.“ Vielleicht wird er unser: o Mann Gottes, der Tod im Topfe! nicht überhören. Jene Ansicht von der bloß individuellen Natur der Wahrheit ist der traurigste Ausläufer des unser Zeitalter beherrschenden Principes der Subjektivität, trauriger noch und verderblicher als der traurigste Irrthum selbst. Er ist das Produkt der äußersten Abschwächung des Charakters, wie sie immer in Folge einer langen Herrschaft der Glaubenslosigkeit und des in Folge derselben eintretenden Hin- und Herbogens der Ansichten und Meinungen zu entstehen pflegt. Unfähig, mit Energie eine Wahrheit zu ergreifen, einen Irrthum abzustoßen, sucht man, um sich diese Anstrengung zu ersparen, den Unterschied von Irrthum und Wahrheit ganz aufzuheben, oder doch zu einem nur relativen, zu einem bloßen Gradunterschied zu machen. Überall nur Standpunkte, Richtungen. Die herrschende Neigung zum Pantheismus begünstigt gar sehr diesen gefährlichen Irrthum. So lange die scharfe Scheidung von Wahrheit und Irrthum besteht, bleibt der Sünde und dem Satan ihr Theil, den ihnen der Pantheismus nicht zugestehen kann. Die Folgen dieser Verirrung müssen schrecklich seyn. Jeder Zeugenthum erscheint fortan als Thorheit. Man tritt ihm lächelnd mit der Frage des Pilatus entgegen: Was ist Wahrheit? Diese Frage dient z. B. der ganzen Darstellung der Geschichte der Reformation in Menzel's neuerer Geschichte als Motto, der mitleidig auf die Reformatoren als auf beschränkte Köpfe herabsieht, die zur Vertheidigung einer Wahrheit, die zugleich Irrthum gegen einen Irrthum, der zugleich Wahrheit, thörichter-weise Alles aufs Spiel gesetzt. Die Verirrung führt zulezt, wenn auch nicht in jedem Individuum, weil sie eben nicht überall völlig durchdringt, doch überall, wo dies geschieht, eine traurige innere Auflösung, eine gänzliche Erschlaffung, einen feilen Indifferentismus herbei. Gibt es keine absolute Wahrheit, keinen absoluten Irrthum, sondern höchstens nur ein mehr oder weniger von beiden, was soll ich mich denn abmühen, die eine zu ergreifen, den anderen zu fliehen? Wofür soll ich mich in Bezug auf meine Handlungen entscheiden, wozu mich entschließen? Warum soll ich für ein zweifelhaftes Mehr oder Weniger Aufopferungen über mich nehmen, warum nicht lieber die Partie ergreifen, die den meisten Vortheil darbietet? Gewiß, besser ist noch die bornirteste Einseitigkeit, als diese geistreiche Vielseitigkeit. — Der fromme Indifferentismus gegen die Wahrheit geht, wenn er in einer Gemeinschaft zum Princip erhoben worden, immer zulezt in den ordinären über. Dies kann der Verf. unter andern an der Brüdergemeinde sehen. Was er S. 57. an ihrem Grün-der lobt, daß er „mit heiliger Unbefangenheit allerlei Volk aufsuchte und sich von ihm aufsuchten ließ; Katholiken und Griechen, Lutheraner und Calvinisten, Schwentkelder und Methodisten, ja

selbst Quäker und Inspirirte," und woran auch wir eine lobenswerthe Seite zu verkennen weit entfernt sind, das führte bei so manchen Mitgliedern der späteren Brüdergemeinde die Erscheinungen herbei, die der Verf. S. 68. klagend anführt: „eine mit der Wahrheit streitende Menschenfurcht und Mangel an Menschengefälligkeit, mit der Liebe gleichgültig bemäntelt. — — — Den Begriff dem unklaren Gefühle opfernd, vergessend, daß das Christenthum die Spekulation nicht aufhebe, sondern heilige, das gebotene Forschen in der Schrift als „„Grübeleien““ verschreiend, daher in dem sonst trefflichen Gesangbuche mehr als in der Bibel lesend, und da der Verstand doch auch seine Nahrung fordert, diese in den durchlöchernten Brunnen der Tagesliteratur und Zeitungen und in oft recht leerer Geselligkeit suchend, ein jedes ernste Gespräch aber aus Furcht vor Streit ängstlich meidend.“ Eine Schilderung, welche zugleich zeigt, daß des Verf. von uns bekämpfte Ansicht ihm noch zum großen Theile eine äußerliche ist, daß er sich nur vorläufig zu ihr geflüchtet hat, und die Hoffnung erweckt, daß er sie verlassen wird, sobald sich ihm ein anderes besseres Mhyl darbietet. —

(Forserkung folgt.)

Nachrichten.

Genf, den 18. Februar 1840. — Unsere theologische Schule ist trotz vieler Schwächen in einem Zustande, der uns zu Dank gegen Gott verpflichtet. Von unserem theuren Gaussen ist der erste Band des Propheten Daniel erschienen; er ist von großem Interesse und enthält nach meiner Ansicht Stellen, welche an die schönsten Bossuet's erinnern. Herr Gaussen wird bald ein theologisches Werk über die Inspiration dem Drucke überliefern, welches den Gegenstand unter einem neuen Gesichtspunkte darstellen wird. Unser theurer Colleague, Herr Pilet, Professor der Neutestamentlichen Exegese, erteilt seinen Unterricht mit einem Interesse und einer Ziefe, daß er den Studierenden eben so anziehend als nützlich ist. Unser jüngster Colleague, Herr La Harpe, hat eine Reise durch Deutschland gemacht, welche bei seinem reinen und lebendigen Glauben und seinem Eifer unserer Schule hoffentlich nützlich seyn wird. Wir haben fünf und dreißig Studenten, alle, hoffe ich, im Glauben stehend, und unter welchen einige einen sehr erfreulichen Grad von geistlicher Erfahrung und Reife besitzen. Einer ist ein Holländer, welcher zehn Jahre lang Römisch-katholischer Pfarrer in der Lütticher Diocese gewesen ist. Erleuchtet durch das Wort Gottes, hat er sich nach sehr lebhaften geistlichen Kämpfen entschlossen, eine sehr vortheilhafte Stellung zu verlassen, um Jesu Christo zu folgen und ist im Anfang dieses Winters in unsere Schule gekommen; um das Wort Gottes in den Ursprachen zu lesen, die wahre Kirchengeschichte kennen zu lernen und sich in der evangelischen Predigt zu üben. Sein Glaube, seine Demuth und Sanftmuth erbauen uns. Wir haben zwei Piemontesische Waldenser, von denen der eine erst neulich zu uns gekommen ist. Es ist ein junger Mann, der uns seinem Aussehen nach ein wenig an jene Knaben erinnert hat, welche von jenen Bergen in unsere Städte kommen; aber er besitzt ein lebhaftes Auge, einen klugen Blick und seine ersten Arbeiten rechtfertigen vollkommen das Lob, welches ihm die Asfel oder Synode der Thäler, als sie ihn uns schickte, erteilt hat. Die meisten unserer Studierenden kommen aus Frankreich oder der Schweiz. Sie pflegen mit ihren Arbeiten Krankenbesuche zu verbinden und kleinen Versammlungen zur Erbauung vorzustehen. Als neulich der Pastor einer bedeutenden Französischen Stadt (Dijon), Herr

de Grontin, zwei Monat abwesend seyn mußte, hat er uns um einen Studierenden, der seine Stelle vertreten könnte (es war während unserer Ferien); wir schickten ihm einen und alle Zeugnisse versichern uns, daß er dieser Berufung zur höchsten Zufriedenheit der Gemeinde entsprochen habe; Alle zerfloßen in Thränen, als er von der Kanzel von ihnen Abschied nahm, und er hatte ihnen die Wahrheit nicht verhehlt.

Die Gesellschaft der Pastoren ist jetzt vom Arianismus und Socinianismus zum Rationalismus und nackten Naturalismus fortgeschritten. Bisher erkannte man im Allgemeinen die Wunder an, wenigstens die des N. T.; denn die des A. T. suchte man natürlich zu erklären. So sagte neulich ein Pastor, als er über das Sterben der Erstgeburt in Agypten predigte, es sey dies eine Art Cholera gewesen, verursacht durch die von den Überschwemmungen des Nils herrührende feuchte Luft. Eine Cholera, die in allen Familien nur den Erstgeborenen trifft, welch' ein Wunder! — Aber jetzt tritt Genf in eine neue Epoche; der reine, den göttlichen Ursprung des Christenthums läugnende Rationalismus ist in demselben aufgetreten. Vor ungefähr einem Jahre hatten die Pastoren einen neuen Professor der Kirchengeschichte zu ernennen. Herr Diodati, ein Mann von sehr gemäßigter, vielleicht zu schwacher und furchtsamer Orthodoxie, bewarb sich darum; aber trotz seiner ausgezeichneten Talente, seiner geachteten Werke, seiner in Genf sehr angesehenen Familie, welche der Kirche schon früher Professoren der Theologie gegeben hat, wurde er wegen seiner Orthodoxie verworfen, und man zog ihm einen jungen unbekannten Mann, Namens Châtel, vor. Man bezeichnete ihn in Genf als einen nackten Rationalisten; seine Collegen, welche lange Zeit mit ihm zusammengelebt hatten, mußten ihn besser als irgend Jemand kennen. „Allein man hoffte, er würde seine Grundsätze unvermerkt beibringen, ohne sie laut zu verkündigen.“ Die Archives du Christianisme (25. Jan. 1840) bringen einen gewiß von einem Freunde und ohne Zweifel von einem Mitgliede der Gesellschaft geschriebenen Brief, in welchem es heißt: „Herr Châtel hat sich wegen Angriffs auf den Wunderglauben angeklagt gesehen. Er hat seinen Cursus mit einer wenigstens unsicheren und zweifelhaften Richtung begonnen und damit geendigt, sich ohne Rückhalt zu erklären und das Wunder der Befreiung Pauli zu läugnen.“ Der Nouvelliste Vaudois, ein in rationalistischem Sinne redigirtes Journal, vergleicht seinen Standpunkt mit dem von Strauß und Lamménais (s. Ev. R. Z. Nr. 22. d. J.). Allein Herr Châtel ist, obgleich offener als Mehrere, dem Verfahren der Gesellschaft nicht so untreu geworden, als es der Nouvelliste meint, und hat, indem er den Glauben an die Wunder bei den Studierenden zu untergraben suchte, dies immer auf eine ziemlich geschickte Weise gethan, zuweilen indem er sich hinter einen anderen Gelehrten steckte. Aber für jeden Einsichtsvollen liegt sein Standpunkt klar vor Augen. Herr Châtel spricht, z. B. von dem Herrn nur als von einem gewöhnlichen Juden: „Jesus,“ sagt er, „hat sich folgendermaßen zu seinem Werke vorbereitet. Mit Tugend bekleidet, von einer frommen Familie erzogen, hat er daselbst die Messiasidee aufgefaßt und ist gewiß geworden, daß diese Rolle die seinige wäre. Er hatte eine ihm zuertheilte Mission, und diese Idee ist die einzige seines Lebens geworden. Sein äußeres Leben war das aller anderen Menschen; nur von Zeit zu Zeit sah man an ihm etwas Außerordentliches. Er war darüber unwillig, daß die Pharisäer das Gesetz verdröhren, und als er sah, daß das religiöse Leben in Gefahr war zu verflößen, trat er aus der Verborgenheit, in der er sich vorbereitet, hervor.“ Die Heilungen Christi schreibt er seiner Herrschaft über die Seelen der Kranken zu. „Dagegen“ — sagt er — „Jesus eine Abneigung hatte, den Glauben seiner Zeitgenossen durch übernatürliche Mittel zu erzwingen, so glaubte er doch in dieser Hinsicht sich zu ihren Wünschen herablassen zu müssen. Er brauchte dazu nur die übernatür-

liche Kraft, die in ihm war und besonders seine Herrschaft über die Seelen, wirken zu lassen. Vielleicht bewirkte Jesus durch diese Seelenherrschaft seine wunderbaren Heilungen.“ — Bei dem Wunder der Pfingsten steckt er sich zuerst hinter einen Deutschen und begnügt sich dann zu zeigen, daß diese natürliche Erklärung uns nicht beunruhigen dürfe. Er sagt: „Die Apostel hatten einen feierlichen Tag für den Anfang der Verkündigung des Evangeliums gewählt. Erklärer, wie Hase und Andere, haben geglaubt, daß sich diese Begebenheit natürlich erklären ließe. Auf dem Punkte, den Juden zum ersten Male das Evangelium zu verkündigen, mußten die geringsten Begebenheiten für sie von der größten Bedeutung seyn. Man weiß, wie aufmerksam die Juden auf Zeichen vom Himmel waren. So glaubten sie, sobald ein Windstoß den Himmel erschütterte, ihr Gebet erhört zu seyn. Indessen hatte das Erdbeben eine große Bewegung unter der Menge, welche zuzuschauen kam, hervorgebracht. Die Apostel erzählten die Thatfachen, so wie sie dieselben erfahren hatten. Diese Sprache mußte die Juden in Erstaunen setzen; sie mußten vermunbert seyn, die Galiläer jeder in seiner eigenen Sprache sprechen zu hören, ohne daran zu denken, daß sie dieselben auf ihren Reisen hätten lernen können. — Die Nichtigkeit dieser Erklärung vorausgesetzt, ist zu bemerken, daß aus derselben uns kein Bedenken aufsteigen darf, denn ein Jeder, welcher mit dem Geiste des Alterthums vertraut ist, weiß, daß alle Begebenheiten sich den Menschen auf eine übernatürliche Weise darstellen mußten.“ Noch deutlicher spricht er sich über die Bekehrung des Paulus aus. „Er forderte,“ sagt er, „Briefe nach Damaskus, aber in der Seele des Paulus fand zu viel Sympathie für Jesus Christus statt, als daß er sich nicht früher oder später zu ihm hätte bekehren sollen. Das Blut des Stephanus sprach laut zu ihm. Die Resignation dieses Märtyrers weckte seine Bewunderung. Lange widerstrebte er seinen Gefühlen; aber seine Gedanken drangen mit Macht auf ihn ein und überwältigten ihn auf dem Wege nach Damaskus. Er fragte sich, ob der Irrthum solche Wunder erzeugen könne. Er fand, daß er des Stephanus und seiner Märtyrer Rolle beneidete. Während die Kämpfung in dem Herzen Pauli noch mit den Verpflichtungen kämpfte, die er auf sich genommen hatte, kam eine Stimme vom Himmel ihn zu befestigen. Der Blitz schlägt ein und er hört diese Worte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er fällt nieder, er ist geblendet, er wird zum Ananias geführt. Diese Bekehrung fand im Jahre 36 oder 40 statt.“ — Das ist der öffentliche Unterricht, welchen die Gesellschaft der Pastoren in ihrer theologischen Schule geben läßt. Und was hat sie, als sich Klagen über Herrn Châtel erhoben, gethan? Dies ist ihr Beschluß, den sie nach sehr stürmischen Sitzungen gefaßt hat: „Die ehrwürdige Gesellschaft nimmt mit Rücksicht auf den Gesetzesartikel, welcher ihr die Aufsicht über den Unterricht in dem theologischen Auditorium zuteilt, und nachdem sie die Berichte und Erklärungen mehrerer ihrer Mitglieder, besonders der Professoren der theologischen Fakultät, empfangen hat, die Versicherung an, welche ihr gegeben worden ist, daß der Prof. Châtel nicht die Absicht gehabt habe, den Glauben an die Wunder anzutasten, und geht, indem sie für die Zukunft auf seine Weisheit vertraut, zur Tagesordnung über.“ Alles, was also die Gesellschaft zu thun gewußt hat, ist, Vertrauen in die Weisheit eines Professors zu setzen, der solche Proben derselben geliefert hat, ihn machen zu lassen und zur Tagesordnung überzugehen. Ein lebhafter Unwille ist durch ein solches Betragen in den Herzen aller Gottesfürchtigen erwacht. Die Weltmenschen selbst, die Ungläubigen, haben

verstanden, daß der, welcher Nichts sagt, beistimmt. (S. das Urtheil des Nouvelliste Vaudois in der Ev. R. Z. a. a. D.) Wir sehen, daß es jetzt nothwendiger als je ist, daß unsere theologische Schule in Genf besetze und wir denken, die protestantische Christenheit selbst muß es wünschen. Welch' ein Triumph für die Welt würde es seyn, wenn in dem Augenblicke, wo der Unglaube sich in der alten Schule offen und unverhohlen fundgibt, die neue, in der die Wahrheit bekannt wird, wankte und was Gott verhüten wolle, fiel! — Gott sey Dank! in den neun Jahren ihres Bestehens ist sie stets aufrecht geblieben. Aber in dem letzten Trimester hat sie, um ihren Verpflichtungen zu genügen, leihen müssen. Die Gesellschaft hat jetzt noch 20,000 Franken Schulden, und von jetzt bis zum 31. März muß sie 42,000 Fr. einsammeln, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können. Die Freunde in Genf haben schon gegeben. Die Werke der Colportage und Evangelisation nehmen ihre Kräfte auch in Anspruch. Wir hoffen denn, daß unsere Freunde in der Fremde die Bedürfnisse einer Schule in Erwägung ziehen werden, welche dazu gegründet ist, in der Stadt Calvin's und Beza's die großen Wahrheiten des evangelischen Christenthums zu bekennen und zu lehren.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Amsterdam.)

Ich habe Ihnen öfters Berichte über den Zustand der Reformirten Kirche gesandt, ohne etwas Erfreuliches in Betreff der hiesigen evangelisch-lutherischen Gemeinde, die Sie in mehr als einer Hinsicht sehr interessieren wird, hinzufügen zu können. Jetzt aber vermag ich dies. Durch eine ganz besondere Zügung haben wir hier vor einem halben Jahre einen innig gläubigen Prediger für jene Gemeinde (nämlich für die nicht-separirte, niet-herstelde) erhalten. Es ist der Pastor Lenz aus Emben, ein ehemaliger Schüler Tholuck's. Dies bringt eine gefegnete Wirkung in der evangelisch-lutherischen Gemeinde hervor, welche tiefer als irgend eine andere in den Rationalismus versunken war. Eine lutherische Dame, die den neuen Lehrer zum erstenmal hörte, äußerte beim Hinausgehen (so weit ist die Neologie schon durchgedrungen): Dieser Prediger ist doch ein sonderbarer Mann; er spricht von einem Mittler, dessen wir bedürfen sollten! Das ist gar nicht lutherisch.“ Lenz ist auch geistlicher Lieberdichter und bereitet jetzt die Herausgabe einer Sammlung vor; eine Erscheinung, die in diesem Lande selten und in sehr langer Zeit nicht vorgekommen ist.

Man hat auch hier zu Lande eine Übersetzung von Strauß angekündigt und angefangen, jedoch hat die Herausgabe große Hindernisse bei den achtungswerthesten Buchhändlern gefunden. Es ist eigentlich nichts Anderes als eine Speculation auf die Neugierde unseres Publikums; denn der Pantheismus von Strauß ist selbst für die hiesigen Neologen viel zu grob. Inzwischen hat die Übersetzung den Segen gestiftet, den der Herr für Seine Gemeinde aus dergleichen Erscheinungen so oft hat hervorbringen lassen, nämlich eine heilsame Gegenwirkung. Da Costi hat angekündigt und hält während dieses Winters an einem öffentlichen Ort in dieser Stadt eine Reihe von Vorlesungen über die evangelische Geschichte, mit beständiger Rücksicht auf das Straußsche Werk, welche ein ansehnliches Publikum finden und auf denen schon jetzt ein wahrer Segen zu ruhen scheint.

Mit großem Vergnügen habe ich in der Ev. R. Z. den Aufsatz über Ew. Tröwing gelesen. Es lassen sich auch hier in Holland von Zeit zu Zeit Tröwing'sche Sendlinge blicken, welche für ihre Kirche Anhänger zu bekommen suchen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 4. April.

N^o 28.

Der Pastor Stephan.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit beeinträchtigen zu Gunsten der Liebe ist der sicherste Weg, auch die letztere zunichte zu machen, die Liebe, welche stark ist wie der Tod, nicht jene Scheinliebe, welche näher betrachtet, nichts Anderes ist, als ein Erzeugniß malthersiger Schwäche, nichts weiter als eine aus Indifferentismus hervorgehende Abwesenheit des Hasses, ein selbstsüchtiges Leben lassen, um selbst zu leben, ein Anerkennen, um von Anderen anerkannt zu werden, und also dasjenige zu erhalten, worauf die geistliche Schwächlichkeit allein die Gewißheit ihres Glaubens- und Gnadenstandes gründet. Die wahre Liebe zu den Brüdern ist ein Ausfluß der Liebe zu dem Herrn, und diese kann nur da stattfinden, wo er uns in klarer Erkenntniß, in festen und bestimmten Zügen vor Augen steht. Wie könnten wir ein Nebelgebilde lieben? Man sage nicht, es handle sich nur um eine einzelne Art der Erkenntniß, die begriffliche, im Gegensatz gegen die Anschauung. Es geht gar nicht an, das Eine unsicher zu machen ohne das Andere, und man täuscht nur sich selbst und Andere, wenn man sich in das Gebiet der Anschauung zurückzieht, wohin Niemand nachfolgen kann und wo man nicht weiter Rede zu stehen braucht. Eine wirklich bestimmte Anschauung wird sich auch bei dem Gebildeten, geistig Entwickelten zu bestimmter begrifflicher Erkenntniß gestalten, und diese Erkenntniß wird gerade so sicher und adäquat seyn, wie die Anschauung selbst.

Es könnte leicht scheinen, daß wir über einen Gegenstand hier zu weitläufig geworden, der mit unserer Aufgabe nicht unmittelbar zusammenhängt. Allein der Verf. steht mit der von uns bekämpften Ansicht nicht vereinzelt da, sie ist vielmehr eine, nach unserer Überzeugung zum großen Schaden der Kirche, zu deren gefährlichsten Gegnern sie mit ihrer dogmatischen Zerfahrenheit und der damit Hand in Hand gehenden Farblosigkeit der Gesinnung und Impotenz des Willens gehört, weit verbreitete. Es liegt nun dieser Ansicht, wie schon das Beispiel des Verf. zeigt, nichts näher, als ein Ereigniß wie das vorliegende in ihrem Interesse auszubenten, und damit könnte sie gar leicht bei Unkundigeren vielen Eingang finden. Diese zu warnen erscheint daher nicht als überflüssig.

Schon hier aber wollen wir darauf hindeuten, daß diese Begebenheit gar nicht geeignet ist zu beweisen, was sie nach der Meinung der Verteidiger dieser Ansicht beweisen soll. Nicht in einer übertriebenen Schätzung der Wahrheit bestand der Grundfehler dieser Partei, sondern darin, daß ihre Erkenntniß der Wahrheit eine vorwiegend äußerliche, nicht wahrhaft geistliche

war. Wo die letztere stattfindet, da ergibt sich von selbst die Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenlehren, deren Mangel der christlichen Liebe so große Hindernisse in den Weg legt, da fällt ferner jedes Aufdringenwollen der Wahrheit weg, da man aus eigener Erfahrung weiß, daß sie nur von obenher in wahrhafter Weise dem Gemüthe kommen kann, da jede verzweifelnde Ungeduld; denn wem selbst die Wahrheit von oben gekommen, der weiß auch zuversichtlich, daß sie sich zu seiner Zeit in seinen Umgebungen auch durch die dichtesten Massen der Lüge Bahn brechen wird.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir eine Übersicht über das Thatsächliche geben, sowohl was Stephan selbst, als auch was seine Partei betrifft, wobei uns die anziehende Schrift des Ungenannten den meisten Stoff liefern wird, und ferner eine Reihe von Betrachtungen, welche dazu dienen mögen, einiges von dem reichen Lehrgehalte dieser Geschichte zu Tage zu fördern.

Martin Stephan wurde am 13. August 1777 zu Stramberg in Mähren von armen, aber frommen Eltern, pietistischen im historischen Sinne, d. h. solchen, deren Frömmigkeit den Zuschnitt der Spenerisch-Frankeschen Schule trug, geboren. Seine Mutter besonders leitete ihn in der zartesten Kindheit zum Gebete an und pflanzte seinem Herzen die Keime der Gottesfurcht ein. Mit der Bibel wurde er schon im elterlichen Hause vertraut. Er verlor aber beide Eltern schon früh und verlebte so seine Jugend in Kummer und Noth, erhielt auch nur eine sehr dürftige Schulbildung. Gewiß sind die Umgebungen, in denen Stephan seine Jugend verlebte, der Druck, der, wenn auch schon unter Joseph II. und nach dessen Toleranzedikte, auf seinen evangelischen Landsleuten lastete, nicht ganz ohne Einfluß auf seine spätere Stellung zur Landeskirche gewesen. Er hatte sich daran gewöhnt, Mitglied einer von der herrschenden Kirche vielfach gedrückten Sekte zu seyn, so sehr, daß er sich später in ein anderes Verhältniß gar nicht mehr hineindenken konnte. Im ein und zwanzigsten Jahre kam Stephan als Leinwebergeselle — dies war das Handwerk seines Vaters gewesen — nach Breslau, wo er bald Arbeit fand. Sogleich schloß er sich an die dortigen „Erweckten“ an, und zwar zuerst an eine von dem Kirchmaurer Buchführer geleitete Privatgesellschaft, und dann an die größere und öffentliche, welche unter dem Namen der Deutschen und dem Vorstehe der Schuhmachermeister Valentin Eiser und Pfeifer in dem Hause „zu den drei Karpfen“ sich versammelte. „Ob er gleich“ — sagt der Ungenannte — „in diesen Erbauungsstunden nicht selbst redend oder sonst thätig auftrat, so gefiel er sich doch sehr darin, mit den Mitgliedern derselben

zu polemisiren, auch wohl die Sache auf die Spitze zu treiben. So befrüht er insbesondere gegen Eiser oft das Seligwerden der Heiden und zeigte überhaupt schon damals einen unbeugsamen Sinn und herrschsüchtigen Charakter.“ Auch dies Verhältniß zu den Breslauer Erweckten ist zur Erklärung seines späteren Standpunktes nicht ohne Bedeutung. Seine Fähigkeit, sich in die Zustände einer Nationalkirche hineinzufinden, mußte dadurch noch mehr geschwächt, der Absonderungstrieb, der seiner schroffen und abstoßenden Individualität schon von Haus aus bewohnte, dadurch vielfach gekräftigt werden. Ein bedeutendes separatistisches Element war in den meisten Conventikeln des späteren Pietismus vorhanden, und gewiß war es grade dies Element, was die des Gegensatzes sich freuende Natur Stephan's besonders zu ihnen hinzog.

Auf Grund der Bibelfkenntniß, die er schon aus Böhmen mitgebracht, und einer gewissen christlichen Bildung, die er sich in jenen Zusammenkünften erworben haben mochte, erwachte in Stephan der Wunsch, sich noch zum evangelischen Lehramte ausbilden zu können, und dieser Wunsch wurde bald zum Entschlusse, den er mit unerschütterlicher Festigkeit ausführte. „Gott öffnete ihm die Herzen und Hände vieler christlichen Menschenfreunde, und namentlich des Seniors Sattler zu St. Magdalena, der ihm durch Privatunterricht etwas nachhalf, und der genannten Vorsteher jener Gesellschaften, so daß er im Stande war, vom Jahre 1802 an das Gymnasium zu St. Elisabeth zu besuchen, dessen damaliger Rektor — Vater des Professors Scheibel — sich seiner ebenfalls mit Rath und That annahm. Der fünf und zwanzigjährige Quartaner erregte natürlich großes Aufsehen und den Spott seiner Mitschüler, den jedoch seine Größe und ungewöhnliche Körperkraft darniederhielten. Dieser Spott und dessen leichte Besiegung mochten aber dazu beigetragen haben, Stephan in seiner natürlichen Bitterkeit, Schroffheit und Herrschsucht noch mehr zu befestigen. Trotz seiner Willenskraft soll er doch nicht vermocht haben, das Versäumte nachzuholen und sich auf eine seinen Jahren angemessene Bildungsstufe zu erheben, weshalb denn die Lehrer veranlaßt wurden, bei seiner Versetzung in höhere Klassen mehr sein Alter als seine Reife zu berücksichtigen, und von den gewöhnlichen Ansprüchen und vorgezeichneten Formen Einiges nachzugeben. (Als Stephan nach Sekunda versetzt worden war und ihn der Rektor nebst dessen gleichfalls beförderten Mitschülern in die neue Klasse einführte, stellte dieser den riesenhaften Sekundaner dem Lehrer mit den Worten vor: propter staturam.) So rückte er denn nach Prima hinauf, wo er dem Verlauten nach zuletzt als Oeconomus, d. h. Amanuens des Rektors, eine Art gesetzlicher Autorität über seine Mitschüler erhielt, die seine körperliche Überlegenheit nicht wenig unterstützte, und die er, so erzählen wenigstens noch lebende Augenzeugen, nicht selten eigenmächtig und herrschsüchtig über die Schranken ausdehnte. Damals soll er auch einen alten Talar sich zu verschaffen gewußt und stundenlang in seiner Zelle laut gepredigt haben.“

Der Umstand, daß Stephan bis in den Anfang seines

Mannesalters dem Handwerksstande angehörte, ist bei der Beurtheilung seiner späteren Eigenthümlichkeit nicht zu übersehen. Seine natürliche Derbheit und Grobheit würde wohl in etwas gemildert worden seyn, wenn er schon früher in gebildete Umgebungen gekommen und selbst der Bildung theilhaftig geworden wäre. Die Gnade, wo sie übermächtig wird, kann wohl in dieser Beziehung Alles ersetzen, wo dies aber nicht der Fall und wo auch nicht eine besonders reiche Bildungsfähigkeit vorhanden ist, da tritt das Mißverhältniß, in dem der spätere Stand zu dem früheren steht, schon dann mehr oder weniger störend hervor, wenn der Übergang schon früh angebahnt wird; wo derselbe aber gar erst in den reiferen Jahren erfolgt, da tritt gar leicht eine Duplicität des Amtes und der Person ein, welche dem ersteren nur zum unterschiedenen Nachtheil gereichen kann. Es ist dies ein Punkt, der nur zu oft übersehen wird. Es ist ein großer Übelstand, wenn die Kirche ihre Diener meist aus den ungebildeten Ständen erhält. Die Bildung läßt sich nicht so leicht nachholen, wie dies wohl scheinen möchte. Nur mit der größten Vorsicht sollte man jungen Leuten aus den niederen Ständen zum Studiren behülflich seyn. Ceteris paribus sind sie gegen die Anderen entschieden im Nachtheil. Bleiben sie in ihrem Stande, so können sie nach dem Maße desselben gebildet, und angenehm seyn; treten sie aus ihm heraus, so kommt der Mangel an Feinheit, an Zartheit, an Phantasie, an Produktionskraft auf unangenehme Weise zum Vorschein, und Viele müssen es aus eigener schmerzlicher Erfahrung erkennen, daß der Stand nicht etwas so Außerliches ist, wie sie wohl gemeint hatten.

Im Jahre 1804 bezog Stephan die Universität Halle, und später die zu Leipzig. Auch hieher folgten ihm die Unterstüzungen der Breslauer. „Über seine akademischen Studien kann nichts angegeben werden. Es ist jedoch bei dessen Alter und Glaubensstärke und dem damaligen Zustande der protestantischen Theologie mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er die seinige schon auf die Hochschule gebracht, vielleicht dort nur ausgebildet und unter Widerspruch und Kampf schuß- und stichrecht gemacht habe. Wenigstens erwähnte er in seinen Sprechstunden oft des auf jenen Universitäten damals herrschenden Unglaubens.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Oxforder Theologie.) Zweiter Artikel. Von der Rechtfertigung und von den Sünden nach der Taufe.

Zunächst befreit sich nun Pusey, seine Partei von dem Vorwurfe des Katholisirens in der Rechtfertigungslehre zu reinigen. Da Newman in seiner Schrift über die Rechtfertigung ausführlich von diesem Gegenstande gehandelt, so sucht er sich darüber kürzer zu fassen. Es handelt sich hier um die Auslegung des ersten Artikels, der also lautet: „Wir werden für gerecht erachtet vor Gott allein um des Verdienstes unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi willen durch den Glauben, und nicht um unserer eigenen Werke und Verdienste willen.“

Deshalb ist die Lehre, daß wir gerechtfertigt werden allein durch den Glauben, eine sehr heilsame und sehr trostreiche Lehre, wie in der Homilie über die Rechtfertigung weitläufiger ausgeführt ist.“ Zuerst führt Pusey durch, daß der Ausdruck sola fide nur den eigenen Werken und Verdiensten, nicht den Sakramenten entgegengesetzt sey. Es seyen diejenigen im Irrthum, welche den Glauben der Taufe gegenüberstellen und also argumentiren: Wir werden gerechtfertigt allein durch den Glauben, also weder durch die Werke noch durch die Taufe. Hier ist nun Pusey offenbar in seinem Rechte. Der Glaube als das subjektive Mittel, wodurch der Mensch gerechtfertigt wird, kann nicht dem objektiven Mittel des Wortes Gottes und der Sakramente, wodurch Gott ihm Gerechtigkeit ertheilt, entgegengesetzt werden. Auffallend ist nur, daß unser Verf. nicht von dem Worte, sondern nur von der Taufe, als diesem objektiven Rechtfertigungsmedium, spricht. So unfänglich nun sein Satz ist: „Es mag vollkommen wahr seyn, daß wir gerechtfertigt werden allein durch den Glauben, als das Mittel, wodurch wir die Rechtfertigung empfangen, und dennoch gerechtfertigt werden durch die Taufe, als das Mittel oder den Kanal, wodurch Gott sie uns zuführt;“ so bedenklich ist es doch wenn er fortfährt: „oder gerechtfertigt werden durch den Geist, als die heiligende Gegenwart, die uns in Gottes Augen angenehm macht, oder durch die Werke, wie St. Jakobus sagt, als das, wodurch die Rechtfertigung in uns fortgesetzt wird, oder wie es neulich sehr concis und klar ausgedrückt worden ist (nämlich von Newman): „Die Rechtfertigung kommt durch die Sakramente, wird durch den Glauben empfangen, besteht in Gottes inwendiger Gegenwart, und wird im Gehorsam lebendig erhalten.“ — Hier haben wir in der That das schlagendste Analogon zur katholischen *justitia infusa* (eingegossenen Gerechtigkeit), in der die *justificatio prima* (die erste Rechtfertigung) besteht, aus welcher *justitia opera* (die guten Werke) hervorgehen, welche die *justificatio secunda* (die zweite Rechtfertigung) bilden. „Unsere Kirche,“ sagt Pusey, „weicht von den Lutheranern darin ab, daß sie Rechtfertigung nicht als bloße Zurechnung begreift, sondern als den Akt Gottes, vermöge dessen er seine göttliche Gegenwart der Seele durch die Taufe mittheilt, und uns so zu Tempeln des heiligen Geistes macht, sie ist die Einwohnung Gottes des Vaters und des fleischgewordenen Wortes in uns durch den heiligen Geist.“ Die Lutherische Ansicht, besonders wie sie bei den Wesleyanern und einer Partei der Englischen Kirche entwickelt sey, verleihe die Menschen, ihre eigenen Gefühle zu betrachten als das, wodurch ihr Vertrauen auf Christum vergewissert wird, als Zeugen ihrer Liebe zu Christo. Sie bestreben sich, diese Gefühle immer aufs Neue in sich zu erzeugen, concentriren ihr christliches Leben in denselben und verlieren ihre gewöhnlichen, stündlichen Pflichten, als fleischlich und gesellig, aus dem Gesichte. Diese Tendenzen seyen ohne Zweifel bei manchen Individuen in ihrer vollen Entwicklung gehemmt, aber was sie hemmt, sey das Resultat vergangener Pflichtübung, einer eingepflanzten Rechtfertigbarkeit, oder von Gottes Gesetze in ihnen, ihrem Systeme zum Troge. Der erste Gedanke, der dem Gemüthe eines Wesleyaners entgegentrete, wenn er von seinem geistlichen Zustande spricht, sey nicht, welche Versuchungen er überwunden habe, oder welchen er unterlegen sey, welche Pflichten er vernachlässiget oder erfüllt habe, sondern welches seine Gefühle seyen? Darin concentrirete sich seine „Erfahrung.“ — Wie unrecht es sey, die unreine methodistische Zuthat von der Gefühlslegewißheit mit der reinen Lutherischen Lehre von der Rechtfertigung, die auch der fühllose Glaube, sobald er nur lebendige Zuersticht sey, daventrägt, zu verwechseln, brauchen wir um so weniger gegen Pusey hier auf's Neue durchzuführen, da dies in einem vor

Kurzem in diesen Blättern enthaltenen Aufsatz über den Methodismus gesehen ist. Pusey schüttet, so zu sagen, das Kind mit dem Bade aus. Weil die Lehre von der Gefühlslosigkeit, die mit dem Besitze der zugerechneten Gerechtigkeit nothwendig verknüpft sey, ihm eine Blöße zum Angriffe darbietet, so läugnet er die Wahrheit dieser zugerechneten Gerechtigkeit, als der causa formalis der Rechtfertigung, selbst. — Das grade Gegenteil vom Ultraprotestantismus bilde nun, meint unser Verf. ferner, der Romanismus. Wie der erste auf seinen Glauben, so blicke der letztere auf seine Werke als auf seine eigenen, klassificire sie, wäge sie, setze ihren verschiedenen Werth fest, mache den Allmächtigen zu ihrem Schuldner, ertheile den ausgezeichneten Heiligen einen Überschuss von Verdiensten und untersehe ihre Pflichten von denen des gemeinen christlichen Hausens. Die Englische Lehre dagegen weise den Menschen an, weder auf seinen Glauben noch auf seine Werke zu blicken, sondern allein auf Christum, der uns befehle, seinen Fußstapfen nachzufolgen und in dessen Kraft, weil er in ihm wohnte, St. Paulus Alles vermöchte, „der unsere Gerechtigkeit ist, indem er in uns wohnt durch den Geist; uns rechtfertigt, indem er in uns einzieht; fortführt uns zu rechtfertigen, indem er in uns bleibt. Dies ist wirklich und wahrhaft unsere Rechtfertigung, nicht Glaube, nicht Heiligkeit (wie die Romanisten lehren), noch viel weniger (!) eine bloße Zurechnung (wie die Lutheraner behaupten), sondern durch Gottes Gnade die wahre Gegenwart Christi.“ Fast noch näher als mit der katholischen dürfte diese Rechtfertigungslehre sich mit der Dsiander's berühren, die, obgleich von den katholischen Dogmatikern selbst bekämpft, doch von den protestantischen als dem katholischen Irrthum auf's Engste verwandt betrachtet wurde. Ob die wesentliche uns einwohnende Gerechtigkeit Christi als unsere Gerechtigkeit betrachtet wird, oder die dadurch nothwendig erzeugte eigene Gerechtigkeit unserer Natur, dieser Unterschied dürfte von keiner großen praktischen Bedeutung seyn. „Ich meine,“ sagt Newman in einer von Pusey angeführten Stelle seiner Schrift über die Rechtfertigung, „die Ansicht von der Rechtfertigung, welche bei den Romanisten und welche bei einer theologischen Schule in unserer eigenen Mitte herrschend ist, bestrebt sich das Gemüth auf das eigene Selbst, nicht auf Christum zu richten, während die, welche ich als schriftgemäß und katholisch vertheibigt habe, das eigene Selbst untergehen läßt in die Alles verschlingende Anschauung eines gegenwärtigen, eines inwohnenden Gottes. Und indem sie dies thut, ist sie eine erweckendere und furchterregendere Lehre als selbst die Unterrichtsweise, welche hauptsächlich und direkt auf unsere Verantwortlichkeiten und Pflichten dringt. Denn worauf weist sie hin als auf die große und unmittelbare Belohnung der Rechtfertigung? auf unseren eigenen Glauben oder unsere Heiligkeit? oder auf der anderen Seite auf den klosen Namen einer Gerechtigkeit, die buchstäblich von uns weder erreicht, noch entweicht werden kann? nein — sondern auf die herrliche Schechina des fleischgewordenen Wortes, als auf das wahre hochzeitliche Gewand, in welches die Seele geleitet seyn muß. Vermeht nicht eine solche Ansicht bei weitem unsere Verantwortlichkeiten, statt sie zu verringern? macht sie uns nicht wachsamer und gehorsamer, während sie uns tröstet und entzückt? Sicherlich führt sie unser Gemüth aus sich selbst heraus, um uns mit Triumph, Ehrerbietung und göttlicher Furcht zu erfüllen über das, was wir sind und was wir in uns tragen. Wann werden wir wahrnehmlicher Weise die Sünde mehr fürchten, wenn wir bloß wissen, wir sollten sie fürchten, oder wenn wir die außerordentliche Gefahr derselben erblicken? Wann werden wir mehr zur Wachsamkeit und Nüchternheit aufgelegt seyn, wenn wir einen gegenwärtigen Schatz zu verlieren haben, oder eine zukünftige Belohnung zu gewinnen? Ist es

nicht schreckhafter, wenn böse Gedanken uns versuchen, erhebender und veredelnder in Tribfal, begeistrender in Gefahr und Ungewach, zu denken (wenn wir so sagen dürfen), daß wir Gott in uns tragen, wie der Märtyrer Ignatius es ausdrückt, daß er durch uns betrübt wird oder mit uns leidet, je nachdem wir sein Kreuz tragen oder ihm entsagen, — ich sage, hat nicht dieser Gedanke mehr Überredungskraft in sich, für ihn zu handeln und zu leiden, als diejenigen Ansichten der Rechtfertigungslehre, die unter uns verbreitet sind? Ist er nicht zwingender als der, welcher meint, das Evangelium komme zu uns dem Namen nach und nicht in der Kraft, tiefer und heiliger als ein zweiter, welcher seine himmlische Gnade zu einer Sache des Kaufes und Handels macht, glühender als ein dritter, welcher es fast zur frostigen Temperatur der natürlichen Religion herabdrückt?“ — Daß nun Gott dem sündigen Menschen sich nur als ein verzehrendes Feuer nahen könne und daß seine Sühne, seine Gnadengegenwart nur in dem, durch die dem Glauben zugerechnete Gerechtigkeit, schon Gerechtfertigten wohnen könne, ist allerdings von Newman und seiner Partei nicht erfahren und darum nicht begriffen. Wie nun aber ihre Rechtfertigungslehre sich mit dem angeführten ersten Artikel des Englischen Symbols vereinigen lasse, ist an sich unbegreiflich und auch von Pusey weder durch genaue grammatische Interpretation, noch durch Berufung auf die Auslegung älterer Theologen, worauf er sich doch so entschieden in dem Artikel von der Kirche stützt, erwiesen. Die Rechtfertigung allein durch den Glauben, welche auch der erste Artikel lehrt, ist ja aber auch ein historisch so feststehender Begriff, daß nur arge Sophismen diesem Ausdrucke den Sinn des Pusey'schen Systemes beilegen können.

In engem Zusammenhange mit der Rechtfertigungslehre steht nun die Art und Weise, wie die nach der Taufe begangenen Sünden betrachtet werden. Die Beschuldigungen in dieser Hinsicht gehen, nach Pusey's eigener Aussage, ihn selbst ganz besonders an. Der sechzehnte Artikel, welcher von diesem Gegenstande handelt, verdamme Personen, die zwei entgegengesetzte Irrthümer hegten, „solche, welche sagten, sie könnten nicht mehr sündigen, so lange als sie hier lebten,“ und „solche, welche für diejenigen der Vergebung keinen Raum lassen, die wahrhaft Buße thün.“ Es käme aber dabei Alles auf den Begriff der wahren Buße an. Diejenigen seyen fern von der richtigen Auffassung, welche zwar mit Recht behaupten, das Geschäft der Buße bestehe darin, die Menschen zu Christo zu bringen, die Schrecken des Gesetzes sollten sie antreiben, die ihren Sünden gebührende Strafe zu fürchten, von ihnen abzustehen und durch die freie Gnade Christi Veröbhnung zu suchen; welche aber irrthümlich festsetzen, daß wenn die Menschen so dahin gebracht worden sind, sein heilsames Verdienst zu ergreifen, ihre Sünden abgethan und bedeckt sind, so daß sie nicht mehr zum Vorschein kommen können, daß dann die Handschrift ausgelöscht ist, und daß der Mensch nichts mehr mit seinen Sünden zu schaffen habe, als Christo zu danken, daß er von ihnen befreit worden ist. Dies Ergreifen der Verdienste Christi gelte ihnen statt der Taufe als eine volle Vergebung der Sünden, die sie gänzlich auswischt; und so oft ein Mensch sich auf dieses Verdienst stützt, so oft sind nach ihrer Meinung seine Sünden vertilgt. Den Blick wieder auf die vergangenen Sünden richtend, sey so viel als an Christi Gnade zweifeln, ein schmerzliches Gedächtniß derselben mit sich herum tragen, heiße unter dem Joche des Gesetzes sich befinden, das Bestreben, sie durch Buße auszulöschen, sey Glaubensschwäche, Akte des Dankes oder der Selbstverläugnung und

Selbsterniedrigung zu vollbringen, oder um ihretwillen zu fasten; heiße der Freiheit und Fülle des Evangeliums widerstreiten, bei ihnen stehen bleiben, sey so viel, als die Buße an die Stelle Christi setzen. Dieses System habe nur zwei Themata, „Buße und Glauben an das Evangelium,“ und das mit Recht, aber diese Themata seyen falschlich so beschränkt, daß die Buße dem Glauben vorausgeht, der Glaube die Buße aufhebt. — Gegen dieses System habe er, Pusey, sich aufgelehnt, dieser Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung dürfe jetzt das Gewissen der Menschen eben so sehr aus, als es früher das Römische System der Indulgenzen gethan habe. Es sey eine gewöhnliche Rede gewesen, in der Römischen Religion lasse sich leicht sterben, aber selbst der Romanismus in seinen Verberbnissen habe schwerlich so leichte Formeln dargeboten, wenigstens habe er sich nicht der Leichtigkeit dieser Formeln gerühmt; hatte er auch nur die Hefen des Systems der alten Kirche, so besäßen diese, schal und unbrauchbar wie sie waren, doch noch etwas von der Strenge und Bitterkeit der alten Arznei, sie bezeugten wenigstens ihre Bestimmung, wenn Menschen Dyer brachten für das Heil ihrer Seele, sich in Staub und Asche demüthigten und Selbstbestrafung ausübten. Das Römische System bei allen Verfehrtheiten und Verberbnissen seiner Bußlehre und Bußdisciplin habe doch noch Zeugniß abgelegt von der Heiligkeit Gottes und von der Abscheulichkeit der Sünde, als einer Beleidigung Gottes, es sprach zu denen, welche Ohren hatten zu hören, von heiligeren Zeiten und heiligeren Übungen, als es selbst in Ausführung brachte oder beförderte. Aber dieses moderne System, welches einen wahren Ruhm darin suche, die Werke gering zu achten, welches die Menschen lehre auf ihrem Todtenbette, nach einem verworrenen und schändlichen Leben, in dem sie als Antichte der Sünde und des Satans, so viel an ihnen lag, die Seelen der Anderen verderbt haben, jedes peinliche Andenken an die vergangene Sünde zu entfernen, zu jauchzen und zu triumphiren, daß sie ihre Gerechtigkeit (die sie niemals besäßen) gleich schmutzigen Lumpen weggeworfen haben und sich zu freuen, als ob sie den guten Kampf gekämpft hätten und erprobte Krieger wären; welches es leichter und sicherer machen möchte, ohne Werke als mit denselben selig zu werden, indem es oft von der Gefahr spricht, sich auf Werke zu verlassen und nur wenig von der Gefahr, verloren zu gehen aus Mangel an denselben; welches leicht die Wunden zuheilt, die Gott der Seele geschlagen hat, und sie dadurch oft unheilbar macht; welches Friede mehr als Heiligkeit für den Zweck der göttlichen Wirkungen hält, und dadurch dem tiefen Seelenkampfe hemmend entgegentritt, wodurch Gott wie in einem Feuerofen den ganzen Menschen reinigt; — dies sey ein ganz falsches System, welches die Verheißungen des Evangeliums unrecht deute, sich die Privilegien der Taufe anmaße, die es nicht mitzutheilen habe, Frieden anbiete, den es nicht gewähren könne, und dem ganzen Inhalte der Schrift zuwiderlaufe, „daß Jedermann nach seinen Werken gerichtet werden solle.“ Dieses System, obgleich es vom Romanismus in den Mitteln abweiche, stimme doch mit ihm in dem Endzwecke überein, nämlich das Gewissen einzuschläfern, den Menschen, seinem Wunsche gemäß, von aller Angst wegen seines vergangenen Lebens zu befreien, indem man ihm erlaubt, seine begangenen Sünden zu vergeffen; und alles das, ohne die Selbstbestrafung auszuüben, zu welcher der Romanismus, wenn er nicht gänzlich verberbt ist, noch immer auffordert.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 8. April.

N^o 29.

Von dem Namen der Evangelischen Kirche und seiner geschichtlichen und rechtlichen Grundlage.

Auch in den Namen der christlichen Kirche spiegelt sich ihre Entwicklung. Die ihrem Wesen eignenden Prädikate haben im Fortgange der Geschichte als so viele Bezeichnungen sich herausgebildet. Die Heilige, Allgemeine, die Gemeinde der Heiligen, die Eine ist die Kirche schon vor ihrer Trennung in die Morgen- und Abendländische genannt worden. Ein neuer Name ist ihr bei der Wiebergeburt im Zeitalter der Reformation gegeben: der der Evangelischen Kirche. Nicht hervorgebracht durch eine spätere, verständige Reflexion, sondern unmittelbar aus demselben Quell des frischen Lebens geboren, der das Reformationswerk selbst erzeugte, vereinigt er in einem glücklichen Wurf zu untrennbarer Einheit, was man unterscheidend das formale und materiale Princip der Evangelischen Kirche nennt. Die Rechtfertigung allein durch den Glauben und die heilige Schrift, als alleiniger Erkenntnisquell der christlichen Wahrheit, stehen im innigsten Zusammenhange. Wer durch den allein rechtfertigenden Glauben an die Gnade Gottes in Christo frei geworden ist von dem Gesetze, der, und nur er allein, ist damit zugleich auch definitiv losgesprochen und erlöst von allem dem, was menschliches Ansehen und menschliche Weisheit außer dem Worte Gottes sagen und sehen. Beide negative Beziehungen spricht die Evangelische Kirche in ihrem Namen als ihr einiges positives Wesen aus: der Name ist zugleich inhaltvolles Bekenntnis. Er gibt das in einem Worte zumal, was die ferneren Prädikate: „protestantisch, reformirt,“ nach einzelnen Seiten bezeichnen, was die „Augsburgische Confession“ durch die Beziehung auf ihren gegliederten Inhalt zwar fest bestimmt, aber nicht schon zugleich in dem Worte selbst ausspricht. Augsburg ist nur ein geschichtlich bedeutendes Malzeichen, aber das Evangelium reicht im Namen zugleich die Sache selbst dar, die frohe Botschaft, daß Gottes Sohn ist Mensch geworden und in der angenommenen Menschheit uns erlöst hat von dem Fluche des Gesetzes. Im Namen der Evangelischen Kirche ist das Evangelium zwar appellativisch geworden, aber so, daß seine Bedeutung helle durchscheint, daß dieselbe von der geschichtlich gewordenen Besonderheit, als Bezeichnung einer Partei, nicht verdeckt wird.

Dieser Name ist auch älter als der der Protestanten und der Augsburgischen Confession. Die beiden letzteren beruhen auf ganz bestimmten Thatfachen, die nach Jahr und Tag bekannt sind. Der frühere Ursprung des Namens der Evangelischen für die Glieder der hergestellten Kirche ist daher erwiesen, sobald dargethan ist, daß schon vor der denkwürdigsten aller Protestationen (1529) und der glückreichsten aller Confessionen (1530) der

Name der Evangelischen in Übung gekommen war. Dieser Beweis ist nicht schwierig. Schon vor der Ankunft des Kaisers auf dem Reichstage zu Augsburg bezeichnen die evangelischen Reichsstände in einem an ihn wegen des Predigtverbotes gerichteten Schreiben vom 31. Mai 1530, die Lehre, welche bei ihnen nun schon seit vielen Jahren verkündigt, von ihren Predigern namentlich schon auf den beiden Reichstagen zu Speyer (1526, 29) gepredigt worden sey, kurzweg als das „reine lautere Evangelium.“ Sie fassen ihre Sache darin als bekannt zusammen, daß sie sagen, sie hätten „das Evangelium angenommen,“ ¹⁾ worunter sie ohne Zweifel die gereinigte Lehre in ihrem bestimmten Gegensatz gegen die herrschende entgegengesetzte Ansicht verstehen. Noch deutlicher tritt es hervor, daß der Name der Evangelischen für die Bezeichnung der Befenner der reinen Lehre bereits als bekannt vorausgesetzt wurde, wenn in der Protestation gegen den Speyerschen Reichsabschied es heißt: „Wir sammt den Unsern und männiglich, die auf unserm Theil und dem Evangelio verwandt.“ ²⁾ Mit dem Akte der Protestation, welche, mit nichten bloß negativer Art, auf bestimmter, ja auf der positiven Grundlage beruht und ein reiches, herrliches Bekenntnis enthält, ³⁾ appellirten die evangelischen Fürsten „pro se, et subditis suis, omnibusque qui nunc aut in futurum sancto Dei verbo adhaesuri sunt.“ Hierin und wenn sie ferner sagen: „ab ipsis adversariis agnosci, *Evangelicam doctrinam* in multis capitibus orthodoxam esse,“ ⁴⁾ wird unverkennbar das Wort Gottes, das Evangelium in der concreten Gestalt der reformatorischen Auffassung, wie sie, um den Mittelpunkt der Rechtfertigung, als ein Ganzes der evangelischen Lehre, sich bildete, verstanden. So sind also die Anfänge des Namens „Evangelisch“ im Sinne der Protestantischen Kirche festgestellt. Diese Reime lassen sich noch höher hinauf verfolgen. Wie könnte es auch anders seyn? Die Augsburgische Confession ist nicht so als Anfang der Evangelischen Kirche in ihrer bestimmten Gestalt zu denken, daß erst von diesem Bekenntnisse, als Anfangspunkte, aus sein Inhalt in Lehre und Leben sich angesiedelt hätte. Vielmehr ging die Confession aus einem schon bestehenden evangelischem Kirchenwesen hervor: sie hatte bereits gegründete „evangelische Territorien“ mit evangelisch kirchlichen Einrichtungen zu ihrem Hintergrunde. ⁵⁾ Die Sache wird nicht ohne ihren Namen gewesen seyn, und „Lutherisch“ haben in

1) Ehyträn, Historia der Augsb. Confession. 1580. Bl. 39. 40.

2) Rönberg, über symbolische Bücher in Bezug auf's Staatsrecht. Erste Fortsetzung. 1792. S. 211.

3) Rönberg, a. a. D. S. 220—30.

4) Seckendorf, Historia Lutheranismi. II. p. 130.

5) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. II. S. 431—83.

in dieser Periode die Evangelischen selbst sich nicht zu nennen gepflegt. Luther's Briefe liefern reiche Belege für die Bildung des Namens der Evangelischen in dem Sinne, welcher noch heute der Bezeichnung der Evangelischen Kirche zu Grunde liegt. In diesem Sinne spricht er lange vor dem Augsburgischen Reichstage von der Sache des Evangeliums, von dessen Annahme, von evangelischen Predigern.¹⁾ Die Kurfürstliche Instruktion für die Kirchenvisitatoren bezeichnet dieselbe Lehre, welche nach dem Schreiben vom 31. Mai 1530 und der Vorrede zur Augsburgischen Confession (ed. Rechenb. p. 6.) schon seit einer Reihe von Jahren gepredigt worden war, ohne Weiteres als „Evangelium.“²⁾ Erasmus beschwert sich bereits 1524 und 1527 bitter über den Mißbrauch des Namens der Evangelischen, ein Zeugniß, welches nach seinem Zusammenhange die Thatsache der stehend werdenden Bezeichnung unzweifelhaft beglaubigt.³⁾

Dieser ursprüngliche und älteste Gebrauch des Namens der Evangelischen ist in jüngster Zeit in Baiern untersagt⁴⁾ und zur Rechtfertigung dieses Verbots angeführt worden, die Bezeichnung der Evangelischen Kirche als solche sey eine Beleidigung der Römischen, überdem eine Neuerung. Der letztere Vorwurf würde richtig seyn, wenn es keine ältere Urkunden über den Rechtszustand der Evangelischen Kirche gäbe, als die Königl. Baierschen Edikte vom 24. März 1809 und 26. Mai 1818, welche den Namen „Evangelisch“ vermeiden und bloß von einer Protestantischen Kirche reden. Daß ein Römischkatholischer Regent Bedenken trägt, die Protestantische Kirche Evangelisch zu nennen, läßt sich wohl erklären, obgleich es auf ausdrücklichen Satzungen der Römischen Kirche beruht, daß für sie das Evangelium, materiell und formell, nicht so charakteristisch, mithin nicht so signifikativ ist, wie beides von der Evangelischen Kirche, der Kirche des Wortes, gilt. Welcher Katholik kann es läugnen, daß nun einmal nach den Tridentinischen Bestimmungen das Evangelium, die Predigt von der Gnade Gottes in Christo, nicht so hervorgehoben wird, wie es in den evangelischen Symbolen geschieht, daß nach den ersteren die kirchliche Überlieferung auch außerhalb des Wortes Gottes in heiliger Schrift gleiche Dignität mit dieser habe, daß die böse Luft, welche St. Paulus als Sünde bezeichnet, von der Kirche doch so schlimm nicht gefunden wird? Das Bewußtseyn dieser nicht zu bestreitenden dogmatischen Thatsachen hat auch insofern nicht gänzlich unterdrückt werden können, als man, wenn auch der Evangelischen Kirche

ihren Namen übel genommen, doch noch keinen ernstlichen Versuch gemacht hat, ihn als Besitzthum der Päpstlichen Kirche zu vindiciren. Unter diesen Umständen war auch nicht als ein Verbot des Namens der Evangelischen Kirche betrachtet worden, daß jene Baierschen Verordnungen desselben sich enthalten. Noch in den den Kirchenrath Stephani betreffenden Verhandlungen aus den Jahren 1830 und 34 wurde von dem protestantischen Oberconsistorio zu München amtlich der jetzt untersagte Namen gebraucht und auf diese Verhandlungen erfolgten Königl. Resolutionen, welche keinen desfalligen Tadel aussprechen.¹⁾ Es ist hier nicht die Rede von der Benennung, deren katholische Behörden sich bedienen sollen, um die Evangelische Kirche zu bezeichnen, sondern von der Befugniß der letzteren selbst, ihren Namen zu führen. Das Verbot desselben enthält eine tiefe Verletzung der Freiheit des Gewissens und des Bekenntnisses. Nach dieser Freiheit, welche auf einem Rechtszustande beruht, der in Deutschland durch Maßregeln einzelner Regierungen nicht abgeändert werden kann, muß der evangelische Christ auch in dem Namen seiner Kirche aussprechen dürfen, daß er ihren Glauben für evangelisch hält. Was würde Römischer Seits gesagt werden, wenn eine protestantische Regierung die Bezeichnung der Römisch-Katholischen Kirche mit Namen, die nicht ausdrücklich in den einzelnen Landesgesetzen vorkommen, z. B. daß sie die wahre Apostolische sey, ihren Gliedern verbieten wollte? Diese Andeutungen beweisen an sich schon vollkommen die rechtliche Unstatthaftigkeit jenes Verbotes. Da man indessen nicht gescheut hat, dafür Scheingründe aufzustellen, deren Unhaltbarkeit denjenigen den Rang streitig macht, die für die geforderte Kniebeugung der Protestanten vor der Hostie geltend gemacht worden sind, so soll der Gegenstand hier noch näher erörtert werden.

(Schluß folgt.)

Der Pastor Stephan.

(Fortsetzung.)

Es ist wirklich schade, daß wir über die akademischen Verhältnisse Stephan's so wenig wissen. Gewiß erhielten seine zurückstoßende Schroffheit und seine Abgeneigtheit, sich mit der neueren Theologie in irgend ein Verhältniß zu setzen, dort bedeutende Nahrung. Das damalige theologische Zeitalter kann man wohl das eiserne nennen und besonders in Leipzig (in Halle wirkte doch noch ein Knapp) war wenig wahre Theologie zu finden. Seinen Glauben nicht aufzugeben war Stephan fest entschlossen; ihn wissenschaftlich zu begründen im Gegensatz gegen die Neologie, die er von allen Kathedern vernahm, war er, der zwar mit bedeutenden praktischen, aber geringen wissenschaftlichen Gaben Ausgestattete, äußerst dürftig Vorbereitete nicht im Stande. Was blieb ihm also anders übrig, als dasjenige, was er nicht eingehend widerlegen konnte, um so nachdrücklicher zu verdammen, und sich durch gesteigerten Ingrimm gegen alle Argumente

1) Luther's Briefe, von de Wette. II. S. 111. 193. 442. 448. 473. III. S. 25. 51. 223. 316.

2) Seckendorf, I. I. II. 100. 101. Salig, Historia der Augsbürgischen Confession. I. S. 121.

3) Seckendorf, I. I. I. 121.a: „hos furiosos Evangelicos,“ I. 310^b: „se rectius consuluisse negotio Evangelico, quam multi, qui se jactant Evangelii nomine.“ II. 88.: „Verum ista factio . . . ultro dissipabitur, tanta est inter ipsos discordia, ne commemorem mores hujus populi, quem nobis gignit hoc Evangelium, minime Evangelicos.“

4) Elberfelder Zeitung, 1840 Nr. 53., Schreiben aus München vom 17. Februar.

1) Altenslücke zur Ergänzung und Berichtigung der Druckschrift bezieht: „Dr. Stephani's . . . Geschichte seiner Amtssuspension . . .“ Amtlich bekannt gemacht. München, 1836. S. 16. 17. 29.

zu rüsten, — wenn er nicht, was freilich das Beste gewesen wäre, die Neologie ihrem Schicksal überlassen und den einfach praktischen Weg der Herzenstheologie betreten wollte, auf dem er Vielen hätte zum Segen werden können. Das war aber nicht seine Sache. Seine polemische Natur sträubte sich dagegen. Wo er nicht widerlegen konnte, da mußte er wenigstens verwerfen, scheitern, verdammen.

„Leipzig,“ erzählt der Ungenannte, „wurde ihm durch einen Umstand wichtig, der, so geringfügig er auch erscheint, einen, man kann wohl sagen, entscheidenden Einfluß auf sein späteres Leben ausübte. In der drückendsten Armuth sich befindend, mußte er dort mit einer kellerartigen Wohnung, in die das Licht nur spärlich drang, sich behelfen, und dieselbe auch bei Tage erleuchten, wodurch er gegen den Unterschied der Zeit immer gleichgültiger und zu der Gewohnheit geführt wurde, den größten Theil der Nacht wachend aufzubleiben und die Frühstunden schlafend zuzubringen, — eine Gewohnheit, die er, wurde er auf deren Schädlichkeit aufmerksam gemacht, durch jenen Umstand zu erklären und selbst mit vielen gesuchten Gründen hartnäckig zu verteidigen pflegte.“ Gewiß wurde dieser Umstand nur in Verbindung mit Stephan's Eigensinn und seinem Triebe, sich über das Urtheil Anderer hinwegzusetzen, so bedeutend. Die zufällig entstandene Lebensweise wurde ihm grade dadurch so lieb, daß sie von der herrschenden Sitte abwich und daß man ihn vielfach davon abzubringen suchte. Hätte ihn dies nicht daran festgehalten, so würde es ihm bei seiner Energie ein Leichtes gewesen seyn, sich davon loszumachen.

Im Jahre 1809 kam Stephan als Pfarrer nach Haber in Böhmen, verwaltete aber nur ein Jahr die dortige ärmliche Stelle, die nach seinem Ausdrucke „eine Schule der Enthaltensamkeit“ für ihn war. Schon im folgenden Jahre wurde er, nachdem er einen Ruf als Hofprediger nach Rochsburg ausgeschlagen hatte, Pfarrer an der Böhmisches Gemeinde in Dresden. Durch das Examen, das wegen seiner Unkenntniß des Lateinischen größtentheils Deutsch gehalten werden mußte, soll ihm die Vorstellung eines der Examinatoren geholfen haben, daß er „wegen Äußerung von christlicher Gesinnung und von praktischem Talente, doch zu der Hoffnung einer redlichen Wirksamkeit berechtigt.“

Wie Stephan's wissenschaftliche Bildung beschaffen war, wird man sich nach dem bereits Bemerkten schon ziemlich vorstellen können. Doch wird es nicht ohne Interesse seyn, wenn wir noch einige specielle Angaben hier wiedergeben, die der Ungenannte in dieser Beziehung mittheilt: „Wenn man von seiner Kenntniß der Deutschen Bibel, die er um so völliger und reiner in sich aufgenommen hatte, als sie in ihm eine leere, durch keinen anderen Bildungsstoff beschränkte Stätte gefunden, und seiner Bekanntschaft mit den älteren ascetischen Schriften der Lutherischen Kirche absieht, so konnte man ihn fast unwissend nennen. Seine kirchengeschichtlichen Studien scheinen nach seinen Gesprächen erst mit der Reformation angefangen und von da an auf die Controversen der Lutheraner mit den Calvinisten, Synkretisten und Herrnhutern sich beschränkt zu haben, und waren überhaupt ohne allen kritischen Sinn bloß auf das Wort des

Meisters und in dem Lichte und nach dem Maße einer einmal fertigen Dogmatik getrieben. Alle geschichtlichen Forschungen, selbst Gläubiger, waren spurlos an ihm vorübergegangen. Er sah nur helles Licht und dicke Finsterniß, und gab beide mit vollen Händen wieder. So wurden denn die apokryphischen Sagen von Constantin und Julian, von Athanasius und Arius als halbe Evangelien gegeben, so Melancthon mit fast ekelhafter Wiederholung des Epitheton „Leisetritt“ beigelegt, so des Interims nie ohne den Zusatz: „der Teufel ist drin“ erwähnt, so war Zwingli „ein Soldat“ und so erfuhr man von Calvin weiter nichts, als daß er Servet verbrannt habe. — Zu diesen Mängeln kam noch ein selbst unter dem Mittelmäßigen sich haltender Grad allgemeiner Bildung, welcher den gebildeten Laien, die mit ihm umgingen, ohne dem Zauber, die er über die übrigen ausübte, zu erliegen, um so mehr zu Tage lag, als er auch über andere Gegenstände mit der Sicherheit urtheilte, mit der er über theologische entschied. Da hatte denn Schiller durch Wein und ein auch im schwülen Sommer geheiztes, und bei hellem Tage durch Wachskerzen erleuchtetes Zimmer in eine hitzige Begeisterung sich versetzt und die aus der Hölle aufsteigende Glut dieselbe noch erhöht, Jean Paul Alles im Bier- und Brantweinrausche niedergeschrieben, da war Göthe ein Wollüstling, da waren die Erzeugnisse der sogenannten schönen Litteratur nur Ausleerungen des Teufels zum Futter für die Welt, der das Brodt des Lebens unschmackhaft sey, und als endlich dieser Kritiker einmal bei dem Verfasser in Hamann's Schriften auf Briefe von Herder stieß, schlug er das Buch zu und sagte: „das war auch der Rechte.“ Und dennoch galt er den Meisten der Seinigen als ein sehr gelehrter Mann, ja vielleicht für um so gelehrter, mit je größerer Bestimmtheit er über die von der Welt bewunderten litterarischen Koryphäen den Stab brach.“

Bei seinen anderweitigen Gaben hätte Stephan ungeachtet dieser Mängel ein trefflicher Seelforger seyn können. Das Schlimme waren nicht sowohl diese Mängel selbst — wie Manchem, bei dem eine ungeheilte belletristische Nüchternheit neben dem Christenthum hergeht, oder auch bei dem die nicht im rechten Geiste unternommene Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Theologie in beständigem Conflict mit dem Glauben steht, ihn schwächt und lähmt, wären diese Mängel als Vorzüge anzurechnen —, sondern daß er ihr Vorhandenseyn nicht erkannte, daß er über Dinge absprach, die er nicht ergründet hatte, sich in Gebiete einließ, in denen er nicht zu Hause war. Zum Theil rührte dies wohl allerdings von seiner Beschränktheit her. Er war nicht so weit fortgeschritten in der Bildung, daß er die Schwierigkeiten, welche die Gegenstände darbieten, sobald sie nur etwas genauer betrachtet werden, erkannt hätte. Einen großen Antheil aber an dieser Urtheilsfertigkeit hatte offenbar auch sein Hochmuth, der in ihm selbst nicht einmal den Gedanken aufkommen ließ, daß es ihm unzugängliche Gebiete gebe, geschweige denn ihm verstatte, dies gegen seine Bewunderer auszusprechen. Er sieht leider in dieser Beziehung nicht vereinzelt da. Man trifft nicht selten Leute von christlichen Grundfätzen, welche meinen, daß sie eben durch den Besitz derselben vollkommen den Mangel

wissenschaftlicher Bildung ersetzt erhalten haben, und nun auf allen Gebieten unbedingt urtheilsfähig seyen. Solche bringen nicht nur sich selbst großen Schaden, indem die beständige Ausübung der Annahme diese selbst immer höher steigert, sondern sie geben auch der Welt großen und gerechten Anstoß, und wirken geradezu zum Nachtheil der Sache, der sie durch ihr unberufenes Urtheil dienen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Oxforder Theologie.) (Schluß.)

„Dies scheint mir also,“ fährt Pusey fort, „der charakteristische Unterschied der drei Systeme; Romanismus eben sowohl als Ultraprotestantismus möchten fogleich für die fieberhafte Angst des Menschen Rath schaffen, um ihm völlige Erleichterung zu gewähren; unsere Kirche leitet ihn auf den Weg, auf welchem Gottes Friede auf ihn herabsteigen kann, aber greift seiner Entscheidung nicht vor. Sie hat keine zweite Taufe zu ertheilen, und sie kann ihn nicht gänzlich frei sprechen von der begangenen Sünde. Es gibt nur zwei Perioden absoluter Reinigung, Taufe und der Tag des Gerichtes. Sie lehrt ihn deshalb beständig Buße zu thun, damit seine Sünden ausgelöscht werden mögen, obgleich sie keinen Auftrag hat, ihm unbedingt zu sagen, daß sie es sind; sie wiederholt ihm die Worte seines Herrn: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken, und so sendet sie ihn zu ihrem Herrn, damit er Ruhe finde für seine Seele, aber sie anticipirt nicht seinen Gnadenakt, sie absolvirt ihn, wenn er es ernstlich und herzlich wünscht, durch die ihr vom Herrn anvertraute Autorität, und dann (grade während sie ihre feierlichste Form der Absolution anbietet, als ein Mittel, das verzagte Gewissen zu stärken) bekennet sie die Unvollkommenheit ihres eigenen Amtes, indem sie ein Gebet um Vergebung der Sünden hinzusetzt, von welchen sie ihn eben absolvirt hat: „D. guadenreicher Gott, der du die Sünden derer, welche wahrhaft Buße thun, so hinwegnimmt, daß du ihrer nicht mehr gedenkst, erhebe dein Gnadenantheil auf diesen deinen Knecht, der sich mit ganzem Ernste nach Vergebung sehnt; rechne ihm seine früheren Sünden nicht zu.““ Damit bezeugt sie, daß sie nicht meint, daß sie ihm alle absolut vergeben seyen; sondern sie leitet ihn auf den Weg, auf dem er Frieden erhalten mag. Und hierin befindet sie sich in vollkommener Übereinstimmung mit der Schrift, welche durchgehends vom Frieden, als von einer unmittelbaren Gabe Gottes spricht.“

„Der Unterschied zwischen den fraglichen Ansichten bezieht sich also nicht auf die Hoffnung der Vergebung für den Bußfertigen, selbst nicht auf die Aussicht auf Frieden in dieser Welt, sondern auf den Begriff der Buße und darauf, wie dieser Friede erlangt werden mag, ob durch die Erklärung der Menschen oder direkt von Gott, ob im Anfange oder am Ende, wenn es Gott gefällt ihn zu senden, ob mitten in der Vergessenheit der vergangenen Sünde oder in bitterer Erinnerung an dieselbe und unter dem Gebete zu Gott, sie um seines Sohnes willen zu vergeben, ob unter beständiger Demüthigung, welche spricht: Gott sey mir Sünder gnädig, oder mitten unter dem Jauchzen wegen der Freiheit von Selbstgerechtigkeit. Da Buße Gottes Gabe und Gottes Werk in der Seele eines Menschen ist, so liegt die große Gefahr nahe, ihr Eintrag zu thun; Er verwundet und Er muß heilen; Er tödtet und Er muß lebendig machen. Die müssen nur geringe Bekanntschaft mit verwundeten Gewissen haben, welche nicht wissen, wie schrecklich Er einen

Menschen wegen seiner Sünde züchtigt und seine Schöne verzerret; und in dieser Ehrfurcht gegen seine Züchtigungen, welche wir oft nicht lindern können, obschon wir es wünschten, gebietet er uns, daß wir uns hüten, seinem Werke in der Seele zu widerstreben oder vortheilige Palliativ anzuwenden. Diese falsche Milde verdirbt beständig das Werk, welches Gott mit heilsamer Strenge begonnen hat. Der Bußfertige, der unzeitig von seiner Traurigkeit befreit wird, verliert die Energie der Reue und den Haß der Sünde, welchen Gott seiner Seele einbrennen wollte und wird ein geschwägiger und kränklicher Christ. Worauf ich also ein besonderes Gewicht lege ist, daß man die Aussicht auf Frieden offen erhalte, doch als Gottes Gabe durch Vertiefung der Reue, aber daß man nicht sein Werk verstümmle weder durch das Sakrament der Buße, noch durch innerliche Überredungen, noch durch falsch angewendete Verheißungen des Evangeliums, sondern daß man zu seiner Gnade in Christo führe, und der, welcher daran gedenket, daß wir Staub sind, wird sich über uns erbarmen, wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, wenn sie gelernt haben ihn zu fürchten. Nicht Frieden, sondern die Rettung unserer Seele ist unser Ziel; aber auch Frieden wird er gewähren, der Gott des Friedens, wie er es für sie am heilsamsten hält, gemäß der Gleichmäßigkeit und Beständigkeit ihres Laufes, indem er ihn abschneidet, wenn sie lahm und lässig sind, ihn erneuert, wenn sie sich demüthigen und vorwärts streben, und uns jedenfalls mehr darreicht als wir verdienen, um dessentwillen, der unser Friede ist.“

Dies ist doch in der That eine fast ärger als novatianische Bußtheorie. Denn die Novatianer lehrten nur, daß die Kirche für die, welche sich durch grobe Sünden der Taufgnade verlustig gemacht hätten, keinen Auftrag und demnach auch kein Recht der unbedingten Absolution habe, sondern stellten ihre Seligkeit der göttlichen Barmherzigkeit anheim, nach der Lehre Pusey's ist dies aber das Schicksal jedes Getauften; denn wer unter ihnen dürfte sich rühmen, nach der Taufe ohne Sünde geblieben zu seyn? Der Unterschied, daß die Novatianer die Laßi auch aus der äußeren Kirchengemeinschaft ausschlossen, was von den Puseyisten in Beziehung auf die gewöhnlichen Christen nicht geschieht, ist ziemlich irrelevant. Die letzteren würden ja auch durch dieses Verfahren die Kirche selbst aufheben, da nicht leicht ein Mitglied derselben von ihrem Banne verschont bleiben könnte. Daß Pusey sich mit den Worten des sechzehnten Artikels des Symbols seiner Kirche in Einklang glaubt, der solche verdammt, welche für diejenigen der Vergebung keinen Raum lassen, die wahrhaft Buße thun, indem er den Ausdruck „wahre Buße“ urgirt, der doch nur so viel besagen will, als aufrichtige, ungeheuchelte Buße, keineswegs aber eine bestimmte Stufe auf der Leiter der Buße festsetzt, — dies Faktum bewährt aufs Neue, daß dogmatisches Vorurtheil oftmals mehr Kunst der Einlegung als der Auslegung bekundet. Was aber die Sache selbst betrifft, so ist auch mit der Aufstellung dieses Systems nichts Neues unter der Sonne geschehen. Es ist dies die alte Einrede unerfahrener Christen, die es nimmer glauben und lernen wollen, daß nichts leichter sey, als Gottes Born zu fürchten, nichts schwerer, als seiner Gnade zu vertrauen! Sie haben Paulum und Luther, laß sie die hören; verstehen sie aber Paulum und Luther nicht, so würden sie auch nicht verstehen, selbst wenn ein Engel vom Himmel ihnen das Evangelium verkündigte! Wie enge sich übrigens auch diese Lehre mit der katbolischen, wie in dem überspannten Werthlegen auf die Buße, so in dem Sake berührt, daß Niemand seiner Seligkeit absolut gewiß seyn könne, es sey denn durch außerordentliche Offenbarung, leuchtet ein. Denn die Stelle der außerordentlichen Offenbarung vertritt bei Pusey der von Gott unmittelbar nicht durch Vermittelung der kirchlichen Schlüsselgewalt geschenkte Friede.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 11. April.

N^o 30.

Der Pastor Stephan.

(Fortsetzung.)

Was die theologische Richtung Stephan's betrifft, so hat er „sich weder eine neue Theologie gebildet, noch die empfangene modificirt, sondern diese, wie sie ihm gereicht worden, in sich aufgenommen, mit starrer Consequenz beibehalten und gegen wirkliche oder vermeintliche Gegner vertheidigt. Sie war die des Concordienbuches; und wenn sie nach einer Schule bezeichnet werden soll, vielleicht die der Wittenberger Schule zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Aber diese Orthodorie war, wenn auch starr, doch keineswegs todt — wie hätte Stephan auch mit derselben eine solche Bewegung hervorbringen können? — sondern belebt durch den Geist der Spener's-Frankischen Schule.“

Seine Lutherische Orthodorie war der Schild, den Stephan und seine Anhänger dem beständig wiederholten Vorwurfe der Sektenstiftung entgegenhielten, und es läßt sich nicht verkennen, daß dieser Vorwurf, in der Art, in der er gewöhnlich gegen ihn erhoben wurde, ein unberechtigter war, und nur von solchen ausgehen konnte, die dem Zeitgeiste die Herrschaft in der Kirche beilegend, Alles, was sich dieser Herrschaft nicht fügen will, als sektirerisch bezeichnen, nicht bedenkend, daß sie mit dieser Abhängigkeit vom Zeitgeiste eben selbst auf sektirerischem Standpunkte stehen. Darüber darf aber nicht übersehen werden, daß, seiner gefaßt, der Vorwurf der Sektenstiftung allerdings als ein begründeter erscheint. Die Lutherische Orthodorie kann Stephan nicht dagegen schügen. Das Bekenntniß zu den Grundlehren einer kirchlichen Gemeinschaft kann allerdings hie einen sektenartigen Charakter annehmen; auch wer diese Lehren verwirft, muß doch immer zugestehen, daß diejenigen, welche sie bekennen, auf kirchlichem Grund und Boden stehen. Indessen sind doch, wie alles Lebendige, auch die kirchlichen Gemeinschaften der Veränderung unterworfen und der gesunde Kern der Kirche fügt sich diesem Geseze, folgt der von Gott geordneten Entwicklung, richtet sich nach den von ihm geordneten Verhältnissen und läßt das Alte verjüngt hervortreten. Wer das nicht thut, wer sich darauf steift, die Stellung eines solchen einzunehmen, der nach einem Schlafe von hundert und mehreren Jahren nun auf einmal erwacht ist, ohne zu merken daß und wie lange er geschlafen, der sondert sich ab von dem gesunden Leben der Kirche, und wird eben so wie der, welcher die ewigen Grundlagen der Kirche aufgegeben hat, ein Sektirer. Dies war offenbar Stephan's Fall. Nicht einmal polemisch wußte er sich mit den Erscheinungen seiner Zeit auseinander zu setzen, noch viel weniger dachte er daran, die in ihnen liegende Aufforderung Gottes zu einer inneren Umgestaltung der älteren Weise zu Herzen zu nehmen. Daß z. B. jetzt eine veränderte Stellung zur Refor-

mirten Kirche, zur Brüdergemeinde indicirt, daß es die besondere Aufgabe unserer Zeit sey, das Christliche überall anzuerkennen, wo es hervortritt, über dem Trennenden das Einigende nicht zu vergessen, daß die faktische Aufforderung dazu in der weiten Verbreitung eines entschiedenen Antichristenthums liegt, welche die Verwechslung des partiellen Gegensatzes mit dem totalen völlig unentschuldbar macht, kam ihm gar nicht in den Sinn. Will man aber darauf bestehen, daß zur Constituirung des Charakters einer Sekte nothwendig das Festhalten irgend eines neuen Dogmas gehöre, nun so ist auch hier ein solches, wenn auch nicht in aller Form ausgesprochen, doch faktisch vorhanden. Es ist das von Stephan's Infallibilität und Autorität, die Meinung, daß er die einzige Thür zur Lutherischen Kirche, der einzig wahren, und ihre Inkarnation sey. Daß dies Dogma wirklich vorhanden war, wer könnte das läugnen? Fast auf naive Weise wird es in dem an ihn gerichteten Schreiben eines studirten Stephanianers ausgesprochen, welches Fischer S. 153 ff. mittheilt. „Alles“ — heißt es dort unter Anderen — „hängt davon ab, daß Du zum Pastor Stephan kommst.“ — „Es hat Gott einmal so gefallen, in ihm alle Gnadenschätze seiner Kirche aufzubewahren.“ — „Es hat Gott ein gewaltiges Zeugniß über ihn vom Himmel herabgerufen; denn er trägt die Schmach Christi und seiner Kirche, — und so unbedeutend der Mann in den Augen der Welt ist, so hat doch Gott wunderbar dafür gesorgt, daß die Schmach derer, die Gott schmähen vor ganz Europa, auf ihn gefallen ist, damit er recht ähnlich werde seinem Herrn Jesu Christo.“ — „Ich habe Dir hierin genug gesagt, um obigen Satz zu begründen, daß ihn Gott in dieser jämmerlichen Zeit zur Gnaden- und Lichtquelle hingestellt hat.“ — „Ich will mit Gottes Hülfe ein rechtschaffener Diener Jesu Christi werden, der sich gern von ihm (Stephan) befehlen läßt, und unter ihm einen rechten freudigen, willigen und demüthigen Gehorsam lernt.“ In einem anderen Briefe, der sogar von einem als talentvoller Schriftsteller bekannten Manne herrührt, wird Stephan u. A. S. 153. bezeichnet „als ein Noah, welcher der allgemeinen Sündfluth entgangen, als eine Säule der Kirche, welche sie schon seit mehr denn fünf und zwanzig Jahren geschmückt hat.“ Und in dem ersten der Exulantenlieder bei Fischer S. 204. lesen wir:

Ein weiser Knecht des Herrn
Führt uns ein heller Stern,
Er geht nach Sanaan
Als Moses uns voran.

Man sage nicht, solche Autorität sey Stephan wider seinen Willen zugetheilt worden. Die Vergötterung durch Andere hat immer die Selbstvergötterung zur Grundlage, und es läßt sich zudem durch eine Menge von Thatsachen nachweisen, daß Ste-

phan selbst die Verehrung, die ihm zu Theil wurde, nicht etwa bloß im Stillen wünschte, sondern gebieterisch und mit einer Offenheit, die wirklich in Erstaunen setzt, und fast beispiellos ist, verlangte. Wer es wagte ihm zu widersprechen, erzählt Fischer S. 35. in Übereinstimmung mit anderweitigen uns zugekommenen Nachrichten, „wurde sofort für einen versiockten und halsstarrigen Sünder angesehen, excommunicirt und nur nach Ablegung eines öffentlichen Sündenbekenntnisses und dem Versprechen, „der Strafe durch's Amt nie zu widerstreben,“ wieder aufgenommen, blieb aber fortwährend unter heimlicher Controle und hatte sich das Wohlwollen des geistlichen Vaters Stephan auf lange Zeit, vielleicht auf immer, verschert.“ Einen speciellen Fall der Art erzählt der Ungenannte S. 27., jedoch mit dem Hinzufügen, daß ihm kein anderer der um solcher Ursache willen erhängten förmlichen Excommunication bekannt sey. „Ein anderer junger Mann bewies seinem Meister viele Jahre hindurch eine solche Hingebung, daß er als sein anderes Ich angesehen wurde, zerfiel aber mit ihm in Folge einer dogmatischen oder vielmehr exegetischen Differenz und wurde von ihm mit auffallender Härte behandelt, der er, obgleich auf seiner Meinung bestehend, die stets bewiesene Ehrerbietung und Ergebenheit entgegensetzte. Er trennte sich erst dann von Stephan als ihn dieser mit dem kleinen Bann belegte.“

(Fortsetzung folgt.)

Von dem Namen der Evangelischen Kirche und seiner geschichtlichen und rechtlichen Grundlage.

(Schluß.)

Schon mit der Erwähnung der Speyerschen Protestation und des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses haben wir den mehr noch geschichtlichen und bloß faktischen Kreis überschritten und unzweifelhaften Rechtsboden erreicht. Daß die protestirenden Fürsten sich „dem Evangelio Verwandte“ nannten, ist bereits angeführt. Die *Confessio Augustana* bezeichnet den von ihr aufgestellten Lehrbegriff als rein evangelisch und erklärt Reinheit der evangelischen Lehre für ein Kennzeichen der wahren Kirche (Art. VII.). Die Schmalkaldischen Artikel verneinen ausdrücklich, daß die Päpstliche die wahre Kirche sey. „Nequaquam largimur ipsis, quod sint Ecclesia, quia revera non sunt Ecclesia“ (P. III. Art. XII.). Die Unterzeichner derselben nennen die evangelischen Fürsten, Stände und Städte die „Bekenner der Lehre des Evangelii“ (ed. Rechenb. p. 356.) und Melancthon fügte seiner Unterschrift die bekannte, viel besprochene Bemerkung hinzu: „dem Papste könne jure humano seine Superiorität über die Bischöfe zugelassen werden, so er das Evangelium zulassen wollte,“ unter welchem Ausdrucke er unzweifelhaft die reine Lehre der Augsburgerischen Confession verstanden hat. Der Advokateneinwand etwa, daß in diesen symbolischen Stellen doch nicht mit eben so viel Sylben und Buchstaben die verspönte „Evangelische Kirche“ stehe, bedarf wohl keiner ernstlichen Widerlegung. Auch nennt die Concordienformel ganz ausdrücklich die an die Augsburgerische Con-

fession sich anschließenden Kirchen die „Evangelischen“ (*Solida Declar. Praef. p. 629. ed. Rech.*). Der Baiersche Regierungsbefehl, welcher eine durchaus symbolische Bezeichnung der Kirche untersagt, ist daher um so weniger begreiflich, als, wie aus anderen Verhandlungen bekannt, das Königl. Baiersche Ministerium der die Symbole der Evangelischen Kirche bekämpfenden Richtung keineswegs geneigt ist, mithin einem schroffen Widerspruch mit sich selbst anheimfällt.

Auch außer den Symbolen pflanzte sich der Namen „Evangelisch“ weiter fort. In einem von Melancthon verfaßten Sendschreiben an die Könige von England, Schottland, Polen, Ungarn, Portugal, Dänemark und Schweden, die Kurfürsten von Trier, Köln, Mainz und Pfalz, die Böhmisches Stände, Venedig und die Schweiz nennen der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ihr Bekenntniß „*piam, catholicam et evangelicam doctrinam*.“¹⁾ Der König von Schweden erwiderte, daß auch er geneigt sey, solcher evangelischen Lehre, sofern ihm Gott der Allmächtige Gnade verleihe, anhängig zu seyn und zu bleiben.²⁾ Am 30. December 1545 erließ der König von England ein Schreiben an die Fürsten und Stände des „evangelischen Bundes.“³⁾ Im Reichstagsprotokoll von 1546 bezogen sich die der Augsburgerischen Confession verwandten Stände darauf, daß man sie Evangelische Stände zu nennen pflege.⁴⁾ Gegen das Interim erschien 1549 ein auf Veranlassung des Kurfürsten Moriz abgefaßtes: „*Christliches Bedenken der Evangelischen Theologen und Gelehrten zu Wittenberg*.“⁵⁾ Kaiser Maximilian II. bediente sich in einer Antwort auf die Vorstellung der evangelischen Kurfürsten der Ausdrücke: „Auf die eingebrachte Supplicationen und der Evangelischen Kurfürsten Intercessionen.“⁶⁾ In den Reichstagsverhandlungen von 1598 werden ebenfalls die „Evangelischen Stände“ genannt und 1613 unterzeichneten deren Gesandte: „Der Evangelischen correspondirenden Kurfürsten und Stände zum gegenwärtigen Reichstage abgeordneten Botschafter und Gesandte.“⁷⁾ Die aus Böhmen vertriebenen Protestanten nannten sich in einer Eingabe an den Kaiser vom 9. Januar 1637 in der Unterschrift: „der wahren evangelischen Religion Zugethane.“⁸⁾ In einem Recesse von 1643, betreffend die kirchlichen Verhältnisse des Stifts Hildesheim, nennen der Kurfürst (Bischof) und das (Römischkatholische) Domkapitel die Augsburgerischen Confessionsverwandte: Evangelische.⁹⁾

Eine neue ausgezeichnete Sanction des Namens „Evangelisch“ liefern die Akten des Westphälischen Friedens. Aus

1) Seckendorf, l. c. III. p. 147.

2) Seckendorf, l. c. III. p. 148.

3) Seckendorf, l. c. III. p. 572.; „*Inscriptio est: Illustrissimis . . . Principibus et statibus foederis Evangelici.*“

4) v. Meyern, Acta pacis Westphal. II. S. 659.

5) Salig, Historia der Augsurg. Confession. I. S. 616.

6) Lehmann, de pace relig. bei Rönneberg, a. a. D. S. 212.

7) Rönneberg, a. a. D. S. 212.

8) v. Meyern, Acta p. W. Th. III. S. 473.

9) Struben's Nebenstunden. Th. II. Abh. VI. §. 5.

überzeugt ist, daß der Römischen Kirche das Attribut „katholisch“ und „heilig“ nicht gebühre, so ist sie doch weit davon entfernt, das in seiner Anwendung liegende Unrecht auf das Gebiet desjenigen Rechts ziehen zu wollen, auf welchem von Injurien gehandelt wird. Das Verlangen, von Römischen Katholiken evangelisch genannt zu werden, ist ihr fern, sie verschmäht diese Anforderung an solche, die die Wahrheit der evangelischen Lehre nicht erkannt haben, als einen herben Widerspruch mit ihrem innersten Princip. Allein eben so sehr verwahrt sie sich dagegen, daß sie selbst nicht auch in ihrem Namen ihren Glauben soll bekennen dürfen. Sie sehnt sich nicht nach der falschen Toleranz, die aus maffer und unentschiedener Gesinnung fließt, aber sie besteht auf der wahren Toleranz, deren heiliger Gottesfriede die Gebiete der Gewissensfreiheit und des äußerlich zwingenden Rechts unverwirrt erhält. Sie beklagt es schmerzlich, daß die zarte Gränzlinie dieser beiden Sphären in Baiern aufs Neue verletzt ist.

Daß der Name der „Evangelischen“ Kirche keine Neuerung sey, liegt großentheils schon in den vorstehenden geschichtlichen Bemerkungen. Wir haben noch nach, daß seiner Sanction durch den Westphälischen Frieden¹⁾ eine reiche Praxis gefolgt ist. Auch katholische, selbst geistliche Fürsten haben nicht selten die Evangelischen mit diesem Namen in öffentlichen Urkunden bezeichnet.²⁾ Die erste Stelle für den Nachweis des evangelischer Zeits in stetiger Übung gebliebenen evangelischen Namens nehmen billig die Versammlungen des *Corporis Evangelicorum* ein, dessen weltbekannte Existenz allein hinreicht, um von historisch-rechtlicher Seite die Unrechtmäßigkeit der Untersagung des Namens der Evangelischen Kirche zu erhärten: Dasselbe bediente sich dieser Bezeichnung („evangelisch“)

1) Schon J. J. Moser, der vielbewährte Publicist, bezieht sich auf diese Sanction (Compend. jur. publ. — germ. Aufl. 2. S. 252.).

2) Consistorialrecess zwischen dem Erzbischof v. Cöln (als Bischof v. Trier) und den Landständen Augsb. Conf. 1657 (Strubens Nebenstunden. II. Abh. VI. S. 15.). Religionsrecess zwischen Pfalz-Neuburg und Brandenburg von 1666, 1672, 1682 (Scotti, Electoralische Provinzialgesetze. I. S. 497 f. Jülich-Cleve-Bergische Provinzialgesetze. I. S. 145. 233. 234.). Kurpfälzische Verordnung von 1705 (Jahrbücher für Preuß. Gesetzgebung u. Bd. LI. S. 43.). Gräfl. Sittlinger Successionsrecess von 1710 (a. a. D. S. 83.). Reversal des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig v. 1710 (Pfeffinger, Vitriarius illustr. T. IV. p. 19.). Kaiserl. Commissionsdecret v. 1715 (J. J. Moser, v. d. Kaiserl. Regierungs-Rechten. Th. I. S. 274.). Vollmacht des Herzogs Carl Alexander von Württemberg v. 1734 (Eichhorn, Kirchenrecht. I. S. 739.). Fürstbischöfl. Zulassende Deklaration v. 1769 (Jahrbücher a. a. D. S. 90.). Reversale der Grafen von Pappenheim v. 1773 (J. J. Moser, Reichs-Staats-Handb. f. 1773. S. 372. 374.). Königl. Sächsisches Mandat v. 1827. §. 1. (Jahrb. u. Bd. LI. S. 384.). Königl. Sächs. Verf.-Urk. v. 1831. §. 57. (a. a. D. S. 404.).

in Schreiben an den Kaiser,³⁾ die Kaiserin,⁴⁾ katholische Fürsten,⁵⁾ so wie in seinen zahlreichen, mitunter in den evangelischen Territorien gesetzlich publicirten⁶⁾ Beschlüssen⁷⁾ und in Erlassen an Privatpersonen.⁸⁾ Eben so kommt der Name „evangelisch“ in den Verordnungen evangelischer Landesherren älterer⁹⁾ und neuerer¹⁰⁾ Zeit, in sonstigen officiellen von Evangelischen herrührenden Erklärungen¹¹⁾ vor und die „Evangelische Kirche“ ist nicht minder der ältere publicistische Sprachgebrauch.¹²⁾

Die Evangelische Kirche kann auf die Anwendung des Namens, der, nach ihrer auf Gottes Wort gegründeten Überzeugung, den anderen Kirchenparteien gegenüber so wie an sich, ihr eigenthümliches Wesen am besten ausdrückt, nicht verzichten. Gottes Wort und zu ihm das Bekenntniß allerwege sind nicht gebunden. Sie hat überdem auf die Führung ihres Namens in Deutschland ein geschichtlich wohl begründetes Recht. Der Evangelischen Kirche in Baiern ist der wichtige Beruf geworden, besonders auch eine protestantische zu seyn. Möge sie auch in dieser Sache ihm nachkommen, angethan mit den geistlichen Waffen des Gebets und des Wortes. Mögen alle anderen Evangelischen Kirchen auch in dieser Angelegenheit nicht vergessen, daß an einem Gliede der ganze Leib leidet!

M a c h r i c h t e n .

(Halle.) Meine Erwiderung auf den Aufsatz „Unionsgedanken für Lutheraner“ in der Ev. R. Z. 1840 Nr. 12. finden die geehrten Leser im dritten Hefte (Jahrg. 1840) der „Zeitschrift für die gesamte Luth. Theol. u. W.“ von Dr. Rudelbach und mir.

Halle, im März 1840.

Dr. Guericke.

- 1) 1720 (Strubens, Nebenstunden. Th. III. Abh. XVI. §. 7.), 1768 (J. J. Moser, Reichs-Staats-Handb. 1769. II. S. 520. 521.).
- 2) 1753 (J. J. Moser, deutsch. auswärt. Staats-Recht. S. 198.).
- 3) 1730 an den Erzbischof v. Salzburg (Strubens, Nebenstunden. Th. III. S. 88.).
- 4) 1699, betr. d. Kalenderverbesserung (Schmaufs, l. c. p. 1125.).
- 5) 1717 (Schmaufs, l. c. p. 1125.), 1752 (Jahrb. u. Bd. LI. S. 129.), 1773 (Moser, Reichs-Staats-Handb. 1773. S. 91.).
- 6) 1789 (Rönnberg, über symbol. Bücher in Bezug auf's Staatsrecht. Aufl. 2. S. 131.).
- 7) 1710, 1713, Braunschweig-Lüneburg (Jahrb. u. Bd. LI. S. 23. 24.), 1750, Preuß. Reglement für Schlesien (Jahrb. a. a. D. S. 97.).
- 8) 1803, 1807, Baden (Jahrb. a. a. D. S. 66. Bd. L. S. 366. 374.), Weimar, 1823 (a. a. D. S. 408.), Kurhessen, 1823 (a. a. D. S. 62.), Sachsen-Meiningen, 1833 (a. a. D. S. 455.).
- 9) 1714, Memorialie der evangel. Reichskammergerichts-Äffessoren an b. Corp. Evangel. (Pfeffinger, Vitriarius illustr. III. p. 284.), 1730, Vorstellung der Evangel. Landstände des Hochstifts Hildesheim an den Bischof (Strubens, Nebenstunden. III. Abh. XVI. §. 1.), 1764, Kurbrandenburgisches Comitavotum (J. J. Moser, von den Kaiserl. Regierungs-Rechten. I. S. 327.).
- 10) J. J. Moser (Reichs-Staats-Handb. 1769. II. S. 57. 527., Reichs-Staats-Handb. 1773. S. 50.), Gerstlacher (Reichs-Staats-Handb. 1773. S. 87.).

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 15. April.

N^o 31.

Der Pastor Stephan.

(Fortsetzung.)

Wie sehr das neue Dogma Stephan's und seines Anhanges dem Wesen des Christenthums entgegen ist, dessen Stifter so ernst gebietet: „Ihr sollt Niemand Vater heißen auf Erden, denn einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen, denn einer ist euer Meister, Christus,“ und das allen seinen Bekennern so laut zuruft: ihr seyd theuer erkauft, darum werdet nicht der Menschen Knechte, und speciell dem Wesen der Lutherischen Kirche, deren größter Ruhm es ist, mit Verhorrrescirung jeglichen Papstthumes Christo allein die Ehre zu geben, liegt am Tage. Der in Stephan vorhandene sektirerische Trieb würde sich aber wahrscheinlich nicht mit der Ausprägung dieses einen neuen Dogmas begnügt haben, wenn die übrigen von ihm festgehaltenen noch in der Kirche seines Landes die ihnen gebührende Autorität gehabt hätten. So aber konnte er dem Bedürfnis, was andere Sektensifter unter anderen Verhältnissen zur Ausprägung neuer Dogmen veranlaßt hat, vollkommen genügen, indem er seinen Willen in die gesetzlich gültigen aber faktisch abrogirten Lehren hineinlegte, und dies that er um so lieber, da ihm, nach dem Urtheil des Ungenannten „fast, alles Produktionsvermögen abging.“

Indessen entdecken wir doch neben dem ausgebildeten Dogma wenigstens noch ein aufkeimendes neues, was eben so wie das erstere seinen Ursprung aus dem ungemessenen Hochmuth des Sektenhauptes nicht verläugnen kann. Die auswandernden Stephanianer waren auf seinen Befehl entschlossen, die bischöfliche Verfassung unter sich einzuführen, und er selbst als ihr erster Bischof ließ sich schon vor seiner Abreise ein bischöfliches Insigne und einen kostbaren bischöflichen Ornat machen. An sich kann man die Einführung der bischöflichen Verfassung natürlich nicht unkirchlich nennen. Allein es sind Spuren vorhanden, daß dem Bischofsamte hier eine Bedeutung beigelegt wurde, die, dem innersten Wesen der Evangelischen Kirche zuwider, ganz katholisch ist. Dahin gehört ganz besonders die mythisch klingende Stelle aus dem schon angeführten Briefe eines Candidaten bei Tischer S. 157.: „Möchte es Gott fügen, daß er uns dereinst seine Hände auflegen könnte, und daß der Herr von dem Geiste, der auf ihm ruhte, nehme, und davon auf uns lege nach seinem Wohlgefallen, 1 Tim. 4, 14. Du wirst mich verstehen, daß ich von dem Salböl des H. L. spreche, welches allerdings von Priester zu Priester geht, und welches auch von der Kirche rein und unvermischt aufbewahrt werden muß. Denn in dem angezogenen Spruche heißt es: „„Die Gabe, die dir gegeben ist durch die Weissagung und die Handauslegung der Ältesten,““ und 2 Tim. 1, 6.: „„Daß du erweckst die Gabe, die in dir ist,

durch die Auflegung meiner Hände.““ Hierüber jedoch zur Vermeidung von Mißverständnissen ein Mehreres mündlich, wenn es Dir genehm ist.“ Wie die neue Lehre von der Nothwendigkeit und hohen Bedeutung der bischöflichen Würde Stephan's eigenem Gelüste ihren Ursprung verdankte, darauf weist schon die Thatsache hin, daß ihm ziemlich im Anfange seiner Amtsführung in Dresden von einem Ungenannten eine Bischofsmütze zugesandt wurde.

Wie es mit dem Innerlichsten bei Stephan bestellt war, darüber findet man bei dem Ungenannten S. 13 ff. sehr tiefgehende Bemerkungen. Die weltlich gesinnte Oberflächlichkeit ist in Fällen wie dieser sogleich mit dem entschiedenen Vorwurfe grober Heuchelei bei der Hand, und raubt ihnen dadurch das Wesentlichste von ihrer belehrenden Bedeutung. Für denjenigen, der sich bewußt ist, im ordinärsten Sinne aufrichtig zu seyn, wird dann die Geschichte eine durchaus äußere. Sie dient ihm nur als Mittel, sich seiner eigenen Vortreflichkeit bewußt zu werden, seinen pharisäischen Hochmuth zu nähren, sich also in der feineren Heuchelei zu bestärken, ein Mißbrauch, der von dieser Geschichte nur schon zu oft gemacht wird. Der tiefer Blickende dagegen, welcher weiß, daß das menschliche Herz der sonderbarsten Duplicität fähig ist, wird sich sehr selten veranlaßt finden, grobe Heuchelei anzunehmen, und auch wo dies der Fall ist, in der Regel die feine Heuchelei, das ausschließliche Hervortreten des wirklich vorhandenen besseren Elementes als vorübergehend anerkennen. Bei dieser Betrachtungsweise haben wir es nie mit etwas uns durchaus Fremdem zu thun. Es ergibt sich für uns beständige Veranlassung zur Selbstprüfung, zur Demüthigung, zum Wachen und zum Beten: Denn von jener feinen Heuchelei ist auch der verhältnismäßig Aufrichtigste und Geförderteste nicht frei, und wer davon frei zu seyn behauptet, zeigt eben dadurch wie tief er darin steckt. Wer gäbe sich wohl vor sich selbst, und noch mehr, wer gäbe sich vor Anderen ganz so wie er ist?

Daß Stephan kein grober Heuchler, daß wirklich früher ein besseres Element in ihm vorhanden war, daß er in späterer Zeit gefallen ist, und dann sich der früheren wesenhaften Form als Maske im Dienste grober Heuchelei bedient hat, dafür macht der Ungenannte unter andern Folgendes geltend: „Daß sein Glaube kein selbstgemachter oder angebildeter war, daß Stephan in diesem Glauben wirklich lebte, daß er der Grund seiner Handlungs-, Denk- und Gefühlsweise war, liegt denen klar vor Augen, welche mit ihm im Umgange gestanden haben, und den Zauber kennen, den er um sich her verbreitete. Denn was seinen Umgang betrifft, so waren seine Gespräche von der heiligen Schrift ganz durchdrungen und vom Glauben erwärmt, und ließen bald erkennen und fühlen, daß er von beiden lebte. — Es wäre doch wohl unglaublich, daß derselbe unter Anfechtungen und Leiden aller Art, durch eine bloß erkünstelte

Glaubensfestigkeit über zwanzig Jahre hindurch Menschen aller Stände und Bildungsgrade und selbst Theologen planmäßig getäuscht haben sollte. Man lese doch die Namen derer, die ihr Schicksal an das seinige gebunden haben und ihm über das Weltmeer gefolgt sind, und man findet unter ihnen Männer, die durch Unbesieghenheit des Charakters, Verstand- und Geschäft- und wissenschaftliche Bildung gleiche Achtung verdienen. Konnten solche Männer so getäuscht werden, so bliebe der nicht prüfenden Menge nichts weiter übrig, als sich in einen verneinenden Vernunftglauben, eine herzlose Formelgläubigkeit und einen über alle Kirchen und Lehren hinwegblickenden Mysticismus zu theilen. Der Vorwurf zwanzigjähriger Heuchelei ist daher eben so ungegründet als gehässig, und es muß allen um den durch Stephan angerichteten Schaden bekümmerten Gläubigen als eine theure Pflicht gelten, nach Verhältniß und Beruf dahin zu wirken, daß dieser Vorwurf nicht aus Tagesblättern, Salons und Bierschenken in arglose, aber unbefestigte Gemüther dringe. Stephan's natürliche Offenheit, welche den engeren Kreis seiner Anhänger sehr bald, besonders wenn Zweifel an seine Unfehlbarkeit oder Widerspruch ihn reizte, in manche Falten und Winkel seines Herzens blicken ließ, und sein unbeugsamer und herrschsüchtiger Charakter, den ja die Welt genug anerkannt hat, sind mit jenem Vorwurfe vollends unverträglich. Es ist endlich dem Verf. kaum je ein Mensch vorgekommen, dessen Persönlichkeit so fern von Heuchelei und Verstellung gewesen wäre, als Stephan, und der mehr als dieser das Gepräge eines graden und offeneren Mannes gehabt hätte."

Indessen muß so viel zugestanden werden, daß die seine Heuchelei bei ihm zu allen Zeiten in so hohem Grade vorhanden war, daß der Übergang zur groben nicht befremden kann, vielmehr überall schon als vorbereitet erscheint. Der Betrug war gar groß, wodurch der so viele und große Blößen gebende sich und Andere überreden wollte, in ihm nur den Mann Gottes zu erblicken. Es handelt sich bei ihm offenbar nicht um einzelne Schwächen, um erkannte und bereute Fehltritte, sondern es treten uns herrschende Sünden entgegen, Ausflüsse eines ungebrochenen Herzens. Der Hochmuth namentlich zeigt sich als eine sein ganzes Leben beherrschende Macht, und in seinem Gefolge finden sich seine gewöhnlichen Begleiter, Bitterkeit, Haß und Unversöhnlichkeit. Wie wenig die Liebe, die in einem hochmüthigen Herzen nicht stattfinden kann, sein Herz erweicht hatte, zeigt sein Betragen im häuslichen Kreise nicht weniger, wie seine kirchliche Stellung, die Thatsache, daß er sich nirgends mehr in seinem Elemente befand, als wenn er, uneingedenk des: verdirb es nicht, es ist ein Segen darinnen, Alles, was irgend von seiner Richtung abwich und sich nicht um seine Person bewegte, auch solches, was das Siegel des heiligen Geistes unverkennbar trug, unbedingt verdamnte. Daß außerdem auch die Wollust in ihm in ungebrochener Kraft und nur für eine Zeitlang durch das Bewußtseyn seiner Stellung unterdrückt, fortbestand, scheint der Erfolg zu zeigen.

Vielleicht wäre Stephan in diesem gemischten Zustande geblieben und es wäre gar nicht zu einem totalen Falle gekommen, wenn nicht die Verhältnisse, in denen er stand, dem bösen

Principe nach und nach immer mehr Stärke verliehen hätten. Die Anfeindungen, die ihn von allen Seiten trafen und zwar zum großen Theil doch ohne seine Schuld, wegen seines Bekenntnisses zum Evangelium, dienten dazu, seinen Hochmuth und seine Härte noch immer mehr zu steigern. Bei einer kräftigen Natur wie die seinige, muß eine solche Wirkung immer eintreten, wenn man nicht den Weg David's betreten will, von dem es heißt: „und er stärkte sich in Gott.“ Man muß dem Eindrucke beständig wiederholter Angriffe entweder kleinmüthig und verzagt unterliegen, oder man muß Alles aufbieten, sich in der Überzeugung von der eigenen Vortrefflichkeit zu bestärken, sich abzuhärten gegen jedes fremde Urtheil. Der Kampf, auch für die Wahrheit, hat immer einen höchst verderblichen Einfluß, wenn man ihn ganz oder zum Theil auf eigene Hand führt. Und daß bei Stephan dies in bedeutendem Grade der Fall war, liegt am Tage. Eine traurige Wirkung brachte ferner auch das bei ihm hervor, daß er Niemanden hatte, der ihm zur Seite stand, nur solche, die unter ihm standen, daß er stets von einem dichten Kreise solcher umgeben war, die ihn nicht bloß ungeachtet seiner Schwachheiten und Sünden, sondern gerade besonders wegen derselben bewunderten, und also seiner Selbsttäuschung, in der er seine fleischliche Härte für Entschiedenheit, seine Lieblosigkeit für Glaubensstärke, seine Bornirtheit für Geisteskräftigkeit hielt, stets neue Nahrung gaben.

Damit aber sind wir nicht genügt, Stephan's Fall auf Rechnung der Verhältnisse zu setzen. Es war eben seine Schuld, daß er sich bei den feindlichen Angriffen nicht in Gott stärkte. Hätte er dies gethan, so würde ihr Segen eben so groß gewesen seyn, wie jetzt ihr Schaden. Sein Alleinstehen und die Vergötterung durch seine Anhänger ging ursprünglich von ihm selbst aus und war die gerechte Strafe seiner Versündigung.

Vor Allem aber muß festgehalten werden, daß Stephan's Fall in der Hauptsache nur Offenbarung der stets in ihm vorhandenen Sünde war. Hätte er in streng Lutherischer Umgebung gelebt, wo die Veranlassung zu den heftigen Anfeindungen sowohl, wie zu dem engen sich an ihn Drängen und um ihn Schaaren der Seinigen weggefallen wäre, vielleicht wäre es zu diesem Falle nicht gekommen, vorausgesetzt nämlich, was sehr bezweifelt werden kann, daß er auch dann seinen streng Lutherischen Standpunkt eingenommen hätte. Aber wäre es dann etwa in der Hauptsache besser mit ihm gewesen? Immer war doch ein von Hochmuth erfülltes und liebeleeres, ein ungebrochenes Herz sein Theil. Die göttliche Vorsehung aber sorgt dafür, daß die halben und gemischten Zustände aufhören, sie führt in Lagen und Verhältnisse, in denen die Sünde entweder weichen, oder zur vollen Ausbildung und Entwicklung gelangen muß.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der verschiedenen Verhältnisse, in denen Stephan in Dresden stand. Wir beginnen hier mit den häuslichen, weil grade der Blick in diese vor Allem geeignet ist, uns in das Innere der Persönlichkeit einzuführen, während in allen anderen der Schein seine schwer zu beseitigende Gewalt ausübt. Die Zerrüttung von Stephan's häuslichen Verhältnissen war schon seit Jahren allgemein bekannt, und grade dieser Umstand war es besonders, der

den Referenten gegen ihn mit großem Mißtrauen erfüllte und ihn bewog, den Gerüchten über seine Übertretungen des sechsten Gebotes mehr Gewicht beizulegen, als sie an sich verdienten. Bei Fischer lesen wir S. 39. über diesen Punkt Folgendes: „In seinem Hauswesen soll er allen Ausagen nach, auch solcher, welche wohl unterrichtet seyn mußten und ihm zugethan waren, ein wahrhafter Tyrann und seine arme unschuldige Frau oft harter und bitterer Behandlung von ihm ausgesetzt gewesen seyn, anderer ehelicher Verschuldungen seinerseits nicht zu gedenken. Ja es wird sogar behauptet, daß er auch deshalb die Auswanderung so eifrig betrieben habe, um so seine Frau los zu werden. Und diese Behauptung ist dadurch auf's Nachdrücklichste bestätigt worden, daß der kreuzesflüchtige Mann seine Gattin und Kinder zurückgelassen und mit kalten, steinernen und unerbittlichen Augen von ihnen geschieden ist. Was selbst für rohe und fühllose Gemüther herzerreißend und überwältigend war, das ließ ihn regungslos und unempfindlich, und wo eine stille unnenmbare Wehmuth selbst durch die Herzen Unbetheiligter ging, da stand er, der Allernächste, mit dreifler und fester Stirn. Vor seiner wohlthätigen Gemahlin und vor seinen armen unglücklichen Kindern (nur ein siebzehnjähriger Sohn ist mit dem Vater weggezogen, sieben Kinder sind zurückgeblieben) zerriß er im Augenblicke des Scheidens die zarten und heiligen Bande des ehelichen Lebens auf immer und der theure Name Vater ward ausgegilt in den Herzen der verlassenen Waisen.“ Einfacher und eingehender erzählt der Ungenannte S. 28.: „Er hatte sich bald nach seiner Berufung nach Dresden mit einem lebenswürdigen Mädchen aus einer sehr achtbaren Familie ehelich verbunden, dessen seiner Bildung ihres Gatten Verbtheit recht zur Folie diente. Dieses war auch schon eine störende Verschiedenheit.“ Ob und wie weit dieselbe aber zu der späteren Trennung beider geführt habe, kann der Ungeweihte nicht angeben. Das enge Anschließen Stephan's an seine Vertrauten, seine Lucubrationen mit denselben, sein die Pflichten gegen seine Familie wohl zu sehr in den Hintergrund stellender Umtseifer und manche andere Umstände mögen aber diese Trennung auf der Seite des Mannes veranlaßt haben, so wie wieder dieser sie auf der anderen Seite darin gesucht haben mag, daß seine Frau, vielleicht Person und Sache verwechselnd, gegen seine religiöse Richtung sich eingenommen zeigte. So war also die geistige Trennung lange vor der leiblichen bewirkt, und das gegründete Argerniß vorbereitet, welches diese leider gab.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Die Predigt des Evangeliums unter den Deutschen im Havre de Grace.)

Wenn es unsere Theilnahme in besonderem Maße anspricht, daß in der letzten Zeit in Bremen der armen ausgewanderten Deutschen in

*) Sehen wir außer auf den Gegenstand der Abneigung auch auf die Gegenstände der Zuneigung, Personen aus der dienenden Klasse, so wird allerdings wahrscheinlich, daß diese Ursache von nicht geringer Bedeutung war. Stephan's gemeine Natur fühlte, scheint es, ihre Ansprüche in der niederen Sphäre besser befriedigt.

Nordamerika besonders gedacht wird, die in jenen großen aus allen Himmelsgegenden zusammengeführten Massen ohne alle Seelsorge bisher geblieben sind, so muß uns noch viel mehr, scheint es, das stille Werk anziehen, das seit längerer Zeit unter den armen verlassenen Deutschen im Havre de Grace angefangen worden ist. Diese armen Leute kamen dahin mit der Absicht, ihr Glück in dem noch jetzt Bielen, wie vor dreihundert Jahren, geheimnißvollen Jenseits zu suchen, sind aber an ihrem Überfahrtsort durch Betrügereien aller Art zurückgehalten und haben sich da zu einer unglückseligen Kolonie vermehrt, auf der zwar die Last eines Agyptischen Diensthause liegt, aber ohne ein Gosen und ohne Canaansverheißungen. Der Zustand dieses armen Volkes ist fast unbeschreiblich, wie Alle berichten, die ihn gesehen haben. Doch ist er wohl solchen am leichtesten faßlich, die das Elend großer Residenzen und Hafenstädte kennen. Fabrikarbeit, so lange die Fabriken gehen, Tagelöhnererei, wo Kraft und Lust dazu ist, einige wenige Gewerbe, wenn das Vermögen hinreicht, das sind die wenigen Hülfquellen dieser Armuth; daneben Diebstahl von früher Jugend an, Zuchtlosigkeit, in unaufhörlichem Zusammenleben genährt, Elend von Außen und Innen der Fluch jedes Tages, das Gespenst jeder Nacht. Dieses Elend ist so zum Abgrund geworden und scheint bei Manchen so verdient, daß die meisten Landsleute, denen die Pflicht des Erbarmens oblag, sich seit Langem zurückgezogen haben und bei jedem Hülfversuch die Achseln zucken und viel dafür zu thun glauben, wenn sie ihn nicht hindern. Wie schon oft geschehen ist, so erweckte dafür Gott in der Ferne muntere Herzen. Durch die Schilderung dieses Elends bewegt, vereinigten sich im Jahre 1837 zu Basel etliche Freunde, vor Allem zur Untersuchung des Zustandes und der Hülfsmittel; dann, als ihnen hierüber durch einen aus ihrer Mitte, der an Ort und Stelle während mehrerer Wochen sich genau über Alles unterrichtete, Klarheit geworden war, zur Hülf. Man erkannte, daß die Quelle des äußeren Elendes vorwiegend im inneren Verderben auch hier liege, daß alle Radikalhülfe hier anfangen müsse, und nach vieler, sorgfältiger Erwägung und ermunternden Fügungen berief der Verein den jungen, eben ordinirten Prediger Wilhelm Knappe aus München, welcher Ende 1838 unter Einwilligung seiner Eltern und kirchlichen Obern, von dem Segen des Vereins begleitet, an seinen Bestimmungsort abging. Es wäre hier nicht die Stelle, die Thätigkeit und Liebe des jungen Mannes zu dem Werke zu preisen, als sofern auch hierin dem Herrn aller Dank und alle Ehre gebührt. Doch hat der seitherige Fortgang der Sache die gute Hand Gottes über ihn reichlich bewährt.

Bei dem Beginn der Unternehmung schon zeigten sich sofort zweierlei Bedürfnisse gleich groß: eine regelmäßige Gelegenheit für die Kinder, Unterricht zu erhalten, und eine öffentliche Deutsche Verkündigung des Wortes Gottes an die Älteren. Vertheilung der heiligen Schrift und dienlicher Traktate, Unterstützung einzelner vorzüglich bemitleidenswerther Armen, Besuche hin und her in den Häusern erschienen als die wesentlichen Hülfsmittel, die dem Unterricht und der öffentlichen Predigt ihre Wirksamkeit sichern sollten, so viel dies von Menschen abhing. Zu diesen umfangreichen Arbeiten gesellte sich nun noch die Pflicht, den durchreisenden, zur Überfahrt gelangenden Deutschen Auswanderern vor ihrer Abfahrt ein Wort der Warnung und der Belehrung zuzusprechen, und die zweite Nothwendigkeit, auch der in den umliegenden Orten, vorzüglich in dem sechs Stunden vom Havre entfernten Volbec zersireuten Deutschen sich anzunehmen.

Alle diese Pflichten lagen nun auf den Schultern des jungen, neuangehenden Predigers. Der Herr segnete seine Versuche mit manchem Erfolg, der ermunternd wurde für ihn und die Freunde der Sache.

Zu öffentlicher Verkündigung des Wortes öffnete ihm das protestantisch französische Consistorium mit überraschender Zuversichtlichkeit

seine Kirche, wo auch jetzt noch monatlich dreimal an den Sonntagen die heilige Schrift in Deutscher Sprache gelesen und ausgelegt wird. Der Besuch dieser Predigten ist natürlich nur dann zahlreich, wenn gerade viele Auswanderer durchziehen; sonst hält es schwer, die zerlumpten armen Deutschen in die Kirche zu locken. Viel eher wagt der halb Entblößte sich in eine stille Abendversammlung der Woche im Lokal des Predigers, und manches gute Samenorn scheint in der letzten Zeit von dort aufzugehen.

Der Schule standen noch größere Übelstände entgegen. Der eine Theil der Besuchenden waren Kinder, welche bisher die Französische Schule besucht hatten. Nun verlernten sie ihr Französisch wieder. Dadurch wurden sie zu vielen Diensten untüchtig. Darum zogen sie ihre Eltern wieder zurück. Andere kamen mitten aus dem wildesten Gassenleben von Dieberei und Bettelei herein. Diese blieben aber meist wieder aus, wie dies schon früher in der Französischen Schule der Fall gewesen war. Manche Eltern wollten diesen Erwerb nicht ausgeben. Andere waren aus der Fabelarbeit gekommen. Etliche darunter ließen sich gut an. Die Eltern schienen auch gutwillig. Als aber auf nächste Ostern der Prediger die durchaus unwissenden Kinder noch nicht confirmiren wollte, blieben auch diese fortan aus und kein Zureden half. Es trat also immer dringender das Bedürfnis entgegen erstens eines theilweise Französischen Unterrichts und zweitens einer Verdienst bringenden Arbeit für arme Kinder, die sie nicht von der Schule entfernt halte, sondern eher darin festhalte, daren hineinlocke. Für beides scheinen sich gegenwärtig Wege anzubahnen.

Die Vertheilung der heiligen Schrift wurde wesentlich erleichtert durch höchst dankenswerthe Überlassung Deutscher Bibeln von Seite der Englischen Bibelgesellschaft und in der letzten Zeit durch ähnliche Unterstützungen aus den Fonds eines Rheinischen Vereines. Sie und da wirkte dieses Wort seine stillen Wunder, entweder als Geruch des Todes zum Tode, oder des Lebens zum Leben. Als der Prediger einst einem schlechten Weibe Vorhaltungen machte über ihren Lebenswandel, und auf ihre Antwort hin, sie habe doch weder geraubt noch gemordet, die Schrift hervorzog, schrie sie laut auf: „Nur dieses nicht, dieses nicht, denn sonst sind wir alle verdammt.“ Umgekehrt wurde dieses gefürchtete Wort für einen nach China abgehenden Schiffskapitän vor seiner Abreise eine reiche Quelle des Lobes und Preises. Eine auch im Havre sich wiederholende Schwierigkeit bietet die Frage, ob unentgeltlich oder gegen Ersatz Schrift und Traktate zu vertheilen seyen? Im ersten Fall ist häufig Mißachtung, im letzteren falsches Mißtrauen des Empfängers gegen den verkaufenden Prediger zu fürchten.

Die Unterstützung der Armen konnte, namentlich anfangs, nur mit größter Behutsamkeit versucht werden. Abgesehen davon, daß der Abgrund alle und die allerreichsten Hülfsmittel spurlos zu verschlingen drohte, war auch so große Gefahr des Mißbrauchs, daß es wirklich des fernen Ausblicks zu dem bedurfte, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, um nicht von vorn herein sich jegliche Freude des Wohlthuns zu versagen. Doch die Überzeugung und die Erfahrung, daß durch die Spendung der Hand so oft die bessere Gabe des himmlischen Erbarmers einen leichteren Weg findet, ermunterte immer wieder den sinkenden Muth, und besonders seit Hoffnung entstanden ist, auch durch Anbieten von Arbeitsgelegenheit die verdiente und unverdiente Armutz noch leichter unterscheiden zu lernen.

Besonders notwendig wurden zu diesem Zwecke Hausbesuche. Schon die Nothwendigkeit, den Stand der Dinge kennen zu lernen, zwang hierzu. Noch mehr aber die Liebe zu den armen Seelen und zu ihrem Heiland.

Und in der That bedurfte es dieser; denn hier versammelte sich Alles was abschreckend genannt werden kann. Der Schmutz der Wohnungen, der üble Ruf der Quartiere, die unfreundliche, ja oft drohende Aufnahme, die vielen heimtückischen Gegenversuche, welche jedem Schritt des jungen Deutschen Predigers von übelwollender Seite entgegenwirkten; Alles dieses, so wie die öfteren Winke von wirklichen Nachstellungen gegen seine Person, hätten wohl recht entmutigen können. Aber der Herr stärkte die müden Knie und noch immer, wir sagen es zum Preise des Herrn, ist die Munterkeit des Knechtes Jesu Christi ungebrochen.

Zu dieser großen Gemeinde in der Hafenstadt treten nun aber die Gemeinden von Gravelle und Lillebonne, vorzüglich die der kleinen Hafenstadt Bolbec, seit etlicher Zeit bekannt durch den auch in diesem Blatte häufig genannten, nun nach Montauban versetzten Prediger de Félice. Seine Verbindung mit einer ursprünglich Deutschen Familie hatte sein Haus manchen Deutschen, sein Evangelium manches Herz der Gnade zugänglich gemacht. Die Gemeinde Bolbec war auch schon früher von einem jungen Handwerker zuweilen besucht worden, der ihr das Evangelium mit großer Angelegenheit nahe brachte, und wurde nun für den armen Knecht im Diensthause Agyptens ein stiller Gese, wo er alle Monate an einem Sonntage und sonst häufig in der Woche nicht nur mit frohem Herzen das Wort der Gnade verkündete, sondern auch in der Gemeinschaft der Heiligen sich erlaben konnte. Zwar haben in der letzten Zeit auf die Erweckung eines Sünders hin auch hier Verfolgungen sich zu erheben gedroht, aber es ist zu hoffen, daß sich bei dem ersten Sinn der weitaus größten Zahl und der Zuneigung des Consistoriums nichts dadurch erreichen läßt.

Die größte und in mancher Beziehung schwierigste, in mancher die erfreulichste Gemeinde ist die wandernde der überfahrenden Auswanderer. Es ist unglaublich, wie beim Eintritt in Frankreich, auf der Durchreise, endlich noch vor dem Austritt diese armen Leute verschuldet und unverschuldet betrogen werden. Die besten Räthe, die angelegentlichsten Empfehlungen ehrenwerther Freunde, die sorglichste Vorrichtung der heimathlichen Regierung, die freundlichsten Anerbietungen gutwilliger Kaufleute im Havre sind fruchtlos bei dem durch die Betrüger genährten Mißtrauen der Auswanderer, welche noch wenige Wochen vor Ankunft an ihrem Bestimmungsort oft das halbe, das ganze Vermögen in den Händen zudringlicher Geschäftsmänner untergehen sehen müssen, ohne daß bei der Organisation dieser scheußlichen Bande Hülfe möglich ist. So, oft entblößt von fast Allem, was ihnen nach ihrer Ankunft noch zum Fortkommen dienen könnte, gehen sie dem Elend und den Gefahren des Meeres entgegen, und wenn je im Leben, so sind sie jetzt noch einem Wort der Ruhe oder Ermahnung offen. Auf dem weiten Ocean, zwischen Himmel und Wasser, verlieren sich die Eindrücke nicht geschwind. Darum war es für den jungen Prediger ein langer, nun endlich reichlich erfüllter Wunsch, diesen armen Seelen auf ihren Schiffen oder am Hafen noch das Wort vom Reich verkünden zu können. Und während im Havre noch fast keine Spur der Empfänglichkeit sichtbar geworden war, kamen den Freunden des Vereins von diesen unglücklichen Auswanderern die wärmsten Worte des Dankes zu für die mancher Seele zu Theil gewordenen Segnungen des Versuches.

Es wäre eine erwünschte Liebe, wenn sie und da aus Christenherzen Fürbitten für dieses Werk aufstiegen. Wer Muth und Beruf zu thätlicher Unterstützung hat, findet den Empfänger in Basel an Herrn Hieronymus Bischoff = Bischoff, Kaufmann, und an Herrn Theophil Passavant, Prediger zu St. Jakobi.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 18. April.

N^o 32.

Der Pastor Stephan.

(Fortsetzung.)

Gewiß ist Jeder von Mitleid ergriffen worden, als er jene Anzeige der mit Stephan ausgewanderten Prediger las, worin sie die von ihnen gemachte furchtbare Entdeckung und ihre traurige Enttäuschung der Welt mittheilten. Wir halten dies Mitleid für durchaus angemessen, und müssen den bedauern, bei dem die Schadenfreude seine Stelle einnimmt, können uns aber dabei nicht verhehlen, daß solche Täuschung die gerechte Strafe dafür war, daß Stephan's verblendete Anhänger seine offenbar vorliegenden Sünden nicht erkannt oder nicht beachtet hatten. Stephan's gänzlich unchristliches Verhältniß zu seiner Frau war für Jeden, welcher der Ermahnung des Herrn folgen wollte: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, hinreichend, und wenn ihr Lutherischer Fanatismus sie ein so deutliches Merkmal übersehen ließ, so verdienten es die armen Verirrten, daß sie gezwungen wurden, die Augen zu öffnen, und nun durch Schanden und Schande klug werden mußten.

Der Ungenannte ist geneigt anzunehmen, daß eigentlicher Ehebruch vor Stephan's Abreise noch nicht stattgefunden. Für die entgegengesetzte Annahme sprechen doch gewiß sehr bedeutende Gründe. Es ist gewiß bei weitem das häufigste, daß die unsittliche Abneigung erst aus der unsittlichen Zuneigung erwächst, und so müssen wir dies auch hier so lange wahrscheinlich finden, bis das Gegentheil erwiesen werden kann, und es wäre von Interesse zu wissen, wann jene Störung des ehelichen Verhältnisses, die doch gewiß nicht von Anfang an stattgefunden, begonnen hat. — Ferner muß man es doch sehr sonderbar finden, daß gerade in Bezug auf diesen Punkt sich die Anklage der öffentlichen Stimme so sehr gleich blieb. Sie gehört doch keineswegs zu den gewöhnlichen, welche gegen diejenigen erhoben werden, die in der Hauptsache Stephan's Überzeugungen theilen, und wo sie haftet, ist die Sache immer sehr bedenklich. Endlich tragen doch jene nächtlichen Wanderungen Stephan's schon an sich einen sehr verdächtigen Charakter und wenn wir das später offenbar Gewordene dazunehmen, so können wir kaum zweifeln, daß bei ihnen Schlechtes im Hintergrunde war. Daß Jemand sich so hartnäckig darauf setzt, das Böse nicht zu lassen, läßt sich wohl denken, und erscheint sogar als ganz natürlich, daß aber Jemand Alles daran setzen sollte, um nicht zu der Erfüllung des ihm ohnedem schon so nahe liegenden Gebotes: meidet allen bösen Schein, genöthigt zu werden, ist doch, auch einen Stephanschen Eigensinn vorausgesetzt, kaum denkbar. Jene nächtlichen Spaziergänge wurden nicht nur überhaupt in Begleitung von Personen aus beiden Geschlechtern angestellt, sondern Stephan hatte auch bei ihnen

eine Weibsperson beständig um sich, „um“ — wie er behauptete, und seine Anhänger glaubten — „auf dem Wege seinen durch in der That schwere Amtsarbeiten ermatteten Körper durch Speise oder Trank, so wie es ihm bequem war, zu restauriren,“ ein Zweck, der zu dem Mittel in keinem rechten Verhältniß steht. Einer dieser Anhänger, in einem bei Fischer abgedruckten Briefe S. 147., sucht jedem Verdachte durch die Berufung auf die verbürgte Thatsache zu begegnen: „daß Pastor Stephan einen seiner nächststehenden Freunde wegen eines Vorfalls, den tausend Andere für einen unerheblichen galanten Scherz gehalten hätten, vom heiligen Abendmahle, bis auf den Fall eines bußfertigen Bekenntnisses, ausschloß.“ Aber das: „sie sagen es wohl und thun es nicht,“ galt nicht bloß von den Pharisäern zur Zeit Christi. Schärfe und Strenge gegen Andere geht in manchen Fällen Hand in Hand mit der Schärfe und Strenge, die man gegen sich selbst übt; in anderen aber, und diese sind wohl die zahlreicheren, bildet sie den Ersatz für dieselbe. Je übler es mit der eigenen Praxis steht, desto mehr schärft man den Grundsatz und desto schonungsloser bringt man ihn beim Urtheile über Andere in Anwendung. So daß wir also gar nicht einmal nöthig haben, hier das Verfahren Stephan's aus grober Heuchelei zu erklären. Schildert uns doch auch Paulus einen solchen, welcher Andere lehrt und sich selbst nicht lehrt, predigt, man solle nicht stehlen und doch stiehlt, spricht, man solle nicht ehebrechen und die Ehe bricht. — Nicht zu übersehen ist, daß die von Stephan's eigener und eigentlicher Gemeinde gegen ihn erhobene Anklage unter Anderem auch ein schon vor seiner Anstellung in Dresden begangenes Vergehen der Unzucht zum Gegenstande hatte.

Über Stephan's öffentliche Stellung und seine Amtsführung gibt uns wieder der Ungenannte bei weitem die besten Aufschlüsse. Wir wollen zuerst das Thatsächliche in einem Überblick zusammenfassen und dann einzelne Punkte noch besonders besprechen.

„Stephan trat als Pastor in Dresden auf, als das Wort Gottes nicht bloß in Sachsen, sondern auch in ganz Deutschland theuer war. — In dieser Zeit begann er Buße und Glauben zu predigen vor den einzelnen Nachkommen der Böhmisches Ausgewanderten, die sich nicht schon längst mit den Deutschen Bewohnern Dresdens verschmolzen und zu anderen Gemeinden geschlagen hatten, und in der kleinen St. Johannis-Kirche, welche schon der sie umgebende Gottesacker, noch mehr aber der Geruch, in dem die Böhmisches Gemeinden in Deutschland und namentlich in Berlin standen, der gebildeten Welt etwas unheimlich machte. — Außer seiner kräftigen nur etwas an das Plumpse streifenden Gestalt besaß er nichts, was die Welt hätte ansprechen können, weder Deklamation, noch Gestikulation,

noch Feuer und Fluß der Rede, noch eine reine Aussprache, noch Geschicklichkeit im Disponiren seiner Predigten. — In Böhmischer Aussprache und fehlerhaftem Deutsch wagte dieser Mann einer der gebildetsten Städte Deutschlands die göttliche Thorheit des Evangeliums zu verkündigen.“

Indessen fand seine Predigt bald großen Eingang, und je mehr dies der Fall war, desto mehr gerieth er mit seinen Anhängern in Haß und Schmach, je mehr seine Anhänger von der Welt ausgestoßen wurden, desto näher drängten sie sich an ihn heran. Bald bildeten sich unter seinen Zuhörern drei Kreise, solche, die bloß seine Predigten besuchten und vielleicht bei ihm zum Abendmahl gingen, solche, die außer den Predigten auch die Erbauungsfunden besuchten, jedoch ohne sich ausschließlich an Stephan zu halten, und ohne zu ihm in näherer persönlicher Beziehung zu stehen, und endlich solche, welche nicht allein seine Predigten und Erbauungsfunden ausschließlich besuchten, sondern auch in ihm ihren Seelsorger und geistlichen Vater sahen. Diese schlossen den engsten Kreis um ihren Meister, suchten ihn überall auf, machten mit ihm weite, zum Theil nächtliche Spaziergänge und selbst kleine Fußreisen. Unter ihnen fand der Ungenannte, welcher sich ihnen ebenfalls angeschlossen hatte, „die entschiedensten Christen und selbst bürgerlich sehr achtbare Männer, aber auch Manche, zu denen er, theils ihrer Unklarheit, theils ihrer Härte und Lieblosigkeit, theils aber auch ihres Wandels wegen sich wenig hingezogen fühlte.“ Dieser dritte Kreis war aber nicht weniger wie die beiden ersten ein ganz freier. Daß Vielen aus ihm die freiwillige äußere Einordnung als ein Maßstab ihres inneren Gnadenstandes galt, ist eben so natürlich als betäubend.

Die schon vor Stephan's Auftreten in Dresden Erweckten, meist die Mitglieder der dortigen Brudersocietät, besuchten eine Zeitlang seine Kirche und seine Erbauungsfunden. Doch war die Verbindung zwischen ihnen und den eigentlichen Stephanisten nicht von Dauer. Sie wollten nicht wie diese sich dem neuen Lehrer, mit Abbrechung ihres früheren Verhältnisses zur Brüdergemeinde, ausschließlich unterwerfen, und der Charakter, den diese Gemeinde den ihrigen aufprägt, stand dem, der von Stephan auf alle seine Anhänger überging, schroff entgegen. Es kam zum förmlichen Bruch. „Dieser Bruch“ — sagt der Ungenannte — „wurde dadurch wichtig, daß er der Welt den ersten wirklichen Anstoß, den Stephanisten aber durch ihre Isolirung von Christen anderer Farbe einen noch schrofferen Charakter gab und so den Grund zu der Einseitigkeit legte, welche durch ein Zerreißen der Liebesbände zwischen den Gläubigen dem Ganzen ihres Wesens ein donatistisches Gepräge aufdrückte.“

Der steigende Haß gegen Stephan und die Seinen, welcher zuletzt so weit ging, daß, wer noch auf einigen bürgerlichen Ruf und auf Achtung in der Gesellschaft hielt, nicht wagte, die Böhmisches Kirche zu besuchen, veranlaßte ihn im Jahre 1823 unter dem Titel: Herzlicher Zuruf an alle evangelische Christen u. s. w., eine öffentliche Erklärung über seine Lehre, sein Festhalten an den in Sachsen Geltung habenden symbolischen Büchern und seine Erbauungsfunden abzugeben. Doch wurde damit, wie sich

leicht denken läßt, wenig ausgerichtet. Seine einzige größere schriftstellerische Leistung war die Herausgabe seiner im Jahre 1822 gehaltenen Predigten.

Über Stephan's Predigtweise theilt der Ungenannte sehr anziehende Bemerkungen mit, bei denen jedoch nicht vergessen werden darf, daß die Eindrücke, die er wiedergibt, aus einer Zeit herrühren, in der er zu Stephan's begeisterten Anhängern gehörte. „Es wäre“ — sagt er unter Anderem — „allerdings wegen, von irgend einem Menschen zu behaupten: er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten; wenn man aber vermöchte, hiebei von dem abzu sehen, von welchem es gesagt ist, so könnte man es sehr wohl auf Stephan anwenden. Denn derselbe sprach mit Verschmähung aller menschlichen Hülfsmittel Worte, die sich wie mit eisernen Haken an den Herzen anklammerten, und von denen man sich nicht so leicht zu befreien vermochte. — Stephan gab nichts und stellte nichts von dem dar, was dem Verf. auf diesem Gebiete als Schönes und Ausgezeichnetes gilt, sondern sprach ohne Feuer, ja fast ohne Wärme, im Böhmischen Accente, mit hohler Stimme und ohne besondere Salbung, die einfachsten Worte, die, gelesen, wohl erbaut, aber kaum bewegt hätten. Aber wenn er an den Altar oder auf die Kanzel trat, so sah man es der Gebrochenheit seiner kräftigen Gestalt an, er habe mit Gott geredet, sein Wesen sey noch hingenommen und gebeugt von dem Eindrucke der göttlichen Majestät. — In seinen Predigten wurde man keine leuchtenden Punkte, kein aufloberndes Feuer, keine Spur von Begeisterung, kurz nichts gewahr, wobei der Geist oder das Gefühl besonders hätte verweilen können. Alles war naturgemäß, einfach, gleichförmig, aber Alles aus einem von der Bibel genährten und durch den Glauben belebten Geiste und Herzen gestiegen. Man mußte ihm es abfühlen, daß die heilige Schrift ihm Alles war, denn nur sie athmete aus seinen Predigten, und man hörte aus dem Munde des gottgelehrten und glaubensvollen Idioten auch nicht den leisesten Anklang ästhetischer Bildung, keine Erinnerung aus alten oder neuen Klassikern, womit auch die gläubigsten Prediger ihre Vorträge, wie Gold- oder Silbermünzen mit unedleren Metallen zu belegen gewohnt sind und ihnen so den Eingang zu den Halbgebildeten, denen die bloße Bibel noch nicht zusagt, zu verschaffen suchen.“ Diese letztere Bemerkung ist insofern merkwürdig, als sie es größtentheils erklärlich macht, wie unser Ungenannter, offenbar ein Mann von feiner Organisation und von umfassender schwinwissenschaftlicher Bildung, gerade zu einem Prediger wie Stephan sich so sehr hingezogen fühlen konnte. Man wird in der Regel finden, daß gerade die ästhetisch Gebildetsten, wenn sie überhaupt sich zu Christo gezogen fühlen, sich am liebsten an die einfachsten, den am wenigsten geistreichen, den ganz außer der ästhetischen Bildung stehenden Prediger anschließen. Ganz natürlich; denn dieser hat, was ihnen fehlt; sie wollen in eine ganz neue Atmosphäre kommen; des Ästhetischen haben sie schon außer der Kirche genug und zu viel; diese Seite kann bei ihnen nicht berührt werden, ohne daß zugleich ein ganzer Complexus weltlicher Gedanken und Gefühle aufkommt. Dazu kommt noch, daß der Prediger, sobald er sein

eigenthümliches Gebiet verläßt und in das ihrige übertritt, an sie eine Aufforderung zur Kritik ergehen läßt, der sie schwer widerstehen können. Wie wenige Prediger sind aber, die hier eines günstigen Spruches gewärtig seyn dürfen, und wo auch dies der Fall ist, wird doch der Urtheilende auf ein fremdes Gebiet hinübergezogen. Diese Thatfachen werden von denen nur zu sehr übersehen, die aus ungemessenen Drange, zu wirken, oft die Gesetze verletzen, welche für die Predigt des göttlichen Wortes aus der Natur der Sache hervorgehen. Diese Übertretung schadet ihrer Wirksamkeit gewiß weit mehr, als sie ihr nützt. Eingang gewinnen sie dadurch jedenfalls nur bei den Halbgebildeten, die zugleich nur sehr oberflächlich religiös angeregt sind. Diese freuen sich über das Stücklein Schiller oder Göthe, das sie auch in der Kirche erhalten, freuen sich ihrer Bildung, die solche Beziehungen versteht und an ihnen Geschmack findet, freuen sich des Predigers, der kein rigoristischer Kostverächter und Spielverderber ist. In der Regel aber ist auch an solchen Zuhörern wenig gewonnen. Sie sind eben bloße Zuhörer, bleiben in der Religion wie in der Ästhetik bei dem Halben stehen. Den Geistreichen und ästhetisch Durchgebildeten ist das Sprüchwort von dem Hunde, der wieder frisst, was er gespiet hat, so gegenwärtig, daß es ihnen oft begegnet, schon in dem Mangel der menschlichen Qualifikationen selbst den Charakter reicher himmlischer Begabung zu finden. Sie sind der Geistreichigkeit im weltlichen Sinne so überdrüssig, daß auch die christliche Geistesfülle ihnen verdächtig ist. Dies nun scheint auch der Fall unseres Verf. zu seyn, und danach ist sein Urtheil über Stephan's Predigten zu bemessen.

Über die Wirkung von Stephan's Predigten gibt der Verf. noch interessante Bemerkungen. „Tausende vielleicht“ — sagt er unter Anderem — „sind durch sie wenigstens angeregt worden. Sie veranlaßten wohl selten plötzliche Erweckungen, aber sie ließen gewöhnlich einen Stachel zurück, welcher dieselben vorbereitete und sicher herbeiführte. Seltener mögen sie jedoch eine wirkliche Neugeburt erzeugt haben. Dazu war Stephan — insofern ein Mensch sie befördern kann — nicht christlich durchgebildet genug und zu einseitig, so wie ihm auch der rechte Begriff der evangelischen Freiheit fehlen und sein Alttestamentlicher und gesetzlicher Standpunkt und sein Stolz nicht erlauben mochten, den durch ihn Erweckten wie Johannes zu sagen, daß er abnehmen, Christus aber in ihnen wachsen müsse.“ Gewiß eine sehr wahre und tiefe Bemerkung! Der begabte Prediger, der noch für sich selbst etwas seyn will, vergiftet seine geistlichen Kinder schon gleich bei ihrer Zeugung. Wenn irgend, so trat dies bei den Stephanisten deutlich hervor, wie Jeder wissen wird, der zu ihnen in näherer Beziehung gestanden. So sehr sie in thesi vor jeder Erweiterung der Dreieinigkeit geschaudert haben würden, so war doch der Sache nach eine solche bei ihnen vorhanden. Stephan hatte ihnen den Vater, Sohn und heiligen Geist und noch nachdrücklicher sich selbst gepredigt. Daß es da nicht zu einer völligen Neugeburt kommen konnte — die Ausnahmen abgerechnet, in denen der Kultus Stephan's nicht bis in das Innerste des Herzens durchgedrungen war, und Gottes

mächtigerer Einwirkung die seine paralytische — versteht sich von selbst. Überall wo ein Drittes oder ein Dritter sich zwischen Gott und die Seele stellt und neben ihm von ihr Besitz nimmt, erhält das geistliche Leben im besten Falle einen vermittelten Charakter; viel Gottesfurcht kann stattfinden, aber zur vollen Wiedergeburt kommt es nicht leicht, kommt es nie, wo jenes Dritte mehr als nur die Oberfläche des Herzens einnimmt. Grade weil sie jedes Mittlere zwischen Gott und der Seele so entschieden beseitigt, ist die Zahl der Wiedergeborenen unter den Gottesfürchtigen in der Evangelischen Kirche so groß, weit größer wie in der Katholischen. Wo aber durch eigene Schuld der Betheligten Persönlichkeiten, wie die Stephan's zur Geltung gelangen, da ist der Zugang zur Wiedergeburt noch schwerer als in der Katholischen Kirche, da das (bloß menschliche) Individuum immer ein viel schlechterer Mittler ist als die Allgemeinheit, weit mehr als dunkler Körper den Strahlen der Gnade den Zugang abschneidet, während das Allgemeine immer noch eine gewisse Durchsichtigkeit übrig behält.

Das Jahr 1830 gab dem antichristlichen Zeitgeiste in Sachsen einen bedeutenden Aufschwung und die Angriffe gegen Stephan und seine Partei wurden immer bitterer. In gleichem Grade wuchs auch ihre Entfremdung von der bestehenden Kirche, welche sich nach und nach bis zum Hasse steigerte, so daß sie sich über jedes Zeichen ihres inneren Verfalles freuten, sie als unverrettbar dem Untergange preisgebend und denselben herbeiwünschend. Gewiß kann man behaupten, daß v. Ammon's wärmsten Freunden, denjenigen, die sich am stärksten in dem 1830er Elbwein berauscht hatten, die Erscheinung seiner „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“ nicht willkommener war als den Stephanisten. Die inneren Bande, welche die Stephanisten mit der Kirche und mit ihrem Vaterlande verbanden, lösten sich mehr und mehr. Was war natürlich als daß der Gedanke, dieser Bande auch äußerlich zu lösen, in ihnen immer mehr Kraft erhielt, und daß es nur eines äußeren Anstoßes bedurfte, um diesen Gedanken zum unerschütterlichen Beschlusse zu erheben. Daß der Gedanke an die Auswanderung schon sehr frühe in der Seele des Führers lag, zeigt eine von Fischer S. 24. mitgetheilte Stelle aus Stephan's Predigten, worin unter Anderem gesagt wird: „Wollte man die ersten Christen mit ihrem Glauben nicht mehr dulden, so zogen sie aus in ein anderes Land. So müssen es alle Christen machen, wenn ihnen die irdische Gewalt ihres Glaubens rauben will. Sie machen bescheidene demüthige Vorstellungen, sie bitten um Gerechtigkeit und Schutz: will man sie nicht hören, gewährt man ihre Bitte nicht, dann sind sie dennoch weit entfernt, sich zu empören; sondern sie verlassen ein Land, das sie nicht mehr dulden will und suchen ein solches, wo sie die erwünschte Glaubensfreiheit finden.“

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Irland.) Einem Englischen Journal schreibt ein Geistlicher der herrschenden Kirche aus Irland Folgendes, was als Bestätigung und

zugleich Ergänzung der Schilberung des presbyterianischen Geistlichen Morgan auf der Schottischen Generalversammlung dienen kann, die wir neulich gaben:

„Ein Umstand trug sich neulich in einem unserer wilden Irischen Bezirke zu, welcher vielleicht Viele auf Ihrer Seite des Kanals sehr in Erstaunen setzen wird. Ein Geistlicher, der mehrere Jahre lang Pfarrer in meiner Nähe ist, ein Mann von ganz besonderer Liebe, Freundlichkeit und unerschöpflicher Mildeithigkeit, wurde vor einigen Sonntagen auf eine besondere Weise von den Römischen Priestern geehrt. In einer großen Stadt unweit seiner Pfarre wurden die Leute in einer feurigen Rede vom Altar der Päpstlichen Kapelle bewirthet, die sie ermahnte, sie sollten, wenn der Wagen jenes Geistlichen vorbeikomme, mit Kollistrünten darauf werfen, und seine Schwester, eine höchst liebevolle, mildeithige Dame, auf ihren Gängen mit etwas kochendem Wasser bewillkommen. Und was hatte denn der Geistliche geihan? fragen Sie. Bloß dies, daß er es für angemessen gehalten, monatlich einmal in seiner Kirche Gottesdienst in Irischer Sprache zu halten, und einige seiner Römischen Pfarrkinder für gut befunden, ihm beizuwohnen. Wie traurig ist es, daß das eine so gefährliche Neuerung ist! Wäre dieser Gebrauch seit zweihundert Jahren in Irland eingeführt gewesen, ich bin gewiß, diese päpstlichen Emissäre würden wenig Macht in den Händen behalten haben; hätten die rechten Irischen Geistlichen, wie alle Missionare seit dem ersten christlichen Pfingsttage, denen, zu welchen sie gesandt sind, in der Sprache gepredigt, in der sie geboren sind, die Macht des Papstes in diesem Lande würde ein leerer Name schon längst geworden seyn. Aber unsere Oberen waren so zartfühlend, daß sie nicht gern solche Barbarei befördern wollten, während der Papst sich darüber hinwegsetzte, und Missionare ausschickte, die von den Leuten verstanden wurden. Dennoch ist es ein Trost zu sehen, wie trotz aller Nachtheile aus unserem langen Zögern, doch, wo dieser Weg eingeschlagen worden, der größte Nutzen daraus entstanden ist. Daß die Römischkatholischen willig sind, unserm Gottesdienst beizuwohnen, wenn er in der Irischen Sprache gehalten wird, das weiß ich, denn meine eigene Kirche war zur Hälfte voll Katholiken dabei. Wie groß die Unwissenheit ist, in der sie über unseren Gottesdienst gehalten werden, davon kann man sich aus dem eine Vorstellung machen, was neulich ein armer Mann in meiner Nachbarschaft sagte, nachdem er unserm Nachmittagsgottesdienst in Irischer Sprache zugehört: „„Er habe nie vorher geglaubt, daß beim protestantischen Gottesdienst der Name Gottes jemals vorkomme.““ — Wir können uns indeß kaum wundern, daß die Geistlichen der Kirche sich in der Irischen Sprache nicht üben, wenn wir an die allgemeine Verachtung denken, die bloß auf dem Namen hafterte. Die Irische Universität selbst wollte nie, so sehr Einzelne sich darum bemühten, einen Professor der Irischen Sprache anstellen. Und doch ist die Sprache an und für sich so merkwürdig, z. B. durch die consequenteste Orthographie, durch die genaueste grammatische Richtigkeit, mit der sie selbst vom gemeinsten Manne gesprochen wird. Aber wie viel wichtiger ist es, daß Studenten der Theologie sich damit beschäftigen! Es ist die Sprache des niederen Volks in einer großen Anzahl Landgemeinden und vielen Stadtgemeinden; sehr Viele verstehen keine andere Sprache; und doch hat die einzige Universität, auf der Irische Geistliche ausgebildet werden, nicht daran gedacht, ihnen die Erlernung zu erleichtern?“

Ein anderes Zeugniß ähnlicher Art gab ein Redner auf dem letzten Jahresfest der Religious Tract Society in London: „In jeder Religionspartei in Irland thut Gott jetzt Wunder, indem er heilige Männer

erweckt, die der Predigt des Evangeliums sich ganz hingeben. Nie hat es wohl in irgend einem Lande eine solche Erweckung und Erneuerung gegeben, als seit zwölf Jahren in der herrschenden Kirche Irlands, worin man überall jetzt Männer sieht, die öffentlich und von Haus zu Haus Jesum Christum verkündigen.“ — „Das Unglück von Irland,“ sagte ein Redner am Jahresfest der Irish Society, „war die Vernachlässigung der Muttersprache. Durch die verkehrte Politik Englands war diese Sprache förmlich geächtet, sie blieb ohne Litteratur, und das Britische Parlament verordnete, ein Pfarrer in Irland, der nicht Englisch predigen könne, solle Französisch, und wenn er das nicht könne, Lateinisch predigen, unter keinen Umständen solle er sich aber der Sprache der Eingeborenen bedienen, der barbarischen Irischen Sprache. Jetzt erndtet England, was es gesät hat.“ — Ein anderer erzählte auf dem Jahresfest der Wesley'schen Missionsgesellschaft: „Während ich in der Provinz Munster mich aufhielt, kamen zwei Geistliche der Englischen Kirche nach einem Orte Namens Dingle, in einem entlegenen Theile der Grafschaft Kerry, der fast ganz von Römischkatholischen bewohnt ist, und wo wohl seit Menschen Gedenken das Evangelium nicht verkündet worden war; sie sprechen Alle das Irische, dessen die Geistlichen auch kundig waren. Einer machte bekannt, daß er an einem bestimmten Tage im Markthause zu Dingle eine Predigt halten wolle. Zu der Stadt waren einige sehr zelotische Römischkatholische Geistliche, die erst das Volk bereeden wollten, nicht hinzugehen, da das aber nichts half, stellten sie sich an dem bestimmten Tage buchstäblich in der Gasse auf, die zum Marktplatz führt, mit Stöcken und Peitschen, und suchten mit Gewalt die Zutretenden zurückzutreiben. Aber es gelang ihnen nicht; das Volk eilte schaaarenweise zum Marktplatz, den sie ganz anfüllten, und einer dieser trefflichen Geistlichen predigte ihnen in Irischer Sprache. Er zeigte ihnen, daß sie Kinder des Bornes von Natur seyen, wies sie auf den Weg zur Seligkeit und führte sie zu dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen hat. Als er den schrecklichen Zustand eines Unbekehrten beschrieb, und wie ein solcher rufen müsse: Was soll ich thun, daß ich selig werde? — trat ein Irischer Bauer hervor, der die frohe Botschaft vom Reiche Gottes nie zuvor gehört hatte, und rief auf Irisch: „„Sagen Sie mir das, Herr; das ist grade was ich wissen möchte.““ — In einem Kirchspiel nicht weit von Dingle, wo vor vier Jahren noch eine fast ausschließlich Römische Bevölkerung war, ist jetzt ein protestantischer Geistlicher, Namens Moriarty, der sein Amt unter einer sehr anziehenden Gemeinde verwaltet. Er war früher katholisch, und einer biblischen Erziehung sehr abhold, so daß er sich viel Mühe gab, den Bibelvorlesern Hindernisse in den Weg zu legen; er trieb es so weit, daß in den Versammlungen, welche jene Vorleser hielten, er oft die größten Störungen machte. Dieser Mann wurde nicht nur aus Herzensüberzeugung ein Protestant, nachdem er die Bibel gelesen, sondern ist jetzt auch ein ordinirter Geistlicher der herrschenden Kirche. Auf dem Felde seiner Thätigkeit, wo er dem Volke in seiner Muttersprache predigt, besuchen jetzt gegen dreihundert regelmäßig die Pfarrkirche; und diese alle sind bis auf zwanzig bis dreißig aus der Römischen Kirche übergetreten. Eine Thatfache wie diese ist so mächtig als zehn Argumente.“ Derselbe Redner erwähnte zugleich das merkwürdige Faktum, daß die Nationalschulen, von deren Unterricht die Bibel ausgeschlossen ist, fast gar nicht von Protestanten besucht werden. „In der Grafschaft Limerick besucht sie nicht ein einziges protestantisches Kind; in der Grafschaft Kildare sechs, in der so sehr bevölkerten Grafschaft Kerry acht.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 22. April.

N^o 33.

Der Pastor Stephan.

(Fortsetzung.)

Der Anstoß, welcher den Gedanken zum Entschluß reifte, erfolgte durch die Suspension Stephan's. Durch die Königsberger Angelegenheit wurde der Verdacht, den Stephan's nächtliche Wanderungen schon früher hervorgerufen, ganz besonders lebhaft angeregt und eine Menge böser Gerüchte waren im Umlauf. Daß die Behörde nun Stephan gebot, dem Befehle Gottes: meidet allen bösen Schein, dem er freiwillig hätte gehorham seyn sollen, sich zu unterwerfen, indem sie ihm im Jahre 1835 untersagte, nächtliche, d. h. bis zehn Uhr Abends ausgedehnte Versammlungen zu halten, wer könnte das anders als in der Ordnung finden? Stephan versprach dieser Anordnung Folge zu leisten. Indessen scheint er sich an dies Versprechen nicht streng gebunden zu haben, jedenfalls ließ er sich durch dasselbe nicht überhaupt warnen, sondern gab ihm eine möglichst enge Deutung. Er pflegte zuweilen gegen Abend nach einem Weinberg in der Hoflösnitz zu gehen, wo sich mit ihm in dem Hause des Weingärtners eine gemischte Gesellschaft von Männern und Frauen versammelte. Zuweilen wurde es so spät, daß sich die Theilnehmer in die Nothwendigkeit versetzt sahen, in der Hoflösnitz den noch übrigen Theil der Nacht zuzubringen; war es aber möglich, so begaben sie sich in der tiefsten Nacht noch nach Dresden zurück. Eine solche Zusammenkunft sollte auch am 8. November 1837 gehalten werden. Mehrere Freunde Stephan's waren schon dort, als die Polizei erschien und eine Untersuchung vornahm. „Unterdessen war auch Stephan mit der ihn begleitenden Weibsperson, welche Decken und Kissen trug, in die Nähe des Weinberghauses gekommen, nachdem sie den Weg durch den Lösnitzgrund lustwandelnd und selbender zurückgelegt hatten.“ Stephan merkt, daß es im Hause nicht richtig ist und will dasselbe nicht betreten, wird aber durch Zufall von einem der Gensd'armen entdeckt. Unmittelbar darauf erfolgte die Suspension, und nun stand es seinen Anhängern fest, daß die Zeit zur Auswanderung gekommen sey, und die Vorkehrungen dazu wurden mit großem Eifer betrieben. Die Untersuchung gegen Stephan nahm einen sehr verwickelten Charakter an und die Auswanderer beschloßen, sie nicht abzuwarten. Durch Königl. Abolition aber wurde die Untersuchung niedergeschlagen, um Stephan nicht an der Auswanderung zu hindern und am 30. Oktober 1838, zwei Tage nachdem die letzte Abtheilung der Auswanderer sich in Bewegung gesetzt, verließ Stephan die Stadt, in welcher er acht und zwanzig Jahre als Prediger und Seelsorger thätig gewesen, um ihnen zu folgen. Die Auswanderer bestanden aus ungefähr sechshundert Seelen und waren der

Mehrzahl nach aus Dresden selbst und der Umgegend, aus dem Muldethale und dem Altenburgischen.

Alles Geld, was die Auswanderer mitnahmen, hatte in eine gemeinschaftliche Kasse geliefert werden müssen, welche ein Kaufmann Fischer aus Dresden verwaltete und die ganze Summe mochte ungefähr 120,000 Thaler betragen. „Aber schon in Bremen“ — sagt der „Bericht über die Stephanistische Auswanderung nach der Erzählung eines Augenzeugen“ in Krafft's Mittheilungen II, 3., dem wir in dieser Partie folgen — „singen die Häupter der Gesellschaft mit diesem Gelde zu wirtschaften an. Es wurde für 4000 Thlr. Wein gekauft, Stephan ließ sich einen prächtigen Bischofsornat machen, von welchem eine schwere goldene Kette mit Kreuz allein 1500 Thlr. kostete, was jenen Kaufmann Fischer bewog, seinen Antheil schon dort aus der Kasse zu nehmen.“

Im Kanal zwischen England und Frankreich ward das eine Schiff, Almalia, durch Sturm von den übrigen getrennt und verunglückte mit sämmtlichen darauf befindlichen Passagieren. „Als man sich im Atlantischen Meere befand, fing Stephan an, die Maske mehr und mehr abzuwerfen. Er ließ eines Tages die Passagiere des Schiffes, auf welchem er sich befand, zusammenkommen, erklärte ihnen, daß er zwar zunächst über ihre Seelen gefest sey, indem was er binde auf Erden, auch im Himmel gebunden, was er löse auf Erden, auch im Himmel losgesprochen sey, so dann aber auch über ihr zeitliches Wohl, und forderte sie demgemäß auf, durch Unterschrift sich zu verpflichten, daß sie ihm im Geistlichen wie im Leiblichen unbedingten Gehorsam leisten wollten. Fischer sollte den Anfang mit der Unterschrift machen, weigerte sich jedoch; alle Anderen aber unterschrieben. Wegen jener Weigerung kam Fischer in eine Art Bann, seine Gefährten mieden ihn wie ein räudiges Schaf, und Stephan ließ ihn seine Ungnade ebenfalls bei jeder Gelegenheit und auf alle Art empfinden.“

Während der ganzen Fahrt ward kein Gottesdienst oder gemeinschaftliches Gebet gehalten, selbst nicht nach einem furchtbaren Sturme, welcher Fahrzeug und Mannschaft mit dem Untergange bedrohte. Stephan soll vielmehr die ganze Zeit über dem von Bremen mitgenommenen Weine sehr stark zugesprochen haben.

Nach einer Seereise von ungefähr sieben Wochen landeten die Auswanderer mit ihren drei Schiffen zu Neu Orleans. Als man zu St. Louis angekommen war, von wo aus man mit dem Beginn des Frühjahrs die Kolonie begründen wollte, entdeckte ein Mädchen, die schon in Dresden einmal geäußert, sie habe etwas auf ihrem Gewissen, aus freiem Antriebe dem Pastor W....r in der Beichte, sie habe dem Pastor Stephan als

Beischläferin gebient, sie sey von ihm durch die Vorstellung dazu bewogen worden, wem man seine Seele überlasse, dem dürfe, dem müsse man auch seinen Körper überlassen, und Stephan habe sie dadurch so lange zum Schweigen verleitet, daß er ihr gesagt, wenn sie ihn verrathe und er dadurch zu Grunde gehe, so gehe in ihm die Kirche Gottes mit zu Grunde, selbst ein falscher Eid sey besser als ein solches Geständniß. Zugleich gab sie noch mehrere Mädchen und Frauen an, welche sich gleicher Sünde schuldig gemacht hätten, und welche vorgefordert und zur Rede gestellt, auch ohne große Schwierigkeit die Sache gestanden.

In Folge dieser Entdeckungen wurde nun Stephan vorgenommen und ihm seine Absehung angekündigt. Man beschloß, ihn an das jenseitige Ufer des Mississippi zu exiliren, wo das Land noch keinen eigentlichen Staat bildet und, noch fast ganz wild, von Indianern, Abentheurern und Verbrechern durchstreift wird, die man dorthin verbannt und einer prekären Existenz überläßt. Zwei Blockhäuser, einem Pächter gehörig, stehen dort hart am Ufer, in der Nähe eines Felsens, welcher „des Teufels Backofen“ heißt. In eins derselben sollte Stephan sich einmieten und nie mehr in der Gemeinde sich blicken lassen. Bevor man ihn jedoch hinübertransportirte, wurde er, weil man ihn im Verdachte der Veruntreuung hatte, sorgfältig am ganzen Leibe visitirt und man fand bei ihm 130 große Spanische Goldstücke (ungefähr zu 30 Thaler) und eine Menge kleinere in Beinkleider und Strümpfe eingenäht. Von diesem Gelde ließ man ihm bloß 100 Dollars. Ungefähr acht Tage nach Stephan's Entfernung entwichte Stephan's älteste Gesellschafterin, Louise G., der man nicht gestattet hatte ihn zu begleiten, und ließ sich zu ihm übersetzen. Zugleich mit ihrer Entweichung fehlte eine Banknote von 400 Dollars. Bis zu seiner Entfernung bewohnte Stephan in St. Louis ein palastähnliches Haus, lebte wie ein Fürst, hatte drei Diener in Livree, und sechs Mädchen zur Bedienung, ohne die Frauen, die bei ihm aus und eingingen.

Man wird es sehr natürlich finden, daß nach diesen Vorfällen in der Gemeinde der Ausgewanderten, die sich an den Platz ihrer Niederlassung begeben hatte, eine gänzliche innere Auflösung sich kund gab. Das Ansehen auch der übrigen Geistlichen war gesunken, man traute nach solcher Täuschung keinem Menschen, traute auch Gott im Himmel nicht mehr, zu dem man fast nur durch die Vermittelung Stephan's in Beziehung gestanden hatte. Einige Candidaten, welche Stephan besonders zugehan gewesen, wurden ganz fortgesetzt. Alle Auctorität war geschwunden. Noth und Elend aller Art riß ein und die Weissen ergriff Verzweiflung. Sechzig waren schon in den wenigen Monaten vom Januar bis Juli gestorben, die Übrigen wankten bleich und matt einher. Bald wird die Kolonie ganz zerstreut seyn. Schon sind Mehrere der Ausgewanderten wieder in ihrem Vaterlande angelangt.

Dieser Übersicht über das Thatsächliche lassen wir nun noch einige Bemerkungen über einzelne, besonders wichtige Punkte folgen. Die erste betrifft die Stellung, welche Stephan zur Welt einnahm. Hierüber findet sich besonders bei dem Ungenannten

vieles höchst Treffende. „Stephan“ — sagt er unter Anderem — „faßte die Welt, die anzugreifen er berufen war, in der Totalität des Begriffes zwar richtig und biblisch auf, übersah aber jene vielfachen Schattirungen, in welche dieser Begriff in der Wirklichkeit ausläuft, eben so sehr, als er die auf seiner Seite stattfindenden Nuancen und jenen schwarzen Faden, der sich auch durch sein Inneres zog, nicht achtete.“

Die Einladung, eine verkehrte Stellung zur Welt einzunehmen, ist eins der traurigsten Erbsücke, welches der entartete Pietismus des vorigen Jahrhunderts den Gottesfürchtigen unserer Zeit hinterlassen hat, und es heißt nur ausdeuten, was der Herr selbst durch diese ergreifende Thatsache ausgesprochen hat, wenn wir Jedem, dem diese Erbschaft dargeboten wird, dringend ermahnen, sich ihrer zu entschlagen. Es ist unglaublich, welche Kraft die Sünde erhält, sobald der Wahn entsteht, daß die Welt etwas rein Außerliches, und somit ein solches sey, von dem man durch äußere Absonderung los werden könne. Während man den Feind außer sich sucht, dort ritterlich gegen ihn kämpft, gewinnt er innerlich immer mehr Raum. Der Hochmuth namentlich, der zuerst verleitet, eine solche Stellung einzunehmen, von dem zugleich die Verkennung der fremden Lichtseiten und der eigenen Schattenseiten ausgeht, muß um so mehr wachsen, je länger man eine solche Stellung behauptet. Das Übel wird um so schlimmer dadurch, daß diejenigen, denen man sich in dieser rohen Weise entgegenstellt, nun auch sich in ihrem Hass und ihrer Feindschaft völlig freien Lauf lassen, indem das Bewußtseyn des Unrechtes, welches auf der anderen Seite stattfindet, ihnen das Gefühl einer theilweisen Berechtigung zur Opposition gibt. In dem Kampfe, der nun entbrennt, liegt die Gefahr sehr nahe, daß man sich in der Einbildung der eigenen unbedingten Vortrefflichkeit immer mehr bestärkt, um sich des Eindruckes zu erwehren, den die öffentliche Meinung immer mehr oder weniger macht, so lange man nicht seine Ehre allein bei Gott sucht, was nur der wahrhaft Demüthige kann, der eben nicht unter den alten und neuen Pharisäern sich finden läßt.

Der beste Rath ist: man achte zuerst und hauptsächlich darauf, wie das weltliche Princip in uns selbst zur Erscheinung kommt. Dann wird man zur Demuth gelangen, und die Demuth ist die Mutter der Liebe. Dann wird jener pharisäische Absonderungstrieb von selbst wegfallen, der immer nur da wechert, wo man es unterlassen hat, sich von der Sünde zu separiren, nichts ist als das schlechte Surrogat, wodurch man das Gewissen zufrieden zu stellen sucht, welches jene Gott wohlgefällige Separation verlangt. Dann wird man auch der äußeren Weltentfagung, der Nichttheilnahme an weltlichen Vergnügungen u. s. w. keine übertriebene Bedeutung beilegen, und nicht daran denken, sie als Merkmal der Kindschaft Gottes zu betrachten. Dies kann ja nur wer sich selbst nicht kennt.

Die Stellung zur Welt, welche Stephan und seine Anhänger annahmen, beruht eigentlich auf praktischem Pelagianismus, und es zeigt sich uns auch hier recht deutlich, daß die Orthodorie gar leicht ihr grades Gegentheil bei sich haben kann, daß sie also mehr Ursache hat auf ihrer Hut zu seyn, als sich

breit zu machen. Wie wäre es wohl möglich, daß, wer von dem Verderben der menschlichen Natur wirklich eine lebendige und innerliche Erkenntniß hat, die Welt als etwas ihm Äußeres betrachten könnte? Wie möglich, daß wer die Allmacht der göttlichen Gnade an seinem eigenen Herzen erkannt, sich die Finsterniß der Welt als eine totale, durch keine ihrer Strahlen erleuchtete denken könnte?

Derselbe praktische Pelagianismus tritt uns auch bei einem anderen Punkte entgegen, der Art, wie Stephan und die Seinen die Schmach aufnahmen, die ihnen von der Welt widerfuhr. Sie waren gleich damit fertig, die Schmach als die Schmach Christi zu betrachten und sich alles dasjenige anzueignen, was die Schrift Herrliches von dieser ausagt. Wer aber eine tiefere Erkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit besitzt, wird überall sorgfältig untersuchen, ob jener Saß nicht ganz oder zum Theil das Sündhafte in ihm trifft, der wird sich mit seiner Schmach nicht breit machen, sondern sie ruhig und still tragen und zufrieden seyn, wenn er sich von den Verheißungen, die der Herr denen gibt, die um seinerwillen leiden, nur so viel aneignen kann, als zur willigen und freudigen Tragung des Kreuzes gehört. Das ist gewiß, wen keine Schmach trifft, der muß nothwendig an sich selbst, an seinem Gnadenstande irre werden; denn nach dem Ausspruche des Herrn müssen die Gläubigen um seines Namens willen gehaßt werden, und er hat ein Wehe über diejenigen gerufen, von denen Alle Gutes reden. Aber wenn gleich der Glaube nicht ohne Schmach seyn kann, so kann doch die Schmach sehr wohl ohne den Glauben seyn, und es ist höchst gefährlich, die Schmach zum positiven Merkmal des Gnadenstandes zu machen, und aus ihrem Grade wohl gar auf den Grad der inneren Förderung zu schließen.

Geht man auf diese Weise bei jeder Schmach immer in sich zurück, und hält sich auch dann noch nicht für gerechtfertigt, wenn man auch sich selbst nichts bewußt ist, wodurch man sie verdient haben könnte, so wird man auch am besten vor der traurigen Folge der Schmach bewahrt bleiben, die wir bei den Stephanisten wahrnehmen, der lieblosen Bitterkeit, der hochfahrenden Verachtung, die sich so leicht in das Lichtgewand eines heroischen Glaubens und des Eifers für Gottes Ehre hüllen.

Der Christ soll mit der größten Sorgfalt sich bemühen, daß er der öffentlichen Meinung nur um Gottes willen troge, d. h. sich nur da über dieselbe hinwegsetze, wo er klaren und gewissen Grund des Wortes Gottes für sich hat, er soll jeden bösen Schein meiden, und in dieser Beziehung lieber noch sich ängstlich als leichtsinnig zeigen, und zwar nicht bloß aus dem allerdings sehr wichtigen Grunde, daß er Anderen keinen Anstoß gebe, sondern auch um seiner eigenen Stellung willen, um sich nicht ohne Noth den großen und schweren Versuchungen auszusetzen, welche der Conflict mit der öffentlichen Meinung immer mit sich führt, Versuchungen, denen man nur da gewachsen ist, wo man gewiß seyn kann, daß man Gottes Sache versteht; dann auch aus Achtung gegen die öffentliche Meinung, die oft auf einem weit tieferen Grunde beruht, als es auf den ersten Anblick scheint und als ihren Trägern selbst bewußt ist. Der wahre

demüthige Christ wird sich dieser Achtung nur auf Grund des Schriftwortes entschlagen, im Übrigen aber in dem vox populi vox dei die Wahrheit erkennen, die es ja allerdings hat, sofern in der Menge dasjenige abgestreift wird, was in den Individuen der einzelnen beschränkten Individualität angehört. Stephan zeigte sich hier nicht als Christ. Er trogte der öffentlichen Meinung und der Sitte mit einer herausfordernden Keckheit. Am stärksten geschah dies in Bezug auf die nächtlichen Spaziergänge, die er in Gemeinschaft von Personen beider Geschlechter anstellte und von denen man erst sehr spät, oft erst am anderen Morgen zurückkehrte. Das Bedenkliche lag hier so auf der Oberfläche, daß es gar nicht des öffentlichen Anstoßes und der mannichfachen üblen Folgen hätte bedürfen sollen, um ihn davon abzubringen. Diese Folgen betrafen nicht bloß seinen guten Ruf, sie erstreckten sich weiter. Die meisten seiner Gesellschafter, erzählt der Ungenannte, waren Handwerker, deren Frauen nicht alle die Verehrung ihrer Männer für Stephan theilten.kehrten diese nun den anderen Morgen in ihre Häuser zurück, so wurden sie oft mit verdrießlichen, ja wohl mit mißtrauischen Blicken empfangen, die selten unerwidert blieben. Dazu kam noch, daß sie nach solchen Lucubrationen gewöhnlich nicht zur Arbeit aufgelegt waren; was denn die Verstimmung in den Familien noch vermehrte und sie zu zerrüthen drohte. Ein Handwerker fand sogar bei seiner Rückkehr eine leere Stube, da seine Frau, mit der er ohnedies nicht auf dem besten Fuß lebte, dieselbe während einer solchen Nachtpartie ihres Mannes ausgeräumt und sich davon gemacht hatte. Dieser klagte auf Scheidung und gab als Grund böslische Verlassung an. Sie schob aber die Klage und den Scheidungsgrund auf ihn zurück, da er sie verlassen habe, indem er die Nächte mit dem Böhmischen Pastor sich in den Wäldern herumtreibe. — Wenn auch die Hartnäckigkeit, mit der Stephan in späterer Zeit an diesen nächtlichen Wanderungen festhielt, aller Wahrscheinlichkeit nach noch einen schlimmeren Grund hatte, so glauben doch auch wir mit dem Ungenannten, daß er ursprünglich sich dabei nur der rücksichtslosen Verachtung der öffentlichen Meinung und Sitte schuldig gemacht hat. Ist dies, so tritt uns hier auf merkwürdige Weise der enge Zusammenhang von Sitte und Sittlichkeit entgegen, die Wahrheit des oft ausgesprochenen Satzes, daß die rücksichtslose Verletzung der ersteren der Verletzung der letzteren nahe bringt.

Dies war die Stellung Stephan's zur Welt. Betrachten wir jetzt sein Verhältniß zu demjenigen, was von lebendigerem Christenthum in unserer Zeit vorhanden ist. Auch nach dieser Seite hin verhielt er sich durchaus abstoßend. Daß er gegen die Brüdergemeinde, die in der frühesten Zeit das heilige Feuer des christlichen Glaubens bewahrt, eine feindliche Stellung annahm, bemerkten wir schon früher. Er pflegte die Herrnhuter die „neuen Pharisäer“ zu nennen. Von dem großen Werke des Herrn in unserer Zeit schien er fast gar keine Kenntniß zu nehmen. Es war ihm verdächtig und unangenehm, weil nicht von seiner Kirche allein ausgegangen. Er und die Seinigen enthielten sich der Theilnahme an allen Unternehmungen, die

der Fanatismus der Stephanianer nie zu einer solchen Höhe gelangt seyn würde, wenn nicht der bittere Haß, mit dem man sie verfolgte, die Verachtung, die man über sie ausschüttete, die lägenhaften Erfindungen, mit denen man sie überhäufte, sie auf's Äußerste gereizt hätten, in einer Weise, von der sich gewiß Manche, die in glücklicheren Umgebungen leben und die vielleicht der Versuchung eben so wenig widerstanden hätten, kaum eine Vorstellung machen können. Gewiß sagt Fischer mit vollem Rechte: „Ein Zeugniß über die Evangelische Kirche in Sachsen wird der Auszug der Stephanianer bleiben jetzt und in den kommenden Tagen.“ Die Vergleichung des von ihm S. 143. mitgetheilten Religionseides, den Jeder, der in ein Lehramt in der Sächsischen Landeskirche eintritt, schwören muß, mit dem faktischen Zustand dieser Kirche, der Lehre, wie sie von den meisten Kanzeln vernommen wird, gibt zu seltsamen Betrachtungen Anlaß.

Unsere Zeit — damit schließen wir diese Darstellung — ist auch für den im Allgemeinen Gutgesinnten eine in vieler Beziehung gefährvolle. Es hält so schwer, in ihr aus den mannichfaltigen Gegensätzen überall das Richtige herauszufinden, und kommt man von dem einen Irrthum los, so geräth man gar zu leicht in den anderen hinein. Es kommt aber nur darauf an, daß das Auge einfältig ist und bleibt, so wird der ganze Leib licht seyn, und wir werden ganz anders bewahrt werden, als dies die größte menschliche Vorsicht und Klugheit vermag. Das einfältige Auge aber gewährt und erhält allein der Herr; es muß erbeten seyn.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Herausgegeben von G. Phillips und G. Görres. 1ster bis 3ter Band. München, 1838. 1839. 8.

Zweiter Artikel.

Daß wir mit dem, was zur todten formula des Römischen Katholicismus gehört, nicht die mindeste Sympathie fühlen, haben wir in unserem ersten Artikel hinreichend deutlich ausgesprochen. Sollen wir nun hier in diesem zweiten Artikel immer und immer wieder darauf zurückkommen? — Das wäre höchst langweilig. Singe das Lied von dem betrunkenen Fahnschmied wer mag und kann! Die Leipziger Allgemeine, die Hallischen literarischen und wie die grünprotestantischen Kaffeeschweflern weiter heißen, mögen das Monopol dieses Liedes haben; es soll ihnen, von uns wenigstens, nicht bestritten werden. Vielmehr da der Römische Katholicismus außer der todten formula auch ein Ingredienz lebendigen Christenthums hat, wollen wir uns an diesem erfreuen, und ausgedroschenes Stroh Anderen überlassen, die einmal ohne Dreschen nicht leben können, und welchen wir in diesen Einleitungsworten selbst eine Almosengarbe überreichen, damit sie ihr Drescher- und literarisches Futtertschneider-Leben um eine Nummer weiter damit fristen können. Die moutons enragés und die gebissenen Kaninchen, welche muth-

voll unter deren Fahne herumziehen, als protestantische Nachwächter, und visitiren, ob für den nächsten Tag Futter genug geschnitten ist, werden wohl anderwärts Futter genug vorrätig finden, um es bei den turpes pietistarum partes nicht zu vermissen; — und wenn sie es vermissen — — schadet's auch nichts. Sie werden den Kredit des Handlungshauses Aufklärung und Compagnie, selige Wittwe, durch den neuen Aufputz in moirirtem drap d'Hegel nicht retten.

Der zweite Band der Zeitschrift, deren Titel an der Spitze dieses Artikels steht, macht uns unsere Entschlüsse doppelt leicht, denn die Polemik gegen die guten Seiten des Protestantismus, die sicherer stehen, als daß sie jeden Moment eines Dinterbezusses bedürften, tritt in demselben bedeutend zurück dem äußeren Umfange nach gegen das Darlegen der positiv christlichen Elemente des Römischen Katholicismus, und die Polemik wendet sich vorzüglich gegen den schlechten Protestantismus, gegen die rechtsverachtende Staatstyrannie der frivolen Aufklärer in der Schweiz, gegen die jung-deutsche Albernheit, Hegelingelei und andere geistige Schlingelei, die wir unter einer Rubrik begreifen, wie die Chausseetaxen der alten guten Zeit im Reiche, welche, nachdem die Bezollung der Equipagen, Reitpferde, der Juden, kurz! sämmtlicher Standespersonen, so wie des Rindviehs und der Schafe, angegeben war, eine Generalrubrik aufstellten: Handwerksbursche, Zigeuner und anderes Lumpengesindel gehen frei aus!

Da ist zum Beispiel ein Aufsatz unter der Überschrift: „Bilder und Gespräche aus Paris“ (S. 152 ff.), der uns das wüste Treiben der großen Stadt vorführt, und dann daran erinnert, wie mitten in dem Schlamme des Getriebes um den Mammon, mitten in dem stinkenden Pfuhe ein 'ganzer Garten gedeiht voll Albäume und Lilien von Jerusalem, voll Rosen und Palmen von Jericho, voll herrlicher Blumen aus Saron's Gefilden, deren lieblicher Duft trostbedürftige Herzen erquickt, wo nur irgend gute Natur oder solches Unglück, welches der Herr braucht als Boten seiner Zukunft, den Sinn empfänglich erhalten oder gemacht hat, für solchen Lebensathem. Freilich die Charlatane menschlicher Weisheit, die Doctoren und Decoctoren scholastischer Formula haben dafür schlechte Geruchswerkzeuge; für sie gilt es wirklich, was Lichtenberg spaßhaft Philadelphia nachrühmte, indem er von ihm verkündigte, er werde seine Stücke auf offenem Markte in Göttingen geben, wer nicht bezahle, sähe nichts. Sie sehen Euch nicht, Ihr braven soeurs grises, Ihr barmherzigen alle, die lieber jene Bracken im Wappen führen wollen, welche des Lazarus Schwären leckten, als die Porträte der reichen Männer und wären es auch nur die der geistreichen — sie sehen Euch nicht — aber dafür danket nur Gott, daß er sie blind gemacht hat für Euer Thun und Treiben, denn ihr Blick ist ein böser, der Alles, was er anschaut, verwandelt in abgenutzte Befensiele des abstrakten Gedankens und seiner formula — danket Gott, daß er gegen diese Augen Euch mit Wolken umhüllt hat — hebt einen Funken von Mitleid auf für diese philosophisch gepuderten Perücken, denn Ihr wißt, daß die zwölf an der Welt Armen, welche einmal an einem Früh-

lingsabend, der der erste Frühlingsabend des ganzen Menschen-
geschlechtes nach langem, schaurigen Winterwetter war, — daß
jene Zwölf, die damals in Jerusalem in ärmlichem Hause ein
ärmliches Mahl, aber ein Mahl des Herrn hielten, die Nacht
der Imperatoren gebrochen haben, obwohl diese nicht bloß ihre
Perücken, sondern auch ihren Salat mit Goldstaub bepuderten.
Sie werden Euch nichts anhaben. Archimedes verlangte nur
einen Punkt außer der Erde, um die Erde aus ihrer Bahn zu
heben — Ihr habt diesen Punkt außerhalb des Weltgeistes, und
Ihr und Eure Brüder und Schwestern in allen Confessionen,
die ihre Knie anbetend beugen vor dem, der auf Golgatha ge-
litten hat, Ihr werdet auch dieser Kinder der Welt und ihres
winterlichen Geistes, der wieder alles Schrift- und Niederwesen
in seine schneigen Leichentücher begraben möchte, Herr wer-
den — die Pforten der Hölle werden Euch nicht bewältigen.
Seht einen Funken von Mitleid auf für diese Leute, die unter
dem Wappen des reichen Mannes stehen in der Wissenschaft
oder im Leben; noch Manchen überfällt wohl eine Seelenangst
bei seinem goldstaubbepuderten Salat — und die, welche der-
gleichen nie befällt, sind sie nicht so unglücklich als der arme
elende Mann, der auf dem Römischen Thron saß und bei sei-
nem Goldpuder kein Ohr hatte für den Schlag der Nachtigall
vom Kreuz? — Sie haben ihren Lohn dahin und hören das
Glöcklein des Gerichts, wenn Euch nach jener letzten Nacht
der Morgenschlag jener Nachtigall zu einem ewigen Frühling
weckt. Weint um sie, so lange Ihr Thränen habt, und vergesst
nicht, daß einer der Eurigen, als ihm ein solcher reicher Mann
aus freien Stücken eine Ohrfeige gab, vor ihm niederkniete und
ihn um Verzeihung bat, wenn er ihn unwissentlich beleidigt
haben sollte.

Da ist sodann ein Aufsatz: über Nationalität (S. 1 ff.) —
über Nationalität und deren Untergang in der Schweiz (S. 73 ff.),
zu welchen als Ergänzung nothwendig auch ein zweiter: die
Staatsstreiche der Regierung von Aargau gegen die Katholiken
(S. 179 ff., 214 ff., 295 ff.), und ein dritter: Beobachtungen
eines Reisenden über die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz
(S. 492 ff.) hinzugenommen werden müssen. Man hat in Nord-
deutschland wohl dann und wann durch die Frankfurter Ober-
postamtszeitung ein Pröbchen erhalten von der Pöbelhaftigkeit,
mit der man in Basellandschaft kirchliche Dinge behandelt hat;
aber, ob sich wohl ein protestantischer Reisender vor den Zürcher
Septembertagen die kleine Mühe genommen hat, auf seinem Wege
durch die Schweiz eine Blumenlese anzustellen der Bestrebungen
des Endechristen in der protestantischen Schweiz? — Katholiken
wenigstens haben es hinsichtlich der katholischen Schweiz gethan,
und wenn in die oben aufgezählten Aufsätze über die katholi-
schen Zustände der Schweiz auch hier und da der Popanz
der tohten Formula ein kleines wenig hereinspielt, im Ganzen
bilden sie doch ein schönes Zeugniß ehrenwerthen Rechtsinnes,
treuer Liebe für Kirche und Gemeinde, und liefern auch manchen
schätzenswerthen Beitrag für die Geschichte der Bemühungen des
Endechristen um und unter den Schweizerischen Protestanten. Doch
so kurz kommen unsere Leser nicht von diesen Aufsätzen los;

zwar damit wollen wir sie verschonen, wie der quacksalbernde
Geist Jfchocke's und Consorten im Aargau im Einzelnen ge-
haßt und unter der Firma Staatsomnipotenz sich die abscheu-
lichsten Bedrückungen gegen die Kirche erlaubt hat; gegen kirch-
liche Institute, welche frei unter dem Reiche stunden, als Aargau
bevoigtet war; gegen den würdigen Nachfolger einer ganzen Reihe
der würdigsten Reichsfürsten. Auch wollen wir ihnen nicht im
Detail alle die Misere vor Augen führen, wie in St. Gallen
während öffentlichen Gottesdienstes und von dem katholischen
Geistlichen selbst, elegante Chaisen und alte Kassen und andere
dergleichen Dinge feil gerufen, die Hundesteuer proklamirt wor-
den ist, und was dergleichen Belege der bivanischen Kirchenpolizei
eines Staates, der eine loi athée hat oder sucht, mehr sind;
aber über diese loi althée selbst können wir uns nicht enthal-
ten, noch einige Betrachtungen hinzuzufügen. Überall in der
Schweiz, wo wir das Streben bethätigt finden, eine loi athée
herzustellen, ist die Grundlage für solche Bestrebungen der aner-
kannte Grundsatz der Volkssouveränität. Volkssouveränität ist
identisch mit: Tyrannei der Majorität. Wo das Recht keine
andere Quelle und Bestätigung hat, als den Willen des Volkes
in dem Sinne, in welchem das Wort „Volk“ nicht eine orga-
nisch gegliederte moralische Individualität eines stammgleichen
Wesens, sondern einen atomistischen Haufen stimmberechtigter
Altkiobürger bezeichnet, — überall, wo dies der Fall ist, lebt
das Recht nur von der Gnade der Majorität. Will diese mor-
gen zum Unrecht machen, was heute Recht ist, wer will es hin-
dern? wer kann es auch nur theoretisch tadeln? es ist bloß con-
sequent. Ja! da noch nirgends ein solcher Volkssouveränitäts-
bestand da gewesen ist, ohne die Voraussetzung gewisser abstrakter
Grundlagen, so genannter unveräußerlicher Rechte, so bist Du
nicht einmal sicher, ob Du nicht morgen dafür bestraft werden
wirst, daß Du heute dem positiven Rechte gemäß gehandelt hast.
Gesetzt den Fall, Du bist heute in einem solchen Zustande als
Beamteter des Volkssouveräns verbunden, einen Haufen bewaff-
neter Tumultuanten mit Gewalt auseinander zu treiben, oder
auch nur verbunden, einem Beamteten, der diesen Auftrag hat,
Hilfe zu leisten, und morgen überzeugt einer der Tumultuanten
siegreich die Majorität, daß jener Tumult nichts als die Hand-
habung eines unveräußerlichen Rechts war, so kann es kommen,
daß Du übermorgen, nicht etwa weil Du auf die Tumultuanten
geschossen, oder auf sie zu schießen befohlen hast, sondern weil
Du auf allen Fall hin und dem positiven Gesetz zu Folge scharfe
Patronen in Deiner Tasche hattest, selbst den Weg zur Guilloti-
ne oder zur Zuspillade gehst. Man kann einen Augenblick zwei-
felhaft seyn, ob nicht in den so genannten unveräußerlichen Rech-
ten doch ein der Majoritätstyrannei entzogener höherer Grund
des Rechts, eine Schranke des Volkswillens zu finden sey; —
die Absicht ist auch sicher, daß sie eine solche Schranke bilden
sollen, denn der Glaube an eine Unmittelbarkeit, an eine Gött-
lichkeit des Rechts liegt untillgbar in der Brust des Menschen;
aber man betrachte nur genauer die Sophistik, mit welcher hier
die Schranke verkauft wird. Man belegt mit dem Namen
Rechte gewisse abstrakte Grundsätze, die gar keinen Fuß in das

wirkliche Leben sehen können, ohne eine Interpretation und Vermittelung zu erhalten, welche bei der Einsicht und dem Willen der Mehrzahl steht. Diese Mehrzahl verlangt heute Ruhe und Ordnung und verpflichtet Dich in gewissen Fällen zu Handhabung der Staatsordnung scharfe Patronen in die Tasche zu stecken, und morgen läßt sie Dich erschießen, weil Du es gethan hast, und all Dein Berufen auf Recht und Gesetz ist vergebens, denn man hat inzwischen gefunden, daß, wer jenem Patronengesetze gehorche, ein unveräußerliches Recht verleiht; und da der Urvertrag, auf welchem die unveräußerlichen Rechte ruhen, das älteste Gesetz ist, so hast Du Dich, indem Du dem jüngeren Gesetze gehorchst, eines Hochverrathes gegen den Souverän selbst schuldig gemacht. Du hast nicht einmal die Ausrede der Nichtigkeit rückwirkender Gesetze. Übermorgen aber wird man finden, daß der Bürger ein eben so unveräußerliches Recht auf Rechtsschutz und Ordnung hat, und die Majorität wird Deine Henker erschießen lassen; diesen Trost hast Du, wenn Du das Unglück hast, irgendwo in der Vorhölle der Volkssouveränität zu leben, und nicht gute Sitte und Art des Volkes, die aus vorvolksouveränitätlichen Zuständen stammen, noch solche Auswüchse der Majoritätstyrannie verhindern, wie es allerdings in der Schweiz noch der Fall ist. Aber wie lange halten solche Erbsücke guter, alter Zeit aus, wenn sie einmal durch das Eindringen einer falschen Theorie in alle Fugen zu Trümmern zerlegt sind? Auch die festeste Wand verwittert, wenn erst dieses giftige Schlingkraut der *loi athée* seine Wurzeln in alle ihre Verbände getrieben hat. Wo die Majorität entscheidet, entscheidet die Unfertigkeit, denn nur eine kleine Anzahl Menschen hat Geld und Zeit genug, um einen Bildungsgang bis zum Fertigwerden, bis zur Klarheit zu verfolgen, wenn nicht positive Religion und positiver, historischer Rechtsbestand den Bildungs- und Alärungsweg abkürzen. Wo also die Majorität entscheidet, und diese Majorität wirklich die Majorität ist, und nicht bloß die Majorität der hinlänglich Reichen und Gebildeten, durch Sklaven oder Perücken getragenen, in der Höhe gehaltenen, da ist Tyrannei der Unfertigen, die sich nach ihren beschränkten Interessen dem anschließen, der seine Bestrebungen am scheinbarsten mit diesen beschränkten Interessen in Verbindung setzt — da ist also Tyrannei der Volksführer, der Demagogen. Wer einer Obrigkeit nicht gehorchen will, die von Gott ist, und eine höhere Berechtigung hat, als die Majorität zu geben vermag, der gehorcht dem Geldsack und dem Sophisma, dem Mammon und dem Satan. Wer Gottes Gnade verschmäht, liegt in des Teufels Banden und die Flüche, die er in der Qual der Strafen seiner Sünden ausstößt, die selbst seine härteste Strafe sind, sind zugleich ein Lobgesang auf die unantastbare Ordnung göttlicher Gerechtigkeit. Volkssouveränität, dein wahrer Name ist Tophet! — Noch haben in der Schweiz die alten, sittlichen Erbsücke in der Seele des Volkes so vorgehalten, daß ein Theil der gegenwärtigen Generation sich empört fühlt durch den Anblick der Gehenna, die ihm Geldsack und Sophisma und die *loi athée* bringen. Noch einmal war es Zeit, wo sich in der Majorität die

Geister der alten Treue, der alten rechts- und glaubensachten Gesinnung kräftig regten, und der Feind konnte und kann noch mit seinen eigenen Waffen geschlagen werden. In Zürich hat sich der Souverän ermannt, und das Sophisma, was seine Kinder zu verderben drehte, abgeschlagen; abgeschlagen zum Schrecken, zur Erniedrigung der Anhänger des Sophisma weit und breit, welche meinten, die Volkssouveränität sey nur für sie da, und bilde einen durchbrechenden Boden nur für die Gegner. Wenn ein Fürst sähe, daß seine Minister seine Kinder verderbten, zur Gottlosigkeit, Haltlosigkeit, zu vornehmer Gemeinheit erziehen ließen, und er sich empört über solches Thun ermannte, und seine schlechten Diener zum Teufel jagte, wo sie hingehören, wer wollte ihn tadeln? Nun wohl! in Zürich ist das Volk der Fürst; und wenn sie in Lucern, in Argau und Bern denselben Weg wandeln, werden die Leuen Unrecht haben? — Aber Unrecht werden sie haben, wenn sie dabei stehen bleiben, und nachdem sie schon einmal durch's Eis gebrochen waren, und sich mit Noth retteten, fortwandeln auf der dünnen Bahn. In ihnen ist noch Kraft der Empörung genug über das Sophisma; ihren Kindern, oder wenn diese sie auch noch haben, ihren Enkeln gewiß wird, wenn sie nicht vorbauen, die Kraft fehlen, und ehe zwei Generationen vorüber sind, wird das sittliche Erbtheil doch von dem giftigen Schlingkraut so zerklüftet, so verwittert seyn, daß der Schlund sich unausschüttbar öffnet, und Tophet unaufhaltsam der Ausgang ist. Ein Glück noch ist's, wo das Sophisma sich frei entwickeln darf ehe und vor dem Absterben der alten Generation! Hätten z. B. die Symbolstürmer in der Deutschen Protestantischen Kirche ganz freie Hand in ihren Räumen, ließe man ihre Gemeinden sich die Geistlichen mietken, wie sie sie wünschen, in drei Jahren wäre der Unsinn, die bestialische Auflösung aller religiösen Elemente, die ganze kirchliche Caragnole so evident, daß die guten und treuen Elemente der alten Gemeinden das Übergewicht bekämen, und die Unordnung nur dazu diene, die gute Ordnung zu befestigen. So aber bereitet man ihnen eine Bahn mit Hindernissen, und das gute unfertige Volk glaubt in immer weiteren Kreisen, die Symbolstreiter seyen bedrückte Freiheitshelden, und fühlt sich sympathetisch zu ihnen gezogen, und in der sympathetischen Stimmung hat alles Gift dieser Sorte Zeit und Minnsale, in die tiefsten Fugen des Volksbewußtseyns zu sifern. Wie viel Dank sind auch Journale, wie z. B. die Hallischen Jahrbücher, der Censur schuldig, die sie fortwährend hindert, ihre frechesten Triebe zu entwickeln, und wie ein Laufforb das taumelnde Kind vom Fallen abhält! — Es gibt einen Zeitpunkt, wo Unkraut mit Säen nicht mehr zu tilgen ist; da sollte man es frei wachsen lassen, daß es sich selbst ersticke, um dann untergepflügt zu werden als vortreffliche Bodendüngung — wer mit unzureichenden Mitteln jätet, macht dem Wuste nur Lust zur Erstarkung, und bahnt, ohne es zu wissen und zu wollen, den Weg zu Abgrund und Tophet. Mit den Menschen soll man Erbarmen und Mitleid haben, mit den Richtungen gar keines.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 29. April.

N^o 35.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Herausgegeben von G. Phillips und G. Görres. 1ster bis 3ter Band. München, 1838. 1839. 8.

(Schluß.)

Der Aufsatz, dem wir weiter begegnen, über das Verhältniß der Katholischen Kirche zur Demokratie in Nordamerika und Europa (S. 19 ff., S. 57 ff.), enthält gewiß viele beherzigenswerthe Darlegungen über das Wesen der Demokratie selbst; nur daran wird man uns nicht glauben machen, daß das Verhältniß der Katholischen Kirche, wo es (wie wenigstens im westlichen Nordamerika) vorzugsweise von Jesuiten vertreten und geleitet wird, ein so unschuldiges und ohne Arrièrepensée sey. Doch wir wollten ja Polemik von diesem Artikel möglichst fern halten, und so sey uns nur vergönnt, einige Sätze Tocquevilles, die in diesem Aufsätze Aufnahme gefunden haben, zu wiederholen, weil sie für Jeden, der einige Einsicht in politische und geschichtliche Entwicklungen hat, von schlagendster Wahrheit sind. Wir wiederholen diese Sätze, weil sie die Augen öffnen über die geistige Tyrannei, welche im Geleite des Sophismas der Volkssouveränität, der Gemeindewillkühr und aller sich ihr nähernden Doktrinen geht: „In Amerika zieht die Majorität einen furchtbaren Kreis um den Gedanken. Innerhalb dieser Gränzen ist der Schriftsteller frei, aber wehe ihm! wenn er ihn zu überschreiten wagt. Er hat kein Autodafé zu fürchten (wirklich nicht? stürmt das Volk in Nordamerika nicht Häuser und brennt sie nieder? hängt es und verbrennt es nicht den, der seine Rache reizt?), aber er ist den widerwärtigsten Verdrießlichkeiten aller Art und täglichen Verfolgungen preisgegeben. — Die politische Laufbahn ist ihm verschlossen; er hat die einzige Gewalt beleidigt, die das Recht hatte, sie ihm zu öffnen. — Man verweigert ihm Alles, selbst den Ruhm. — Ehe er seine Meinungen drucken ließ, glaubte er Anhänger zu haben; jetzt, da er seine Meinung Allen entdeckt hat, scheint es, daß er deren keine mehr hat; denn diejenigen, die ihn tabeln, sprechen laut, und diejenigen, die wie er denken, ohne daß sie seinen Muth hätten, schweigen still und entfernen sich. — Er gibt nach; er beugt sich unter der Wucht jedes Tages; endlich tritt er in das Stillschweigen zurück, wie wenn er Gewissensbisse hätte, weil er die Wahrheit gesagt hat. Ketten und Henker sind grobe Instrumente, die die Tyrannei vormals anwendete. Aber in unseren Tagen hat die Civilisation Alles, bis auf den Despotismus, vervollkommenet, der doch nichts mehr lernen zu können schien.“ — In der That aber bedarf es nur einmal der Erregung größerer Leidenschaft gegen einen Schriftsteller in Nordamerika, um ihn auch physisch

zum Märtyrer zu machen, wie die armen Abolitionistenprediger mit ihren Traktaten gegen die Sklaverei schon mehrfach geworden sind.

Wir wenden uns nun zu einem Artikel, der überschrieben ist: Reformation (S. 121 ff.). Der Verfasser desselben bemüht sich, die Tridentinische Kirchenreformation als die wahre, dem Begriff der Reformation allein entsprechende darzustellen. Ganz natürlich, da er die Entstellung der Kirchenlehre in der Römischen Kirche in Beziehung auf die Gnade Gottes, die allein den Glauben wirkt, und in Beziehung auf den Glauben, der allein selig macht, eben so wenig zugibt, als die Entstellung der Lehre vom Abendmahl, und sich dabei stützt auf eine dritte Entstellung der Lehre, nämlich die von der Autorität des Papstes, der sich nicht begnügt auszumachen und anzuerkennen, was die alte Kirchenlehre ist und dabei stehen zu bleiben, sondern sich auch die Befugniß beimißt, neuerdings die Lehre zu gestalten und zu bestimmen — da er diese drei Kardinalpunkte und eigentlich einzigen Streitpunkte dem katholischen Standpunkte nach festhält, und wenn er Katholik bleiben will, freilich festhalten muß, bleibt ihm nichts übrig, als jene Tridentinische rapiécetage für eine sachgerechte Reformation zu halten; und wir, da wir einmal in diesem Artikel uns der Polemik enthalten wollen, wollen den Aufsatz nach dieser Seite nicht weiter bestreiten, sondern bloß anerkennen, daß der Verf. hinsichtlich des Zustandes der Verfallenheit der christlichen Kirche im funfzehnten Jahrhundert und zu Anfange des sechzehnten mit der ganzen Wahrheit hervortritt, und nicht nur den heillosen Zustand eines großen Theiles der Laienschaft zugibt, sondern auch, daß ein überwiegend großer Theil der Pfaffenheit in Üppigkeit und weltliche Lust versunken gewesen; Jagd, Gelagen, Würfelspiel und Tanz nachgegangen sey und sich um die Kirchengesetze schier wenig gekümmert habe; daß endlich sogar einzelne Männer den päpstlichen Stuhl bestiegen hätten, „deren unsittliches Treiben jedes Gemüth mit Grauen erfüllen mußte.“ Mehr als der Verf. hier gethan, kann man in der That ohne Unbilligkeit von einem Katholiken nicht fordern. Wollte Gott, wir träfen überall auf protestantischer Seite nur so viel Wahrheitsgefühl! So aber wollen wir lieber einiges in diesem Bande, wie z. B. den Aufsatz über neuere Geschichtschreibung und den Aufsatz über Schweden ganz übergehen, um nicht am Ende, während wir die Polemik gegen die katholische Zeitschrift vermeiden wollen, unwillkürlich in eine Polemik gegen gewisse protestantische traditionelle Geschichtsschreiber hereinzugerathen, die wenigstens bei dieser Gelegenheit nicht ganz am Orte seyn dürfte. Mögen also diesmal die Glend-Dörfer, Lugenheime und Kuhlathen ruhig stehen, als blühende Orte à la Potemkin; es bedarf unserer Fackel nicht, um sie zu verbrennen — über Nacht regnet's; die Farbe wird von den De-

Forationsbrettern abgewaschen; die Kühe werden weiter gefahren, um zwanzig Meilen fußabwärts der Kaiserin „Öffentliche Meinung“ einen abermaligen ländlichen Wohlstand vorzulügen, und wo man uns für unsere Fackel heute am Ende noch scheel angesehen hätte, ist übermorgen auch ohne uns tohu wabohu: armseliges Birkicht und Försicht, Ginfser und Kienpost, Wanderratten und krächzende Tannenhäher.

Wenden wir uns von diesen öden Bildern wissenschaftlicher Barbarei lieber noch zu einem Garten voll duftender Rosen und Viole, von Palmen und Olbäumen beschattet, von Neben umrankt, zu einem Aufsatze, den Ref. lieber ein herrliches Gedicht nennen möchte, nicht weil er Erdbetetes enthielte, sondern weil er die Seele hinreißt, und erquickt mit jener Traurigkeit, die über die Trümmer der Herrlichkeit dieser Welt hinblickt zu dem Gott, der auch in der Verwüstung herrlich ist, weil sie nur eine Botin ist der Gerechtigkeit, die in ihm wohnt für und für — wenden wir uns zu dem Aufsatze: „Jerusalem und das heilige Grab“ — denn er kann Euch so gut gelten, Protestanten, als den Römischen Christen! O wenn doch auch Ihr Alle es erkenntet, was Euch zum Frieden dient! Freilich ist das Fest der Kreuzerhöhung bei uns fast nur noch als Termin für Jahr- und Viehmärkte im Andenken; aber daß für die Herrlichkeit des heiligen Landes unsere Augen noch nicht ganz todt sind, hat doch Schubert's schönes Schriftwerk eben erst von neuem bekundet und gezeigt, daß die Keime, welche die Geschichte des heiligen Landes birgt, auch in einer protestantischen Seele sich zu lieblichen Blüthen und Früchten entwickeln können, wenn ihnen die Sonne des Glaubens leuchtet in einem Auge, welches die Fingerzeige Gottes erkennt. Nun wohl! die Hüter des Grabes sind eine heilige Wache, die auch Euch gehört — sie sind Franken wie Ihr, und die einzigen Franken, die an der heiligen Stätte eine ärmliche haben, und sie seit 1304 mit ihrem Leben gesichert, ihr Brodt göttlich mit den Fränkischen Pilgern getheilt, auch mit den Pilgern aus Eurer Mitte, sie an den heiligen Orten geleitet, sie in ihren Krankheiten gepflegt haben! „Noch singen sie am Orte ihrer Erfüllungen die Verheißungen der Propheten, das Stabat mater, wo das Kreuz gestanden, und in der traurenden Stadt die Klage des Jeremias: „wer will sich deiner erbarmen, Jerusalem!“ — sollte für ihr Thun bei Euch gar kein Mitgefühl seyn?

H. L.

Litterarische Anzeige.

Lutherthum und Lügenhum. Ein offenes Bekenntniß beim Reformationsjubiläum der Stadt Leipzig. Von Franz Delitsch. Mit dem Motto: Wer übertritt und bleibt nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott. 2 Joh. 9. Göttinga 1839. S. 99 u. V.

Dieses offene Bekenntniß ist, wie jeder Leser desselben alsbald erfahren wird, zugleich ein warmes, entschiedenes, aus lebendiger Erfahrung der evangelischen Heilswahrheit stammendes und ein, — möchten wir nur nicht genöthigt seyn, es hinzuzufügen, — durch dogmatische Einseitigkeit und lieblose Ausfälle bedecktes und darum geschwächtes Bekenntniß. Hätte es der Verf. dabei bewenden lassen, die Feinde und Widersacher der groffenartigen Wahrheit zu bestreiten, so würde es ihm die Gemeinde der Gläubigen Dank wissen; aber er greift auch die Freunde derselben verlegend an und redet in einem Tone mit ihnen, daß man das in so vieler Hinsicht treffliche Schriftchen zuletzt doch nur mit tiefem Schmerze, ja mit gerechtem Unwillen aus der Hand legen kann. Weil

jedoch, wie verlautet, diese Brochüre namentlich in Sachsen so groffen Beifall und fast allgemeine Verbreitung gefunden, und eben dadurch dazu beigetragen hat, dem durch die Scheibel-Stephansche Richtung erregten confessionellen Zelotismus neue Nahrung zu geben, so hält es der Unterzeichnete nicht für überflüssig, sie einer näheren Besprechung zu unterwerfen.

Was zuvörderst jedem unbefangenen Leser dieser und so mancher anderen neueren Schrift von gleicher Tendenz auffallen muß, das ist das erste Wort des Titels: Lutherthum. Ist es nicht im höchsten Grade befremdend, daß die sogenannten Altlutheraner, welche dem groffen Reformator eine so hohe, bisweilen fast apostolische, also übertriebene Autorität beilegen, dennoch unbedenklich wider seinen ernstlichen Willen von Lutherthum reden und sich Lutherisch nennen? Hat man denn ganz und gar vergessen, wie stark Luther gegen diese Benennung protestirte? „Du mußt dich nicht Lutherisch nennen. Was ist Luther? Ist doch meine Lehre nicht neu. Ich bitte daher, man wolle meines Namens schweigen und sich nicht Lutherisch, sondern Christen nennen. Laßt uns tilgen die parteiischen Namen, laßt uns Christen heißen, des Lehre wir haben. Ich bin und will keines Meisters seyn.“ War diese Protestation des demüthigen Mannes etwa ein nicht ernsthaft gemeintes, absichtlich ohnmächtiges Abwehren einer, ihm im Grunde doch wohlgefälligen Ehre und Auszeichnung? Schwäche dem theuren Manne nicht vielmehr die Protestation der heiligen Apostel gegen die Benennung Paulisch, Kephisch, Apollisch vor der Seele, die bei ihrer unwürdigen Stellung im Reiche Gottes, als außerordentlich erleuchtete und inspirirte Träger der göttlichen Wahrheit, dennoch solche Benennung auf's Entschiedenste untersagten und abwehrten? Wie kommt man denn dazu, so ungeachtet dieses Ausdrucks zu gebrauchen, da er nach dem Worte Gottes offenbar verpönt und sündlich ist? Und welch eine höchst beklagenswerthe Erscheinung unserer Zeit ist es doch, daß gerade die gläubigen Befenner der protestantischen Wahrheit, welche sich einer befondern, ja der einzig wahren Anhänglichkeit an Luther rühmen, diese Benennung mit so starkem Nachdruck urgiren? Gibt nicht schon diese Namensführung, welche nicht nur der Schrift, sondern auch dem Geiste des Protestantismus und dem ausdrücklichen Verbote des Reformators offenbar zuwider ist, dem unbefangenen Beobachter und Beurtheiler der Zeitercheinungen Grund genug, eine krankhafte Richtung und einseitige Tendenz zu wittern? Oder dürfen gläubige Christen irgend einem Menschen ihre Hochachtung auf eine solche Weise bezeugen, die mit den unzweideutigen Erklärungen der heiligen Schrift in grellem Widerspruche steht? — Man sage nicht, diese Benennung sey seit drei Jahrhunderten hergebracht und auf eine unschuldige Weise in Cours gekommen, sie sey auch gegenwärtig so weit verbreitet und so gäng und gäbe geworden, daß es unnöthig, überflüssig und erfolglos sey, dawider aufzutreten. Das Alter dient keiner Sünde zur Entschuldigung. Eben so wenig dient die Berufung des Alttestamentlichen Volkes Gottes mit dem Namen Israel zur Rechtfertigung; denn wir leben in den Tagen des Neuen Bundes, auf welche die Sitten des A. T. nicht anwendbar sind und überdies war jener Name ein von Gott selbst dem Jakob und seinem Volke gegebener, was der Name Lutherisch und Lutherthum nicht ist. Wir halten ein Zeugniß dawider, sollte es auch spurlos verhallen, keineswegs, und am allerwenigsten in gegenwärtiger Zeit für überflüssig, vielmehr erblicken wir in dem krankhaft-hartnäckigen Urgiren dieser Nomenclatur von Seiten der Gläubigen einen bedenklichen Heerd für falsches Feuer.

Wenn aber der Verf. der vorliegenden Schrift aus dieser Mäße den Schluß herleiten wollte, als fehle es uns an der gehörigen Würdigung der Verdienste des groffen Reformators und darum an der gebührenden Ehrfurcht vor demselben und an der innigen Anhänglichkeit an den theuren Gottesmann, so würde dieser Schluß sehr unrichtig seyn, da der Vordersatz bei uns dahin lautet: Schrift und Luther protestiren gegen die Benennung nach seinem Namen, weshalb wir vollkommen berechtigt sind, weiter zu schließen, daß, wenn dies doch geschieht, die groffe Ehrfurcht vor dem Reformator nicht bei denen, welche seinem Sinne zuwider diese Benennung beibehalten, sondern umgekehrt bei denen stattfindet, welche dieselbe nicht gebraucht wissen wollen, sondern davor warnen und dawider zeugen. Die Reformirte Kirche hat sich bei aller dankbaren Würdigung der Verdienste der Reformatoren, niemals nach dem Namen eines derselben genannt; sie hielt eine solche Benennung für völlig unvereinbar mit deutlichen Aussprüchen der heiligen Schrift, weshalb sie sich den zweifältig historischen Namen: Evangelisch-Reformirte Kirche, gab, eine Benennung, die, wenn sie nicht auch im

Kaufe der Zeit eine engconfeffionelle geworden wäre, die alleinrichtige und adäquateste für die Protestantische Kirche seyn möchte.

Allein die confeffionelle Verblendung der sogenannten Altlutheraner geht heutiges Tages so weit, daß sie kaum noch wissen, ob sie der Reformirten Schwesterkirche das Prädikat: „Evangelisch“ geben sollen. Ihre Ausfälle gegen diese von Gott so hochbegnadigte Kirche, welche wie keine andere für die heilige Wahrheit des Evangeliums geblutet hat, sind so herbe, so lieblos verleend, und tragen so häufig den Stempel eines hochmüthigen Herniederblickens, daß man in der That nicht begreift, wie Männer, welche offenbar über den Verfall der Kirche Gottes ein tiefes, brennendes Leid im Herzen tragen, statt sich freudig zu einigen mit dieser ehrwürdigen Kirchengemeinschaft, der confeffionellen Zertrennung das Wort reden können. Aber die Pforte an dem „Lutherischen Zion,“ — so nennt unser Verf. mit besonderer Vorliebe seine Kirche, — ist so eng geworden, daß man auch denjenigen den Zugang versagen zu müssen glaubt, welche in allen wesentlichen Hauptdogmen, wie jede noch so scharfe Vergleichung des Heidelbergischen Katechismus mit der Augsburger Confession augenfällig zeigt, auf das Vollkommenste mit der f. g. Lutherischen Kirche übereinstimmen und nur in einem unwichtigeren dogmatischen Nebenpunkte, welcher das geheimnißvolle Wie der Mithheilung des Fleisches und Blutes Christi im heiligen Abendmahl betrifft, die schriftmäßige Auffassung und Begründung dem christlichen Gewissen des Einzelnen anheimgeben möchten.

Alles, was der Herr Verf. in den ersten beiden Theilen seiner Schrift über die Lehre von dem Ansehen des göttlichen Wortes, so wie über die Lehre von der Rechtfertigung sagt, das Alles ist, wie ihre symbolischen Bücher ohne Ausnahme bezeugen, eben sowohl die stets bekannte und bis in den Tod verdorrte Überzeugung der Reformirten als der f. g. Lutherischen Kirche. Ja die Reformirte Kirche legte fast ein noch größeres Gewicht auf die alleinige Autorität des Wortes Gottes, indem diese Kirche einerseits die Apokryphen nachdrücklicher aus dem Verbanke der canonischen Bücher ausschloß, als z. B. die Textwahl aus den Apokryphen, was Lutherischer Seite nicht geschah, unbedingt untersagte; andererseits den Gebrauch der Perikopen verwarf, welche ihr mit Recht als willkürliche, mit der Ehrfurcht vor der ganzen Schrift nicht vereinbare Einzünnungen und Auskerungen des göttlichen Wortes erscheinen. Von ganzem Herzen stimmt also die Reformirte Kirche demjenigen bei, was der Verf. von der durch die Reformation wieder in's Licht gestellten, alleinigen Autorität des Wortes Gottes sagt. Alles, was er aus dem Munde Luther's anführt gegen die Annahmen der sich selbst gelassenen Vernunft in Sachen des Glaubens, hat eben so stark Calvin ausgesprochen, was für keinen, nur oberflächlichen Kenner seiner dogmatischen und eregetischen Werke eines Beweises bedarf. Auch die Reformirte Kirche mag von keiner übernatürlichen, unmittelbaren Erleuchtung wissen, welche sich an das feste prophetische Wort nicht bindet; auch ihr Charakter besteht in der glaubensfreien Abweisung alles dessen, was nicht in dem Worte Gottes nach glaubensanaloger Auslegung enthalten ist; auch die Reformirte Kirche protestirt aus allen Kräften gegen den Protestantismus, welcher gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, gegen das grammatisch-historische Verständniß ihres Inhaltes, gegen das apostolische, Nicänische, Athanasianische Symbolum protestirt. Sie hält diese Symbole in hohen Ehren, wie sich der Verf. alsbald überzeugen kann, wenn er nur einen Blick auf den Anhang des Rheinischen und Holländischen reformirten Gesangbuchs werfen will, worin sich die genannten und außer ihnen das Ephesinische (434) und Chalcedonische (454) Symbolum abgedruckt finden. Was soll man aber sagen, wenn der Verf. mitten in dieser Expectoration über die alleinige Geltung des Wortes Gottes plötzlich einen harten Anspruch Luther's anführt, worin derselbe „den Zwingli und Desolampad als Schwärmer und Sakramentsfeinde mit ganzem Ernste verdammt.“ Was soll man sagen, wenn der Verf. unmittelbar nach diesem Citate mit den Worten fortfährt: „Ihr verlaßt nicht bloß das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi zu einer bildlichen Erinnerungsfeste oder einem ceremoniellen Altarfeite, ihr macht es mit der heiligen Schrift wie die euch nachschaffenden modernen Rabbinen der Judenheit, ihr nehmt dem ganzen Christenthum seine ewige Weisheit, das Wort Gottes A. und N. B., spiritualisirt den Buchstaben der heiligen Schrift bis zu einem Gespenst u. s. w.“; gibt er nicht durch die unvorsichtige Anführung solcher Aussprüche aus des großen Reformators Munde, welche nur zu stark den Charakter einer bedauerlichen Leidenschaftlichkeit verrathen, gibt er nicht durch die unmittelbar daran sich reißende Polemik gegen die Zwingli- und Desolam-

padische Auffassung der Abendmahlslehre, namentlich dem Volke, für welches doch auch seine Schrift bestimmt ist, auf höchst beklagenswerthe Weise Veranlassung, die Glieder der Reformirten Kirche überhaupt als Gegner der göttlichen Offenbarung, als Rationalisten, Schriftverbreher und Feinde des Christenthums zu betrachten? Und ist das wohlgethan in einer Zeit, wo die ganze Protestantische Kirche einig im Glauben und in der Liebe unter dem Einen Panier wider den wachsenden Feind sich zusammenscharen, in einer Zeit, in welcher wenigstens die Gläubigen, welche in allen Kernpunkten des Evangeliums übereinstimmen, dahin aus allen Kräften trachten sollten, daß das Bemühen dieser Einigkeit im Geiste erstarke? Aber durch dergleichen unvorsichtige und leidschaftliche Äußerungen der Stimmführer ist es bereits dahin gekommen, daß jene Altlutheraner jedes Mitglied der Reformirten Kirche mit mißtrauischen Augen ansehen und an der Aechtheit seiner christlichen Gesinnung zweifeln. Mit welchen Schimpfsworten fährt Scheibel die Reformirten an! Wie so sehr verächtlich blühte *) Stephan auf sie herab! Er hielt es für Sünde, einem Reformirten die Hand zu reichen!

In dem zweiten Theile seiner Schrift stellt der Verf. die Lehre von der Rechtfertigung dar, welche durch das göttliche Guadenmerk der Reformation von Neuem an's Licht getreten sey. Alles, was der Verf. hier sagt, ist der Reformirten Kirche und allen lebendigen Genossen derselben aus der Seele gesprochen. Mit großer Kraft und mächtigen Waffen bestritten er die Wideracher dieser apostolischen Grund- und Kernlehre im Römischen und rationalistischen Parnassum. Mit großem Rechte erklärt er diese theure Lehre für den Mittelpunkt des ganzen Wortes Gottes, für das Ziel des Rathes Gottes zu unserer Seligkeit, für den Schlüssel zu allen Reden Christi, für das Hauptthema der Predigt Pauli und aller Apostel, für den Felsen, auf welchem die Kirche Christi gegründet sey. — Die ganze Protestantische Kirche stimmt ein: diese Lehre war der Posaunenschall, der das Gebäude der Römischen Hierarchie in seinen Grundstein erschütterte, der der Schleudertein, der die Schmähungen der Römischen Kleriker wider den Zeug des lebendigen Gottes rächte. Aber diese theure Lehre faßt nicht nur als tausendstimmiges Echo der heiligen Schrift aus den Bekenntnisschriften der Lutherischen, sondern eben so nachdrücklich aus denen der Reformirten Kirche wider. Und mit demselben Abscheu, mit welchem der Verf. S. 60 ff. das von ihm aufgestellte Glaubensbekenntniß des Nationalismus verurtheilt Namens der Lutherischen Kirche, wird es auch von der Reformirten Kirche verworfen. Wir haben also zu diesem ganzen Abschnitte weiter nichts zu bemerken, als daß der Verf. durch seine einseitige Behauptung, diese Lehre sey Eigenthum der Lutherischen Kirche, die Reformirte Kirche gänzlich ignorirt, was um so beklagenswerther ist, weil sich darin eine höchst ungerechte Verkennung der Einstimmigkeit beider Kirchen in demjenigen Glaubensartikel herausstellt, welcher von dem Verf. selbst als das rechte Haupt- und Grunddogma der Protestantischen Kirche bezeichnet wird.

In dem letzten Theile der Brochüre entwickelt der Verf. die Wahrheit, daß das Guadenmerk der Wiederaufrichtung des gesunkenen Menschlichen lediglich vermittelt des Wortes Gottes und der heiligen Sakramente geschehe. Hier ist es, wo er zunächst mit einer großen Festigkeit die Hernidertische Brüdergemeinde angreift. Er begnügt sich des Irthums in der Lehre von der Kirche, nach dem sie eine Gemeinde von Wiedergeborenen zu seyn, und sich eines besonderen Schutzes und einer fast unmittelbaren Leitung des Heilandes zu erfreuen vorgab. — Daß diese Gemeinde von Herzen begehrt, eine Gemeinde von Wiedergeborenen zu seyn, und als solche unter der nicht „fast,“ sondern völlig unmittelbaren Leitung des Heilandes zu stehen wünscht, hat seine Nichtigkeit. Aber niemals hat sie behauptet, dieses Ziel bereits erreicht zu haben, niemals hat sie, was ihr der Verf. Schuld gibt, das geschriebene Wort Gottes gering geachtet, nie ist es ihr Grundsatz gewesen, jedes Wachtthum in der Erkenntniß, wie der Verf. sich ausdrückt, als geistliche Hochmuth zu fassen und zu verächtigen, nie hat sie nach des Verf. Beschuldigung „alle Regereien abgeleitet“ (welch' ein schmerzlicher wehe thauender Ausdruck!), sobald nur Jemand vom lieben Heiland salbadern konnte.“ Es klingt wie ein gellender Miston, wenn der Verf. ferner diese ehrwürdige Gemeinde der Feindschaft gegen die rechtgläubige Lutherische Kirche, der Unhänglichkeit an die häretischen (so nennt er sie: allgemein hin!) Schriften des Grafen Pinzendorf beschuldigt. Und eben so un wahr ist der Satz, daß sie das Evangelium auf Kosten des Gesetzes treibe und an keiserlichen Antinomismus streife. Mag immer-

*) Ein sehr ernsthaftes, lautstarkes Imperfectum!

hin die Ausdrucksweise in den Zingendorfschen Schriften von der eblen Simplizität der Neutestamentlichen Sprache oft geschmacklos kandelnd abweichen und es hier und da an der richtigen Theilung des Wortes gebrechen; mag auch die äußerliche Verfassung der Gemeinde wie jede menschliche ihre Gebrechen tragen, — es ist nicht wohlgethan, wenn der Verf. diese stille Gemeinde, die der Herr in der Zeit eines großen kirchlichen Verfalls als ein Salz der Christenheit, ja als ein Salz der Erde gebrauchte, und vor welcher alle wahren Protestanten eine schuldtige Ehrerbietung zu bewahren, heilig verpflichtet sind, so hart verunglimpft. Aber das polemische Schwerdt des Verf. hant wild auf jede andere Confession ein, damit um so greller heraustrete der neue Satz: „die eine wahre sichtbare Kirche ist unsere Evangelisch-Lutherische.“

Dieser Satz soll denn ganz besonders seine Geltung durch die Lehre von den Sacramenten erhalten. Der Verf. preist die göttliche Gnadenleitung, welche die Reformatoren bewahrte, daß sie die Extreme der Römischen und Reformirten Kirche vermieden, indem sie auch hier sich einsichtig an den Buchstaben der heiligen Schrift hielten, ohne zu weisern oder darüber hinauszuweisen. In der Protestation gegen die Tauf- und Abendmahllehre der Römischen Kirche ist die ganze protestantische Kirche einig, ja der Heilbergische Rathsismus hebt die Unschriftmäßigkeit der Römischen Abendmahllehre mit so starken Worten hervor, daß es nicht entschieden geschehen kann. Man lese nur die achtzigste Frage dieses Rathsismus. Daß aber die Reformirte Kirche die Sacramente nicht als etwas Unwesentliches betrachtet, geht schon aus der sehr ausführlichen Darstellung dieser Lehre (f. Heidelb. Kat. Fr. 69—82.) hervor.

Wenn aber der Verf. nicht unendlich zu verstehen gibt, als sey es Lehre der Reformirten Kirche, die Taufe sey nichts weiter als eine sinnbildliche Weihe in den Christenbund, so müssen wir bezweifeln, ob ihm die Lehre der Reformirten Kirche von der Taufe bekannt ist, was aber um so unverantwortlicher erscheint, als er sich dennoch zum Bestreiter derselben aufwirft. Es lehrt aber diese Kirche von der Taufe, daß Christus dies Wasserbad eingesetzt und dabei verheißen habe, „daß ich so gewiß mit meinem Blut und Geist von der Unreinigkeit meiner Seele, d. i. allen meinen Sünden gewaschen sey, so gewiß ich äußerlich mit dem Wasser, welches die Unsauberkeit des Leibes pflegt hinwegzunehmen, gewaschen bin.“ — Sie erklärt dieses Gewaschenseyn mit dem Blute und Geiste Christi so: „Es heißt Vergebung der Sünden von Gott aus Gnaden haben um des Blutes Christi willen, welches er in seinem Opfer am Kreuz für uns vergossen hat; es heißt durch den heiligen Geist erneuert und zu einem Gliede Christi geheiligt seyn, daß wir je länger je mehr den Sünden absterben und in einem gottseligen unsträflichen Leben wandeln. Sie sagt, daß Christus in der Einsetzung der heiligen Taufe verheißen hat, daß wir so gewiß mit seinem Blut und Geist als mit dem Taufwasser gewaschen sind. Freilich, sagt sie, ist dieses äußerliche Wasserbad nicht die Abwaschung der Sünde selbst: denn allein das Blut Jesu Christi und der heilige Geist reinigt uns von Sünden. Wenn aber der heilige Geist die Taufe das Bad der Wiedergeburt und die Abwaschung der Sünden nennt, so redet Gott also nicht ohne große Ursache, indem er uns damit nicht nur lehren will, daß gleichwie die Unsauberkeit des Leibes durch's Wasser, also unsere Sünden durch's Blut und Geist Christi hinweggenommen werden; sondern vielmehr, daß er uns durch dieses göttliche Pfand und Wahrzeichen will versichern, daß wir so wahrhaftig von unseren Sünden geistlich gewaschen sind, als wir mit dem leiblichen Wasser gewaschen werden.“ Wer gibt nun dem Verf. ein Recht, die Reformirte Kirche zu beschuldigen, als sey ihr die Taufe nichts weiter als eine sinnbildliche Einweihung in den Christenbund? —

Daß der Verf. bei der Bestreitung der reformirten Abendmahllehre wiederum die Zwinglianische Auffassung derselben im Auge hat, welche die Lehre der Reformirten Kirche war, sondern nur von wenigen Gemeinden derselben festgehalten wurde, wie der Heilbergische Rathsismus beweist, ließ sich von vorne herein vermuten, da diese Ungerechtigkeit von allen Lutheranern unserer Zeit stets auf's Neue wiederholt worden ist. Wenn er aber auch zugleich mit besonderem Wohlgefallen von „Calvin'scher Sacramentschwärmeri“ redet und ihm unmittelbar darauf ein hartes Wort über „die Anschläge zur Union der beiden Confessionen“ entfährt, wie wenn die Auffassung der Abendmahllehre reformirter Seite eine mit dem Worte Gottes in schreiendem Widerspruch stehende, schwärmerische, völlig ungläubige wäre, so tritt hier die einseitig- und hartnäckig confessionsnelle Verblendung des Verf. auf eine wahrhaft betäubende Weise an's Tageslicht. Möge derselbe immerhin nach seiner besten, aus redlicher und

gründlicher Forschung hervorgewachsenen Überzeugung die Lutherische Darstellung der Abendmahllehre als die allein mit der heiligen Schrift übereinstimmende erkannt haben und festhalten; möge er im Stande seyn, auf alle biblischen Einwürfe gläubiger Theologen wider diese, doch immerhin nur menschliche Fassung dieser Lehre zu seiner völligen Befriedigung antworten zu können: dieselbe Gerechtigkeit, welche er für seine Person in Anspruch nimmt, wird er auch denen angedeihen lassen müssen, welche streng und gewissenhaft das Wort Gottes als alleinige entscheidende Autorität anerkennend, und willig sich beugend unter alle Geheimnisse dieses Wortes, eine andere Fassung für nöthig erachten. Und wird es der Herr Verf., wenn er anders die gründlichen Forschungen der reformirten Theologen, namentlich Calvin's, über diesen Gegenstand kennt, in Abrede stellen können, daß sie mit heiliger Ehrfurcht, gründlichem Studium und demüthiger Beugungswilligkeit unter Gottes Wort, auch diese Lehre desselben zu erforschen streben? Wenn es aber in einer anerkannt eregetisch schwierigen Lehre beider Confessionen zugestanden werden muß, daß sie nur den wahren Sinn des göttlichen Wortes zu ermitteln, ernstlich gesonnen waren und sind; wenn es sich zugleich herausstellt, daß sich zwischen beiden Confessionen eine Übereinstimmung gebildet hat, die nur einige wenige, gar zarte und geheimnißvolle Punkte, welche in diesem Lande des Glaubens und des Stichtwerks nicht mit Entschiedenheit ausgemacht werden können, der gewissenhaften Forschung des Einzelnen in dem Worte des Lebens anheimgibt, — ist es dann wohl recht gethan, diese wenigen Punkte zu einer Schilderhebung wider die Union der beiden Confessionen zu benutzen, zumal da die Römischen Kirche äußerst willkommene Trennung der Protestanten in zwei Confessionen in einem so beklagenswerthen historischen Ursprunge wurzelt? Ist es wohlgethan in unserer Zeit, wo die Einigung der Gläubigen zum gemeinsamen Kampfe für die ewige Wahrheit wider starkgewappnete und so verschiednenartige Widersacher mehr als jemals noth thut, Verächtigungen und Zertrennungen anzurichten? Und wenn es auch auf unsere Zeit seine volle Anwendung findet, was Jesaias von der Kirche seiner Zeit klagt: „Was noch übrig ist von der Tochter Zion, ist wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachtlütte in den Kürbisdörfern, wie eine verheerte Stadt“ (Jes. 1, 8); ist es denn wohlgethan, diese Wenigen, welche aus Herzensgrunde das Wort des lebendigen Gottes als einige Aushängewort des Glaubens und Lebens festhalten und von keinem anderen Grunde des Heils, als von Christo dem Gekreuzigten, hören mögen, statt sie zur brüderlichsten Einigung zu vermahnen, dogmatisirend über Nebenpunkte zu zertrennen, ja wohl die Einen aus dem Verbanne der Evangelischen Kirche als Halb- und Ungläubige zu verweisen? — Auch wir verachten mit dem Verf. jede Union der beiden Confessionen, welche im schönen Indifferentismus wurzelt; aber wir begreifen von Herzen alle Mitglieder der Confessionen als unsere theuern, heiliger verbundenen Brüder, welche mit uns halten an dem Bekenntniß der Wahrheit, wie es in den Symbolen unserer protestantischen Kirche niedergelegt ist. Vor dem großen Charakter dieser Bekenntnisse erscheinen die confessionsellen Plänkchen als etwas Urfleisches, das sich verziehen muß; ja vor diesen Unionsurkunden, — wir meinen die Augsburgerische Confession und den Heidelberger Rathsismus, stehen schon jetzt alle Bestrebungen derer, welche den von Gottes Geist in's Leben gerufenen Verbrüderungsversuchen entgegenreten, gerichtet da. Es ist und bleibt das erhabene Ziel der wahren Kirche, zu werden, was die erste Gemeinde war, Ein Herz und Eine Seele, beständig bleibend in der Apostelkirche, in der Gemeinschaft, im Brodtbrechen und im Gebet. Und gleichwie der Apostel Paulus, namentlich in dem Corinthierbriefe, stark und gewaltig eifert wider die Zerspitterung der Gemeinde Gottes in besondere Secten und Zähllein, wie er es im Briefe an die Ephesier als das höchste Ziel des Strebens für alle Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer bezeichnet, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werke des Amtes, dadurch der Leib Christi erbauet werde, bis daß wir Alle hinkommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi; so sollen gegenwärtig Alle, die mit dem Apostel denselben theuern Glauben überkommen haben, auch in dieser Freude an der Union und in diesem Streben für dieselbe werden, gleichwie er war. Und wer das Wohl und Wehe der Kirche Gottes betend auf dem Herzen trägt, der wird jeden Bräuder, und sey er auch noch so gering, segnend begrüßen, der zu dem Bau dieser heiligen apostolischen Union einen Stein herbeizutragen begehrt.

Emil Wils. Krummacher.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 2. Mai.

N^o 36.

Zeichen der Zukunft der Lutherischen Kirche.

Daß Christus in euch eine Gestalt gewinne,
und Epheser 4, 15. 16.

Wenn ein angesehener Mann krank liegt, so ist Jedermann mit gutem Rathe zur Hand. An diesen Rathgebern fehlt es heut zu Tage unserer Lutherischen Kirche nicht; können wir daraus schließen, daß sie nicht ganz gesund und stark, daß sie vielleicht gar krank ist? — Pascal sagt: der Mensch weiß, daß er elend ist, also ist er elend; aber daraus, daß er es weiß, erhellt zugleich die Vortrefflichkeit seines Wesens. Diesen Trost hat auch unsere Protestantische Kirche; man darf es ihr und in ihr doch sagen, daß und wo es ihr fehlt. Das ist ein großer Vorzug, so daß wir die in manchen Punkten vielleicht etwas stärkere Constitution der Katholischen Kirche nicht zu beneiden haben, da sie diese Freiämthigkeit und Wahrhaftigkeit viel weniger ertragen mag, und das weist immer auf ein tiefer liegendes Übel hin. — Es möchte wohl einer im Scherze diese vielen guten Rathgeber und ihre Bücher mit jenem dienstfeigen Landmanne vergleichen, welcher dem Kranken das Recept des Arztes, schwarz auf weiß, zu verschlucken geben wollte. Indesß ist wohlgemeinter Rath immer mit Dank anzunehmen. Wir haben sonst bei Gelegenheit uns auch dieser Rolle unterwunden, diesmal aber haben wir noch etwas Besseres mitzutheilen; nicht bloß einen unmaßgeblichen Vorschlag, wie man es wohl auch machen könnte, damit Alles besser in's Geleise käme, sondern eine Mittheilung und Kunde von den lebendigen Keimen einer freudigen, kräftigen Entwicklung, welche in dem Schoße unserer Kirche und der nahen Zukunft, ja der unmittelbaren Gegenwart niedergelegt sind. — Wir sind gewiß Alle darüber einig, daß Niemand sich unterwinden darf zu sagen, auf diesem oder jenem Wege, unter dieser bestimmten Gestalt wird und muß das Reich Gottes kommen. Aber das Leben hat seine Symptome so gut als der Tod und wer Augen hat, der freue sich, wenn er sie erkennt und danke dem, der Leben aus dem Tode hervorruft. Auch ist es augenscheinlich, daß sich das Leben in den verschiedenen Wesen und Stufen des Daseyns verschieden entwickelt und kund thut, und nicht auf dieselbe Weise in der Katholischen, in der Calvinischen und der Lutherischen Kirche. — Am wenigsten war von jeher von den kirchlichen Verfassungsplanen zu erwarten. Die apriorischen, von oben herunter construirten Verfassungen wollen selbst in den Staaten noch nicht das rechte bürgerliche Leben erwecken; und doch mag es mit dem bürgerlichen und politischen Leben viel eher geschehen, wie mit den Mäusen, von welchen Herodot schreibt, daß sie aus Erdenklumpen entstehen und zuerst die äußeren, zuletzt erst die edlen

inneren Organe sich bilden. Wir glauben aber, daß die Kirche in der Kirche, das Wesen des Reiches Gottes, unsichtbar, der Geist des unsichtbaren Gottes ist. Dieser, das lebendige Wort, hat die Kirche, wie zuerst die Welt, geschaffen. Das Gesetz ist allerdings dem Evangelium vorangegangen; aber jenes konnte dieses nicht machen, sondern nach der Lehre der Apostel, der heiligen Väter hat das Evangelium, noch ehe es selbst offenbar und bei uns war, das Gesetz geschaffen, den ihm selbst vorgehenden Schatten. Wie soll also eine Kabinetts-Ordnung, wie sollen Landstände durch eine Kirchenverfassung der Kirche Christi wieder aufhelfen? Bei dem derzeitigen Stande der Dinge, d. h. der Geister, müßte es ohnedies nur ein erfolgloser, darum schädlicher Versuch seyn, Leute von den verschiedensten Überzeugungen in Eine äußere Form zusammen zu spannen, also aneinander zu hehen. Wo noch eine Gemeindeverfassung ist, da halte man fest darob, so weit ihr noch der Geist entspricht und sie zu beleben vermag. Aber was soll uns eine neue, gemachte? Es würde des Vielregierens und Nichtgehorens nur noch mehr werden. Nur in einer Zeit mächtiger, positiver Entwicklung des religiösen Geistes mag für diesen ein entsprechender Körper sich bilden; so nach der Reformation. — In einer aufgeregten Zeit, wo Jeder den Beruf fühlen mochte, die gährenden Elemente männiglich wieder in eine gewisse Ordnung und Form zu bringen — es ist kaum ein Jahrzehend —, konnten wohlwollende, denkende Männer neben etwas frühreifen Reformatoren dergleichen Vorschläge austreuen, wie der Sämann in Regen und Schnee die Körner für künftige, wärmere Tage austreut. Aber jetzt ist dieses Verfassungsmachen größtentheils doch das Monopol von Männern geworden, welche des positiven Glaubens, also des einzigen lebendigen, organischen Schwerpunktes beraubt, durch eine äußere Regel doch einen Schein und Schatten von Gemeinschaft sich vormachen wollten. — Aus den augenscheinlichen Mängeln dieser Projekte erklärt sich zum Theil der beinahe gleichzeitig erhobene Ruf nach strengerer Verpflichtung auf die Symbole unserer Kirche. Diese Frage erörtert sich nicht bloß im Vorbeigehen; aber wie eine lebendige Verfassung scheinen auch Symbole mehr die Zeichen und Folgen einer lebendigen Entwicklung, als deren Wurzel zu seyn. Der Glaube, nachdem er sich geläutert, hat unsere Symbole gemacht; viel weniger kann man sagen, daß die Verpflichtung auf die Symbole den Glauben — den lebendigen — hervorbrachte. Aber die Kraft dürfen und müssen wir allerdings den Symbolen unserer Kirche zutrauen, daß sie durch die ihnen inwohnende göttliche Wahrheit das Herz unserer Kirche bleiben müssen, denn der Charakter unserer Kirche ist in ihnen am schärfsten, auf die kräftigste Weise ausgedrückt. Durch einen starren Symbolzwang

würde diese im höchsten Sinne dynamische Wirkung der Symbole gefährdet. Diese Frage erhält in der Praxis dadurch eine minder einfache Bedeutung und Lösung, daß gar Manche die gesetzliche Verbindlichkeit der Symbole läugnen, um auch der moralischen sich zu entschlagen.

Außer dem Symbol und der Verfassung drückt sich der Charakter jeder Kirche noch aus im Kultus und in der Sitte. Namentlich im Vergleich mit der Calvinischen Gemeinde überzeugen wir uns, wie ausgebildet und tiefgewurzelt die Eigenthümlichkeit der Lutherischen Kirche auch in dieser Beziehung ist und es bewährt sich dieses sowohl in dem, was sie ablehnt, als in den positiv ausgebildeten Gebräuchen und Sitten. — vieler Orten sucht man nunmehr das Heil der Kirche in einer würdigeren Sonntagsfeier und hat erkannt, daß dieses nur durch das Zusammenwirken der Obrigkeit und freier Vereinigungen geschehen kann; was an sich allein schon ein Gewinn ist. Die Verweltlichung der Sonntagsfeier, welche auf eine nicht bloß das kirchliche Leben verletzende, sondern auch auf eine die Sittlichkeit störende Weise beinahe überall eingerissen, mußte eine Zeit, ein Geschlecht, welches wenigstens kirchlicher werden will, nothwendig auf diese Bahn führen. Wenn es aber überhaupt nicht bloß eine größere Kirchlichkeit ist, was der Kirche Noth thut, so dürfen wir auch nicht übersehen, daß dieser Eifer für Sonntagsfeier mancher Orten nicht rein aus dem Bedürfnisse und dem Geiste, dem Charakter unserer Kirche hervorgegangen ist und nicht bloß diesen ausspricht. — Es ist nicht zu verkennen, daß vermittelt des seit einem Jahrzehende unglaublich erleichterten Personentransports und Verkehrs zwischen Norddeutschland und Alt- und Neu-England (den Vereinigten Freistaaten) das reformirte Element, welches ohnedies viel mehr Trieb hat sich auszudehnen als das Lutherthum, an mehreren Punkten versucht, im Lutherischen Lande festen Fuß zu fassen. Wir berufen uns zunächst nur auf die Baptistenkolonie, eine dem Charakter der Lutherischen Kirche durchaus fremde, rein reformirte Erscheinung. Die politischen Elemente Nordamerikas haben sich zunächst in Norwegen europäisiert und durchbringen von da aus Skandinavien, vielleicht einmal Norddeutschland, während im südwestlichen Deutschland das Französisch-politische Element nachgrade schwächer zu wirken anfangen hat. Aber das kirchliche Ferment des gedoppelten Englands scheint unmittelbar in einigen Handelsstädten Norddeutschlands seine Stapelplätze wählen zu wollen, wie schon seit langen Jahren Genf, im Rücken Frankreichs, ihm dies gewesen. Auch die Mäßigkeits- oder vielmehr die Enthaltungsvereine, welche in ihrer bisherigen Weise in Süddeutschland nie ihr Glück machen werden, tragen dazu bei. — Der Eifer für die Sonntagsfeier, eines der Symptome des Gesetzeseifers und Rigorismus, welcher die Reformirte Kirche charakterisiert, ist gegenwärtig in England sehr in Zunahme; Dissenters und Hochkirche wetteifern in diesem Punkte mit einander. Das Mosaische Gesetz wird von den rigoristischen Dissenters, wie von der Hierarchie der Hochkirche, viel praktischer gefaßt, ungleich mehr als Norm betrachtet, als dies irgend die Lutherische Kirche gethan. Das bezeugt manche fromme Familiensitte; aber auch

die Philister in Irland, die Katholiken, wissen davon zu erzählen. — Eisern ist gut, wenn und so weit es für das Gute geschieht. So dürfen auch wir durch unsere reformirten Nachbarn und Nebenwohner uns wohl eifersüchtig machen lassen, sofern es wirklich die Ehre des Herrn und das Frommen der Familien und aller Christen betrifft, aber es soll sich dieser Eifer nicht ausschließlich auf eine bestimmte Sitte werfen, als auf ein Schiboleth, als auf ein an und für sich ganz besonders heiliges Werk, es soll nicht zur Leidenschaft werden; wir dürfen der fremden Sitte nicht den Charakter, nicht den köstlichen Schatz, wie möchten sagen, das duftende Öl einer ruhigeren, gemüthlicheren Andacht und Feier aufopfern. Dieser, zum Theil leidenschaftliche Eifer für Sonntagsfeier beruht offenbar in England und Nordamerika auch auf dem Nationalcharakter, auf der ganzen Art und Weise des Gewerbs, des Verkehrs und Handels. Wir Deutsche, sonderlich im Binnenlande, haben keinen Begriff von der Hasi, Aufregung und Leidenschaftlichkeit, womit in einem Lande gearbeitet wird, dessen Bewohner von der Wahrheit durchdrungen sind, daß die Zeit das erste Kapital ist; wo das Rollen und Zosen der Eisenbahnen, der Dampfschiffe, ungeheurer Fabriken sechs Tage und sechs Nächte lang diesen Satz predigen und verkünden. Wo der Mensch das Schwungrad einer solchen Maschine ist, da muß mit eiserner Hand eingegriffen werden, damit das Ganze den siebenten Tag stille stehe; Sitte und Gesetz müssen streng und starr seyn. Dazu kommt noch der ernste, nackte Kultus, wenn man die reformirte Predigt, das Gebet ohne Altar, Gesang ohne Orgel in den reformirten Betställen nur so nennen darf, und die in den reformirten Ländern herrschenden Ideen von der Gleichheit der Menschen, welche sich in einer Art von Emancipation der Dienstkboten von jeder Arbeit des Sonntags darstellten. — Wir Lutheraner haben uns nicht, wie die reformirten Dissenters, die Calvinisten wenigstens dem Princip nach thun, von aller und jeder Tradition losgesagt. Darum haben wir auch viele kirchliche Feste beibehalten; würde, könnte und dürfte der Geist der streng reformirten Sonntagsfeier bei uns einheimisch werden, müßte auch die freundlich-ernste Feier unserer Festtage weichen, welche sich in dem Kinderfeste an Weihnachten so ächt Deutsch und Lutherisch ausspricht, sich selbst mit immer frischen Blumen krönt. — Die älteste christliche Kirche hat sich offenbar bei Fixirung mancher Festzeit durch den Gegensatz gegen heidnische Feste bestimmen lassen; sehr strenge Englische Dissenters aber in ihrem ausschließenden Eifer für die Sonntagsfeier und gegen alles sogenannt Katholische, Traditionelle, haben die Sitte grade auf Zeiten, welche die Katholische, Anglikanische und Lutherische Kirche in festlicher Stille begehen, wie auf die Charwoche, heitere, beinahe lärmende Gesellschaften, mit Musik und Tanz, zu verlegen. — So viel auch zur Beruhigung derer, welche daran verzweifeln, daß wir je mit den Streng-Reformirten in der Strenge der Sonntagsfeier werden wetteifern können. — Überall hat diese in den halbdeutschen reformirten Ländern, in der Deutschen Schweiz und in Holland etwas von ihrer Schärfe verloren. Der Reisende erfreut sich herrlich auf den schönen Gebirgsseen des festlich fröhlichen Geläutes,

womit in den reformirten Dörfern ringsum schon am Sonnabend zu Vesper der Sonntag eingeläutet wird. Und was gibt es Schöneres, als einen schönen Sonntag in Amsterdam, wenn der stattliche Bürger männiglich mit Frau und Regenschirm in seine Kirche wallt, und die wohlgekleideten Waisenfinder der verschiedenen Gemeinden, jeder Zug in seinen Farben, in Procession durch die reinlichen Straßen sich bewegen? Dieser städtischen Feier dürfen wir aber getrost die ländliche eines Holssteinschen Sonntags an die Seite stellen, wenn die Wege zwischen den Koppeln und dem hohen Gehäge sich von dem Zuge der Hofbewohner zu Wagen und zu Fuß bevölkern. Dieses gesegnete Land hat in aller Stille seine Kirche gehoben, freilich in einer durch seine Verhältnisse bedingten patriarchalischen, priesterlichen, durchaus Lutherischen Weise, Kanzel und Altar sind wohl kaum in einem Deutschen Lande dem Volke, der Gemeinde so viel als dem Holssteiner; ganze Gemeinden sollen als Muster kirchlichen Lebens blühen und erstarken. Daß dieses nicht bloß unbewußt und eine jener augenblicklichen Erweckungen ist, wodurch sich die Dissentersgemeinden besonders in Nordamerika charakterisiren, verbürgt uns die Landesuniversität.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Eingabe der Abgeordneten evangelischer Confession des Baierschen Landtages an Sr. Majestät den König von Baiern.)

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

(Allerunterthänigste Vorstellung und Bitte der ehrfurchtsvollst unterzeichneten Glieder der protestantischen Kirche um allergnädigste Abhülfe mehrerer Beschwerden der Protestanten in Baiern.)

Die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Unterthanen, die ungehörte Übung ihres Gottesdienstes, die Aufrechterhaltung der gleichen Rechte der Confessionen sind Eurer Königlichen Majestät Heiligtümer und Gegenstände der zartesten und zugleich kräftigsten Fürsorge.

Die protestantischen Unterthanen Baierns wissen dies; es bürgt ihnen hiefür nicht nur das Königliche Wort, sondern auch eine oft gemachte, thatsächliche Erfahrung, nicht bloß das Grundgesetz des Reiches, sondern auch die erhabene Gesinnung des Monarchen.

In diesem Vertrauen sind die Protestanten auch in der neuesten Zeit nicht erschüttert worden; ja selbst die mancherlei Beschwerden, welche durch verschiedene Verfügungen hervorgerufen sind und zum Theil selbst schon den Ständen des Reichs gegenüber Gegenstand lauter Klage zu werden drohen, selbst diese blenden den allerunterthänigst Unterzeichneten nur zum Sporne, das Vertrauen zu ihrem Könige dadurch zu bekräftigen, daß sie zuerst in ehrfurchtsvoller Bitte sich an die Gnade und Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majestät wenden. Denn in uns Allen lebt die Überzeugung, daß es nur einer getreuen Darstellung der Sachlage bedürfe, um von der erhabenen Gerechtigkeit des Königs jene Abhülfe zu erlangen, nach welcher die bedrängten protestantischen Unterthanen Eurer Königlichen Majestät sich sehnen.

Wir wagen es nun, Eurer Königlichen Majestät den Inhalt unserer Bitte hier im Allgemeinen zu bezeichnen und nennen dreierlei als Gegenstände unseres Allerunterthänigsten Gesuches, nämlich die Kniebeugung der Protestanten vor dem Venerabile, die Übung des protestantischen Kultus und das Verfahren bei gemischten Ehen.

Die Beilagen enthalten die nähere Motivirung des Gesuches hinsichtlich der genannten Punkte.

Was den ersten Punkt, die Kniebeugung der Protestanten vor dem Venerabile, betrifft, so können wir unsere Bitte nicht aussprechen, ohne zuvor den heftigsten Dank an den Stufen des Thrones dafür niederzulegen, daß es Eurer Königlichen Majestät bereits gefallen hat, die Landwehrmänner protestantischer Confession von dieser Verpflichtung zu entbinden.

Aber je mehr hienit zunächst nur einem Theile der protestantischen Unterthanen jene Wohlthat zuerkannt worden ist, nach deren Genuß sie sich alle sehnen, je weniger irgend ein Stand gedacht werden kann, in welchem die Einzelnen der theuern Glaubens- und Gewissensfreiheit verlustig gingen, und je sorgfältiger die Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majestät die Rechte Aller erhalten wissen will, um so weniger dürfen die getreuen Unterthanen protestantischer Confession ein Bedenken tragen, diese Wohlthat, welche den Landwehrmännern bereits gewährt ist, auch für die Soldaten der Linie zu ersuchen. Die Gründe, um deren willen wir glauben, bei dieser Bitte nicht die Schranken des Rechts zu überschreiten, haben wir gewagt, in der Beilage I. zu entwickeln. Die huldvollste Gewährung dieser allerunterthänigsten Bitte würde aber grade jetzt den protestantischen Unterthanen von der größten Bedeutung seyn, weil gleichzeitig Erfahrungen anderer Art die Protestanten mit noch viel größerer Besorgniß erfüllt und den Frieden zwischen den Confessionen gestört haben. Indem wir nämlich zum zweiten Punkte, der Übung des protestantischen Kultus übergehen, müssen wir vor Allem vor Eurer Königlichen Majestät der Art gedenken, wie die Bildung neuer protestantischer Gemeinden ungebührlich erschwert, der werththätige Anschluß an andere Gemeinden auch ohne Excommunication gehindert, ja selbst der Privatgottesdienst, somit in gewissem Sinn die Hausandacht auf eine kränkende Weise beschränkt wird. Das Verfahren gegen die Protestanten in Neuburg an der Donau und in Landsbut, namentlich aber das erstgenannte, wo das unter Regierungsgenehmigung eingerichtete Refale für den protestantischen Gottesdienst wieder geschlossen und die ganze Religionsübung auf ein- oder zweimaliges Darreichen des Abendmahles durch den Pfarrer von Marfeld willkürlich beschränkt wurde, ist der Art, daß eine Klage wegen Verfassungsverletzung ohne allen Zweifel erhoben werden kann und dem Vernehmen nach auch in Aussicht gestellt ist.

Uns aber befeelt das Vertrauen, daß die erhabene Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majestät schon auf unsere ehrfurchtsvolle Bitte hin es nicht an huldreicher Gewährung fehlen lassen und die bedenklichen Uebelsände beseitigen werde.

Auf dieses Vertrauen begründen wir die Bitte, daß die Bildung neuer protestantischer Gemeinden, so wie die Ausübung des Gottesdienstes nirgends möge gegen die verfassungsmäßigen Rechte beschränkt, erschwert oder verhindert werden. In der Beilage II. haben wir das Verfahren gegen die Protestanten zu Neuburg an der Donau und zu Landsbut näher beleuchtet und die Gründe entwickelt, aus welchen sich nach unserem Dafürhalten die Rechtmäßigkeit unserer Bitte ergibt. Es wird dem erhabenen Blicke Eurer Königlichen Majestät nicht entgehen, daß in der Art, wie man neuester Zeit gegen die Protestanten einschreitet, jene Unbefangenheit, wie sie der oberste Grundfatz der Verfassung, Gleichheit der Rechte erheischt, mit dem tiefsten Schmerzgeföhle vermischt wird, daß unrichtige und unhaltbare Auslegungen versucht wurden, um die

Rechte der Protestanten, welche Eure Königliche Majestät unberührt wissen wollen, zu beengen und zu untergraben. Aber es lebt auch in uns Allen das feste Vertrauen, daß alle diese Versuche an der hehren Gerechtigkeit des erhabenen Monarchen scheitern müssen, welcher mit hoher Gewissenhaftigkeit Aller Rechte gleich heilig hält.

Das Dritte, was wir vor den Stufen des Königlichen Thrones auszusprechen uns gedrungen sehen, betrifft eine Angelegenheit, welche die Interessen der protestantischen Kirche nicht minder nahe berührt, nämlich die Verhältnisse, die bei den gemischten Ehen überhaupt und bei der religiösen Erziehung der Kinder in denselben insbesondere stattfinden. Die einzelnen Punkte, in Bezug auf welche wir eine Abhilfe von der Gnade und Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majestät erbitten, sind in der Beilage III. näher auseinander gesetzt. Wir bitten Eure Königliche Majestät, dafür Sorge tragen zu lassen, daß die Dimissorialien bei gemischten Ehen von Seiten der katholischen Geistlichkeit nicht ferner erschwert oder auf eine für die Protestanten verlegende Weise ausgestellt werden; wir bitten Allerhöchstdieselben eben so ehrfurchtsvoll als bringend um Abänderung jener Ministerial-Verfügungen, durch welche, im Widerspruch mit den Staatsgesetzen, die für die protestantische Kirche zu erziehenden Kinder katholisch erzogen werden sollen, so wie um kräftigen Schutz gegen andere, diesen ähnliche, Verfügungen. Es sind auch die speciellen Fälle, auf welche sich diese allerunterthänigste Bitte bezieht, in der Beilage III. namhaft gemacht. Warum aber auch nach dieser Seite hin beruhigende Allerhöchste Verfügungen dringendes Bedürfnis seyen, ist kaum nöthig Eurer Königlichen Majestät ausführlich vorzutragen. Ist es ja doch in Jedermanns Gedächtnis, wie grade die gemischten Ehen früher und jüngst noch Gegenstand einer ungewissen, ja zügellosen, öffentlichen Anfeindung waren, und die Aufregung, die Störung des Familienlebens und der confessionellen Eintracht wächst mit jedem Tag, so lange die Beforgnis bleibt, daß die friedstörenden Elemente endlich auch die Dämme durchbrechen könnten, welche das Grundgesetz des Reiches ihnen entgegenstellt hat. Ein Wort aus dem Munde Eurer Königlichen Majestät reicht aber hin, den wachsenden Sturm zu beschwichtigen.

Dies sind die Erwägungen, die Bedenkslichkeiten und Beforgnisse, von welchen die allerunterthänigst Unterzeichneten getrieben wurden, sich unmittelbar an die erhabene Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majestät zu wenden. Wir nehmen hiefür kein anderes Recht in Anspruch, als dasjenige, welches die landesväterliche Huld einem jeden Baiern gewährt, nämlich dem gerechten Könige mit seinem Anliegen vertrauensvoll nahen zu dürfen. Wir hoffen aber auch mit Zuversicht auf einen baldigen Allergnädigsten Bescheid, wieworn wir vor Eurer Königlichen Majestät betheuern können, daß es uns großen Schmerz machen würde, wenn wir, veranlaßt durch die Protestanten Baierns, die Wesperschaft dieser Verhältnisse vor der Ständeversammlung nicht mehr zurückdrängen könnten. So legen wir hiemit an das landesväterliche Herz Eurer Königlichen Majestät, das mit gleicher Liebe alle Kinder umfaßt, vertrauensvoll unsere Bitte; jedes gerechte Begehren hat von je durch die Gerechtigkeit von Baierns Monarchen Erhöhung gefunden. In allerthiefster Ehrfurcht verharren

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigste treuehofsamste

Bestelmeyer. Dr. Kref. Frhr. v. Thon-Dittmer. Frhr. v. Notenhay. Dr. Gack. Gök. Zinn. v. Hagen. Rebmann.

Meinel. Laubmann. Frhr. v. Schaezler. Schäfer. Seewald. Sigmund. Ammensdorfer. Stöcker. Wolf. Sauer. Lodter. Wald. Städtler. Schleisinger. Dr. Voetk. Mayer. Neubelhuber. Campert. Glas. Leuch. Gack. Lochmüller. v. Dertel. Dr. Harleß. Bertram. v. Harsdorf. Enke. Ebert. Lang. Ladenberger. Schmidt.

Beilage I.

Die Kriegsministerial-Ordre vom 14. August 1835, die Kniebeugung vor dem Venerabile betreffend, ist durch Allerhöchste Gnade für die Landwehrmänner protestantischer Confession außer Wirksamkeit gesetzt worden. Aber auch die Glieder des Linienmilitärs haben als solche nicht aufgehört, Protestanten zu seyn, und wenn ihre Pflichten auch besondere sind, so weit sich diese auf ihre kriegerischen Dienstleistungen beziehen, so treten sie doch mit ihrer dienstlichen Stellung nicht aus dem kirchlichen Verbands, und es ist unentbehrlich, daß ein Soldat darum, weil er Soldat ist, nicht mehr Katholik oder Protestant u. s. w. seyn sollte. Diese stete Rücksicht auf die Confession der dienstthuenden Militärs haben wir auch in all den Anordnungen dankbarst erkennen zu müssen geglaubt, welche des Königs Gnade hinsichtlich der Garnisonsvertheilung zu treffen geruht hat; sie spricht sich nicht minder in den früheren Bestimmungen aus, wie z. B. in der Verordnung hinsichtlich der Kirchenparaden (vom 10. Febr. 1825) und hinsichtlich des Dienstes der Wenmoniten (vom 31. Jänner 1831). Mit diesem bleibenden, confessionellen Verhältniß der Soldaten hängt es nun aber zusammen, daß der Katholik wie der Protestant auch im militärischen Verbands bleibende Ansprüche auf diejenige Gewissensfreiheit hat, deren Aufrechterhaltung durch die Bestimmungen der Constitution gesichert ist. Werden aber die Protestanten im Linienmilitär gezwungen, die Kniebeugung während der Wandlung zu vollziehen, so sind die Protestanten in einem wesentlichen Theile ihrer Glaubensfreiheit beeinträchtigt. Für das Recht dieser Behauptung wagen wir, uns zuerst im Allgemeinen auf den Wortlaut der Verfassung zu beziehen. Dort heißt es (Weil. II. §. 1. 2.): „Jedem Einwohner des Reichs ist durch den 9. §. des IV. Tit. der Verfassungsurkunde eine vollkommene Gewissensfreiheit gesichert, er darf demnach in Gegenständen des Glaubens und des Gewissens keinem Zwange unterworfen werden.“ Eben so ist weiter gesagt (Weil. II. §. 82.): „Keine Kirchengesellschaft kann verbindlich gemacht werden, an dem äußeren Gottesdienst der anderen Antheil zu nehmen.“ Nach diesen Stellen ist es gewiß keine Extravaganz, wenn sich die Protestanten, welche kraft ihres militärdienstlichen Gehorsams gezwungen werden, mit den Katholiken vor dem Venerabile das Knie zu beugen, in diesem Zwange eben so sehr ihre Rechte gekränkt, als ihr Gewissen auf das Empfindlichste beschwert fühlen. Die Gründe, welche man dagegen angeführt hat, um diesen Ministerialbefehl zu rechtfertigen, dürfen sich leicht als unhaltbar zeigen. Von der Kniebeugung, welche Englands Königin gezollt wird, glauben wir billig, Umgang nehmen zu dürfen. Denn es ist unmöglich, jene Kniebeugung der Genusflexion gleichstellen zu wollen, welche dem sogenannten Venerabile erwiesen wird, oder zu glauben, daß die behauptete Gegenwart des Leibes Christi in der Hostie in irgend einem Zusammenhang mit der Form der Verehrung stehe, welche man dem König oder der Königin von England erweist. —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 6. Mai.

N^o 37.

Zeichen der Zukunft der Lutherischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Das Streben, die Feier des Gottesdienstes selbst an Sonn- und Wochentagen zu heben, ist ein bedeutendes Lebenszeichen, welches sich in unserer Kirche an vielen Orten fund thut. Die Reform des Gesangbuchs und der Liturgie ist freilich vieler Orten ein Nothwerk. Nicht zu übersehen ist, daß es, wenigstens in einem süddeutschen Lande, gerade die jüngere Geistlichkeit ist, welche beinahe ohne Ausnahme dieses Werk begrüßt und zu dem ihrigen macht; wie es eine sonderbare Erscheinung ist, daß daselbst die abzuschaffende Liturgie der Lutherischen Kirche zum Theil von liberalen katholischen Verfassern ist, während das neue katholische Gesangbuch eine Anzahl von jenen nüchternen Liedern des vorigen Jahrhunderts von protestantischen Verfassern enthält, von welchen das neue Lutherische Gesangbuch sich ziemlich los sagt. — Eine Gefahr droht den Gesangbüchern, welche unsere Zeit auf den Plan bringt. Auch das Streben nach Kirchlichkeit, welches unserer Periode eigen ist, hat seine Einseitigkeiten. Wir werden immer den Katholiken zugestehen müssen, daß sie uns in der Kirchlichkeit voraus sind, ohne uns damit etwas zu vergeben. Die Kirche des Protestantismus ist doch wesentlich die Familie, denn die Bibel, worauf wir gegründet sind, ist vor Allem das Erz-Familienbuch, sie ist der Altar der evangelischen Andacht und Gemeinde. Auch das Gesangbuch hat dies anzuerkennen und zu befestigen; nicht als könnten nicht auch die guten Kirchenlieder für die Familienandacht passen, aber diese hat auch noch ihre besonderen Rechte, welche z. B. in den Zeit- und Zufallsliedern einen Theil ihrer Erfüllung finden müssen.

Alle diese Weisen und Mittel aber haben das gemein, daß sie zunächst und unmittelbar auf das Ganze der Gemeinde wirken sollen, daß sie auf eine gleichsam katholische Wirksamkeit berechnet sind; es sind Normen, Gesetze, welche zusammen das Institut der Kirche in seiner Augenfälligkeit ausmachen. Mit ihrer theils mehr äußerlich, theils mehr innerlich bindenden Gewalt bedingen Verfassung, Symbol, Sitte und Kultus den Fortbestand der Kirche; sie sind mittelbar und unmittelbar auf das Leben der Christen von unberechenbarem Einfluß. — Nur mit einer gewissen Scheu wagen wir von einem anderen Elemente, einem lebendigen Keime organischer Entwicklung zu sprechen, welcher mit dem Stempel acht Lutherischen, Deutschen Geistes in den Schoß unserer Kirche, vielleicht voll reicher Zukunft, niedergelegt ist. Gewiß herrscht noch in Hunderten von Landgemeinden das

angestammte patriarchalische Verhältniß; der Pfarrer ist der Vater seiner Gemeinde in allen Stücken und die Pfarrerin nimmt als Hausmutter des ganzen Dorfs die eine Hälfte des schönen Berufs auf sich. Es gibt keine schönere Pflicht, als dieses segensreiche Herkommen zu erhalten, wo es noch waltert. Wehe dem, welcher durch Argerniß dieses heilige Band zerreißt. — Leider aber ist es an vielen Orten, besonders in den Städten, gebrochen und aufgelöst. Ein patriarchalisches Verhältniß läßt sich so wenig wieder herstellen, als die verlorene Kindesunschuld. Diese Wahrheit lag auch den leblosen Verfassungsvorschlägen zu Grunde, nur daß diese durch die consequente Entwicklung dieser Wahrheit selbst in ihrer Unkräftigkeit dargestellt werden. — Predigt, Katechismus, Gesangbuch und Liturgie, Schul- nebst Krankenbesuch füllen bei weitem das Bedürfniß einer Gemeinde nicht aus. Wir, als Protestanten, dürfen diese aber nicht bloß so ansehen, als verhielte sie sich, dem Geistlichen gegenüber, bloß empfangend. Dieser Satz wird freilich Manchem schon bedenklich scheinen; aber acht protestantisch ist er gewiß; wer wagte das zu läugnen? Hat nicht die Gemeinde mit dem Geistlichen den Schlüssel zur Schatzkammer gemeinschaftlich, woraus allein er alles Alte und Neue hervornehmen soll und darf? Ist doch die heilige Schrift in den Händen unseres Volks; haben doch die Reformatoren allen Christen das allgemeine Priesterthum wieder zugesprochen, dessen sie durch die Römische Hierarchie beraubt worden, welche ihnen selbst den Kelch im Abendmahl entzogen. — Aber unser Gott ist ein Gott der Ordnung, und nichts mag zum Frommen der Kirche geschehen, was nicht wo möglich in ihrer Ordnung geschieht. Das ist einmal ein wesentlicher Grundsatz der Lutherischen Kirche. Der Geistliche ist in ihr sowohl berechtigt als verpflichtet, die Initiative in Allem zu üben, was zur Erbauung der Gemeinde frommt. Das unterscheidet uns wesentlich von der acht-reformirten Gemeinde, welche auch in ihrer Zersplitterung ihres Wesens und ihrer Kraft froh wird, während in der Lutherischen Gemeinde nur das wahren, bleibenden Segen stiftet, was aus der Kirche und ihrer Ordnung organisch hervorgegangen oder was, — wenn es dem Lebenstrieb absolut unmöglich geworden, sich in dem versteinerten Organismus irgendwo zu entwickeln, — sich so bald als möglich wieder mit der Kirche und ihrer Ordnung versöhnt. Wer gegen diesen Grundsatz handelt, mag nun erklären was er will, er mag es beabsichtigen oder nicht, — der tritt damit aus der Lutherischen Kirche aus und wird sich durch eine gewisse Nothwendigkeit getrieben fühlen, mit der Zeit sich auch im Dogma von ihr zu unterscheiden. Es möchte wohl geschehen,

daß grade der kirchliche Eifer unserer Zeit zu solchen, wohl meist unbeabsichtigten Trennungen von der Kirche führte, welchen diese zunächst immer nur mit Leidwesen zusehen kann. — Um so erfreulicher und tröstlicher war es uns, an manchen Orten, in Städten und auf dem Lande, die stillen Anfänge eines organischen Lebens zu beobachten, oder doch im Vorbeigehen zu bemerken, eines ächt kirchlichen, ächt evangelischen, vor Allem eines ächt lutherischen Lebens, welches mehr als alle negativen Mittel den Sekten und Schismen zu steuern vermag. — Da und dort, namentlich in Norddeutschland, war ich so glücklich, einen Geistlichen kennen zu lernen, welcher überzeugt davon, daß er allein, bei aller Aufopferung, den Bedürfnissen der Gemeinde nicht zu entsprechen, ja daß er sie nicht einmal kennen zu lernen vermöchte, daß er gegen gar manche, gegen die besten Glieder seiner Gemeinde nur dann seine Weichwaterpflichten erfülle, wenn er sie zu Gehülfen seiner freudigen Thätigkeit annehme. Denn sollten nur dem Geistlichen die Gaben des Geistes ertheilt seyn, nur auf ihm ruhen die Schätze der Weisheit, des Trostes, der Geduld, des Rathes und der That, ohne welche eine Gemeinde darbt, deren sie nie zu viel haben kann? Manches Bedürfnis ist ihm bekannt, aber selbst der beste Geistliche hat nicht die Gabe, welche demselben entspräche; sollte sie aber nicht vielleicht ein anderes Glied der Gemeinde haben? Der Herr der Kirche läßt es daher gewiß nie an dem fehlen, was ihr Noth thut. So hatte die erste apostolische Gemeinde die Gaben alle, welche ihre Bedürfnisse verlangten, aber jede in ihrer Ordnung; indem wir in unserem Symbolum bekennen, daß wir an die Kirche des Herrn glauben, erklären wir, daß sie in allem Wesentlichen dieselbe sey, wie die apostolische, und da die Hauptbedürfnisse dieselben geblieben, so muß es auch mit den Hauptgaben also seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Eingabe der Abgeordneten evangelischer Confession des Baierschen Landtages an Sr. Majestät den König von Baiern.)

(Fortsetzung.)

Aber eben so sehr werden die Parallelen, welche man zwischen Frankreich, Oesterreich und der ehemaligen Kurpfalz einerseits und Baiern andererseits gezogen hat, eher Besorgniß erregen als befriedigen. Wie wäre es denn möglich, Baiern — wo durch die erhabene Gerechtigkeit des Königs wie durch das Grundgesetz des Reichs die gleiche Berechtigung aller Confessionen sicher gestellt ist — wie wäre es möglich, Baiern mit Frankreich gleichzustellen, wo zu der Zeit, als das Heerwesen in der bezeichneten Art geordnet war, die Katholische Kirche ausschließlich als herrschende Kirche galt; oder mit Oesterreich, wo die Protestanten nur geduldet sind, oder mit der ehemaligen Kurpfalz, wo die Nichtkatholiken gedrückt und verfolgt waren! — Nicht der Zustand fremder Länder, nicht die Bestimmungen fremder Gesetze oder Verhältnisse, dürfen als der Maßstab bezeichnet werden, nach welchem das Volk der Baiern von seinem geliebten und gerechten Herrscher regiert werde. Will man aber

durchaus auf frühere Verhältnisse zurückgehen, so zeichnet dieselbe Rückführung den Protestanten den Weg vor, welchen sie gewissenshalber gehen müssen. Denn diese frühere Geschichte ist ein fortlaufendes Zeugnis von den Verwahrungen oder von den Beschwerden der Protestanten gegen ähnliche Anmaßungen. So heißt es, um nur Einiges anzuführen, in der Kurpfälzischen Religionserklärung von 1705:

„Über dieses so sollen jetzt gedachte Evangelische bei denen katholischen Professionen und wenn das Venerabile zu den Kranken getragen wird, nicht gezwungen werden, das Gewehr zu präsentiren oder niederzuknieen.“ Eben dasselbst heißt es: „Vorgedachte Augsburgerische Confessionsverwandte, Reformirte und Lutherische, sollen an keine andere Ceremonien, als an die ihrigen gebunden seyn; dahero sie weder direkte noch indirekte angehalten werden sollen, bei denen katholischen Professionen Gras zu streuen u. s. w., viel weniger mit dem Gewehr bei der Profession aufzuwarten u., sie sollen auch dieserhalb von Niemanden beschwert, vielweniger beehrt werden, vorher erzählten und anderen katholischen Ceremonien und Ritibus beizuwohnen.“

Derselbe Gegenstand wurde später im Jahre 1732 in Pfalz-Zweibrücken ein Anlaß der Beschwerde von Seiten des corpus evangelicorum, welches klagte:

„Es habe der Pfalzgraf von Zweibrücken die gesammte Miliz und darunter selbst die der evangelischen Religion zugethanen Soldaten nicht nur zur Parade, sondern auch Niederknien commandirt und genöthigt.“ Dieser Befehl schien dem corpus evangelicorum so wenig mit dem von dem Westphälischen Frieden garantierten Zustand der Dinge vereinbar, daß es glaubte, sich mit der Bemerkung begnügen zu können: „Wir zweifeln nicht, die bloße bisherige Erzählung dieser verwundernswürdigen Begebenheit werde schon genug seyn, Eure Kaiserlichen Majestät allgerichtetes Gemüthe zu ernstlicher Einsicht und Hülfsanstalten u. s. w. zu bewegen.“ (Sammlung der conclusa des corp. evang. v. J. 1663—1752. T. III. S. 864.)

An solche und ähnliche Dinge erinnern jene vergangenen Verhältnisse, deren Analogien den unlängst erlassenen Ministerialbefehl rechtfertigen sollen.

Aber wir Protestanten lebten unter dem friedebollen Scepter unseres Königs zu glücklich, um nicht solche Rückerinnerungen an einen stehenden Kriegsfuß zwischen Protestanten und Katholiken mit Besorgniß und Schrecken zu vernehmen. Eine Spannung ähnlicher Art ist aber die unausbleibliche Folge des ergangenen Kriegsministerialbefehls.

Es ist um so unausbleiblicher, je weniger gleichgültiger Indifferentismus, sondern bestimmter kirchlicher Glaube unter den Protestanten herrscht. Dieser kirchliche Glaube verwirft nun aber eben so entschieden das Römisch-Katholische Dogma von der Eucharistie, als er die äußeren Zeichen der Adoration verwirft. Form. Conc. sol. decl. VII. 126. Zwar bedient sich allerdings der Kriegsministerialbefehl nicht des Wortes Adoration, sondern setzt dafür: Salutation, Ehrenbezeugung u. dgl. Aber es ändert das Wort nichts an der Sache. Es ist gewiß nicht der Wille Sr. Majestät, den katholischen Soldaten der Linie in seinem katholischen Glauben irre machen zu lassen, daß er, wenn er das Knie vor dem Venerabile beugt, meinen sollte, es sey das eine Salutation wie jede andere. Nichts desto weniger soll nach dem Kriegsministerialbefehl nicht nur der protestantische, sondern jeder Soldat der Linie glauben, mit der Kniebeugung habe es nichts weiter auf sich, als was geschieht, wenn der Soldat vor seinem Offizier die Hand an das Casquet legt oder das Gewehr präsentirt. Allein hiegegen wird vor

Allem der gläubige Katholik und zwar mit den gewichtigsten Gründen protestiren. Das kann nicht eine Salutation seyn wie jede andere, was sich durch Zeit, Ort und Form von jeder anderen Salutation unterscheidet. Die sogenannte Salutation, d. h. die Kniebeugung, wird nach dem Ministerialbefehl „bei dem katholischen Militärgottesdienst bei der Wandlung“ geboten. Diese Kniebeugung ist die stehende Römisch-Katholische Form der Verehrung oder Adoration bei der Wandlung. Der Katholik kann ohne Verläugnung seines Glaubens in diesem Augenblicke nicht knien, ohne zu glauben, er kniee vor dem gegenwärtigen Gotte, d. h. er vollziehe eine wirkliche und wahrhafte Adoration. Wenn er anders glaubt, so hat er aufgehört, Katholik zu seyn. Der Protestant dagegen beugt seine Kniee nur bei dem Empfange des heiligen Sakraments, nicht bei dem Erheben der Hostie. Diese ausschließliche Kniebeugung ist das heilige Zeichen seines Glaubens. Kniet er vor der erhobenen Hostie, so hat er eben hiemit seinen protestantischen Glauben faktisch verläugnet. Der Kriegsministerialbefehl aber gebietet den Protestanten, zu knien, und er gebietet den Katholiken, zu knien, es sey das keine Adoration. So treibt dieser Befehl Katholiken wie Protestanten zur Verläugnung ihres Glaubens; den Protestanten, durch den Befehl einer Handlung, welche seinem Glauben zuwiderläuft, den Katholiken, durch eine Doktrin, welcher die Lehre der Katholischen Kirche widerspricht. Die Folge jenes Befehls aber, wenn er mit allen Konsequenzen in Fleisch und Blut übergeht, kann nur entweder Haß zwischen den verschiedenen Confessionen seyn, oder Spöttelei und Indifferentismus, jedes von beiden gleich sehr von des Königs Majestät verabscheut. Dazu kommt, daß die Protestantische Kirche in allen ihren berechtigten Organen, von den einzelnen Dekanaten, den Diöcesan-Synoden u. s. w. an, bis zur höchsten kirchlichen Behörde, nämlich dem Königl. Ober-Consistorium, einstimmig erklärt hat, sich bei der Interpretation, als sey die gebotene Kniebeugung eine bloße Salutation, nicht befriedigen zu können. Sie hat so kraft ihres Glaubens, ihres Gewissens, ihres Eides entschieden, und kein wahrer Protestant kann anders nach dem in den Bekenntnisschriften niedergelegten Glauben seiner Kirche. In Erwägung aller dieser Gründe wird die allerunterthänigste Bitte eine wohlgegründete seyn:

es wolle des Königs Majestät allergnädigst zu verfügen geruhen, daß auch die protestantischen Soldaten der Linie während der Messe nicht zum Dienst commandirt werden, so lange die Kriegsministerial-Ordnung hinsichtlich des Kniebeugens vor dem Venerabile besteht.

Beilage II.

(Die Übung des protestantischen Kultus betreffend.)

Da an vielen Orten Baierns die Protestanten eines eigenen Gottesdienstes und Religionsunterrichtes für ihre Kinder entbehren, so sind neuerdings von vielen Seiten her, namentlich von den Protestanten in Neuburg, Landshut und Perlach, dringende Gesuche um Errichtung eigener Gemeinden oder exponirter Vikariate, an die Allerhöchste Stelle gerichtet worden.

1) Was nun zuerst die Protestanten in Neuburg betrifft, so haben diese, welche mit den in den umliegenden Orten wohnenden Protestanten eine sehr beträchtliche Anzahl bilden, schon unter dem 15. Januar 1836 durch das Königl. Consistorium in Bayreuth eine Bitte um Errichtung eines selbstständigen Vikariats eingereicht, und von den nächst vorgelegten Behörden und Stellen, resp. von dem Stadtmagistrate in Neuburg und von der Königl. Regierung

von Schwaben und Neuburg, die kräftigste Unterstützung erhalten. Da aber die Errichtung eines Vikariats länger als man erwarten konnte, drei Jahre lang verzögert und doch die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse der Protestanten in und um Neuburg immer dringender wurde: so versuchte man die Gestaltung eines von dem Pfarrer in Untermarsfeld zu besorgenden interimistischen Privatgottesdienstes, der denn auch unter ausdrücklicher Bewilligung des vorgelegten Kreisstellen am Ofterfeste 1839 eröffnet wurde.

Nachdem dieser Gottesdienst etwa neunmal gehalten worden war, wurde den Protestanten in und um Neuburg ganz unerwartet eine Ministerial-Entscheidung vom 10. Juni 1839 eröffnet, nach welcher der bisher ausgeübte Privatgottesdienst sogleich geschlossen und ihnen nur gestattet wurde, sich ein- oder zweimal des Jahres durch den Pfarrer von Untermarsfeld das heilige Abendmahl in einem dazu geeigneten Lokale reichen zu lassen, so lange sie nicht vermöchten, nach §. 88. des Religions-Edikts eine eigene Gemeinde zu bilden. Da aber nach der unterm 26. März 1839 ausgesprochenen Bestimmung des Ministeriums des Innern die Anstellung eines Geistlichen nicht unter 400 Fl. Besoldung gebuldet werden soll, und freiwillige Beiträge der Gemeindeglieder nicht mit eingerechnet werden dürfen: so können die genannten Protestanten solchen hochgestellten Forderungen nicht entsprechen und sehen sich demnach, da die für das ganze Jahr bewilligte ein- oder zweimalige Auspendung des heiligen Abendmahls zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse nicht hinreicht, von dem regelmäßigen Genuß ihres confessionellen Gottesdienstes, von dem für ihre Kinder unumgänglich nothwendigen Religionsunterrichte förmlich ausgeschlossen.

2) Die Protestanten in und um Landshut haben, da ihre Anzahl auf dreihundert Personen angewachsen war, schon im Jahre 1836 um Aufstellung eines exponirten Vikars nachgesucht, und die Unterhaltung desselben theils durch einen in bestimmte Aussicht gestellten namhaften Beitrag aus der allgemeinen Pfarrunterstützungskasse, theils durch freiwillige jährliche Gemeinbeiträge, die gerichtlich versichert worden waren, so wie durch Anbietung einer freien Wohnung nachgewiesen. Bezüglich des Lokals zum Gottesdienste wurde die Bitte gestellt, einen dem Staate gebhörigen Saal im ehemaligen Studiengebäude, der als völlig disponibel erklärt, und worin schon zeitweise protestantischer Gottesdienst gehalten worden war, zum einstweiligen Gebrauche zu überlassen. Die nöthigen Einrichtungen des Besaales waren vollständig vorhanden; die laufenden kirchlichen Ausgaben ließen sich durch die gottesdienstlichen Opferstockeinklagen überflüssig decken. Die genannten Protestanten zweifelten nicht, daß ihnen gestattet werden würde, was unter gleichen Verhältnissen früherhin vielen anderen Gemeinden bewilligt worden war. Gleichwohl erfolgte unterm 2. December 1837 die Ministerial-Entscheidung, daß den Anträgen auf Errichtung eines exponirten Vikariats in Landshut keine Folge gegeben werde. Dieser Verfügung unterwarfen sich zwar die Landshuter Protestanten mit gehorsamer Ergebenheit, bargen aber nicht, wie sehr schmerzlich es ihnen falle, für sich und ihre Kinder auf die sonstigen Tröstungen und Ermahnungen ihres heiligen, von ihnen auf das Theuerste geachteten Glaubens Verzicht leisten zu müssen. Um jedoch die Vorkerkung einer so großen Anzahl von lehr- und tröstbedürftigen Personen nicht ganz ausgeben zu müssen, wurde, auf deren dringende Vorstellung, von Seiten der geistlichen Behörden und Stellen die Bitte angebracht, vor der Hand und bis zur Errichtung eines exponirten Vikariats zu gestatten, daß an Wrisnachten,

Östern, Pfingsten und Erntedankfest in Landeshut durch einen von München abzuordnenden Geistlichen protestantischer Gottesdienst gehalten und hiezu der genannte Studiensaal gebraucht werden dürfe. Hierauf erfolgte aus dem Königl. Ministerium des Innern unterm 4. Januar d. J. die Entschliessung, daß alljährlich am Oerfeste und zwar nur vom grünen Donnerstage bis zum Oermontage einschließlic, für die in und um Landeshut wohnenden Protestanten von einem von München abzuordnenden protestantischen Geistlichen Predigtgottesdienst und heiliges Abendmahl gehalten und hiezu der im Regierungsgebäude befindliche Saal in widerruflicher Weise und unter ausdrücklichem Vorbehalte des Staatseigenthums benützt werden dürfe, daß aber, wenn etwa sonst zur Vornahme einzelner Casualhandlungen ein protestantischer Geistlicher nach Landeshut gerufen werden sollte, ihm weder die Benützung des oben erwähnten Saals, noch die Abhaltung eines Predigtgottesdienstes gestattet seyn solle. Somit sehen sich die zahlreichen Protestanten in und um Landeshut auf einen einmaligen Gottesdienst des Jahres, nämlich zur östlichen Zeit, beschränkt; die Kranken sollen in dringenden Nothfällen des letzten Trostes im heiligen Sakramente, die Kinder des Religionsunterrichtes gänzlich entbehren.

- 3) Die Protestanten in und um Pörlach, Landgerichts München, haben schon im Jahre 1835 um Errichtung eines exponirten Vikariats nachgesucht, und sich hierauf, nachdem vielfache Hindernisse und Verzögerungen eingetreten waren, sowohl wegen der Mittel zur Unterhaltung eines exponirten Vikars vollständig ausgewiesen, als auch ein von ihnen bereits erworbenes Haus, in welchem der Vikar wohnen und für die nächste Zeit Gottesdienst halten konnte, zum freien Gebrauche angeboten. Auf den Grund der hierauf gepflogenen Verhandlungen schien auch die Errichtung eines Vikariats in Aussicht gestellt zu seyn; allein unterm 26. März 1839 erfolgte eine Ministerial-Entschliessung, welche nach eben den Voraussetzungen und beschränkenden Bedingungen verfaßt war, welche in einem an sämmtliche Kreisregierungen unter eben demselben Dato wegen Bildung eigener kirchlicher Gemeinden ergangenen Ausschreiben aufgestellt worden sind, und welche dormalen von den Protestanten in Pörlach nicht erfüllt werden können. Auch sie haben nach jahrelangem Bitten, nach vielen angebotenen Opfern kein Vikariat, sondern nur die Errichtung einer eigenen protestantischen Schule erreichen können.

Aus dieser faktischen Darstellung folgert sich die dreifache Beschwerde, daß das Königl. Ministerium des Innern

- I. die Bildung neuer Gemeinden überhaupt ungebührlich erschwert;
- II. dem werththätigen Anschluß an andere Gemeinden auch ohne Exparochation hemmend in den Weg tritt; ja selbst
- III. den Privatgottesdienst, sohin in gewissem Sinne die Hausandacht auf eine kränkende Weise zu beschränken beabsichtigt.

Ad I.

Nach dem Ministerialrescript vom 26. März 1839, so wie nach der Ministerialverfügung für Neuburg d. d. 10. Juni 1839 scheint es, als solle die Bildung von Gemeinden nur dann zugegeben werden,

wenn die Mittel für einen Pfarrer mit 400 Fl. und der Fond zur Errichtung und Erhaltung einer Kirche gegeben sind.

Diese Bedingung läßt sich aber aus dem §. 88. des Religions-Edikts auf keine Weise folgern. Dieser §. 88. gestattet den Mitgliedern einer öffentlich aufgenommenen Kirchengesellschaft aller Orten die Bildung einer eigenen Gemeinde, wenn sie

1) „das erforderliche Vermögen zur Unterhaltung der Kirchendiener, zu den Ausgaben für den Gottesdienst, dann zur Errichtung und Erhaltung der nöthigen Gebäude besitzen,“ oder

2) „die Mittel hiezu auf gesetzlichem Wege aufzubringen vermögen.“

Aus dieser alternativen Fassung schon folgt, daß ad 1) bei der Bildung selbst das Vermögen nicht schon streng ausgewiesen seyn muß, daß aber auch eben so wenig

a) von dem Gehalt eines Pfarrers mit 400 Fl., oder

b) von dem Vorhandenseyn einer Kirche die Rede ist.

Es genügt nach dem seither unbestritten vorhandenen Usus gewiß unzweifelhaft, wenn

ad a) die Protestanten einer Gemeinde sich z. B. zu einer abgeschlossenen Zitielgemeinde constituiren, und die Mittel für einen ständigen Vikar der Parochialkirche aufzubringen vermögen, gleichwie wir in katholischen Bezirken der Abordnung von exponirten Geistlichen (Curatus expositus), der Bildung von selbstständigen Beneficien unter der Cura eines Pfarrherrn überall begegnen, ohne daß hiefür die Congrua eines Pfarrers gefordert wird.

ad b) Der §. 88. verlangt nicht eine Kirche, sondern die für den Gottesdienst nöthigen Gebäude.

Gleichwie in Schwabach und Hof unter Verhältnissen, welche denen der Neuburger Protestanten völlig gleich sind, den Katholiken die Abhaltung ihres Gottesdienstes in einem gesonderten Lokale verstatet ward, eben so haben nach der „Gleichheit der Rechte“ die Protestanten zu Neuburg ein Recht auf Gewährung gleichen Begehrens.

ad 2) Es kann aber auch, wenn die Bewilligung einmal gegeben ist, eine solche Gemeinde zu bilden, nach §. 48. die Dotirung der Erbzugehörigen aus den Nebenschüssen anderer Stiftungen erzielt werden, ohne daß schon vor der Bewilligung überhaupt die Mittel vollständig und in der von dem Ministerium bezeichneten Weise nachgewiesen werden müßten.

Am allerwenigsten sollte aber die Aufbringung der erforderlichen Mittel selbst ohne Noth beschränkt werden.

Kann es nun auch nur als ein arger Mißgriff bezeichnet werden, wenn z. B. für die protestantische Gottesverehrung in Neuburg eine Kollekte ohne vorher erhaltene Allerhöchste Genehmigung eingeleitet worden ist, — obwohl das Vorgehen eines förmlichen nicht autorisirten Vereins hiefür rein fingirt ist — so muß es doch auffallen, daß die gesammelten Gelder, da doch der Zweck der Sammlung ein erlaubter ist, förmlich mit Beschlagnahme belegt werden wollten, daß also wegen eines formellen Mißgriffs, der materielle Theil einer Sache unberührt werden sollte, nachdem doch fast gleichzeitig den P. Franziskanern des heiligen Grabes, den Ordensschwestern von Straßburg eine allgemeine Kollekte für ihren Orden gestattet, eben so den Israeliten in Aschaffenburg die Erlaubniß gegeben worden war, zu Erbauung einer Synagoge bei allen ihren Glaubensgenossen Beiträge zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 9. Mai.

N^o 38.

Zeichen der Zukunft der Lutherischen Kirche.

(Fortsetzung.)

So sehen sich denn jene würdigen Geistlichen als die Haushalter dieser vor der Welt verborgenen Kräfte an, damit sie nicht vergraben werden, nicht verkommen und verderben, oder auf eigene Faust, ohne Ordnung und Leitung wuchern, die Gemeinde verwirren und Sekten hervorrufen. Diese Geistlichen suchen jedes begabte Glied gleichsam in sein Gelenk einzusetzen. Die Bedürfnisse, welchen dadurch entsprochen wird, sind nicht bloß die des Gewissens, sondern mancherlei Ansfechtungen und Nothstände, die leiblichen nicht ausgenommen. Das Almosen findet dadurch nicht bloß seinen rechten Ort, es wird der Vertheilung der Armen, dem Leichtsinne und Unmuth der Gebenden, der Verhärtung der oft betrogenen Wohlhabenden vorgebeugt; es wird dadurch beiden Theilen erst recht nützlich; dem Nothleidenden wird damit zugleich neuer Muth geschenkt, er erfährt, daß er nicht von Gott verlassen ist, da ihn seine Gläubigen besuchen und berathen. Aber auch der Gebende nimmt und gewinnt dabei; Pascal sagte es oft seiner Schwester mit dem Nachdrucke tiefer Überzeugung und Erfahrung, nichts sey so kräftig, uns von der Eitelkeit dieser Welt zu befreien, von ihren Leiden und Freuden, als wenn man die Nothleidenden auffuche und ihnen durch persönliche Berathung und Handreichung sich brüderlich erweise. Es werde dadurch nicht bloß jeder Schmerz dieser Zeit erweicht, sondern auch jede Lust und Freude durch eine höhere überboten. Darum möchte diesen neuen Johannisitern vor Allem der Namen der „Freudigen“ gebühren. Nie sah ich den Ausdruck reinerer, ungetrübter Heiterkeit und Freudigkeit als in dem ganzen Wesen einiger barmherzigen Schwwestern, welche mitten unter sechzig hilflosen, schreienden Finkelfindern sich zu tummeln hatten, wovon zwei in den letzten Tagen lagen, während eines, vor einigen Stunden verblieben, dalag. Und um auch ein Beispiel aus einem protestantischen Kreise anzuführen, so rieth ein sonst nicht sehr gläubiger Arzt einer manichfach angefochtenen Frau zu Förderung ihrer Lebensfreudigkeit und ihrer Gesundheit, sie solle in einen Verein eintreten, welcher sich Besuch und Unterstützung von Armen und Kranken zur Aufgabe macht; und keines seiner Mittel hat seinen Zweck so vollkommen erreicht. — Wir dürfen einen sehr gewichtigen Einwurf nicht verschweigen, zumal ganz verschiedene Grundansichten auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultate gekommen sind, eine solche organisirte Thätigkeit christlicher Liebe sey unserer Kirche, ja ihrem Glauben, ihrer Lehre, ihrem Geiste fremd. Das sagt man einestheils indem man auf den Reichthum der katholischen Kirche an ähnlichen Vereinen hinweist; und allerdings

mag durch die Lossagung von dem Körper der alten Kirche bei uns die Kraft, geordnete, thatenfrohe Gemeinschaften, Bruderschaften zu stiften, überhaupt die organisirende Kraft geschwächt worden seyn. Aber thut nicht auch die Verschiedenheit in der Lehre von der Rechtfertigung, Heiligung und den Werken das Ihrige mit dazu? Ein junger Geistlicher, welcher eine ähnliche Thätigkeit mit Segen in seiner Gemeinde verfolgte, fand grade an den Leuten, welche sonst Mission und andere wohlthätige Zwecke am meisten unterstützten, an den Pietisten in seiner Gemeinde — vielleicht zunächst weil er ihre Versammlungen nie besuchte — Gegner, als untergrabe er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und als richtete er eine neue, bloß scheinbarere Werkgerechtigkeit auf. Ähnliches klagte uns ein Lutherscher Colporteur in reformirtem Lande; während hier die Frommen rüstig Hand an's Werk, an den Pflug legen und nicht mehr rückwärts schauen, so habe er im Lutherischen Lande die Leute, welche man ihm als die frommsten bezeichnet, immer nur von ihren früheren und jetzt noch in ihnen herrschenden Sünden reden hören, in der guten Absicht, die Gnade Gottes dadurch zu preisen. Er glaube zwar, daß diese Frommen geduldig vieles tragen würden, aber er versichere nicht, wie sie je freudig und begeistert das Werk Gottes selbstthätig treiben und fördern möchten. — Solche Urtheile müssen zu Zeiten wohl einmal öffentlich ausgesprochen werden (1 Cor. 5, 12.), mag ihnen auch nur eine theilweise, eine lokale Wahrheit zu Grunde liegen. Dyne Beispiel wäre eine solche Erscheinung nicht. Spener's Schule war gewiß ein mächtiger Hebel eines lebendigen Christenthums; es geschieht aber gar leicht, daß sich die alten Träger des Lebens nicht sobald darein finden, wenn das Leben unmittelbar, unter einer neuen Form sich regt. An anderen Orten haben Andere die entgegengesetzten Erfahrungen gemacht; namentlich aber lassen sich Glieder der Brüdergemeinde, welche ohnedies schon seit Jünzendorf mehr sociale Kraftentwicklung gehabt, zu einer solchen Hülfe und Thätigkeit in der Gemeinde trefflich an. — Daß aber die Schuld nicht am Dogma unserer Lutherischen Kirche selbst liegt, davon sind wir fest überzeugt; nichts mag einen gleicheren, ruhigeren Muth und Freudigkeit geben, als unsere Lehre von Glauben und Rechtfertigung; dieser reiche Keim darf nur entwickelt werden. Calvin macht es Jedem zur Pflicht (wenn er nicht in eine Todssünde verfallen will), daß er sich für einen zum Heil Prädestinirten halte und darnach muthig handle; so hat es jeder Gläubige zu halten. Der Glaube, welcher uns nach der Lehre unserer Kirche rechtfertigt, hat gleichsam zwei Angesichter, das eine schaut rückwärts auf die Sünde, welche uns vergeben ist, das andere auf die Bahn und das Ziel der Heiligung, welches vor uns gesteckt ist. Es kann nur von

uns selbst, von einer unter uns eingerissenen Trägheit herkommen, welche in Süddeutschland in einer gewissen bequemen Gemüthlichkeit wurzelt, wenn das Erste auf Kosten des Zweiten hervorgehoben wird. — Zeugt unser Glaube für uns, so sollen wir auch für ihn zeugen durch ein Wirken, eine gemeinsame Thätigkeit, welche vor Gott und den Menschen angenehm ist. Und geschieht dies nicht vieler Orten — um des vielen Guten, das im Einzelnen und ganz im Verborgenen gethan wird, nicht zu gedenken —, wann hat sich in unserer Kirche der den Einzelnen kräftigende Geist des Vereins mächtiger geregt und entwickelt als eben jetzt? Die Richtung der Zeit ist einmal praktisch, die verschiedenartigste Thätigkeit sucht überall im Vereine Kraft; zu allen Zeiten hat sich die Kirche das angeeignet, sich in das hineingegeben, was die sie umgebende Menschheit eben Gutes an sich hatte. Hätte sie es in diesem Falle nicht gethan, so wäre es ein Zeichen gewesen, daß der Geist des Lebens in ihr schwach geworden, Gutes sich anzueignen und mitzutheilen. — Bei dem Allem kann aber doch nicht in Abrede gestellt werden, daß der Geistlichen, welche die edelsten Gaben und Kräfte ihrer Gemeinden zu deren Frommen zu organisiren suchen, verhältnißmäßig wenige sind, woraus noch die Gefahr entsteht, daß diese Wohlthätigkeitsvereine entweder in bloßen Philanthropismus verfallen, oder Sekten zum Stützpunkte dienen. Am Glauben, am guten Willen fehlt es gewiß bei Vielen nicht; woran fehlt es denn aber? — wenn wir uns nicht täuschen, hauptsächlich an der einseitig theoretischen Vorbildung der Geistlichen, der Studierenden und der Lehrer. Die nothwendige gelehrte Bildung brauchte unter der zweckmäßigen, nothwendigen Anregung zu socialer Thätigkeit gar nicht zu leiden. Die Theologie als Wissenschaft muß einmal den Weg ihrer Entwicklung gehen; es könnte dies aber mit viel weniger Gefährdung der Kirche, der Gemeinde geschehen, wenn das praktisch-social Element eine kräftigere, selbstständigere Ausbildung erhielte. Ja dieses ließe sich selbst durch wissenschaftliche Mittel fördern; man gebe den Studierenden eine Reihe Biographien der ausgezeichnetsten socialen Talente und Charaktere in den verschiedenen Kirchen, man weise nach, wie und warum sie, Jeder in seiner Kirche, sich eigen thümlich gestaltet. Damit würde sich die eigentlich systematische Symbolik erst beleben und erst zu einem wahrhaft Positiven werden. Freilich die rechte Thätigkeit lernt sich nur durch Thätigkeit, die Dahingabe seiner selbst nur indem man sich einem Berufe, einem Vereine im Glauben Vereinigter dahingibt. Denn daß eine solche Einigung nur auf den Grund des Glaubens an die Liebe Gottes in Christo möglich ist, braucht nicht einmal gesagt zu werden. — Ein nicht geringfügiger Uebelstand ist es auch in dieser Beziehung, daß gegenwärtig in den meisten protestantischen Ländern zwischen der Periode der vollendeten Universitätsstudien und dem Antritte eines eigentlichen Berufs bei einer eigenen Gemeinde für den Theologen eine Reihe von Jahren verfließt, welche die Freude vieler heruntersimmt, so daß nicht Wenige sich beim Antritte ihres Amtes bei einer eigenen Gemeinde als endlich in Ruhezustand versetzt betrachten. Darüber würde sich mancher Kirchenpatron eher trösten als über die Er-

scheinung, daß dieser Umstand an verschiedenen Punkten Nord- und Süddeutschlands zu besonderen religiösen Gesellschaften neben der Kirche Veranlassung gegeben hat. Wenn es zu gewaltsamen Trennungen und Sekten kommt, so mag man eins der wirkenden Momente darin finden; und es sind fürwahr nicht die schlechteren Candidaten des Predigamts, welche auf diese Weise, statt Säulen unserer Kirche zu werden, ihr wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung entgentreten. Besonders in einigen früheren Reichsstädten haben fromme Stiftungen das Studiren der Theologie so erleichtert, daß die beabsichtigte Wohlthat zu einem Unglück für das Ganze wie für den Einzelnen wird; und grade auch hier zeigen sich diese Symptome des Lebens, welche den Körper der Kirche erschüttern und zu zerbrechen drohen.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Eingabe der Abgeordneten evangelischer Confession des Baierschen Landtages an Sr. Majestät den König von Baiern.)

(Fortsetzung.)

Ad II.

Aber auch der werththätige Anschluß an bestehende Gemeinden wird ungebührlich beschränkt, wenn den Protestanten in Landeshut und eben so in Perlach, Königl. Landgerichts München, sogar die Faltung eines exponirten Vikars versagt werden will.

Daß dies beschwerend sey, geht aus Folgendem hervor:

- 1) der §. 84. des religiösen Edikts gestattet den Religionsverwandten, welche keine eigene Gemeinde bilden, zu einer entfernten Gemeinde ihres Glaubens sich zu halten.
- 2) Hieraus folgt wohl von selbst, daß dieser Anschluß nicht bloß ein formeller seyn könne, daß vielmehr damit die wohlwollende Absicht verbunden ist, ihnen die Wohlthaten ihrer Religionsausübung um so mehr angeeignet zu lassen, als der §. 85. ihnen sogar das Recht zugesetzt, selbst von dem Geistlichen anderer Confession jene Dienste und Amtsfunktionen nachzusuchen, die mit den beiderseitigen Religionsgrundsätzen vereinbarlich sind.
- 3) Nun unterliegt es aber wohl nirgend einem gegründeten Zweifel, daß, wenn eine Pfarrei in einer Weise an Seelenzahl zunimmt, welche die Vermehrung des Hilfspriesterpersonals nöthig macht, eine solche alsbald eintritt, wenn die Mittel dazu vorhanden sind; daß ferner in diesem Falle die Überschüsse der einschlägigen Kultusstiftungen in Anspruch genommen werden, und daß sodann mit diesem Zuwachs der Pfarrgemeinde so oft die Wohlthat des Gottesdienstes gespendet wird, als entweder eigene Funktionen es im Voraus bestimmen, oder besondere milde Opfer es möglich machen.

Die Beispiele liegen ganz nahe in den Verhältnissen der katholischen Kirche.

Die Vermehrung der Kaplanen tritt ein, so wie eine solche als nothwendig erachtet wird, sie wird wohl nirgends versagt, wo die Mittel dafür gegeben sind.

Die Katholiken erfreuen sich einer Messe, so oft ein Gutthäter an diesem oder jenem Tage eine solche lesen läßt, ja wenn das Messstipendium an einem Fikale es austrägt, und die übrigen Lokalverhältnisse es gestatten, ist die Exponirung eines Hilfspriesters als solchen oder auch wohl in der Eigenschaft eines Schulbeneficiaten keine außergewöhnliche Erscheinung.

Wenn nun unter gleichen Verhältnissen die Protestanten eines Orts, der einer entfernten Gemeinde eingepfarrt ist, nachhaltig die Mittel ausweisen einen besonderen Vikar zu erhalten, und in ihrer Mitte demselben Wohn- und Subsistenz zusichern, mit welchem Rechte wollte man dies abschlagen?

Wie verträglich es sich mit der verfassungsmäßigen Gleichheit aller christlichen Confessionen, hier zu versagen, was man der Katholischen Kirche nirgend beschränkt, und wie könnte man wohl billig aus dem feststehenden Rechtssatze, wonach bestimmte Gegenstände der kirchlichen Verhältnisse nicht ohne Genehmigung der weltlichen Behörden regulirt werden können; folgern, daß, abgesehen von den Verhältnissen selbst, auch ohne besondere Motive kraft des Obergewaltrechts, eine abschlägige Entscheidung erfolgen könnte?

Ad III.

Aber selbst der Privatgottesdienst, also in gewissem Sinne die Hausandacht, wird verfassungswidrig beschränkt, wenn das Ministerium des Innern ohne Angabe von Gründen den Protestanten in Neuburg, in so lange sie eine eigene Gemeinde nicht bilden, nur eins oder zweimal des Jahres erlauben will, den Pfarrer von Untermayfeld zur Ependung des heiligen Abendmahles nach Neuburg zu berufen, oder wenn den Protestanten von Landshut, die um die Bewilligung eines Gottesdienstes an Weihnachten, Ostern, Pfingsten und dem Erntedankfest gebeten hatten, ohne nähere Gründe diese Bewilligung nur auf das Osterfest beschränkt wissen will.

Daß diese Verfahrensweise offenbar beschwerend sey, folgt aus folgenden Gründen:

1) Der §. 9. Tit. IV. der Verfassungsurkunde sichert vollkommene Gewissensfreiheit, und sagt:

„die einfache Hausandacht darf daher Niemanden, zu welcher Religion er sich bekennen mag, untersagt werden.“

2) Die Hausandacht ist nach der Lehre der Canonisten zweierlei Art:

a) exercitium privatum laxius, wenn die Religionspartei ein eigenes Kirchenlokal hat,

b) devotio domestica, wenn nur in Privathäusern stille Andacht verrichtet ist.

3) Die erste Art von Hausandacht ist in Baiern allen Religionsgesellschaften gestattet, welche tolerirt, wenn schon nicht als öffentliche Corporation aufgenommen, nicht im Genuß vollkommener Staatsbürgerrechte sind; (vgl. §. 33. des II. Edicts) und §. 34. desselben Edicts rechnet hiezu ausdrücklich:

„die Anstellung gottesdienstlicher Zusammenkünfte in gewissen dazu bestimmten Gebäuden.“

4) Was aber diesen Gesellschaften als Recht zusteht, muß um so viel mehr denjenigen unverkürzt gewährt werden, welche nach §. 9. des Tit. IV.

„gleiche bürgerliche Rechten und Pflichten“

genießen; und so wenig es noch jemals versucht worden ist, die Privatandachten der Mennoniten oder der Israeliten zu beschränken, oder auf einen bestimmten Tag zu fixiren, eben so wenig oder vielmehr noch mit viel weniger Recht kann man wahrlich gemeint seyn, den Protestanten von Landshut, oder Neuburg, oder wo immer eine Beschränkung in der Zeit oder Zahl ihrer Gottesverehrungen zu beschließen.

5) Man wird dagegen vielleicht einwenden, daß nach §. 76. des Religions-Edicts alle Anordnungen über den äußeren Gottesdienst als Ort, Zeit, Zahl u. zu den Gegenständen gemischter Natur gehören, welche, in das Ressort der weltlichen Obrigkeit einschlagend, deren Mitwirkung bedingen.

Allein es springt in die Augen, daß hier nur allgemeine polizeiliche Rücksichten vorgekehrt haben. Dagegen

6) gewährt der §. 38. desselben Edicts jeder genehmigten Privat- oder öffentlichen Kirchengesellschaft

„unter der obersten Staatsaufsicht“
ausdrücklich

„die Befugniß, nach der Formel und der von der Staatsgewalt anerkannten Verfassung ihrer Kirche alle inneren Kirchenangelegenheiten zu ordnen“

und rechnet dahin namentlich auch sub lit. b. die Form und Feier des Gottesdienstes.

7) So wenig nun bestritten werden kann, daß der sonntägliche und namentlich der Festgottesdienst an dem heiligen Christ-, Osters- und Pfingstfest bei den Protestanten ritual ist, so wenig kann begriffen werden, wie das Ministerium es auch nur entfernt rechtfertigen kann, den Protestanten von Landshut oder Neuburg den Gottesdienst nur in einer oder der anderen Zeit gestatten, oder überhaupt beschränken zu wollen, wenn er doch einmal nicht versagt werden kann oder darf.

8) Man möchte endlich noch einwenden, daß ahndungswürdige Formfehler hier vorgekommen, und Eigenmächtigkeiten eingetreten seyen, die dem Obergewaltrecht des Staats zu nahe treten. Wenn dem aber auch so ist, was dahin gestellt bleiben muß, so liegt hierin wahrlich noch kein Recht zur Strafe wegen verletzter Form die heiligsten Rechte selbst verletzen zu wollen.

Wer könnte es leidenschaftslos nennen, wenn den Protestanten von Neuburg befohlen wird, ohne Weiteres binnen drei Tagen den Schluß des Beisaals und die Ausantwortung der Schlüssel zu bewirken, gleich als wäre hier Gefahr auf dem Verzug?

Wer sollte nicht vielmehr glauben, daß man es vorziehen würde, unter Ahndung der Formfehler, nachträglich die höchste Bewilligung zu dem zu gewähren, was nichts Anderes will, als Gott, unser Aller Schöpfer, gläubig zu verehren und anzubeten? —

Wenn eine Schaar frommer Wallfahrer, einen Priester in ihrer Mitte, an einer geweihten Feldkapelle Halt macht; der Priester das Messopfer hält, und die gläubige Schaar vor ihm auf den Knien liegt, wie sollte es hier der rohen Gewalt beifallen, das Häuflein zu sprengen, und den Gottesdienst unter dem großen Dom des Himmels zu unterbrechen, weil etwa dem Landrichter die Anzeige nicht gemacht wäre?

Und was der einen Confession billig ist, es ist der anderen recht.

Auf diese rechtliche Darstellung der Verhältnisse gründet sich die allerehrerbietigste Bitte, es wolle den Protestanten zu Neuburg und Landshut, so wie an allen Orten, wo das Bedürfnis es erheischt, allernachgiebigst verstattet werden, in einem hiefür passend besundenen Lokale, so oft sie es wünschen und die Kosten gedeckt sind, jedoch nach vorgängiger Anzeige bei der Obrigkeit, auch da ungehindert Gottesdienst zu veranstalten, wo sie keine Gemeinde bilden.

Beilage III.

(Das Verfahren bei gemischten Ehen betreffend.)

Da in den letzten Jahren bei solchen gemischten Ehen, in welchen die katholische Erziehung aller Kinder nicht zugegeben werden wollte, von Seiten der katholischen Geistlichkeit nicht bloß die Trauung, sondern auch die Proklamation und die Ausstellung der Dimissorialien verweigert worden ist: so wurde in den Landtagsabschied vom Jahre 1831 die Bestimmung aufgenommen, daß die katholischen Geistlichen für den

Fall, daß in gemischten Ehen die katholische Erziehung sämmtlicher Kinder nicht zugegeben werden will, zwar nicht zur Trauung, aber doch zur Proclamation und Ausstellung der Dimissorialien verbunden seyen. In Folge dieser im Art. 19. des Landtagsabschiedes vom 29. Dec. 1831 näher bezeichneten staatsgesetzlichen Vorschrift, und nachdem hierüber von dem Königl. Ministerium des Innern mit den Erzbischöfen und Bischöfen des Reiches das erforderliche Benehmen gepflogen worden ist, haben mehrere katholische Geistliche angefangen, bei gemischten Ehen, in denen die katholische Erziehung aller Kinder nicht zugegeben worden ist, gleichwohl die Proclamation und Ausstellung der Dimissorialien nicht, wie es früher geschehen ist, zu verweigern. Andere dagegen sind bei der früheren Verweigerung stehen geblieben. Nun war es früher nach einer von dem höchstseligen Könige Max Joseph selbst erlassenen Entschliessung vom 18. Juli 1819 den Brautleuten freigestellt, ihre Trauung in solchen Fällen, wo die Proclamation von Seite der katholischen Pfarrämter aus unzulässigen Gründen ausdrücklich verweigert oder ungebührlich verzögert werden sollte, ohne Weiteres bei dem protestantischen Pfarramt vornehmen zu lassen, das protestantische Pfarramt konnte dann ohne die katholischen Dimissorialien bloß nach Abnahme des juramenti integritatis trauen, wenn nur die obrigkeitliche Zeirathsilicenz vorlag und das Aufgebot in der protestantischen Kirche ordnungsmäßig vollzogen war. In Folge dieser Anordnung waren die Hindernisse bei Trauungen gemischter Ehen größtentheils beseitigt, und die katholischen Pfarrämter stellten auch in vielen Fällen die früher verweigerten Dimissorialien aus, weil die Verweigerung doch fruchtlos geblieben wäre. Durch ein einfaches, an alle Regierungen ergangenes und von diesen bekannt gemachtes Ausschreiben des Ministeriums des Innern vom 3. Mai 1839 ist nun die Allerhöchste unmittelbare Entschliessung vom 18. Juli 1819 wieder aufgehoben und verfügt worden, daß die Trauung bei Eingehung gemischter Ehen unter ledigen Personen von Seite des protestantischen Pfarramtes ohne Aushändigung der Dimissorialien unstatthaft sey, daß aber die Regierungen im Benehmen mit den bischöflichen Ordinariaten über die genaue Befolgung der bestehenden Vorschriften von Seiten der katholischen Pfarrämter zu wachen hätten. Da nun keine Zwangsvorschriften bestehen, nach welchen die katholischen Pfarrämter zur Proclamation und Ausstellung der Dimissorialien mit Nachdruck angehalten werden können, und eben so wenig jetzt, wie früher, Zwangsmassregeln werden ergriffen werden: so sieht zu befürchten, daß durch die beharrlichen Verweigerungen nicht nur der Schließung gemischter Ehen ungeeignete Hemmungen entgegengesetzt, sondern auch allmählig störende confessionelle Spaltungen werden hervorgerufen werden.

Aber auch in solchen Fällen, wo von Seiten der treffenden katholischen Pfarrämter die Proclamationen und Dimissorialien nicht verweigert werden, kommen Verhältnisse vor, die zu gerechten Beschwerden Veranlassung geben. Bei gemischten Ehen nämlich, in denen die katholische Erziehung aller Kinder nicht zugegeben wird, werden die katholischen Dimissorialien nicht in der hergebrachten, verordnungsmäßigen Form, sondern in lateinischer Sprache und mit dem ausdrücklichen Befehle ausgestellt: nullum extra vetitum ecclesiae ob religionem mixtam impedimentum canonicum innotuisse. Ja, es sind sogar Fälle neuerdings bekannt geworden, wo, gegen allen bisherigen Gebrauch und selbst im offenen Widerspruch mit dem Verfahren anderer katholischer Pfarrämter, katholische Dimissorialien mit dem oben genannten Befehle, selbst in solchen Fällen, und zwar unter dem ausdrücklichen Schutze der treffenden Regierungsbehörde, ausgestellt werden, wo doch die katholische Erziehung aller Kinder zugegeben worden ist. Nun ist zwar be-

kannt, daß das canonische Recht die disparitas cultus als ein Ehehinderniß betrachtet; aber die disparitas cultus, welche sich ursprünglich und eigentlich nur auf Ehen zwischen Christen und Nichtchristen bezog, später aber auch auf Ehen zwischen rechtgläubigen Christen und Häretikern ausgedehnt wurde, kann ohne Beleidigung gegen die protestantische Kirche nicht auf Ehen zwischen Katholiken und Protestanten erstreckt werden. Denn, geschieht dies, so werden die Protestanten gradezu als Häretiker oder Ungläubige erklärt, eine Erklärung, die eben sowohl den Bestimmungen des Westphälischen Friedens, als den bei uns geltenden Staatsgesetzen entgegen ist und als eine offenbare Schmähung und Beleidigung der protestantischen Kirche betrachtet werden müßte. Aber man darf wohl fragen: „Wo ist der Canon, der die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten verbietet?“ Daß durch Erklärungen, durch Bullen und Breven der Päpste die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten gemißbilligt worden seyen, kann und soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber durch solche päpstliche Erklärungen, die keine allgemeinen Kirchengesetze seyn sollen, werden keine *impedimenta canonica* gemacht, auch ist von der Mißbilligung bis zum wirklichen Verbote noch ein großer Schritt. Es ist daher auch bekannt, daß in vielen neueren zur Öffentlichkeit gelangten Erklärungen römisch-katholischer Kirchenbehörden die bestimmte Behauptung enthalten ist, daß die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten vollkommen gültig seyen, und dann folglich bei ihnen, wenn auch ein *impedimentum* oder *vetitum* des Papstes, doch kein *impedimentum canonicum* vorhanden ist. Sollten aber auch einzelne Pfarrer hierüber eine abweichende Meinung haben, so sind sie doch nicht berechtigt, solche in amtliche Zeugnisse, die für den Pfarrer einer anderen Confession bestimmt sind, aufzunehmen; noch weniger aber sollte an die protestantischen Pfarrer die Anmuthung geschehen, Ketzerheime, die mit dem beleidigenden Zusatze des *impedimenti canonici* ausgestellt sind, anzunehmen und in ihre Akten zu legen. Diese Anmuthung aber geschieht an sie von Seiten weltlicher Stellen, und zwar unter Androhung der Disciplinar-einschreitung, trotz der entschiedensten Protestation der geistlichen protestantischen Oberbehörde.

In gleicher Weise beschwerend für die Protestanten ist der Umstand, daß die katholischen Kirchenbehörden in Fällen, wo die katholische Erziehung aller Kinder nicht zugesagt wird, die Dispens von den kirchlichen Aufgeboten eben deshalb gradezu verweigern. Dadurch kommen Viele, die oft wegen der dringendsten Geschäfts- oder Familienverhältnisse ihre Trauung nicht länger verzögern können, in die augenscheinlichsten Verlegenheiten, so daß sich Manche, durch ihre Verhältnisse gedrängt, nicht anders zu helfen wissen, als daß sie, nur um die ihnen notwendige Dispens zu erhalten, wider ihren Willen die katholische Erziehung aller Kinder zugeben, ganz offenbar gezwungen zugeben. Nun kann man zwar sagen, die Ertheilung der Dispens sey ein reiner Akt der Gnade, und es können deshalb die katholischen Kirchenbehörden zu ihrer Ertheilung gegen ihren Willen nicht gezwungen werden; allein es wird auch dies zunächst nicht intendirt, sondern nur das erscheint im Hinblick auf die Allerhöchste Verordnung vom 18. Juli 1819 als gerecht und billig, daß den protestantischen Pfarrämtern gestattet wird, in solchen Fällen, wo die Dispensverweigerung eingeklagtermaßen auf confessionelle Gründe sich stützt, die Trauung ohne die katholischen Dimissorialien vorzunehmen, und es ist daher ein Gegenstand unserer vor dem erhabenen Throne unseres gerechten Königs gesführten Beschwerde, daß dies durch die schon oben erwähnte Ministerialverfügung vom 3. Mai 1839 gradezu unmöglich gemacht werden will.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 13. Mai.

N^o 39.

Zeichen der Zukunft der Lutherischen Kirche.

(Schluß.)

Die Organisirung einer für Jeden zugänglichen, lebendigen, thätigen, organisirten Gemeinde in der großen, gemischten, nur zum Theil belebten, mehr receptiven Gemeinde setzt auch eine heilige Ordnung wieder mehr in ihre Rechte ein, nachdem sie beinahe nur zum Namen geworden. Unsere Reformatoren würden die Beichte, welche sie an die Stelle der katholischen Zwangsbeichte setzen wollten, in den meisten protestantischen Gemeinden umsonst suchen. Luther spricht: Das ist die Beicht, da Einer dem Anderen beichtet und nimmt ihn allein auf einen Ort und erzählt ihm, was seine Noth und Anliegen ist, auf daß er von ihm ein tröstliches Wort höre, damit er sein Gewissen stille. Diese Beicht hat der Papst streng geboten und ein Nothfal daraus gemacht, daß es zum Erbarmen ist. Dies Nöthigen und Zwingen habe ich verworfen und hart angegriffen, da ich von der Beichte gepredigt und geschrieben habe. So will ich denn nicht darum beichten, daß (weil) es der Papst geboten hat und haben will, denn er soll mir die Beichte frei lassen, und keinen Zwang und Gebot daraus machen, dessen er keine Macht und Gewalt hat zu thun. Aber dennoch will ich mir die heimliche Beichte Niemand lassen nehmen und wollte sie nicht um der ganzen Welt Schatz geben, denn ich weiß, was Stärke und Trost sie mir gegeben hat. Es weiß Niemand was die heimliche Beichte vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß; ich wäre längst von dem Teufel überwunden und gewürget worden, wenn mich diese Beichte nicht erhalten hätte. Denn es sind viele zweifelhaftige und irrige Sachen, darin sich der Mensch allein nicht schicken kann, noch sie begreifen. Wenn er nun in einem solchen Zweifel stehet und weiß nicht wo hinaus, so nimmt er einen Bruder auf einen Ort und hält ihm für seine anliegende Noth, klagt ihm seine Gebrechen, seinen Unglauben und seine Sünde und bittet ihn um Trost und Rath, denn was schadet's ihm, wenn er sich vor seinem Nächsten ein wenig demüthige und zu Schanden mache? — Wenn wir da ein Trost wiederfähret von deinem Bruder, den nimm an und glaube ihm, als wenn dir's Gott selbst gesagt hätte. — Wir haben gut gegen die katholische Ohrenbeichte und Absolution sprechen und uns ereifern; sie haben allerdings bedeutende Fehler und gefährden durch ihre Außersichlichkeit ihren eigenen höchsten Zweck. Allein das Alles bringt uns selbst doch nicht viel weiter; vielmehr haben wir zu bedenken, daß diese Mißbräuche nicht fortbestehen, daß die Institutionen nicht immerhin noch vieles Gute bewirken, vieles Böse verhindern könnten, wenn ihnen nicht eine Kraft der Wahrheit zu Grunde läge. Ein

Hauptnutzen der Beichte ist, daß die Richtung des Geistes nach dem geleitet wird, was vor uns ist, indem das Vergangene für vergangen erklärt wird, nachdem der Gläubige Zeichen einer herzlichen Reue und Buße gegeben und sich willig bezeigt hat, das Unrecht so viel als möglich wieder gut zu machen. Das ist die zu Grunde liegende, freilich oft durch die Routine sehr unkenntlich gemachte Wahrheit. So sagt einer der weisesten Beichtväter, ein Freund Port-Royals, der Bruder des berühmten Boileau, zu einer Dame, welche nie zur Freudigkeit und einem frohen Wirken zur Ehre Gottes kommen konnte, welche sich ihre früheren Sünden immer wieder im Detail zergliederte, er schreibt an sie: Laßt uns Alles vergessen was hinter uns ist, nach dem Beispiele von St. Paulus, und laßt uns aus allen Kräften der Vollkommenheit nachjagen, welche vor uns ist. Wir haben viele Sünden begangen, weil wir uns selbst viel geliebt; laßt uns Gott viel lieben, so werden uns alle unsere Sünden vergeben werden. Glücklich ist die Seele, welche sich mit Vertrauen an Christum wendet, unglücklich ist, wer in ein unendliches Erbarmen Mißtrauen setzt. — So wäre es denn offenbar die Beichte in diesem wahrhaft evangelischen und Lutherischen Sinne, was einer in unserer Kirche eingebrachten falschen Richtung am besten und kräftigsten in den Weg treten könnte, was jene krankhafte Frömmigkeit bekämpfen muß, Gott durch ein oft trüges Darstellen unseres Sündenelends zu verherrlichen. — In der Sittenzucht hat es unsere Kirche nie so weit gebracht als die Reformirte; aber zu dieser Beichte fehlen ihr die organischen Keime und Anschließungspunkte durchaus nicht. Ein schlichter, frommer Evangelist, Lutheraner im Dienste einer reformirten Gesellschaft, um mir zu erklären, warum in der reformirten Gemeinde jede Rückkehr zur alten Lehre und Sitte immer ein Schisma, eine Trennung von der Reformirten Staatskirche hervorbringe, sagte mir einmal, diese kenne die Sitte der Anmeldung zum heiligen Abendmahl nicht, es komme ungemeldet und unvorbereitet wer wolle. Dadurch geärgert, suchen die Ernsteren und Gläubigeren in der alten Zucht ein Heilmittel; diese Zucht aber kann nur in einem engeren Kreise geübt werden, wenn man nicht ein Regiment des Terrorismus einführen will. Die Lutherische Sitte der Anmeldung, vieler Orten sehr in's Materielle heruntergesunken, könnte offenbar als Ausgangspunkt zur Entwicklung einer wahrhaft evangelischen Beichte benützt werden. Sie hält die Mitte zwischen den beiden reformirten Extremen und es könnte sich aus ihr das Wahre, was der katholischen Beichte zu Grunde liegt, organisch entwickeln. Aus dieser fließen, zum Theil als Genugthuung, die guten Werke, ein Wort, welches freilich unter uns immer in einem zweideutigen Sinne genommen worden ist. Aber auch bei uns dürfte die Beichte von jener persönlichen,

thätlichen Dahingabe an den organischen, lebendigen Kern der Gemeinde nicht getrennt werden; der Geistliche dürfte nicht ausschließlich Anspruch auf das Recht des Beichtigers machen, wie wir denn auch im Neuen Testamente finden, daß Jeder berufen ist, der Seelsorger seines Bruders zu seyn. Aber als letzte Instanz stellt uns das Evangelium doch immer die Gemeinde dar, und deren natürlicher Repräsentant ist doch immer ein würdiger Geistlicher, zumal wenn er verbunden ist mit den lebendigen, thätigen Gliedern der Gemeinde, welche er sich als Organe seiner priesterlichen Thätigkeit angeschlossen, angeeignet hat. Würde der Geistliche auf diese Weise immer mehr wahrhaft der erste unter den Beichtvätern der Gemeinde, so müßte auch die Predigt immer mehr Gehalt, praktischen Gewicht und Kraft gewinnen, sie würde immer weniger eine Arbeit der Studirstube, ein dogmatisches oder gar moralisches Werk, ein in's Allgemeine, Unbestimmte hinaus entsandter Pfeil seyn. — Einen ganz besonderen Werth hat für uns die Besiegelung, welche die im Bisherigen dargestellte kirchlich-socialle Erscheinung und die daran angereichten Betrachtungen in unserer Lutherischen Abendmahlslehre finden. Auf ihr ruht nicht bloß der Charakter unseres Gottesdienstes, des Kultus, sondern auch der unseres ganzen Kirchenthums ist darin ausgeprägt. Mit der Leiblichkeit im Abendmahl hat der Calvinismus auch auf eine stätige, organische Entwicklung der Kirche, welche der Leib des Herrn ist, verzichtet; dieser stoßweise sich äussernden Übergeistigkeit steht die katholische Anschauung gegenüber, welche von dem Sakramente und von der Kirche eine zu fleischliche Ansicht hat; das Endliche selbst, welches Träger und Gefäß des Göttlichen ist (das Sakrament, Kirche, und deren Personifikationen, Maria und der Papst), wird angebetet. Der Lutherische Glaube aber läßt der Leiblichkeit ihr Recht (in der Lehre vom Sakramente und in seinen Grundsätzen über die Kirche), aber nicht um den Geist in die einmal angenommene Form zu bannen (wie dies in der katholischen Lehre von Transsubstantiation und Kirche geschieht), sondern damit er sich stätig, ruhig auf dem Grund und Boden des ursprünglichen Glaubens und der kirchlichen Ordnung in dem organischen Leibe fortentwickle. — Zur katholischen Messfeier genügt der Priester; im Seelsorgeramt seiner Gemeinde kann er eigentlich keinen Laien als Gehülfsen annehmen, welchen er als im Wesentlichen sich selbst gleich betrachtete. Zu unserer Abendmahlsfeier und damit Christi Leib wirklich gegenwärtig seyn, gehört die Gemeinde sowohl als der Geistliche; ist sie auch der empfangende Theil, so ist sie doch, als wesentliche Bedingung der Feier, auch wieder mitwirkend. Eben so ist es mit der Verwaltung der anderen geistigen Schätze, welche in die Kirche niedergelegt sind. Wir Lutheraner glauben, daß nur durch dieses gemeinsame, geordnete Priesterthum, welches also auch Unterordnung anerkennt, Christus unter uns und in uns wahrhaft Gestalt gewinnen könne.

Ich kann nicht läugnen, daß es mich einige Überwindung gekostet, von dem edlen Keime und seinem stillen Regen hier öffentlich zu reden. Was mich ganz besonders überraschte, war die Beobachtung, daß beinahe keiner dieser würdigen Seelsorger

von dem verwandten Wirken, Säen und Pflanzen des Anderen Kunde hatte, sondern Jeder sein Werk auf die Gefahr hin treibt, daß nur er auf seiner Stelle den Leib Christi männiglich erbaue und seine Glieder und Gelenke, wie dort im Gesichte des Propheten, ineinanderfüge und belebe. Gerade diese scheinbare Vereinzelung aber überzeugt uns, daß es nichts menschlich Gemachtes sey und nichts kann einer weiteren Verbindung also belebter und geordneter Gemeinden unter sich eine festere Grundlage bereiten. Wie sehr unterscheidet sich diese organische Entwicklung von dem sogenannten Organistren, welches so manche einflußreiche Männer unserer Tage verfolgen. Denn wenn sie auf den Einfall kämen, es auch einmal im Großen zu treiben und ein himmelragendes Gebäude aufzurichten, des Menschen Geschlechter um diesen Mittelpunkt zusammenzuhalten, würden sie ganz gewiß mit der Thurmspitze anfangen, um von da an herunter zu bauen. — Auf der eben erwähnten Beobachtung beruht noch ein weiterer Vorzug dieser kirchlichen Thätigkeit. Die meisten anderen Mittel, die Kirche, gleichsam ihren Geist und Körper zugleich, zu kräftigen, sind ziemlich weitaussehend, dem Einzelnen bleibt dabei oft nur die Rolle des „frommen,“ unkräftigen Wütschens; nur Wenige sind in der Stellung, haben den äußeren und inneren Beruf, etwas dabei zu leisten, was irgend der Mühe werth wäre. Hier aber ist jedem Geistlichen, welchem nur der Glaube und der lebendige Geist, der Wille nicht fehlt, welcher von der Nothwendigkeit oder auch nur von der Nützlichkeit eines solchen Strebens für unsere Kirche und für unsere Zeit überzeugt ist, eben damit auch das Mittel gegeben; dieses Mittel ist er selbst. Er hat sich seiner Gemeinde als organischer, anziehender Lebenskeim dahin zu geben, wie das Samenkorn erstirbt, auf daß es nicht allein bleibe.

Neutlingen, im März 1840.

Dr. Hermann Neuchlin.

M a c h r i c h t e n .

(Eingabe der Abgeordneten evangelischer Confession des Baierschen Landtages an Se. Majestät den König von Baiern.)

(Schluß.)

Durch die auf alle Theile des Königreichs ausgedehnte Allerhöchste Verordnung vom 8. November 1802 ist bestimmt worden, daß Ehen eines Katholiken mit einer richterlich geschiedenen Protestantin, oder eines richterlich geschiedenen Protestanten mit einer Katholikin, wenn schon ihre gewesenen Ehemänner resp. Ehefrauen noch am Leben sind, gestattet und in allen ihren bürgerlichen Wirkungen als gültig anzusehen seyen, wenn gleichwohl nach der Meinung mehrerer katholischen Theologen dergleichen Ehen aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachtet und als unerlaubt angesehen werden. „Sollte aber,“ heißt es in jener Bestimmung, „der katholische Pfarrer glauben, nach den Grundsätzen seiner Religion die Copulation solcher Eheleute nicht vornehmen, oder die nachgesuchten Dimissorialien nicht erteilen zu können, so soll derselbe nicht dazu angehalten und gegen seine Überzeugung zu handeln gezwungen werden, sondern es ist den Eheleuten frei zu stellen, ihre Trauung bei einem Geistlichen des protestantischen Theiles nachzusuchen, welche in Ansehung der bürgerlichen Rechte die nämliche Wirkung hat,

als wenn sie von dem katholischen Pfarrer geschehen wäre, — wobei dergleichen Eheleute kräftig zu schützen sind; und es ist nicht zu dulden, daß die katholisch-geistliche Obrigkeit irgend eine ihrer bürgerlichen Ehre nachtheilige Strafe vollziehe.“

Diese Bestimmung ist zwar bis jetzt immer aufrecht erhalten, und es ist erst in dem an sämtliche Kreisregierungen ergangenen Ministerialrescripte vom 3. Mai 1839 verfügt worden, daß bei Eingehung einer gemischten Ehe mit geschiedenen Ehegatten die protestantische Trauung ohne die Dimissorialien der katholischen Pfarrämter geschehen dürfe. Wenn aber neuerdings durch ein Ministerialrescript als nothwendig verlangt wird, daß, weil nach den Satzungen der Katholischen Kirche die Ehen der Katholiken mit geschiedenen Protestanten nicht als gültig anerkannt werden, die protestantischen Pfarrämter angewiesen werden sollen, bei Ausstellung der Dimissorialien ausdrücklich zu bemerken, ob der proklamirte Protestant nicht etwa geschieden und der andere Ehegatte noch am Leben sey: so muß eine solche Forderung als sehr befremdend und für die Protestantische Kirche beschwerend erscheinen. Durch die protestantischen Pfarrämter also soll ein Ehehinderniß, das weder die Protestantische Kirche, noch auch der Staat als ein solches erkennt, förmlich constatirt und zur Kenntniß der katholischen Pfarrämter in einer amtlichen Ausfertigung gebracht werden, als wenn es nicht die Pflicht und das Geschäft der treffenden katholischen Pfarrämter allein wäre, sich die Kenntniß der nach den Satzungen ihrer Kirche bestehenden Ehehindernisse selbst zu verschaffen. Wie kann man der protestantischen Geistlichkeit eine Verbindlichkeit auflegen, die sie in den Fall bringt, zum Vortheil einer anderen Kirche etwas gegen ihre eigene Kirche zu constatiren? Würden sich hiezu die katholischen Geistlichen verbindlich machen lassen? Wir glauben nicht! — Dazu dürfte es nicht gekümmert werden können, daß sich das Ministerium des Innern in Gemäßheit der Allerhöchsten Verordnung vom 8. November 1802 mehr in dem Falle befindet, den Satzungen der Katholischen Kirche bezüglich der Berehelichung mit geschiedenen Protestanten jedenfalls in so weit zu beugegen, daß es sie den Rechten der Protestantischen Kirche dadurch nicht zu nahe treten läßt, als daß es eine Forderung stellt, welche die Protestanten sehr schmerzlich berühren muß.

So treten bei der Schließung gemischter Ehen viele Störungen und Hindernisse hervor, die den Betheiligten sehr lästig fallen, und immer ist es die Protestantische Kirche, die darunter empfindlich zu leiden hat. Sind doch mitten in unserem Vaterlande, dem die Einigkeit, das friedliche, einträchtige Zusammenleben und Zusammenhalten der verschiedenen Confessionen so noth thut, wenn es stark nach Außen und ruhig nach Innen seyn soll, — sind doch mitten in unserem Vaterlande Stimmen ohne irgend eine Beahnndung laut geworden, die über die gemischten Ehen überhaupt den Stab brechen und direkte oder indirekte Angriffe gegen sie in der stärksten und auffallendsten Weise enthalten. Solche offen hervortretende Äußerungen erregen zwar bei allen wahrhaft Vernünftigen nur Widerspruch und Unwillen; aber das ist das wahrhaft Gefährliche und Sträfliche derselben, daß sie denjenigen Theil des Volkes, der tiefer in das Wesen der Sache zu schauen nicht befähigt ist, daß sie die untere Klasse des Volkes aufregen, gegen die Protestantische Kirche in feindliche Richtung bringen, den Geist polemischer Fehden recht gesittentlich hervorgerufen, den Zwielen in den Familien sören und so recht eigentlich den Samen der Zwietracht und der Uneinigkeit ausstreuen. In der That werden auf solche Weise auch die Protestanten zum Theil in nicht geringe Unruhe und Gereiztheit versetzt, wie sie denn auch dadurch sehr nahe berührt werden, daß diejenigen Druckschriften, in welchen in dieser oder jener Beziehung die Protestantische Kirche angegriffen und oft mit den schwersten Beschuldigungen überhäuft wird,

in freiem und ungehindertem Verkehr sich ausbreiten dürfen, während solche Druckschriften, welche auf Abwehr der gemachten Beschuldigungen und auf Vertheidigung der Protestantischen Kirche und ihrer Rechte gerichtet sind, häufig unterdrückt zu werden pflegen.

Eben so nah und tief berühren die Protestantische Kirche einige sehr bedenkliche Umstände, die bezüglich der religiösen Erziehung der Kinder in gemischten Ehen zu erwähnen sind. Es sind in neuerer Zeit ein paar Fälle vorgekommen, die, weil sie auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, unter den Protestanten am meisten Befürchtungen erweckt haben, und die wir daher auch mit Umgehung anderer Fälle näher anzuführen uns erlauben.

Ein im höheren Militärdienste angestellter Katholik hatte bei Eingehung seiner Ehe mit einer Protestantin in freiwilliger Übereinkunft mit dieser einen gerichtlichen, nach allen Seiten hin gültigen Ehevertrag abgeschlossen, nach welchem seine sämtlichen Kinder protestantisch erzogen werden sollten. Diesem Vertrage war er auch, so lange seine protestantische Ehegattin lebte, nachgekommen, da aber diese zu Anfang des Jahres 1836 starb, hat er an das hiesige Königl. Cadettencorps-Commando den Auftrag gegeben, daß sein in dieser Anstalt befindlicher und bisher protestantisch unterrichteter zwölfjähriger Sohn aus dem protestantischen Religionsunterrichte herausgenommen und in den katholischen Religionsunterricht zur katholischen Erziehung gegeben werden solle. Als das treffende protestantische Pfarramt hievon Kenntniß erhielt, hat es sich in gewissenhafter Befolgung des §. 23. der zweiten Verfassungsbeilage verpflichtet erachtet, sich eine nähere Einsicht in den fraglichen Ehevertrag zu verschaffen, einstweilen aber gegen die nach katholischem Ritus vorzunehmende Firmung des Knaben bei dem Königl. Cadettencorps-Commando amtliche Protestation einzulegen. Nachdem nun sofort auf's Unzweifelhafteste constatirt worden war, daß in dem gerichtlich abgeschlossenen Ehevertrage die protestantische Erziehung aller Kinder bestimmt worden war, wendete sich das treffende protestantische Pfarramt abermals an das Königl. Cadettencorps-Commando, und wies nach, wie der katholische Vater, da seine protestantische Ehegattin gestorben sey, ohne daß der Ehevertrag abgeändert worden wäre, nun kein Recht mehr habe, den geschlossenen Vertrag einseitig abzuändern, und seinen Sohn anstatt protestantisch, katholisch erziehen zu lassen. Hierauf bestimmte das Königl. Kriegsministerium, daß mit der religiösen Erziehung des mehrgenannten Knaben nach der pfarramtlichen Requisition verfahren werden solle. Demnach war anerkannt, daß der Vater des genannten Cadetten denselben in offenbarem Widerspruche mit seinem Ehevertrage und mit den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, hatte katholisch erziehen lassen wollen. Gleichwohl hatte der Vater bei dem Ministerium des Innern eine Beschwerde eingereicht, in deren Folge im Januar des Jahres 1837 aus genannten Ministerium die Entscheidung erging, daß, da durch den zwischen den Eltern des genannten Knaben abgeschlossenen Ehevertrag die protestantische Erziehung aller Kinder festgesetzt worden sey, und eine einseitige Abänderung eines solchen Vertrages nach §. 12. der zweiten Verfassungsbeilage nicht geschehen dürfe, es von Seiten des Königl. Cadettencorps-Commandos allerdings in hohem Grade ungeeignet gewesen sey, den genannten Knaben auf das ungesetzliche Verlangen seines Vaters hin zum katholischen Religionsunterrichte zuzulassen. Da aber derselbe durch den Empfang der Communion in die Katholische Kirche bereits förmlich aufgenommen sey und nach §. 18. der zweiten Verfassungsbeilage eine Änderung nicht mehr eintreten könne, so bleibe allerdings nichts übrig, als denselben bis zum erlangten Unterscheidungsjahre in dem katholischen Glaubensbekenntnisse zu belassen. Gegen diese gesetzliche Entscheidung ist zwar von der obersten protestantischen Kirchenbehörde die Recursbeschwerde an den Staatsrath ergriffen, aber hierauf

der Beschaid gegeben worden, daß der ergriffene Recurs als unbegründet abzuweisen und der bezeichnete Knabe bei der Katholischen Kirche zu belassen sey.

Wir können nicht bergen, daß dieser Fall, welcher den bestehenden Staatsgesetzen gradezu entgegenläuft und zu einer förmlichen Beschwerde Veranlassung geben könnte, überall unter den Protestanten große Befürchtungen erweckt hat, um so mehr, als der genannte Knabe, trotz der ausdrücklichen Protestation des treffenden protestantischen Pfarramtes, von dem Königl. Cadettencorps-Commando dennoch zur katholischen Communion zugelassen worden war, dieser Akt demnach als ersichtlich, jedenfalls als widerrechtlich und ungesetzlich erscheint, und der ungesetzliche Empfang der Sacramente eben, weil er ein ungesetzlicher Akt ist, eine gültige Aufnahme in die Katholische Kirche nicht hat begründen können. Der §. 18. der zweiten Verfassungsbeilage, auf welchen sich das Ministerialrescript bezieht, sagt zwar allerdings, daß der Empfang der Confirmation oder Communion als Aufnahme in eine bestimmte Kirche zu betrachten sey. Aber, wenn solcher Empfang, wie in vorliegendem Falle, gegen den Ehevertrag, auf das einseitige und ungesetzliche Verlangen des Vaters hin, in ungeeignetem Vorschreiten einer hiezu nicht berechtigten Behörde, trotz der ausdrücklichen Protestation des hier in seiner vollen Befugniß handelnden Pfarramtes geschieht: so erfordert Gesetz und Recht, solchen widergesetzlichen Akt als null und nichtig zu erklären und ihm keine rechtliche Folge zu geben.

Der andere Fall, welchen wir anzuführen uns getrunken sehen, ist dieser:

Ein protestantischer Strumpfwirkermeister M. N. hatte bei seiner im Jahre 1826 mit einer Katholikin abgeschlossenen Ehe bei dem treffenden katholischen Pfarramte das schriftliche Versprechen abgegeben, alle seine Kinder katholisch erziehen zu lassen. Dieses Versprechen hatte er abgegeben, weil das katholische Pfarramt gegen Gesetz und Recht die katholische Erziehung aller Kinder ausdrücklich verlangt hatte. Die Verlobten entschlossen sich, wie auch M. N. ausdrücklich behauptet, nicht freiwillig zu diesem Versprechen; sie waren dazu genöthigt, weil ihnen sonst Proclamation und Trauung verweigert worden wäre. Sie gaben den abgeforderten Revers, ohne in ihrem später vor dem Landgerichte abgeschlossenen Ehevertrage über die religiöse Erziehung ihrer Kinder etwas bestimmt zu haben. Daher drang denn auch M. N., als seine Frau im Jahre 1836 gestorben war, ausdrücklich darauf, daß seine Söhne in der protestantischen Religion erzogen werden sollten. Er ging von dem Grundsatz aus, daß sein früheres, vor dem Pfarramte gesetzwidrig abgeköstigtes Versprechen in der Sache nicht entscheiden könne, sondern sein gerichtlicher Ehevertrag, der über die religiöse Erziehung der Kinder keine Bestimmung enthält und ihn folglich in das §. 14. der zweiten Verfassungsbeilage enthaltene Recht, seine Söhne nach seiner Confession erziehen zu lassen, einsetzte. Und dies um so mehr, als nach den bestehenden Bestimmungen bloß vor den Pfarrämtern über die religiöse Erziehung der Kinder ausgestellten Reversen oder protokollarischen Erklärungen irgend eine Verbindlichkeit oder Gültigkeit nicht zuzuschreiben ist. Demnach hat denn auch, wie die Sache zur weiteren Verhandlung kam, die Königl. Kreisregierung im Januar 1837 die Entscheidung gegeben, daß die Söhne des M. N. in der protestantischen Religion zu erziehen seyen, da bei Eingebung der Ehe ein gerichtlicher Vertrag über die religiöse Erziehung der Kinder nicht errichtet worden sey, und dem bei dem katholischen Pfarramte abgegebenen Reverse keine Gültigkeit beigelegt werden könne. Diese Entscheidung ward hierauf auch von dem Ministerium des Innern,

auf Veranlassung einer von dem erzbischöflichen Ordinariate München-Zeising in diesem Betreff eingereichten Beschwerde, unterm 12. Juni 1837 aus den nämlichen Gründen bestätigt. Da aber hierauf das genannte erzbischöfliche Ordinariat eine wiederholte Vorstellung einreichte, kam aus dem Königl. Ministerium des Innern unterm 1. Juli 1838 eine Entschliessung, welche mit Aufhebung der erst unterm 12. Juni 1837 gegebenen Ministerialentschliessung bestimmte, daß die Söhne des M. N. in der katholischen Religion bis zu dem Zeitpunkte erzogen werden sollten, wo sie das gesetzliche Unterscheidungsalter erreicht haben würden. In dieser Königl. Ministerialentschliessung ward zwar dem bei dem katholischen Pfarramte abgegebenen Reverse eine Gültigkeit nicht beigelegt, aber doch der Schluß daraus gezogen, daß zwischen M. N. und seiner Ehefrau ein Übereinkommen bezüglich der katholischen Erziehung ihrer Kinder wirklich getroffen worden sey. Allein da, wie wir schon gezeigt haben, der Strumpfwirker M. N. sein Versprechen vor dem Pfarramte nicht freiwillig, sondern gezwungen abgegeben hat, da das Pfarramt überhaupt nicht berechtigt oder competent war, ein solches Versprechen zu fordern, da M. N. in seinem gerichtlichen Ehevertrage über die religiöse Erziehung seiner Kinder nichts bestimmt hatte: so können wir die von dem Königl. Ministerium des Innern unterm 1. Juli 1838 gegebene Entscheidung nicht als beruhigend ansehen. Denn, wenn auch der §. 14. der zweiten Verfassungsbeilage so ausgelegt werden könnte, daß unter den „sonstigen Verträgen“ jede den Contrahenden beliebige Form derselben verstanden werden dürfte, so können doch gewiß nicht die von incompetenten Behörden geforderten, vor ihnen gezwungen abgegebenen Erklärungen darunter verstanden werden. Wir glauben daher, daß durch diese Ministerialentscheidung, die gegen M. N. unter Strafandrohung, — ungeachtet der von der protestantischen kirchlichen Oberbehörde ergriffenen Demonstration — in Wirksamkeit gesetzt wurde, sowohl dieser selbst als die Protestantische Kirche überhaupt in ihren gesetzmäßigen Rechten beeinträchtigt worden ist. Der Strumpfwirker M. N., der es für Gewissenspflicht hält, seine Söhne in dem protestantischen Glaubensbekenntnis erziehen zu lassen, ist nun förmlich genöthigt, sie für die Katholische Kirche zu erziehen, was ihm um so schwerer, ja fast unmöglich fällt, da seine zweite Ehefrau gleichfalls dem protestantischen Glaubensbekenntnisse angehört, und seine Söhne schon längere Zeit den protestantischen Religionsunterricht genossen haben. Auf den Grund dieser in Beilage III. dargelegten Verhältnisse erbitten wir nun von des Königs Majestät eben so dringend als ehrfurchtsvoll:

- 1) daß die Dimissorialien bei gemischten Ehen von Seiten der katholischen Geistlichkeit nicht ferner erschwert oder auf eine für die Protestanten verlegende Weise ausgestellt werden dürfen;
- 2) daß jene Ministerialverfügungen, durch welche, im Widerspruch mit den Staatsgesetzen, die für die Protestantische Kirche zu erziehenden Kinder katholisch erzogen werden sollen, abgeändert und die Protestanten gegen andere, diesen ähnliche Verfügungen kräftig geschützt werden mögen;

wobei noch ehrsüchtvollst bemerkt wird, daß obige zwei specielle Fälle — namentlich auch der zweite, vom bloßen Rechtsstandpunkte aus betrachtete — nur deshalb angeführt worden seyen, um an ihnen das rechtswidrige Verfahren bei der religiösen Erziehung der Kinder in gemischten Ehen thatsächlich darzulegen. Den moralischen Standpunkt der Sache, der bei dem zweiten Falle in Betrachtung kommen könnte, mußten wir hier, wo es sich um Feststellung der rechtlichen Verhältnisse handelte, außer Würdigung lassen, —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 16. Mai.

N^o 40.

Leipziger Affectheologie.

Die Irgensche Zeitschrift für die historische Theologie bringt uns im ersten Hefte des diesjährigen Jahrgangs eine Beschreibung der am 22. und 23. September 1839 stattgefundenen Feier des fünf und zwanzigjährigen Bestehens der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. Dieser Beschreibung sind die am Stiftungsfeste gehaltenen Vorträge beigelegt. Die dritte Festrede hielt der berühmte Philologe Hermann. „Der Comthur und Professor Dr. Gottfried Hermann,“ bemerkt Dr. Irgen in seiner einleitenden Beschreibung der Festfeier, „behandelte im klassischen Latein auf eine die Aufmerksamkeit sehr fesselnde Weise das Thema: *Evam ante Adamum creatam esse, sive de communi quodam apud Mosen et Hesiodum errore circa creationem generis humani.*“ (Beweis, daß Eva vor Adam geschaffen sey, oder über einen dem Moses und Hesiodus gemeinsamen Irrthum in Beziehung auf die Schöpfung des Menschengeschlechts.) Der scurrile Titel und Inhalt der Rede läßt schwerlich glauben, daß Gottfried Hermann seine Barth'schen Offenbarungen im Ernste gesprochen haben sollte, doch würde allerdings der Spott, so gerecht er die theologische Fakultät, die ihn zum Doktor der Theologie, und die Gesellschaft, die ihn zum theologischen Festredner creirte, treffen würde, dennoch mit schwerem Gewichte auf das Haupt seines Urhebers zurückfallen. Freilich gibt Hermann's Erklärung der drei ersten Capitel des Galaterbriefes, verächtlichen Andenkens, so wie sein jüngst zur Verherrlichung der Sächsischen Reformation gehaltener Vortrag, der Vermuthung Raum, daß Abgeschmacktheiten, wie die in der vorliegenden Festrede enthaltenen, dem Comthur auch im Ernste entfahren seyn könnten. Die Frage nach Ernst oder Scherz ist aber in diesem Falle eigentlich gleichgültig. Profanation von Dingen, die entweder an sich oder doch vielen Millionen heilig sind, mag sie nun in klassischem Latein oder in gemeinem Deutsch geschehen, bleibt, man sage was man wolle, ein verächtliches Gewerbe, das Privilegium flacher Geister. Wir referiren in möglichster Kürze den Inhalt der Hermann'schen Anthropologie. „In dem ersten der dem Moses zugeschriebenen Bücher finden sich drei Erzählungen von der Schöpfung des menschlichen Geschlechts, von denen die zweite so sehr mit den Fabeln der Griechen übereinstimmt, daß sie aus derselben Quelle geflossen zu seyn scheint. Nach Moses hat Gott den Menschen aus einem Erdenklöße geschaffen. Dies stimmt mit der Griechischen Fabel vom Menschenschöpfer Prometheus überein, denn der Name Prometheus bedeutet die Vorsehung. Der Urheber jenes Griechischen Mythos sey unbekannt, aber in Phocis habe man, nach dem Zeugnisse des Pausanias, noch die Überbleibsel jenes Kothos

gezeigt. Beim Hesiod findet sich über die Schöpfung des Weibes Ähnliches wie beim Moses über die Schöpfung des Mannes. Vulkan habe auf Geheiß des Jupiter die Gestalt einer Jungfrau aus Koth gebildet, welche Pandora genannt wurde, und aus ihr sey das weibliche Geschlecht entsprossen, das dem Leben des Menschen alles Übel gebracht. Hierin zeige sich die Verwandtschaft mit der Mosaischen Erzählung, welche das aus der Ripbe des Mannes geformte Weib zur Urheberin aller menschlichen Übel macht. Nun folgt eine allgemeine Vergleichung des Hesiodischen und des Mosaischen Schöpfungsmythos. Beiden gemeinsam sey die durch Vernunft und Erfahrung bestätigte Ansicht, daß die Weltentwicklung von roheren Anfängen allmählig zur Vollkommenheit fortgeschritten sey. Eine gründliche Naturforschung habe gezeigt, daß die Zeugungskraft der Natur von den unbestimmten Formationen der niedrigsten Thierkörper durch eine unendliche Menge von Gestalten hindurch allmählig so weit gelangt sey, daß sie zuletzt den Menschen hervorbrachte. Nachdem sie in ihm das Höchste erreicht, habe sie stillgestanden, indem sie nichts Vorzüglicheres und Vollenderes als den Menschen hervorzubringen vermocht. Dies deute die erste Fabel in der Genesis an, indem sie sage, daß Gott nach der Schöpfung des Menschen, des Mannes und des Weibes, geruht habe. Dasselbe haben die im Sinne gehabt, welche zuerst den Mann, nach ihm das Weib geschaffen seyn ließen. Hätten die letzteren gemeint, im Weibe zeige sich die Vollendung des Menschen, so ließe sich das hören und wir hätten es für eine Schmeichelei gegen die Weiber zu halten. Aber sie wollten offenbar das Weib tiefer stellen als den Mann, da sie vom Weibe den Ursprung der Übel ableiteten und hielten dafür, daß die wahre Natur des Menschen im Manne vollendet worden sey. Steht nun der Mann auf einer höheren Stufe der Vollkommenheit als das Weib, so kann er nicht früher, sondern er muß später geschaffen seyn. Denn das Vollkommene setzt, wie schon gesagt, das Unvollkommene voraus. Offenbar aber ist der Mann vollkommener als das Weib sowohl an Leib als Seele. Die Weichlichkeit und Schwäche des weiblichen Körpers sey bekannt. Aber auch mit dem Ruhme der weiblichen Schönheit sey es nicht weit her. Die einzelnen Theile des weiblichen Körpers mögen schöner seyn als die des männlichen. Aber die ganze Gestalt des Weibes hat etwas Gedrängtes, Gepestes und Schwerfälliges, der männliche Leib hingegen habe eine viel größere Proportion aller Theile, eine größere Rüstigkeit, Behendigkeit und Kraft, weeshalb auch nur der Mann sich vollkommen der Lenkung und Beherrschung seines Leibes mächtig fühle und deshalb voll Selbstvertrauen als ein wahrhaft Freier und als der Herr der Schöpfung einher-schreite. Hiedurch sey auch die geistige Überlegenheit des Mannes,

die Beschränktheit und Abhängigkeit des Weibes bedingt. Die schöpferische Natur müsse demnach in dem, was das Vollendetste ist, ihr Ziel gefunden und zuerst das Weib, dann den Mann hervorgebracht haben. Denn das, was nur um eines Anderen willen da sey, könne nicht das Höchste und Letzte seyn; denn es existirte gar nicht, wenn nicht das hervorgebracht werden sollte, um dessentwillen es da ist. Die ganze Bildung der weiblichen Natur ziele aber auf die Fortpflanzung des Geschlechtes ab, und das Leben der Weiber gehe im Gebären, Nähren und Erziehen der Kinder auf. Könnten sie nun anderswoher als durch die Männer befruchtet werden, und würden sie nur Kinder ihres Geschlechtes gebären, wozu wären sie da? Jedes Weib lebte und existirte nur, damit andere Weiber lebten und existirten, warum aber alle oder irgend eine von ihnen existirte, dafür ließe sich kein Grund angeben. Eine andere Bestimmung, als Kinder zu gebären und zu nähren, könnten sie nicht haben, denn da sie naturgemäß darauf den größten und blühendsten Theil ihres Lebens verwenden müssen, so könnten sie, was sie noch von Zeit und Muße übrig behielten, kaum auf etwas Anderes als auf die Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für sich und ihre Kleinen verwenden. Also eine über ihre Mutterpflichten hinausgehende, höhere Bestimmung könnten sie niemals erreichen. Nehmen wir hingegen an, nur das männliche Geschlecht wäre erschaffen, und die Männer stelen, wie die Früchte an den Bäumen, sobald sie reif wären, von selbst auf die Erde: so ist leicht einzusehen, was daraus folgen würde. Denn da sie an kein Geschäft, das ihnen durch ihre Leibesconstruktion auferlegt wäre, gebunden sind, so könnten sie auf eben die Weise wie jetzt leben, und bei dem ihnen von Natur eingepflanzten Triebe, Alles zu überwinden, würden sie, von einer Kunst zur anderen fortschreitend, zu demselben Grade der Wissenschaft und Herrschaft gelangen, auf dem sie jetzt sich befinden. Die Bestimmung des Mannes zur Erforschung und Beherrschung der Natur und alles Erschaffenen zeige an, daß er in sich abgeschlossen und vollendet sey. Er könnte also des anderen Geschlechtes entbehren. Wenn also auch diejenigen ungerecht waren, welche behaupteten, die Weiber seyen keine Menschen, so muß man doch gestehen, daß die Männer mehr Menschen seyen als sie, so daß, wenn nur die Männer existirten, nichts an der Vollendung des Menschen fehlen würde, wenn es aber nur Weiber gäbe, so fehlte ein bedeutender und zwar der vorzüglichere Theil der Menschheit. — Die Weiber gebären nun männliche Nachkommen, damit es etwas gäbe, was für einen vollendeten Menschen gelten könne, aber weibliche Nachkommen, damit das Geschlecht, welches Männer gebären könne, nicht aussterbe. Wohin wir uns also wenden, immer muß zugestanden werden, die Weiber seyen um der Männer willen vorhanden. Das erste Weib kann also nicht nach dem Manne erschaffen seyn, wenn sie um des Mannes willen gemacht ist.“

„Von hier aus werden wir nun aber nothwendig weiter geführt. Denn man muß gestehen, daß entweder das Gesetz der Natur verletzt sey, wenn wir nicht glauben, daß das Ende der Schöpfung mit demjenigen eingetreten sey, was das Vollkom-

menste ist, oder man muß zu Gott seine Zuflucht nehmen, dem es beliebt habe, Mann und Weib zugleich zu schaffen, was zwar fromm, aber träge wäre: fromm, weil es mit der doppelten Erzählung beim Moses übereinstimmt, träge, weil es an vernünftigen Gründen verzweifeln hiesse. Es ist aber gut, daß heut zu Tage auch die Theologen gelernt haben, etwas nicht zu glauben, weil sie wahrscheinlich einsehen, Glauben sey nichts Anderes, als aus Bekanntem über Unbekanntes ungewisse Meinungen aufstellen (*credere nihil aliud esse, quam ex cognitis de incognitis per incomperta opinari*). Was nun die Schöpfung des Menschen betrifft, so wird es desto eher erlaubt seyn, von der gemeinen Ansicht abzugehen, weil jenes dem Moses zugeschriebene Buch dadurch, daß es Widersprechendes berichtet, selbst sein Ansehen vernichtet, wenn überhaupt von dem Ansehen Jemandes die Rede seyn kann, welcher Dinge erzählt, die zu der Zeit geschehen sind, in welcher weder er noch irgend ein Mensch geboren war. Obgleich also Einige vielleicht glauben werden, ich begehe ein schweres Verbrechen, so will ich dennoch eine andere, zwar nicht neue, aber jedenfalls die wahrscheinlichste Meinung aufstellen. Auf die Untersuchung, ob alle Menschen von Einem Menschenpaar ihren Ursprung genommen, oder ob, wie Andere, mit gewiß nicht unwahrscheinlichen Argumenten behauptet haben, an verschiedenen Orten verschiedene erste Menschenpaare existirt haben, lasse ich mich nicht ein. Es kommt darauf nichts an; denn immer und überall mußte die vollkommenere Natur zuletzt entstanden seyn. Ich will etwas Anderes und etwas was allerdings von der Art ist, daß ich fürchten muß, daß ich mich jährlings in die mir entgegengestreckten Lanzen der Dogmatiker, welche heftig ihr Heiligthum vertheidigen, hineinstürze. — Wahrlich, wir elenden Menschenlein sind viel zu anmaßend, und brüsten uns thöricht mit der göttlichen Natur, die in uns ist, indem wir wie die Pfauen unseren glänzenden Schweif ausbreiten, und nicht betrachten, auf welchen Füßen dieser Hochmuth ruhe. Denn sehr wahr hat der Dichter Ennius gesagt:

Der Affe, das scheußlichste Thier, wie ähnlich ist er uns.

Die allerdings nicht ehrenvolle Verwandtschaft mit diesem Thiere können wir auf keine Weise verläugnen und ablehnen. Dieselbe bestätigen nicht nur einige Menschengeschlechter durch ihre Gestalt und geistige Stumpfheit auf das Deutlichste, sondern auch die Affen selbst, unter denen es einige gibt, die kaum in irgend etwas vom Menschen entfernt sind und deshalb auch, da sie sehr geil sind, den Weibern, die sie für ihres Gleichen halten, Gewalt anthun; die meisten aber stellen durch die Gelenkigkeit ihrer Glieder, durch ihre spöttische Miene, ihre Pöffenhaftigkeit, Üppigkeit und Grausamkeit so sehr die Scheuslichkeit des Menschen dar, des verschlagensten, grausamsten, wildesten Thieres, das auf Erden lebt, daß wir die menschlichen Laster alle an den Affen, wie in einem Spiegel, erblicken. Kein Zweifel, daß aus diesem edlen Geschlechte einmal ein weiblicher Affe entsprossen sey, der ein etwas weniger viehisches Angesicht und Anlage hatte. Dieser weibliche Affe, mögen wir ihn nun Eva oder Pandora nennen, nachdem er von einem anderen Affen schwanger geworden war, gebar, wie es bekanntlich häufig geschieht, einen Sohn,

welcher der Mutter ähnlicher war als dem Vater. Dies war der erste Mensch. Mit Unrecht werden also, um auch dies zu erwähnen, die Maler getadelt, daß sie bei der Abbildung des ersten Menschenpaares den Nabel nicht weggelassen hätten, weil die ersten Menschen nicht aus Mutterleibe gekommen seyen."

"Dies ist also der Ursprung des Menschen und des Menschengeschlechtes, zwar kein sehr anständiger, aber doch ein viel anständigerer und viel wahrscheinlicherer, als wenn wir von Erdenstaub mit Wasser vermischt, dem eine Seele eingeblasen ward, herstammten. Dieser Ursprung der Menschen enthält aber in sich einen Stachel zur Tugend und zwar einen sehr kräftigen, weil, je häßlicher die Bestie ist, von der wir entsprossen, wir desto eifriger uns bestreben müssen, daß wir die Ähnlichkeit mit derselben, die uns anflebt, so viel als möglich ablegen. Möchten dies doch die Menschen thun und nicht immerfort in die Scheußlichkeit ihres Ursprunges zurückfallen: was sie nicht einmal in den Dingen vermeiden, welche die heiligsten sind, da sie auch die Verehrung Gottes und die Religion bald mit den schamlosesten Begierden, bald mit Blut und dem grausamsten Morde bes Flecken. Doch daß das Menschengeschlecht jene von den Affen her uns einwohnende Verderbniß der Natur, welche jene Erbsünde ist, über die Viele Vieles mit unermesslicher Zanksucht geschrieben haben, einmal ablege, muß man mehr wünschen, als man es zu hoffen berechtigt scheint."

"Es ist aber aus dem bisher Entwickelten klar, daß die Mutter unseres Geschlechtes, obgleich sie von einem Erbfehler nicht freigesprochen werden kann, doch von der Erbsünde freigesprochen werden muß, wenn sündigen Frevel und Verbrechen ist. Denn es fehlt so viel, daß man sagen könne, jene habe gesündigt, daß sie vielmehr, nachdem sie einen Theil der thierischen Natur abgestreift, sich näher zur Würde des Menschen erhoben hat. Darin war sie zwar Sünderin, doch so, daß man ihr das zum Lobe anrechnen muß. Denn da sündigen heißt, etwas Anderes thun, als was von der Natur vorgeschrieben ist, so folgt, daß wenn die Natur schlecht ist, der zwar sündiget, der sie verläßt, doch so, daß er dadurch besser wird. Daher hätte jenes Urweib, das sie sehr ungerechter Weise als Sünderin schmähen, vielmehr mit den höchsten Lobsprüchen gefeiert werden müssen, weil sie durch ihre Sünde von der Natur des Affen abfallend bewirkte, daß der erste Mensch aus ihr geboren ward. So bleibt sowohl dem Manne seine Würde, weil der erste Mann ein Mensch war, als auch dem Weibe ihr Lob ertheilt wird, weil das erste Weib nach Ablegung der thierischen Anlage zur Menschheit sich erhoben hat. Ich glaube einem Jeden das Seine ertheilt zu haben. Ob Andere eben so urtheilen, oder nicht, weiß ich nicht. Jedenfalls ist das Gesagte auch ein Dogma."

Mit diesen Worten schließt die Affenkomödie und der ahnenstolze Epilogus, nachdem er in solcher Weise seine Herkunft beschrieben, tritt von der Bühne ab. Die äffische Scurrilität seiner Worte gibt Zeugniß dafür, daß er seinen Stammbaum richtig abgeleitet. Wir untersühen seine höchst scharfsinnige speculative Deduktion durch ein Analogon aus der Erfahrung. Uns war in jüngster Zeit ein Philologe bekannt, der die höchste Stufe

in der Philologenrace einnahm, wodurch er den natürlichen Übergang zur höheren Gattung der Theologen bildete. Verläumder rechneten ihm das für einen Sündenfall an, noch Andere bemerkten hämisch, er könne seine niedere Herkunft nicht verläugnen, aber die Einsichtigen begriffen, daß in ihm nur die Humanitätswissenschaft sich zur Gottesgelahrtheit potenziert habe, daher noch jenes Unentwickelte und Kindische seiner Gedankenproduktionen. Sie erinnerten daran, daß auch der erste Mensch seinen Ursprung vom Affen nicht verläugnet habe und doch bei allmählig fortschreitender Entwicklung sich zur Höhe der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts emporgearbeitet habe. — Wir nun unseres Theils gehören nicht zu den theologischen Eiferern und möchten nicht durch Vorstreckung unserer dogmatischen Jorueslanzen dem Ritter Hermann, wie er fürchtet, zum Ruhme eines Winkelried verhelfen. Seine geistreiche Abhandlung gemahnte uns an das ergögliche Ende jener bekannten poetischen Erzählung:

"Ich sehe jetzt die Wahrheit ein,
Man kann ein guter Karrenschieber,
Und doch ein schlechter Rutscher seyn."

Man halte uns diese Thorheit zu gut, wir reden äffisch. Weil unsere Betrachtung nun aber einmal auf Lanzen und Ritterthum, auf Wagen und Rosse gelenkt ist, so erlauben wir uns nur noch schließlich dem reissigen Nestor der Philologenschaar den, wie es scheint von ihm vergessenen Spruch aus seiner Philologenbibel in's Gedächtniß zurückzurufen und zur Nachahmung zu empfehlen:

Est mihi purgatam crebro qui personet aurem:
Solve senescentem mature sanus equum, ne
Peccet ad extremum ridendus et ilia ducat.

Nachrichten.

(Orforder Theologie.) Dritter Artikel. Von den Sakramenten.

"In Hinsicht auf die Sakramente," so beginnt Pusey diesen Abschnitt, "sind zwei Arten von Beschuldigungen gegen uns aufgebracht worden, die eine, daß wir ungebührlich die Sakramente unseres Herrn erhöhen, die andere, daß wir nicht abgeneigt sind, auch anderen Riten einen sakramentlichen Charakter beizulegen, von welchen die Kirche Roms festgesetzt hat, daß es in demselben Sinne wie Taufe und heiliges Abendmahl Sakramente seyen. Diese beiden Beschuldigungen sind natürlicher Weise mit einander verbunden, denn in der Schule Calvin's und Zwingli's sind die beiden großen Sakramente so herabgesetzt worden, daß die, welche in derselben gebildet sind, von ihnen kaum in einer so erhabenen Sprache sprechen würden, als wir von Riten, die nicht „„Sakramente des Evangeliums““ sind. Wir müssen ihnen also so erscheinen, als schrieben wir diesen Riten den Charakter von Sakramenten zu, nämlich nach ihrem Begriffe von Sakramenten, und als höben wir die wahren Sakramente noch auf eine höhere Stufe empor."

Zunächst nun widerlegt Pusey den Theil des Vorwurfs, der sich auf die Sakramente im Allgemeinen bezieht. Seine Kirche läugne nicht, daß es in einem gewissen Sinne des Wortes mehr als zwei Sakramente gebe. Er beruft sich zum Beweise auf den 28ten Artikel, den Katechismus und die Homilien, durch welche letzteren seine Meinung allerdings ausdrücklich bestätigt wird, während die Artikel und der Katechismus ihr keineswegs zuwiderlaufen. Ein Sakrament im eigentlichen

Sinne des Wortes sey ein sichtbares Zeichen, das ausdrücklich im N. T. verordnet und mit welchem die Verheißung der Sündenvergebung, der Heiligung und Einpflanzung in Christum verknüpft sey. Solcher Sacramente gebe es nur zwei, Taufe und Abendmahl. Die Absolution habe die evangelische Verheißung, aber kein im N. T. ausdrücklich verordnetes sichtbares Zeichen, die Ordination habe ein sichtbares Zeichen, aber nicht die Verheißung der Sündenvergebung, wenn auch die der Gabe des heiligen Geistes zur Unterstützung in der Führung des Wortes n. f. f. Im allgemeineren Sinne des Wortes könne also der Name des Sacramentes jedem Dinge erteilt werden, wodurch ein heiliger Gegenstand bedeutet wird. In diesem Sinne könnten nicht nur die von der Römischen Kirche fälschlich als eigentliche Sacramente bezeichneten heiligen Handlungen, wie Confirmation, Ehe, Ehung, Ordination und Absolution, sondern noch andere Riten, wie das Fußwaschen, mit dem Namen „Sacrament“ belegt werden. Andere Riten mögen seyn und sind in der That Mittel der Gnade, aber keine anderen als die Sacramente des Herrn seyen Mittel der direkten Verbindung mit ihm. Und diese Verblindung, Rechtfertigung, Heiligung seyen nicht nur Begleiter des rechten Gebrauches der Sacramente, sondern sie seyen (wie der Verfasser der Somilie es mit einem Ausdrucke bezeichne, gegen den die ultraprotestantischen Theorien von damals an bis jetzt am meisten einwenden) „dem sichtbaren Zeichen angehängt und mit ihm verknüpft,“ oder in der Sprache des Katechismus, „sie seyen die Mittel, wodurch wir die innerliche und geistliche Gnade empfangen,“ sie seyen nicht bloß Pfänder, unseren Glauben zu befestigen, viel weniger bloße äußerliche Zeichen von dem, was inwendig gewirkt worden ist, sondern sie seyen Mittel und Kanäle, wodurch Gott diese Wirkung uns zuführe.

Was nun zunächst speciell das Sacrament der Taufe betrifft, so erklärt sich Pusey zuvörderst gegen die Romanistische Lehre, daß zur Wirksamkeit desselben die Intention des Priesters gehöre, das zu thun, was die Kirche thut. Sonderbarer Weise gelangten Ultraprotestanten zu demselben Resultate, indem sie die Wirksamkeit der Kindertaufe von dem Glauben der Eltern, Paten, der Versammlung oder der Geistlichen nicht wie der sechs und zwanzigste Artikel von „Christi Einsetzung und Verheißungen, obschon die Sacramente von Gottlosen verwaltet würden,“ abhängig machten. Während sie es für papistisch hielten, zu glauben, daß ein Kind durch den Glauben der Kirche, welche es Christo darbringt, von ihm angenommen und durch seinen Geist wiedergeboren werde, wie auch immer der Charakter der unmittelbar wirkenden Diener beschaffen sey, so trafen sie im Gegentheil mit dem eben berührten Römischen Irrthume zusammen. So müsse auch übereinstimmend mit dem heiligen Augustin und den älteren Theologen der Englischen Kirche gelehrt werden, daß alle Kinder durch die Taufe wiedergeboren werden, weil keins derselben im Stande sey, der göttlichen Gnade einen Diegel des Unglaubens oder der Heuchelei vorzuschieben. — Der Romanismus erkenne zwar die Nothwendigkeit des Taussacramentes an und hege keinen wesentlichen Irrthum in Hinsicht auf seine Bedeutung, doch setze er seinen Werth schon dadurch herab, daß er ihn nicht genug hervorhebe, daß er den Reichthum der Gnadengaben, die uns durch die heilige Taufe zu Theil werden, weniger anpreiße, um die Würde des Sacraments der Buße und der Eucharistie desto mehr zu erhöhen. Mit Unrecht seyen aber von jeher wichtige Punkte in der Lehre von der Taufe von denen als papistische Werberbnisse angesehen worden, die einer „extremen Reformation“ gefolgt seyen. So sey es einer der Einwürfe

der Non-Conformisten gegen die Englische Liturgie gewesen und von ihnen für sündhaft erachtet worden, daß der Geistliche verpflichtet würde, alle getaufte Kinder für wiedergeboren zu erklären, und moderne Dissenters setzten diesen Vorwurf fort. Mit Unrecht sey diese Ansicht in neuester Zeit selbst von Mitgliedern der Englischen Kirche als „die Dsfordrer Ketzerei“ bezeichnet worden, die doch vor achtzig Jahren in derselben Kirche allgemeine Gültigkeit behauptet habe. — Daß Pusey in diesem Punkte sich in seinem Rechte befinde, ist wohl nicht zu bezweifeln. Denn nach dem Taufformular der Englischen Liturgie soll der Priester nach vollzogenem Taufritus zu der Gemeinde also sprechen: „Da wir nun sehen, geliebte Brüder, daß dieses Kind wiedergeboren und der Kirche Christi einverleibt ist, so laßt uns dem allmächtigen Gott für diese Wohlthaten danken;“ und das Dankgebet selbst beginnt mit folgenden Worten: „Wir bringen dir, gnädiger Vater, unseren herzlichsten Dank, daß es dir gefallen hat, dieses Kind wiedergebären durch deinen heiligen Geist, es durch Adoption zu deinem eigenen Kinde anzunehmen und es der heiligen Kirche einzuverleiben.“

Es ist unverkennbar, daß diese Betrachtungsweise der Sacramente im Allgemeinen und der Taufe in's Besondere sich mit der Lutherischen sehr nahe berührt. Dies läßt sich auch von vorn herein nicht anders erwarten. Denn da das Dsfordrer System überall eine Mitte sucht zwischen den Lehrbestimmungen der Römischen und der Reformirten, oder sogenannten Ultraprotestantischen Kirche, so ist es ganz natürlich, daß dasselbe seinen Sacramentsbegriff dem Lutherischen, welcher eben diese gesuchte Mitte einhält, ähnlich gebildet haben werde. Diese Vermuthung finden wir nun auch in seiner Auffassung des heiligen Abendmahles bestätigt. Pusey meint, seine Partei halte auch hierin streng an den Bestimmungen seiner Kirche fest. Der Katechismus sage uns, daß „der Leib und das Blut Christi wahrhaftig und wirklich (*verily and indeed*) im Abendmahle des Herrn von dem Gläubigen genommen und empfangen werde,“ und der acht und zwanzigste Artikel setze fest, daß sie durch das Mittel der Elemente uns zugeführt würden, indem er bestimme, daß „der Leib Christi im Abendmahle gegeben, genommen und gegessen werde (*is given, taken and eaten*) nur auf eine himmlische und geistliche Weise;“ denn das Wort „gegeben“ als dem „genommen und empfangen“ entgegengesetzt, schließe in sich, daß Leib und Blut des Herrn auf geheimnißvolle Weise die Austheilung der Elemente begleite, indem sie vom Priester „gegeben,“ von den Communicanten „genommen und empfangen würden.“ Ein anderer Artikel (der fünf und zwanzigste) besage, daß „die Sacramente wirksame Zeichen der Gnade seyen, durch welche Gott unsichtbar in uns wirke.“ Ferner essen wir wirklich, obgleich, wie die Ermahnung bei der Communion es ausagt, „geistlich das Fleisch Christi und trinken sein Blut,“ und die Frucht davon ist, daß „wir in Christo wohnen und Christus in uns,“ „damit unsere sündigen Leiber gereinigt werden durch seinen Leib und unsere Seelen gewaschen durch sein sehr kostbares Blut,“ auch nähren wir uns nicht bloß, als ob es ein Akt unseres Glaubens allein wäre, sondern wir werden von Gott genährt „mit der geistlichen Nahrung des kostbaren Leibes und Blutes seines theuren Sohnes,“ ja „er hat seinen Sohn, unseren Heiland Jesus Christus, gegeben, daß er unser geistliche Nahrung und unser Unterhalt sey in diesem heiligen Sacramente.“ —

(Schluß folgt.)

Die Zeichen und Wunder in Ägypten.

In dem für die Kirche Christi so wichtigen Streite über die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Bücher Moses ist das alte Ägypten, auf dessen Boden sich ein bedeutender Theil der in diesen Büchern enthaltenen Geschichte bewegt, eine reiche und bisher gar wenig benutzte Fundgrube der Beweise und Aufklärungen. Erst in unseren Tagen ist diese Fundgrube völlig eröffnet; seit der Französischen Expedition hat die Kenntniß des alten Ägyptens auf merkwürdige Weise zugenommen; die großen Werke von Rosellini und Wilkinson zeigen fast auf jeder Seite, daß dasselbe fast wie neu entdeckt zu betrachten ist. In welchem Grade diese Entdeckungen der heiligen Schrift, und speciell den Büchern Moses zu Gute kommen, das läßt auch der schwache Versuch von Taylor: *Illustrations of the Bible from the monuments of Egypt*, London 1838, wenigstens ahnden. Je mehr in dieser Beziehung die rationalistische Kritik und Auslegung hinter ihrer Zeit zurückgeblieben ist — in den neuesten Commentaren über das erste Buch Moses z. B. von v. Bohlen und Tuch geht die Kenntniß Ägyptens nicht über das vor hundert Jahren Gangbare hinaus; die Entdeckungen unseres Jahrhunderts werden fast völlig ignoriert — desto mehr liegt es der rechtgläubigen Theologie, die durch diese Entdeckungen nur gewinnen kann, ob, hier mit der Zeit gleichen Schritt zu halten.

Wir wollen hier an dem Beispiele eines einzelnen Abschnittes der Bücher Moses zeigen, was sich auf diesem Gebiete thun und was gewinnen läßt. Der gewählte Abschnitt ist für die Erkenntniß des Verhältnisses, in dem die Bücher Moses zu Ägypten stehen, von nicht geringer Bedeutung, und zwar zuerst und hauptsächlich insofern die berichteten übernatürlichen Thatfachen in der natürlichen Beschaffenheit Ägyptens eine Grundlage finden, in naher Beziehung zu den dort gewöhnlichen Naturerscheinungen stehen, dann aber auch wegen so mancher einzelnen Züge in der Erzählung, welche darthun, wie genau und individuell die Ägyptischen Kenntniße des Verf. waren.

Was den ersten Punkt betrifft, so hat man mehrfach jene Berührungen der Wunder mit der natürlichen Beschaffenheit Ägyptens zum Nachtheil der Bücher Moses geltend machen wollen. So schon Englische Deisten, z. B. Morgan. Unter den Neueren besonders v. Bohlen, welcher bemerkt, Moses hätte sich bei seinen Zeitgenossen, welche Ägypten so wohl kennen mußten, um es am gelindesten auszudrücken, dem Verdachte der Selbsttäuschung aussetzen müssen, wenn er allgemein bekannte Naturphänomene als Wunder hätte geltend machen wollen. Allein daß die Begebenheiten so wie sie erzählt werden, ungeachtet der natürlichen Grundlage, immerfort ihren wunderbaren Charakter

behaupten und daher geeignet sind zu beweisen was sie beweisen sollen, und zu bewirken, was sie bewirkt haben, liegt am Tage. Versuche, das Wunderbare ganz in dem Natürlichen untergehen zu lassen, wie sie von du Bois Aymé in der notice sur le séjour des Hébreux en Egypte in der description t. VIII. und dann von Eichhorn in der Abhandlung de Aegypti anno mirabili angestellt worden sind, werden nie ihren Zweck erreichen. Schon die ungewöhnliche Stärke, in der die Naturereignisse hier auftreten, und zwar Schlag auf Schlag, während sonst nur das eine oder das andere in außerordentlichen Fällen in besonderer Intensität auftritt, schon die Thatfache, daß Eichhorn, ungeachtet aller gewaltsamen Verdrehungen, die er sich erlaubte, doch Stoff fand für eine Abhandlung de Aegypti anno mirabili (von dem wunderbaren Jahre Ägyptens), führt uns, zumal wenn wir die Verschönerung des Landes Gosen hinzunehmen, und diese Naturereignisse in Verbindung betrachten mit der damals schwebenden Sache, bis an die Grenzen des Wunders, zu dem das Außerordentliche in seiner höchsten Steigerung den Übergang bildet. In das Gebiet des Wunders selbst aber werden wir dadurch eingeführt, daß diese Thatfachen durch Moses herbeigeführt und bewirkt werden, daß sie auf seine Fürbitte und zum Theil zu einer von Pharao selbst dazu bestimmten Zeit gehören, vgl. 2 Mos. 8, 5 ff. Man kann also die Berührung mit den Naturerscheinungen nur also zum Nachtheil der Bücher Moses geltend machen, daß man, über die vorliegende Erzählung hinausgehend, behauptet, was sich in ihr aus der natürlichen Beschaffenheit Ägyptens erklären lasse, begründe die Präsumtion, daß das Überschießende der Dichtung angehöre. Aber diese Behauptung entbehrt jedes Grundes. Sobald der historische Charakter der Bücher Moses feststeht, mag man nach dem Maßstabe der Ägyptischen Naturkunde Wahrheit und Dichtung von einander scheiden, obgleich man dann gewiß besser thut, die ganze Erzählung dem mythischen Gebiete zuzurweisen, da das Natürliche in ihr eben nur durch die Verbindung mit dem Übernatürlichen seine Bedeutung erhält und man, sobald es abgesondert wird, gar nicht mehr begreifen kann, wie Moses darauf kam, damit etwas beweisen zu wollen und wie er bewirken konnte, was er bewirkt hat. Davon aber, daß das Natürliche an sich schon eine Präsumtion gegen das Wunderbare begründe und also selbst eine Instanz gegen den historischen Charakter der Bücher Moses bilde, kann gar nicht die Rede seyn. Man bemühe sich, dafür irgend einen haltbaren Grund beizubringen, und man wird bald sehen, daß man sich eine rein willkürliche Voraussetzung erlaubt hat. Daß im Gegentheil jenes Anschließen an das Natürliche dem Wunderbaren zur Bestätigung dient, wird aus dem Folgenden erhellen.

Nachdem wir gezeigt haben, daß die natürliche Grundlage der wunderbaren Begebenheiten nicht gegen die Bücher Moses geltend gemacht werden könne, liegt es uns noch ob, nachzuweisen, in wiefern sie für dieselben spricht. Hier kommt zuerst die Zweckmäßigkeit dieser Beschaffenheit der Wunder in Betracht. Das Übernatürliche bildet in der Regel in der Schrift keinen schroffen Gegensatz gegen das Natürliche, sondern schließt sich freundlich an dasselbe an. Dies folgt daraus, daß auch das Natürliche in die engste Beziehung zu Gott gesetzt wird. Das Streben nach Isolirung des Wunderbaren kann nur der Gottlosigkeit beizubringen. Hier aber fand noch ein besonderer Grund statt, das Übernatürliche möglichst enge mit dem Natürlichen zu verknüpfen. Der Zweck, dem alle Thatfachen dienen, war nach E. 8, 18. der, zu beweisen, daß Jehovah der Herr sey inmitten des Landes. Dieser Beweis nun konnte nicht gründlich geführt werden, wenn eine Reihe fremdartiger Schrecknisse hereinbrach. Aus ihnen folgte nur, daß Jehovah eine momentane und äußerliche Gewalt über Aegypten erhalten hatte. Dagegen, wurden die jährlich wiederkehrenden Erfolge in Beziehung zu Jehovah gesetzt, so zeigte es sich recht eigentlich, daß er Gott war inmitten des Landes, so erging das Gericht über die eingebildeten Götter, die man an seine Stelle gesetzt, so wurden diese völlig aus den Gebieten vertrieben, die man als ihnen eigenthümlich betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Oxfordr Theologie.) (Schluß.)

„Wenn wir nun so,“ fährt Pusey fort, „die Aussprüche unserer Artikel, des Katechismus und der Liturgie zusammenfassen, so glauben wir, daß die Lehre unserer Kirche ist, daß in der Communion für den Gläubigen eine wahre, wesentliche und wirkliche (true, real, actual), obgleich geistliche (oder vielmehr eine desto realere, weil geistliche) Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi durch die heiligen Elemente stattfindet, daß eine wahre, wirkliche, geistliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl vorhanden ist, realer als wenn wir mit Thomas ihn mit unseren Händen fühlen und unsere Hände in seine Seite legen könnten, daß dies dem Glauben dargereicht und durch Glauben empfangen wird, wie jede andere geistliche Gabe, aber daß unser Glaube nur der Empfänger der wirklichen, geheimnißvollen, kostbaren Gabe Gottes ist, daß Glaube unsere Augen öffnet, zu sehen was wirklich vorhanden ist, und unsere Herzen, es zu empfangen, aber daß das Vorhandenseyn von unserm Glauben unabhängig ist. Und diese wirkliche, geistliche Gegenwart ist es, welche das unwürdige Hinzunehmen so schrecklich macht. Bei keiner Theorie, nach welcher die geweihten Elemente bloße Darstellungen oder Zeichen, oder Pfänder einer abwesenden Sache sind, oder Mittel, unseren Glauben zu entzünden, würde das unwürdige Empfangen der heiligen Eucharistie viel schauerlicher seyn, als gottloser Wandel in der Kirche, wo Christus gleichfalls mitten unter uns ist. Alles was die Schrift davon sagt, daß der, welcher nicht unterscheidet den Leib des Herrn, schuldig ist am Leibe und Blute des Herrn, bezeugt eine unmittelbare, unsichtbare Gegenwart dieses Leibes, welchen die Gottlosen nicht unterscheiden, woran sie keinen Theil haben können, sondern

sich dagegen versündigen, und so sich selbst das Gericht essen und trinken, dadurch daß sie das Sakrament“) eines so großen Gegenstandes essen und trinken.“

„Wir weichen also den Romanisten nicht, was die Größe unserer Vorrechte betrifft, wir glauben nicht, daß unser Herr weniger wirklich und geistlich zugegen ist, als sie es glauben, daß er sich weniger durch seine Sakramente mittheilt, daß wir weniger seinen Leib und sein Blut empfangen, daß unsere sündigen Leiber weniger durch seinen verklärten Leib gereinigt und zur Unsterblichkeit genähert werden; wir glauben nicht weniger als sie an das Wort des Herrn: „Dies ist mein Leib;“ wir tadeln sie nicht deshalb, weil sie etwa von der geistlichen Gabe, welche in diesem Sakramente enthalten ist, zu Großes und Erhabenes halten (alle menschliche Worte und Gedanken sind zu gering dafür), sondern weil sie durch ihre fleischlichen Begriffe dem Sinne der Menschen die Art und Weise der Gegenwart des Erlösers zu erklären suchen, weil sie darauf ausgehen, den scheinenden Widerspruch zu lösen, daß die Elemente immer bleiben, was sie waren, aber überdies noch für uns der Leib und das Blut des Herrn sind, weil sie in Übereinstimmung mit dem schwachen Glauben des Nikodemus, das Wie der geistlichen und geistlichen Dinge zu wissen verlangen, sie auf diese Weise erniedrigen, und durch ihre Erklärungen wenigstens ihre Priesterschaft zum Hochmuth und endlich zum Unglauben verleiten.“

„Wir wollen demnach nicht auf Worte bestehen, wenn Andere nur die Realitäten anerkennen wollen, wir sind zufrieden die Worte: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi, der für dich gegeben ward,“ anzunehmen, wie sie in der alten Kirche gebraucht wurden, von welcher unsere eigene sie überkommen und wiederhergestellt hat, nicht als etwas Abwesendes bezeichnend, sondern als die geistliche, unsichtbare Gegenwart des gesegneten Leibes und Blutes andeutend, welches uns durch die unverwandelten, obgleich geweihten Elemente zugeführt wird, unverwandelt in Beziehung auf ihre materielle Substanz, aber verwandelt in ihrem Gebrauche, ihrer Wirksamkeit, ihrer Würde, in mystischer und geistlicher Weise. Wir sehen nicht ein, warum wir eine Sprache vermeiden sollen, welche die Väter und die alten Liturgien gebraucht haben und welche mit Billigung von großen Geistlichen unserer Kirche angeführt wird, daß „„Brot und Wein zum Leibe und Blute Christi gemacht worden sind,““ indem sie dadurch, daß sie geistlich der Leib und das Blut Christi sind, nicht aufhören, körperlich „„Brot und Wein““ zu seyn, wie der Apostel sie nennt. Wir wollen auf diesen Worten nicht bestehen, aber wir fürchten, daß wenn man dagegen Einwendungen macht, man sich nicht den Worten widersetzt, sondern den Realitäten, nicht den Ausdrücken, sondern der Wahrheit, welche sie enthalten.“

„So tief nun der Irrthum Roms ist, so fürchten wir doch, daß Andere noch ernstlicher geirrt haben. Nicht Zwingli allein, sondern auch Calvin, haben die Weise der Gegenwart Christi so erklärt, daß sie sie der That nach wegerklärt haben. Indem sie die Gegenwart Christi nur für die Seele des Gläubigen annehmen, haben sie ihrerseits die Natur eines Sakraments zerstört, indem sie es seiner innerlichen Fülle beraubten, wie die Romanisten durch die Transsubstantiationslehre das äußerliche Zeichen entfernt haben. Die Zwingli-Calvinistische Theorie, wie sie sich auch oft in Worten verstellen mag, läuft doch darauf hinaus,

*) Sakrament ist hier im Sinne von Zeichen gebraucht wie im neun und zwanzigsten Artikel des Englischen Symbols, wo es heißt: „Die Gottlosen und solche, welche des lebendigen Glaubens ermangeln, obgleich sie fleischlich und sichtbar mit ihren Zähnen (wie der heilige Augustinus sagt) das Sakrament des Leibes und Blutes Christi zerkauen, haben doch in keiner Weise Gemeinschaft mit Christo, sondern essen und trinken vielmehr zu ihrer Verdammniß das Zeichen oder Sakrament eines so großen Gegenstandes.“

daß die äußerlichen Elemente nicht Kanäle oder Werkzeuge der Gnade sind, sondern daß ihre Bestimmung nur darin besteht, den Glauben des Individuums zu entzünden, ihm Christum vor Augen zu stellen, damit es so im Geiste zum Himmel aufsteige, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt, sich dort von ihm durch den Glauben nähre, sich seine Verdienste zueigne, und dadurch mit ihm vereinigt werde. Von solchen Dingen sprechen sie oft in berebter Weise, aber die Sakramente selbst haben an dieser Erhebung des christlichen Gemüthes nicht mehr Antheil, als das Ausbören des Wortes Gottes, von dem nach ihrer Meinung ihre Wirksamkeit abhängt.“

„Also auch hierin hält unsere Kirche die katholische Wahrheit fest im Unterschiede von modernen Neuerungen des Roms, Zürichs oder Genfs, indem sie eine reale, geistliche Gegenwart unseres Herrn in der heiligen Eucharistie lehrt, indem sie festsetzt, daß er in derselben und durch dieselbe wirklich und wahrhaftig sich selbst, seinen Leib und sein Blut den Gläubigen mittheilt, und daß durch diese von ihm dargereichte und durch den Glauben empfangene Gabe Christus in uns wohnt und wir in ihm. Die Romanisten hingegen fassen es in einem fleischlichen und irrtümlichen Sinne wenn sie sagen, daß der Leib und das Blut Christi nicht nur in realer, sondern auch in substantieller Weise im Sakramente der heiligen Eucharistie gegenwärtig ist, denn „substantiell“ ist ihnen nicht gleichbedeutend mit „reell“, sondern so viel als „körperlich“, indem sie sagen, daß der Leib des Herrn fühlbar mit den Händen berührt, mit den Zähnen gekaut und zermalmt wird. Ferner verwerfen wir ihre Annahme, daß Christus ganz unter einer Gestalt zugegen sey (d. i. die Lehre von der Concomitanz), wodurch sie ihre moderne Neuerung von der Kelchentziehung zu stützen suchen. Eben so halten wir die Bestimmung für verwerren, daß in den consecrirten Elementen, welche nicht verzehrt, sondern nach der Communion aufbewahrt werden, der Leib und das Blut Christi zurückbleiben (indem sie damit meinen, daß sie zurückbleiben unabhängig vom nachfolgenden Genuße des Kranken oder der Communikanten), obgleich sie ohne Zweifel nicht gemeines, sondern geheiligtes Brodt und Wein sind. Endlich müssen wir uns entschieden gegen die Adoration der Hostie und gegen den Irrthum des Theophrasts erklären.“

Die folgenden Seiten dieses Abschnittes enthalten nun noch eine sehr scharfe Polemik gegen die eben angeführten Romanistischen Mißbräuche, besonders gegen die Kelchentziehung. Wir heben den charakteristischen Anfang dieser Stelle hervor, weil er sowohl die aufrichtige und entschiedene Mißbilligung der papistischen Verderbnisse von Seiten Pusey's darlegt, als auch auf der anderen Seite zu erkennen gibt, wie wenig von ihm das eigentliche Herz der Römischen Irthümer getroffen wird. „Dies sind die modernen Verderbnisse Roms, welche unsere Kirche in ihren Artikeln verdammt, und gegen dieselben, welche alle aus der einen Erfindung der Transsubstantiationslehre entspringen, haben wir oft und wiederholentlich unser strenges Urtheil gefällt. Wir haben das dem Kalen zugefügte Unrecht der Kelchentziehung als einen der praktischen Uebelstände der Kirche Roms bezeichnet, welcher allein schon ohne ferneren Disput einen Zeden abhalten kann, sich dieser Kirchengemeinschaft anzuschließen. Wie es mit denen seyn mag, die zu keiner anderen Zutritt haben, haben wir kein Recht zu entscheiden, obgleich man nicht weiseln kann, daß sie hierin einen traurigen Verlust erleiden, und der elende Zustand, in welchem sich Römische-Katholische Gegenden im Allgemeinen befinden, mag theilweise diesen Verluste zuzuschreiben seyn: aber wenn irgend Jemand sich freiwillig von einer Gemeinschaft, wie die unsrige, ausschließen wollte, in welcher er den Kelch empfangen kann, und sich von selbst einer solchen anschließen, in welcher er ihm versagt ist, so wäre dies ein so muthwilliges Spiel mit

Vorrechten, eine solche Verachtung der Gaben Gottes, ein solches Gott Versuchen, daß ich glauben sollte, dieser Grund allein müßte jedes Glied unserer Kirche von diesem Schritte zurückhalten. Die Kelchentziehung ward zur Zeit der Reformation als eine große praktische Grausamkeit empfunden, so sehr, daß bedeutende Autoritäten nicht daran gezweifelt haben, daß es der Hauptgrund war, warum die Religioösesinnigten so eifrig nach einer Reformation verlangten, und daß, hätte Rom diesen Punkt eingeräumt, die Reformation niemals in der Weise vor sich gegangen wäre, wie es geschehen ist.“

Die Schlussworte dieses ganzen Abschnittes lauten: „Diejenigen, welche die heiligen Elemente gläubig empfangen, erkennen daß sie, indem sie ein jedes consecrirte Element empfangen, den Leib unseres Herrn Jesu Christi, der für sie gegeben worden, so wie sein Blut, das für sie vergossen worden, besonders empfangen. Sie grüßeln nicht darüber, wie sein Leib von seinem Blute getrennt ist, oder was für einen neuen Segen die Gemeinschaft seines Blutes ihnen darbiete. Natürliche Ehrfurcht, die Frucht ehrerbietiger Abendmahlsfeier, verhindert sie zu forschen oder sich strafbar zu machen. Sie hören, ein Jeder einzeln, die alten, heiligen Worte der allgemeinen Kirche: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi, . . .“ „Das Blut unseres Herrn Jesu Christi,“ und in einfältiger Frömmigkeit, welche einen mächtigeren Halt in sich trägt als irgend eine Spitzfindigkeit Romanistischer Dissinktion, scheuen sie sich, irgend einen Theil der ihnen dargereichten Gabe einzubüßen. Aber für jedwede der ultraprotestantischen Theorien, welche die consecrirten Elemente als sichtbare Symbole seines abwesenden Leibes und Blutes betrachten, als Darstellungen, Mittel, den Glauben zu entzünden und dergleichen, wäre die Kelchentziehung kein Verlust. Wer sie dennoch als einen solchen betrachtet, würde dies in Folge einer Frömmigkeit thun, die eine Inconsequenz gegen seine Theorie enthielte. Es ist die Realität der Gemeinschaft seines Blutes durch Mittel von dieser Form, wie er sie verordnet hat, es uns zuzuführen, welche den Kelch, den wir segnen, zu einem Segen, seine Entziehung zu einem Verluste macht. Die, welche die heiligen Symbole nur für äußerlich halten, mögen sie als einen Akt des Gehorsams (und insofern mit Recht) beibehalten, aber sie können sie nicht als einen wesentlichen Segen betrachten. Und so zeigt es sich wieder, wie eine eifersüchtige Anhänglichkeit an die hohen katholischen Lehren des Alterthumes zu gleicher Zeit eine Schutzwehr enthält, die Liebe unseres Volkes nicht zu verlieren, sondern zu bewahren. Dies ist nicht unser Ziel; aber es ist eine Belohnung, welche mit der Glaubensstreue verknüpft ist.“

„Auf der anderen Seite scheint mit unsere Kirche, indem sie die urkatholische Wahrheit festhält, noch weiter von solchen modernen Traditionen als von Menschenerfindungen entfernt, welche diese Wahrheit läugnen. Rom hat in dieser Beziehung die Wahrheit, obgleich mit Irthum vermischt und dadurch getrübt und beeinträchtigt; die Zwingli-Calvinistische Schule hat sie eingeblüßt. Mit einem Worte, unsere Kirche hält mit Rom die Realität der Mittheilung des Leibes und Blutes Christi durch die heilige Eucharistie fest, aber sie läugnet die fleischliche Art und Weise ihrer Erklärung und protestirt gegen die dadurch bedingten Mißbräuche; aber was Rom von Wahrheit zurückbehalten hat, das behauptet unsere Kirche mit ihm gegen solche, welche, indem sie die göttlichen Mysterien der Vermuthung begreiflich machen, das, was daran geheimnißvoll ist, hinwegklären müssen, und die verborgenen Gaben des Sakramentes in Hülfsmittel der Betrachtung, äußerliche Bezeugungen der göttlichen Gaben, Darstellungen für die äußeren Sinne, bloße Erinnerungszeichen Seines Todes auflösen.“

„Ich wollte nur noch zum Schlusse bemerken, daß ich unseren Anküßlern nicht den ganzen Umfang der Zwinglischen Lehre zuschreiben

möchte, obgleich ich glauben muß, daß sie hinter den Lehren unserer Kirche zurückbleiben. Ich wünsche nicht von Individuen zu sprechen, sondern von Systemen; ich zweifle nicht, daß Individuen besser sind als ihre Systeme, und ganz anders als ihr System seyn würde, wenn es ohne Rückhalt entwickelt würde; glücklicher Weise ist der Glaube der Individuen durch die Liturgie unserer Kirche aufrecht erhalten, und ihr Gottesdienst hat auf Viele ihrer Glieder einen größeren Einfluß gewonnen, als sie wahrscheinlich selbst merken, und hat ihnen Wahrheiten zugeführt, welche sie sich scheuen in Worten auszudrücken, damit dies nicht auf eine zu große Werthschätzung der Dinge hinführe, die sie für äußerlich halten; wir wollen sie nicht tadeln, wir wollen ihnen nur das System darlegen, welches sie theilweise ergriffen haben, damit sie sich ganz aus demselben loswinden mögen.“

Es ist allerdings nicht leicht, die Pusey'sche Ansicht vom heiligen Abendmahl, wie wir sie so eben mitgetheilt, auf durchgehendes klare und bestimmte Begriffe zurückzuführen. So viel ist ersichtlich, daß sie eine gewisse Mitte hält zwischen der Calvinischen und Lutherischen Auffassung. — Mit der letzteren stimmt sie in der Art und Weise überein, wie sie das irdische und himmlische Element im heiligen Nachtmahl unseres Herrn mit einander verknüpft seyn läßt. Sie verwirft entschieden die Zwingli-Calvinistische Trennung von Brodt und Leib, von Wein und Blut Christi, sie würde sich ohne Zwang unter die Lutherische Formel bringen lassen, daß wir in, mit und unter dem Brodt und Weine den Leib und das Blut unseres Herrn empfangen. Zwar erklärt sich Pusey gegen jede begriffliche Bestimmung des eigenthümlichen Modus der Vereinigung des irdischen Elementes mit der himmlischen Substanz, doch ward dieselbe eigentlich auch von den Lutherischen Dogmatikern nicht erstrebt. Sie bestimmten nur negativ, die *transsubstantiatio*, die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl, sey nicht zu denken als *pertransubstantiatio*, transubstantiatio, nicht als *immutatio*, inexistencia, impanatio, räumliche Beschlossenheit des Leibes unter dem Brodt, nicht als *consubstantiatio*, Vermischung des Brodtes und des Leibes Christi zu einer dritten Substanz, sondern es sey eben nur eine wahre und wirkliche Gegenwart, keine *absentia*, Abwesenheit des Leibes und Blutes des Herrn, anzunehmen. Die Art und Weise der Vereinigung von Leib und Blut mit Brodt und Wein sey eine von der persönlichen, mythischen, physischen, moralischen verschiedene, sakramentliche Vereinigung, doch bleibe sie als solche immerdar ein incomprehensibile mysterium, ein unbegreifliches Geheimniß. Von der Lutherischen Ansicht weicht aber die Pusey'sche darin ab, daß sie keine *manducatio oralis*, keine mündliche Niesung, und keine *manducatio indignorum*, keinen Genuß des Leibes und Blutes Christi von Seiten der Unwürdigen annimmt. In dieser Hinsicht stimmt sie ganz mit Calvin überein, indem sie nur den Glauben als das empfangende Organ und nur die Gläubigen als Empfänger des Leibes und Blutes, die Ungläubigen aber als bloße Empfänger von Brodt und Wein betrachtet. So bezeichnet denn auch Pusey in dem folgenden, später noch genauer zu skizzirenden Abschnitte seines Buches die Lutherische Abendmahlslehre mit den Worten: „Das System Luther's, obgleich theilweise irrthümlich, war doch höher als das von Calvin und Zwingli.“ — Es scheint uns übrigens die Oxforder Lehre vom heiligen Abendmahl mit einer unhaltbaren Inconsequenz befaßt. Calvin erkannte richtig, daß wenn einmal der Glaube zum

Organ des Empfangens der sakramentlichen Heilsgüter gemacht wird, der Gläubige dann im Abendmahl nichts specifisch Verschiedenes empfangen könne von dem, was sein Glaube auch außerhalb des Sakramentes sich aneignet. Es kann dann nur noch von einem graduellen, nicht von einem wesentlichen Unterschiede die Rede seyn. Setzt man also im Gegensatz hiezu das Objekt des Sakramentgenusses als generisch von dem Objekte des durch das bloße Wort vermittelten Glaubensgenusses verschieden, so kann man auch der Lutherischen Consequenz von dem Leiblichen, wenn auch übernatürlichen Empfangen der Leiblichen, wenn auch himmlischen Gabe sich nicht entziehen. Pusey fühlt das Bedürfnis die eigenthümliche Würde des Sakramentes zu retten, dadurch daß er ihm einen eigenthümlichen Gehalt vindicirt, und tritt doch schon vor den notwendigen Folgerungen dieser richtigen Prämisse zurück. So besteht denn seine Ansicht aus einem haltungslosen Almalagma entgegengekehrter Principien. Wollte er eine begrifflich haltbare Vermittelung zwischen Calvin und Luther treffen, so konnte er der Lehre von der *manducatio oralis* nicht entgehen und es stand ihm nur der Ausweg offen, mit Verwerfung der Lehre von der *manducatio indignorum*, das Leibliche Organ durch den Glauben, oder vielmehr durch denselben Geist, der auch den Glauben wirkt, verkürrt und dadurch ausschließlich zum Empfangen der Gabe des wahren Leibes und Blutes des Herrn befähigt werden zu lassen. So that der Geist dem Stephanus, und dem Paulus bei seiner Bekehrung, nicht nur des Herzens, sondern auch des Leibes Auge auf, daß sie nicht nur geistlich im Glauben, sondern auch leiblich sahen die Herrlichkeit des Menschen Sohnes. Die Unstehenden sahen und hörten nichts, oder vernahmen nur einen ungewissen Schein und Klang, wie auch die Ohren derer, an die vor dem Hingange des Herrn des Vaters Stimme erging: Ich habe meinen Namen verkürrt und will ihn wiederum verkürren, nur eines Donners dumpfes Getöse zu hören meinten. So würde also der Herr auch hier im heiligen Abendmahl, wie dort nur dem Paulus und Stephanus Aug und Ohr, nur den Gläubigen den Mund aufthun, auf daß sie seinen Leib und sein Blut und nicht wie die übrigen nur Brodt und Wein empfangen. — Wir wollen hiemit nur andeuten, welches das Ziel des Weges und der Spur ist, welche die Pusey'sche Ansicht verfolgt, wenn sie sich einer klaren begrifflichen Durchbildung nicht entzieht, ohne damit die Richtigkeit der eben entwickelten, vermittelnden Lehrform vertreten zu wollen. Wir glauben, daß dieselbe den Sinn der Stelle 1 Cor. 11, 23—32, besonders der Verse 27—32, nach ihrer einfachsten Deutung nicht vollständig erschöpft. Jedenfalls aber dürfte sie, da sie nur die *manducatio indignorum* als Differenzpunkt übrig läßt, viel eher als ein von der Lutherischen Fassung nur individuell verschiedener Lehrtypus, und somit als eine viel berechtigtere Unionsbasis betrachtet werden, als dies unserer Meinung zufolge von der Calvinischen Fortbildung des Zwinglischen Dogmas prädicirt werden kann. Ob übrigens Pusey, wie er meint, mit dem acht und zwanzigsten Artikel des Symbols seiner Kirche, welcher lehrt, daß „der Leib Christi im Abendmahl nur auf eine himmlische und geistliche Weise gegeben, genommen und gegessen wird“ und daß „das Mittel, wodurch im Abendmahl der Leib Christi empfangen und gegessen wird, der Glaube sey,“ wirklich übereinstimmt, muß dem Kenner der Dogmengeschichte, der in dieser Formel schwerlich mehr als die Calvinische Lehre erkennen wird, sehr zweifelhaft scheinen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 23. Mai.

N^o 42.

Die Zeichen und Wunder in Aegypten.

(Fortsetzung.)

Ferner, spätere Dichtung würde absichtlich darauf ausgehen, den Zusammenhang des Übernatürlichen mit dem Natürlichen zu zerstören, wärend, daß die Würde des ersteren durch diesen Zusammenhang gefährdet, des Herrn Allmacht und seine Liebe zu Israel dadurch verdunkelt werde. Sie würde darauf ausgehen, grade die fremdartigsten Schrecknisse über Aegypten zu versammeln. Diesem Interesse würde der Gedanke an die vorhin nachgewiesene Bedeutung des Zusammenhanges des Übernatürlichen mit dem Natürlichen nicht geeignet seyn das Gegengewicht zu halten, auch wenn sich voraussetzen ließe, daß man ihn, den feinen und der gewöhnlichen Betrachtungsweise fern liegenden, gefaßt hätte. Und auch abgesehen von dieser Absicht, konnte es der dichtenden Sage nimmer gelingen, dem Übernatürlichen so durchweg den Aegyptischen Charakter zu erhalten, und das Einbringen nicht Aegyptischer Elemente zu verhindern. Hätten vielleicht auch einzelne Israeliten der späteren Zeit eine genauere Kenntniß von Aegypten, so würde diese doch der Sage wenig zu gute gekommen seyn, da die Gestaltung derselben nicht bloß von ihnen ausgehen konnte, vielmehr weit mehr durch die herrschende Unkenntniß Aegyptens bedingt werden mußte. So zeugt also der durchgängige Zusammenhang des Übernatürlichen mit dem Natürlichen für die Glaubwürdigkeit der Erzählung, für die Gleichzeitigkeit derselben und somit für die Mosaische Abfassung der Bücher Moses.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zum Einzelnen. Den in der Zehnzahl, als der Zahl der Vollendung abgeschlossenen Zeichen, welche zugleich Plagen sind, geht in 2 Mos. 7, 8—13. ein Zeichen voraus, welches einen unschuldigen Charakter trägt. Es wird zuerst versucht, ob Pharao, in Bezug auf den Calvin so treffend sagt: nobis in unius reprobī persona superbiae et rebellionis humanae imago subijcitur (uns wird in der Person Eines Verworfenen ein Bild des menschlichen Hochmuthes und der menschlichen Empörung vorgestellt), nicht ohne Schaden klug werden will. Moses Stab wird in eine Schlange verwandelt, die Aegyptischen Weisen bewirken wenigstens zum Scheine dasselbe, der Stab Moses aber verschlingt die Stäbe. Hier findet eine Aegyptische Beziehung nicht bloß bei dem Gegenwunder der Aegyptischen Weisen statt, vielmehr fußt das Mosaische Zeichen — dasselbe, wodurch er sich auch schon auf göttlichen Befehl bei den Ältesten seines Volkes legitimirt hatte — schon auf den eigenthümlichen Verhältnissen Aegyptens. Moses wird mit der Kraft ausgerüstet dasjenige zu bewirken, was bewirken zu können die Aegyptischen Weisen sich

ganz besonders rühmten und worauf sie vorzugsweise ihre Autorität gründeten.

Die Kunst der Schlangenbeschwörung ist in Aegypten von den ältesten Zeiten an (vgl. Aelian h. a. 17, 5. und die Zusammenstellung der Nachrichten der Alten über die Psyllen bei Quatremère memoires sur l'Egypte t. 1. p. 202 ff.) bis auf die neuesten einheimisch gewesen. Französische Gelehrte in der description haben über sie die eingehendsten Nachrichten gegeben. Auch diejenigen, welche mit dem unbedingtesten Mißtrauen zu der Sache hinzutraten, haben sich doch überzeugen müssen, daß an ihr etwas ist, daß die Psyllen sich im Besitze eines geheimen Zaubers befinden, der sie in Stand setzt, die merkwürdigsten Erfolge hervorzubringen. „Wir gestehen“ — heißt es in der Abhandlung de l'art des ophiogènes, ou enchanteurs des serpens in t. 18. der descr. S. 333 ff. — „daß wir, weit entfernt von aller Leichtgläubigkeit, selbst Zeugen einiger so merkwürdigen Thatsachen gewesen sind, daß wir die Kunst der Schlangenbändiger nicht ganz als chimärisch betrachten können. — Wir glaubten zuerst, daß man die Zähne der Schlangen und die Stacheln der Skorpione ausbräche, aber wir haben Gelegenheit gehabt, uns vom Gegentheil zu überzeugen.“ „Ich bin überzeugt,“ sagt Quatremère l. c. p. 204., „daß sich unter den Psyllen des Alterthums eine gewisse Anzahl von Menschen fand, welche durch geheime Vorbereitungen sich in den Stand setzten, den Biß der Schlangen nicht zu fürchten und ungestraft mit den giftigsten unter diesen Thieren zu handthieren.“ „In Aegypten und in den benachbarten Ländern“ — sagt ders. S. 210. — „gibt es Männer und Frauen, welche wirklich den Namen der Psyllen verdienen und welche ungestraft mit den Cerasten verkehren und anderen Schlangen, deren Gift den schnellsten Tod verursacht.“ Daß sie ihnen nicht etwa die Giftzähne ausreißen, bezeuge auch Hasselquist S. 93. aus eigener Erfahrung. Nach dem Berichte in der descr. t. 24. S. 82 ff. geht die Kunst vom Vater auf den Sohn über. Die Psyllen bilden eine Corporation, indem sie behaupten die einzigen zu seyn, welche die Schlangen zu rufen und die Häuser davon zu befreien vermögen. Niemals werde ein Anderer als der Sohn eines Psyllen zu dieser Fähigkeit gelangen. Die Schlangen verstecken sich in Aegypten nicht selten in die Häuser und werden dann sehr gefährlich. Merkt man etwas, so nimmt man zu den Psyllen seine Zuflucht. Der Französische General en chef wollte einmal der Sache auf den Grund kommen. Er requirirte drei Psyllen und befaßl ihnen, eine Schlange aus dem Pallast zu schaffen, die sich darin verspüren lassen. Die feuchten Orter wurden besonders untersucht. Nur dort lockte der Psylle, indem er das Gezißche der Schlange nachmachte, bald das der mann-

lichen, bald das der weiblichen. Nach 2½ Stunden stellte sich wirklich eine Schlinge ein. Bei den religiösten Festen erscheinen die Psyllen fast nackt, den Hals, die Arme und andere Theile des Körpers umschlungen von Schlangen, von denen sie sich die Brust und den Bauch stechen und zerreissen lassen, und sich mit einer Art Wuth gegen sie wehren, indem sie sich stellen, als wollten sie sie bei lebendigem Leibe auffressen. Ihre Kunststücke sind sehr mannichfach. „Sie können nach ihrer Behauptung die Gase (dies ist die Schlangenart, deren sie sich besonders zu ihren Künsten bedienen) in einen Stock verwandeln und sie zwingen, daß sie sich todt stellt. Wenn sie diese Wirkung hervorbringen wollen, so speien sie ihr in die Kehle, zwingen sie, dieselbe zu verschlucken und legen sie auf die Erde nieder. Alsbald, gleichsam um ihr einen letzten Befehl zu geben, legen sie ihr die Hand auf den Kopf, und sogleich wird die Schlange steif und unbeweglich und fällt in eine Art Erstarrung. Sie wecken sie dann auf wann sie wollen, indem sie sie beim Schwanz ergreifen und sie stark zwischen den Händen rollen.“ Dasselbe bezeugt auch du Bois Aymé S. 108.

Was uns über den Zustand der neueren Schlangenbändiger bei der Ausübung ihres Handwerkes berichtet wird, ist recht geeignet, uns einen Blick in den Zustand der Ägyptischen Weisen zu geben, welche dem Moses widerstanden. Gewiß war bei ihnen nicht weniger wie bei jenen der Zustand ein solcher der allerhöchsten Aufregung, und an eine bloße kaltblütige Betrügerei ist nicht zu denken, wenn gleich der Betrug, wie eben so das Beispiel der neueren Ägyptischen Psyllen zeigt, keineswegs durch den Enthusiasmus ausgeschlossen wird, vielmehr oft mit ihm Hand in Hand geht. Daß der Zustand der Psyllen ein enthusiastischer ist, erhellt schon aus den bereits mitgetheilten Nachrichten. Nach Minutoli, S. 226 ff. der Reise, hält sie das Volk für heilig; „bei gewissen Feierlichkeiten, z. B. am Tage vor dem Abgange der großen Caravane nach der heiligen Kaaba, ziehen sie in Processionen einher, mit lebendigen Schlangen um Hals und Arme, sich convulsivisch wie Rasende gebührend, bis ihnen der Schaum vor den Mund tritt, und zuweilen zerreissen sie die Schlangen mit den Zähnen. Wenn sie in diesem Zustande sind, drängt das Volk sich herbei, besonders die Weiber, um wo möglich ihren geifernden Mund mit den Händen zu berühren.“ Einen Psyllen, welcher geheilt worden, ein Haus von Schlangen zu befreien, beschreibt derselbe folgendermaßen: „Das Aussehen dieses Menschen war das eines wahren Zauberers. Beim Anfange seiner Operationen zog er sich nackt aus, bis auf einen kleinen Schurz um seine Hüften, über seine Brust hing eine schwarze Korallenschnur, sein Haupt war geschoren bis auf einen Büschel Haare, der auf dem Scheitel borstenartig in die Höhe stand, sein Körper schwarzbraun und muskulös. Die Augen verdrehend und mit dem Zaubersstab in der Hand, schritt er nun gravitatisch einher, indem er unter Ausstosung immer lauterer Imprecationen gegen Decken und Wände stieß und mit dem Zaubersstab die Kammern und Winkel bald des oberen, bald des unteren Stockwerkes durchstöberte. Seine Räucherungen aus Mehl, Schwefel und Zwiebelschalen wurden zuletzt so betäubend,

daß ein heftiges Husten oft die Zauberformeln unterbrach und er sich ein paar Mal durch Rauchen einer Pfeife Taback wieder erquickten mußte.“

Es ist durchaus gegen den Geist des Alterthums überhaupt und des Ägyptischen insbesondere, wenn man das: das ist Gottes Finger, in E. 8, 15. erklärt: das ist durch Gott gewirkt, so daß die Weisen sagten, bisher haben sie auf irdischem Boden, mit menschlichen Mitteln mit Moses und Aharon gekämpft und da seyen sie ihnen gewachsen gewesen, nun aber sey Gott eingetreten. Man muß vielmehr erklären: durch Gottes Kraft haben sie den Sieg davon getragen. Gewiß schrieben sie Elohim (nicht Jehovah) ihre früheren Erfolge auch zu; der ganze Kampf war ein Kampf Gottes (1 Mos. 30, 8.) und eben deshalb mußte ihnen ihr gegenwärtiges Nichtkönnen von so großer Bedeutung seyn.

Man beachte noch, daß das jetzige Psyllenwesen in Ägypten durchaus einen ruinenhaften Charakter hat. Es ist losgerissen aus seinem natürlichen Zusammenhange, dem Boden der Naturreligion, dem es ursprünglich entsprossen. Es befindet sich in einem Lande, in dem sogar schon die moderne Aufklärung mannichfach an dasselbe herantritt und seine Unbefangenheit stört. So ist denn nichts natürlicher, als daß sich den ekstatischen Zuständen viel Erkünsteltes anschließt und daß viele Charlatanerie mit unterläuft. Aber was jetzt noch von Ekstase geblieben, ist recht geeignet, uns die Intensität der ekstatischen Zustände anschaulich zu machen, wie sie in der Zeit der Blüthe der Ägyptischen Religion und des Ägyptischen Priesterwesens bestand.

Die Urtheile über das moderne Psyllenwesen, die wir bei den vorurtheilsfreisten und sogar bei den vielmehr nach der anderen Seite entschiedenen zum Vorurtheile geneigten Beobachtern finden, leiten uns auf die Spur der Erklärung der Thatsache, daß der Verf. der Bücher Moses sich so wenig bestimmt über die Beschaffenheit und den Ursprung der von den Ägyptischen Weisen hervorgebrachten Erfolge ausspricht. Wäre die Sache so einfach, wie sie gewöhnlich gedacht wird, entweder gewöhnliche Taschenspielererei, oder wahre Wunder, unter Gottes Zulassung gewirkt durch dämonische Kräfte, so würde der Verf. wohl nicht verfehlen, ein Urtheil auszusprechen. So aber, da das Gebiet, auf dem diese Thatsachen liegen, ein sehr dunkles und schwieriges, selbst von der gefördertsten Wissenschaft noch gar wenig ergründetes ist, war es besser, bei dem Äußerlichsten der Erfolge stehen zu bleiben, ohne in ihre innere Beschaffenheit tiefer einzudringen. Für die Sache selbst trug die tiefere Einsicht in die innere Beschaffenheit dieser Erfolge nichts aus. Wie man auch über sie urtheilte, immer blieb das stehen, daß schon bei den drei ersten Zeichen die Übermacht des Gottes Israel sich demjenigen, der nicht geistlich eine Handhabe für seinen Unglauben und Ungehorsam suchte, deutlich genug kund gab: sie verwandeln, gleichviel ob wirklich oder zum Scheine, die Stäbe in Schlangen, aber der Stab Moses verschlingt die ihren; auch sie verwandeln, wenigstens im Kleinen, Wasser in Blut, aber sie vermögen nicht das Blut in Wasser zu verwandeln; auch sie führen, was Moses im Großen gethan im Kleinen nachahmend, Frösche über das Land, aber dasselbe von der Plage der Frösche

zu befreien, vermögen sie nicht. „Zur Züchtigung der Aegypter“ — sagt Theodoret — „gab Gott auch den Zauberern Macht, nicht aber dazu, die Strafe aufzuheben. Da der König an seinen Plagen nicht genug hatte, sondern auch den Zauberern befahl, die Strafe zu vermehren, so strafte ihn Gott auch durch diese: Du hast an der Strafe durch meine Diener noch nicht genug, so strafe ich dich auch durch die deinen.“ Und die anfängliche relative Macht der Aegyptischen Weisen mußte dazu dienen, ihre völlige Ohnmacht, wie sie zuerst bei den kleinen Mücken eintrat und dann beständig fortdauerte, in um so grellerem Lichte erscheinen zu lassen. Absichtlich wurde der Kampf zuerst auf einem Gebiete geführt, auf dem die Aegyptischen Weisen, wie wir dies wenigstens bei dem ersten Zeichen bestimmen wissen, bisher ihre Hauptstärke gezeigt hatten: Nachdem sie dort schon den Kürzeren gezogen, wurde er auf ein Gebiet verpflanzt, auf dem sie gar nicht einmal mehr kämpfen konnten, und das Gericht, das auf diese Weise über sie erging, traf in ihnen zugleich ihre Götter (vgl. 2 Mos. 12, 12.).

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Zeichen, welches zugleich die erste Plage ist. Es besteht in der Verwandlung der Wasser des Nil und der übrigen Gewässer in Blut. Daß man keinen Grund hat an eigentliches Blut zu denken, daß vielmehr die Verwandlung in Blut sich füglich nur auf die blutrothe Farbe beziehen kann, zeigt Joel 3, 4., wonach der Mond in Blut verwandelt werden soll. Die Bezeichnung ist hier offenbar wegen des symbolischen Charakters gewählt, den diese Plage trug. Für die Aegypter sollte das geröthete Wasser Blut seyn, eine Erinnerung an das unschuldige Blut, das sie vergossen, eine Hinweisung auf ihr zu vergießendes schuldiges Blut. In dieser Qualität bildet diese Plage ein Paar mit der Finsterniß, welche nachher das ganze Land bedeckte, wie beides auch in Joel 3, 4. verbunden erscheint: „die Sonne wird verwandelt in Finsterniß und der Mond in Blut.“ In der ausgebildeten Farbensymbolik der Aegypter war schwarz die Farbe des Todes, der Trauer, für das Schlechte und dessen Urheber war die rothe Farbe gewählt, wahrscheinlich doch als die Farbe des Blutes; vgl. Drumann über die Inschrift in Rosette S. 108. 109.

Daß sich etwas dieser Plage Analoges in der natürlichen Beschaffenheit Aegyptens findet, ist schon längst bemerkt worden. Das Wasser des Nils nimmt in der Zeit kurz vor dem Anschwellen eine grüne, in der ersten Zeit des Anschwellens eine röthliche Farbe an, aus Ursachen, welche noch nicht hinreichend erforscht sind. Le Père Liné in dem *memoire sur la vallée du Nil*, in der *deser.* t. 18. S. 571. sagt: das Wasser sey zu Kairo bei einer Analyse fünfmal reiner gefunden als das der Seine bei Paris. Diesen Grad der Reinheit besäße es aber nur zu der Zeit, da der Fluß anfangs abzunehmen. Die schädlichen Eigenschaften, die man ihm beilege zu der Zeit, da die Wasser niedrig und stehend sind, und derjenigen, da sie anfangen zu wachsen, scheinen von einer ungeheuren Menge von Insekten herzuwähren, welche die Eige darin erzeuge. Die Ursachen, welche die Reinheit des Wassers nach den verschiedenen Jahreszeiten trüben, sehen noch nicht genug erforscht. Die rothe

Farbe rühre vielleicht von den erdigten Theilen her, die der Fluß aus Sennaar mitführt. Nach Antes, bei de Sacy zu Abdollatiph p. 346., nennen die Einwohner das Wasser, wenn der Fluß den höchsten Punkt des Wachstums erreicht hat, rothes Wasser, ma achmar. Im Jahre 1673 röthete sich der Nil schon im Anfange des Julius und befehlt die rothe Farbe bei bis zu Ende des December, wo er seine gewöhnliche Farbe wieder annimmt, vgl. Hartmann, Aegypten S. 128.

(Fortsetzung folgt.)

Ma c h r i c h t e n .

(Schottland.) Die religiösen Blätter in England und Schottland erwähnen viel von großen Erweckungen, die besonders seit der letzten Hälfte des vorigen Jahres in und um Kilisyth, einem etwa 5 bis 6 Deutsche Meilen nordöstlich von Glasgow gelegenen großen Dorfe, vorgekommen sind, und von da aus sich weiter verbreitet haben. Wir theilen die merkwürdige Begebenheit nach dem Berichte eines den Wesley'schen Methodistischen angehörnden Predigers mit, die, was man auch von dem Einzelnen dabei denken möge, jedenfalls wohl ein großes Gnadenwerk Gottes ist. „Erweckungen, das muß Jeder gestehen, thaten in Schottland nie mehr Noth als jetzt; dies sagen Christen aller Parteien. In diesem sonst so erleuchteten Lande lag über viele Tausende und Zehntausende wie gleichsam ein geheimnißvoller Bann, welcher sich in einem Widerwillen gegen die Befehrer und das Leben des Glaubens offenbarte, so daß man die, welche davon nur zu sprechen wagten, verachtete. Aber bessere Tage scheinen jetzt anzubrechen. Die vor einigen Monaten in Kilisyth stattgefundene Erweckung hat wie ein elektrischer Schlag gewirkt, und die Aufmerksamkeit von Predigern und Gemeinden, die nie ernstlich darüber nachgedacht hatten, auf Erweckungen überhaupt gelenkt. Bisher hatte man sie als Erscheinungen angesehen, die nur dem Methodismus angehörten, und die man in allen anderen Kirchengemeinschaften mehr fürchtete, als ersuchte, mehr unterdrückte, als beförderte. Niemand, als der in Schottland geboren und in der ganzen Dentweise dieses Landes aufgewachsen ist, kann sich einen Begriff von den Vorurtheilen machen, die gegen jeden plötzlichen Durchbruch, jede auffallende Bekehrung herrschen. So lange daher, bis etwas tiefer Akt außerhalb der Methodistengemeinschaft entweder in der Landeskirche oder unter den einflussreicheren dissentirenden Gesellschaften entstand, was zu Acht war, um verachtet werden zu können, zu sehr hervortretend, um übersehen werden zu können, schien wenig gegen dies Vorurtheil auszurichten, das sich wie eine Alpenfette dem Werke Gottes entgegenlagerte. Das christliche Leben in Kilisyth war sehr matt und im Erstehen gewesen. Mehrere Irrthümer in der Lehre waren weit verbreitet, wie, daß sündige Menschen einen Tag des Herrn abwarten müßten, um glauben zu können; daß Mangel an Glauben mehr des Menschen Unglück als seine Schuld sey; und daß man lange warten und kämpfen müsse, bevor man Versicherung der Vergabung seiner Sünden erlangen könne. Im Frühjahr 1835 begann eine Erweckung unter den Wesley'schen Methodistischen. Der Zustand allgemeiner Ermattung trieb einige treue Jünger des Herrn an, Gott besonders eifrig um die Ausgießung seines Geistes, die Erneuerung seines Gnadenwerkes und die Bekehrung von Sündern zu bitten. Dies thaten sie so lange, bis Gott ihr Gebet erhörte. In der Nacht, die der Erweckung vorausging, empfing eins der Glieder der Methodistengemeinschaft einen so tiefen Eindruck davon, daß Gott sein Werk unter uns erneuern wollte, und so mächtig wurden er und Andere von Gottes Geiste ergriffen, daß er,

während sie nicht schlafen konnten, sondern um Mitternacht zum Gebete sich versammelten, nach der Stadt Glasgow ging, und von dort einen Prediger nach Kiltyth holte. Als er ankam, war das kleine Haus ganz voll Menschen, von denen Einige die Neugier, Andere auch wohl wirklich Heilbegierde herbeigezogen hatte. Während des nun gemeinschaftlich angestellten Gebetes bekannten nachher fünf und zwanzig, Frieden mit Gott gefunden zu haben. Die Kunde, daß unter den Methodisten sich etwas Außerordentliches zugetragen, zog Abends eine so große Menge in den Saal, wo gepredigt wurde, daß nicht Alle Platz fanden. An hundert sollen damals wahrhaft bekehrt worden seyn, außer Vielen, die tief erschüttert wurden. Wierzig traten in die Methodistengesellschaft ein, die Anderen blieben in ihren Kirchengemeinschaften. Seit dieser Zeit fing man auch in anderen Gemeinden, außer der methodistischen, an, um eine Erweckung zu bitten, und stellte zu dem Ende Gebetsversammlungen an. Seitdem sind nun in allen diesen Gemeinschaften mehrere Hunderte bekehrt worden. Die Predigten, sowohl in der Landeskirche, als bei den Congregationalisten und in den Relief-Gemeinden, wirkten mächtig, oft war der Eindruck ganz überwältigend. Im Mai 1838 hatten einige Geistliche der Congregational-Union für Schottland in Kiltyth eine Gemeinde errichtet; und mit Anfang Sommers 1839 begann eine Reihe von Gottesdiensten im Freien am Sonntag Morgen, welche außerordentlich segensreich wirkten. Das merkwürdigste Ereigniß trug sich aber am 23. Juli 1839 zu. Am dem Tage hatte der Sohn des Pfarrers, Herr W. Burns, eine Abschiedspredigt, vor seinem Abgange als Missionar, auf dem Marktplatz angekündigt. Da das Wetter ungünstig war, begab sich die Versammlung in die Kirche. Aus dem Texte Ps. 110, 3. zeigte der Geistliche, was man als einen Tag des Sieges des Herrn anzusehen habe, und was das Volk des Herrn an dem Tage thue. Es war eine höchst denkwürdige Stunde. Der tiefe Ernst auf allen Angesichtern, die herabströmenden Thränen, die feierliche Stille, Alles kündigte „das Brausen, als eines mächtigen Windes“ an. Als der junge Prediger mit inbrünstigem Gebete um die Ausgießung des heiligen Geistes rief: „„D komm, komm!““ — und dann mit zuversichtlicherem Glauben: „„Er kommt! er kommt!““ — da hallte plötzlich eine Stimme aus der Versammlung wieder: „„Er ist gekommen! er ist gekommen! Halleluja! Preis, Lob und Anbetung!““ Dieses Wort traf die ganze Versammlung von 1500 Menschen wie ein Blitz, und, was nun folgte, läßt sich nicht beschreiben. Da stand ein glaubensloser Kirchgänger, der funfzig Jahre lang schon communicirt hatte, zitterte am ganzen Leibe und schrie laut um Gnade; dort riefen Andere: „„Was soll ich thun, daß ich selig werde?““ Andere riefen freudig: „„Der Herr ist mein Heil und meine Stärke!““ Ein Kirchenältester, der seine bejahrte Mutter trösten und zurechweisen wollte, wurde selbst von der Feuerkraft des die Sünde aufdeckenden Geistes ergriffen, und schrie mit einer fast übermenschlichen Stimme: „„O Christe, erbarme dich über meine Seele! Brich dies mein hartes Herz entzwei!““ Das außerordentliche Ereigniß hatte Alle so ergriffen, daß Viele, die in solchen Erfahrungen sonst schon zu Hause waren, nicht wußten, was sie sagen sollten. Einer der Ortgeistlichen befiel darauf die Kanzel, hielt eine kurze Ermahnung, ließ ein Lied singen, hielt ein Gebet, und entließ dann die Versammlung. Die Sakristei füllte sich mit Bußfertigen und Bekümmerten; man lud sie in verschiedene Häuser ein, und überall waltete eine Nacht des Geistes, wie wohl der Ort nie etwas Ähnliches gesehen hatte. Seitdem ist das gute Werk immer weiter vorwärts gegangen; alle Kirchengemeinschaften wurden reich gesegnet, und Schaaren fanden Frieden mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum. An

der ersten Abendmahlsfeier nach der Erweckung, kam 22. September v. J., nahmen nicht weniger als 12 — 15,000 in und um Kiltyth Theil. In Zeltten, im Freien, in den Kirchen wurde gepredigt, von allen Seiten strömten Menschen herbei, einige zwanzig (Deutsche) Meilen weit, um Gottes wunderbare Werke mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Seit der Zeit sind die Erweckungen ein Gegenstand ernster Besprechung in mehreren Schottischen Presbyteries (Kreis-Synoden) geworden, es sind Gebete um Erweckungen für einzelne Gemeinden und das ganze Land angestellt worden. In einer Pfarrkirche zu Dundee fand eine große Erweckung statt bei dem Vorrichte von der zu Kiltyth, welchen der Sohn des dortigen Pfarrers als Augenzeuge abstattete. Gebetsversammlungen wurden in Schulfällen und in Häusern angestellt, und jeden Abend war Gottesdienst in der Kirche. So ging es zwei Monat fort, während welcher Zeit an fünfhundert Personen mit ihrem Pfarrer sich über ihren Seelenzustand ausgesprochen und der größte Theil gewiß aufrichtig bekehrt worden war. Mehrere solcher Versammlungen werden noch regelmäßig gehalten und stark besucht, und viele höchst merkwürdige Beteuerungen haben stattgefunden. Dies hat sich auch noch auf ein anderes Kirchspiel ausgedehnt, und sehr zahlreich besuchte Abendwochengottesdienste sind eingerichtet worden; der Pfarrer, ein seinem Werk eifrig hingebender Mann, sagte einem Freunde, Mehrere hätten darin sich von Herzen bekehrt. In Dundee ist die Erweckung durch alle Stände und Klassen gegangen, und Personen aller verschiedenen Religionsgemeinschaften haben von Zeit zu Zeit diese Gottesdienste besucht. Wie in England, so hat es auch hier viel Opposition gegeben; einige Druckschriften erschienen dagegen, welche jedenfalls zeigen, daß die Verfasser jeder innerlichen Religion feind sind. Vor einigen Wochen wurde der Schreiber dieser Nachricht aufgefordert, einen Vortrag über Erweckungen in der Congregationalisten-Kapelle der Stadt St. Andrews zu halten. Die dort angestellten häufigen langen Versammlungen haben den gesegnetsten Erfolg gehabt, mehrere hundert sind erweckt, und gewiß gegen hundert wahrhaft bekehrt worden. Da die Sache neu war, drei Geistliche fast vierzehn Tage hinter einander den ganzen Tag predigten, beteten, oder mit suchenden und fragenden Zuhörern sich unterredeten, darf man annehmen, daß fast alle Einwohner irgendwie damit in Berührung gekommen sind. Das ist für diese alte, gelehrte, gefehte Stadt merkwürdig. Einige Beteuerte gehören zu den höchsten Ständen, und Alle sind aus den verschiedensten Gemeinschaften; es ist sicherlich ein ächtes Werk Gottes. Sogar Kinder von zehn bis elf Jahren sind lebendig ergriffen worden, und haben sich zum Gebet mit einander versammelt. Ähnliche Erweckungen haben unter den Congregationalisten in Dumfries, Glasgow, Jedburgh, Edinburgh und anderen Orten stattgefunden; eben so auch sehr merkwürdige im Süden und Norden in mehreren Kirchspielen der Landeskirche. Ein entschieden gutes Zeichen ist die Sehnsucht, welche die verschiedensten Geistlichen nach einem besseren Zustande, und nach einem lebendigeren, innerlicheren Christenthum in ihren Gemeinden empfinden; sie fühlen, es muß und es kann mehr geschehen. Viele ausgezeichnete Männer sehen ein, daß es mit einer andächtigen und untadelichen Leitung selbst schriftmäßiger gewöhnlicher Gottesdienste nicht gethan ist. Der Gedanke des Paulus: „„ob ich so auch nur einige möchte selig machen,““ beschäftigt Viele; sie sehnen sich nach einer Erweckung, und das ist selbst schon der Anfang einer Erweckung.“

Druckfehler: S. 318. der Nr. 40. dieses Jahrgangs Zeile 25 v. o. lies Nachachtung statt Nachahmung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 27. Mai.

N^o 43.

Die Zeichen und Wunder in Ägypten.

(Fortsetzung.)

In gewöhnlichen Jahren bleibt das Wasser auch in den Zeiten, wo es grün und roth wird, trinkbar. Dies bezeugt unter Anderen Sonnini Th. 2. S. 13.: „Während der Dauer meiner Reise habe ich mit meinen Abfahrten p. 332., de Sach, gehabt, als das reine Wasser des Nil. Wir haben es getrunken in allen Jahreszeiten, auch in denen, da die Überschwemmung es also mit Schlamm erfüllt, daß es davon dick und röthlicht wird und wahrhaft ekelhaft aussieht, ohne daß einer von uns davon Unbequemlichkeiten empfunden hätte.“ Zuweilen aber, in Jahren großer Hitze, wird diese Eigenschaft des Wassers zur beschwerlichen Plage. So erzählt, Abdollatif p. 332., de Sach, im Jahre 596 (1199) sey das Wasser des Niles fast beispiellos gering gewesen. Zwei Monate ungefähr vor den ersten Zeichen des Anschwellens habe man an den Wassern des Flusses eine grüne Farbe bemerkt. Diese sey nach und nach gewachsen, und der Geschmack habe einen faulichten und verdorbenen Charakter angenommen. Kränkliche Leute vermieden davon zu trinken, und tranken Brunnenwasser (vgl. 2 Mos. 7, 24.). Durch das Kochen wurde das Wasser nach Geruch und Geschmack noch schlechter. Es zeigten sich auch Würmer darin, und andere Thiere, die in stagnirendem Wasser leben.

Daß hier die gewöhnliche Plage in ganz ungewöhnlichem Grade eintrat, geht daraus hervor, daß die gewöhnlichen Reinigungsmittel gar nicht anschlugen, B. 19., daß die Ägypter es ganz unterlassen mußten, aus dem Flusse zu trinken, B. 21., und daß sogar die Fische in demselben starben, B. 18., wovon sonst kein Beispiel vorkommt. Was aber die Gränze des bloß Außerordentlichen überschreitet und die Begebenheit in das Gebiet des Wunderbaren herüberführt, ist, daß die Veränderung des Wassers nicht etwa bloß plötzlich eintrat, während sie sonst gewöhnlich nach und nach erfolgt (vgl. interessante Fälle von plötzlich blutroth gewordenen Wassern aus anderen Ländern bei Rosenm. A. u. R. Morgenl. Th. 1. S. 281 ff.), sondern auch auf die Vorheragung Moses und gerade in dem Momente, wo er den Stab erhob.

Was man sonst noch anführt zur Begründung der Differenz dieser Veränderung des Wassers von der gewöhnlichen, sey zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit eingetreten, und dann, sie habe weit schneller aufgehört als gewöhnlich, zeigt sich bei näherer Prüfung als unhaltbar. Denn über die Zeit dieser ersten Plage wird in der Erzählung nichts gesagt, und es ist eben deshalb das Wahrscheinlichste, daß sie in dieser Hinsicht nichts Außerordentliches darbot. Der Grund, den de Wette dafür anführt, daß die ersten Plagen der Zeit nach nahe an die letzten gränzen

mußten, welche in die Zeit von Ende Februar bis Anfang April fallen: „Sie mußten in kurzer Zeit auf einander folgen, wenn sie Aufsehen machen und schrecken sollten,“ Krit. der Jsr. Gesch. S. 193., hat wenig zu bedeuten. Denn die Thatfachen waren von der Art, daß sie nicht verschlen konnten, einen tieferen Eindruck zu machen, wenn sie auch durch längere Zwischenräume von einander getrennt waren, und dann hatte es eine eigenthümliche Bedeutung, wenn Jehovah mit den Ägyptern gleichsam einen ganzen Cursus durchmachte, mit seiner Wunderkraft einmal dem gewöhnlich wiederkehrenden Kreislauf der natürlichen Erscheinungen in ihrem Lande folgte. Beiläufig bemerkt, da die Erzählung gar nichts über die Zeit der ersten Plagen aussagt, so schwebt schon aus diesem Grunde die von v. Bohlen a. a. D. ausgesprochene Behauptung: „Da die Israeliten im Abis grade mit dem Pascha ausziehen, so können die meisten dieser Plagen, welche erst im hohen Sommer eintreten, nur nach einer angefahren Kunde des Landes concipirt seyn,“ völlig in der Luft. Fänden sich aber solche Aussagen, so würde darauf hinzuweisen seyn, daß der Erzähler ja nirgends behauptet, daß jene außerordentlichen Begebenheiten sich der Zeit nach an die entsprechenden gewöhnlichen angeschlossen haben. — Die behauptete zweite Differenz gründet sich auf B. 25.: und es wurden erfüllt sieben Tage nachdem der Herr den Fluß geschlagen. Allein man hat kein Recht, hieraus zu schließen, daß jener Zustand des Nil nur sieben Tage gedauert habe. Die Worte sind vielmehr noch mit dem Folgenden zu verbinden, und nur das wird gesagt, daß sieben Tage nach dem Beginn der ersten Plage, über deren Ende nichts berichtet wird, die Ankündigung der zweiten erfolgt sey.

Obgleich es nicht für unseren nächsten Zweck gehört, so wollen wir doch hier kurz bemerken, daß der „lächerliche Widerspruch,“ den man in dieser Erzählung entdecken will — wie konnten, fragt man, die Ägyptischen Magier, nachdem Moses schon alles Wasser rothgefärbt, ein Gleiches thun —, mit Beiseitelassung aller künstlichen Lösungen, sich leicht und einfach durch die Bemerkung beseitigt, daß die Premirung des Alles, auf der dieser Widerspruch einzig und allein beruht, im Widerspruch steht mit dem Charakter der Hebräischen Historiographie überhaupt und speciell der Erzählung von den Großthaten des Herrn in Ägypten, in der das von Dank und Bewunderung erfüllte Herz nicht ohne einen gewissen Einfluß geblieben ist. Das: keine Regel ohne Ausnahme verstand sich dem Erzähler so von selbst, daß er gar nicht nöthig zu haben glaubte, den vollen Ausdruck wegen der Ausnahmen, die ihm ganz in den Hintergrund treten, zu meiden. So verfährt er durchgängig. Nach E. 9, 25. z. B. werden alle Bäume durch den Hagel zerbrochen, nach E. 10, 5. fressen die Heuschrecken alle Bäume. Will man hier das alle premiren, so erhält man einen Wider-

spruch, zu dessen Erklärung auch die gränzenloseste Gedankenlosigkeit nicht zureicht.

Außer der bereits nachgewiesenen Hauptbeziehung finden sich in der Erzählung noch mehrere einzelne Aegyptische Beziehungen. Wir wollen mit der merkwürdigsten unter ihnen beginnen, welche in B. 19. enthalten ist. Es wird dort gesagt, Blut solle seyn in ganz Aegypten, „auch in Hölzern und Steinen.“ (Luther: beides in hölzernen und steinernen Gefäßen.) Diese Worte haben auf den ersten Anblick etwas sehr auffallendes, und sie verlieren dasselbe nur dann, wenn sie aus der Aegyptischen Sitte erklärt werden, auf die sie sich beziehen. In gewöhnlichen Zeiten pflegt man das trübe Nilwasser in hölzernen oder steinernen Gefäßen, gewöhnlich den letzteren, abzuklären, wenn man es schnell geklärt haben will, indem man in das Gefäß eine Kugel von gestoßenen Mandeln wirft, wenn die Klärung Zeit hat auch ohne dieselbe. Die Klärung mit Mandeln wird ausführlich beschrieben von Prosper Alpinus, Pococke (1, 312.), Savary. Von dem einfacheren Verfahren reden unter Anderen Selffrich bei Hartmann S. 130.: S. bemerkt, daß sich das Wasser in den Gefäßen (welche groß, von Holz, Erde, auch ungebranntem Leimen sind), auch ohne den Zusatz der Mandeln setze, in zwei bis drei Tagen. Nach Anderen geschieht dies noch schneller — und dann Mayr, Reise Th. 2. S. 19.: „Das Wasser, welches auf den Tisch kommt, wird gesiebt durch Gefäße von einer Erde, welche sogleich die Flüssigkeit durchschweißen läßt.“ Der Besitz eines solchen Topfes von weißer Erde gilt nach Le Bruyn t. II. p. 103., und nach Thevenot p. 1. p. 245. 60. für eine große Glückseligkeit. Das wird also gesagt, das Wasser werde so verdorben seyn, daß es gar keine Reinigung zulasse. Noch weit mehr aber, als daß der Verf. die gewöhnliche Weise der Reinigung des Wassers bei den Aegyptern kennt, ist die Art und Weise zu beachten, in der er davon redet. Er denkt nicht daran, sich mit dieser Kenntniß breit zu machen, er setzt voraus, daß seinen nächsten Lesern, die selbst noch mit den Aegyptischen Verhältnissen bekannt waren, die bloße Andeutung genügen werde, und es fällt ihm nicht bei, irgend etwas zur Erläuterung hinzuzufügen. Gewiß sind diese zwei Wörter für die Frage nach dem Verfasser der Bücher Moses von nicht geringer Bedeutung.

Derselbe Vers liefert uns noch eine andere Probe der Aegyptischen Kenntnisse des Verfassers. Der Herr fordert Moses auf, einen Stab zu nehmen und seine Hand auszustrecken „über die Gewässer Aegyptens, über seine Ströme, über seine Gruben, und über alle seine Seen und über alle Wassersammlungen.“ Die Eintheilung der Aegyptischen Gewässer, welche hier gegeben wird, zeigt sich als durchaus richtig und vollständig; die Ströme — bemerkt schon Faber zu Harmer S. 326. 7. — sind die Arme des Nils, die Gräben die künstlich gegrabenen Kanäle, die Seen die stehenden Seen, die in Aegypten sogenannten Birke, welche der Nil macht, dergleichen es dort viele gibt, die Wassersammlungen sind alle andere stehende oder zurückgebliebene Wasser des Nils, Lachen, Pflügen, mit deren Wasser sich die vom Nil entlegenen Einwohner dieses Landes behelfen, ja das sogar oft die Einwohner von Kairo trinken und bezahlen müssen, weil es ihnen die Wasserträger auf Kameelen

statt des Nilwassers, welches weiter zu holen ist, zuführen, Thevenot Th. 1. S. 173.

Die Drohung des Moses, die Beschreibung der Unbequemlichkeiten, welche ihre Erfüllung für die Aegypter mit sich führte, fußt auf der Bedeutung, welche das Nilwasser für Aegypten hat, und auf der enthusiastischen Eingekommenheit seiner Bewohner für dasselbe. Das Nilwasser ist fast das einzige trinkbare Wasser in Aegypten. Denn das Wasser der wenigen Quellen ist unschmackhaft und ungesund. Die Türken finden nach Mascrier das Wasser so angenehm, daß sie Salz essen, um desto mehr trinken zu können. Sie pflegen zu sagen, wenn Muhamed davon getrunken, so würde er Gott um Unsterblichkeit gebeten haben, um von diesem Wasser immer trinken zu können. Wenn die Aegypter eine Pilgrimschaft nach Mecca unternehmen oder sonst verreisen, so sprechen sie von nichts als von dem Vergnügen, das sie empfinden werden, wenn sie bei ihrer Zurückkunft wieder ihr Nilwasser trinken, u. s. w. u. s. w., vgl. Maillet t. II. p. 103. Sehr richtig sagt Harmer S. 311. nachdem er diese Umstände referirt: „Wer niemals etwas von den Annehmlichkeiten des Nilwassers gehört hat, und nicht weiß, wie viel die Aegypter davon zu trinken pflegen, wird sehr in den Worten des Moses: den Aegyptern wird ekeln u. s. w. einen Nachdruck finden, den er zuvor nicht bemerkt hat. Es wird sie ekeln vor dem Wasser, das sie sonst allem Wasser in der Welt vorzogen, wonach sie sonst so lüstern waren. Sie werden lieber das Brunnenvasser trinken, das in ihrem Lande so unangenehm ist.“

In B. 15. heißt es: „Gehe zu Pharao am Morgen, siehe er geht heraus zum Wasser, und tritt ihm entgegen am Ufer des Nil.“ Ähnlich in S. 8. 16.: „mache dich früh am Morgen auf und stelle dich vor Pharao, siehe er geht heraus zum Wasser.“ Beide Stellen haben die göttliche Verehrung zu ihrer Voraussetzung, welche die Aegypter dem Nile erwiesen. Moses soll dem Pharao mit einem Auftrage des wahren Gottes entgegengetreten, dem Pharao freventlich widerstrebt, gerade da er im Begriff ist, dem vermeintlichen Gotte seine tägliche Guldigung darzubringen. An der ersten Stelle erscheint dieser Moment um so passender gewählt, da der gedrohte Erweis der Allmacht Jehovahs sich gerade auf den vermeintlichen Gott bezieht. Dem Nil erwiesen die Aegypter schon in den ältesten Zeiten göttliche Ehre. Besonders eifrig wurde er zu Nilopolis verehrt, wo er einen Tempel hatte, vgl. Champollion Eg. s. les Pharaons t. 1. p. 321. Herodot erwähnt in 2, 90. der Priester des Nil. „Was das Herz für den Körper“ — sagt Heraklitos bei Drumann, Inschr. von Rosette S. 100. — „das ist der Nil für Aegypten.“ Ebenfalls werden auch noch mehrere andere Zeugnisse aus dem Alterthum für die göttliche Verehrung des Nil angeführt. Was die alten Schriftsteller, das bezeugen auch die Denkmale, ja sie zeugen noch speciell für die Ehrfurcht, welche gerade die Könige dem Nil erwiesen. Nach Champollion in d. Briefen aus Aegypten S. 121. d. D. Übers. wird in einer Kapelle zu Ghebel Selseleh (Silfilis) aus der Regierung Raemes II. dargestellt, wie dieser „dem Gotte Nil, der in der hieroglyphischen Inschrift Hapi Moon, der belebende Vater alles Vorhandenen heißt, Wein darbringt.“ Laut der Zu-

chrift ist die Kapelle diesem Gotte besonders gewidmet. Naemes heist in ihr: „geliebt von Hapi Moou, dem Vater der Götter.“ Der Text, welcher das Lob des Nil enthält, stellt ihn zugleich dar als den himmlischen Nil, das Urgewässer, den großen Nilus, den Cicero de nat. deor. als den Vater der vornehmsten Gottheiten, selbst des Ammon, angibt, wovon ich mich auch durch andere Inschriften auf den Denkmälern überzeugt habe.“

Weit beweisender noch als die Kenntniß des Aegyptischen Wesens, welche der Verf. zu erkennen gibt, ist auch hier die völlig absichtslose Weise, in der er dies thut und das Fehlen jeder erklärenden Bemerkung, auf der Voraussetzung beruhend, daß es für die nächsten Leser einer solchen nicht bedürfte.

Eine bei weitem weniger reiche Ausbeute, als die Erzählung der ersten Plage, gibt die der zweiten, der Frösche. Daß die Gewässer Aegyptens auch in gewöhnlichen Zeiten viele Frösche enthalten, wird in der Erzählung selbst in E. 8, 5. vorausgesetzt und läßt sich auch nach der Beschaffenheit dieser Gewässer kaum anders denken. Die Nachrichten der Reisebeschreiber darüber sind aber sehr sparsam. Nach Sonnini Th. 3. S. 365. sind die Sumpfwasser der Umgebungen von Rosette mit Tausenden von Fröschen erfüllt, welche vielen Lärm machen. Eine Beschreibung der verschiedenen Arten von Fröschen in Aegypten findet man in der descr. t. 24. S. 134 ff.

Daß ein plötzliches Erscheinen von Thieren, die immer im Lande vorhanden, in gewöhnlichen Zeiten sich fast gar nicht bemerkt machen, in ungeheurer Anzahl, wodurch sie zur schweren Landplage werden, auch sonst in Aegypten nichts Unerhörtes ist, zeigt der Bericht Macrizi's über die Verheerungen durch Würmer bei Quatremère t. 1. S. 121.: „Im Jahre 791 und den folgenden vermehrten sich die Würmer, welche den Büschen und den wollenen Stoffen verderblich sind, auf wunderbare Weise. Ein glaubwürdiger Mann versicherte mich, daß diese Thiere ihm 1500 Stücke Zeug, mehr als 15 Kameellasten, zerfressen haben. Ich überzeugte mich mit meinen eigenen Augen, daß diese Angabe nicht übertrieben war und daß die Würmer in der Gegend des Mannes eine große Quantität von Holz und Zeugen zerstört hatten. Ich sah bei Matariah Gartenmauern, die von diesen kleinen Thieren ganz durchlöchert waren. Um das Jahr 821 zeigte sich diese Plage in dem Quartier von Hosainah außerhalb Kairo's. Die Würmer, nachdem sie die Mundvorräthe, die Zeuge u. s. w. zerstört hatten, was den Einwohnern unberechenbare Verluste verursachte, griffen die Mauern der Häuser an und zernagten also die Balken, daß sie ganz durchlöchert waren. Die Eigenthümer rissen eilig die Gebäude, welche die Würmer verschont hatten, nieder, so daß dies Quartier beinahe ganz zerstört wurde. Diese Thiere dehnten ihre Verwüstungen bis zu den Häusern aus, welche hart am Thore der Eroberung und dem des Sieges saßen.“

Was die dritte Plage betrifft, so kommt man jetzt darin überein, daß unter Kinnim Mücken zu verstehen sind. Diese sind schon in gewöhnlichen Jahren in Aegypten sehr lästig. Schon Herodot II, 195. redet von den großen Beschwerden, welche die Mücken in Aegypten verursachen und von den Vorkehrungen, welche man ergreift, sich gegen sie zu sichern. Die Stellen der

neueren Reisebeschreiber findet man zusammengestellt bei Dedmann 1. S. 74 ff. — nach Maillet's und Pococke's Zeugniß verdunkeln sie oft die Luft in Kairo — bei Hartmann S. 250., der das Resultat in den Worten zusammenfaßt: „alle Reisende schreiben von diesen Mücken als einer ordentlichen Landplage. Zur Zeit der kühlen Witterung sind sie vorzüglich dreif. Sie verfolgen die Menschen, hindern sie am Essen, stören sie im Schläfe und verursachen Beulen, die empfindlich schmerzen,“ — dann auch bei Eichhorn S. 17. 18. — Besonders wichtig ist, was Sonnini in dem Berichte über seinen Aufenthalt in Rosette Th. 1. S. 246. von diesen Mücken sagt: „Man behauptet, diesem Geschäfte (dem Trocknen des Reis gegen Ende des October) sey die Menge von Mücken zuzuschreiben, von welcher die Stadt und das Innere der Häuser damals erfüllt war. In der That gibt es deren in den anderen Zeiten weniger. Nach der Reiseendte gehen sie in Masse aus den überschwemmten Feldern hervor, in denen die vorhergehende Generation ihre Eier niedergelegt hat. Sie kommen die Menschen zu quälen und machen ihnen, um ihr Blut zu saugen, Stiche, nicht weniger brennend als die der Maringonins des südlichen Amerikas.“ Diese Stelle zeigt, daß die außerordentliche Landplage ziemlich die Zeit der ordentlichen einhielt. Die erste Plage, die der Verwandlung des Wassers in Blut, versetzte uns in die Zeit der Nilchwelle, die Mücken fangen gegen das Ende der Überschwemmung an überhand zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Hier Schwerdt des Herrn und Gideon.

Viele Wohlgefünnte beklagen die schmerzlichen Vorgänge, welche die Kirchen in Magdeburg jetzt bewegen. Und schmerzlich ist es gewiß, wenn unser hochgelobter König von „dem, der Sein Brodt isset, mit Füßen getreten“ wird, wenn die, welche Seine Taufe empfangen haben und Seinen Namen tragen, „mit einander rathschlagen wider den Herrn und Seinen Gesalbten,“ und zusammen rufen: „Lasset uns zerreißen ihre Bände und von uns werfen ihre Seile,“ und wenn dies Alles in derselben Stadt Magdeburg geschieht, die vor dreihundert Jahren ein Bollwerk des erneuerten Glaubens an „den rechten Mann“ war, „den Gott selbst hat erkoren. Fragest du, wer er ist? Er heißt Jesus Christ, der Herr Jeboath, und ist kein anderer Gott.“

Aber doch ist es nicht die Stimme der Klage, welche die Wächter auf der Zinne Jerusalems bei diesem Ausbruche sollten erkönen lassen. Um zu klagen und zu trauern brauchten sie solche Argernisse nicht abzuwarten. War es nicht längst und allgemein bekannt, daß so viele feste Plätze Canaans, — so viele Kirchen und Kanzeln —, im Besiz der Unbeschnittenen sich befinden? Und wenn es etwa noch nicht bekannt war, hätte der es nicht erfahren können, als im Jahre 1830 die Offenbarung weltkundiger Geheimnisse in Halle so viel Aufsehen machte? Kann auch der Strom süß seyn, wenn die Quelle bitter ist? Und was Anderes folgt im Laufe der Natur auf die Saat, als die Erndte? Worüber wundert man sich denn also?

Eins wäre freilich zu bewundern und zu beklagen, — nicht daß der Ungläubigen Mund von dem übergeht, wess ihr Herz voll ist —, sondern das Verhalten der Gläubigen, besonders der gläubigen Diener der Kirche gegen den Un- und Zerglauben der Zeit. Wie mächtig ist doch der Zeitgeist! Er hat mit seinem humanen Geschrei: Friede! Friede! wo doch kein Friede ist — selbst die klugen Jungfrauen eingeschlafert, und ihnen dann ihre heilige Liebe, die voll guten Eifers ist, aus den Händen gespielt, und statt dieses Himmelstindes das Wechselbalg der faulen Toleranz untergeschoben. Was soll man aus der amtsbrüderlichen Einigkeit zwischen Feuer und Wasser anders schließen, als daß das Feuer nicht brennt, oder das Wasser nicht löscht, weil eines von beiden oder beides nur gemalt ist? Daß es aber mit dem Wasser des Unglaubens Ernst ist, das beweist ihnen jeder rationalistische Geistliche zur Genüge durch die Übereinstimmung seines Wandels mit seiner Lehre, und das eigene Herz aller ungläubigen Laien sagt ja! und Amen! dazu. Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlechte, als die Kinder des Lichts. Was bleibt also für ein anderer Schluß übrig, als daß das sonntäglich so schön mit anzusehende Feuer des Glaubens und der Liebe nur gemaltes Feuer ist? Daß dieser Schluß recht oft, zu großer Befriedigung der Welt, gemacht wird, kennen wir Laien attestiren. Der Jünger, den Jesus lieb hatte, fürchtete sich unter Einem Dache mit dem Ketzer Cerinthus zu seyn; Paul Gerhards, aus dessen Munde die süßen Lieder geflossen sind, verließ lieber sein Amt und Berlin, als daß er sich die Polemik gegen die Reformirten hätte beschränken lassen, — und doch, wie unbedeutend sind die Streitfragen zwischen Lutheranern und Reformirten gegen die Frage aller Fragen, welche jetzt Magdeburg bewegt, ob man Jesum Christum anbeten solle? Hätte Luther die Friedensliebe so vieler heutigen christlichen Prediger gehabt, so hätte er den Tücher in Tücherbogen seinen Ablasskram ruhig predigen lassen, ohne sich in Wittenberg darum zu kümmern. Dann wäre wohl das Papstthum in seiner scheußlichsten Gestalt im ungestörten Besitz der Christenheit geblieben, und die Segnungen der Reformation hätten sich nicht über die gesammte Kirche ergossen. Also nicht, daß jetzt in Magdeburg der Zwiespalt ausbricht, sollte man beklagen, sondern daß er so lange nicht ausgebrochen ist, daß der Schade unter der Haut fortgefressen hat, statt daß man ihn längst hätte aufschneiden sollen.

Doch auch Vorwürfe den Brüdern zu machen sind diese Zeilen nicht eigentlich bestimmt. Im Anfange des Jahres 1813 war ganz Deutschland in den Händen Bonaparte's, die Deutschen Fürsten von ihm abhängig oder mit ihm alliiert, die Festungen mit seiner Heeresmacht besetzt, die Länder ausgefogen und verheert. Vielen und großen Verschuldungen hatte Deutschland seine Schmach zu danken; viel Vorwürfe hatten die Deutschen sich gegenseitig zu machen. Aber der Herr zerbrach das

geknickte Rohr nicht, und löschte den glimmenden Docht nicht aus. Der Frühling des Jahres 1813 war dennoch einer der schönsten, die Deutschland erlebt, denn es vergaß seine inneren Zwistigkeiten und erhob und rüstete sich zu dem Kriege, auf den langer Friede folgen sollte, weil es ein gerechter Krieg, ein Krieg um das Recht, war. Jener Zustand von Deutschland ist ein Bild des Zustandes, in dem unsere Kirche sich befindet. Möchte das Feuer, was in Magdeburg entbrannt ist, alle Gläubige zum heiligen Kriege rufen! Welche größere Freude gibt es für den Soldaten, als in den Krieg zu ziehen, der dem dumpfen Zustande eines langen schmachvollen Friedens ein Ende macht, mit lieben Waffenbrüdern, gegen einen Feind, der sich der offenen Feldschlacht nicht entziehen kann, unter einem heldenmüthigen siegreichen Feldherrn, und, was die Hauptsache ist, im Namen Gottes für eine gute Sache, die Herz und Gewissen fröhlich macht! Nun, diese Freude soll euch, ihr Streiter Christi, jetzt bereitet werden. Lang, dumpf und schmachvoll war der falsche Friede, während dessen eures Königs Feinde Sein Reich einnahmen und verwüsteten, Seine Unterthanen plünderten, Seine Kleinodien unter sich theilten und ihn selbst verhöhnten. Ladet eure Mitsreiter, welchem Stamme und welcher Waffengattung sie auch angehören mögen, nur ein. Sie werden sich zahlreich einfinden. Denn darin, daß eurem himmlischen Könige Anbetung, Lob und Ehre, und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit gebühret, darin sind sie alle einig, wie sehr sie auch sonst von einander abweichen mögen. Entziehen kann der Feind sich euch nicht. Er hat das Land inne; er kann und wird es nicht räumen. Die Indifferenz und geistliche Blindheit der Zeit gibt den Geisteswaffen freien Spielraum. Kämpfet ihr recht, so habt ihr fremdartige Einflüsse, die die Schlacht verhindern oder verwirren könnten, wenig zu fürchten. Hütet euch aber, den Feind gering zu achten. Fürsten und Gewaltige, die Herren der Welt, die in der Finsterniß der Welt herrschen, die bösen Geister unter dem Himmel, sind auf seiner Seite; ohne die achten Geisteswaffen ist er aus seinen eigentlichen festen Positionen, den Herzen der Menschen, nicht herauszuschlagen. Euer Feldherr ist der König der Ehren, der Herr, mächtig im Streit, der siegreiche Löwe vom Stamme Juda. Sein Kreuzespanier zieht vor euch her; er führt die Seinigen recht, und krönt, die den guten Kampf ausgekämpft, mit der unverwundlichen Krone. Eure Sache endlich ist die beste, für welche je gekämpft worden, die Ehre Jesu Christi, zugleich euer und aller Menschen, selbst eurer Feinde, Heil.

Seyd also stark in dem Herrn, meine Brüder, und in der Macht Seiner Stärke! Zieheth an den Harnisch Gottes, daß ihr Alles wohl ausrichtet und das Feld behalten möget! Ergreifet den Schild des Glaubens, den Helm des Heils und das Schwerdt des Geistes! Und dann ruft getrost:

Hier Schwerdt des Herrn und Gideon.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 30. Mai.

N^o 44.

Die Zeichen und Wunder in Ägypten.

(Schluß.)

Die Thiere, welche die vierte Plage bilden, werden durch Arob bezeichnet. Des Wort kann kaum eine andere Bedeutung haben, als die des Gemisches, wurde dann aber auf eine besondere Gattung von Thieren übertragen, welche in Ägypten vorzugsweise das Ungeziefer oder Geschmeiß bildete. Für die Fliegen spricht 1. die Autorität der Alexandrinischen Übersetzung; 2. die passende Verbindung der Mücken und der Fliegen; 3. die Thatsache, daß die Fliegen zu den gewöhnlichen Plagen Ägyptens gehören. — Wie lästig auch in gewöhnlichen Zeiten die Fliegen in Ägypten sind, das erhellt am besten aus der Beschreibung von Sonnini Th. 3. 226.: „Die zahlreichsten und beschwerlichsten Insekten in Ägypten sind die Fliegen (*musca domestica* L.). Die Menschen und die Thiere werden durch sie grausam gepeinigt. Man kann sich keine Vorstellung machen von ihrer Wuth, wenn sie sich auf irgend einem Theile des Körpers festsetzen wollen. Jagt man sie fort, so setzen sie sich in demselben Augenblicke wieder nieder und ihre Hartnäckigkeit ermüdet die Geduldigen. Besonders gern setzen sie sich in die Augenwinkel und auf die Ränder der Augenlider, empfindliche Theile, zu welchen eine geringe Feuchtigkeith sie hinzieht.“ Hiemit stimmt im Wesentlichen vollkommen überein die Beschreibung der Hundsflye bei Philo (ausgeh. z. B. bei Mich. suppl. p. 1960.), unter der man mehrfach, ich weiß nicht welches Ungeheuer von Insekt hat verstehen wollen. Ohne ein klein wenig Übertreibung kann es ja bei Philo unmöglich abgehen. Der Name Hundsflye ist wahrscheinlich gewählt zur Unterscheidung von einer anderen in Ägypten sehr verbreiteten Gattung von Fliegen, welche kleiner und viel unschuldiger ist, vgl. Sonn. S. 227. — Bei Comard, in der descr. t. 18. p. 2. S. 512. werden gerade so wie hier die Fliegen und die Mücken als Plagen Ägyptens mit einander verbunden: „Wir bemerken noch, daß diese kalten Zeiten das Land von der Unzahl und den Plagen der Mücken und der Fliegen befreien, deren Stiche so unbequem und so schmerzhaft sind.“

Als die gedrohte Plage eingetroffen, läßt Pharao Moses und Aharon rufen und spricht zu ihnen: opfert euren Gotte im Lande. Moses aber antwortete nach B. 22.: „es geht nicht an also zu thun; denn den Gräuel der Ägypter opfern wir dem Herrn unserem Gotte. Wenn wir opfern den Gräuel der Ägypter vor ihren Augen, werden sie uns nicht steinigen?“ Daß hier eine Beziehung auf Ägyptisches Wesen stattfindet, ist von jeher anerkannt worden. Nach der gangbaren Annahme soll die zu fürchtende Erbitterung der Ägypter gegen die Israeliten darauf beruhen, daß die letzteren Thiere opferten, welche den Ägyptern

als heilig galten. Dagegen spricht aber ein doppelter Grund. 1. Zu den heiligen Thieren will die Bezeichnung durch Gräuel nicht passen. Diese führt darauf, daß die Thiere, welche die Israeliten schlachteten, nicht zu gut, sondern zu schlecht zum Opfer waren. 2. Die Thiere, welche bei den Israeliten gewöhnlich zu den Opfern genommen wurden, waren auch bei den Ägyptern nicht heilig. Das einzige unter den größeren Hausthieren, das allgemein als heilig angesehen wurde, die Kuh, vgl. Herod. 2, 41., Heeren S. 363., wurde auch bei den Israeliten, den ganz vereinzelt Fall 4 Mos. 19. ausgenommen, nicht geopfert. Die gewöhnlichsten Opferthiere, die Ochsen, wurden auch von den Ägyptern geopfert und gegessen. — Der Anstoß beruhte vielmehr darauf, daß die Israeliten die von den Ägyptern mit der ängstlichsten Sorgfalt betriebene Untersuchung der Reinheit der Opferthiere unterließen. Daß nur reine Thiere bei den Ägyptern geopfert wurden, sagt Herodot in 2, 45. Was es mit der Reinheit auf sich hatte, und wie es recht eigentlich für einen Gräuel galt, nicht reine Thiere darzubringen, ersehen wir aus S. 38. Es durften nur rothe Ochsen geopfert werden und ein einziges schwarzes Haar machte sie unrein. Außerdem kam es noch auf eine Menge von Merkmalen an. Zunge und Schwanz waren genau zu untersuchen, u. s. w. Jedes Opferthier mußte nach angestellter Untersuchung zur Beglaubigung derselben an den Hörnern besiegelt werden. Ein unbeseigelteltes Thier zu opfern, war bei Todesstrafe verboten.

In Bezug auf die fünfte Plage, das Viehsterben, ist wenig zu bemerken, da die Reisebeschreiber den Krankheiten des Viehes in Ägypten wenige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Nur in der description finden sich einzelne zerstreute Angaben, die sich aber sehr im Allgemeinen halten, aus denen man namentlich nicht ersieht, ob in Ägypten Seuchen vorkommen, von denen alle Arten der größeren Hausthiere auf gleiche Weise befallen werden. In Th. 17. S. 126. wird gesagt, die Viehseuche breche von Zeit zu Zeit im Delta mit solcher Heftigkeit aus, daß man sich genöthigt sehe, neue Ochsen aus Syrien oder von den Inseln des Archipelagus kommen zu lassen. S. 62. wird erzählt, da eine Seuche gegen das Jahr 1786 die Zahl der Ochsen sehr vermindert habe, so habe man seitdem angefangen an ihrer Stelle sich der Büffel zur Bewässerungsarbeit zu bedienen, und sey später dabei geblieben. — Daß den Pferden in der Aufzählung der Thiere welche die Plage treffen soll, in S. 9. die erste Stelle angewiesen wird, und zwar ohne alle weitere Bemerkung, ist wieder einer von den kleinen Zügen, welche in Untersuchungen wie die vorliegende, von so bedeutendem Gewichte sind, sobald das Vereinzelte zusammengefaßt, und dadurch von der an sich möglichen Zufälligkeit erlöst wird.

Daß die sechste Plage, die der Geschwüre, nur in ihrer Aus-

dehnung außerordentlich war, zeigt die Vergleichung von 5 Mos. 28, 27., wo dieselbe Krankheit unter dem Namen der Geschwüre Ägyptens als eine in Ägypten gewöhnliche vorkommt. Es kann nur eine hitzige Ausschlagskrankheit gemeint seyn, welche, das läßt sich bei der großen Wandelbarkeit der Krankheitsformen nicht bestimmen. Die Verheerungen aber, welche Pocken und Pest in Ägypten anrichten, zeigen, wie sehr das dortige Klima zu diesen Krankheiten disponirt.

Die siebente Plage besteht in einem heftigen Gewitter mit Hagel und Regen. In der Erzählung selbst wird gesagt, daß diese Erscheinung nur dem Grade nach beispiellos in Ägypten war, vgl. E. 9. B. 18 u. 24., und vorausgesetzt, daß sie im geringeren Grade in Ägypten nicht ungewöhnlich. Beides, daß Gewitter in Ägypten nicht ungewöhnlich sind, und daß sie dort in der Regel nur einen geringeren Grad von Heftigkeit haben, bestätigen die anderweitigen Nachrichten, und diese schließen sich an unseren Bericht auch noch insofern an, als sie die Gewitter grade in der Zeit besonders häufig seyn lassen, in welche das hier berichtete Gewitter nach B. 31. fällt. Die Nachrichten der älteren Reisenden über Gewitter in Ägypten im Januar, Februar und März, findet man fleißig zusammengestellt bei Hartmann S. 41.: „Den 1. Januar hörte Wansleben, und Monconys den 17. und 18. während ihres Aufenthalts zu Alexandria donnern; an denselben Tagen hagelte es auch daselbst. Auch Perry (255.) bemerkt, daß es, jedoch selten, im Januar und Februar zu Kairo hagele. Vom Februar bezeugt dies auch eine Nachricht in den Notices (1, 260.), Poccocke sah selbst zu Sium im Februar Hagel mit Regen vermischt (vgl. 9, 34.) herabfallen. — Korte sah auch selbst Hagel fallen. Bruce 1, 267. hörte in Cossir während des Brausens der Winde den ganzen Februar hindurch, auch am Arabischen Meerbusen nachher den Donner krachen. Im März sind in Kairo Gewitter gar nichts seltenes.“ Während Thevenot's Aufenthalt in Ägypten entlud sich ein Gewitter, welches einen Menschen tödtete, 1, 344. Der Aufenthalt der Gelehrten der Französischen Expedition in Ägypten dauerte nicht lange genug, um umfassende Beobachtungen in dieser Beziehung anzustellen. Du Bois Aymé l. c. p. 135. versichert, während der vier Jahre, die er in Ägypten zugebracht, nur einmal einen Donnerschlag gehört zu haben, und noch dazu so schwach, daß mehrere Personen die bei ihm waren, ihn nicht bemerkten. Coutelle, in den obss. meteorologiques in der descr. t. 19. p. 457., sagt: „Die Naturerscheinungen folgen sich in diesem Lande mit einer beständigen Einförmigkeit. Dieselben Winde kommen regelmäßig in denselben Zeiten wieder und dauern gleich lange. Im Delta regnet es im Sommer gar nicht und fast gar nicht während des Winters. Wir haben es zu Kairo nur sehr selten regnen gesehen. Der Regen in Ober-Ägypten ist ein Wunder. Eine erhöhte Temperatur, als die im folgenden bemerkte, ein stärkerer Frost, reichlichere Regen, sind außerordentliche Dinge.“ Somard, über das Klima von Kairo in 18, 2. S. 510 ff. sagt, der Regen sey keineswegs so selten in Ägypten, wie gewöhnlich behauptet werde. „Zuvörderst muß man offenbar Nieder-Ägypten ausnehmen, was viel ausgedehnter ist, als der Rest des Landes und wo die mehr oder

weniger große Nähe des Meeres ein viel veränderlicheres Klima zur nothwendigen Folge hat, wie das des Sand. Alle Erscheinungen, mit Ausnahme des Hagels und des Schnees, folgen sich dort wie in den anderen Ländern, die vom Mittelmeere bespült werden. Auch Hagel habe ich mehrere Male zu Alexandria gesehen. Grade zu Kairo fängt der Zustand der Atmosphäre an mehr fest zu werden und in Ober-Ägypten ist er beinahe beständig.“

Der Bericht über diese Plage enthält noch im Einzelnen mehrere sehr merkwürdige Ägyptische Beziehungen. Eine solche findet sich zuerst in E. 9, 19., wo Moses zu Pharao spricht: „Und jetzt sende hin und laß dein Vieh und alles, was du auf dem Felde hast, flüchten. Alle Menschen und alles Vieh, die auf dem Felde betroffen und nicht nach Hause geborgen werden, auf die fällt der Hagel und sie sterben.“ Sienach befand sich zu der Zeit, da das Gewitter eintrat, und über die uns B. 31. sichere Auskunft gewährt, das Vieh nicht in den Ställen, sondern auf dem Felde. Damit stimmen genau unsere anderweitigen Berichte, eine Übereinstimmung, die um so bedeutender ist, je kürzer die Zeit, da das Vieh sich draußen aufhält. Niebuhr, Reisebeschr. 1. S. 142. sagt: „In den Monaten Januar, Februar, März und April geht das Vieh auf die Weide, da es sich sonst während verschiedener Monate mit trockenem Futter behelfen muß.“ Dasselbe bezeugt auch der Verf. des Ägyptischen Kalenders in den notices et extraits t. 1. p. 252. Auch nach der descr. t. 17. p. 126. bekommt das Vieh nur vier Monate Grünfutter, die übrige Zeit trockene Nahrung.

Von nicht geringer Wichtigkeit ist die parenthetische Bemerkung des Verf. in E. 9, 31. 32.: „Und der Flachs und die Gerste war zerschlagen, denn die Gerste war reif und der Flachs hatte Knotten. Und der Waizen und der Spelz waren nicht zerschlagen, denn die kommen später.“ Es werden hier, in der Übersicht desjenigen, was schon verloren und desjenigen, was im Falle fortdauernder Hartnäckigkeit noch zu verlieren war, 1. diejenigen Produkte genannt, von denen das Wohl und Wehe des alten Ägyptens abhing. Vgl. über den Spelz, als eins der wichtigsten Produkte des alten Ägyptens, das Getreide, aus dem die Ägypter ihr Brodt bereiteten, Herod. 2, 36., mit den Bemerk. von Bähr, dann auch 77. Darstellungen der Flachs-erndte bei Rosellini II. 1. S. 333 ff. Der Bau des Durrah, von dessen Brodte jetzt das gemeine Volk zum großen Theile lebt, ist neu in Ägypten, vgl. de Sacy z. Abb. S. 120. Vom Reisbau findet sich kaum eine einzige irgend sichere Spur und jedenfalls kann er nicht ausgedehnt gewesen seyn, vgl. Sonnini 1. S. 251 ff. 2. Der Verf. zeigt die genaueste Kenntniß der Zeit der Erndte in Ägypten. Flachs und Gerste nähern sich dort schon der Reife, wenn Waizen und Spelz noch grün sind. Theophrast 8, 3. und Plinius 18, 7. sagen, in Ägypten werde die Gerste im sechsten Monat nach der Saat geerntet, der Waizen im siebenten. Sonnini t. 2. p. 261., nachdem er bemerkt, daß neben dem Waizen- der Gerstenbau sehr bedeutend sey, sagt: Sa maturité précède de près d'un mois celle du blé et ses moissons sont également abondantes. Waizen und Spelz kommen zugleich zur Reife, vgl. Hartm. S. 207.

Flachs und Gerste werden in der Regel im März reif, Weizen und Spelz im April. — Solche Züge passen gar schlecht zu dem Charakter einer mythischen Geschichtschreibung.

Was die achte Plage, die der Heuschrecken betrifft, so wird in der Erzählung selbst, E. 10, 6 u. 14., darauf hingedeutet, daß nur die Quantität unerhört, sonst die Heuschrecken etwas in Aegypten Gewöhnliches waren. Damit stimmen auch die anderweitigen Berichte überein. Hartmann faßt die Nachrichten der älteren Reisenden, unter denen Norden (S. 119.) die, welche er gesehen, ausführlich beschreibt, S. 249. in den Worten zusammen: „Mit Syrien und anderen Gegenden Asiens hat Aegypten auch die Heuschreckenplage gemein; doch findet man keine Nachrichten, daß sie hier so außerordentlich große Verwüstungen anrichten, wie in Syrien, Arabien u. s. w.“ Von besonderem Interesse aber ist der Bericht Denon's über einen von ihm beobachteten Heuschreckenzug t. 1. p. 287. der Londoner Ausgabe: „Zwei Tage nach diesem Unstern (sie waren von einem heftigen Chamsin überfallen worden) benachrichtigte man uns, daß die Ebene mit Vögeln bedeckt sey, die wie in geschlossenen Haufen von Osten nach Westen zögen. Wir sahen in der That von weitem, daß die Felder sich zu bewegen schienen, oder wenigstens, daß ein langer Strom durch die Ebene floß. In der Meinung es seyen fremde Vögel, die also in sehr großer Anzahl vorbeizögen, machten wir uns eilig auf den Weg, um sie zu beobachten. Aber anstatt der Vögel fanden wir eine Wolke von Heuschrecken, welche den Boden kahl machten, indem sie sich bei jedem Grashalm aufhielten, um ihn zu verschlingen, dann weiter flogen nach einer neuen Beute. In einer Jahreszeit, da das Korn zart, wäre es eine wahre Plage gewesen; eben so mager, so thätig, so lebhaft, wie die Arabischen Beduinen, sind sie ebenfalls ein Erzeugniß der Wüste. Nachdem der Wind sich gedreht hatte und der Richtung ihres Zuges grade entgegen geworden war, warf er sie zurück in die Wüste.“ Diese Erzählung bietet mit der unsrigen in drei Punkten eine merkwürdige Übereinstimmung dar. 1. Hier wie dort erscheinen Heuschrecken und Chamsin unmittelbar mit einander verbunden. 2. Hier wie dort geht der Zug von Osten nach Westen, was um so mehr bemerkenswerth ist, da Einige, noch zuletzt v. Bohlen, es dem Verf. der Bücher Moses als einen Fehler angerechnet haben, daß er die Heuschrecken mit dem Ostwinde kommen läßt. 3. Hier wie dort werden die Heuschrecken durch die Umkehr des Windes an den Ort fortgetrieben, woher sie gekommen.

Bei der neunten Plage, der Finsterniß, darf das natürliche Analogon nicht etwa deshalb verkannt werden, weil dasselbe außer dem hier allein hervorgehobenen Merkmale noch mehrere andere hat. Die einseitige Hervorhebung der Dunkelheit bei diesem Phänomen erklärt sich aus der symbolischen Bedeutung, welche grade diese Seite desselben hatte — die Finsterniß, welche die Aegypter deckte, das Licht, welches den Israeliten leuchtete, war ein Abbild des göttlichen Zornes und der göttlichen Gnade. Es kann gar nicht gezwweifelt werden, daß das natürliche Analogon zu dieser neunten Plage in dem Chamsin zu suchen ist, dessen Wirkungen in höherem oder niederem Grade fast alle Reisenden empfunden haben, welche Aegypten besuchten. Was die

älteren darüber sagen, findet man bei Hartmann S. 46 ff. „Die Einwohner der Städte und Dörfer“ — heißt es dort unter Anderem — „verschliefen sich in ihren Häusern (Bohn.), in die untersten Zimmer und Gewölbe (Poc.); die Bewohner der Wüste aber in ihre Gezelle, oder in Gruben, die sie in die Erde gegraben haben. Dort erwarten sie nun angstvoll das Ende dieser Art von Ungewitter, das gewöhnlich drei Tage dauert. Die Straßen sind während dieser Zeit ganz leer und tiefes Stillschweigen herrscht allenthalben, wie zur Zeit der Nacht.“ Unter den Neuern führen wir zuerst du Bois Aymé an, welcher l. c. p. 110. die Mosaïsche Finsterniß mit dem Chamsin parallelisirt. Die Erscheinungen bei dem letzteren beschreibt er in folgender Weise: „Wenn der Chamsin weht, so ist die Sonne blaßgelb, ihr Licht ist verhüllt und die Dunkelheit nimmt einige Male bis zu dem Punkte zu, daß man glauben sollte, man sey in der schwärzesten Nacht, wie wir es gegen die Mitte des Tages zu Dené, einer Stadt des Sand, erfahren haben.“ — Eine zweite Beschreibung entlehnen wir von Sonnini T. 3. S. 35 ff. „Die Atmosphäre.“ — heißt es dort unter Anderem — „war entzündet und zu gleicher Zeit durch Staubwolken verdunkelt. Der Thermometer von Reaumur stand auf 27 Gr. Die Menschen und die Thiere athmeten nur noch entzündete und mit einem feinen und heißen Sand vermengte Dünste ein. Die Pflanzen vertrockneten; die ganze Natur war verwelkt. Dieser Wind dauerte noch den 27.; er schien mir sogar an Lebhaftigkeit zugenommen zu haben. Die Luft war verfinstert durch einen dicken Nebel von feinem Staube, so roth wie die Flamme.“ Von besonderer Wichtigkeit für unseren Zweck aber ist die Schilderung von Denon Th. 1. S. 285 ff.: „Den 18. Mai fühlte ich mich des Abends durch eine erstickende Hitze wie vernichtet; die Fluktuation der Luft schien mir aufgehört zu haben. Als ich zum Nil ging, um mich zu baden, zur Beseitigung meiner peinlichen Empfindungen, war ich erstaunt über den Anblick einer neuen Natur. Solches Licht und solche Farben hatte ich noch nicht gesehen. Die Sonne, ohne von Wolken verhüllt zu seyn, hatte ihre Strahlen verloren. Matter als der Mond, gab sie nur ein weißes und schattenloses Licht. Das Wasser warf ihre Strahlen nicht zurück und schien unruhig. Alles hatte ein anderes Ansehen bekommen, die Luft war düster, ein gelber Horizont machte, daß die Bäume in einem matten Blau erschienen. Schaaren von Vögeln flatterten vor dem Gewölke voraus, die erschrockenen Thiere irrten im Felde umher, und die Einwohner, die mit Geschrei sie verfolgten, konnten sie nicht zusammenzutreiben: der Wind, der die ungeheure Sandwolke aufgejagt hatte und sie vor sich herwälzte, hatte uns noch nicht erreicht. Wir glaubten, wenn wir in's Wasser gingen, das in diesem Augenblicke ruhig war, dieser Staubmasse, die von Südwesten heranzog, zu entgehen, aber kaum waren wir in dem Flusse, als er anfang unrlöslich anzuschwellen, als wolle er über seine Ufer treten, die Wogen überspülten uns und der Grund unter unseren Füßen ward aufgerührt, und unsere Kleider flogen davon, wie von Wirbelwinden gehoben, die uns nun erreicht hatten. Wir waren genöthigt an's Land zu gehen; naß und von dem Winde gepeitscht, waren wir bald mit einer Sandrinde umzogen. Nur

ein röthlicher düsterer Schein erhellte die Gegend; mit wunden Augen, verstopfter Nase, kaum im Stande zu athmen, kamen wir einer von dem andern ab, verloren unseren Weg und erreichten nur mit Mühe, an den Wänden hintappend, unsere Wohnung. Jetzt fühlten wir lebhaft, wie schrecklich die Lage seyn muß, wenn man in der Wüste von solchen Winden überfallen wird. Am folgenden Morgen zog dieselbe Staubmasse, unter gleichen Umständen, längs der Libyschen Wüste hin; sie folgte der Bergkette, und als wir uns frei davon glaubten, führte der Westwind sie zurück. Blitze durchzuckten matt diese düsteren Wolken, alle Elemente schienen in Aufruhr zu seyn, der Regen mischte sich mit den Feuerstrahlen, mit Wind und Staub, Alles schien in's alte Chaos zurückzukehren." Vgl. andere Besch. bei Mayr, Reise S. 245., bei Michaud Th. 7. S. 11.

Die Heftigkeit, mit der der Chamfin auftritt, ist nach den Jahren sehr verschieden, vgl. Hartmann S. 51. Fälle, welche, bloß auf das Materielle gesehen, dem unsrigen ziemlich gleichkommen, berichtet uns Dschemaleddin in der Chronik, angeführt von Rosenm. in dem Comm. In Bezug auf den einen, der dem ersten Jahrhundert angehört, heißt es: „Es entstand ein großer und heftiger Sturm, von Dunkelheit begleitet, durch den die Gebäude zerstört und die Häuser ausgerissen wurden; zugleich aber bedeckte Aegypten eine so dichte Finsterniß, daß Alle glaubten, die Auferstehung sey da.“ In dem Berichte über einen andern Fall aus dem zwölften Jahrhundert sagt er: „Es entstand eine solche Finsterniß in Aegypten, daß die ganze Luft mit Dunkel erfüllt war, zugleich erhob sich ein so heftiger Wind, daß die Menschen alle die Auferstehung erwarteten.“

Die Zeit, in welche die dreitägige Finsterniß fällt, ist ganz die, in welcher gewöhnlich der Chamfin weht, vgl. Hartmann S. 47.

Achten wir auf die Zeit, in welche die letzte Plage, das Sterben der Erstgeburt (das „alle Erstgeburt“ ist nach der ganzen Haltung der Erzählung, vgl. S. 338., und nach dem: „es war kein Haus, worin kein Todter“ in E. 12, 30., da ja nicht in allen Häusern Erstgeborene waren, nicht zu sehr zu premiren, daraus nicht zu schließen, daß gar keine Erstgeborenen am Leben blieben, auch nicht anzunehmen, daß außer den Erstgeborenen gar keine Andern starben) fällt, und darauf, daß sie unmittelbar auf den Chamfin folgt, so werden wir nicht umhin können, in demjenigen, was Minutoli S. 224. über die Pest berichtet, ein natürliches Analogon für diese Plage zu finden, sey es nun, daß die Pest damals schon vorhanden war, oder eine andere gleich verderbliche Krankheitsform ihre Stelle einnahm. Die Pest, sagt er, zeige sich zu Kairo gewöhnlich gegen das Ende des März, oder zu Anfange des April. Das Miasma werde bloß durch Berührung fortgepflanzt. „Lokalverhältnisse vermehren indeß seine Bosartigkeit und selbst die herrschenden Winde sind von bedeutendem Einfluß, bei anhaltendem Chamfin nimmt die Pest furchtbar zu und tödtet den Angefleckten schnell.“ Ähnliches berichtet auch Legh, Reise in

Aegypt. D. Weim. 1818, S. 142.: „Einen wohlthätigen Einfluß (bei wüthender Pest) hoffte man auch vom Nofla, oder dem Steigen des Nils, das am 18. Junius anfängt. Vor diesem Monat wird dem Chamfin, oder dem Wind aus der Wüste, der gewöhnlich am Ostermontag zu wehen anfängt und fünfzig Tage dauert, und dem ruhigen Stande des Nils die Ungesundheit dieser Jahreszeit zugeschrieben. Diese Idee ist bei den Arabern so fest, daß sie gewohnt sind sich bei dem Aufhören des Chamfin einander Glück zu wünschen, diese Periode überlebt zu haben. — Die zwei oder drei Monate vor dem Sommersolstitium werden für so ungesund gehalten, daß man sagt, die Pest herrsche in dieser Zeit immer in Kairo, in welcher Periode auch die Pocken sehr gefährlich sind.“

Daß die Aegypter durch eine Seuche weggerafft wurden, wird schon aus E. 9, 15. wahrscheinlich und fast mehr als das. Was der Herr dort sagt, daß er längst hätte thun können, das thut er jetzt wirklich, nachdem die in B. 16. angegebene Ursache, die ihn bisher abgehalten, zu diesem äußersten Mittel zu schreiten, aufgehört, nachdem er in einer Reihe von Thatfachen seine Allmacht und Gnade hinreichend entfaltet hatte.

Auch für die Verschonung der Israeliten lassen sich gewisse natürliche Analogieen anführen, die aber keineswegs dazu dienen können, die göttliche Gnade der Bewahrung zu verdunkeln, da sie nichts weniger als eine unbedingte Sicherheit gewähren. Dahin gehört zuerst, was Minutoli l. c. in Bezug auf die Pest bemerkt: „Merkwürdig ist, daß Furcht die Susceptibilität vermehrt, Furchtlosigkeit aber schützt.“ Dahin gehört ferner was Prokesh, Erinnerungen aus Aegypt. und Kleinas. Th. 2. S. 244., von den Aegyptischen Beduinen schreibt: „Seine Gesundheit ist unerschütterlich. Man schreibt die Augenpest in Aegypten, welche unter den Fellahs und selbst in den Städten wüthet, dem Thau und dem Wüstenstaube zu. Der Beduine schläft unter freiem Himmel und schweift von Wüste zu Wüste, und niemals hat sich diese Pest unter den Stämmen verbreitet.“ Damit stimmt auch überein was Michaud sagt, Correspondenz aus dem Orient t. 7. p. 29.: „Die Beduinen sind im Allgemeinen sehr mäßig; sie haben keine Ärzte und wenig Krankheiten; die Augenpest, dies in Aegypten so verbreitete Übel, ist ihnen beinahe unbekannt. Die Pest richtet selten unter ihnen Verwüstungen an.“

Diesenigen, welche an diesen natürlichen Analogieen, die wir für die Plagen in Aegypten beigebracht haben, Anstoß nehmen möchten, erinnern wir, unter Verweisung auf dasjenige, was wir schon in der Einleitung über den trotz dieser Analogieen bleibenden wunderbaren Charakter der Thatfachen bemerkt haben, daran, daß doch bei den Wundern in der Wüste, dem Manna und den Wacheln unläugbar und allgemein zugestanden solche natürliche Analogieen stattfinden. Die Vertheidiger der mythischen Erklärung aber sollten erkennen, daß grade derjenige Abschnitt, der ihnen das festeste Bollwerk für ihre Ansicht zu seyn scheint, dieselbe am entschiedensten zurückweist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 3. Juni.

N^o 45.

Der Antheil der Provinz Hanau an dem Entstehen des Kurhessischen Symbolstreites.

Der in der Ev. K. Z. 1839 Nr. 94—96. enthaltene Bericht über den Kurhessischen Symbolstreit erwähnt zwar die auf den Ursprung desselben bezüglichen Vorgänge in der Provinz Hanau, jedoch so, daß die eigenthümliche Gestalt dieser Ereignisse gar nicht zur Erscheinung gelangt. Gleichwohl dürfte es für Alle, welche sich für die kirchlichen Bewegungen unserer Tage interessieren, von einiger Wichtigkeit seyn, auch diese Vorgänge zu kennen, zumal, da dieselben über die Stellung der dormaligen Kurhessischen Kirchenbehörden zur Evangelischen Kirche mehr Licht verbreiten, als der weitere, in Althessen ausgekämpfte Verlauf des Streites, und somit geeignet sind, die bemerkenswerthe Dreifügigkeit, mit welcher die Feinde der Kirche in Hessen aufzutreten wagten, einigermaßen zu erklären. Wir ergänzen daher den vorher erwähnten Bericht durch folgende Notizen.

Die Provinz Hanau hat in eben so langem und in noch weit tieferem kirchlichen Schlafe gelegen, als Hessen-Cassel, das Land, mit welchem sie im Jahre 1736 in Folge des Aussterbens des Gräflichen Regentenhauses vereinigt wurde. Die bei weitem größere geistige Regsamkeit, welche die Bewohner dieses Ländchens im Vergleiche mit ihren übrigen Landsleuten, den Althessen, auszeichnet, hatte sich längst fast ausschließlich auf das äußere Leben, zumal auf die materiellen, gewerblichen, höchstens künstlerischen Interessen hingewendet. Welche geistige Kraft indeß hier schlummere, hat sich in der neueren Zeit, vornehmlich in den Brüdern Grimm, auf das Glänzendste an den Tag gelegt; doch blieben solche Erscheinungen von dem geistigen Gesamtleben der Provinz fast gänzlich, und von dem kirchlichen Leben ganz und gar abgetrennt. So kam es denn auch, daß man im Jahre 1818 eine Vereinigung der beiden Evangelischen Kirchen im Hanauischen erzielen konnte: eine Vereinigung, welche von der grundsätzlichen Nichtbeachtung der Unterscheidungslehren ausgehend, ausdrücklich als äußere proklamiert wurde, und deren Unterhandlungen laut des amtlichen Protokolls der vom 27. Mai bis zum 1. Juni 1818 gehaltenen Vereinigungs-Synode in der Frage über die Form des bei dem Abendmahle zu gebrauchenden Brodtes (ob Zwieback? ob runde, ob viereckige Stücke? u. s. w.) „ihre höchste Spitze erstiegen hatten.“^{*)} Der Ungeist dieser Synode schien als ein dreifacher Fluch auf das Land zu fallen, denn in den zwölf zunächst auf die Union folgenden Jahren

trat selbst dem aus ziemlicher Nähe beobachtenden Zuschauer auch nicht ein einziges Zeugniß der evangelischen Wahrheit aus dem Predigerstande des Hanauischen Landes entgegen. Erst nach den Ereignissen der Jahre 1830—1831 begann, wie in dem übrigen Kurhessen, auch im Hanauischen der Gährungsprozeß; die alte, dumpfe, behagliche Faulheit, unter dem Namen „Friede“ auch hier wohlbekannt, wurde auf mannichfache Weise gestört. Die ersten „Unruhstifter“ waren die Gläubigen in dem benachbarten Frankfurt; im Lande war längere Zeit der einzige und ist noch jetzt der vornehmste „Friedensstörer“ der Pfarrer Richter in der standesherrlichen Ortschaft Praunheim, ein Mann, dessen gründliche evangelische Erfahrung, dessen heller und scharfer Blick, richtiger Takt und theologische Durchbildung dem größeren Publikum durch die von ihm für den evangelischen Verein in Frankfurt redigirten und größtentheils verfaßten Zeitblätter, „der christliche Hausfreund“ und „der christliche Beobachter“, bekannt sind und noch mehr bekannt zu werden verdienen; daß er zu den ausgezeichneten Predigern in Kurhessen gehöre, ja unter diesen eine der ersten Stellen einnehme, wird von den Kundigen, ja selbst von den Gegnern, nicht in Abrede gestellt. Späterhin wurde auch der seit dem Jahre 1833 zum Consistorialrath und geistlichen Inspektor (nachher zum Superintendenten) ernannte Pfarrer Eberhard in Hanau mehr durch die Macht der Verhältnisse, als durch seine sehr zum Frieden geneigte Gesinnung, in die Reihe der „Friedensstörer“ mit hineingezogen, und von oben herab sogar als eins der Häupter derselben angesehen. Den christlichen Glauben mit voller Herzlichkeit, aber mit überwiegender Thätigkeit des Gefühls auffassend, mithin nach Art solcher Gemüther jedem, auch dem nothwendigsten Streite abhold, suchte er, wie seine bei verschiedenen Gelegenheiten herausgegebenen kleinen Schriften beweisen, längere Zeit den Vermittler zwischen dem Glauben und dem im Hanauischen herrschenden rohen Nationalismus zu machen: natürlich mit dem ungünstigsten Erfolge; mit besserem und wahrhaft segensreichem war er ein Anhaltspunkt für eine Anzahl jüngerer, dem kirchlichen Glauben geneigter Pfarrer seines Bezirkes, an die sich nach und nach noch einige Andere angeschlossen. — Eine von dem Consistorium zu Hanau vorgeschriebene, von Eberhard verfaßte Liturgie zur Feier des Kurhessischen allgemeinen Bußtages im Jahre 1837, gab dem damals noch in Frankfurt erscheinenden sogenannten „evangelischen Lichtfreund“, einem als insipid und schamlos bekannten Blatte, Gelegenheit, in gewohnter Weise seine niedrigen Ausfälle gegen den Glauben der Evangelischen Kirche zu richten. Sehr wohlbegründeter Vermuthung zufolge rührt diese Kritik der Bußtags-Liturgie (welche hiernach „ein in jeder Beziehung elendes und aus der Lache des gemeinsten Pietismus

^{*)} Die Synode von Hanau. Nach Aktenstücken. Hanau 1818. 8., eins von den Dokumenten der Evangelischen Kirche, über welche man am besten ganzliches Still Schweigen beobachtet.

geschöpftes Machwerk, dessen jedes Jahrhundert sich zu schämen haben würde," seyn sollte; in der Wirklichkeit ist sie ein entschiedenes und äußerst einfaches christliches Bussbekenntniß) von einem Geistlichen der Hanauer Diocese selbst her; um so eher sahen sich sechzehn Pfarrer derselben, zum großen Theile, wie wir vernehmen, durch mittelbare Anregung des Pfarrers Richter, veranlaßt, im März 1838 eine „offene Erklärung aus der Kurhessischen Diocese Hanau“ abzufassen, welche in dem christlichen Beobachter 1838 Nr. 12. und in der Co. R. Z. 1838 Nr. 50. abgedruckt wurde. Diese Erklärung enthält unter den einleitenden Bemerkungen namentlich auch die, daß die Verunglimpfungen des Lichtfreundes eigentlich auf Eberhard gemünzt seyen, dieser aber, „welcher in der Hanauer Diocese den theuern Schatz des Evangeliums von Christo dem Gekreuzigten aus seiner Geringsachtung wieder hervorgezogen habe,“ der Vertretung von ihrer, der sechzehn Pfarrer, Seite nicht bedürfe; ihrem eigentlichen Inhalte nach ist dieselbe ein entschieden würdiges Bekenntniß zu den namentlich aufgeführten Symbolen der Evangelischen Kirche, ohne irgend eine persönliche oder örtliche Beziehung auch nur von ferne durchblicken zu lassen. Dieses erste auf kirchlicher Gemeinschaft beruhende entschiedene öffentliche Bekenntniß aus dem Hanauischen erregte allgemeines Aufsehen, und unter den ungläubigen Pfarrern der Diocese heftige Erbitterung und lautes Geschrei, diente aber der jetzt eben vorbereiteten Symbolangelegenheit zum festen und fruchtbaren Boden. Zu derselben Zeit nämlich sollte bei der Verpflichtung des Hülfspredigers Carl zu Hanau der bis dahin noch ganz unbekannte neue Revers zum ersten Male in Anwendung kommen; in Folge der eben geschilderten Vorgänge aber hatte sich das Bewußtseyn von den Rechten der Kirche schon so weit gekräftigt, daß nicht allein Carl die Unterschrift des Reverses mit der Erklärung verweigerte, er könne sich nur unter der Voraussetzung zur Unterschrift verstehen, daß durch denselben die Autorität der Symbole nicht alterirt werden solle, und daß ihm hierüber urkundliche Versicherung ertheilt werde (wozu sich das Consistorium verstand, und dessen zweite Versicherung Carl als genügend annahm), sondern daß auch Eberhard sich dieser Reversangelegenheit auf das Eifrigste, sowohl dem Consistorium als dem Ministerium gegenüber, annahm. Die Kunde von diesen Vorgängen vor dem Consistorium verbreitete sich in der Provinz, und während im ersten Augenblicke die rationalistischen Prediger sich zu einer nachdrücklichen Remonstration gegen einen Revers, der ihnen „Glauben und Lehre“ vorschreiben wolle, zu vereinigen gedachten, so standen sie doch von diesem Vorhaben ab, als die „offene Erklärung“ und bald darauf der Revers selbst, der ihnen mehr darbot, als sie gehofft und erwartet hatten, zu allgemeiner Kenntniß gelangte. Bekenner und Nichtbekenner standen nunmehr einander in hinlänglich gesonderten Reihen gegenüber, und es traten in dem jetzt geordneten Kampfe zwei Elemente hervor: die Angriffe der Rationalisten auf die Unterzeichner der offenen Erklärung und den Pfarrer Richter insbesondere, sodann die Reaktionen Richter's und Eberhard's gegen den Revers, welche beide Elemente, an sich und durch die vorangehenden Ereignisse

nothwendig verbunden, auch um des unten mitzutheilenden Resolutions willen hier dargestellt werden müssen.

Die „offene Erklärung“ hatte, wie gesagt, die rationalistischen Prediger auf das Äußerste in Harnisch gebracht, und zwar durch die eben mitgetheilte, den Superintendenten Eberhard betreffende Stelle: „sie hätten,“ so hörte man diese Menschen klagen (richtiger in den meisten Fällen: voller Bitterkeit und hochmüthigen Ingrimmes ausschäumen), „längst vor Eberhard's Zeiten, sie hätten immer ihre Pflicht erfüllt, und Eberhard habe sie nichts zu lehren, ihnen nichts zu bringen, oder aus der Verborgenheit hervorzu ziehen nöthig gehabt; durch die „offene Erklärung“ seyen sie hinsichtlich ihrer Amtsführung und Wirksamkeit verdächtigt worden.“ Diese gekränkte Eitelkeit machte sich auf eine widrige Art Luft in einem Artikel der Darmstädter Kirchenzeitung 1838 Nr. 111., welcher von vier Metropoliten, unter Vortritt des Metropoliten Theobald zu Hochstet, unterzeichnet ist. Eine kleine Dosis Logik würde dem Verfasser dieses Artikels und den Unterzeichnern desselben haben sagen müssen, daß es nur zwei Wege gebe, gegen die „offene Erklärung“ mit Erfolg aufzutreten: entweder unter namentlicher Anführung der evangelischen Symbole und deren Grundlehren zu behaupten, daß sie dieselben von jeher bekannt und gelehrt hätten, oder zu erklären, sie hätten die Lehren, welche in den Symbolen aufgestellt und hiernach in der offenen Erklärung berührt worden, allerdings nicht bekannt und gelehrt, dennoch aber in ihrer Meinung ihrem Verufe genügt. Statt dessen wählten sie einen dritten Weg, den des persönlichen Angriffs auf die Unterzeichner der „offenen Erklärung,“ die sie als Pharisäer, Heuchler, falsche Propheten, ja als niederträchtige Schmeichler und falsche Ankläger, als von stolzer Demuth aufgebläsen, als außerhalb der christlichen Wahrheit stehend und sich von der Hanauischen Geistlichkeit, somit von der Kirche separirend darstellten; natürlich, alles dies nicht allein ohne Beweis, sondern auch ohne alle Veranlassung.

Der Superintendent Eberhard erließ hierauf unter dem 20. August 1838 ein gedrucktes Schreiben an die Geistlichen seiner Diocese (nachher, selbst in officiellen Erlassen, „Hirtenbrief“ genannt), welches zwar nicht überall den richtigen Takt einhält, namentlich darin nicht, daß die Erwähnung der „offenen Erklärung“ welche durchaus vermieden werden mußte, nicht vermieden wurde, übrigens aber der Angriffe der Metropoliten mit keinem Worte gedenkt und sich hauptsächlich mit der Nachweisung der unbedingten Gültigkeit der kirchlichen Symbole für die Provinz Hanau und der Nothwendigkeit, an denselben festzuhalten, beschäftigt. Der Pfarrer Richter rückte den größten Theil dieses „Hirtenbriefes“ in den christlichen Beobachter 1838 Nr. 18 — 19. ein und versah ihn mit einigen einleitenden Bemerkungen, die sich von allem Persönlichen fern halten und eben nur erwähnen, daß von den vier Metropoliten die Sache gegen ihre Natur in das Gebiet des Persönlichen und der Leidenschaft hinüber gezogen worden sey: „der gekränkte Ehrgeiz und die verletzte Eitelkeit wolle nicht einsehen, daß hier von etwas Anderem und Wichtigerem die Rede sey als von Namen

und Personen und habe sich auf eine in der That bemitleidenswerthe Weise Lust gemacht" — Ausdrücke, wie sie der Sache vollkommen angemessen, gar nicht anders gebraucht werden konnten, und wie wir sie oben (als die gelindesten, welche wir, von diesen Ereignissen durch die Verhältnisse, durch Ort und Zeit weit geschieden, nach reiflicher Prüfung aufzufinden vermocht haben) gebrauchen mußten. In einem späteren Artikel des christlichen Beobachters (1838 Nr. 22 — 23.) unterwirft Richter das Libell der Darmstädter Kirchenzeitung einer genaueren, aber sehr ernsten und würdigen Kritik; die stärkste, aber wiederum vollkommen sachgemäße Äußerung ist die: „es sey durch das Herabziehen der Sache in das Persönliche alle freundliche Erörterung abgeschnitten, jedes Eingehen auf die Ansicht der Gegner unmöglich geworden, und es bleibe nichts übrig, als solche Ungebühr mit der wohlverdienten Verachtung zu strafen und mit der Sprache einer gerechten Entrüstung zurückzuweisen.“

Um dieselbe Zeit hatte Richter im christlichen Hausfreund das Missionswesen als ein Zeugniß des evangelischen Glaubens dargestellt und es beklagt, daß dasselbe im Hanauischen (eben aus Glaubensmangel) noch keine gehörige Theilnahme finde; dieser ganz harmlose Artikel, in dem auch nicht der Schatten einer persönlichen Andeutung zu finden war, veranlaßte zwar nicht, wie die offene Erklärung, einen Darmstädter Schimpfartikel, wohl aber nicht weniger als fünf bei dem Hanauer Consistorium von Hanauer Predigern gegen Richter eingereichte Beschwerveschriften, von denen eine bitterer und heftiger war als die andere, alle aber darin gleich lächerlich, daß die Beschwerverführer sich durch einen solchen Aufsatz als getroffen bekannten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Frankreich. Katholische Andachtsbücher.)

Eine der berühmtesten Fernsichten des südöstlichen Frankreichs, allerdings nach der großen Kathedrale von Grenoble, ist die Fourvières über Lyon. Hat die Landschaft auch nicht mehr ganz das südliche Kolorit, welches sie schon oberhalb Lyons, bei Trebois, angenommen, so ist das Schauspiel, welches sich uns auf Fourvières erschließt, nichts desto weniger reich und großartig. Zu unseren Füßen wendet sich die Stadt — man sagt, in der Gestalt des Füllhorns (corne d'Amalthée oder d'abondance) — in den zusammenfließenden Thälern der Saone und der Rhone und erstreckt links die steile Höhe der Croix-Rousse, vor uns eine weite, bevölkerte Ebene, und hinter ihr die riesigen Gränzwälder der Schweiz und Italiens, der Jura und um den Montblanc und den Mont-Cenis geschaart, die Schneegebirge, die Gletscher, die Wälder der unverfliegbaren Ströme, welche um so reichlicher quellen, je glühender die Sonne des Juli und August in der Ebene sengt und brennt.

Aber nicht bloß der gewissenhafte Besucher aller Merkwürdigkeiten, der Britte, der Franzose, welcher mit Selbstgefälligkeit sein: Phrasen neben die kräftigen Ausrufungen seines blonden Nachbarn im Fremdenbuch verewigt, der Deutsche Commis-Voyageur, dessen gemeine Witze glücklichster Weise den meisten Fremden durch die Unkenntniß unserer Sprache verdeckt werden, kurz nicht bloß die Schaaulust walt nach dieser Höhe, auf ihr Belvedere. Mag ihre Zahl des Jahres auch auf acht-

tausend steigen, der frommen Pilger sind doch noch mehrere, und Jahrhunderte, ehe die Warte mit den Fernröhren gebaut wurde, hatte sich der Ruhm der Jungfrau und ihrer Kapelle auf Fourvières weit und breit Anerkennung verschafft. — Schon die Gassen, welche mühsam an dem jähen Abhang des Berges hinauf gezogen sind, tragen das düstere Gepräge des Alterthums. An manchen Häusern und Strebemauern liest man die Inschrift: Maria ist ohne Erbsünde empfangen. Das Gewerbe lärmt hier nicht, wie in den Stadttheilen unten und gegenüber. Aber je näher wir dem Ziele kommen, desto häufiger begegnen wir kleinen Krangerüsten für die Bedürfnisse der andächtigen Waller, mit Kerzen, Augen, Armen, Beinen aus Wachs, zu Geschenken für die wunderthätige Jungfrau, Paternoster von allen Farben und Andachtsbücher. Die Leute müssen ein besonderes Patent auf der Mairie lösen, um hier die Frömmigkeit zu besteuern. Wir besprachen uns mit einigen von diesen Händlerinnen und Händlerinnen; trotz der Klagen, welche jeder Kaufmann, dessen Geschäfte gut gehen, standesgemäß im Munde führt, ließen sie doch merken, daß der Handel, besonders mit ihren Büchern, eher in der Zu- als Abnahme sey. Ein unternehmender Süßfranzose, welchen ich auf dem Dampfschiffe und wieder so eben auf dem Wege begegnete, kaufte ein elegantes Paternoster — pour une petite personne que je connais mieux que son confesseur, sagte er selbstgefällig lächelnd hinzu —; ich erkundigte mich nach den gangbarsten Andachtsbüchern und nahm einige mit mir, sie bei mehr Mühe dahinein kennen zu lernen. — Der kleinste eines, welches aber jährlich in Tausenden von Exemplaren an die Gläubigen abgesetzt wird, ist: *La bonne journée ou manière de sanctifier la journée, pour les gens de la campagne; ouvrage utile à toutes sortes de personnes.* Par M. J. Couturier, ancien Jésuite et curé de Léry; augmenté d'un exercice pour la confession et la communion, des vêpres etc. par le P... Sainte-Etienne chez Ponstou. 128 Seiten in 16. (Der gute Tag oder die Art den Tag zu heiligen, für die Landleute.) Die Absicht des Büchleins ist also, den Landleuten und den armen Arbeitern es zu erleichtern, daß sie christlich leben und durch Heiligung ihrer täglichen Handlungen die dem treuen Diener versprochene Belohnung erwerben mögen. Hier begegnen wir aber sogleich einem Grundsatze, welcher Port-Royal in seinem Gegensatz gegen die äußere Werfgerichtigkeit charakterisirte: Das rechte Mittel, sich zu heiligen, ist, daß man seine gewöhnlichen Handlungen gut vollbringe. Die Vollkommenheit besteht nicht darin, daß man große Dinge, sondern daß man die gemeinsten, Jeder nach seiner Lage, gut thue.

Vornan stehen die Motive, die Zeit gut anzuwenden. Das Hauptmotiv liegt in der Nähe des Todes, daher wir ohne Unterlaß zu arbeiten haben, um des Heils theilhaftig zu werden. Der ganze Stachel liegt in dem Einen Worte: Transierunt. Sie sind vorbei. Was ist Alles seit der Schöpfung an ächtem und falschem Glanze und Herrlichkeit auf Erden — vorübergegangen! Es verläugnet sich in der Art des Beweises und der Darstellung der Franzose nicht. Wie viele Städte sind eingenommen, wie viele Provinzen erobert, Schlachten geschlagen, Siege errungen, wie viele Triumphe von so vielen großen Feldherren gefeiert worden! *Al! dieses, was noch bis auf diese Stunde gewesen, wo ist es nun? — Transierunt! Wo ist jetzt eure Kindheit? wo eure Jugend? wo sind die zehn, funfzehn, zwanzig, dreißig Jahre, die ihr gelebt? wo die Worte, so ihr gesprochen? wo all die Gedanken, welche ihr gehabt, alle eure Handlungen bis auf diesen Augenblick? — Transierunt. — Mit gar verschiedenen Gefühlen sprechen dieses Wort die Seligen im Himmel, die Verdammten in ihrem Kerker von Flammen aus. Wo sind die Leiden jener, die Freuden und Lüste dieser? Transierunt. Alles ist vergangen! Aber die Qualen der Verdammten wer-*

den nie vorübergehen, wie der Schatten, welchem sie die Ewigkeit zum Opfer gebracht. — Wenn aber die Verdammniß ewig ist, so ist es Gott, jedes in ihm gethane Werk noch mehr. Du gibst einem Armen das Almosen, du beweinest deine Sünden, du erduldest eine Schmach für Gott, du vergibst eine Beleidigung; nie wird man von dem Ruhme, der Belohnung, den Vortheilen dieser Handlungen sagen: Transierant! — Welchen Schluß haben wir aus diesem Allem zu ziehen? daß wir sobald immer möglich aufhören uns an das mit unserer Neigung zu hängen, was wir doch bald in Wirklichkeit verlassen müssen. Denn es ist nichts so gewiß, als daß man von uns Allen bald, von dem Einen früher, von dem Anderen später, sagen wird: Transierant! —

Nach dieser an den Willen durch Gefühl und Raisonement sprechenden Einleitung wird nun die Art und Weise entwickelt, wie die Landleute den Tag zu heiligen haben. Hier wird nun von dem oben erwähnten Grundsatz ausgegangen: und so könnt ihr armen Landleute vor Gott eben so viel seyn als die Heiligen, mehr als die Könige und Staatsminister, welche Reiche regieren, wenn ihr nur die einfachsten Handlungen in Gott thut. Auf diese Weise könnt ihr, während ihr euer tägliches Brodt im Schweiße eures Angesichts gewinnt, euch Schätze für den Himmel erwerben. —

Unser guter Rath begleitet nun den armen Landmann vom Erwachen bis zum Niedergang durch alle die alltäglichen Handlungen und Regungen hindurch. Solche katholische Andachtsbücher und Anleitungen haben dadurch ein besonderes Interesse und eine nicht zu verachtende Belehrung in sich, daß sie beinahe ohne Ausnahme von Geistlichen geschrieben sind, welchen durch den Beichtstuhl eine ganz bedeutende Thätigkeit der Menschenkenntniß aufgeschlossen ist; auch sind sie dadurch der Gefahr entbunden, in ihrer Studirstube bloß fromme Betrachtungen für „Stunden der Andacht“ zu schreiben. — Man rühmt die feierliche Weise, womit die Katholische Kirche, ihr Kultus und ihre Symbole mitten in's alltägliche Leben hineinschreiten und eine höhere Gewalt darstellen. Aber noch mächtiger, ungleich gefahrloser ist der sinnige, stille, anspruchslose Geist, welcher auch die alltäglichsten Handlungen des gemeinen Lebens zu reinigen und zu verklären weiß, daß sie unwillkürlich zu Symbolen, zu Sakramenten und göttlichen Wortzeichen, zu Stützen und Gefäßen der himmlischen Geheimnisse und Kräfte werden. Hat auch darin die Katholische Kirche einen Vortheil, einen Vorzug vor der unsrigen, vor uns voraus? — Wenn diesem so wäre, so müßten wir sagen, wir Protestanten stehen ganz durch unsere persönliche Schuld darin zurück; denn im Principe unserer Kirche liegt im Grunde doch Alles, wessen dieser Geist der sinnigen, anspruchslosen Andacht immer nur bedarf, um geweckt zu werden und sich zu entwickeln. Allerdings wird bei uns in der Kirche, beim Gottesdienste selbst der Sinn für das Symbol, für Gleichniß und Sinnbild nicht genährt, wie es geschehen könnte; aber muß andererseits die Überladung, das Vorherrschen des Symbols in der Katholischen Kirche diesen Sinn nicht verwirren, für das Häuslich-Einfache abtumpfen. Wenn alle Handlungen des alltäglichen Lebens zu einem Gottesdienste und einem geistigen Opfer gemacht werden sollen, — wer verkündet es lauter als unsere Protestantische Kirche, daß Gott nicht wohnt in Tempeln von Menschenhänden gebaut, daß ihm das opus operatum eines Opfers auf dem Altar nicht gefalle; wer, hat das allen Christen in ihrem Haupte zustehende Recht des Priesterthums wieder erkämpft, wer sonst

als unsere Reformatoren? — Endlich, woraus nimmt unser Wegweiser und guter Rath auf den verschiedenen Stationen des Tages das „Alte und das Neue,“ was für jeden Moment paßt, woher anders als aus der heiligen Schrift? — So enthalten denn auch die älteren Andachtsbücher unserer Kirche, wie sie sich bei den Landgemeinden noch in großer Zahl erhalten, mehrtheils in Form von Gebeten, ähnliche Anleitungen. Es ist darin für alle möglichen Vorkommenheiten so getreulich gesorgt, daß sich in einem derselben sogar ein langer Gebetsseufzer findet, zu sprechen, während man von einem hohen Thurme herunterfällt! *)

Nichts desto weniger behält unser „Guter Tag“ seine Bedeutung und bietet uns nicht bloß manches Eigenthümliche, sondern auch manches Schöne, Zarte und Erhebende dar. Und nehmen wir dazu, für wie viele Tausende im Volke diese wenigen Sebzblätter ihre ganze Bibliothek, ihre tägliche Nahrung, ihr Taschen-Beichtvater (ein Titel, unter welchem ein Jesuite ein Andachtsbuch schrieb) geworden, so werden wir am Ende unseren „Guten Tag“ noch als eine „Nacht im Stillen“ anerkennen müssen. — So wollen wir denn auch mit dem Landmanne und dem Tagelöhner dem guten Tage durch seine wechselnden Gestalten und Stufen folgen, an welchen das Wort des Dichters eine Gestalt gewinnen soll:

Gleichniß der des Höchsten werde
Haus und Heerde,
Blum' und Baum.

(Schwab.)

Dem Erwachenden wird nach Röm. 11, 16. das Wort zugesprochen: Wenn die Wurzel heilig ist, so werden auch alle Zweige eurer Beschäftigungen heilig seyn. Erhebe dich, wie Samael auf den Ruf des Herrn, sogleich aus deinem Bette; gedanke, daß es ja auch Gott selbst ist, welcher dich durch die Stimme deiner Verwandten, deines Meisters oder deiner Pflichten ruft. Gedanke an das große Erwachen am Ende der Welt, wenn die Engel, von Gott gesandt, dir zurufen werden: Stehe auf, ihr Toeten, und kommt zum Gericht. — Die Regeln des Benehmens, die Betrachtungen, Gebete und aspirations vers Dieu wechseln mit einander ab. — Beim Ankleiden wird die strengste Sittsamkeit, den Eltern namentlich auch für ihre Kinder, empfohlen: Bedenke dabei, daß Gott dich anschaut, daß du zu deiner Seite deinen Schutengel hast, welcher auch die geringste Unsitte verabscheut. — Der Schutengel ist ein öfter wiederkehrendes moralisches Motiv. — Und ihr Armen, die ihr euch nur in Lumpen kleiden könnt, ihr dürft stolz darauf seyn, daß ihr die Livree Christi und seiner Armuth traget, welchem ihr dadurch nur um so mehr gleicht. Bittet aber darum, daß Gott euch das Gewand der Unschuld und Unsterblichkeit wieder gebe, welches ihr in eurer Laune empfangen, durch eure Sünden aber wieder verloren habt. Alle Schönheit der Tochter des Himmelskönigs ist im Inneren einer reinen, mit Weisheit geschmückten Seele. — Als ein besonderes Motiv gegen die Eitelkeit wird daran erinnert, daß die Kleider eine Folge der Sünde seyen. Das ist wieder ganz im Sinne des knappen Janzenismus.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenigstens in der reichhaltigen Sammlung von Eubach, auf die gewöhnlich für dies Gebet verwiesen wird, findet sich nur ein Gebet für einen Dachdecker, wenn er auf's Dach steigt. Daraus hat wohl die Spottlust gemacht, was ihr besser dienen konnte.

Anmerk. der Red.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 6. Juni.

N^o 46.

Der Antheil der Provinz Hanau an dem Entstehen des Kurhessischen Symbolstreites.

(Schluß.)

Den Revers ließ der Pfarrer Richter in dem christlichen Beobachter 1838 Nr. 13. aus der Ev. K. Z. abdrucken; bis dahin (Juni) war nämlich für die Pfarrer des Landes noch keine andere Quelle der Kenntniß des Reverses vorhanden als der Abdruck in der Ev. K. Z.; ohnehin charakterisirte sich der Abdruck im Beobachter als eine lediglich aus der genannten Quelle geschöpfte Recension dadurch, daß ein besonderer Zusatz, welchen der Revers für die unirte Hanauische Kirche enthält, nicht mit aufgenommen ist. Die Kritik, welche Richter am genannten Orte über die die Symbole betreffende Stelle des Reverses ergingen ließ, war streng, aber, den Revers an und für sich und außer Zusammenhang mit dem Ordinationseide betrachtet (wie er denn außer diesem Zusammenhange nicht allein von der Ev. K. Z., sondern auch von den kirchlichen Landesbehörden mitgetheilt und von den letzteren fortwährend außer diesem Zusammenhange gehalten wurde), vollkommen gerecht; dieselbe lautete (nach vorausgeschickter voller Anerkennung des Christlichen und Würdigen; durch welches sich sonst der Revers auszeichne): „man muß sich wundern, hier den nichtsagenden und sogar die bindende Kraft dieser Bekenntnisschriften gradezu verläugnenden Ausdruck zu finden: mit gewissenhafter Berücksichtigung der Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche. Gewissenhaft berücksichtigen kann man auch das, was man bekämpft und verwirft. Dr. Strauß hat das Evangelium gewiß berücksichtigt, sonst gäbe er sich nicht so viel Mühe, es zu bekämpfen.“ Mit dieser Kritik begann der eigentliche Symbolstreit.

Das Consistorium erließ alsbald einen umständlichen, nachher von derselben Behörde auch zur Kenntniß sämmtlicher Pfarrer der Diocese gebrachten Beschluß an Pfr. Richter, in welchem dessen Urtheil über die Formel als ein unwahres und unüberlegtes bezeichnet, diese Bezeichnung aber dadurch begründet wird, daß die jetzige Verpflichtungsformel mehr als die früheren enthalte, freilich aber durch dieselbe die Lehrfreiheit, welche dem Lehrstande der Evangelischen Kirche zusteht, habe offen gehalten werden sollen: „man habe durch die Formel viel sagen und die Hauptsache nicht verläugnen wollen.“ Zum Schlusse wurde dem Pfr. Richter aufgegeben, seinen Fehlgriff zu erkennen, dies in dem nächsten Blatte des Beobachters zu erklären, und dem Consistorium binnen vierzehn Tagen davon Vorlage zu machen. Da das Consistorium durch den Inhalt dieses Beschlusses selbst eben das zugestand und behauptete, wogegen Richter seinen Tadel

gerichtet, die alles und eben darum zugleich gar nichts in sich fassende „Lehrfreiheit,“ so besagte der am Schlusse ausgesprochene Befehl nichts Anderes, als ein unbedingtes Unterordnen seiner Überzeugung unter die Ansichten der vorgesetzten Behörde.

Nicht lange darauf wurde der Revers den Pfarrern von dem Consistorium „als Dienstinstruktion“ mitgetheilt, bei welcher Gelegenheit denn nicht allein Richter's Kritik, sondern auch Eberhard's s. g. Hirtenbrief, ja sogar die „offene Erklärung“ der sechzehn Prediger zur Sprache gebracht wurde. Hinsichtlich der letzteren wurde von dem Consistorium die einzige Bemerkung, welche sich gegen dieselbe machen läßt, sachgemäß und milde vorgebracht, „es sey nicht zu billigen, daß man die Angelegenheit der Bußtags-Liturgie, welche von dem Consistorium ausgegangen, mithin auch zu vertreten sey, zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht habe;“ in der Erörterung der Kritik Richter's fand wenigstens der Grundsatz, den wir den Staatsbehörden jeder Art, insbesondere aber den Kirchenbehörden, recht ernstlich zu Gemüthe geführt wissen möchten, „auch die Handlungen und Anordnungen der öffentlichen Behörden könnten sich der Kritik, namentlich der wissenschaftlichen, nicht entziehen,“ auf unumwundene und ehrenhafte Weise Anerkennung, und selbst hinsichtlich der Symbole hieß es: „es könne gänzlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Bekenntnisschriften der Protestanten die Grundlage der Evangelischen und auch der unirten Kirchen der Hanauer Diocese bildeten;“ nur war diesem letzten Satze eine Erörterung angehängt, welche die bei allem guten Willen vorhandene gänzliche Unkunde der kirchlichen Verhältnisse an den Tag legte: „es könne sich mithin nur darum handeln, wie, von diesen Grundlagen (den Symbolen) ausgehend, der evangelische Glaubensreichtum aus der heiligen Schrift zu „„mehren,““ zu sichern u. s. w. sey; dies sey ein Ziel unendlichen Strebens; die Mittel und Wege aber, sich demselben zu nähern, seyen sehr mannichfach und nicht Allen in gleicher Weise bekannt, so daß deshalb unter den Predigern keine Zwietracht herrschen dürfe; eben so wenig sey es ein Zeichen des recht geübten christlichen Strafamtes, wenn man sich in öffentlichen Blättern darum streite, wer den rechten Glauben habe;“ gleich als wäre, auf das Mildeste ausgedrückt, die Kirche die Gemeinschaft der die Wahrheit Suchenden, nicht der die Wahrheit Besitzenden.

Pfarrer Richter verstand sich begreiflicher Weise nicht zu einer unbedingten Retraction seines Urtheils, wie dieselbe von ihm verlangt worden war, vielmehr sandte er eine umfassende Rechtfertigung desselben an das Consistorium ein, welche, wie sich von ihm erwarten ließ, außerdem aber auch durch das Urtheil von Sachverständigen, welchen er dieselbe mitgetheilt hatte,

festgestellt wurde, eine musterhaft gründliche, erschöpfende und präzise Darstellung der Gültigkeit der evangelischen Symbole und der Gefährdung derselben durch die Reversformel enthielt. Eben so sandte Superintendent Eberhard seine Bedenken und Zweifel gegen diese Formel an das Ministerium des Innern ein, nachdem er gegen die im Consistorium gegen seinen Widerspruch erfolgte Annahme der Formel Protestation eingelegt, und diese von dem Consistorium an das Ministerium, von diesem aber an das Consistorium — wie man sagt, mit einem Verweise an dasselbe, daß es die Protestation angenommen — zurück gelangt war.

Bis dahin hatten die Sachen unter der verhältnißmäßig einsichtigen und milden Leitung des Hanauer Consistoriums noch einen leidlich günstigen Anschein bewahrt, obgleich gerade aus dem Gremium dieser Behörde der Vorschlag zu der unheilswangeren Formel hervorgegangen war. Gegen Ende des Jahres 1838 legte aber das Consistorium die ganze Sache dem Ministerium des Innern zur Entscheidung und Beschlußnahme vor, und von dieser Behörde erfolgten im Anfange des Jahres 1839 Beschlüsse, welche, betrafen sie nicht die Evangelische Kirche, sondern bloß innere Landesangelegenheiten, als bedauerliche häusliche Irrungen mit ewigem Stillschweigen zu übergehen und der gänzlichen Vergessenheit zu übergeben waren:

1. Was die sechzehn Unterzeichner der „offenen Erklärung“ betraf, so wurde das Consistorium beauftragt, diesen Anfängern des Streites, welche den angenommenen Verfasser der Wochtags-Liturgie auf eine Art, welche ihre übrigen Amtsbrüder herabsetzte, vertheidigt, und welche ungerufen ihr Glaubensbekenntniß in einem öffentlichen Zeitblatte abgelegt hätten, dieses ihr Benehmen ernstlich zu verweisen, und sie zu einem angemessenen, der Würde ihres Standes entsprechenden Betragen zu ermahnen. (Hiernach ist also, sich zu dem evangelischen Glauben, zumal insofern derselbe von anderen Predigern verachtet oder angefochten wird, öffentlich und entschieden bekennen — denn ein Mehreres war nicht geschehen — ein unangemessenes, der Würde des Predigerstandes nicht entsprechendes Betragen.) Ja es wurde außerdem das Betreiben der Unterzeichnung der offenen Erklärung als ein „strafbares Aufreizen, welches ernstliche Abndung verdiene,“ bezeichnet, und das Benehmen der nicht unterzeichnenden Geistlichen sogar ausdrücklich belobt. Im Vorbeigehen erfuhr auch der von den vier Metropolitane unterzeichnete Artikel der Darmstädter Kirchenzeitung eine leise Mißbilligung.

2. Der Pfarrer Richter zu Praunheim wurde, ohne daß seiner Rechtfertigung nur die geringste Aufmerksamkeit wäre geschenkt worden, wegen anmaßlicher Kritik der vom Consistorium angeordneten Eidesformel, wegen Veröffentlichung einer Dienstsache durch ein öffentliches Blatt (Richter hatte, wie schon bemerkt, von der Reversformel als Dienstsache gar keine Kenntniß und entnahm dieselbe lediglich der Ev. K. Z.), wegen Schmähung der vier Metropolitane, namentlich des ihm vorgesetzten (bekanntlich hatte nicht Richter diese vier Metropolitane, son-

bern diese hatten die Unterzeichner der „offenen Erklärung“ geschnäht), und wegen Ungehorsams gegen die Verfügung des Consistoriums (d. h. weil er nicht alsbald seine Überzeugung änderte als er merkte, daß dieselbe mißfällig war), in eine Geldstrafe von fünfzig Thalern verurtheilt, zugleich aber mit härterem Einschreiten bedrohet, wenn er durch solche „Untriebe“ fortfahre, den Frieden in der Kirche zu stören und Parteilungen unter seinen Amtsgenossen anzufüttern. Neben dem Verbote, „in dieser Dienstsache weiter etwas zu veröffentlichen,“ erhielt er außerdem die Eröffnung: „wenn er glaube, in der Diocese eines anderen Landes weniger Beschränkung seines ungerufenen feindseligen Wirkens, seines geistlichen Stolzes und seiner Unduldsamkeit zu finden, so werde er bei Entlassung von seinen Dienst- und Unterthanenpflichten kein Hinderniß finden.“

Beide Erlasse wurden der gesammten Geistlichkeit der Hanauischen Diocese mitgetheilt, und gelten begreiflicher Weise als ein vollständiger Sieg der „Friedliebenden“ über die „Friedensstörer.“

3. Der Superintendent Eberhard wurde als der eigentliche Urheber des Streites namhaft gemacht und mit unter den Geistlichen begriffen, welche „die Religion der Liebe und des Friedens mißbraucht haben, um aus geistlichem Dünkel und Streitsucht einen Streit anzufangen und zu unterhalten, der nur Mißverständnisse erregt, den Frieden der Kirche stört und den Feinden der Evangelischen Kirche Waffen in die Hand gibt;“ sein f. g. Hirtenbrief wurde im Angesicht der ganzen ihm untergebenen Geistlichkeit als unzuständig und ungeeignet bezeichnet; — seine gegen die Reversformel geäußerten Bedenken fanden zwar Beantwortung, aber eine solche, welche nur zu sehr zeigte, wie sehr er sich mit seinem Widerpruche im Rechte befand: „es solle,“ hieß es, „doch eine Ausdrucksweise gefunden werden, welche die fortbildende Kraft und Freiheit, die durch die Reformation gewonnen sey, nicht aufhebe;“ „die gewählte Ausdrucksweise“ (Berücksichtigung), heißt es weiter, „stelle sich dem unbefangenen Beurtheiler als eine solche dar, welche das Wesentliche der Symbole festzuhalten gebiete,“ und gleich darauf: „der von Eberhard vorgeschlagene Ausdruck: „„unter Festhaltung der wesentlichen Lehren der Bekenntnisschriften,““ sey ungeeignet, weil bei diesem sogleich die Frage entstehen würde, was als wesentlich solle angenommen werden?“ Alles dies war mit so reichlichen Vorwürfen wegen Pflichtverletzung (während doch, von dem allerdings nicht ganz zuständigen Hirtenbriefe abgesehen, Eberhard grade nur seine Pflicht erfüllt, und wenn er gefehlt, darin gefehlt hatte, daß er dieselbe vielleicht nicht zeitig genug in ihrem vollen Umfange erkannt und nicht energisch genug vorgehen) und so empfindlichen persönlichen Ehrenkränkungen begleitet, daß wir Anstand nehmen, was uns davon bekannt ist, vollständig mitzutheilen; unter Anderem wurde ihm eröffnet, sein Vergehen stelle sich auf gleiche Linie mit dem der katholischen Geistlichkeit in Preußen, ja es sey noch ärger. Sogar soll ihm aufgegeben worden seyn, sich der Formel des Reverses bei der Ordination zu bedienen, welches eine grobe Verletzung der Kir-

chengeſeße des Kurheſſiſchen Landes in ſich ſchließen würde, abgeſehen davon, daß ein ſolches Verfahren gradezu gegen die Verfaſſung dieſes Staates anſtößt, nach welcher Änderungen in dem Glauben und in der geſetzlich beſtehenden Liturgie (wozu die Ordinationsformel wenigſtens ſeit 1573 gehört) nur von einer Synode, alſo nicht von einem Superintendenten, auch nicht von dem Kultusminiſterium, vorgenommen werden können.

Weltlich genommen, ſind wir der Meinung, daß gegen dieſe ſämmtlichen Verfügungen, zumal gegen die den Pfarrer Richter betreffenden, ſofort gerichtliche Klage hätte erhoben werden ſollen, und können unſere feſte juridiſche Überzeugung nicht vergen, daß eine ſolche „wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt“ erhobene Klage, wie dieſe nach der Kurheſſiſchen Landesverfaſſung möglich iſt, zu einem vollſtändigen Unterliegen des Miniſteriums des Innern hätte führen müſſen; doch ſehen wir nicht an, die Sache kirchlich geſaßt, das Unterlaſſen dieſes Schrittes von Seiten der Unterdrückten höchlich zu billigen, da das Anrufen der weltlichen Macht in inneren kirchlichen Dingen zu nichts führt, als daß man „Fleisch hält für ſeinen Arm;“ auch wollen wir uns hier alles Urtheiles über die vorſiehenden Beſchlüſſe des Kurheſſiſchen Miniſteriums des Innern enthalten, damit nicht die Revolutionärs unſerer Tage auch nur den Schein einer Annäherung an ſie auffuchen können; das aber mögen wir nicht verſchweigen, daß wir, inſofern in früheren Jahren in weltlichen Dingen ähnliche Beſchlüſſe emanirt ſind, das maßloſe Geſchrei nach „Recht“ und „Garantien,“ welches ſeit dem Jahre 1830 aus Kurheſſen nach allen Seiten hin erkörnte, wenigſtens einigermaßen begreiflich finden müſſen.

Die Kunde von dieſen Vorgängen verbreitete ſich im Hannüſchen und in der Umgegend augenblicklich, bald auch in Caſſel, und erregte, wie billig, allgemeines Aufſehen. Sie gab dem Ober-Appellationsgerichtsrathe Bickell die Veranlaſſung, ſeine bekannte Schrift abzuſaſſen, den Feinden der evangeliſchen Wahrheit aber, zu wähen, es ſey dieſe Wahrheit nunmehr völlig und für immer beſetzt; und nun entſpann ſich auf anderem Gebiete der Streit, nicht mehr um den Revers, ſondern um die Symbole und die evangeliſche Wahrheit und Kirche ſelbſt, deſſen Verlauf in dieſen Blättern bereits geſchildert worden iſt.

• M a c h r i c t e n .

(Frankreich. Katholiſche Andachtsbücher.)

(Fortſetzung.)

Eine Anmerkung lehrt uns: Es iſt damit nicht geſagt, daß man beim Ankleiden alles Obige denken und ſagen müſſe, ſondern man wähle einige von dieſen Gebeten und Betrachtungen, ſich damit zu beſchäftigen. Sagt euer Pater, verrichtet einen Akt der Buße oder was uns ſonſt von den eiteln, böſen Gedanken abwendet, welche uns manchmal beim Ankleiden beſchäftigen. — Dem Reinen iſt Alles rein. — Jeder Chriſt habe an ſeinem Bette Weihwaſſer und in ſeinem Hauſe darf das tröſtliche Sinnbild unſerer Verſöhnung, das Crucifix, fehlen. So verrichtet er ſein Morgengebet als in einem Hausheiligtume, vor Allem aber gehört „Ehrfurcht, Aufmerkſamkeit und Andacht“ dazu. Die ſpe-

cielle Anleitung zu dieſem Gebete erinnert an ſcholaſtiſche Terminologie und an manche bedenkliche Diſtinktion; wir tröſten uns aber damit, daß ſie dem ſchlichten Landmanne unbekannt iſt und daß er, wenn er auch nicht recht verſteht, was man von ihm verlangt, es ſo gut wie möglich machen werde. Symboliſche Handlungen, innere Akte, Sprechen von kirchlichen Formeln, das Pater, Ave Maria, das Credo und Conſteſſor wechſeln mit einander ab. — Es iſt immer ſehr merkwürdig, zu beobachten, auf wie vielerlei Ideen, wahren und falſchen Bedürfniſſen die Verehrung der Jungfrau wurzelt; man hat gut bewieſen, daß dieſe Sitte vielmehr, als Lehre, nicht in der Schrift begründet ſey, iſt ſie es doch in der Tradition; man mag nachweiſen, wie Chriſtus und ſein Evangelium dieſem oder jenem Bedürfniſſe unmittelbar vollkommen genügt; dieſer Ideen, Triebfebern und Bedürfniſſe ſind gar viele. Sie müſſen aber nicht bloß aus dem Kopfe, vielmehr aus dem Herzen geiſſen und entwurzelt ſeyn, wenn dieſe Sitte überwunden werden ſollte. In unſerm Guten-Tag wird der Gläubige ermahnt, Gott als ſeinen Vater, Maria als ſeine gute, zärtliche Mutter zu betrachten. Es iſt dies offenbar eine der unſchuldigen, zartesten Wurzeln des Mariendienſtes. Auch in dieſen Gebeten fällt es uns auf, daß Chriſtus und Gott gleichbedeutende Namen ſind; was ganz katholiſcher und franzöſiſcher Sprachgebrauch iſt. Unverkennbar aber wird durch das Aufgehen des Menſchlichen in das Göttliche bei Chriſto ſein Mittleramt gefährdet, welches ſomit großentheils auf die verkörperte Menſchheit in Maria übergeht. Die Heiligen erſcheinen als „Freunde Gottes.“ — Am Schluſſe heiſt es: Spricht dieſe Gebete franzöſiſch, um ihren Sinn beſſer zu verſtehen. — An das Gebet ſchließt ſich eine wichtige Übung an, indem wir uns zum Voraus prüfen, worin wir den Tag über den Herrn beſchuldigen könnten. Dabei kommen ſowohl unſere Gewohnheits- und Lieblingſfehler, als die Gelegenheit beſonders in Betracht. So haben wir alle Thore der Seele zu ſchließen, damit die Sünde weder in ſie ein, noch daraus ausgehen könne, unſeren Nächſten zu verunreinigen.

Die Arbeit beginne mit dem Kreuzzeichen; bringe ſie Gott als Opfer dar, ſo wirſt du zugleich den Himmel und deinen leiſtlichen Unterhalt gewinnen, und vor jeder böſen Handlung bewahrt ſeyn. Denn wie könntest du wagen, das Kreuzzeichen über eine böſe Handlung zu machen, oder ſie Gott darzubringen! Wie ſollteſt du dich unterwinden zu ſagen: Mein Gott, ich bringe dir dieſe Handlung dar, während du zu einen Eingriff in das Erbe deines Nächſten erlaubſt, indem du Holz ſtiehſt, deine Zeit verderbeſt, bei deiner Arbeit oder im Handel betrügiſt, dein Vieh auf ein fremdes Feld führſt, wo es ſchaden kann, oder ausgeht, Verläumdungen zu ſagen? — Während der Arbeit beſpreche dich mit Gott wie mit einem verehrten Freunde, welcher dir zur Seite wäre.

Nunmehr werden, Jedem nach ſeiner Beſchäftigung und dem Gegenſtande, dem Stoffe ſeiner Arbeit, Anweiſungen gegeben, wie er ſie als ein Gleichniß der höheren Wahrheiten, als Symbole der höchſten Interellen der Menſchheit anzuſehen und zu üben habe. — Du Ackerwirth, wenn du über deinen Pflug gebeugt einhergeſt, ſprich bei dir ſelbſt: Dieſe Erde iſt meine Mutter, ich bin daraus hervorgegangen, ſie nährt mich . . . ich muß darein zurückkehren, vielleicht bald; ich werde, davon bedeckt, faulen wie das Samenorn, welches ich darein lege; ich werde lebendig und herrlich daraus hervorgehen wie die Saat, welche daraus erwächſt. Wenn ich aber meinem Nachbar abactere, ſo grabe ich meine Grube und gebe in der Hölle zu Grunde. Mein Gott, laß dies nicht geſchehen! — Ich wege die Erde mit meinem Schweiß, wie du mich dazu verdammt; laß es geiſtig und leiſtlich an mir geſegnet ſeyn. — Ahne St. Flor, deinem Patron nach, welcher auch als Landbauer ein großer Heiliger geworden.

Und du, Hausmutter, wenn du mit deiner Haushaltung beschäftigt bist, so thue wie St. Martha, welche mit frommer Thätigkeit dem Herrn diene, beschäftigt mit den Sorgen des Hauswesens warf sie einen ehrfurchtsvollen Blick auf ihren göttlichen Meister; sie redete mit ihm während sie für ihn arbeitete. So richte auch du mitten im Geräusch einige herzliche Senfter zu Gott: Mein Gott, aus Liebe zu dir trage ich Sorge für mein Hauswesen. Es ist mir, als diene ich dir in der Person meines Gatten und in meinen Hausgenossen. Ja für dich thue ich Alles; denn ich thue ja deinen Willen, indem ich die Pflichten der Hausmutter erfülle, welche du mir aufgelegt. — Hier tritt die katholische Färbung, die Gefahr einer Art Werkgerechtigkeit schon merklich hervor.

Und wenn du Holz machst, du armer Holzhauer, rufe dir zu Zeiten das schlagende Wort Christi zurück: Die Art ist an der Wurzel des Baumes. Der Tod hebt seine Art auf, mein Leben abzuhaue, wie ich mit diesem Baume thue. Wo der Baum sich hinneigt, da fällt er; auch ich werde auf die Seite fallen, wohin ich mich neige, — in die Hölle, wenn ich mich durch die Sünde zur Hölle neige. Lenke meine Wege zurück, mein Gott, damit ich nicht in den Abgrund fortgerissen werde. — Indem du einen Stein haust, sprich zu dir selbst: Ach, mein Herz ist vielleicht härter, als dieser Fels. Brich, haue, gestalte du diesen lebendigen Stein, o Herr, damit er in den Bau des himmlischen Jerusalems aufgenommen werde. — Und wenn du Frucht wurfest gedenke des Tages, da das Unkraut vom guten Weizen geschieden mit ewigem Feuer verbrannt werden wird. Dessen gedenkt auch der Feuerarbeiter am glühenden Hochofen.

Die Centralisation, welche auf Frankreich lastet, verläugnet sich auch nicht ganz in unserem Andachtsbüchlein; der Hirte wird bloß im Vorübergehen auf das Vorbild Abel's und der anderen Patriarchen hingewiesen: ahme St. Genevieve nach. Sie war eine einfache Schäferin wie du; aber um ihrer Tugenden willen wird sie in der Hauptstadt Frankreichs als Patronin verehrt; sie hat selbst Könige zu ihren Füßen gesehen. Indem sie that, was du thust, ist sie eine große Heilige geworden. — Unser Pater erweist seine Menschenkenntniß, indem er wohl zu verstehen gibt, wie die Klasse der Hirten in der Regel zu den verderbtesten im Lande gehört; was die zahlreichen, sentimentalen Andachtsbücher nicht zu wissen scheinen. Der Müßiggang führt zu „Spiel, Streit und allerlei Unordnung“: Niemand hat mehr Zeit zum Gebet und zur frommen Betrachtung, als du. Erwinnere dich, daß du nach dem Glauben und der Vernunft leben sollst, nicht wie die Thiere, deren Führer du bist. — Kein Gewerbe führt so leicht zum Eingriffe in fremdes Eigenthum. Darum vergiß aber unser Pater die liebliche Seite dieses Berufs nicht, welche uns im Neuen Testamente so freundlich entgegentritt; auch sein Lied soll dem Hirten nicht mangeln:

Paissez, moutons, en assurance,
Et bénissez le bon Pasteur.
Voit-il en moi votre douceur?
Voit-il en moi votre innocence?

(Weidet, ihr Lämmer, in Sicherheit und segnet den guten Hirten. Sieht er in mir eure Sanftmuth? Sieht er in mir eure Unschuld? —) — Gehst du Wasser zu schöpfen, so rufe dir die Geschichte der Samaritanerinnen zurück, welche Christus am Brunnen Jakob's fand. Verlange auch ihn zu finden, und dieses lebendige Wasser der Gnade zu schöpfen,

dessen Strahl bis in's ewige Leben aufsteigt (qui rejallit). Denke, daß du vielleicht in einer übleren Verfassung bist, als dieses Weib. — Auch für das Brodtbacken findet sich eine geistliche Betrachtung auf den Grund der biblischen Gleichnisse, und die Nota dabei: Wenn die Leute, welche auf dem Lande gemeinschaftlich backen, sich in diesem Sinne besprechen würden, dürfte es viel weniger Verläumdungen geben (dasselbe möchte vom Brunnen gelten). — Während du nährst und sonst den dünnen Faden handhabst, danke Gott, welcher dir gibt, womit du dich kleidest und sprich zu dir selbst: Mein Leben ist wie ein Faden, welchen Gott jeden Augenblick abschneiden kann. — Unser Wegweiser und Genosse durch die Mühe des Tagewerks senkt mit dem gedrückten, armen Arbeiter, aber nicht sowohl bloß über die harte Arbeit: Ja, du bist sehr zu beklagen, Laster besetzen deine Tage voll Arbeit und Mühe, und machen dich auf jede Weise unglücklich; unglücklich für diese Welt, da du die Arbeit nicht durch die Salbung der Frömmigkeit und der Religion sanfter zu machen weißt; aber du wirst noch unglücklicher seyn im anderen Leben, weil ihr nicht auf die Absichten der Vorsehung eingeht. — Auch hat Alles, was man euch vorstellt, nichts Strenges, noch Abstoßendes. Man verlangt ja von euch nicht, daß ihr in Hemmnissen und in beständigem Streite leben sollt. Diese Übungen werden einer gewissen Feiterkeit nicht im Wege stehen, welche eure Arbeiten erleichtert. Die wahre Tugend ist weder traurig noch schen. Seyd heiter bei eurer Arbeit, das verbietet die Religion nicht. — Darauf folgt nun eine Anleitung, die Messe zu hören. Du kennst ja das Sprichwort: Almosen macht nicht arm und die Messe verzögert nichts. Unser Pater verlangt allerdings mehr Andacht, als womit sich so manche jesuitische Casuisten begnügen, welche den Begriff des opus operatum wirklich so sehr steigerten, daß man mit gutem Rechte sagen kann, das Minimum von Intention, womit sie sich zufrieden stellten, entspreche nicht einem christlichen Gottesdienste, sondern vielmehr einem Götzkultus. — Auch in dieser einfachen Erklärung der Messe fällt es uns so klar in die Augen, daß der Heiligendienst von der katholischen Anschauung der Messe unzertrennlich ist; die ganze Schaar, das Heer von Heiligen und Märtyrern ist die unsichtbare Herrlichkeit des Sakraments und des darin dargestellten Königs, welchen die Kirche mit allen möglichen sichtbaren Symbolen der Majestät zu umgeben beflissen ist. — Es ist allgemein bekannt, daß nicht sowohl in der Lehre von der Gegenwart des Herrn, als durch den Begriff eines der Consekration vorangehenden Opfers, durch die in der Transsubstantiationslehre ausgesprochene Stabilität der Verwandlung und durch die Sitte, sich das katholische ein und Luthersche Abendmahl unterschreiben. Andererseits geben uns zahlreiche katholische Schriftsteller selbst Veranlassung, das katholische Abendmahl mit dem Calvinischen zu vergleichen. Die orthodoxen Römisch-Katholischen werfen den Nonnen von Port-Royal vor, daß sie durch ihre beständige Anbetung des Sakraments dessen Genuß unnöthig, überflüssig machen und so in die Geistigkeit der Sakramentirer verfallen, nur den geistigen, nicht den sakramentlich-leiblichen Genuß für ein wahres Bedürfnis achten. — Wie, wenn wir dies der katholischen Sitte überhaupt vorwerfen wollten! Daß eine gar zu sinnliche, beinahe fleischliche Anschauung mit einer übergeistigen, doketischen Hand in Hand gehe, ist ohnedies durch die Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur erklärt und durch die Erfahrung mehr als von Nothen belegt.

(Fortsetzung folgt.)

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

Erster Artikel.

Eine Kirchenzeitung darf die durch ihren Namen ausgedrückte Beziehung auf die Zeit nicht so scharf betonen, daß sie nur dasjenige als zu ihrem Gebiete gehörig betrachtet, was gerade in der Zeit zur Verhandlung gekommen; sonst setzt sie sich der Gefahr aus, mit ihr unter Umständen leer oder doch äußerlich zu werden. Sie muß vielmehr das gerade die Zeit Bewegende nur vorzugsweise beachten, daneben alles dasjenige als für sie passend ansehen, was für alle Zeiten von Bedeutung ist, und wenn diese Bedeutung in der Zeit nicht erkannt wird, danach streben, solche Erkenntniß hervorzurufen, indem sie die Verhandlungen darüber neu anregt.

Diese Bemerkung möge die Wahl eines Themas für dieses Blatt rechtfertigen, welches, nachdem es noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Gegenstand sehr lebhafter Verhandlungen gewesen, in dem unsrigen fast so gut wie geruht hat. Daß der Gegenstand wichtig genug ist, wird Jedem, der ihn nur etwas schärfer in's Auge faßt, gleich einleuchten. Er ist dies nicht bloß in praktischer Beziehung, sondern auch insofern, als die gewonnene richtige Einsicht in ihn uns einen tiefen Blick in den göttlichen Weltplan, in das Wesen der von ihm geordneten menschlichen Verhältnisse thun läßt. Daß es heiße Wasser in's Meer tragen, wenn wir diese Einsicht zu befördern streben, wird Niemand behaupten können. Über wenige Gegenstände auf religiösem und theologischem Gebiete von solcher Bedeutung wird sich wohl eine so große Unkunde verbreitet finden. Diejenigen, die überhaupt irgend sich mit der Frage beschäftigen haben, begnügen sich meist damit, daß sie sich, um doch etwas antworten zu können, wenn sie ihnen vorgelegt wird, die durchaus unrichtige Antwort von J. D. Michaelis aneignen, die noch jetzt, obgleich von dem Gebiete der Wissenschaft ziemlich verschwunden, bei weitem die populärste ist. Die übrigen Lösungen sind kaum über den Kreis der Schule herausgekommen und verdienen auch wirklich kein besseres Schicksal.

Die erste Seite, welche das reichhaltige Thema uns darbietet, ist die Untersuchung über den

Grund der Eheverbote.

Diese ist um so sorgfältiger zu führen, je mehr sie in älterer Zeit hinter der über die Ausdehnung derselben zurückgetreten ist, wodurch die Behandlung des Gegenstandes einen mehr juristischen, als ächt theologischen Charakter erhielt. Wie weit diese Vernachlässigung ging, davon wird z. B. ein Blick auf die dogmatische Schatzkammer der Lutherischen Kirche, auf Gerhard's Loci theologici überzeugen. Die Untersuchung über den Grund

der Eheverbote wird hier in Th. 15. S. 311. mit den charakteristischen Worten eingeleitet: „Zum Beschluß, ehe wir uns von den Verboten des göttlichen Rechtes entfernen, müssen wir noch die Frage beantworten: warum Gott durch ein gegebenes Gesetz gewisse Grade der Blutsverwandtschaft und Verschöpfung bei der Eheschließung als verboten bezeichnet hat;“ die Behandlung ist kurz und fast durchaus historisch gehalten, bloße Anführung desjenigen, was von Verschiedenen über den Gegenstand vorgebracht worden. Dagegen wird z. B. die Frage, ob das betreffende Mosaische Gesetz bloß auf die ausdrücklich darin genannten Personen, oder ob es auf die Grade gehe, die durch diese Personen repräsentiert werden, mit großer Ausführlichkeit und lebhaftem Interesse abgehandelt.

Wenn wir nach dem Grunde der Eheverbote fragen, so bezieht sich diese Frage zugleich auf diese Verbote, insofern sie in dem Mosaischen Gesetze enthalten — dies behandelt den Gegenstand in drei Hauptstellen, zuerst in 3 Mos. 18., wo die Verbote selbst gegeben, dann in E. 20., wo die Strafen für die Übertreter bestimmt, und endlich in 5 Mos. 27, 20 ff., wo die Flüche über dieselben ausgesprochen werden — und insofern sie unabhängig von ihm dem menschlichen Herzen eingeschrieben sind. Daß das letztere der Fall ist, das Gebot Gottes durch Moses kein statutarisches, sondern bloß eine Erneuerung des durch die Sünde verdunkelten natürlichen, ein Spiegel, welcher der Entartung vorgehalten wird, damit sie sich in ihm als solche erkenne, ein Niegel zugleich, welcher ihr vorbeugen soll, wo sie noch nicht erfolgt ist — dies läßt sich aus dem Mosaischen Gesetze selbst erweisen. Wenn in ihm (vgl. 3 Mos. 18.) den Heiden die Verletzung dieser Gebote, die Überschreitung der hier gesetzten Schranken als ein schweres Verbrechen vorgeworfen, die Vertreibung der Kananiter aus ihrem Lande als Strafe für solchen Frevel bezeichnet wird, so setzt dies voraus, daß auch den Heiden diese Gebote gegeben waren, und zwar in der alleinigen Weise, in der Gott den Heiden sein Gesetz mitgetheilt hat, durch Einschreibung in ihr Herz, vgl. Röm. 2, 15. Auf dasselbe Resultat werden wir auch durch viele Thatfachen aus der Heidenwelt selbst geführt. Bemerkte doch schon Beza (de repudiis et divortis in den tract. theoll. Th. 2. S. 52.): „Es darf nicht verschwiegen werden, daß die bürgerlichen Gesetze der Römer in dieser Sache also mit den göttlichen übereinstimmen, daß sie daraus beinahe wörtlich entlehnt scheinen könnten.“

Es könnte nun scheinen, die einfachste Weise, über den Grund der Eheverbote in's Klare zu kommen, sey die, daß man das geschriebene Gesetz in dieser Beziehung möglichst tief erforsche. Allein die Untersuchung dieses Gesetzes zeigt, daß man auf diese Weise nicht zum Ziele kommt. Das Gesetz wendet sich nicht

an den Verstand, sondern an das Gewissen. Es motivirt seine Verbote nur also, daß es auf die unbedingte Unverträglichkeit dieses oder jenes Verwandtschaftsverhältnisses mit dem ehelichen hinweist, diese Unverträglichkeit zu Gemüthe führt. Es liefert Stoff zur Widerlegung der falschen Ansichten, zu Merkmalen für die richtige, diese selbst wird aber in ihm nur einmal kurz und leise angedeutet, nirgends ausgeführt. So bleibt uns also nichts übrig, als daß wir den Grund durch selbstständiges Eindringen in den Gegenstand zu gewinnen suchen.

Wir beginnen damit, gewisse Kriterien aufzustellen, nach denen geprüft zu werden sich jede Theorie gefallen lassen muß, welche auf Richtigkeit Anspruch macht. 1. Nur diejenige Beantwortung der Frage kann als zulässig erkannt werden, nach der die Heirathen in der nächsten Verwandtschaft als Gegenstand des sittlichen Abscheus, als Verbrechen, als vor Gott und Menschen schwerer Ahndung würdig erscheinen. Denn so stellen sich diese Heirathen in dem Mosaischen Gesetze dar. Sie werden in den stärksten Ausdrücken als schändlich bezeichnet (Zimnah, Verbrechen, Chesed, Schande, Niddah, Unreinigkeit, Gräuel u. s. w., vgl. z. B. 3 Mos. 18, 17., 20, 13., Ausdrücke, die wo sie für einzelne unter diesen Heirathen gebraucht werden, diesen nicht als solchen, sondern dem Ganzen gelten, zu dem sie gehören); auf ihre Verletzung wird zum Theil Todesstrafe gesetzt; sie wird als ein Hauptgrund des schweren Gerichtes betrachtet, welches über die Kananiter ergehen sollte, so daß also selbst, den heidnischen Standpunkt vorausgesetzt, sich das Eingehen solcher Verbindungen als auf tiefer sittlicher Verschlechterung beruhend darstellen muß. Eben so aber werden diese Heirathen von dem irgend gesunden moralischen Gefühl betrachtet. Daß der Begriff der Blutschande auch dem heidnischen Alterthum sehr tief eingeprägt war, weiß Jeder schon aus den bekannten Geschichten von Oedyp und Thyest und der Art und Weise, wie sie für die tragische Bühne verarbeitet wurden.

2. In 3 Mos. 20, 12. heißt es nach Festsetzung der Todesstrafe für denjenigen, der sich mit seiner Schwiegertochter verbunden: „sie haben Vermischung (so nur ist das Tebel zu erklären; die von Gesenius angenommene Bedeutung Befleckung, ist willkürlich angenommen) gemacht, ihr Blut kommt über sie.“ Nur dem Buchstaben nach bezieht sich diese Bezeichnung auf den einzelnen Fall, der Sache nach geht sie wie alle analogen Bezeichnungen in diesen Verordnungen auf die ganze Gattung. Durch sie wird die Blutschande der Unzucht mit dem Vieh, welche in E. 18, 23. eben so bezeichnet wird, der Päderastie u. s. w. gleichgestellt. Es wird darauf hingedeutet, daß durch das Heirathen in der nahen Verwandtschaft das von Gott Getrennte verbunden wird, eine Ineinanderverwirrung der verschiedenen von Gott gestifteten Ordnungen stattfindet. Jede Theorie nun muß sich darauf ansehen lassen, ob nach ihr die Ehen in der nahen Verwandtschaft in diesem Lichte erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Fortschritt.

Daß der Vater der Lügen der Fürst dieser Welt ist, beweiset sich in unseren Tagen recht klarlich durch die Macht, die der Lügengeist über die Geister dieser Welt übt. Dies geschieht durch eine Verkehrung der Urtheile, wonach das Gegentheil vom Gegentheil so zuversichtlich behauptet wird, daß es die leichtgläubige Welt wirklich glaubt. So wird die Verdunkelung des Lichts der Offenbarung, der göttlichen Erleuchtung, für Licht und Aufklärung ausgegeben, die unvernünftige Verkennung des ewigen Logos in Christo für Vernunft gehalten, die Verlängerung der Erlösung durch ihn als Emancipation von alten Vorurtheilen bezeichnet, und Rückschritt und Rückfall als Fortschritt ausgerufen, wahrhaftiger Fortschritt aber als Stabilität oder Rückgang verachtet. Das Christenthum, der Neue Bund, ist die Religion des wahrhaftigen Fortschrittes; denn es will Alles neu machen; es fordert neue Menschen, indem es Buße predigt und dem alten Menschen den Krieg erklärt; es dringet unablässig auf Wiedergeburt und Erneuerung, auf Regeneration und Reformation alles dessen, was vom alten Adam ist; es wirkt sie auch durch die Kraft des heiligen Geistes, der eine neue Liebe ausgießt in die Herzen; seine Vollendung ist der neue Himmel und die neue Erde, Apok. 21. Um so kräftiger wirkt das Christenthum als die Religion der Erneuerung und des Fortschritts; je gründlicher es den alten Menschen und seinen Zustand als schlecht und verborben und verloren darstellt, weil eben dadurch erst das Bedürfniß völliger Erneuerung gründlich gewirkt und ein lebendiges Ergreifen dessen, der gekommen ist, das Alte neu zu machen und das Verlorene zu retten, durchgreifend motivirt wird. Die eigentlichen reformatorischen Lehren des Christenthums sind daher die von der Sünde, von der Buße, von der Rechtfertigung und Heiligung, und eben diese reformatorischen Lehren sind es auch, welche den Mittelpunkt der Reformation bilden und eine fortschreitende Reformation der Welt bewirken, sofern sie sich ihnen nicht abfällig oder rückfällig entzieht. Dies geschieht nun aber nur zu häufig von den Freunden des Alten, des alten Menschen, der es nicht Wort haben will, daß er schlecht sey, daß er einer Erlösung und gänzlichen Erneuerung bedürfe, der mit sich selbst zufrieden immerhin so bleiben möchte, wie er ist, und daher, statt selbstverlängernd sich zu erheben und fortzuschreiten zur Umwandlung seines Wesens, lieber so in seinem alten Wesen stehen oder sitzen bleibt. Zwar die Welt möchte er gern nach seinem Sinne geändert haben, aber für seinen eigenen Zustand ist er ein Verfechter der Stabilität, der Ruhe und des Genusses, worin er von den Pietisten durchaus nicht gestört seyn will. Dies steckt dergestalt im Fleisch und Blut des alten Menschen, daß wir uns über solche Reaction desselben gegen die reformatorischen Lehren des Christenthums gar nicht zu wundern haben. Das Wunderbare ist nur dies, daß eben diese alte Reaction gegen die Principien des wahrhaftigen Fortschritts von den Kindern dieser Welt als ein neuer Fortschritt gerühmt und das als Licht, Vernunft und moderne Wissenschaft gepriesen wird, was nichts anders ist als

eine Rehabilitation der alten, leichtfertigen Natürlichkeit, oder Repristination heidnischer Weltweisheit, pelagianischer Selbstgerechtigkeit und katholischen Menschendienstes und Genienkults. Dr. Strauß sagt es ausdrücklich, daß die Tendenz der modernsten Aufklärung, der er selber huldigt, eine katholisirende, eine paganisirende sey, also den evangelisch-christlichen Reformationsprincipien durchaus widerspreche, in die vorreformatorischen, vorchristlichen Zeiten zurück sich neige. Dennochachtet wird fortwährend von den unverständigen Zeitblättern solch enormes Rückschreiten als Fortschritt verkündigt, und Leute, die das Christenthum nach sich, statt sich nach dem Christenthume, reformiren, als Männer des Fortschritts ausgezeichnet, während sie stets die alten, eiteln Thoren bleiben. Das ist die Macht des Lügegeistes.

Nachrichten.

(Frankreich. Katholische Andachtsbücher.)

(Fortsetzung.)

Ja wir gedenken unwillkürlich der Zwinglischen Anschauungsweise und glauben beinahe nur eine levinische Redaction desselben Grundgedankens — das Abendmahl sey eine gottgefällige Handlung des Christen gegen Gott — zu vernehmen, wenn der Communicirnde vor der Messe also betet: Allerheiligste Trinität, ich bringe dir diese Communion dar, um dir durch Christum alle Ehre zu erzeigen, welche ich dir schuldig bin, meine Vergehungen ohne Zahl wieder gut zu machen, dir für deine Gnaden zu danken, dich um deine heilige Liebe und Gnade zu bitten, auf daß ich dich nicht mehr beleidige. — Sehr eigenthümlich gestaltet es sich freilich sofort: Ich bitte dich, mir die Indulgenzen, den Ablass zu schenken, welche mir die Kirche heute, bei Gelegenheit des M., in deinem Namen anbietet; und wenn die Anmerkung sagt: Es kommt selten vor, daß man bei der Communion nicht irgend einen Ablass sollte gewinnen können, selbst einen vollständigen, entweder für sich oder für die Todten. — Wir Protestanten können uns wenigstens keine rechte Feier dieses Sacraments denken, ohne daß die Sünde vollständig erlassen und in Christo die Kraft eines neuen Lebens mitgetheilt würde. So haben wir denn die Katholische Kirche um keinen Ablass zu beneiden, und wäre er auch auf hunderttausend Jahre. Die Strafe, welche der Ablass zunächst aufhebt, hört dadurch auch für uns auf ein Joch zu seyn und wird zur Buße, welche den Menschen, den Christen nie verlassen, ihm nie erlassen werden darf noch kann, so lange der Stachel der Sünde noch in ihm liegt, das heißt, so lange er noch in dieser Welt, in der Gemeinschaft der Sünder lebt, obgleich sein göttlicher Mensch in der Gemeinschaft Christi wächst.

Die Transsubstantiationslehre beabsichtigt offenbar die Wahrheit systematisch, scholastisch zu formuliren, daß Gott immer bei und mit den Menschen, d. h. den Christen, in seiner Kirche sey und sie ist ein Korollar von der ununterbrochenen Tradition, deren sich die Katholische Kirche rühmt, kraft deren sie wesentlich, gleichsam auch leiblich dieselbe ist, wie die Kirche, so lange Christus noch leiblich auf Erden wallte. Unter anderem Aberglauben warfen Scholastiker und ihre Gesellen, die Casuisten, die Frage auf, ob der Leib des Herrn, welchen man im Abendmahl empfangen, nicht einen ganz besonderen specifischen Einfluß übe, so lange er noch in unserem Magen sey und verdaut werde. Welche müßige Frage? — Wir fürchten, sie möchte nicht so

stiker von Stubengelehrten aus Mangel an Menschenkenntniß als müßig verspottet und zum Gelächter gemacht wurden; sondern es liegt hier offenbar ein Volksaberglauben zu Grunde. Und wir fürchten, auch unser Führer trete ihm nicht gehörig entgegen, ja er suche ihn nur zu seinem erbautlichen Zwecke zu benutzen, wenn er dem Gläubigen, welcher von der Communion nach Hause geht, rath, er solle sich unterhalten mit dem Christus, welcher in ihm sey und zu ihm sage: Du hast mich nicht immer auf diese Weise bei dir! — Ist dies eine schwer zu vermeidende Consequenz der Transsubstantiationslehre, so können wir nicht umhin, auch hierin wieder Luther's gesunden Sinn und Glauben anzuerkennen, welcher von der Leiblichkeit so viel beibehielt, als für uns zur Anerkennung und Versiegelung der Realität notwendig war, aber dem Aberglauben männiglich den Niegel vorschob.

Einige Stellen unseres Büchleins geben uns gleichsam eine pragmatische Erklärung des Rosenkranzes und anderer mechanischer Hülfsmittel des Gebets: Kannst du die sonntäglichen Besorbertrachtungen, welche die Kirche vorgezeichnet, nicht lesen, so sage deinen Rosenkranz. Auch dabei kommen wir auf die Transsubstantiation zurück: Die Personen, welche nicht lesen können, mögen kostbare Augenblicke vor dem allerheiligsten Sacramente zubringen und sich ganz schlicht mit ihrem guten Meister unterhalten; es macht ihm Freude, sie zu seinen Füßen zu sehen.

Die ganze Anweisung, den Sonntag zu begehen, athmet eine Ruhe und Freudigkeit, eine sinnige, hellere Andacht, ein Bild, welches sich nicht fürchten darf, neben die ernstesten Grundzüge eines streng reformirten Sonntags gestellt zu werden. Wie überhaupt in der katholischen Sitte und Kirche die zarteste, einfältigste Andacht mit Aberglauben und zerstreuemdem Pompe so unerwartet wechselt, oder wie diese viel mehr mit einander verschlungen sind, so auch in diesem Bilde. Mit dem Tage erschließt sich die Kirche, der Arme wallt dahin und setzt sich zu den Füßen des Königs der Könige. Ihr frommen Seelen, sagt zu eurem Geliebten Alles, was euch in's Herz und auf die Lippen kommt. Um mit eurem Gotte zu reden braucht es weder Wissenschaft noch Geist. Redet mit ihm von Allem, was eure Theilnahme hat, wie mit dem besten Freunde und mit dem liebevollsten Vater; ist er ja doch dies Alles für euch. Redet mit ihm von euren Bedürfnissen mit süßem Vertrauen; seht ihm eure Schwachheiten auseinander, all' euer Elend, eure Sünden, eure Betrübniße, euren Kummer, eure Verlegenheiten, eure Abköthten, eure Angelegenheiten; unterhaltet ihn von eurer Familie, von euren Kindern, von eurem Gatten, von euren Feinden, euren Verfolgern. Beklagt euch bei ihm, gießt in seiner Gegenwart eure Seele aus, entladet euer Herz in den Busen dieses würdigen Freundes. Und wenn ihr ihm auch nichts sagen solltet, stellt euch vor ihm in Demuth und Selbstvernichtung dar; haltet euch zu seinen Füßen wie ein armer Stummer, welcher um ein Almosen bittet. Wie berecht wird euer Stillschweigen zu seinem Herzen reden! Es wird ein vortreffliches Gebet werth seyn; ja du wirst besser mit ihm reden als die Gelehrten, welche du um ihr Wissen beneidest. — Höre aber auch auf die Antworten dieses liebevollen Gemahls deiner Seele; denn er wird euch auch wieder antworten; seyd ihr ja von den Kleinen, welchen er nach seinem Evangelium die Dinge mittheilt, welche er den Weisen verbirgt.

Weiterhin heißt es: Bei der Messe fehlen, wenn man ihr anwohnen kann, oder sie an einem Tage, an welchem man dazu verpflichtet ist, schlicht hören, ist eine Todtsünde, weil es die Übertretung eines bedeutenden Gebotes ist. Bei einem ehemaligen Jesuiten, wie Herr Courturier, der Verfasser unseres Büchleins ist, muß es uns auffallen, daß er grade auf den Befehl der Messe in der Pfarrkirche so streng bringt;

davon will er das Gebot der Kirche verstanden wissen, nur so ist man das Kind der Familie, der Kirche: Entfernt euch daher nicht von eurer Pfarrei, um unnütze Reisen zu machen. Man betrachtet diejenigen als Bagabunden, welche an den Fest- und Sonntagen nie in ihrer Heimath sind. — Ein wesentlicher Punkt der Heiligung des Sonntags ist, daß man dem Religionsunterricht, namentlich dem Catechismus, anwohne. Manche sind dazu auf eine eben so unverbrüchliche Weise verpflichtet, als der Messe anzuwohnen. Wenn ihr eure Religion nicht kennt, euern Catechismus vergesen habt, dürft ihr nicht erröthen, euch mitten unter die Kinder des Glaubens zu stellen, um mit ihnen unterrichtet zu werden. Ihr seyd bei Strafe der Sünde dazu verpflichtet, denn Jeder soll die vorzüglichsten Mysterien der Religion kennen. Die Hausväter und Mütter sollen den Sonntag Abend namentlich zur Wiederholung dessen benutzen, was sie in diesen Catechisationen gelernt. Auch der Winter mit seinen langen Abenden soll dazu angewandt werden, daß die Familie etwas Nützliches gemeinschaftlich lese. Wer zu lesen versteht ist in einem solchen Kreise der Geistliche und Prediger, wenn auch nicht Priester. Der Pfarrer soll über die Wahl der Bücher zu Rathe gezogen werden. — Der schönste Akt der Frömmigkeit und der Heiligung des Festtags ist, daß man an Armen, Kranken, Verlassenen Werke der Barmherzigkeit übt, für sie arbeitet, sie tröstet. Unser Pater ist weit entfernt von der Ansicht jesuitischer Casuisten, welche verbieten, daß man für einen kranken Armen Sonntags arbeite, das Tanzen aber erlauben, weil es keine Arbeit ist.

Von den Fundamental-Maximen unserer Religion heben wir nur folgende heraus: Indem Gott mich erhält, schafft er mich jeden Augenblick. Ich muß ihm daher in allen Augenblicken meines Lebens meine Erkenntlichkeit bezeugen, indem ich für seinen Ruhm handle. — Die Gesehgeber sagen nicht: Wer das Gesetz hält, wird belohnt werden; sondern wer das Gesetz übertritt, wird bestraft werden. Nur Gott spricht anders, milder mit uns. — Die Haupttugenden des Christenthums sind Glaube, Hoffnung, Liebe; durch sie besonders bringen wir Gott den seiner würdigen Kultus. Der Begriff des Glaubens ist freilich ein ganz anderer, als der unserer protestantischen Bekenntnißschriften, daher nicht zu verwundern ist, daß diese ihm auch eine andere Bedeutung zusichern; unser Pater sagt: der Glaube gibt uns die Erkenntniß Gottes. Das ist seine Definition; seine Natur ist also ganz die einer Norm, eines Gesetzes. — Sofort heißt es: Jeder Christ ist verpflichtet, oft „Akte“ dieser Tugenden zu produciren (die laxen Casuisten meinen, man sey nur alle vier bis fünf Jahre und nur bei sehr seltenen Vorkommenheiten des menschlichen Lebens dazu verpflichtet) und die Kirche verschwendet, um uns dazu einzuladen, gewissermaßen die Schätze, deren Spenderin sie ist. Benedikt XIII., 13. Januar 1728, hat für ewig geschenkt 1. einen Plenar-Ablass, monatlich für alle Gläubige, welche täglich die Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe sprechen würden. Sie können diesen Ablass an dem Tage im Monat gewinnen, welchen sie nach der Absicht des Papstes zur Beichte, Communion und zum Gebete wählen. Sie können in dieser Absicht fünf Pater und fünf Ave sprechen. 2. Einen Plenar-Ablass in der Todesstunde. 3. Indem Benedikt XIV. diese Indulgenzen bestätigte (28. Januar 1756), fügte er sieben Jahre und sieben Quarentänen Ablass bei, welche man gewin-

nen kann, so oft man genannte Akte vollbringt. — Um die Indulgenzen zu gewinnen, muß man mit Aufmerksamkeit und Andacht die Akte sprechen. Man kann dies in einer beliebigen Formel thun. Hierbei folgen einige Muster. Die Leser werden ermahnt, sich zu gewöhnen, sie täglich in den Morgen- und Abendgebeten mitzusprechen. (Sie sind sehr kurz, nicht sowohl ein Bittgebet, als eine Erklärung gegen Gott, mit Motivirung, mit Angabe des Grundes, als:) Akt des Glaubens: Mein Gott ich glaube fest was du geoffenbart und was die Kirche zu glauben aufgiebt; ich glaube es, mein Gott, weil du die Wahrheit selbst bist. — Ähnlich der Akt der Hoffnung; der der Liebe: Mein Gott, ich liebe dich von ganzem Herzen und über Alles, weil du unendlich gut und liebenswürdig bist. Ich liebe auch meinen Nächsten, wie mich selbst, aus Liebe zu dir. — An anderen Stellen charakterisiren sich diese außerordentlichen, besonders verdienstlichen Akte christlicher Tugend durch die Betheuerung, daß man aus Liebe zu Gott sein Blut vergießen, hundert Leben dahin geben wolle. — Die ganze Sache scheint etwas bedenklich und erinnert, als eine Handlung, wozu man nur in besonderen Fällen einmal verpflichtet ist, sehr an die Verdienstlichkeit der Klostergeübde und an die evangelischen Nüchternheit.

In Beziehung auf die Buße wird der gute Rath ertheilt: Bei der Prüfung des Gewissens muß man nicht alle Zeit auf die Erforschung seiner Sünden verwenden; man muß einen guten Theil davon, „wenigstens eine halbe Viertelstunde,“ dem Schmerz über seine Sünden weihen. — Ein Grundsatz, welcher an und für sich seine Wahrheit hat, aber in seiner Anwendung auf die Meisten nothwendig zu großen Mißbräuchen führen muß, ist folgender: Bei furchtsamen Personen (ängstlichen Gewissen); welche sich den Sakramenten oft nahen, darf die Prüfung kurz und durchaus nicht unruhig, noch scrupulös seyn. Es genügt, daß solche Leute einen Blick auf ihre gewöhnlichen Fehler werfen, und sich mehr bemühen, Akte der Religion und der Buße (wie die obigen) zu bilden, als daß sie diesen Befürchtungen und dieser Unruhe Gehör schenken, welche nur dazu dienen, sie zu verwirren und abzulenken. — Vorausgesetzt, daß diejenigen, welche sich häufig, alle acht Tage und öfter zur Communion darstellten, im Allgemeinen für ängstliche Gewissen angesehen wurden, war der Schlafheit der Disciplin, der Wertgerechtigkeit und Sorgenlosigkeit um der Seelen Seligkeit Thür und Thor geöffnet. Entweder täuschen wir uns sehr, oder hier liegt eine der stärksten Wurzeln der schlaffen Disciplin und Moral, welche man nicht ganz mit Unrecht unter dem Namen der Jesuiten-Moral befaßt.

Was im Verlauf dieses Volks- und Andachtsbüchleins unser Interesse am meisten angeregt und unterhalten hat, ist die Mischung, die Verflechtung eigenthümlich Zansenfistlicher Anschauungen mit Römisch-Katholischen und jesuitischen, was wir hier und da angedeutet. Denn damit, daß jene auf dem Gebiete des Dogmas verdammt und vernichtet worden, sind sie es noch nicht in der Sitte, Aelcere, Disciplin und Moral; die Eigenthümlichkeit aller katholischen Nuancen sprach sich immer auf diesem Gebiete besonders stark aus. Diese Mischung und Verflechtung aber ist es, was den Klerus des gegenwärtigen Frankreichs charakterisirt, so wenig unmittelbare Zeichen davon auch laut werden.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 13. Juni.

N^o 48.

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

3. Ein Prüfstein für jede Theorie ist es ferner, ob sie neben der Schändlichkeit der Heirathen in der nahen Verwandtschaft, wo sie jetzt vorkommen, zugleich das Rechtmäßige derselben unter den Söhnen und Töchtern des ersten Menschengeschlechtes nachweist. Denn da diese auf einander angewiesen waren, da das göttliche Wort: Seyd fruchtbar und mehret euch, nicht anders erfüllt werden konnte, als wenn sie sich ehelich mit einander verbanden, der Zweck der Menschengeschöpfung ohnedem vereitelt worden wäre, so enthält jede Theorie, nach der ihr Verfahren nicht als gerechtfertigt erscheint, indirekte eine Anklage Gottes. — Es erscheint auf den ersten Anblick als äußerst schwierig, dieser dritten und zugleich der ersten Anforderung zu genügen, um so mehr, wenn man von vorn herein auf die Auskunft verzichtet, die mehrere ältere Theologen ergriffen. Diese (z. B. Gerhard a. a. O. S. 278 u. 299. *) und selbst Beza a. a. O. S. 59.) behaupten, Gott habe die Kinder der ersten Menschen, entweder ausdrücklich, oder doch durch die Umstände, in die er sie versetzte, von dem sonst heiligen und unverbrüchlichen Gesetze dispensirt. Ihnen ist also der Fall der Kinder der ersten Menschen an sich nicht verschieden von dem aller Anderen, die in späterer Zeit in der nahen Verwandtschaft heiratheten. Die Differenz wird nur dadurch hervorgerufen, daß, was die Einen mit, die Anderen ohne Dispensation thaten. Diese Aushülfe fällt bei einer wahrhaft theologischen Ansicht vom Gesetze sofort weg. Wird es nicht als zufällige Satzung betrachtet und dadurch Gott zum Gözen erniedrigt, wird es zurückgeführt auf seine Nothwendigkeit in dem in dem göttlichen Wesen beruhenden göttlichen Willen, wird erkannt, daß das Sollen des Gesetzes, das Seyn in den Dingen und Verhältnissen zur Grundlage hat, so zeigt sich, daß bei göttlichen Gesetzen von Dispensation gar nicht die Rede seyn kann, daß, behaupten, es habe auch nur in einem einzigen Falle einmal Dispensation von einem Gesetze stattgefunden, zugleich heißt, die Gültigkeit des Gesetzes im Allgemeinen in Zweifel ziehen, und sie in ihrem tiefsten Grunde erschüttern. Der Satz: die Ausnahme hebt die Regel nicht auf, kann auf diesem Gebiete nur insoweit Geltung haben, als sich aus der Natur der Sache

(nicht nach einer willkürlichen göttlichen Dispensation) die Ausnahme als nicht unter der Regel begriffen darstellen läßt, also nur als eine scheinbare Ausnahme. Und so kann hier nur diejenige Theorie als probekaltig erscheinen, welche es versteht nachzuweisen, daß der scheinbar gleiche Fall auf ganz anderem Gebiete liegt, nur eine solche Theorie der Blutschande, nach der ihr Begriff sofort als nicht anwendbar auf die Kinder der ersten Menschen erscheint.

4. Die Ehe mit des verstorbenen Mannes Bruder wird in den Mosaischen Gesetzen über die Blutschande als verwerflich bezeichnet; dagegen erscheint sie in der Verordnung über die Leviratshe in 5 Mos. 25. unter Umständen, wenn der Verstorbene keine Kinder hinterlassen hat, für den (unverheiratheten) Bruder als pflichtmäßig, und die Weigerung wird als schimpflich angesehen. Der richtigen Theorie liegt es ob, das Verbot und die begünstigende Erlaubniß auf gleiche Weise zu erklären und zu rechtfertigen. Daß man, was das letztere betrifft, durchaus nicht mit der Berufung auf die Nachgiebigkeit gegen das jüdische Herkommen ausreicht, liegt am Tage. Etwas an sich Schlechtes kann zwar wohl geduldet, nie aber kann es empfohlen werden. Hier wird aber derjenige, der sich weigert die Schwägerin zu heirathen, auf mehr als eine Weise beschimpft — durch das Ausziehen des Schuhs, das Anspeien, den schimpflichen Beinamen. Weiß man also hier keine andere Rechtfertigung, so tritt man dem göttlichen Charakter des Gesetzes zu nahe, und da dies nicht geschehen darf, so muß eben eine Theorie, die keine andere Rechtfertigung als diese weiß, verwerflich seyn. — Gegen die Annahme einer Dispensation, die Gerhard (S. 308.) und Andere auch hier geltend machen wollen, gilt was wir schon früher bemerkten. Man muß es naiv nennen, wenn Gerhard als Analogie für die Dispensation in diesem Falle die vermeintliche Thatsache anführt, daß Gott ja auch von dem Gebote wider den Diebstahl dispensirt habe, indem er die Israeliten aufgefordert, von den Aegyptern goldene und silberne Gefäße zu leihen und sie mit sich zu nehmen! Solche Behauptungen könnten an der ganzen Theologie der Zeit, der sie angehören, irre machen, wenn nicht zu beachten wäre, daß sie nicht etwa aus der Grundanschauung und dem Zusammenhange des Systems hervorgegangen, sondern mehr nur die Erzeugnisse augenblicklicher Verlegenheit sind.

5. Das Mosaische Gesetz faßt alle Heirathen in der nahen Verwandtschaft als eine Gattung bildend zusammen. In 3 Mos. 18, 6. heißt es: „Niemand soll sich zu seiner nächsten Blutsfreundin thun ihre Schaam zu blößen; denn ich bin der Herr.“ Dann folgt die Aufzählung der einzelnen verbotenen Ehen. Die richtige Theorie muß sich also dadurch bewähren, daß sie alle

*) An der letzteren Stelle heißt es: Quia vero nulla necessitas id quod per se malum est, bonum et licitum reddere potest, ideo quaerenda est in hoc exemplo summi illius nomothetae, qui ut naturae, ita quoque naturalis legis auctor est et dominus ἀπορρογ, dispensatio.

einzelnen Verbote auf ein und denselben Hauptgrund zurückführt; die Theorie, die zwei oder mehrere ganz nebeneinander liegende Gründe anführt, und unter diese die einzelnen Fälle vertheilt, ist schon von vorn herein gerichtet. Auf der anderen Seite aber fühlt Jeder gleich, daß die einzelnen Fälle nicht ganz auf gleicher Linie liegen, daß z. B. die Verbindung zwischen Eltern und Kindern einen weit abscheulicheren Charakter trägt, wie die zwischen Geschwistern, und dies wird auch durch das Gesetz bekräftigt, in welchem Strafen von verschiedener Schwere für diese Vergehungen festgesetzt werden, von der Todesstrafe bis zu der Strafe der Unfruchtbarkeit. Die richtige Theorie muß Rechenschaft zu geben vermögen von dieser Verschiedenheit, die sich auf dem Grunde der Gleichheit erhebt.

So viel von den Kriterien, nach denen die Richtigkeit der Theorien geprüft werden muß. Gehen wir jetzt die einzelnen aufgestellten Theorien durch, um zu sehen, ob sie diese Prüfung aushalten können oder nicht?

Vor allen anderen zieht hier die des Augustinus unsere Aufmerksamkeit auf sich, als die älteste unter allen (eine entwerfende Theorie wenigstens läßt sich aus früherer Zeit nicht nachweisen), diejenige, die sich in der Kirche zur größten Bedeutung erhoben, und wir wollen dies nur gleich hinzufügen, unserer Überzeugung nach diejenige, welche in der Hauptsache durchaus das Richtige getroffen. Die betreffende Stelle, in der uns die ganze Geisteshoheit des Augustinus auf ergreifende Weise entgegentritt, findet sich in der Schrift *de civitate Dei* B. 15. C. 16. und lautet also: So alt als dies (daß Brüder ihre Schwestern heirathen) ist, weil damals die Noth dazu zwang, eben so verdammlich ist es nachher geworden, indem die Religion es unterlagte. Denn mit großem Rechte wurde Rücksicht auf die Liebe genommen —, daß die Menschen, denen Eintracht vortheilhaft und gütigend, durch die Bande verschiedener Verhältnisse mit einander verbunden würden, und nicht Einer in Einem viele hätte, sondern die einzelnen unter Einzelne vertheilt würden, und also zur engeren Verbindung des gesellschaftlichen Lebens möglichst Viele an diesen mannichfachen Verhältnissen Theil hätten. Vater und Schwiegervater nämlich sind Namen zweier Verhältnisse. Hat also Einer einen Anderen zum Vater, einen Anderen zum Schwiegervater, so dehnt sich die Liebe weiter aus. Beides aber war der eine Adam genöthigt seinen Söhnen und eben so auch seinen Töchtern zu seyn, da Brüder und Schwestern sich ehelich verbanden. So war auch Eva ihren Söhnen und Töchtern zugleich Schwiegermutter und Mutter, während, wenn zwei gewesen, die Mutter und die Schwiegermutter, die gesellschaftliche Liebe sich reichlicher verbinden würde. Endlich auch die Schwester, weil sie zugleich Gattin wurde, vereinigte zwei Verhältnisse, durch deren Theilung unter zwei Personen, so daß die eine Schwester, die andere Gattin, die gesellschaftliche Verbindung sich weiter ausdehnen würde. Aber damals konnte dies nicht geschehen, da nur Brüder und Schwestern vorhanden. Es mußte daher geschehen, als es geschehen konnte, daß, sobald solche zu Gebote standen, Weiber genommen wurden, die nicht ferner Schwestern

waren. Das Gegentheil war, sobald unnöthig, auch unrecht. Denn wenn auch die Enkel der ersten Menschen, die schon ihre Nichten ehelichen konnten, sich mit ihren Schwestern verbanden, so hätten sich durch solche Verbindung nicht mehr zwei, sondern drei Verhältnisse in einem Individuum vereinigt, die zur weiteren Ausbreitung der Liebe einzeln unter Einzelnen hätten vertheilt werden müssen. Denn es wäre ein und derselbe Mensch seinen mit einander verheiratheten Kindern zugleich Vater und Schwiegervater und Oheim, und eben so seine Frau zugleich Mutter und Tante und Schwiegermutter, und ihre Kinder nicht bloß Geschwister und Gatten, sondern auch Geschwisterkinder. Alle diese Verhältnisse aber, die drei mit einem Menschen verbanden, würden neun verbinden, wenn sie unter einzelne vertheilt würden, so daß ein Mensch die eine zur Schwester hätte, eine andere zur Gattin, eine andere zur Nichte, einen anderen zum Vater, einen anderen zum Oheim, einen anderen zum Schwiegervater, eine andere zur Mutter, eine andere zur Tante, eine andere zur Schwiegermutter, und so würde das gesellschaftliche Band nicht auf wenige beschränkt seyn, sondern eine größere Anzahl von Menschen in Liebe mit einander verbinden.“ Aus dieser Natur der Sache, fährt Augustinus fort, sey auch unter den Heiden die den Ehen in der Verwandtschaft abgeneigte Sitte hervorgegangen. Wie mächtig diese Sitte sey, das zeige sich bei den Ehen der Geschwisterkinder, die im göttlichen Gesetze gar nicht verboten seyen, im bürgerlichen erst kürzlich. „Aber auch vor dem erlaubten Thun empfand man Schauder wegen der Nähe des unerlaubten.“ Er billigt unbedingt das Verbot dieser Ehen — die Geschwisterkinder seyen beinahe Geschwister — nicht bloß aus dem schon ausgeführten Grunde, wegen Mehrung der Liebesverhältnisse, „sondern auch, weil der menschlichen Natur, ich weiß nicht wie, eine gewisse natürliche und löbliche Scheu einwohnt, daß sie von derjenigen, der man wegen Verwandtschaft Ehrverbietung schuldig ist, die Begierde zurückhält, die, wenn sie auch auf Erzeugung gerichtet ist, doch immer Begierde bleibt, und wegen der wir auch selbst die eheliche Schamhaftigkeit erröthen sehn.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkung.

Herr Dr. Rosenkranz scheint in einer jüngst von ihm herausgegebenen Komödie, betitelt: das Centrum der Spekulation, worin er die ganze Hegelsche Schule und auch sich selbst, nicht ohne treffenden Witz, lächerlich macht, mit dem Prädikat *Leo rugiens* den Herrn Dr. Ruge in Halle bezeichnen zu wollen (Prof. Leo selbst figurirt als Historiker). Wenn diese unverkennbare Anspielung auf 1 Petr. 5, 8. einerseits dem Herrn Ruge zu viel Ehre anthut, weil von dem kleinen Manne so große Gefahr nicht zu besorgen, so läßt sich doch andererseits auch nicht verkennen, daß die Rugeschen Schmähartikel in den Halle'schen Jahrbüchern wirklich etwas von dem rugitus des infernaln Löwen zu erkennen geben, insofern dabei nicht sowohl die Macht des Gebrülls, als vielmehr die heulende Mischung

von Grimm und Hohn in Betracht kommt, die aus jenen Artikeln widrig hervortönt. Das Durcheinander von wüthig und wüßig, von genial und brutal in dem Style des Herrn Doctor ranciens ist allerdings gefalsen, aber weder mit attischem, noch auch mit Hallschem, sondern mit Höllichem Salz, und eben dadurch so verfälscht, daß nur der verdorbene Geschmack Wohlgeschmack daran finden kann. Dabei muß man zugleich Bedauern haben mit der Blindheit, die alle die Sünden der Anschwärzung, Verläumdung, Verfeinerung, Ehrabschneidung, welche den Gegnern vorgerückt werden, zwiefältig selbst thut, und hinter den Aushängeschildern des modernsten Liberalismus einen Terrorismus der junghegelschen Neologie hervortreten läßt, der sowohl Grauen als auch Mitleiden erweckt, weil er am meisten sich selbst schlägt durch seine Ungebehrdigkeit.

M a c h r i c h t e n .

Die Königsberger Zeitung vom 28. April enthält folgende, nicht uninteressante Kritik eines dortigen Komödienspiels am ersten heiligen Ostertage: „Theater. Den 19. April. Zum erstenmal: Eulenspiegel, oder Schabernack über Schabernack, Lokalspöse mit Gesang und Tanz von Nestroi. Wenn auf dem Zettel Lokalspöse steht, so muß man stillschweigends darunter eine Wiener Pöse verstehen; denn bis wir auf unserem Theater Königsbergsche oder Preussische Lokalspösen sehen werden, wird noch eine geraume Zeit vergehen. Da der gute Geschmack dabei gewinnen oder verlieren würde, stände zu erwarten; aber unterhaltender würden sie jedenfalls seyn, wenn nur einigermaßen örtliche Verhältnisse und Volksitten aufgefaßt wären, und die Verfasser sich nicht zu sehr in das Triviale und Gemeine verließen. An diesem Trivialen und Gemeinen lassen es nun die Wiener Pösen in keinem Sinne fehlen, und die Deutschen Schauspielers sind ihrer Natur nach gewöhnlich so zur rotenreißerei geneigt, daß sie dergleichen Burlesken eher vergrößern, als sie durch einen gewissen komischen Anstand und seine Züge auf ein besseres Gebiet zu erheben suchen. Der Hauptwitz dieser gegenwärtigen Pöse besteht in einem Kleiderhantel, einem großen Haß und einem Kleinkasten, in welchen abwechselnd Liebhaber und andere Personen versteckt werden. Der Verfasser handhabt diese Requisiten ungefähr wie ein Taschenspieler seine doppelbödigen Becher, und die Überraschungen für Gallerie und das übrige hochverehrte Publikum werden dadurch größtentheils hervergebracht.“ — Die hierauf in's Detail übergehende Kritik schließt mit den allgemeinen Worten: „Es gibt gewisse Zustände, die nicht einmal des Witzes und der Persiflage werth sind.“ Zu diesen traurigen Zuständen gehört die Art, wie die Christenheit des Continents ihre Feiertage heiligt.

(Frankreich. Katholische Andachtsbücher.)

(Fortsetzung.)

Noch lokaler als unser bisheriges Schriftchen ist für diesen heiligen Berg von Lyon das Handbuch der Verehrung unserer Lieben Frauen von Fourvières. (Manuel de la dévotion à Notre-Dame de Fourvières, contenant les prières les plus propres à sanctifier le pèlerinage et la neuvaine en l'honneur de la très-sainte vierge. Lyon. Lambert-Goutot. 1837. XLIV und

240 Seiten in 12.) Das Büchlein eröffnet sich mit einer Notiz über diesen Wallfahrtsort.

Die Kirche von Lyon hatte nach derselben immer eine besondere Verehrung für Maria, welche mit dem Christenglauben von dem ersten Bischof, St. Pothin, dem Schüler Johannes, des Adoptivsohns von Maria, ihr eingepflanzt worden. „Sonder Zweifel war es die große Verehrung für Maria, was den ersten Christen in Lyon diesen festen Glauben in den grausamen Martiren einflößte, und jene aufrichtige und aufgeklärte Frömmigkeit, welche von Gründung des Christenthums an die Kirche von Lyon zum Vorbilde der Gallischen Kirchen machte.“ — Erklärt sich die Todesfreudigkeit der Märtyrer nicht schon genugsam aus ihrem Glauben an den Sohn Gottes, ihren Erlöser? Was aber die aufgeklärte Frömmigkeit betrifft, so haben viele gut katholische Theologen mit den Jansenisten befürchtet und erklärt, sie werde durch den blinden Eifer für Verehrung Maria's oft sehr gefährdet.

Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schon soll auf der Fourvières, welche damals noch beinahe in dem Mittelpunkte der Stadt lag, eine besondere Kapelle zu Ehren Maria's gebaut worden seyn, und nur dies Denkmal ihrer Verehrung blieb mitten in der Zerstörung des alten Lugdunums stehen. Um den Anfang des eilften Jahrhunderts sollen der Wallfahrten dazu immer weniger geworden seyn, sie kamen erst durch den Bau des Schiffs der jetzigen Kirche (1190) wieder in Aufnahme. Anno 1263 wurde ein Kapitel dazu organisiert. — Wir können uns nicht des Bedenkens erwehren, ob die frühere Geschichte dieses speciellen Marienkultus nicht größtentheils unbegründete Sage, der bloße Reflex der Schatten der später eingeführten Verehrung war. — Eine wichtige Epoche bildet auf jeden Fall die Reformation und die ihr entgegengerichtete katholische Reaktion, deren Eifer den älteren Katholicismus in gar vielen Stücken veränderte oder doch übertrieb. Der Baron des Adrets zog an der Spitze der Hugonotten in Lyon ein, der Schatz der Jungfrau wurde geplündert, das Dach der Kapelle abgebrochen. Nun aber mehrten sich erst die Wunder und in einer Versammlung der Notabeln (29. März 1563) wurde die Erneuerung der Kirche und des Collegiums beschlossen. Im folgenden Jahre wüthete die Pest in der Stadt; Ménétrier führt unter 1569 eine Inschrift an, worin die Stadt, um ihr Gelübde zu erfüllen, der ohne Sünde empfangenen Jungfrau, der Siegerin über die Pest, der Befreierin der Stadt ein Denkmal ihrer dankbaren Ergebenheit setzte. Merkwürdig genug ist die Nachricht, daß erst um diese Zeit die Marienbilder an den Eckhäusern der Stadt angebracht wurden. Im Jahre 1628 brach die Pest wieder auf eine furchtbare Weise aus, die Todten lagen auf den Straßen und den öffentlichen Plätzen. Die Geistlichen und die Magistrate wetteiferten in Gelüben; als der Würgerengel zurückkehrte, setzten die Konsuln, 12. März 1643, eine Altar im Stadthause auf, nach welcher die Stadt auf ewig Notre-Dame de Fourvières geweiht seyn und die Konsuln jedes Jahr, 8. September, dem Feste ihrer Geburt, in feierlicher Gesandtschaft für die Stadt in ihrer Kirche dieses Gelübde erfüllen und ihr die Bottingeschenke auf dem Altare darbringen sollten. Und seit dieser Zeit ist die Stadt von der Gefahr der Pest verschont geblieben. — Noch heut zu Tage halten die Armen aus dem Hospitale der Charite jährlich eine Procession nach Fourvières zum Andenken an die Heilung der Waisenkinder von einem bössartigen Storbu (1636). Wunderbare Heilungen, Stiftungen von Privaten und Corporationen, den Prevots der Kaufmannschaft und den Chevaliers füllen die weitere Geschichte aus, bis die Revolution und die Schreckentage namentlich über Lyon, die Gegnerin von Paris, hereinbrachen. Die Kirche blieb geschlossen, das wunderthätige Marienbild ungeschädigt und nur durch einen Gärtner erhalten (Peter Joannon heißt dieser

dadurch unsterblich gewordene Mann), bis der Kultus wieder erlaubt und die Kapelle durch freiwillige Beiträge zurück gekauft und in Stand gesetzt wurde. Pius VII. kam 1805 nach Lyon; die Einweihung der Kapelle durch ihn war eine thatsächliche Erklärung, daß die ruchlose Zeit der Selbstvergötterung vorüber sey. Den 19. April begab sich der heilige Vater in dem Wagen des Kaisers dahin. Er theilte in den Vorstädten, durch welche sich der Zug drängte, den Segen aus, feierte auf der Fourvières die Messe und communicierte einen blinden Priester und einige andere Personen. Nach vollendeter Ceremonie trugen ihn zwei Priester, die Gebrüder Caillé, in ihre nahe Behausung. Auf der Terrasse, von wo aus man die ganze Stadt überschaut und nur durch die Alpen der Blick begränzt wird, war eine Menge Volks versammelt. Man hatte hier ein Himmeldach und eine wehende Flagge aufgespannt, um weithin die Gegenwart des heiligen Vaters zu verkünden. Lauter Jubelruf der Volksmassen, das Läuten der Kirchenglocken empfing ihn hier und wurde nur vom Donner der Artillerie-salven übertönt. Der Papst, die Hände zum Himmel erhoben, schien durch sein brünstiges Gebet die Schätze der himmlischen Gnaden zu öffnen und sie über die Stadt, die Verehrerin der Mutter Gottes, auszugießen. Sofort stieg er bis zur Antiquaille (einst das älteste Kloster der Visitation, jetzt ein Hospital) zu Fuß herab; das Volk zu beiden Seiten knieend erbat und empfing den Segen. Die Einen hoben die Kieselsteine auf, worauf er gegangen, Andere küßten den Saum seines Gewandes oder seine Fußspalten. — Nach den Novaden, den Füzilladen und Kanonaden, nach all' den Schrecken der Revolution mag die Katholische Kirche unseres Jahrhunderts allerdings nicht leicht einen Festtag gefeiert haben wie diesen in dem jetztretenden, nun wieder aufstehenden Lyon, Angesichts „der Hügel des Bergs,“ um die Sprache der Schreckensmänner zu sprechen.

Der Papst hinterließ für die älteren-Privilegierten und Abkömmlinge von Fourvières mehrere neue, welche zum Theil Beichte und Communion, alle aber so oder so viel mit Andacht gesprochene Vaterunser und Ave Maria voraussetzen, zum Theil auch auf die Seelen im Fegefeuer anwendbar sind. — Vermöge eines dieser Privilegien kann man jeden Monat eine Seele völlig aus dem Fegefeuer erlösen, wenn man nur jeden Tag den Psalm De profundis, drei Vaterunser und drei Ave beim Klange der Glocke von Fourvières spricht und das Sakrament empfängt. — Eine Inschrift über der großen Thüre im Schiff der Kirche lautet: Unserer Lieben Frauen von Fourvières das dankbare Lyon dafür, daß sie es 1832 und 1835 durch ihre Intercession von der Cholera bewahrt. — Die verschiedenen Namen der Jungfrau entsprechen verschiedenen Bedürfnissen und Nöthen und laden ein, sich in den verschiedensten Ragen an sie zu wenden: in unseren Zweifeln wollen wir hingehen und unsere L. Frauen „vom guten Rath“ befragen, in unseren Gefahren unsere L. Frau „von der guten Hilfe;“ in unseren Verdrüßnissen wollen wir uns zu den Füßen der Altäre unserer L. Frau „von den sieben Schmerzen“ trösten; wenn wir lau und zum Dienste Gottes lässig sind wollen wir unsere L. Frau „von der schönen Liebe“ beschwören, daß sie in uns das heilige Feuer göttlicher Liebe ansache. Alle Gebete sind vom dem Glauben an eine ganz besondere lokale Gegenwart Mariens innerhalb dieser Kirche durchdrungen. „Ich komme, ihr

heute einen Besuch zu machen (vous rendre visite) in diesem Tempel, worin du unumschränkt (en souveraine) regierst, mich dir vorzustellen in dem Heiligthume, welches du zu deinem Aufenthalte ausgewählt. — Der Wunderglauben hängt gar leicht, vielleicht nothwendig mit dem Glauben an eine gewisse körperliche, lokale Gegenwart Gottes zusammen. — Ich darf nicht fürchten, spricht der Pilger, indem er den Berg erklimmt, von ihr zu viel zu verlangen; ich weiß ja, daß sie hinreichend mächtig ist, mir Alles zu gewähren, um das ich sie bitte; ist sie doch meine gute Mutter, welche sehr wünscht, mir Alles zu gewähren, um das ich sie nur bitten werde. Vor Allem erlangt sie aber für uns Vergebung unserer Sünden bei ihrem Sohne, damit er uns wieder gütig ansehe und unsere Gebete annehme. — Eines der schönsten Gebete sind die Worte, welche man, um Buße in sich zu wirken, vor der Beichte zu sprechen hat: Heilige Jungfrau, Mutter der Schmerzen, mache mich theilhaftig des tiefen, bitteren Schmerzes, welcher dich am Fuß des Kreuzes niederbrückte, als du deinen Sohn gekreuzigt und für meine und aller Welt Sünden geopfert sahst. — Und doch, ist der Schmerz Mariens der reine Schmerz über die Sünde, und nicht vielmehr der über ihre bitteren Früchte?

Es charakterisirt die Katholische Kirche, daß ihre Geschichte, besonders durch das Mittelalter und namentlich die Geschichte ihres Glaubens, von zwei Mächten, von der Entwicklung der scholastischen Subtilität und der kirchlichen Andachten und Feiern, getragen wird. Diese gingen oft ohne Anregung von Seiten der oberen Kirchenbehörden aus den Übungen, Privatandachten und dem Aberglauben des Volkes, einzelner Orden und Ordensglieder erst nach und nach in die Elite der Kirche über. Manchmal ist es aber, als hätten die Zwillingeströme, diese Verkörperungen der Tradition, die Schranken ihrer natürlichen Ufer gebrochen, der eine greift in das Gebiet des anderen ein und z. B. das Bild, welches nur auf ascetischem Boden zulässig und erlaubt seyn mochte, nimmt eine dogmatische Miene an. Was will das, wenn es in einem unserer Gebete heißt: Begrüßt seyst du, Maria, Tochter Gottes des Vaters, Mutter Gottes, des Sohnes, Gattin des heiligen Geistes, begrüßt seyst du, Tempel der heiligen Dreieinigkeit! — Nichts hat so sehr dazu beigetragen, die Hypothese der unbesleckten Empfängniß Mariens als Lehre der Kirche darzustellen, als das lange nur geduldeteste Fest zur Ehre dieses Mystereums. — Die Bruderschaften zur gemeinsamen Verehrung Mariens sind erst seit der Zeit der Römisch-Katholischen Reaktion gegen den Protestantismus erstarkt, ja vielleicht erst in dieser Epoche entstanden; Karl Borromeo, Sales, Liguori sind ihre namhaftesten Beförderer. Aber auch darin hat die treue Verehrerin Mariens, hat Lyon einen besonderen Fortschritt bewirkt. Schon St. Dominikus hatte in Folge einer Offenbarung die Antacht des Rosenkranzes (rosaire) angeordnet; sie besteht darin, daß man funfzehn Mal das Vaterunser und hundert und funfzig Mal den Gruß des Engels, das Ave Maria, spricht. (Der chapelet ist ein Drittel des ganzen rosaire; es heißt ausdrücklich, es sey Marien angenehmer, wenn man nur den chapelet sehr andächtig bete, als wenn man sich beeilt, den ganzen rosaire durchzubeten.) Es sind damit besondere päpstliche Abkässe verbunden.

(Schluß folgt.)

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

Wir lassen den zweiten Grund hier unberücksichtigt, der in den letzten Worten dem ausführlich vorgetragenen ersten noch angehängt wird. Man sieht gleich, daß die Verbindung eine zu äußerliche ist, das Verhältniß der bloßen Nebenordnung, in das der erste Grund zum zweiten gestellt wird, ein unrichtiges. Ließe sich sonst gegen die Ehen in der Verwandtschaft nichts einwenden, so würde dieser zweite Grund gar keine Bedeutung haben. Das eheliche Verhältniß ist ein so heiliges, daß es durch dasjenige, was sich nach dem Falle von sündiger Lust daran anschließt, nicht profanirt werden kann. Die Verletzung der Ehrverbietung, die darin liegen soll, schwindet mehr und mehr, wo die Ehe den Namen einer wahren verdient, wo wie es seyn soll, die geistige Seite die leibliche überwiegt und sich dieselbe dienstbar macht, und wird jedenfalls durch andere Momente bei weitem aufgewogen. Wäre der Grund, für sich genommen, gegen die Ehen unter Verwandten entscheidend, so würde er auch gegen die Ehe überhaupt eine nicht unwichtige Instanz bilden. Es führt zu einer niedrigen Ansicht von der Ehe und muß ihr abgeneigt machen, wenn man das Moment der Begierde in ihr, was, wo es recht steht, ein durchaus untergeordnetes, durch den Geist beherrschtes, durch die Liebe der Herzen verklärtes seyn soll, so sehr hervorhebt und ihm solche Bedeutung beilegt. Offenbar erhält der zweite Grund erst dann seine rechte Bedeutung, wenn er in enge Verbindung mit dem ersten gesetzt wird, wo er dann aber auch aufhört eigentlicher Grund zu seyn und sich vielmehr in eine bloße Folge verwandelt. Ist die Verbindung zwischen Verwandten unnatürlich, eine Verletzung der göttlichen Ordnung, so kann das geistige Verhältniß, wodurch das leibliche geheiligt wird, nicht stattfinden; das letztere in seiner Isolirung nimmt einen brutalen Charakter an, beide Theile, indem sie einer an dem anderen ihre Lust hüßen, verbrauchen sich als Mittel zu ihren schlechten Zwecken, und wenn ein solches Verhältniß unter Fremden schon schändlich ist, so ist es dies noch mehr unter Verwandten. Es ist eine Nichtachtung der heiligen Bande des Blutes, durch welche Gott sie mit einander verbunden hat, es ist ein unnatürliches Verbrechen, es ist Blutschande.

Sehen wir nun inwiefern jener erste Grund den Anforderungen entspricht, die wir im Vorigen an jede Theorie gestellt haben. 1. Daß die Aussprüche des Gesetzes und des sittlichen Gefühles, welche diese Verbindungen als schändlich bezeichnen,

bei dieser Theorie ihre vollkommene Rechtfertigung finden, liegt am Tage. Was kann schändlicher seyn, als eine heilige Ordnung Gottes zu durchbrechen, so viel man kann, die bewundernswürdige Einrichtung zu zerstören, durch die er die Verbreitung der Liebe in der menschlichen Gesellschaft gesichert, dafür gesorgt hat, daß das Entfernteste sich immer wieder nahe kommt, jedem engherzigen und lieblosen sich Isoliren der Familien und allen daraus hervorgehenden trüben Folgen vorbeugt? Wo irgend, so ist hier der Begriff eines Verbrechens anwendbar. Was ferner kann schändlicher seyn, als die mit einer solchen Verbindung verbundene Profanation des heiligen Institutes der Ehe, deren höhere Bedingungen hier nicht vorhanden seyn können? Was endlich schändlicher als die Nichtachtung der heiligen Rechte der Verwandtschaft, wie sie überall bei solchen Verbindungen stattfindet?

2. Daß nach dieser Theorie die Bezeichnung der blutschänderischen Ehen als Vermischung eine passende ist, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Diese Bezeichnung trifft nach ihr grade den Mittelpunkt der Sache. Die Schändlichkeit dieser Verbindungen beruht auf einem Verbinden desjenigen, was Gott getrennt, und einem damit verbundenen Trennen desjenigen, was Gott verbunden hat, auf einem Ineinandermengen verschiedener Ordnungen Gottes.

3. Am glänzendsten aber bewährt sich diese Theorie bei der Prüfung nach dem dritten Merkmale, an dem alle übrige scheitern. Liegt der Grund der Abscheulichkeit der Ehen in der nahen Verwandtschaft darin, daß der Wählende ein schon bestehendes Liebesverhältniß aufopfert und ein anderes, was durch ihn entstehen sollte, nicht in's Daseyn ruft, so gehört zu dem Begriffe der Blutschande nothwendig, daß Verwandtes und Nichtverwandtes vorhanden ist und die Wahl zwischen beidem freisteht. Dies war in den Anfängen der Erde nicht der Fall. Die Söhne der ersten Eltern, indem sie ihre Schwestern heiratheten, folgten einer in den Thatfachen liegenden göttlichen Anforderung, das niedere Verhältniß, was aber, wo die Wahl freisteht, auch so heilig, daß seine Zerstörung Verbrechen ist, dem höheren aufzuopfern. Ihr Verfahren streitet so wenig gegen den Grundsatz, welcher die Blutschande verbietet, daß es vielmehr durch denselben gradezu geboten wurde. Man kann diesen Grundsatz so ausdrücken: thue was in deinen Kräften steht, die Liebeskreise zu erweitern, welche nach göttlichem Willen das menschliche Geschlecht verbinden sollen. Hätten die Söhne der ersten Eltern sich nicht mit ihren Schwestern verbunden, so würden sie diesem Grundsatz gradezu entgegengehandelt, so würden sie

alle folgenden Ehen außer der Verwandtschaft unmöglich gemacht haben. — Ubrigens hat man sehr voreilig aus jenen Verbindungen in den Anfängen des Menschengeschlechtes geschlossen, daß auch jetzt noch ein Bruder berechtigt, oder gar verpflichtet sey, seine Schwester zu heirathen, wenn er sich mit ihr auf einer wüsten Insel befinde. Der Fall ist ein wesentlich verschiedener: von den Ehen der Söhne der ersten Eltern hing die Bevölkerung der ganzen Erde, die Realisirung des göttlichen Ausspruches: seyd fruchtbar und mehret euch, ab. Sie hätten so gut wie ein bestimmtes göttliches Wort, das weitere Verhältniß dem engeren aufzuopfern. Dagegen kann man bei der jetzigen Lage der Dinge nicht behaupten, daß jedes Individuum die Pflicht habe sich zu verehelichen; an Unzählige ergeht durch ihre Verhältnisse die entgegengesetzte Aufforderung. Es ist nicht gesagt, daß alle wüsten Inseln nothwendig bevölkert werden müssen, und die heute noch unbevölkert ist, kann morgen schon eine auf dem jetzt ordentlichen Wege entstandene Bevölkerung erhalten. Unter diesen Umständen könnte, wer jetzt mit seiner Schwester auf eine wüste Insel verschlagen würde, sich nicht berechtigt glauben, ein Band zu lösen, was Gott sicher geknüpft, um ein anderes zu knüpfen, das in keiner Weise sich als von Gott gewollt darthun läßt. Er würde vielmehr in seiner Lage selbst ein Gebot Gottes erkennen, unverehelicht zu bleiben, und das um so mehr, da die gewissermaßen Gefühle sich im Verlaufe der Zeit so sehr im Gegensatz gegen die ehelichen ausgebildet haben, die Gewohnheit der Jahrtausende das Nebeneinander so sehr zu einem Gegeneinander gemacht hat, daß jetzt, ganz anders wie in den ersten Anfängen des Menschengeschlechtes, selbst schon der Gedanke an eine Ehe mit der Schwester nicht ohne die größte sittliche Nothheit gefaßt werden könnte. — Noch viel weniger aber kann man es billigen, wenn Einige, z. B. Nitzsch, in der Schrift: Neuer Versuch über die Ungültigkeit des Mosaischen Gesetzes und den Rechtsgrund der Eheverbote, Wittenb. 1800, S. 84., aus jenen Thatfachen der Urwelt schließen, es könne auch jetzt noch unter Umständen, wenn es gelte, die Menschengattung in einer unbewohnten Gegend zu erhalten, erlaubt, ja Pflicht seyn, daß der Vater sich mit der Tochter ehelich verbinde. Wir behaupten dagegen: es war schon in der Urwelt völlig unmöglich, daß die Menschen durch die von Gott geordneten Umstände auf Verehelichungen zwischen Eltern und Kindern hingewiesen wurden. Die Erhaltung des ganzen Menschengeschlechtes wäre um diesen Preis zu theuer erkauft gewesen, wie vielmehr würde es die der Menschengattung in einer einzelnen unbewohnten Gegend seyn! Die Ehen in der nahen Verwandtschaft bilden zwar alle zusammen eine Gattung, aber innerhalb dieser Gattung finden wieder sehr bedeutende Unterschiede statt. Die einen Verhältnisse bieten mit den ehelichen eine gewisse Gleichartigkeit dar — dies findet namentlich bei den geschwisterlichen statt, die mit den ehelichen eine gewisse Gleichstellung bei der Theile gemein haben — und diese Gleichartigkeit bildete die Grundlage der Ehen in der ältesten Zeit. Dagegen bei den anderen steigt sich das Nebeneinander, was überhaupt in Bezug

auf Ehe und Verwandtschaft gilt, gradezu zum Gegeneinander, und in diesen kann eine eheliche Verbindung auch da nicht als statthaft erscheinen, wo das auf das Nebeneinander gegründete Bedenken wegfällt. Es sind dies diejenigen, in welchen die Ungleichheit scharf prononcirt ist, vor Allem also die der Eltern zu den Kindern. Hier das Bild Gottes zu zerstören würde unter allen Umständen Frevel seyn, und wie konnten Umstände eintreten, in welchen der Mensch durch Gottes Fügung auf die Begehung eines solchen Frevels, vor dem auch das ungesunde Gefühl noch zurückschauert, und den nur die sich absichtlich vom Gefühle losreisende Reflexion unter Umständen tolerabel finden kann, hingewiesen war. Wir müßten an Gott irre werden, wenn wir unseren Ursprung einer solchen Verbindung verdankten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Frankreich. Katholische Andachtsbücher.)

(Schluß.)

Um 1826 entstand in Lyon die Verbindung des lebendigen Rosenkranzes, „welche mehrere Jahre unbekannt und verborgen in den Wandmalen des gedemüthigten Jesu geblieben.“ Seit einiger Zeit verbreitet sie sich aber durch einen Theil Frankreichs und hat in Paris, mit reichem päpstlichem Ablasse ausgestattet, festen Fuß gefaßt. Es ist dies eine der auffallendsten Entwicklungen des Katholicismus im jetzigen Frankreich. Der Zweck ist im Ganzen derselbe wie der von St. Dominikus bei der Stiftung des Rosenkranzes, die Gläubigen zum Nachdenken über die Mystereien im Leben Christi und Mariens anzuhalten, den Zorn Gottes durch die Vermittelung von Notre Dame du Rosaire zu besänftigen (Aéchir), die Erhaltung des Glaubens, die Befehrung der Sünder, die Erhöhung der heiligen Kirche zu erbitten. Das dem lebendigen Rosenkranze Eigenthümliche ist, daß funfzehn Personen sich vereinigen, die funfzehn Stücke des Rosenkranzes (je zehn Ave und ein Vaterunser) und die funfzehn Mystereien unter sich theilen, um täglich diese Obliegenheit zu erfüllen. Der gegenwärtige Papst, „indem er mit so großer Verschwendung die heilbringenden Reichthümer des Ablasses aus dem Schatze der göttlichen Gnade hervorzieht,“ weist in seinem Breve noch besonders darauf hin, wie leicht diese Verpflichtung sey, durch deren Erfüllung dem großen Zwecke, der Beförderung der Verehrung Mariens, starker Vorschub gethan werde. (Siehe Manuel du Rosaire vivant, par Bétemps.) — Zwei nicht zu übersehende Symptome unterscheiden wir an dieser Erscheinung. — Erstlich spricht sich auch darin das in dem durch die revolutionären Ideen nivellirten Frankreich besonders dringende Bedürfnis der Association aus, freilich auf eine sehr eigenthümlich nuancirte Weise. Der Papst sagt: Die Vereinigung und Übereinstimmung so vieler Seelen, welche dieses Gebet zur Ehre Mariens gemeinschaftlich sprechen, theilen ihm, so zu sagen, eine neue Kraft mit, und so wird es sich angenehmer zu Gott erheben. Sodann überzeugt uns die Verschwendung der Ablassschätze an ein so müheloses Werk, daß die Römische Kirche immer noch auf der Bahn jener „frommen Politik“ fortstreitet, welche diese Schätze Jedem zuvorkommend öfnet, der nur durch legend ein Werk, ein Zeichen seine Unterthänigkeit unter die Kirche bezeugt. — Was hat die, freilich zurückgenommene, Aufhebung der Jesuiten geholfen, wenn dieses Grundprincip

ihrer zerföhrenden Moral auf die einschmeichelndste Weise allenthalben verbreitet wird! In diesem Sinne hat sich schon vor Jahr und Tag das Organ der Jansenistischen Grundsätze in Frankreich, die *Revue ecclésiastique*, gegen dieses überschläffe Ablasswesen erhoben, welches sich unter dem Deckmantel der Verehrung Mariens in Frankreich verbreite.

Noch haben wir aber die Verdienste Lyons um seine mächtige Patronin nicht erschöpft. Der Inschriften zu Ehren ihrer unbefleckten Empfängniß an den Häusern ist schon oben Erwähnung geschehen. Die Kirche von Lyon rühmt sich nämlich, daß sie zuerst dieses Mysticismum durch ein besonderes Fest gefeiert; nur die von Canterbury wagt ihr diesen Ruhm streitig zu machen. Sollte vielleicht Thomas von Canterbury, welcher auf seiner Flucht sich in Lyon aufhielt, der Vermittler gewesen seyn? — Die erste Meditation auf die Heiligkeit zu Ehren Mariens handelt von diesem Mysticismum: Die Auszeichnung der unbefleckten Empfängniß ist ein so gerechter, legitimer Vorzug, ja man kann sagen, ein so unerläßlicher, daß die Vernunft allein schon ihn in Maria erkennen lassen mußte, als eine Prærogative, welche Gott der Schöpfer seinem vollkommensten Geschöpfe schuldig war, der Gott der Heiligkeit der Königin der Heiligen, der Gott der Reinheit der Königin der Jungfrauen, der göttliche Erloser seiner Mutter, der heilige Geist seiner Gattin, der Herr endlich sich selbst, seiner eigenen Ehre; denn er konnte es doch nicht zulassen, daß das Heiligthum, worin er das Fleisch annehmen sollte, je zuvor befleckt worden wäre und daß der Satan in seinem Stolz zu ihm sagen könnte: Maria war dein Heiligthum erst nachdem sie meine Wohnung gewesen!

Auch in diesem Punkte ist ein „Fortschritt“ in der Römisch-Katholischen Kirche bemerklich. Hören wir nur, was unser Handbuch sagt unter dem Abschnitte von der „Verehrung der wunderthätigen Medaille:“ Die Verehrung (devotion) des Mysticismums der unbefleckten Empfängniß war immer eine der Maria angenehmsten Andachten und eines der sichersten Mittel, ihren Schutz zu erhalten. Um diese Verehrung immer weiter zu verbreiten, hat es Maria selbst einer ihrer treuen Mägde geoffenbart, daß sie denjenigen besondere Gnaden gewähren würde, welche eine, nach dem von ihr gegebenen Modell geschlagene Medaille an sich tragen würden. Dieses Ereigniß ist in einer geschichtlichen Notiz über den Ursprung und die Wirkungen der sonst schon vielfach besprochenen neuen Medaille, welche mit Approbation des Erzbischofs von Paris gedruckt worden, also dargestellt: Gegen das Ende des Jahres 1830 sah eine barmherzige Schwester im Gebete ein Gemälde, welches Maria mit geöffneten Armen, bis zu den Füßen, wie dies gewöhnlich unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß geschieht, darstellte. Von ihren Händen gingen, wie in Bündeln, hellleuchtende Strahlen aus, die Schwester unterschied unter diesen Strahlenfarben stärkere, welche auf einen bestimmten Punkt des Erdballs fielen. Zugleich hörte sie eine Stimme: Diese Strahlen sind das Symbol der Gnaden, welche Maria für die Menschheit erhält; und dieser Punkt des Erdballs, worauf sie reichlicher strömen, ist Frankreich. Um das Gemälde sah sie mit goldenen Buchstaben die Anrufung: Maria, die du ohne Erbsünde empfangen bist, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen! — Einige Augenblicke darauf wandte ihr das Gemälde die Rehrseite zu, worauf sie den Buchstaben M unterschied und darüber ein kleines Kreuz und darunter die heiligen Herzen Jesu und Mariens. Nachdem die Schwester dieses Alles hinreichend betrachtet, sprach die Stimme: Man soll nach diesem Vorbilde eine Medaille schlagen und die Personen, welche sie mit Übertragung der Indulgenz darauf tragen, und mit Frömmigkeit dieses kurze Gebet sprechen, sollen einer ganz besonderen Protektion

der Mutter Gottes genießen. Der Beichtvater der Schwester hielt diese Vision zweimal für bloße Einbildung, da aber die Jungfrau das dritte mal beistimmte, sie sey nicht damit zufrieden, daß man die Medaille noch nicht geschlagen, wurde ihm bange, er machte Anzeige beim Erzbischofe und mit dessen Billigung wurde gegen Ende Juni 1832 die Medaille geschlagen. Seitdem hat sie sich beinahe in der ganzen katholischen Welt verbreitet, Wunder und außerordentliche Befehungen gewirkt. — „Welcher Gläubige sollte sich auch weigern, eine so leichte Andacht zu verrichten? Es handelt sich ja nur darum, sich die wunderthätigen Medaillen zu verschaffen, durch einen dazu bevollmächtigten Priester den Ablass darauf übertragen zu lassen, sie an sich zu tragen und das kurze Gebet zu sprechen; so ist man versichert, daß man eines ganz besondern Schutzes der Mutter Gottes genießen werde.“ — Diese wunderthätige Geschichte wird auch in Marien-Einfiedeln in Deutscher Sprache gedruckt, und namentlich durch die zahlreichen Colporteurs aus dem protestantischen Flecken Ehnigen (in Württemberg) in den katholischen Ländern Deutschlands, namentlich in Baiern, in Hunderten von Exemplaren verbreitet. — So viel für diejenigen, welche wähnen, daß in der Römisch-Katholischen Kirche nur eine Reaction gegen Außen, nicht auch eine Entwicklung und ein Fortschritt nach Innen stattfindet. — Freilich nicht ganz auf diese Weise sieht es das obengenannte Organ des Jansenistischen, Augustinischen Katholicismus in Frankreich an; vielmehr hat sich die *Revue ecclésiastique* durch diese Neuerungen veranlaßt gesehen, im December 1838 eine Abhandlung über die unbefleckte Empfängniß Mariens zu geben. Getreu seinem Losungsworte: Überschreite die Grenzen nicht, welche deine Väter gesetzt haben (Sprüche 22, 28.), sucht diese Partei die Lehre auf ihren Stand zu den Zeiten St. Thomä und St. Bernhards zurückzuführen. Unsere *Revue* läßt diese Lehre nur für eine Meinung, eine Ansicht (opinion) gelten. Ihre Geschichte wird uns entwickelt; die älteren Väter wollten Maria nur von jeder Thatfunde freisprechen, der brünstige Verehrer Mariens, St. Bernhart, läßt Maria erst zwischen ihrer Empfängniß und Geburt von der Erbsünde gereinigt werden. Ähnlich sprechen sich noch längere Zeit die Päpste in ihren Predigten aus, namentlich der große Innocenz. Die Universität Paris verworf 1387 die der unbefleckten Empfängniß widersprechende Lehre von Monteson; in Folge ihres Decrets von 1496 beschwört noch heut zu Tage Jeder, welcher das Baccalaureat erlangen will, daß er diese Lehre aufrecht erhalten wolle. Außerdem trugen besonders die Franziskaner, vor Allem aber die Jesuiten, zu ihrer Verbreitung bei. Diese führten in einem Theile Spaniens die Sitte ein, daß man die Predigten mit den Worten eröffnete: Gelobt sey das heilige Sakrament des Altars und die reine, unbefleckte Empfängniß der Jungfrau, der Mutter Gottes, welche im ersten Augenblicke ihres Seyns ohne Erbsünde empfangen worden. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entspann sich ein heftiger Streit darüber in Spanien zwischen Dominikanern und Jesuiten, welche das abergläubische Volk zum Theil als für eine Glaubenssache fanatisirt hatten. Umsonst verlangte der König eine Entscheidung vom Papste; dieser ließ die Sache unentschieden wie das Tridentinum gethan. Das Baseler Concil hatte die unbefleckte Empfängniß zum Dogma erhoben; der Jansenist, welcher sonst dieses Concil hoch hält, muß sich diesmal dadurch verwahren, daß dies in einer späteren Sitzung geschehen, welche von Papst und Kirche nicht mehr anerkannt worden. Wir ersieht daraus, wie wenig dieses Concil berufen war, den Glauben der Kirche zu reformiren. — Denn so unbedeutend auch dieser Lehrpunkt erscheint, als wurzelte er bloß in einer begeißelten und zusammenhanglosen Phantasie, so ist sich unser Jansenist seines Zusammenhangs mit den wick-

tigsten Lehren doch deutlich bewußt, indem er schreibt: Die Beweise gegen die unbesleckte Empfängniß sind, daß die Schrift, welche sonst nichts unmittelbar darüber sagt, ausdrücklich lehrt, Christus sey für Alle gestorben, also auch für seine Mutter; man kann also schließen, daß auch Maria im Tode der Erbsünde gewesen. Nur Christus ist durch den heiligen Geist empfangen, also nur er allein ohne Erbsünde. Maria nennt Christus selbst ihren Heiland, wäre sie immer ohne Sünde gewesen, hätte sie keinen Heiland nöthig gehabt, ja er hätte es für sie unmöglich seyn können. Wäre sie ganz ohne alle Sünde gewesen, so hätte sie entweder nicht sterben können, oder auch sie wäre unschuldig für Andere gestorben. — Die Dominikaner hatten im Ganzen die orthodox Augustinische Lehre über die Sünde und Gnade, sie waren zugleich die Gegner der unbesleckten Empfängniß; ist vielleicht ein Zusammenhang unter diesen Lehrpunkten? Hören wir unsere Jansenistische Revue: Die Meinung von der unbesleckten Empfängniß begünstigt das System vom Stande der nackten Natürlichkeit (*pura naturalia*), welches von einigen Theologen der letzten Jahrhunderte erfunden worden. Denn in diesem Systeme behauptet man, Gott hätte den Menschen in einem solchen Stande schaffen können, daß er auch ohne Sünde doch dem Elende des Lebens und dem Tode hätte unterworfen seyn können; der Stand des unschuldigen Adam ohne Leiden sey ein übernatürlicher Stand, ein besonderes Privilegium, welches Gott dem Menschen nicht schuldig war, während ein mit Leiden vermischtes Daseyn bei aller seiner Unschuld sein natürlicher Stand sey. Das ist aber grade der Stand, worin man uns die heilige Jungfrau darstellen wollte, als ohne Erbsünde empfangen, folglich unschuldig und dennoch, wie die übrigen Menschen, welche mit der Erbsünde besetzt sind, den Folgen dieser Sünde unterwerfen. Es ist aber dieses System (der *pura naturalia*, wogegen unsere Revue schon in einer früheren Lieferung nachdrücklich polemisiert hat) durch den Grundsatz St. Augustin's gestürzt, daß man unter einem gerechten Gotte nicht unglücklich seyn könne, ohne es verdient zu haben. Liesse man also die Ansicht, als hätte die heilige Jungfrau, ohne Sünde empfangen, bei aller Unschuld dem Elende und dem Tode unterworfen seyn können, als Dogma zu, so wäre allerdings der Triumph des Systems gesichert, welches den Stand der nackten Natürlichkeit vertheidigt.

Unser Jansenist glaubt sich um so mehr berechtigt über die Geistlichen zu klagen, welche von der Kanzel herab Jeden verdammen, der dieses neue, weder von der Schrift, noch der Tradition verbürgte Dogma anzunehmen Bedenken trägt, als darüber die Belehrung des Volks über die wichtigsten Lehren vernachlässigt wird. „Man fragt sich seit langer Zeit, was unsere modernen Prediger bewegen mag, daß sie sich enthalten, in ihren Predigten von so wichtigen Lehren, wie die Gnade Christi, zu handeln. Nimmst man die Abbés Caffort und Desargès aus, so hat man in den letzten fünf und zwanzig Jahren kaum Eine einzige Predigt in der Hauptstadt gehört, worin diese wichtige Lehre ernstlich entwickelt worden. Muß bei einem solchen Schwelgen nicht der Irrthum um sich greifen?“ Nach unserer Revue ist unter dem Klerus die Ansicht sehr verbreitet, diese Erörterungen seyen für die Theologie

unfruchtbar, es sey also ein Punkt der theologischen Klugheit über die letztgenannten abstrakten Fragen Stillschweigen zu beobachten. Manche sagen, sie fürchteten darüber ihre innere (vielleicht auch äußere) Ruhe zu verlieren. Unser Jansenist erklärt dieses Benehmen aber nur für das Zeichen einer strafwürdigen Indifferenz; seit mehr als zwei Jahrhunderten hat der Römische Stuhl dieses Stillschweigen gewünscht und befohlen; aber erst, nachdem Tausende von Gewissen darüber gebrochen worden, erst seit die theologische Gelehrsamkeit in Frankreich erloschen, hat die gewünschte Ruhe, die Stille des Grabes sich darüber gelagert, indem ihre neuen Lebenstriebe beinahe nur in immer leichteren Devotionen für die Mutter Gottes sich äußern oder in vulkanischen Eruptionen, wie von de la Mennais, sich entladen. Wie lebhaft der Fortschritt in dieser Richtung hin sich in Frankreich entwickelt, davon gibt uns gleich das nächste Heft unserer Revue, vom Januar 1839, ein Zeugniß: Indem wir in der Lieferung vom vorigen November ankündigten, daß in Folge einer gewissen Synode zu Aix mehrere Prälaten den heiligen Stuhl um die Erlaubniß angegangen, in die Einleitung zum Feste der Empfängniß das Wort: *immaculata* (unbesleckte) zu setzen, so waren wir weit davon entfernt zu erwarten, der Erzbischof von Paris werde seine Diöcesanen desselben Gunst theilhaftig machen wollen. Aber wir hatten zu wenig auf die Sorgfalt seiner hochwürdigen Gnaden gerechnet. Ein Ausschreiben vom 1. Januar, als Vorgesmack der Früchte der Segnungen, welche uns das neue Jahr ankündigt, thut seinen Diöcesanen zu wissen, daß er nicht hinter den anderen Prälaten zurückbleiben wollte und daß auch er gleichermaßen ein päpstliches Rescript erhalten, welches die Ertheilung des Plenar-Ablasses auch auf die Diöcese von Paris für die Feier der unbesleckten Empfängniß ausdehnt, welche auf den zweiten Advents-Donnerstag verschoben ist, indem es zugleich erlaubt, zu der Einleitung die bisher bestrittenen Ausdrücke beizufügen: *et te in immaculata conceptione* (und dich in der unbesleckten Empfängniß). Ohne uns der glücklichen Eingebung zu überheben, welche uns bewogen, im letzten Hefte unseren Lesern die sinnreichen Betrachtungen mitzutheilen, welche so geeignet sind, sie zu veranlassen, vor diesem neuen Dogma auf ihrer Hut zu seyn, da es durch die Kirchenväter und durch so viele gelehrte Theologen bekämpft worden, so glauben wir es dem Zutrauen unserer Abonnenten schuldig zu seyn, bald auf diese gewichtige Frage wieder zurückzukommen. Wir werden in einem demnächst mitzutheilenden Artikel zu beweisen suchen, daß man, ohne sich von der Ehrerbietung zu entfernen, welche man dem Charakter des Erzbischofs schuldig ist, ohne irgend einen Gewissenskrampf, diese neue Andacht verwerfen und mit den alten Doktoren wiederholen kann: Nein, Maria ist nicht ohne Sünden empfangen!

So weit die *Revue ecclésiastique*. In den nächsten Monats-Lieferungen finden wir den versprochenen Aufsatz noch nicht. — Es darf uns dieser starke Fortschritt einer die Verherrlichung Mariens beabsichtigenden Lehre nicht befremden in einer Zeit, welche die Kirchlichkeit um jeden Preis verfolgt; denn Maria ist die Personifikation der Römischen Kirche, ihrer Herablassung und Nachsicht.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 20. Juni.

N^o 50.

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

4. Das Mosaische Verbot der Ehe mit des verstorbenen Mannes Bruder und das Gebot der Viratsehe vereinigen sich von dieser Theorie aus in folgender Weise. Nach ihr muß das Gebot, nicht in die Verwandtschaft zu heirathen, grade so weit reichen, als die Verwandtschaft sich kräftig erweist, als auf Grund derselben ein eigenthümliches und bestimmt charakterisirtes Liebesverhältniß besteht. Nur wo ein solches stattfindet, kann von einer Vermengung verschiedener göttlicher Ordnungen die Rede seyn. Hiernach nun muß es Fälle geben, die an der Gränze liegen, und wo einen Grad weiter schon die Verwandtschaft der ehelichen Verbindung überhaupt gar kein Hinderniß mehr in den Weg legt, da müssen auch Umstände eintreten können, welche schon in diesem Grade die Gründe aufwiegen, auf welche hin er noch im Allgemeinen und ohne diese besonderen Umstände unter die verbotenen gerechnet werden mußte. Zu diesen Gränzfällen nun gehört die Ehe mit des verstorbenen Mannes Bruder, wie dies schon aus der Natur des Verhältnisses, und dann auch aus der verhältnißmäßigen Gelindigkeit der Strafen erhellt, mit welchen in dem Mosaischen Gesetze diejenigen bestraft werden, die diesem Gebote zuwider handeln (vgl. 3 Mos. 20, 21.). Das Verhältniß ist aber noch ein so nahes, daß die bloße Neigung nicht berechtigt, es zu Gunsten eines ehelichen aufzuheben. Nur im Interesse der Liebe kann im Besonderen erlaubt, ja pflichtmäßig werden, was im Allgemeinen im Interesse der Liebe verboten ist. Unter einem Volke, bei dem in Nachkommenschaft nicht fortzuleben für das größte Unglück galt, weil ihm die klare Aussicht in das Jenseits noch fehlte, und es daher danach trachten mußte, den auch ihm einwohnenden heißen Drang des menschlichen Herzens nach Unsterblichkeit wenigstens durch Surrogate einigermaßen zu befriedigen, mußte es angemessen erscheinen, daß die höhere Liebespflicht (die aber nur auf Grund der von der göttlichen Gesetzgebung in zarter Weise berücksichtigten Vorstellungen und Schwächen dieses Volkes stattfand, und für die Gemeinde des Neuen Bundes nicht mehr gilt) die niedere aufhob. — Man sieht hieraus, eine analoge Ausnahme in Bezug auf die nächste Verwandtschaft war gar nicht denkbar. Nur auf der Gränze war eine solche Ausnahme möglich, und zwar eine Ausnahme, wie sie in solchen Dingen überhaupt nur stattfinden kann, die mit der Regel aus derselben Wurzel hervorröchst.

5. Der Anforderung endlich, die Ehen in der Verwandtschaft unter die Einheit einer Gattung zusammenfassen und zugleich auch eine Verschiedenheit der Grade und Arten innerhalb dieser Einheit nachweisen zu können, vermag diese Theorie voll-

kommen zu entsprechen. Daß die Einheit der Gattung vorhanden ist nach ihr liegt am Tage. Alle Ehen in der nahen Verwandtschaft werden nach ihr als verboten betrachtet, weil die Liebe in der menschlichen Gesellschaft sich ausdehnen, nicht zerstören soll was sie schon geschaffen, sondern das schon Geschaffene sorgfältig erhalten, und neues schaffen soll. Eben so leicht ist aber auch die Verschiedenheit der Grade und Arten nachweisbar. Eine solche Verschiedenheit ergibt sich zuerst je nach der größeren oder geringeren Nähe der Verwandtschaft. Je inniger und bestimmter das schon bestehende Liebesverhältniß, desto unzulässiger ist die Verdrängung desselben durch ein neues. Ferner, es fragt sich, wie wir schon bei anderer Gelegenheit andeuteten, ob das schon bestehende Liebesverhältniß dem ehelichen analog ist, oder ob es wider dasselbe streitet. In dem letzteren Falle muß das Gebot weit schärfer, seine Verletzung weit abscheulicher seyn. Bei den an der Gränze liegenden Fällen kann grade eine solche Besonderheit, die sich auf dem Grunde der Allgemeinheit erhebt, den Grund der Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit abgeben. So wird in dem Mosaischen Gesetze die Ehe mit der Tante verboten, die mit der Nichte nicht, weil das Verhältniß zur Tante ein solches des Respektes ist, also dem ehelichen ungleich, dagegen das Verhältniß des Oheims zur Nichte mit dem ehelichen eine gewisse Analogie darbietet. *)

Der erste unter den bemerkten Unterschieden geht aus demselben Grunde hervor, aus dem auch die Einheit, dagegen der letztere hat einen besonderen Ursprung. Es tritt hier den allgemeinen Gründen gegen die Ehen in der nahen Verwandtschaft noch ein besonderer zur Seite. Solcher besonderen Gründe können außer dem erwähnten noch mehrere stattfinden. Dieser ist nur der bedeutendste.

Nachdem wir also die von uns adoptirte Theorie Augustin's geprüft und bewährt gefunden haben, wenden wir uns zur Prüfung der übrigen Ansichten. Achten wir einigermaßen auf die Zeitfolge, so haben wir es hier zuerst mit der Ansicht zu thun, welche den Grund der Eheverbote in die den Eltern und Verwandten schuldige Hochachtung setzt. Denn diese ist immer neben der schon besprochenen hergegangen, und hat unter

*) Sehr richtig sagt Bellarmin bei Gerhard S. 305.: „Deshalb gleich der Wette mit der Tante und der Nichte in demselben Grade sind, so ist doch die Verbindung des Wette mit der Tante schändlicher, als die des Nichte mit der Wette, weil in der Regel die Tante älter ist als der Wette und weil sie über denselben eine gleichsam väterliche Gewalt hat. Die Frau aber muß unterworfen seyn und regiert werden, weshalb es unziemlich ist, daß die Tante die Gattin des Wette sey, weil sie zugleich regieren und regiert werden, unterworfen seyn und vorstehen mußte. Aber der Nichte ist gewöhnlich älter als die Nichte, und hat über sie Autorität.“

den älteren Theologen sogar noch mehr Beifall gefunden als sie. Allein es verlohnt sich nicht der Mühe, sich näher mit dieser Ansicht zu beschäftigen. Ihre Schwächen liegen gar zu deutlich zu Tage. Sie vermag es nicht die Thatfache zu erklären, daß in dem Mosaischen Gesetze alle Ehen in der nahen Verwandtschaft unter eine Gattung zusammenbegriffen werden, vermag nicht der sich daraus ergebenden Anforderung zu entsprechen, daß ein Grund aufgestellt werde, der für alle auf gleiche Weise gilt. *) Was sie anführt, bezieht sich nur auf einzelne Heirathen in der Verwandtschaft, kann also nur Bedeutung haben als das Besondere, was sich auf dem Grunde des Allgemeinen erhebt, und ist in dieser Qualität von uns schon anerkannt und in Verbindung mit der richtigen Theorie gesetzt worden.

So wenden wir uns also gleich zu derjenigen Ansicht, welche durch J. D. Michaelis, der ihrer Vertheidigung ein besonderes Werk, über die Ehegesetze Moses, widmete, das weit über den theologischen Kreis hinaus Beachtung fand und in mehreren Ländern nicht ohne Einfluß auf die Gesetzgebung blieb, zu fast allgemeiner Verbreitung gelangte. Nach ihm sind „die nahen Ehen verboten, weil sonst der Surrerei und frühen Verführung in den Familien nicht hätte vorgebeugt werden können.“ „Ein Volk“ — sagte er — „soll dasjenige unterlassen, wodurch das Laster bei dem ganzen Volke allgemein und es selbst endlich durch seine Laster unglücklich werden und zu Grunde gehen müßte. Wenigstens weiß ich gar keinen anderen allgemeinen Grundsatz der Moral aufzustellen, als diesen: suche die allgemeinste und ausgedehnteste Glückseligkeit zu befördern“ (S. 184.).

Michaelis war nicht der erste Erfinder dieser Theorie. Sein Buch selbst enthält S. 176. einen besonderen Abschnitt: „Die wahre Ursache der Ehegesetze Moses ist bisher gar nicht unbekannt gewesen, ob man sie gleich meistens nur als eine Nebenursache angesehen.“ — Bei Thomas von Aquino schon nimmt unter den vier Gründen der Eheverbote, die er anführt, die zweite Stelle der ein: „weil blutsverwandte Personen nothwendig viel mit einander verkehren, und also beständig Gelegenheit zur Uppigkeit hätten und zu sehr verweichlicht würden.“ Dennoch aber war die Neuerung von J. D. Michaelis eine sehr bedeutende. Daß die älteren Theologen unter anderen Gründen auch wohl diesen vorbrachten, will nach ihrer ganzen Weise nicht eben viel sagen. Ihn aber zum alleinigen erheben, mit entschiedener Verwerfung aller übrigen, konnten nur ein Mann und ein Zeitalter, bei denen das sittlich religiöse Bewußtseyn eine große Abschwächung erlitten hatte, und die schon halb geneigt waren, auch diese von dem göttlichen Gesetze gestellten Schranken zu durchbrechen. Dieser Neigung wurde durch die beinahe funfzigjährige Herrschaft dieser Theorie mächtiger Vor Schub ge-

leistet. Wie weit sie gegen das Ende derselben schon vorgeschritten war, zeigt z. B. die Schrift von Gabler, Gutachten über die Zulässigkeit der Ehe mit der Vaterbruderswitte, Nürnberg 1797, welche das Hauptprincip der Mosaischen Eheverbote bloß „in dem Leiblichen und Fleischlichen der Verwandtschaft, worin der sinnliche Morgenländer etwas suchte,“ findet, zeigt auch die ganze Reihe akademischer Abhandlungen des Wittenberger, später Halle'schen Theologen, Michael Weber (nachher wieder abgedruckt in seinen opuscula Academica eaque apologetica, Leipzig. 28.), worin derselbe mit sichtbarem Interesse und allen Gründen trogend, Alles anbietet, um zu beweisen, daß in dem Mosaischen Gesetze gar keine Verbote über die Ehen in der Verwandtschaft vorkommen, die vermeintlichen sich nur auf außereheliche Verbindungen mit Verwandten beziehen, *) indem

*) Wir wollen diese Behauptung, die auch Rosenmüller in dem Commentar zu den Büchern Moses sich angeeignet hat, wenigstens in einer Anmerkung einer kurzen Beleuchtung unterwerfen. Weber macht für seine Ansicht geltend, die Redensart: die Blöße aufdecken, habe immer üble Bedeutung und könne daher nicht zur Bezeichnung des ehelichen Verhältnisses dienen (sic sicut de concubitu honesto et legitimo, sed ubique de inhonesta et illegitima denudatione). Die üble Bedeutung gestehen wir zu; sie liegt in der rohen Bezeichnung des fleischlichen Aktes. Aber für schändliche Ehen ist eine schimpfliche Bezeichnung ganz passend. Der concubitus ist hier eben ein illegitimus und inhonestus. Es ist in der Wahl des Ausdrucks schon ein Urtheil über die Handlung enthalten. So hat also diese Ansicht nichts für sich. Dagegen erheben sich gegen dieselbe unter andern folgende Gründe. 1. Es ist von vorn herein nicht denkbar, daß die Ehen in der Verwandtschaft sollten mit Stillschweigen übergangen, dies wichtige Gebiet von dem Gesetzgeber sollte ganz unberücksichtigt gelassen seyn. 2. Die Verbote nehmen ausdrückliche Rücksicht auf die Aegyptische Sitte, vgl. 3 Mos. 18, 2: „nach dem Thun des Landes Aegypten, worin ihr gewohnt, sollt ihr nicht thun.“ Bei den Aegyptern aber waren die Ehen zwischen nahen Verwandten erlaubt und gewöhnlich. Nach Diodor 1, 27. war die Ehe zwischen Bruder und Schwester in Aegypten gesetzlich erlaubt. Durch die Skulpturen von Ober- und Nieder-Aegypten — bemerkt Wilkinson, the manners and customs II. 63. — wird völlig außer Zweifel gesetzt, daß dieses Gesetz den frühesten Zeiten an unter ihnen bestand. Pausanias 1, 7. sagt, nachdem er berichtet, wie Philadelphus Arsinoe seine leibliche Schwester heirathete, dies sey zwar den Gesetzen der Macedonier entgegen, nicht aber denen der Aegypter. Philo, S. 780., sagt von dem Aegyptischen Gesetzgeber, er habe die Ehen mit den Schwestern unbedingt erlaubt, nicht bloß mit den Stiefschwestern, sondern auch mit den leiblichen, nicht bloß mit den jüngeren, sondern auch mit den älteren. 3. Wenn Moses die außereheliche Unzucht mit Verwandten für weit schlimmer hielt, wie die gewöhnliche, für so schlimm, daß er sie mit dem Fluche belegte, so mußte er ja auch die Ehen für schmerzhaft halten. Man mußte sehr kurzichtig seyn, um dies zu verkennen. So zerstört als diese Ansicht sich selbst. Was sie herausbringt, macht es nothwendig, daß Gesetze über die verbotenen Ehen vorhanden seyn müssen, und sie vermag es nicht, das Vorhandenseyn solcher Gesetze nachzuweisen! 4. Solche specielle Gesetze in Bezug auf die Unzucht zu geben, daran hat noch nie ein Gesetzgeber oder Moralist gedacht. 5. Schon wegen der Allgemeinheit des Ausdruckes: die Blöße aufdecken, ist die Beschränkung auf die Unzucht unmöglich. Wäre bloß der außereheliche Umgang gemeint, so würde eine speciellere Bezeichnung gewählt seyn. Absichtlich ist ein allgemeiner Aus-

*) Die Gerechtigkeit dieser Anforderung ist freilich auch noch in unserm Zeitalter von Manchen verkannt worden, z. B. von C. E. Flatt, welcher in dem „Beitrag zur Theorie der verbotenen Grade“ in dem Magazin von Flatt und Süskind St. 13. S. 157 ff. ganz unbefangenen die Ehe zwischen Eltern und Kindern und die zwischen Geschwistern völlig von einander trennt, als Hinderniß der ersteren das Gefühl der kindlichen Achtung bezeichnet, als Hinderniß der letzteren das Gefühl der Schamhaftigkeit.

er in dem Exordium Gott bittet, es möge ihm gelingen, daß er „durch eine neue durchaus wahre Erklärung einen Irrthum ausrötte, der zwei Jahrtausende und länger die Gemüther eingenommen.“ Unterhoben spricht er die Absicht aus, dahin zu wirken, daß die Gesetzgebung auf diesem Gebiete gänzlich umgeändert, die Eheverbote nur auf einige wenige Fälle beschränkt werden. Welches diese Fälle seyen, meint er (S. 5.), darüber sey die philosophische Fakultät zu befragen. Denn vor das Forum der Theologen gehöre nach seiner Beweisführung die Sache gar nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Altpreußen.) In Nr. 64. der Darmstädter Allg. Kirchenzeitung hat ein Ungenannter sich veranlaßt gefunden, Mittheilungen über das religiöse Leben unserer Provinz zu machen. So dankbar der hiebei bewiesene gute Wille wenigstens von den dabei Beheiligten anzuerkennen gewesen wäre, so ist es demselben doch dieses Mal nicht gelungen, zur guten That zu werden, theils, weil ihm die Kraft hiezu gar zu sehr gefehlt hat, theils, weil derselbe von allerlei anderem Willen, den wir durchaus nicht gut nennen können, durchkreuzt worden ist. Namentlich spricht sich neben dem schon sehr impotenten Willen, die Sache in das rechte Licht zu stellen, der andere Wille sehr stark und offen aus, gewisse Personen auf Kosten gewisser Anderer in ein gün-

druck gewählt worden, um zugleich den außerehelichen und den ehelichen Umgang zu umfassen. Daß auf den letzteren aber das Augenmerk des Gesetzgebers vorzugsweise gerichtet ist, zeigen andere Bezeichnungen, die nur allein auf ihn gehen. Man wird dies auch ganz natürlich finden, da Unzucht unter Verwandten weit weniger zu fürchten als anderswo. Vor ihr bewahrt schon die verwandtschaftliche Liebe. 6. Der mehrfach (3 Mos. 20, 14. 21., 5 Mos. 23, 1.) gebrauchte Ausdruck nehmen geht ausschließlich auf eheliche Verbindungen. Für diese ist er stehend, ein Weib nehmen = heirathen. Weber beruft sich zwar zum Erweise, daß die Redensart auch auf außerehelichen Umgang gehen könne, auf 1 Mos. 20, 3.: Abimelech nahm Sarah, 34, 2., 2 Sam. 11, 4. Aber ganz mit Unrecht. Diese Stellen würden nur dann etwas beweisen, wenn das nehmen an ihnen den Akt selbst bezeichnete, was aber keineswegs der Fall ist, oder wenn in 3 Mos. 20, 14 u. s. w. noch ein anderes Wort zur Bezeichnung der Verbindung selbst nachfolgte. Es heißt aber einfach: ein Mann, welcher nimmt ein Weib und ihre Mutter u. s. w., und man kann keine einsige Stelle beibringen, wo das nehmen, so für sich gesetzt, von außerehelischem Umgange vorkäme. 7. Mit vollem Rechte bemerkt schon J. D. Michaelis gegen diese Ansicht, die schon vor Weber durch einen Engländer Fry, aufgestellt war: „Die Lev. 20, 20. 21. gebrochne Strafe ist sehr entscheidend: sie sollen unfruchtbar seyn oder sterben.“ Die außereheliche Unzucht wird Niemand mit der Strafe der Kinderlosigkeit schrecken wollen. So lange die Welt steht sind Kinder nur in der Ehe als Glück betrachtet worden.

Mit diesen Bemerkungen ist Weber's 125 Seiten ihr Recht geschehen. Es hat sich auch hier bestätigt, daß die Jahrtausende einigen Anspruch auf Achtung haben. Schon das hätte von einem so leichtfertigen Zufahren abhalten sollen, daß die Mosaischen Verordnungen von dem Volke, dem sie zunächst gegeben worden, stets auf die Ehen in der nahen Verwandtschaft bezogen worden sind. Ein solches nationales Mißverständnis läßt sich um so weniger denken, je tiefer diese Gesetze in das Volksleben eingriffen.

stiges Licht zu stellen, ein Bestreben, das der Darstellung einen wahrhaft widrigen Reizgeschmack ertheilt. Und dieser Eindruck wird im vorliegenden Falle doppelt widrig durch die Verlegenheit, in welche den Referenten die Befriedigung der verschiedenen in ihm streitenden Willensarten verfest. Man fühlt's dem Manne recht an, wie gern er noch in einigen Richtungen hin dieses und das gesagt hätte; aber theils ist er glücklicher Weise! noch nicht genug routinirt in der ordinären Journalistenpraxis; es ist doch noch zu viel Achtung vor der Wahrheit in ihm, theils heißt es ihm auch hier: „Schicke dich in die Zeit; denn es ist böse Zeit.“ Dafür sucht er sich auf dem Gebiete der Schmeichelei zu entschädigen, wo ihm die Gefahr gering, der Vortheil jedenfalls gewiß erscheint, wenn gleich er in seinem Correspondenteneifer nicht bedenkt, daß Lobeserhebungen, wie verdient sie auch an sich selbst sind, wo sie von Untergeordneten an Vorgesetzte gesendet werden — und das umgekehrte Verhältnis wird doch wohl hier nicht stattfinden — tauben Nüssen gleichen. Es ist wahrhaft ergötzlich, die ehrbaren Verwendungen zu sehen, welche Ref. der Reihe nach Herrn Consistorialrath Kähler, Herrn Consistorialrath Desterreich, „einigen Consistorial- und Schulsrathen“ sammt der ganzen „Königlichen Hochoberordneten Regierung“ macht. Vor Allem wird dem ersignannten Weisbrauch angezündet, indem dem theologischen Publico ein Unterricht über die ausgezeichnete Stellung dieses akademischen Lehrers auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft ertheilt wird. Es begegnet hiebei dem erhitzen Panegyristen abermals, daß er nicht wahrnimmt, wie ein solcher Unterricht die Voraussetzung hinter sich hat, der Gegenstand desselben sey ein Unbekanntes, eine Voraussetzung, welche im vorliegenden Falle eben so wenig schmeichelhaft als wahr ist, da es bei der litterarischen Bedeutsamkeit des Gefeierten der armen Hebe des Ref. in der That nicht bedurft hätte, um Herrn zc. Kähler dem theologischen Publico Deutschlands bemerkbar zu machen. So etwas kommt aber heraus, wenn man so Verschiedenes zugleich thut, und doch das Beste für sich behalten will. Dennoch wissen wir genau, Herr Referent! was Sie mit Ihren Weisrauchwolken wollen. Wir wissen aber freilich auch, was Sie abermals übersehen, daß nämlich Herr zc. Kähler es stets unter seiner Würde gehalten hat, ein Parteihaupt, oder eine Art geistlicher Regentkönig zu werden, sey es auch unter „den Unpartheiischen.“

Nachdem Ref. sein Hauptgeschäft, ein unüberlegter Schmeichler zu seyn, abgemacht hat, begibt sich derselbe auf's Anschwärzen, damit auf dem düstern Grunde der Verläumdung das Flämmlein seines Lobopfers desto heller glänze. Zuerst wird möglichst gerupft an den wohlervordenen Kränzen eines anderen, mit großem Eifer, aber mit eben so großer Anspruchslosigkeit wirkenden akademischen Lehrers; möglichst — sage ich, denn es erregt wirklich Mitleid, den Ref. nach einer Stelle, wo er es diesem anthun könne, so erfolglos suchen sehen, daß er zuletzt doch zu einem Bileam wird, der wider Willen segnet. Aldann wendet sich der Pinfel desselben zu der Dispreussischen Geisteslichkeit im Ganzen, auch diese mit der erforderlichen Schwärze zu versehen. Da wird gemeldet, daß sie von Kant — gar nichts gelernt habe, daß sie bis 1831 in einer Art bewußtlosen Orthodorie einhergegangen sey, und kaum ein wenig durch Herrn zc. Kähler zur Besinnung gebracht, eben jetzt im Begriffe stehe, in das Misere der Hyperorthodorie überzuschlagen, wo nicht etwa jene Wenigen vor den Riß treten würden, welche „zwischen Geist und Buchstaben einen strengen Unterschied machen (so strenge nämlich, daß sie in ihrem Buchstaben den Geist überall gar nicht mehr dulden).“ Aber alle diese Meldungen — leider! beruhen sie auf einer so großen Unkenntniß der Vergangenheit und Gegenwart, daß man mit viel größerem Rechte von allen einzelnen Sätzen das grade Gegentheil behaupten könnte, und nichts zu verwundern übrig bleibt als die Raizität, mit welcher Ref. ein neues Zeugniß dafür ablegt, daß, wenn

Gott eine Zunge gegeben hat, über nichts so geläufig reden kann, als über das, wovon er nichts versteht. Allmählig kommen nun auch die Gemeinden an die Reihe, und um bei dieser Gelegenheit gleich zu zeigen, was das denn eigentlich für ein „Geist“ sey, welchen Ref. einige Zeilen zuvor gegen den Buchstaben in Protection nimmt, und daß es ja nicht der heilige, sondern ein recht unheiliger, unsauberer Geist sey: so wird alsbald, nach einer kurzen und bedeutungsvollen Verneigung gegen die Freunde „lichtvoller Auffassung des Evangeliums“ der allerboshafte Streich ausgeführt auf „einige durch Geburt hochgestellte Herren,“ mit welchen Ref., versteht sich, nicht in jenem Unterordnungsverhältnisse steht, wie gegen „die Königliche Hochverordnete Regierung und einige Consistorial- und Schulräthe.“ Wir können die „edle Freimüthigkeit“ nur berathen, welche allerdings, weder an „weitem noch beschwerlichem Gewissen“ leidend, sich gar kein Gewissen daraus macht, aus ihrem niedrigen Versteck heraus die Ehre von Männern anzutafeln, welche glücklicher Weise in jeder Beziehung für die Angriffe einer solchen Berunglimpfung zu hoch stehen. Daß unter solchen Umständen jede andere, beliebige welche Vorstellung von dem religiösen Zustande unserer Gemeinden zum wenigsten eben so viel Recht hat geglaubt zu werden, als die des Ref., versteht sich nach Dingen von selbst. Es ist überhaupt ein sehr schlechtes Geschäft, das der Berichterstatler mit seinem Berichte gemacht hat; selbst, wenn nicht so viel leichtfertige und böswillige Entstellung der Wahrheit dabei wäre, bliebe es ein schlechtes Geschäft, nämlich — faules Geschwäg. Wahrlich, Ref. hätte lieber etwas Rechtes zur Besserung der ihm mißfälligen religiösen Zustände Preußens und unseres präsumptiv verlorenen Credits im Auslande thun sollen; das hätte ihm Dank und Ehre gebracht. Gelätsche bringt weder Eins noch das Andere.

Den Schluß seiner Herzenzergießungen macht der Bericht über ein Faktum, darüber sich Ref. ganz besonders bekümmert anstellt, und davon er kaum Hoffnung hat, es werde ihm geglaubt werden. Und welches ist dieses tragische Faktum? — Es ist — man höre — die neue Ausgabe eines alten Religionsbüchleins. Aber welches in aller Welt ist die Quelle so heftiger Gemüthserkütterung dabel? — Dieses, daß die neue Ausgabe nicht die alte, und die umgearbeitete nicht mehr die ursprüngliche ist; ja daß sogar beide Ausgaben desselben Buches im Ganzen denselben Titel haben. In der That, es wird schwer, „dieser Thatfache den Glauben nicht zu entziehen.“ Die Verweisung des Ref. bezieht sich nämlich auf ein Büchlein, welches ein hiesiger Superintendent, Dr. Weiß, im Jahre 1809 herausgab. Es habe darin, wie der Bericht meldet, ursprünglich „eine geoffenbarte Vernunftreligion“ (sic!) gesteckt, welche „den Hyperorthodoxen ein Dorn im Auge“ gewesen, zu dessen Beseitigung aber weder „die Höchsten Behörden“ ihre Zustimmung gegeben, noch „öffentliche Recensionen“ zureichend geholfen haben würden, weshalb denn ein Jemand, dessen Namen zu verschweigen erlaubt werden möchte, eine neue Ausgabe desselben veranstaltete und die schöne „geoffenbarte Vernunftreligion“ in lauter geoffenbarte verwandelt habe, welches gar nicht recht sey. Das Wahre an dieser Trauergeschichte ist Folgendes. Der verstorbene Superintendent Weiß hatte das Büchlein ursprünglich in völlig rationalistischer Weise abgefaßt. Weil er aber keiner von jenen Stabilitätsmännern war, welche nur insofern fortschreiten, als sie täglich mehr vom Fortschreiten reden, und stets um sich selbst in der Runde umhergehend, täglich mehr in die gottverlassene Armut ihrer Subjektivität unterinken, sondern weil er wirklich ein

Mann des Fortschritts war, so mußte sich das Büchlein bis an des Verfassers Tod, der zehn Jahre später erfolgte, die erfreulichsten Veränderungen gefallen lassen, wodurch es immer mehr biblischen Gehalt erhielt; ja zuletzt gab er demselben noch einen Entwurf bei, wie es bei Auslegung des kleinen Katechismus Luther's benützt werden könnte. Der Tod rief ihn ab, ehe er selbst es in dieser Gestalt wirklich herausgeben konnte. Nach seinem Tode war es nun zwanzig Jahre vollkommen in derselben Gestalt herausgegeben, so daß es bei der Bewegung auf dem theologischen Gebiete, welche seinerwegen zwanzig Jahre lang nicht stille stand, veraltete und hin und her durch bessere verdrängt ward. Dazu kamen ungünstige Beurtheilungen in öffentlichen Blättern, die bekannte Ministerialverfügung vom 6. September 1836, wonach der kleine Katechismus Luther's in niederen und höheren Schulen dem Religionsunterrichte zum Grunde gelegt werden sollte und andere bedrohliche Anzeichen. Unter diesen Umständen, also gar nicht von Dornen der Hyperorthodoxie geplagt, unternahm es Jemand, und zwar der einzige, der dazu eben so berechtigt als verpflichtet war, der Sohn des verstorbenen Verfassers, Pf. Dr. Weiß (wie Ref. aus der Vorrede der so eben erschienenen zweiten Auflage des Büchleins ersehen kann), das Buch nach seines Vaters hinterlassenen Entwürfe in die Ordnung des Lutherischen Katechismus umzuschmelzen und als eine neue Ausgabe des alten Büchleins herauszugeben. Gewissen Leuten, bei welchen der Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel“ in solchen Fällen nur zu sehr Billigung findet, würde es nun wohl freilich so weise als tugendhaft erschienen seyn, wenn des Herausgebers Gewissen weit genug gewesen wäre, unter der Firma des Lutherischen Katechismus jene abgestellten Gemeinplätze theologischer Schulweisheit aus den neunziger Jahren einzuschmuggeln, womit Ref. sein Publicum zu erquickten sucht. Der Herausgeber hat aber eben ehrlich gehandelt und Luther's Katechismus in Luther's Geist auszuliegen versucht. Der schmerzliche Klagruf des Ref. hierüber legt ein gutes Zeugniß für den gemachten Versuch ab, während es ein schlechtes Zeugniß des Ref. selbst über seine eigene Sagacität ist, wenn er sich als auf einen sonderlichen Fund, wie er ihm selten begegne, darauf etwas zu gute thut, den Geist der neuen Ausgabe wirklich verspürt zu haben, da er doch den sehr bemerkbaren Unterschied zwischen dem Titel der alten und neuen Ausgabe immer noch nicht bemerkt zu haben, „frei und offen“ versichert. Wenn er aber verlangt, der Herausgeber hätte, um seinerseits offen zu Werke zu gehen, seiner Arbeit eine Warnungsanzeige voranschicken sollen, damit ja Niemand in die Schlingen der Katechismuswahrheit gerathe: so ist das doch grade so, als ob man ihm, dem Ref., die Offenheit zumuthete, er hätte über sein Sittengemälde schreiben sollen: „Nehmt euch in Acht! Glaub's Niemand! Hier wird die Wahrheit jämmerlich mißhandelt und sehr gefälscht!“ — Um indeß Ref. zum Schlusse noch zu beweisen, daß die neue Ausgabe des nun genug besprochenen Büchleins das Gute der alten durchaus nicht verschmähete, fordern wir denselben nur auf, zuzusehen, ob sich nicht auch in der neuen Ausgabe der lehrreiche Passus der alten S. 58. finde: „Wir verlegen die Ehre Anderer durch Verläumdung, wenn wir sie durch ungegründete Beschuldigungen in Verdacht, bösen Ruf und läble Nachrede bringen.“ Er wird ihn finden und uns verstehen, wenn wir ihm sein Schlußvotum zurückgeben: „Wer Ehren hat zu hören, der höre!“ —

Auch einer aus Altpreußen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 24. Juni.

N^o 51.

Noch ein Wort über die kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg.

(Mit zwei Beilagen.)

Der Verlauf der im Jahre 1839 in Hamburg entstandenen kirchlichen Streitigkeiten ist in diesen Blättern mehrfach besprochen worden. (S. Nr. 25. 63. 87. vom Jahre 1839 und Nr. 14 und 15. vom Jahre 1840.) Man findet in diesen Mittheilungen eine vollständige Angabe der erschienenen Streitschriften, und eine wahrheitsgemäße Erzählung der theils durch sie herbeigeführten, theils neben ihnen hergehenden Ereignisse. Zu den Streitschriften sind noch einige hinzugekommen, unter denen sich die vom Pastor Mallet in Bremen, betitelt: Merkwürdige Vorfälle in Hamburg (ursprünglich ein Aufsatz im Bremer Kirchenboten), durch ihre kräftige lebendige Sprache und ihren Eifer für die Sache des Evangeliums sehr zu ihrem Vortheil auszeichnet. Wir wollen es dem Verfasser jener Artikel überlassen, wenn er es für angemessen hält, späterhin eine Nachlese über die Flugschriften zu liefern. Unsere Absicht ist, die ganze Angelegenheit von einem allgemeineren Standpunkte aus zu beleuchten.

Da muß denn wohl gleich zuerst bei Erwägung jener Ereignisse jeder Unbefangene von einem peinlichen Gefühl ergriffen werden. Man hatte lange nichts von kirchlichen Bewegungen in Hamburg gehört. Plötzlich wird von einem anonymen Schriftsteller, der sich als einen Freund und Anhänger des Bibelglaubens kund gibt, zuerst auf den traurigen Zustand der Hamburger Kirche im Allgemeinen hingewiesen, und dann, unter dem Ausdruck einer Schlange im Hause des Herrn, die rationalistische Richtung und zwar so angegriffen, daß Jedermann ein bei der überwiegenden Mehrzahl der Hamburgischen Bevölkerung in hohen Ehren stehendes Mitglied des dortigen geistlichen Ministeriums, den Pastor Dr. Schmalz darin bezeichnet sah. Die Form dieser Schrift verleiht auch manche Freunde des Verf., sie schien nicht gehörig motivirt, und mancher Leser mochte auch jetzt noch fragen: War es nicht baarer Muthwille oder blinder Eifer, der den Verf. trieb, und was muß man von der Partei halten, die er repräsentirt? Man fühlt sich beinahe versucht, auch wenn man ihr an und für sich Recht gibt, ihr die Demüthigungen und Niederlagen zu gönnen, die sie im Verlauf der Sache erlitten hat.

Denn, und diese Betrachtung drängt sich uns ferner auf, die dem Glauben der Kirche anhängende Partei, früher von der Welt die mystische, jetzt häufiger die pietistische genannt, hat in diesen Kämpfen offenbar nicht den Sieg ersocht. Wir reden hier freilich nicht von Sieg oder Niederlage in dem unsichtbaren Reiche, wo, der Welt und ihrem Fürsten gegenüber, jeder redliche Kampf auch unfehlbar zum Siege führt, sollte die Palme

auch erst Jenseits winken; auch nicht stellen wir uns hier auf den wissenschaftlichen Standpunkt, denn in dieser Beziehung ist weder etwas gewonnen noch verloren worden. Aber praktisch, auf dem Boden des Staats und der sichtbaren Kirche, hat offenbar die vorhin bezeichnete Partei eine so völlige Niederlage erlitten, daß man die Evangelisch-Lutherische Kirche in Hamburg, mit der jene früher identisch war und dem Rechte nach noch ist, fast als aufgelöst betrachten muß. Das Ministerium, welches in der Hamburgischen Kirchenverfassung freilich überall keine constitutive Macht hat, dessen Stimme nur als beratende gewogen, aber in keinem Verhältnisse gezählt wird, entbindet aus eigener Machtvollkommenheit zwei von einigen aus seiner Mitte und von Laien als ungläubig bei ihm verklagte Candidaten von der als Bedingung ihrer Zulassung übernommenen Verpflichtung auf die kirchlichen Bekenntnisschriften, indem es diesen willkürlich Bibel und Katechismus substituirt; ja als die Candidaten sich weigern, verweist es sie auf ihre gewissenhafte Überzeugung und erklärt, eben so skandalös als lächerlich, damit solle eigentlich nicht mehr und nicht weniger gesagt seyn, als wenn der Zusatz nicht gemacht wäre. Und der Senat, der mit dem Bürgerausschusse der Sechziger das Kirchenregiment bildet (die Hamburgische Verfassung erklärt beide für *perpetuos Ecclesiae mandatarios*), dem diese unglaubliche Eigenmacht des Ministeriums durch die Supplik der Laien officiell zur Kunde kommt, thut nicht das Geringste dabei, sondern weist die Laien sowohl wie die beiden Prediger, Strauch und Nautenberg, die sich beschwerend an ihn wenden, ab, und zur Ruhe, und ermahnt stadtväterlich zum Frieden. Daran vollends, den von beiden Candidaten in seinen Grundfesten angefochtenen kirchlichen Lehrbegriff, wenn auch nur durch eine entschiedene Erklärung, aufrecht zu erhalten, oder wenn man dies für unthunlich hielt, auf ein anderes Auskunftsmitglied Bedacht zu nehmen, etwa das Gutachten einer theologischen Fakultät einzuholen, denkt weder die Geistlichkeit noch die Kirchenregierung. Beide Theile scheinen jedes Interesse für kirchliche Angelegenheiten verloren zu haben, und wie aus tiefem Schlaf erwachend sich die Augen zu reiben, höchlich verwundert, was denn in aller Welt da für ein Lärm gemacht werde, und ob nicht die Polizei oder die Censur dem Unwesen der „Pietisten“ auf eine bequeme Art ein Ende machen könne.

Und endlich, um das Maß voll zu machen, das Verfahren des Ministeriums gegen den Cand. Brauer! Es ist zwar auch von dieser Angelegenheit schon in der Ev. K. Z. die Rede gewesen, namentlich in Nr. 87. von 1839; allein nicht alle Stellen aus der Brauerschen Flugschrift, über welche die Pastoren Alt und Schmalz mit dem meisten Scheine Rechts Beschwerde

führen können, sind dort hervorgehoben worden. Wir müssen daher hiebei noch einige Augenblicke verweilen. Die stärkste Stelle ist unstreitig folgende, die an Herrn Alt gerichtet ist. (S. 7. des offenen Bedenken.)

„Begehen ich sonst noch etwas einzuwenden habe, das ist der Ausdruck „„Eiferer ohne Erkenntniß,““ mit welchem Sie diejenigen bezeichnen, gegen welche Sie zu Felde ziehen. Nicht, als ob wir keine Eiferer seyn möchten; von dem Herrn, unserem Meister, heißt es auch, daß er geeifert habe, Joh. 2, 14—17., aber daß wir Eiferer ohne Erkenntniß seyn sollen, das klingt als ein Angriff auf Ehre und als eine Antastung guten Namens. Wer gibt Ihnen denn das Recht, mich als einen Eiferer ohne Erkenntniß vor dem Publikum zu stempeln? Können Sie einen Beweis für Ihre Behauptung bringen? Bringen Sie den Beweis, oder bekennen Sie, daß Sie mehr gethan haben als recht ist! Allein Sie werden den Beweis schuldig bleiben müssen; Sie haben mehr gethan, als recht ist; Sie haben mehr gethan, als Sie vor Gott und Menschen verantworten können, wenn Sie darüber zur Rechenschaft gezogen werden; Sie sind der Wahrheit zu nahe getreten, und haben anderen Leuten einen bösen Leumund gemacht, und das auf der Kanzel, wo Sie die Wahrheit verkündigen sollen, und das als ein Mann, der vor Allem bemüht ist, auf das königliche Gesetz der Liebe zu halten (S. 167.), und und der seinen Gegnern vorwirft, daß sie dasselbe verletzen.

Wie dem aber auch sey, was wollen Sie, nachdem Sie uns als Thoren bezeichnet haben, als wohlgesinnter und erleuchteter Schriftforscher mit der Stelle Matth. 5, 22. machen: wer zu seinem Bruder sagt: du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig?“

Und gegen Herrn Schmalz (S. 8.):

„Jedoch eine Äußerung in Ihrer Predigt ist Ihnen ganz eigenthümlich, und wohl im Stande, noch ein besonderes Bedenken zu erregen. Sie behaupten nämlich, S. 200., daß ein Jeglicher seines Glaubens lebet, und haben diese Worte mit Anführungszeichen drucken lassen, wie Sie es sonst bei Bibelworten thun, ohne doch diesmal zu bemerken, wo in der Bibel die Worte gefunden werden können.*) So wenig Sie nun die Stelle bemerkt haben, so wenig findet sich auch dieser Ausspruch irgendwo in der Bibel. Daher liegt der Gedanke nahe, daß einer Ihrer eigenen Gedanken sich Ihnen als ein Gedanke des Wortes Gottes untergeschoben hat, zumal die Bibel sonst in ihren Äußerungen dahin geht, daß nur durch den Glauben an den für die Sünde der Welt gekreuzigten Sohn Gottes das Leben kommen kann, und daß es gar nicht einerlei ist, wess Glaubens einer ist, wenn er am Himmelreiche Theil haben will. Sie können es daher gewiß nicht

*) Es wäre wohl zu bemerken gewesen, daß in Sab. 2, 4. wohl das: der Gerechte wird durch seinen Glauben leben, vorkommt, nicht aber das: der Gerechte wird durch seinen Glauben leben.

Anmerk. der Red.

verargen, wenn Ihr Ausspruch so lange als ein irriger geachtet und bezeichnet wird, bis Sie bewiesen haben, daß Ihre Ansicht in der heiligen Schrift begründet ist, und werden den Wunsch billig finden, daß Sie sich geneigt finden lassen möchten, die Übereinstimmung Ihres Ausspruches mit dem Worte Gottes gründlich nachzuweisen, um so die Wahrheit zu fördern und Alle zu Schanden zu machen, die geneigt seyn möchten, Sie der Irreligie zu bezüchtigen.“

Es kann für den Cand. Brauer angeführt werden, daß der Pastor Alt ihn in jener gedruckten Predigt persönlich gereizt hatte. Denn es heißt in derselben am Schlusse des ersten Theils:

„D lasse sich Keiner irre machen durch die Eiferer, welche diesen Friedenssinn bald als Schwäche, bald als Unkunde, bald als Verrath an der heiligen Sache des Erlösers lästern. — Freilich rufen sie uns das Wort Christi zu, worin er sagt, daß er gekommen sey, nicht den Frieden, sondern das Schwerdt auf Erden zu bringen, aber sie mögen wohl zusehen, daß sie das Wort recht verstehen, u. s. w.“

Denn mit eben diesen Worten fängt eine Predigt an, die der Cand. Brauer einige Wochen zuvor gehalten und in den Druck gegeben hatte. Eben so kann als Entschuldigungsgrund die gerechte Entrüstung über das Verfahren jener beiden Prediger angeführt werden, die ohne die Entscheidung ihres Collegiums abzuwarten, dem Publikum gegenüber Partei nahmen, und ihre beiden Collegen, die auf Suspension der Candidaten Schleiden und Grapengießer antrugen, so wie die Laien, die darum supplicirt hatten, öffentlich mit Schmähworten verunglimpften. Ob indeß Brauer von aller Leidenschaftlichkeit freizusprechen, wie in der Ev. R. Z. vom 30. October 1839 geschieht, darüber können die Meinungen wohl getheilt seyn. So kann auch viel dafür gesagt werden, daß das Ministerium wohl befugt gewesen wäre, ihn zur Verantwortung zu ziehen; nur hätte es dann vor allen Dingen auch anders gegen die Candidaten Schleiden und Grapengießer verfahren mögen, um nicht den Ausspruch eines würdigen Hamburgischen Predigers wahr zu machen, mit dem man sich damals trug:

ihn wundere es nicht, daß jenen beiden nichts geschehe, während man Brauer'n suspendire; jene hätten nur den Herrn Christum, dieser die Herren Doktoren angegriffen.

Eben so hätte es den beiden Pastoren dann ihr Venehmen auch nicht ungerügt hingehen lassen müssen. Was dem Einen recht, das ist dem Andern billig, und die Antwürde konnte dabei keinen Unterschied machen.

Doch abgesehen von all diesem, so verdient die Art und Weise, wie gegen Brauer verfahren ward, die schärfste Missbilligung. Er ward nicht etwa bloß admonirt oder gestraft, sondern es ward die Unterschrift eines Reverses von ihm verlangt, sich der dem Ministerio früher gelobten Reverenz gemäß künftighin in Wort und Schrift aller Ausdrücke enthalten zu wollen, die mit der dem Predigamt schuldigen Achtung stritten; und zwar unter dem Präjudiz, nicht zu Predigten zugelassen zu werden, wenn er nicht unterschreibe. Etwas dem Geist des Protestantismus weniger Entsprechendes kann man sich kaum denken.

Warum suspendirte man den Mann nicht lieber auf eine Zeitlang, und fügte für die Zukunft eine geeignete Androhung hinzu? Statt dessen will man ihm die Kehle zuschnüren, ihm nicht nur die freie Schrift, auch das freie Wort, die köstlichsten unveräußerlichsten Gaben des evangelischen Christen, verkümmern, und ihm in ähnlichen Fällen den natürlichen Kampf mit der Menschensfurcht noch durch die Skrupel ewaniger Wortbrüchigkeit erschweren. Wie unwürdig! Und wohin hätte sie führen müssen, diese Einzäunung des Wortes? Sehr leicht zu einer gehässigen Angeberei auch des in Privatirkeln geredeten unbefangenen Wortes.

Wer die menschlichen Verhältnisse kennt, der wird sich die Strenge mancher wahrhaft ehrwürdiger Mitglieder des Ministeriums gegen Brauer zwar dadurch erklären können, daß sie, die sich unfehlbar den Beschlüssen wegen Schleiden und Grapengieser kräftig widersetzt haben mochten, nun das Bedürfnis empfanden, ihren Collegen zu zeigen, daß sie deren Person nicht anfeinden wollten. Aus diesem an sich lobenswerthen Gerechtigkeitsgefühl wurden sie ungerecht gegen Brauer. Aber wer zu Gericht sitzt, dem soll so etwas eben nicht begegnen. Er soll nach allen Seiten hin gerecht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

Es stand gegen das Ende des vorigen und im Anfange unseres Jahrhunderts so, daß man wohl befürchten konnte, z. B. die Ehe unter Geschwistern bald öffentlich sanktionirt zu sehen, Gräuel von der Gesetzgebung gutgeheißen, welche das göttliche Gesetz als die Ursache schwerer Strafgerichte selbst über die Heiden bezeichneth, und welche von dem ersten heidnischen Bewußtseyn selbst als solche erkannt wurden. Gerade unter diesen Umständen aber zeigte sich die Macht des göttlichen Gesetzes. Wäre es nicht tief in die Herzen eingeschrieben, es würde nicht vermocht haben, dem Angriffe zu widerstehen, welchen die verderbte menschliche Neigung und Vorstellung dagegen unternahm. Doch war es hohe Zeit, daß Heere in's Feld rückten, die schon sehr bedrängte Festung zu entsetzen. Was Gott in's Herz geschrieben, ist nicht unzerstörbar, und die Macht, die hier auf die Zerstörung hinwirkte, war keine geringe. Es war die allgemeine sittliche Erschlaffung mit ihrer Ausgeburt, dem Eudämonismus, dem schon J. D. Michaelis so unbedingt ergeben war, daß er von dem Wesen des göttlichen Gesetzes kaum eine Ahnung mehr hatte; er sagt S. 184. kurz und schlecht: wenigstens weiß ich mir gar keinen anderen allgemeinen Grundsatz der Moral vorzustellen, als diesen: suche die allgemeinste Glückseligkeit zu befördern. Da trat gerade zur rechten Zeit die Kantische Philosophie auf den Schauplatz. Wer bezweifeln möchte, daß sie eine Mission gehabt, der kann sich gerade bei dieser Frage davon überzeugen. Die Schriften von J. D. Michaelis und von Nitzsch, welch ein Unterschied! Man erkannte wieder ein unbedingt und um seiner selbst, nicht um des zu hoffenden

Nutzens willen verpflichtendes Gesetz an, man war eifrig darauf bedacht, die Nützlichkeits-theorie auszufegen, man verfolgte sie bis in alle Winkel, in denen sie sich festgesetzt hatte, man suchte alles auf seinen Grund in der moralischen Natur des Menschen zurückzuführen, und so geschah dies auch bei unserer Frage. Auf die Dauer freilich konnte diese Hülfe nicht helfen. Die Neigungen sind zu stark, als daß sie sich auf die Dauer durch das bloße: du sollst, auch nur in Bezug auf die bloße Theorie imponiren ließen; das Kantische Gesetz schwebte in der Luft, da es von dem Zusammenhange mit dem Gesetzgeber losgerissen war. Doch in der Zeit als seine Schneide schon anfang stumpf zu werden, kam wirksamere Hülfe. Die große christliche Bewegung stellte dasjenige sicher, was sich gegen die Stürme des Zeitgeistes noch behauptet hatte, und ging mit Eifer daran, das bereits verlorene wieder zu erobern.

Prüfen wir jezt die Ansicht von Michaelis nach den aufgestellten Kriterien:

1. Es ist offenbar, daß durch diese Theorie der Begriff der Blutschande ganz aufgehoben wird. Michaelis betrachtet die verbotenen Ehen nicht an sich als unerlaubt, sondern nur wegen ihrer Folgen. Nur deswegen will er sie gemieden und verpönt wissen, weil die Aussicht auf die zu schließende Ehe leicht zur Unzucht verleiten könnte. Er sagt S. 361. ganz offen: „Der Schaden, den solche Ehen thun, besteht eigentlich in ihrer Bekanntmachung.“ Er meint §. 66, wenn Bruder und Schwester — nach der Consequenz seiner Theorie müßte er auch sagen: wenn Vater und Tochter, und daß er dies nicht zu sagen wagt, zeigt, wie wenig seine Theorie seinem eigenen moralischen Gefühle genuthut — sich auf eine wüste Insel begäben, so siehe ihrer Verbindung nichts entgegen. Er beantwortet §. 132. die Frage, was zu thun sey, wenn Bruder und Schwester sich geheiratet haben, ohne es zu wissen? dahin, sie sollen bei einander bleiben; dies folge aus der Ursache der Eheverbote; nur müsse eine solche Ehe mit der tiefsten Verschwiegenheit bedeckt werden. Nach seiner Theorie könnten, ja müßten die Eheverbote sofort aufgehoben werden, sobald etwa ein Mittel aufgefunden würde, das den Zweck, dem sie dienen, eben so gut zu befördern geeignet wäre. Schon jezt sind sie für denjenigen nicht vorhanden, der irgend ein Mittel aufzufinden weiß, ihren schädlichen Folgen zu begegnen. Bruder und Schwester, Mutter und Sohn brauchen sich nicht etwa auf eine wüste Insel, sie brauchen sich nur in irgend ein entferntes Land zu begeben, wo ihre Verhältnisse nicht bekannt sind, und nur wenn sie nicht gehörig dafür sorgen, daß sie unbekannt bleiben, oder wo sie leicht bekannt werden können, trifft sie ein Vorwurf. Die Eheverbote werden allein unter die Regel gestellt: es ist mir zwar alles erlaubt, aber es frommt nicht alles. Den Einwand Hammond's, daß auf die Weise Unzucht sündlicher wäre als Blutschande, da ja die Ehen in der Verwandtschaft nur wegen der daraus resultirenden Unzucht verboten seyen, weiß er nicht anders zu beantworten als so (S. 193.): „Bei den Umständen ist klar, daß wenn den Geschwistern sogar die Ehe untersagt und sowohl durch dieses Verbot, als durch die Erziehung ein Schauer vor der Vermischung

untereinander eingepflegt ist, die Geschwister schon in einem hohen Grade verrückt, und in Gottes Augen größere Verbrecher seyn müssen, welche allen diesen Schauder überwinden.“ Er muß also den nach seiner Theorie unvernünftigen anerzogenen Schauder zu Hülfe nehmen, um dem Grunde auszuweichen. Consequent und offen hätte er sagen müssen, daß für Aufgeklärte und in seiner Schule Erzogene allerdings die Unzucht schlimmer sey, als die Blutschande, daß aber bei denjenigen, welche den Schauder nur durch die Leidenschaft bezwungen, der umgekehrte Fall eintrete. — Nach allem diesem wird man Mißsich Recht geben müssen, wenn er S. 59. sagt: „Und wo bliebe denn nun die Blutschande? Wo blieben Oedyp und Thyest mit den unwiderstehlichen Eindrücken, die sie auf der alten tragischen Bühne machten? Man erkläre sich dieselben doch aus der Verletzung eines Polizeigesetzes.“ Das verflucht ist der Mann des göttlichen Gesetzes reicht für denjenigen, der in solchen Fällen nicht geneigt ist, mit J. D. Michaelis an „ein Meisterstück der gesetzgebenden Klugheit“ zu denken, allein schon hin zum Erweise der Verwerflichkeit dieser Theorie. Diese vermag es auch gar nicht die auf der Schändlichkeit dieser Ehen beruhende Drohung des göttlichen Gerichtes der Vertilgung an die Cananiter wegen derselben zu erklären, oder zu rechtfertigen. Nach ihr haben die Cananiter nichts Anderes gethan, als der angeblich jeder bürgerlichen Gesellschaft obliegenden Verpflichtung nicht genügt „zur Vermeidung der Hurerei in den Familien die nahen Heirathen zu untersagen,“ also nur darin gefehlt, daß sie ein nützlich Polizeigesetz nicht gegeben haben. Wie aber, wenn sie dies Polizeigesetz nicht als nützlich erkannten, wenn es ihnen nicht befiel, daß auf diese Weise dem Schaden mit Sicherheit gewehrt werden konnte, oder wenn sie der Ansicht waren, daß das Mittel zu heroisch sey? Mögen sie sich darin geirrt haben, jedenfalls war der Irrthum ein sehr verzeihlicher und Leute, die viel klüger sind als die Cananiter, theilen ihn. Wie ließe es sich auch denken, daß das göttliche Gesetz den Cananitern es zum schweren Vorwurfe machte, die an sich erlaubten Ehen, die zur Unzucht verleiten konnten, nicht verboten zu haben, dagegen von der Unzucht selbst schweige!

2. Daß von dieser Ansicht aus der Vorwurf der Vermischung, des Ineinandermirens verschiedener göttlicher Ordnungen diese Ehen nicht trifft, liegt am Tage. Ohne den Sündenfall und die in Folge desselben entstandenen unzüchtigen Neigungen wären diese Ehen ganz in der Ordnung. Der Einzelne muß nach dieser Theorie in manchen Fällen das Glück, was ihm eine an sich ganz passende Verbindung gewähren könnte, dem Besten der Gesellschaft zum Opfer bringen, Märtyrer des Staates werden.

3. Daß von seiner Theorie aus zugleich die Verwerflichkeit der Ehen in der nahen Verwandtschaft, wo sie jetzt vor-

kommen, und die Rechtmäßigkeit derselben für die Kinder des ersten Menschenpaares in's Licht trete, ist etwas, worauf sich Michaelis besonders viel zu gute thut. „Nicht jede nahe Ehe an und für sich“ — meint er — „ist sündlich, sondern nur die Verfassung derselben in der Republik.“

Eben so läßt sich auch von seiner Theorie aus allenfalls der vierten Anforderung genügen, so wie auch der fünften dadurch, daß man zu dem allgemeinen Grunde bei einzelnen Ehen die Verletzung des respectus parentelae als erschwerenden Umstand hinzutreten läßt. Dies letztere wäre aber eine Verbesserung der Ansicht von Michaelis, welche selbst anzubringen, er sich den Weg durch dasjenige verschließt, was er S. 159. gegen den respectus parentelae als allgemeinen und Hauptgrund vorbringt. „Diese Ursache“ — sagt er — „wird verworfen 1. weil der bloße respectus parentelae die Heirathen noch nicht sündlich machen könnte, indem sich der Theil seines Rechtes begibt, der sonst an Vaters oder Mutters Stelle wäre,“ Worte, welche auf die Rohheit seiner ganzen moralischen Ansicht ein erschreckendes Licht werfen. Als ob von Gott gegründete heilige Verhältnisse dadurch zu nichte würden, wenn derjenige Theil, der bei denselben im Vortheile ist, sich dieses Vortheiles um eines anderen vermeintlich größerem willen begibt! Als ob es sich hier bloß um Rechte, nicht auch um Pflichten handelte! Als ob nicht das Recht selbst die Anforderung in sich schloße, es aufrecht zu halten, da es nicht um irgend eines Vortheiles willen, sondern damit Gottes Bild dargestellt werde, erteilt worden! In Bezug auf diesen Punkt wurde Michaelis lebhaft von de Marees angegriffen in der Schrift: Untersuchung über die Verbindlichkeit des göttlichen Gesetzes von der Todesstrafe des Mörders und Vermeidung der blutschänderischen Heirathen, Dessau 1771. Es heißt dort unter Anderen S. 166.: „In der Ordnung der Schöpfung, in der Reihe der Existenz hat Gott grade die Eltern über die Kinder gesetzt. Sie durch verbotene Heirathen aus dieser Stelle, aus diesem Fundamente der ihnen schuldigen Ehrerbietung verdrängen, oder sich in eine gleiche Reihe mit ihnen schwingen wollen, heißt Gottes Ordnung widersprechen.“ Übrigens zeigt grade diese Schrift recht deutlich, wie traurig es in jenem Zeitalter in theologischer Hinsicht bestellt war. Auch die Besten, zu denen de Marees gewiß zu zählen, litten unter den Einflüssen des verderbten Geistes der Zeit. De Marees begnügt sich damit, J. D. Michaelis die Ehe zwischen Eltern und Kindern abjudingen, deren Verbot er auf einen eigentlich moralischen Grund, den respectus parentelae, zurückführen will. Alle übrigen gibt er ihm Preis, gesteht zu, daß sie nicht in sich, sondern nur in ihren Folgen verwerflich, nur zur Erhaltung der Schamhaftigkeit und Keuschheit in den Familien verboten worden seyen!

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 27. Juni.

N^o 52.

Noch ein Wort über die kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg.

(Mit zwei Beilagen.)

(Fortsetzung.)

Der Cand. Brauer ist zugleich Inspektor des vor einigen Jahren in Hamburg errichteten neuen Seminars der norddeutschen Missionsgesellschaft. Diese Stellung hatte zwar nach den Statuten der Gesellschaft mit seiner Eigenschaft als Hamburgischer Candidat nicht nothwendig etwas gemein; aber sie legte ihm eigenthümliche Pflichten auf. Zöglingen gegenüber, die einst auch das Leben nicht achten sollen, wenn es die furchtlose Verkündigung der Wahrheit gilt, durfte er äußeren Rücksichten noch weniger Gehör geben, als in jeder anderen Lage. Er weigerte sich der Unterschrift, und fast alle Missionsvereine, die jene Gesellschaft bilden, haben sein Verfahren nicht nur gebilligt, sondern es ward sogar auf die Erlassung einer öffentlichen Erklärung zu seinen Gunsten angetragen, die der Verwaltungsausschuss in Hamburg verhindert hat. Ob aus hinlänglich triftigen Gründen, bleibe dahin gestellt. Unseres Bedünkens ist grade jetzt ein offenes furchtloses Bekenntniß mehr als jemals noth.

Brauer ließ sich von Freunden bereben, nicht sogleich über das Ministerium beim Senat Beschwerde zu führen. Sie meinten, er solle lieber das Unrecht in aller Gelassenheit eine Zeitlang dulden, und dann eine erneuerte Vorstellung machen. Vielleicht finde er dann Gehör. Er befolgte diesen Rath, und übergab nach einigen Monaten eine Vorstellung an das Ministerium, worin er das Versprechen der *reverentia* schriftlich wiederholte, aber bat, ihm den Revers zu erlassen. Vergebens. Er hat sich dann an den Senat gewandt, wo der Ausgang abzuwarten ist.

Forstet man nun etwas genauer nach den Veranlassungen und dem organischen Zusammenhange aller dieser Bewegungen, so wird man bei gehöriger Bekanntschaft mit den Hamburgischen Verhältnissen bald inne werden, daß, so ruhig anscheinend die kirchlichen Zustände Hamburgs vor Ausbruch dieses Sturms auch waren, sich doch schon längst eine immer zunehmende Verstimmung und Gereiztheit der kirchlich gesinnten Partei bemächtigt hatte. Früh oder spät war ein solcher Ausbruch zu erwarten. Wir wollen im Folgenden untersuchen, ob jene Verstimmung motivirt war, oder ob ihr eine krankhafte Reizbarkeit zum Grunde lag. Nur das schicken wir voraus, daß, so weit es uns möglich gewesen ist, die Verhältnisse zu erforschen, wir die Ansicht, die hie und da verlautete, als sey das Ganze verabredet und von Parteiführern geleitet worden, für durchaus irrig erklären

müssen. Wenigstens wäre dann wohl die Sache geschickter angelegt, und mit mehr Einigkeit und Beharrlichkeit durchgeführt worden.

Als Haupturheber jener Verstimmung nun hört man in Hamburg den im Jahre 1833 von Dresden berufenen Pastor Dr. Schmalz bezeichnen. Er trat bald als entschiedener Verfechter einer theologischen Richtung auf, die wir am besten durch Hinweisung auf die in der ersten Beilage enthaltene Kritik einer im vorigen Jahre erschienenen Predigtsammlung desselben klar machen zu können vermeinen. Bei guten Kanzelgaben fand er bald fast noch größeren Beifall als sein Vorgänger Dr. Böckel. Er war noch nicht lange in Hamburg, als er einen Ruf nach Sachsen erhielt, den er benutzte, um sich eine Zulage zu erwirken. Die St. Jakobikirche, an der er als Hauptpastor steht, war nicht des Vermögens, sie zu gewähren; man nahm daher seine Zuflucht zu einem Filial, der St. Gertrudskirche, in der an einem Wochentage von den Diakonen zu St. Jakob, aber niemals von dem Hauptpastor, Gottesdienst gehalten wird. Unstreitig war diese Procedur nicht in der Ordnung, doch das hat Herr Dr. Schmalz nicht zu verantworten. Freilich erregte der Vorgang bei denen, die über seinen Werth als evangelischen Geistlichen ganz anders dachten, als jene Gönner, keine Zufriedenheit.

Dann aber zog Dr. Schmalz einen Candidaten aus Sachsen, seinen nachherigen Schwiegersohn, der jetzt eine Predigerstelle in Sachsen bekleidet, nach Hamburg, und setzte dessen Aufnahme unter die Zahl der Hamburgischen Candidaten durch. Hierin lag nichts Gesetzwidriges, aber wohl eine Unbilligkeit, weil die Zahl der einheimischen Candidaten so groß ist, daß die wenigsten von ihnen Aussicht auf Beförderung haben, die ihnen zudem im Auslande fast überall verschlossen ist. Noch im Jahre 1839 ward dieser Schwiegersohn bei einer Wahl an einer ganz anderen Kirche in Hamburg auf den sogenannten engen Aufsatz (von vier Competenten) gebracht, trotz mehrfacher Reklamationen in den öffentlichen Blättern und des lauten Geschreis über Nepotismus. Man erinnerte sich, daß der Cand. Pehmöller, ein geborener Hamburger, jetzt am Cap, sofort aus der Zahl der Hamburgischen Candidaten ausgeschlossen worden war, als er in das Berliner Missions-Seminar trat, und legte beide Vorfälle so aus, wie die Empfindlichkeit einer Minorität es gewohnt ist.

Ferner ward schmerzlich empfunden, daß bei allen Predigerwahlen, auf die der Dr. Schmalz amtlichen Einfluß hatte, nie ein Candidat auf den Aufsatz kam, der der rationalistischen Richtung abhold war. Man behauptete, bisher sey bei Wahlen die theologische Richtung der Bewerber nie mit solcher Entschiedenheit berücksichtigt worden, sondern nur ihre Tüchtigkeit im Allgemeinen, und Herr Dr. Schmalz säe da Drachenzähne,

deren Früchte er gewiß noch selbst erndten werde, wenn er lange genug lebe u. s. w. Freilich ist die theologische Richtung des Dr. Schmalz in der Lutherischen Kirche, so entschieden sie auch hier und da noch herrscht, eine rein usurpatorische; allein wenn man annimmt, daß ihr das Bewußtseyn hievon fehlt, so kann man das Verfahren des Herrn Dr. Schmalz vielleicht weniger tadelnswerth finden, ja ihm von einem höheren Standpunkte aus wohl noch Dank wissen, daß er, wenn auch gegen seine Absicht, dazu beigetragen hat, das Bewußtseyn des unermesslichen Gegensatzes allmählig mehr zu erwecken und herbeizuführen.

Manche andere Klagen über feindselige Einwirkungen des Dr. Schmalz bei Predigerwahlen an anderen Kirchen u. dgl., müssen wir dahingestellt seyn lassen. Es gibt Einflüsse dieser Art, die man besser fühlen als nachweisen kann. Um so entschiedener müssen wir dem Tadel beipflichten, der den Dr. Schmalz von Seiten seiner Gegner deshalb trifft, weil er die ihm kraft seines Amtes obliegenden Wochenpredigten außer der Fastenzeit nie selbst hält. Kein anderer Hauptpastor in Hamburg erlaubt sich das, und man sieht darin, daß es ihm so hingehet, den Beweis, daß er und seine Partei sich über Gesetz und Ordnung erhaben fühlt. Man sagt, er halte es unter seiner Würde, vor einer nicht zahlreichen Versammlung zu predigen; ist das der Grund, so verdient ein so unchristlicher Hochmuth allerdings die strengste Rüge. Einen anderen Grund hat der Verfasser dieser Zeilen nicht erfahren können, wird sich aber gern darüber belehren lassen.

Auch durch manche Verhandlungen bei der Besetzung der zweiten Predigerstelle in der Hamburgischen Vorstadt St. Georg wurden die Anhänger der bestehenden Kirche in den Jahren 1837 und 1838 in ihren theuersten Interessen schwer verletzt. Jene Stelle war seit mehr als einem halben Jahrhundert unbesezt geblieben, und gegen den Eifer und die Thätigkeit des alleinigen ersten Predigers konnten selbst seine zahlreichen Gegner nichts einwenden. Allein die Gemeinde ist so groß, daß, um eine wirkliche Seelsorge zu führen (die freilich in Hamburg überhaupt etwas Unbekanntes ist), zwei Geistliche nicht einmal hinreichen würden, und die Bevölkerung hatte sich in den letzten Jahren noch ansehnlich vermehrt. Es war also ganz in der Ordnung, daß der Kirchenvorstand darauf Bedacht nahm, wieder einen zweiten Prediger anzustellen, und der Widerstand des ersten Predigers konnte nicht einmal damit gerechtfertigt werden, daß jenes Bedürfniß dem Kirchenvorstande erst klar zu werden schien, als jener Pastor es von der Kanzel gerügt hatte, daß Viele aus dem Kirchen-Collegium sich nie in der Kirche blicken ließen. Aber nun die Gründe, welche neben jenem Bedürfniß officiell geltend gemacht wurden, und deren man sich so zu sagen rühmte! Ein großer Theil der Gemeinde, hieß es, könne sich mit den theologischen Ansichten des ersten Predigers (eines gläubigen Mannes) nicht befreunden, bei ihm keine Erbauung finden. Sie müßten immer zur Stadt gehen, zum Pastor Schmalz, um eine ihnen zusagende Predigt zu hören. Sie glaubten berechtigt zu seyn, auch an ihrer Kirche einen Mann von solcher Richtung zu haben. Man fand das billig und in der Ordnung, und es

ward zur Wahl geschritten, die denn auch einen Mann traf, der den „Anforderungen der Zeit“ zu entsprechen versteht. Aber das Bedenkliche lag nicht darin, daß ein solcher Mann gewählt ward, denn daran war man gewöhnt; es lag darin, daß solche Anforderungen hervortreten wagten, ohne daß sie zurückgewiesen wurden. Es schien ein Versuch, wie weit man, der ohnmächtigen Kirche gegenüber, wohl gehen könne. Da nun, so viel verlautet, höheren Ortes nicht einmal eine Mißbilligung der Anmaßung erfolgte, so nahm der Unglaube zu der Stimme, die er schon lange geltend zu machen gedurft, nun auch förmlich seinen Sitz im Kirchenregiment ein, als wenn das von Rechtswegen so seyn müsse. Wie ganz anders verfuhr man bei ähnlichem Anlasse in Preußen in der Hülsmannschen Angelegenheit!

Wie nun das Alles so hat kommen können in einer Zeit wie die gegenwärtige, und ob man denn in der altherwürdigen Hanseestadt so ganz auf dem Standpunkte des religiösen Stumpfsinnes der letzten Decennien vor den Befreiungskriegen stehen geblieben sey, diese Frage bringt sich gewiß jedem Leser auf. Wir wollen darüber noch einige Worte sagen. Keineswegs konnte sich Hamburg den Einflüssen der großen Erweckung, die in diesen Gegenden zuerst durch Harms herbeigeführt ward, völlig entziehen, und das beweisen schon diese Kämpfe. Wenn sich dabei die Massen dem ferner stehenden Auge in zwei große Hälften zu spalten scheinen, die ein Berichterstatter in Rheinwald's allgem. Repertorium für die theol. Litteratur, December 1839, durch „vulgären Pietismus und Nationalismus“ bezeichnet, so liegt dies nicht daran, daß es in Hamburg an vermittelnden Richtungen *) fehlte. Aber diejenigen, die solchen angehörten, haben eben geschwiegen. Sie haben sich grade da zurückgezogen, wo es, nach der Meinung vieler, ihre heiligste Pflicht gewesen wäre, aufzutreten und zu reden, auch wenn sie es dadurch mit beiden Parteien verdorben hätten. Uns will bedünken, daß solchen Männern, die aus wissenschaftlichen Gründen das kirchliche System in dem ganzen Umfange seiner Ausbildung und Begründung nicht als haltbar betrachten, die aber doch mit dessen consequenten Anhängern auf Einem Glaubensgrunde an den Erlöser stehen, auch mit ihnen in den Zeiten solcher Anfechtung laut einstimmen müßten in den Ausruf: Jesus Christus gestirbt und heute, und derselbe auch in Ewigkeit! Dann würden sie, namentlich in Hamburg, gewiß Vertrauen gefunden haben. Aber es scheint ihnen die christliche Liebe und Geduld gefehlt zu haben, die auch das Schrofne, wenn dasselbe nur im Evangelium wurzelt, zu überwinden versteht. Sie zogen sich von aller Theilnahme an den Vereinen zu christlichen Liebeswerken schon seit längerer Zeit zurück, grade als sie hätten darin bleiben, und wenn auch mit Selbstverläugnung, aber desto gedehlicher, um des Heilands willen das dreizehnte Capitel des ersten Corintherbrieves praktisch zu üben lernen sollen. Die Hamburgischen Lu-

*) Darunter verstehen wir aber nicht die modernen pantheistischen. Diese sind bis jetzt, so viel zu verspüren, noch nicht nach Hamburg gedrungen. Vielleicht kann das einige Foknung erregen.

theraner sind, mit Ausnahme eines Häufleins, dem schon die Norddeutsche Missionsgesellschaft durch ihre Verbindung mit den reformirten Brüdern in Bremen anstößig geworden, so unlenksam nicht. Ja es sind Viele unter ihnen, die keineswegs mit Starrsinn an der Kirchenlehre festhalten, und die sicher in diesem oder jenem Stück von derselben ablassen würden, wenn man ihnen nachwiese, daß sie irgendwie über das Evangelium hinaus oder neben demselben her gehe. Aber davon müssen sie überzeugt seyn, daß wer sie belehren will, nicht auf irgend eine Weise von der Welt umstrickt sey. Zur Charakteristik dieser sogenannten vulgären Pietisten in Hamburg fügen wir in einer zweiten Beilage den Protest bei, den sie im vorigen Jahre beim Ministerium einlegten, und wovon es uns gelungen ist eine Abschrift zu erlangen, für deren Richtigkeit wir bürgen können. Dieser Kreis mag seyn wie er will, in ihm findet man einen Glauben, der sich bewährt wenn es gilt, sich in Liebeswerken thätig zu beweisen. Ihr oft knapper Geldbeutel ist dann immer geöffnet, ihre Zeit und Kräfte gehören dem Heiland. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Was verfährt dagegen die Beschränktheit Einzelner, und kann man es zumal unstudirten Leuten verargen, wenn sie in einer dem Unglauben verrathenen und verkauften Kirche zuweilen ängstlich und argwöhnisch sind? Nicht das ist die Aufgabe der theologischen Wissenschaft in unserer Zeit, daß sie sich vornehm und spröde von dem geringen im Volke noch vorhandenen christlichen Substrat wegwende, und es als pietistisch verachte, nein, sie soll grade dahin ihre Saaten streuen, weil da der Boden am empfänglichsten ist. Und wird sie zurückgewiesen, so soll sie wiederum und wiederum anklopfen. Zuletzt wird ihr aufgethan werden. Es wird ihr sonst nie gelingen, in der Kirche eine praktische Geltung zu finden, sie wird ihre Jünger fortwährend mit der dürftigen Hinweisung auf die unsichtbare Kirche abspesen müssen, und dieser Idee steht nicht die Wunderkraft der wenigen Brodte und Fischlein zu Gebote, mit der Christus Tausende sättigte. Wäre z. B. in Hamburg so verfahren worden, wie hier angedeutet ist, es wären viele Seelen herbeigezogen, denen der vulgäre Rationalismus der herrschenden Partei nicht genügt, ja die ihn verachten, die sich aber andererseits mit dem altkirchlichen System eben so wenig befreunden können; diese theuren suchenden Brüder, die nun in der Irre gehen wie verlorene Schafe, ein Jeglicher sieht auf seinen Weg (Jes. 53.)

Wenn andererseits der Unglaube in Hamburg so verbreitet ist, und das große Kunststück des Rationalismus, das Unterschieben einer ganz weltlichen Gesinnung statt einer christlichen, mit der Selbsttäuschung, als besäße man diese in jener, dort so viel Beifall findet, so liegt das in den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Staates, oder vielmehr der ihn bildenden großen Handelsstadt. Jenes Kunststück könnte man in gewissem Sinne ein Meisterstück nennen. Denn es ist vergebens, daß die Wissenschaft eben so sehr wie das christliche Bewußtseyn mit Verachtung und Mitleid auf den Rationalismus herabsehen, und daß erstere einmal über das andere verkündigt, er sey vernichtet. Es geht damit grade so, wie vor vierzig Jahren auf dem Gebiete

der Poesie mit Kogebue und Lafontaine. Es gehörte Jahrzehende lang zum guten Ton, auf beide zu schimpfen, und doch sah Alt und Jung mit Wonne die Dramen des ersteren und las die Romane des andern. Die Flachheit, die dieser religiösen Richtung zum Grunde liegt und sie hält, ist mehr als eine bloße Negation, sie ist leider etwas sehr Wesenhaftes, und heut zu Tage vielleicht schwerer zu überwinden, als der grobe Unglaube der Nothheit. Niemand kann ihr dadurch ankommen, daß er mehr Geist hat, denn es fehlen ihr die Organe, den Geist zu fassen. Am besten fährt man vielleicht mit ihr, wenn man ihr imponiren kann, und das ist an einem Orte schwer, wo die Zahl derer, die sich eine gelehrte Bildung aneignen konnten, verhältnißmäßig so klein ist, wo kein Hof, keine Akademie, keine Universität den Ton angibt. Es hat gar nicht den Anschein, daß es in Hamburg so leicht anders werden wird. Selbst unter den Gelehrten ist nur mehr und mehr auf die Theologen zu rechnen, die auf den Universitäten eines Besseren belehrt werden, an die Juristen und Mediciner kann das Christenthum nur auf der Schule gelangen, und wie sieht es da gewöhnlich aus.

So ist denn Hamburg in seiner geistigen Entwicklung größtentheils in der Durchgangsperiode der sogenannten Aufklärungszeit zurückgeblieben. Die eigentlichen christlichen Ideen sind der großen Mehrzahl der gebildeten und zunächst zur Theilnahme am Regiment in Staat und Kirche berufenen Klassen abhanden gekommen. Das Christenthum wird als eine recht gute und bequeme Einrichtung betrachtet, die aber nicht viel von sich reden machen muß. Wir sind Christen, damit ist in ihrer Meinung die Sache abgethan. Es ist ein *fait accompli*. Daß jeder Einzelne es erst werden soll, daß es Christenpflicht ist, auch Anderen dazu zu verhelfen, gilt für eine unelbliche Anmaßung der „Pietisten,“ für eine Krankheit des Zeitalters.

Dieser Zustand der Dinge in Hamburg, und das Joch, das sie tragen müssen, ist den Gläubigen daselbst im Ubrigen als eine Züchtigung aus der Hand des Herrn gewiß sehr heilsam, und sie müssen lernen sich darin zu schicken. Die friedsame Frucht der Gerechtigkeit wird zu ihrer Zeit reifen. Wenn nur nicht von der herrschenden Partei auch alle tiefere religiöse Einwirkung auf die unteren Volksklassen versäumt, ja wo sie sich darbietet, hintertrieben würde. Ist in Hamburg Jemand confirmirt, oder wie man es dort nennt, aus der Schule gekommen, so ist es fast immer mit aller Einwirkung der Kirche auf ihn vorbei. Man verfolgt jetzt aufs Äußerste eine kleine Baptisten-Gemeinde, die sich unter einem gewissen Döcker seit etwa zehn Jahren gebildet hatte, und die wenigstens einzelne der vielen getauften Heiden, wenn gleich mit der irrigen Beimischung der Verwerfung der Kindertaufe, zu Christen, und zwar zu recht eifrigen Christen machte. Eben so verfährt man in allen ähnlichen Verhältnissen. Nur keine Aufregung; lieber wandelt man wohin man tritt auf übertünchten Gräbern. Hievon ausgehend verbot man auch bald nach dem ersten Ausbruch der religiösen Kämpfe im Jahre 1839 allen Zeitungen, unter denen doch mehrere fortwährend gelehrte Artikel liefern, die Aufnahme aller Aufsätze religiösen Inhalts. Was ward gewonnen, als daß desto

mehrere und desto leidenschaftlichere Flugschriften erschienen, und die Erbitterung durch die lange Dauer der Streitigkeiten sich steigerte. Mögen nur diese übertünchten Gräber des Hamburger Volkslebens sich nicht einst auf eine Weise öffnen, die Tod und Verderben bringt! Möge man einsehen, daß der hergebrachte Schlenbrian in Schule und Kirche nicht mehr ausreicht, und daß wie in England das Evangelium denen in ihre Häuser und Hütten gebracht werden muß, die verlernt haben, es in den Kirchen aufzusuchen.

Doch wie gesagt, man scheint weit entfernt von solcher Erkenntniß. Um diese ernsthaften Worte mit einer Anführung zu beschließen, die Heiterkeit erregen müßte, wenn der Ernst der Verhältnisse es zuließe, wollen wir noch die neueste liturgische Veränderung berichten, die sich in Hamburg einige Jahre vor diesen Streitigkeiten begeben hat. Sie ist charakteristisch. In einem zur Feier des 18. October vorgeschriebenen Kirchengebete hieß es gegen den Schluß:

— daß Güte und Treue einander begegnen, daß Gerechtigkeit und Friede sich küssen.

Diese allbekannte schöne Lutherische Übersetzung einer Stelle aus dem 85ten Psalm fand man bei einer Revision der Festfeier anstößig, sie mußte geändert werden, und es heißt nun:

daß Gerechtigkeit und Friede sich umfassen.

Kann man sich eine philisthaftere, bornirtere Geschmacklosigkeit denken? Man halte uns diese Ausdrücke zu gut; kein Joch ist schwerer zu tragen, als das man nicht einmal seiner Intelligenz nach respektiren kann.

(Die beiden Beilagen folgen im nächsten Feste.)

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

Aus der Menge der Gründe gegen die Ansicht von J. D. Michaelis, welche sich außer den bereits angeführten noch darbieten, wollen wir hier nur einige anführen. 1. Sind die Folgen der Ehen in der Verwandtschaft wirklich so furchtbar, wie J. D. Michaelis sie darstellt. — er sagt z. B. S. 178.: „ich bleibe dabei stehen, daß fast alle Frauenpersonen in ihrer frühesten Jugend dürftig entehrt werden“ — so ist es auffallend, daß Gott zur Verhütung eines so furchtbaren Schadens gar nichts gethan, daß er es den Menschen überlassen, erst durch Schaden klug zu werden, auf die Gefahr hin, ob sie auch nach gemachter trauriger Erfahrung das angebliche Specificum auffinden würden, diesem Schaden zu begegnen, zugleich auch, ob sie nach gemachter Erfahrung noch die sittliche Energie besäßen würden, ihr Folge zu geben. Wären die Folgen wirklich so furchtbar, so läge doch nichts näher als die Annahme, daß Gott um ihre willen der menschlichen Natur einen natürlichen Abscheu gegen Ehen in der Verwandtschaft eingepflanzt habe. Gegen einen solchen aber erklärt sich Michaelis S. 147 ff. sehr entschieden. Er konnte auch nicht anders, da unter der Voraussetzung eines natürlichen Abscheus die Ehen zwischen den Kindern der ersten Eltern nicht zu erklären sind. 2. Wäre dies der Grund

der Eheverbote, so müßten wir erwarten, ihn bei allen Völkern klar als solchen erkannt zu sehen. Sind diese Ehen in sich selbst schändlich, beruht ihre Verwerflichkeit auf einem sittlichen Grunde, so ist dies nicht in gleichem Grade der Fall. Das moralische Gefühl kann sehr lebhaft sprechen, ohne daß es gelänge, sich zum klaren Bewußtseyn seiner Gründe zu erheben. Nach dieser Theorie dagegen soll das Verbot der Ehen in der Verwandtschaft als Mittel zum Zwecke ausgedacht, ein Produkt der Überlegung und Reflexion seyn. Hier ist also das Vorhandenseyn des Grundes mit der klaren Erkenntniß desselben unzertrennlich verbunden. Daß nun aber vor Michaelis die Meisten an diesen Grund gar nicht gedacht haben, er ihm zuerst durchgreifende Bedeutung gegeben, im ganzen Alterthum auch nicht eine Spur davon vorkommt, liegt am Tage. — Michaelis weiß sich (§. 61.) von diesem Grunde nicht anders zu befreien, als durch die Annahme, der anfangs von allen Völkern klar erkannte Grund sey später vergessen worden! 3. Wäre dies der Grund der Eheverbote, so müßten die Ehen zwischen allen in demselben Hause erzogenen Personen, und nicht bloß die in der Familie, verboten werden. Ehen so auch die Ehen zwischen Diensthöfen, die in einem Hause dienen. Denn was ist häufiger als Unglück unter diesen in Aussicht auf zukünftige Verheirathung! Während so auf der einen Seite das Verbot zu enge wäre, würde es auf der anderen zu weit seyn. Es müßte sich auf diejenigen Familienglieder beschränken, die in demselben Hause lebten, es müßte in Wahl gestellt werden, ob Jemand nicht lieber die Geschwister trennen wollte. 4. Entschieden müssen wir die Gerechtigkeit eines solchen Gebotes in Anspruch nehmen. Keine Gesezgebung darf was an sich gut ist verbieten, um etwas Böses zu hindern. Die Freiheit derjenigen, die das Gute gut gebrauchen und ihr Glück darf nicht zum Vortheile derer, welche das Gute mißbrauchen, beeinträchtigt werden. Das hieße Jeder stehlen, um Schuhe daraus zu machen. Ich kann mich meines Rechtes aus Liebe freiwillig entäußern, aber die Polizei hat nie das Recht gehabt, Liebespflichten aufzuerlegen. 5. Die vorliegenden Thatfachen, die verhältnißmäßige Seltenheit der Ehen in der nahen Verwandtschaft auch unter heidnischen Völkern, lassen sich als Wirkungen dieser Ursache nicht erklären. Sonst wenigstens pflegen bloße Polizeigesetze solche ausgebreitete und tiefgehende Wirkungen nicht zu haben. In diesem Falle müßte man vielmehr erwarten, daß das Gesetz das in ihm Verbotene noch gemehrt hätte. Das Gefühl eines erlittenen unerlaubten Zwanges würde in Manchen den Gedanken an eine Ehe in der Verwandtschaft hervorrufen, denen derselbe sonst gar nicht gekommen wäre. Wie ohnmächtig ein bloßes Polizeigesetz ist, das würde sich in der Zeit, in der die Theorie von Michaelis sich zur Herrschaft erhoben hatte, bald herausgestellt haben, wenn nicht glücklicherweise das Verkennen der wahren Ursachen eines Gesetzes in der Wissenschaft nicht sogleich die Wirksamkeit dieser Ursachen aufhob. Hätte das Seyn nicht dem Denken kräftigen Widerstand geleistet, so würden wir jetzt ein zahlreiches, aus blutschänderischen Ehen hervorgegangenes Geschlecht unter uns haben.

(Fortsetzung und Schluß folgen im nächsten Feste.)

Evangelische Kirchen - Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Siebenundzwanzigster Band.

Juli bis December 1840.



Berlin,
bei Ludwig Dehmigke.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 1. Juli.

N^o 53.

Noch ein Wort über die kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg.

(Mit zwei Beilagen.)

(Fortsetzung.)

Erste Beilage.

Das Leiden des Erlösers, unser Licht in Leidensnächten. —
Passionspredigten von Dr. Moritz Ferdinand Schmalz,
Hauptpastor an der Kirche St. Jakobi und Scholarch in
Hamburg. 1839.

„Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist, ach daß du kalt oder warm wärest!“ So gebietet der Herr, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Creatur Gottes, der Gemeinde zu Laodicea zu schreiben, und so könnte auch heute noch der Mehrzahl der christlichen Gemeinden geschrieben werden. Dreiviertel von allen denen, die auf den Namen Christi getauft, könnte man auch heute noch das Wort zurufen: „Du bist weder warm noch kalt, ach, daß du kalt oder warm wärest!“ Nicht ungläubig, aber auch nicht gläubig; nicht gottlos, aber auch nicht fromm; nicht Feinde Christi, aber auch nicht seine Freunde, leben bei weitem die Meisten dahin. „Weder kalt, noch warm“ — das wird auch wohl von der Mehrzahl der Bewohner Hamburgs gelten. Nur unter dieser Voraussetzung werden manche Erscheinungen auf dem Gebiet des dortigen kirchlichen Lebens begreiflich, die sonst räthselhaft bleiben; nur unter dieser Voraussetzung wird es auch begreiflich, was Herr Dr. Schmalz in dem Vorwort zu den angeführten Passionspredigten sagt, daß die Zahl derer groß gewesen, die sich auch bei dem Wochengottesdienst um ihn an heiliger Stätte versammelt. Wären seine Zuhörer kalt oder warm, so würden sie sich schwerlich in großer Anzahl bei ihm eingefunden haben, selbst wenn er große Kanzelgaben besäße, die kalten würden hier noch zu viel, die warmen zu wenig Christenthum gefunden haben; nur lauen, die von der Sünde Nichts wissen und daher auch kein Verlangen tragen nach der Verkündigung der Gnade, kann eine Speise behagen, wie sie hier dargeboten wird. —

Hören wir, welche Bedeutung das Leiden des Erlösers für Herrn Dr. Schmalz hat, inwiefern es ihm ein Licht in Leidensnächten ist. — Christus sagt es frei heraus, heißt es in der ersten Predigt über Matth. 16, 21—26., daß alle seine ächten Jünger kein besseres Loos zu erwarten haben, als ihm zu Theil geworden, daß, wer ihm nachfolgen wolle, sein Kreuz auf sich nehmen müsse. Damit gibt er uns die Wahrheit zu bedenken, daß die Leiden des Lebens von unserer höheren Bestimmung ganz unzertrennlich. Kein Sterblicher bleibt von Lei-

den verschont. Unser Körper ist so künstlich zusammengesetzt, daß er leicht angegriffen und verwundet werden kann. Unser Herz ist so empfänglich für angenehme Eindrücke und steht beständig der Freude so offen; aber so muß es auch nothwendig eben so empfindlich für den Schmerz seyn. Wir stehen unter dem Einflusse der Außenwelt, ihre Erscheinungen lassen uns nicht unberührt u. s. w. Da bringt sich die Frage auf: warum ist die Nothwendigkeit zu leiden an das menschliche Loos geknüpft? Die Antwort lautet: damit wir die höhere Aufgabe unseres Daseyns nicht verkennen. Des Menschen Herz dürstet nach Freude; darum greift er gern nach jedem genußreichen Kelch und sättigt sich leicht bis zur betäubenden Berauschung. Aus dem Seelenschlaf solcher Berauschung weckt ihn das Leiden. Zwar kann auch das Glück, heißt es dann weiter, wohlthätige Eindrücke auf das menschliche Herz machen, dennoch ist das Leiden nothwendig, damit sich die höheren Kräfte des Menschen nicht einseitig entwickeln und bilden. Die geprüften Dulder waren oft die geläutertsten Menschen und standen auf höheren Stufen der sittlichen Veredelung. Der erhabenste Dulder, den je die Erde sah, Christus selbst, gibt für die Wahrheit jener Bemerkung den einleuchtendsten Beweis. Wir sehen sein heiliges Haupt mit den Krönen sittlicher Vollendung geschmückt. Aber er selbst spricht es aus, daß er viel leiden müsse, um diese heiligen Höhen allseitiger Vollendung zu erreichen; er selbst betheuert es feierlich laut, daß er solches habe leiden müssen, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Hier lernen wir also, daß Christus habe leiden müssen, damit sich seine höheren Kräfte nicht einseitig entwickelten, damit er die heiligen Höhen allseitiger Vollendung erreichte! Die Leiden sind ferner von unserem höheren Berufe unzertrennlich, damit wir die höhere Hand, die uns führt, nicht vergessen. „Hebe dich, Satan, von mir,“ ruft der Herr dem Petrus zu, „du bist mir ärgertlich, du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Herr Dr. Schmalz fährt fort: Du verstehst Gottes heilige Absichten nicht und urtheilst nach den Eingebungen des sinnlich begehrlischen und weichlichen Herzens. Verstandest du besser des Ewigen Rathschlüsse, so würdest du wissen, daß er eben darum seine Kinder in das finstere Thal der Trübsal führet, damit sie desto sehnuchtsvoller ihn selbst suchen, desto gewisser ihn finden, desto mehr ihre ganze Seele ihm zuwenden. Endlich sind die Leiden noch deshalb nothwendig, damit wir das höhere Ziel unseres Berufes nicht aus dem Auge verlieren. Jedes leidensvolle Mißgeschick kann uns dahin führen, daß wir fleißiger zu den Sternen aufschauen, oft uns fragen, welcher Stern vielleicht bald uns aufnehmen wird, und das ewige Ziel des endlichen Laufes fester im Auge behalten. — Sehen wir ganz

ab von der Bedeutung, die hier dem Leiden Christi gegeben wird, achten wir nur auf die Bedeutung, welche das Leiden für uns hat, so hören wir hier gerade das, was man in unserer Zeit oft zu hören Gelegenheit hat. Gott hat uns in diese unvollkommene Welt gesetzt, damit wir im Kampf mit der Sinnlichkeit vom Unvollkommenen zum Vollkommenen vordringen. Aber auffallend wäre doch, um mit Göschel zu reden, diese wunderliche Einrichtung, nach der Gott Alles schlecht gemacht, damit wir es besser machen und uns fühlen lernen; immer ist da die Frage bei der Hand, warum sich doch Gott nicht gleich von Haus aus seine Welt nach seinem Wohlgefallen eingerichtet und hiermit sich des Verdrusses und uns der Mühe überhoben hätte. — Man wird, wenn man dergleichen hört, unwillkürlich an den König Alphons von Castilien erinnert, der, als seine Astronomen ihm die Einrichtung des Ptolemäischen Weltsystems vortrugen, ausrief: „Hätte Gott mich um Rath gefragt, die Sachen sollten in einer besseren Ordnung seyn.“ —

Die zweite Predigt über Joh. 15, 17—25. handelt von der rechten Vorbereitung auf Tage der Trübsal. Wir sollen uns möglichst unabhängig von der Welt und ihrem Wechsel erhalten, uns beständig ein lebendiges Bewußtseyn unseres höheren Berufs bewahren, den Frieden des reinen und liebenden Herzens uns sichern und in guten Tagen den Glauben an Gottes Liebe fleißig beleben und erwärmen. Sollte Paulus auch wohl so geantwortet haben, wenn ihn Jemand gefragt hätte nach der rechten Vorbereitung auf Tage der Trübsal? Wir glauben, er würde geantwortet haben: „Ergreife den Harnisch Gottes, auf daß ihr, wenn das böse Stündlein kommt, Widerstand thun und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So siehet nun, ungürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit, und an den Beinen geschnürt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereit seyd. Vor allen Dingen aber ergreife den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurige Pfeile des Bösewichts, und nehmet den Helm des Heils und das Schwerdt des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Und betet stets in allem Anliegen mit Gebet und Flehen im Geist.“

In der dritten Predigt werden die Worte Luc. 23, 26—32. so commentirt: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich! ich selbst bin in Wahrheit nicht zu beklagen; mein Lags ist keineswegs so kläglich, als ihr es euch denkt; ihr irret sehr, wenn ihr mich für den Elendesten unter dieser Volksmenge haltet; man kann viel leiden und das Bitterste erdulden müssen, und doch nicht zu den Unglücklichen gehören. In dem Anschauen Christi, heißt es dann weiter, wird es uns offenbar, „daß der Leidende nicht immer der Unglückliche ist.“ Alle Bitterkeiten und Schrecken eines leidenvollen Geschicks drängen sich um Christum zusammen; aber in den Schreckensstunden lebte ein Glücksgefühl in seiner Seele, süße, erhebende Erinnerungen erquickten ihn u. s. w. Dann zeigt uns der Heiland, daß der Leidende nicht immer der Unglückliche, weil er auch in der tiefsten Erniedrigung sich groß fühlen kann. Christus spricht mit

den Worten: Weinet nicht über mich, weinet vielmehr über euch selbst und eure Kinder, ein Bewußtseyn seiner inneren Herrlichkeit und Größe aus, das ihn über jede äußere Schmach emporhalten und auch in der tiefsten Erniedrigung ihm ein beglückendes Selbstgefühl sichern mußte. Lasset uns eilen, den Fels zu gewinnen, auf welchem Jesus Christus siehet. Dann ist der Leidende nicht immer der Unglückliche, weil er, von aller Welt verlassen, sich doch unter dem höchsten Schutze wissen und bei dem Verlust aller Lebensgüter der reichsten Entschädigung gewiß seyn kann. — Die letzte Stunde war da, wo der Heiland alle Lebensgüter verlor: aber er war der reichsten Entschädigung gewiß, die seiner wartete in der zukünftigen Welt.

Im Eingange der vierten Predigt heißt es: Gott hatte Christum mit den reichsten Ansprüchen auf Lebensglück in die Welt gesendet, und sein sittlich vollendeter Wandel, seine opfernde Liebe und sein unermesslich segensreiches Wirken erworben ihm das vollste Recht auf ihre Befriedigung. — Und ist ihm zu Theil geworden, was er erwarten durfte? — Nicht die Naturgewalt drang störend und verlegend auf ihn ein, nicht das, was wir das Schicksal des Menschen nennen, nicht betrübende Unfälle und erschütternde Verhängnisse bedeckten seine Pfade mit verwundenen Dornen, die Menschen waren es, die ihm die peinlichsten Leiden bereiteten. Diese Erfahrung wiederholt sich noch immer; deswegen werden dann im Lichte des erhabenen Dulders betrachtet: die Leiden, welche dem Menschen durch Menschen kommen. — Diese Leiden sind zuerst die aller Schmerzlichsten. Das hat Christus erfahren. Er liebte das stille Nazareth, die traute Heimath seiner Lieben; ihm hätte er gern den vollen Segen des göttlichen Evangeliums zugewendet, und hier durfte er hoffen, recht viele empfängliche Herzen zu finden und dem Gottesreiche viele gläubige Seelen zu gewinnen. Dennoch wurden seine gerechtesten Erwartungen getäuscht u. s. w. Dann bringen uns diese Leiden auch in manche sittliche Gefahren und sind von mancher bedenklichen Versuchung begleitet. Lasset uns aufsehen zu dem göttlichen Stifter und Vollender unseres Glaubens, wie herrlich hat er die Kraft des Menschen offenbare, auch das Schwerste zu überwinden und auch das Bitterste mit Würde zu tragen. Doch diese Leiden stehen auch unter der höheren Leitung Gottes, und dann ist noch zu bedenken, daß die wahre Quelle solcher Leiden menschlicher Irrthum und Wahn ist. Es gibt zu allen Zeiten Verblendete, welche sich allein in dem Besitz der Wahrheit und des rechten Glaubens wähnen, und sich nicht scheuen, Andersdenkende zu schmähen und zu verspotten, oder auch zu verfolgen und ihnen mancherlei Leid zuzufügen: aber sind ihre feindseligen Bestrebungen etwas Anderes, als die Folge eines traurigen Wahnes? Gilt nicht auch von ihnen buchstäblich das Wort: „sie wissen nicht, was sie thun?“ —

Der Freund in der Noth — ist das Thema der fünften Predigt über Luc. 23, 39—43. Der Missethäter am Kreuz richtet vertrauensvoll die Bitte an Christum: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.“ Und siehe, der Herr versaget ihm seine Theilnahme und seinen Beistand nicht, er

erleidet ihn mit der trostreichsten Verheißung. So hat er das Köstlichste gefunden, was der Mensch in schmerzlichen Leiden sich wünschen kann; — den Freund in der Noth. Wer ist der Freund in der Noth? Nicht jeder Leidensgefährte kann uns ein solcher werden, auch nicht ein Jeder, der Theilnahme und Trost uns entgegenbringt. Er ist zwar unter Menschen zu finden; dennoch können uns Menschen nicht Alles gewähren, was wir in unserer Trübsal bedürfen. Christus ist ein Freund der Seelen, der über Alle, die seines Geschlechtes sind, erhaben ist. Weisheit? Wenn man mit Bewunderung und Ehrfurcht den frommen Heldenmuth und die stille Würde betrachtet, womit er Alles überwand, so muß uns das eigene Leiden in einem milderen Lichte erscheinen. In seinem Anschauen wird die Finsterniß Licht; da wird es offenbar: wen der Herr lieb hat, den züchtigt er; seine Rathschlüsse sind immerdar Weisheit und Liebe und er führet mit den Seinigen Alles herrlich hinaus. Und wenn wir von dem Bewußtseyn unserer Schuld gequält werden, dann, o dann Heil uns, wenn das Wort des Erlösers in die geängstigte Seele fällt: sey getroßt! deine Sünden sind dir vergeben vor Gott im Himmel! — Der Welterlöser ist der wahre Freund in der Noth, weil er uns zu dem besten Freunde führt, der im Himmel ist. Wie finden wir nun den Freund in der Noth? Zuweilen kommt er ungesucht. Wollen wir aber sicher seyn, daß wir uns in Leidensnächten nicht vergeblich nach ihm sehnen, so müssen wir uns für ihn empfänglich und seiner Nähe nicht unwürdig machen, und dann in bösen Tagen nicht warten bis er uns erscheint, sondern uns aufmachen und ihn ernstlich suchen.

Die sechste Predigt, welche die Klage der Liebe und den Trost des Glaubens ausspricht bei den Trennungen des Todes, ist unstreitig die bedeutendste; von ihr gilt nicht das *two grains of wheat hid in two bushels of chaff*. Recht schön ist es ausgeführt, wie der Glaube der verwaisteten Liebe das Trostwort zurufe: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! — aber hernach muß man es bedauern, daß er ihr, wenn sie über das geheimnißvolle Dunkel des letzten Weges klagt, welchen die Heimgehenden betreten, nichts Anderes zu sagen weiß, als daß Christus, der Herold untrüglicher Wahrheit, die Seinen zu der seligen Hoffnung der Unsterblichkeit erhoben. Hat denn Christus etwa nur insofern ewiges Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht, als er die Seinen zu der seligen Hoffnung der Unsterblichkeit erhoben? —

Die letzte Predigt ist eine Charfreitagspredigt über Joh. 13, 30—33. Nicht als Erniedrigung, heißt es hier, erschien Christo sein Tod, sondern als Erhöhung, die Stunde seines Scheidens von dem irdischen Leben erkannte er für die Stunde seiner Verklärung. Also: die letzte Noth — unsere Verklärung! Sie führt uns zuerst aus der Dunkelheit zum Licht. Das schauerliche Verhängniß, welches den Erlöser ereilet, stellet alle düstere Räthsel der Welt vor unsere Augen; wir müssen mit Johannes bekennen, als er hinging, am Kreuze zu ver-schmachten, „da war es Nacht.“ — Aber, wo ist es nicht Nacht in dieser Welt? Wie schon die geheimste Werkstätte der

Natur kein menschlicher Scharfsinn ergründet, so finden wir namentlich in dem menschlichen Leben überall unerforschliche Geheimnisse. Nicht einmal das Wesen unseres eigenen Geistes ist uns vollkommen klar. — — — Richten wir auf die seltsame Vertheilung des Glücks und Unglücks unseren Blick; beobachten wir das oft unverkennbare Mißverhältniß zwischen den Schicksalen der Menschen und ihrem Verhalten; achten wir auf die Ungerechtigkeiten und schauderhaften Unthaten, welche oft gewaltige Machthaber an ganzen Völkern ungestraft vollbringen, oder auf die zerstörenden Verheerungen, welche Erdbeben und Wasserfluthen, Pest und Krieg anrichten, oder auf die scheinbare Willkühr und Planlosigkeit, womit der Tod seine Opfer unter den Sterblichen erwählt — wahrlich, da fühlen wir es, daß wir von zahllosen, unerklärlichen Geheimnissen umringt. — Da kommt nun endlich die Stunde, wo es heißt: die Nacht ist vergangen, und der Tag bricht an! sollten wir sie nicht als die ersehnte Stunde der Verklärung begrüßen? Da zerreißen die irdischen Schleier, welche bisher für den Geist die Erscheinungen des Lebens umflochten. Dann ist die letzte Noth als unsere Verklärung zu betrachten, weil sie uns aus Fesseln und Lasten zu freier Bewegung erhebet. So lange Christus im Staube wallete, war er wie ein anderer Mensch und an Gebehrden als ein Mensch erfunden; menschlich fühlte sein Herz, empfänglich für den Schmerz wie für die Freude, er theilte die irdischen Bedürfnisse Aller, die seines Geschlechtes sind, und wie bewundernswürdig die Fülle seiner Kraft war, sie hatte doch auch ihre Grenzen, und es gab Zeitpunkte, wo er sich müde und erschöpft fühlte, der Ruhe bedürftig. Der Tod wird alle Erdenfesseln von ihm nehmen; freier und in schrankenloser Unabhängigkeit wird nun sein Geist sich bewegen; die letzte Stunde wird die Stunde seiner Verklärung seyn. Wie, wie viel drückender fühlen wir oft die irdischen Bande und Lasten, weil unsere Kraft gemessener und beschränkter ist. Unser Körper ist eine träge, schwere Masse; dem Staube entnommen, zieht er uns zum Staube nieder. Seine Bedürfnisse erneuern sich täglich und fordern unwiderrstehlich Befriedigung. Das Werkzeug unseres Geistes ist hinfällig und schwach; dabei ist er verletzbar und gebrechlich, allen Einflüssen der Außenwelt bloßgestellt, empfängt er von ihr oft schädliche Eindrücke; ein Lustzug greift ihn an, ein Unfall wirft ihn nieder, ein Genuß zur Unzeit lähmt seine Kraft, eine Krankheit verzehret sie. Aber der Geist ist unzertrennlich an ihn gekettet und leidet immer zugleich mit ihm u. s. w. Könnten wir wünschen, in diesem Zustande der Abhängigkeit von unserer niederen sinnlichen Natur, in dieser Knechtschaft unseres unsterblichen Geistes ewig zu bleiben? Wer ein lebendiges Gefühl von seiner Gott verwandten Natur hat und sich der höheren Würde seines geistigen Wesens bewußt ist, der muß sie kennen gelernt haben die Stunden des himmlischen Verlangens, wo wir uns sehnen nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes und warten auf unseres Leibes Erlösung.!! Und der Tag der Erlösung bricht an, wenn unsere letzte Stunde schlägt; sie führt uns der seligen Freiheit der Kinder Gottes entgegen. — Der Tod erscheint

Christo aber auch darum als seine Verklärung, weil er ihn aus dem Kampf zum Siege führt. Wo er hingehet, da können Freunde und Feinde für jetzt nicht hinkommen, entrückt wird er den Augen seiner Widersacher und ihrer Gewalt; auf den seligen Höhen, zu welchen er sich erhebet, erreicht ihn die Verfolgung menschlichen Hasses und feindseliger Leidenschaften nicht mehr. — Unser Leben ist auch ein beständiger Kampf; ja, schwere und bittere Kämpfe, über welche der Herr erhaben war, haben wir zu bestehen. — — — Unser Körper ist ein sehr zusammengesetztes, hingängliches Werkzeug, und mancherlei Krankheiten bereiten uns Schmerzen und Sorgen. Der Mensch steht beständig unter der drohenden Gewalt der Natur, und ihren aufgeregten Elementen vermag er nicht zu widerstehen. — Viele und die bittersten Leiden werden dem Menschen durch Menschen bereitet. In unserem eigenen Herzen wohnet der gefährlichste Feind, der öfter siegt als fällt. Beständig wogen in unserem Herzen heilige und unheilige Gefühle, unser Leben auf Erden ist ein immerwährendes Steigen und Fallen, Aufstehen und Niedersinken, und niemals kann es aufhören, ein Kampf zu seyn. Aber wird nicht der Kämpfer sich selig preisen, wenn der Ruf ihm ertönt: die Stunde des Sieges ist da, die Krone ist errungen? Und dieser Herold des Sieges ist der Tod. —

Wir haben in einer theologischen Zeitschrift lesen müssen, daß es mit den kirchlichen Streitigkeiten, die im verfloßenen Jahre in Hamburg ausgebrochen, nicht viel auf sich habe, daß es Nichts sey, als der Schrei eines vulgären Pietismus, der, wie er sich selbst in seiner unmittelbaren Gestalt als göttliche Wahrheit fasse, so auch ein göttliches Recht zu haben glaube, über Alles, was seinem Geschmack nicht zusage, zu richten, ohne Rücksicht, sogar mit Troß. Wenn sich aber in Hamburg Stimmen dagegen erhoben, daß in einer Lutherischen Kirche auf eine solche Weise über das Leiden Christi gepredigt wird, wie es in diesen Predigten und namentlich in der Charfreitagspredigt geschehen, so brauchten das eben nicht Stimmen eines vulgären Pietismus zu seyn, dem die durch die glühende Kohle der Seraphim gereinigten Lippen fehlen und die Weihe des hochzeitlichen Kleides. Wir glauben, es könnten das auch wohl die Stimmen solcher seyn, die wissenschaftlich gebildete Leute sind, die keineswegs dem Verstande den Rücken zugekehrt, die nicht sagen: „da steht's mit dürrer Worten, schwarz auf weiß,“ die nicht jede Vermittelung in der Glaubensansicht schnöde abweisen, die aber Christum lieb haben und dafür halten, daß das Kreuz Christi, welches Juden ein Ärgerniß und Griechen eine Thorheit — göttliche Kraft und göttliche Weisheit sey. Es könnten auch vielleicht die Stimmen solcher seyn, die zwar außerhalb der christlichen Kirche stehend, dennoch, von einem ungewissen Drange getrieben, nach einem besseren Zustande der Dinge ringen, die bei einem einfachen Wahrheitsinn mit Unwillen erfüllt sind über

solche Textesverdreungen und deshalb den gläubigen Christen zurufen: laßt euch das doch nicht gefallen, daß man euch Stengel für Kirschen, Drespe für Waizen anbietet. —

Wir wollen gar nicht fragen, was Luther und seine großen Mitstreiter zu diesen Predigten sagen würden, wir wollen gar nicht fragen, ob die symbolischen Bücher auch so über das Leiden Christi lehren, wie hier gelehrt wird. Herr Dr. Schmalz würde wahrscheinlich erwidern, daß er sich nicht durch die symbolischen Bücher gebunden fühle, daß er nicht auf dem Grunde von Menschenwort, sondern von Gotteswort stehe. Wir fragen aber, auf die Quelle des Glaubens zurückgehend: Ist das Gotteswort, ist das die Lehre der Schrift, welche wir hier hören?

Herr Dr. Schmalz weiß dem Leiden Christi keine andere Bedeutung abzugewinnen, als diese, daß es für uns einen vorbildlichen Charakter habe. Diesen vorbildlichen Charakter des Leidens stellt auch die heilige Schrift heraus. Christus hat gelitten für uns, sagt der Apostel Petrus, und uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen. Wir müssen unser Kreuz auf uns nehmen; denn nur durch Leiden und Trübsal gehen wir ein in das Reich Gottes. Halten wir aber den vorbildlichen Charakter des Leidens ausschließend fest, so gilt von uns, was von den Pharisäern galt, zu denen Christus sagt: Ihr Heuchler, ihr verzehntet die Münze, Zill und Kümmel und laßt dahinten das Schwerste im Gesetz, das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben; dieses sollte man thun, und jenes nicht lassen — wir lassen nämlich auch das Schwerste im Leiden Christi dahinten. „Christus hat für uns gelitten,“ sagt Luther einmal in der Kirchenpostille, „darin uns ein Exempel gelassen. Also wie du siehst, daß er betet, fastet, den Leuten hilft und Liebe erzeiget, so sollst du auch thun, dir und deinem Nächsten. Aber das ist das Geringste vom Evangelio, davon es auch nicht Evangelium heißen mag; denn damit ist dir Christus nichts mehr nütz, denn ein anderer Heiliger. Sein Leben bleibt bei ihm und hilft dir noch nichts: und kürzlich, die Weiße macht keinen Christen, es macht nur Gleisner.“ — Hat denn das Leiden Christi für Herrn Dr. Schmalz eine wesentlich andere Bedeutung, als das Leiden eines christlichen Märtyrers? Er hätte eben so gut das Leiden eines Huf als ein Licht in unseren Leidensnächten darstellen können, und das würde einen viel wohlthätigeren Eindruck machen. Die heilige Schrift weiß von dem Leiden Christi allerdings noch etwas Anderes auszusagen, was auf das Leiden eines Märtyrers nicht passen würde. Nachdem der Apostel Petrus den leidenden Erlöser als Vorbild hingestellt, fügt er hinzu: Welcher unsere Sünde selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben, durch welches Wunden ihr seyd heil worden. 1 Petr. 2, 24.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 4. Juli.

N^o 54.

Noch ein Wort über die kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg.

(Mit zwei Beilagen.)

(Schluß.)

Das Leiden des Erlösers, unser Licht in Leidensnächten. —
Passionspredigten von Dr. Moriz Ferdinand Schmalz,
Hauptpastor u. s. w. 1839.

Daß Christus um unserer Sünden willen gelitten, daß die Strafe auf ihm liegt, damit wir Frieden hätten, muß freilich Herrn Dr. Schmalz eine Thorheit seyn, weil ihm der, welcher gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz, nicht der Gottessohn, sondern nur der Menschensohn ist. Er gebraucht zwar von Christo den Ausdruck Sohn Gottes; aber nur in dem Sinne, in welchem man ihn auch andern beilegen kann. Der auserwählte Sohn Gottes, der Eingeborene vom Vater voller Gnade und Wahrheit, ist ihm nur ein Mensch, ist ihm nur „der erhabenste Dulder, den je die Erde sah, der jede sittliche Kraft des Menschen in reichster Fülle entfaltet, der jede menschliche Tugend in höchster Vollkommenheit sich angeeignet, dessen heiliges Haupt wir mit den Kronen sittlicher Vollendung geschmückt sehen,“ — er ist ihm nur „der Edelste und Vollendetste, den je die Erde trug, der liebevollste Wohltäter, der nichts Anderes im Sinne, der keinen anderen Gedanken und Wunsch hatte, als sein Volk zu segnen und die Fülle alles zeitlichen und ewigen Heils über die Menschheit zu bringen,“ er ist ihm nur „der Erhabene, der Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits mit hellen Augen durchschaute.“ —

Warum kann und will denn aber Herr Dr. Schmalz Nichts wissen von dem Sohn des lebendigen Gottes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden?“ — Darum nicht, weil er Nichts von der Sünde weiß, oder wenn auch von der Sünde, doch Nichts von der Verdammlichkeit der Sünde. — Wer dafür hält, daß jedes menschliche Herz von Natur mehr geneigt sey wohlthaten, als zu betrüben, mehr zu segnen, als zu fluchen, daß derjenige, der es über sich vermöge, Andere vorzüglich zu kränken oder gar ihr ganzes Lebensglück zu untergraben, zuvor die ursprünglichen, mächtigen Regungen seines Herzens niedergekämpft und überwältigt haben müsse (S. 79.), dem muß begreiflicher Weise ein Erlöser von Sünde und Tod im Neutestamentlichen Sinne eine überflüssige Person seyn. Ist diesem die Sünde auch eine Knechtschaft, so ist sie ihm doch nur eine solche Knechtschaft, aus welcher der Mensch durch sich selbst frei werden, eine Fessel, die er aus eigener Macht zersprengen kann. So wenig auch in den Predigten von der Sünde die Rede ist, so erkennt man

doch gar leicht, daß Herr Dr. Schmalz der allgemein verbreiteten, flachen Ansicht beipflichtet, nach welcher das Böse in der Sinnlichkeit wurzelt, sofern diese nämlich mit dem Geiste zusammen ist. Kommt aber die Sünde aus der Sinnlichkeit, aus dem niederen Lebensgebiet, nicht aus der Losreißung des Herzens von Gott, so kann sie einmal eine tiefe Verunreinigung des Menschen nicht bewirken, und dann kann auch nicht von einer eigentlichen Gottlosigkeit des Bösen die Rede seyn. Die Sünde ist dann nur, wie unsere Philanthropen sagen, Schwachheit, mit der der liebe Gott es gar so streng nicht nehmen werde. —

Man braucht in der That nicht zwischen den Zeilen zu lesen, um herauszufinden, daß Herr Dr. Schmalz auf dem subjectiv rationalistischen Standpunkte stehe. Vergleicht man aber diese Predigten mit Passionspredigten früherer Kanzelredner, die wesentlich dieselbe dogmatische Ansicht theilen, so kann es einem nicht entgehen, daß letztere einen gar verschiedenen Charakter tragen. In diesen ist in der Regel von Christo nicht viel die Rede; Herr Dr. Schmalz aber spricht viel von Christi Leiden, er citirt viele Bibelstellen, er sucht sich überhaupt so viel als möglich an die biblische Vorstellungsweise anzuschließen. Man findet das auch in anderen Predigtsammlungen unserer Zeit. Irrten wir nicht, so ist der Grund dieser Erscheinung in den Bewegungen zu suchen, die namentlich im letzten Decennium auf dem Gebiete der Theologie stattgefunden. Die letzte Zeit hat es zur Genüge gelehrt, wohin der Rationalismus, in seiner unerbittlichen Consequenz aufgefaßt, führe. Da sind nun Viele, denen das Christenthum überhaupt noch etwas gilt, die einen gewaltigen Schreck bekommen haben vor den kritischen Resultaten, die die Weisheit dieser Welt zu Markte gebracht; sie haben einzulunken gesucht, ohne jedoch ihre Stellung wesentlich zu verändern. Die Folgezeit wird aber die Unhaltbarkeit und Bodenlosigkeit dieses dogmatischen Standpunktes immer mehr aufdecken; zwar nicht zwischen einem kopflosen Glauben und glaubenslosen Kopf wird in Zukunft allein zu wählen seyn, aber zwischen entschiedenem Glauben und entschiedenem Unglauben wird allein die Wahl übrig bleiben.

Zweite Beilage.

An Ein Hochhehrwürdiges Ministerium. Nothgedrungene Protestation der unterzeichneten Mitglieder der hiesigen Evangelisch-Lutherischen Kirche.

Tit.

Von dem Herrn Dr. und Senior Rambach ist auf die Vorstellung mehrerer Mitglieder der hiesigen Evangelisch-Luthe-

rischen Kirche vom 31. Juli d. J. wegen des Ärgernisses und der Besorgnisse, zu denen ihnen Zeitungsartikel und Schriften der hiesigen Candidaten, der Herren Doktoren Schleiden und Grapengießer Veranlassung gegeben haben, am 20. Oktober mündlich eröffnet worden:

„Daß jenen beiden Candidaten von einer Ministerial-Commission eine wiederholte nachdrückliche Abmonition ertheilt, und eine bestimmte Erklärung von ihnen darüber verlangt worden, sich an Bibel und Katechismus im Predigen und Unterweisung der Jugend nach gewissenhaftester Überzeugung zu halten, welche Erklärung dieselben am 7. d. M. schriftlich geleistet.“

Mit dieser Unterzeichnung hat folglich E. Hochsehrw. Ministerium diese Angelegenheit als geordnet angesehen, und was wir nicht erwarten konnten ist eingetreten. Erw. Hoch- und Wohlehrw. haben durch diesen Beschluß beurkundet, daß Ein Hochsehrw. Ministerium oder wenigstens die momentane Majorität in demselben, die Bekenntnisschriften unserer Kirche nicht mehr für allgemein verbindlich erachte, haben durch die Vorlegung einer neuen, überdies durch den zweideutigen Zusatz „nach gewissenhaftester Überzeugung“ schwankend gemachten Verpflichtung an Candidaten, welche ihren Abfall von den Fundamentallehren unserer Kirche offenkundig ausgesprochen, es außer allem Zweifel gestellt, daß Sie die Lehre innerhalb unserer Kirche dem Ermessen jedes Einzelnen Geistlichen Preis geben wollen.

Wir können diese Handlung nur ansehen und bezeichnen als eine Überschreitung der Einem Hochsehrw. Ministerium zustehenden Befugnisse, und fühlen uns in unserem Gewissen gedrungen, gegen diese Handlung als gegen eine ungesegliche zu protestiren, uns und die evangelisch-lutherische Gemeinde dieser Stadt, deren Mitglieder wir sind, gegen alle und jede aus diesem in sich nichtigen Beschlusse zu ziehenden Consequenzen hinsichtlich der Gültigkeit oder Ungültigkeit der kirchlich gesetzlichen Bekenntnisschriften zu verwahren, und auf das Feierlichste zu erklären, daß wir nach wie vor diejenigen, welche das Lehramt in unserer Gemeinde verwalten, für verpflichtet erachten

„ihren Unterricht nach der unveränderten Augsburgerischen Confession und den übrigen öffentlichen Bekenntnisschriften unserer Evangelischen Kirche und dieser Stadt abzufassen, und nicht durch Abweichung von denselben Ärgerniß unter ihren Zuhörern, oder Uneinigkeit unter den übrigen Lehrern anzurichten;“ so wie zu erklären, daß wir desgleichen die Herren Candidaten für verpflichtet halten

„ihre Vorträge nach der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern unserer Kirche einzurichten, und nie etwas zu lehren, was denselben widerspricht.“

Um aber auch zur äußerlichen Befestigung des an sich unverlierbaren Rechtes unserer Kirche diejenigen Mittel anzuwenden, welche unsere mit dem kirchlichen Bestande innig verbundene Staatsverfassung uns an die Hand gibt, haben wir den vorliegenden Fall in einer behüflichen Vorstellung zur Kunde E. E. Senats zu bringen und um Abhülfe zu bitten uns gezwungen gesehen, welches wir Erw. Hoch- und Wohlehrwürden anzuzeigen nicht haben unterlassen wollen.

Bei dem Ernste, welchen diese Sache in sich trägt und von welchem wir tief ergriffen sind, so wie bei dem in uns lebendigen Gefühle unserer Schwachheit, können wir freilich nicht anders als mit schwerem Herzen dem geistlichen Vorstande unserer Kirche, welchem wir viel lieber, wenn es seyn könnte, vertrauensvoll den Schutz derselben gegen die Angriffe auf dieselbe anheimstellen möchten, protestirend, wie hier geschieht, gegenübertreten. Allein das Bewußtseyn des verletzten Rechtes, die Möglichkeit einer Mißdeutung, falls wir in dem gegenwärtigen Zeitpunkte stille schwiegen, nöthigen uns zu entschiedenen Schritten, und die gewisse Zuversicht, daß unser lieber Herr und Heiland auch in den Schwachen mächtig ist, wenn sie nur für Seine Ehre streiten, wird uns in dieser Sache nimmer verlassen. — Ihm, dem allmächtigen Herrn, dem alle Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden, befehlen wir denn dieselbe zu Seinem gnädigen Schutze und unterzeichnen uns hiemit als

Erw. Hoch- und Wohlehrwürden

Hamburg den 15. November 1839.

ergebene

Nachrichten.

(Magdeburg.) So eben begegnet uns in Nr. 43. der Ev. A. Z. der in dem Hinblick auf die nächsten Folgen des von dem Prebiger Sinterus zu Magdeburg öffentlich gegebenen Ärgernisses einem evangelischen Laien abgebrungene kräftige Mahnruf zum wackeren und rüstigen Glaubensstreit wider die so thöricht und doch so übermüthig gegen den Zeug Israels hervortretenden Hohnsprecher, die seit lange schon das Reich unseres himmlischen Königes verwüsten, Seine Unterthanen plündern, Seine Reichthümern unter ihre Füße treten, und Ihm selbst, dem nun einmal nicht damit gedient ist, bloß für einen Lehrregenten zu gelten, die Ihm in alle Ewigkeit zustehende unendlich erhabnere Würde freventlich bestreiten. Es versteht sich von selbst, daß Er diesen Leuten, die ganz nach eigenem Bedünken und Belieben in Seinem Reiche haufen, nichts weniger ist als der ewige König der Ehren, der große Herr Zebaoth, wiewohl zum großen Anstoße für sie selbst, das sonst ihrem verführerischen Treiben vielgünstige — Magdeburger Gesangbuch noch immer von Ihm zu singen gestattet: Er heißt Jesus Christ, der Herr, Herr Zebaoth, und ist kein anderer Gott, das Feld muß Er behalten. Aber um so mehr liegt es ihnen an, sich gleichwohl in dem Heiligthume Seiner Kirche als deren rechtmäßige Inhaber immer durchgreifender geltend zu machen. Da ist es nun jenem ehrenwerthen Mahnrufe dringend zu wünschen, daß er allen denen zu Herzen gehe, welche, als Geworbene zu dem Streiterheere Jesu Christi, den besonderen Beruf haben, die Waffen geistlicher Ritterchaft zu führen. Um nun die rechte Würdigung und Beherzigung jener Glaubenszusprache: Hier Schwerdt des Herrn und Gideon! Jeglichem zu erleichtern, dem es irgend seine Lebensaufgabe ist, alle Anschläge und alle Höhen, die sich erheben wider das Erkenntniß Gottes, mit zerstören zu helfen, fahren wir fort in unserer Berichterstattung über die neuesten Vorgänge in der — einst mit starker Betonung evangelisch geheissenen — Stadt Magdeburg. Es soll also aus dieser weiteren Relation nicht sowohl eine Klagestimme laut werden, als vielmehr denen, welchen es in der Evangelischen Kirche Deutscher Zunge, wegen ihres Streiterberufes, zu wissen Noth ist, Meldung davon geschehen, wie man

es auch in dem für das Evangelium einst so bedeutsamen Magdeburg nachgrade bis auf den Punkt gebracht hat, daß der bis noch vor Kurzem dort bestandene Scheinfriede zwischen Glauben und Unglauben als ein falscher und schwachvoller für die Kirche von allen ihren lebendigen Gliedern klar erkannt werden muß.

Bestellt sich wissen zu Wächtern auf Jerusalems Mauern, und doch — in schimpflicher Feigheit stille schweigen, da vor ihren Ohren innerhalb der Burg jene fack das Nichtempören wider ihren ewigen König und Herrn als unevangelischen Aberglauben verschreiende Stimme erscholl, — das konnten diejenigen Männer in Magdeburg nicht, die in der gläubigen Entschiedenheit für Ihn, welche von oben her kommt, ihres heiligen Amtes zu warten suchten. So haben sie denn auch nicht gethan. Sie haben mit gebührendem Freimuth von ihren Kanzeln Zeugniß gegeben gegen den von einem aus ihrer Mitte als vernünftig und evangelisch proklamirten Aufruf dieser Zeit wider ihren Herrn und Gott, und haben, wahrhaftig nicht streitend über thörichte und unnütze Fragen, die nur Rank gebären, wie es sich ziemt, geeifert für die so schmählich angefochtene Gotteslehre des Herrn über Alles. Darin trifft sie kein Vorwurf. Aber sie haben es, und alle stimmsfähige sogenannte Laien, die derselben gläubigen Entschiedenheit für den König der Ehren mit ihnen sind, haben es mit ihnen, wie Ref. überzeugt ist, darin verfehlt, daß sie, als es hiezu noch Zeit war, nicht in demselben Maße, welches der Unglaubensgeist sich zum öffentlichen Niederstahl erwählt hatte, als in Christi Geist vereinte treue Diener Seiner Kirche mit einem gemeinsamen einfachen Bekenntnisse ihres lebendigen Glaubens an den Sohn Gottes aufgetreten sind. Ein solches Bekenntniß ist, wie verlautet, bereits aufgesetzt und wenigstens von einer achtbaren Reihe Magdeburger Geistlichen schon unterschrieben gewesen; aber — unversehens hat da die Rücksichtnahme auf collegialische Verhältnisse und eine an die Stelle der heiligen Liebe zum Herrn und zu Seinen Gläubigen sich unvermerkt eindrängende falsche Humanität und Friedensliebe dahin den Ausschlag gegeben, diese offene für die Zeitung bestimmte Erklärung zunächst noch zurückzuhalten. Das ist der guten Sache vorläufig allerdings zum Schaden geworden.

Denn hingesehen auf die große Menge, so war diese einer solchen Zeitungsentgegnung auf das Dringendste bedürftig, um auch nur zu der äußerlichsten Wahrnehmung geführt zu werden, daß gegen die Stimmführer des Unglaubens in den Zeugen des Glaubens doch noch immer eine Macht vorhanden sey, welche den offenen Widerstreit gegen jene nicht scheue. Nun ward aber den Meisten von denen, welche lediglich der Zeit- und Weltgeist regiert, auch nicht einmal zu solcher Wahrnehmung verholfen. Denn das liegt am Tage, bei weitem die Wenigsten aus dieser Schaar sind, weil der in ihnen waltende Geist sie, wenn nicht von allen Predigten, doch wenigstens von den wider diesen Geist unversehens angehenden Predigten zurückhält, durch die in einzelnen Kirchen abgegebenen kräftigen Glaubenszeugnisse auch nur äußerlich berührt worden. So erschien denn dem großen Haufen, in dessen Sinne sich ja Herr Sinteris hatte vernehmen lassen, der entbrannte Streik mehr als ein persönlicher Hader zwischen seinem freit mit der Sprache herausgehenden Klienten und etlichen amoch für das Zurückhalten gestimmten und dem Zeitgeiste nicht gebührend huldigenden Predigern, denn als ein Krieg zwischen dem schriftwärtigen Evangelium und den Ansichten des sogenannten gesunden Menschenverstandes, zwischen dem Glauben an den Sohn Gottes und dem Unglauben gegen Ihn. Hingesehen ferner auf die starke Wehr der lebendigen Evangelischen Kirche — auf ihr großes gemeinsames Glaubensbekenntniß — so kam nun diese Wehr, da kein in jenen Kreisen durchdringender Lebensfries, daß die Kirche der Disformitäten noch eine

lebendige sey, befundete, nur noch mehr in den bösen Ruf, als sey sie bloß ein vom Roste zerfressenes Eisen, das man aus der verschlossenen Rüstkammer längst im Tode entschlafener Rechtgläubigkeit von Ehemals jetzt wieder hervorhole, um es in großer Albernheit, wie wenn ihm an sich eine magische Kraft inwohne, gegen die neuen scharfen Waffen des frei und unbezwinglich gewordenen Aufklärungsgesistes sieghastig zu führen. So meinte man denn leicht von keiner achtbaren geistigen Lebensmacht selbst das Königl. Consistorium (das sich natürlich seinem Bezirke gemäß gedungen fand, gegen den kecken Lügner der Gottheit Christi, der dabei gleichwohl als ein Diener der Evangelischen Kirche angesehen seyn wollte, einzuschreiten), getragen, wenn dasselbe sich etwa veranlaßt sähe, nach dem todtten Buchstaben aus verschollenen Zeiten, nach dem es als Behörde vielleicht noch gewiesen fern dürfte, Prohibitivmaßregeln gegen den aufgekärten, freisinnigen und die ihm — so meinte man — zustehende Lehrfreiheit berufsmäßig handhabenden Sinteris anzuordnen. Und als wirklich dergleichen Maßregeln nicht ausblieben, siehe, da kühlten nun selbst Manche von denen, die früher das Benehmen des Prediger Sinteris taktlos, unbefonnen und ansöhlig auch ihrer Seits gefunden hatten, nach den in dieser Zeit einmal gangbaren verworrenen Begriffen von Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit, sich so sehr offent, daß sie jetzt, fast wie nothgedrungen, für Sinteris meinten Partei nehmen zu müssen. Dieser Erfolg wäre aber schwerlich in dem Maße eingetreten, wenn diejenigen, welche keine obrigkeitliche Behördenmacht, aber wohl eine lebendige Zeugenkraft besaßen, als es hiezu noch fähig an der Zeit war, durch ihr einmüthiges, glaubensfröhliches Zeugniß auf demselben offenen Markte, wo sich der Widerspruch gegen den Zeug Israels höhnend erhoben hatte, der Kirchenbehörde geistigen Suffurs geleistet hätten. Hingesehen aber endlich auf den Hohnsprechenden selbst, so mußte ihm ja natürlich vorläufig der Muth wachsen, da er merkte, die Stimme der Kirche, in seinem vulgären Sinne, affamirte bei weitem mehr ihm als seinen Gegnern. So sah er es bald wie in der Ordnung an, gegen diejenigen, die seine Behauptungen als Irrlehre darstellten, Repressalien zu gebrauchen, und sie hinwiederum seines Orts, als im Namen der Evangelischen Kirche, der Irrlehre zu zeihen. Man kann es ihm aber leicht gutrauen, daß er hierbei nicht absichtlich täuschen wollte, sondern kennt man irgend die Begriffsverworrenheit des Vulgar-Nationalismus, so begreift man, wie es ihm wirklich so zu Sinne seyn konnte, als habe er für die Interessen der wahren Evangelischen Kirche Krieg zu führen gegen vorurtheilsvolle und abergläubische Verdunkler ihres ihm und dem gebildeten Geschlechte dieser Zeit klar und hell scheinenden Lichtes. Wollte er doch alles Ernstes, ungeachtet seiner Intention, freimüthig seine ihm geklärt scheinenden Christenhumansansichten fortzuverwandigen, Diener der Evangelischen Kirche seyn und bleiben. Wie möchte man es sich sonst, hielte ihn der Wahn nicht befangen, sein von ihm selbst und von den Seinen für freisinnig gehaltenes Streben diene wesentlich der Evangelischen Kirche, wohl hinreichend erklären, daß anfangs selbst die ihm zugegangenen Warnungen und Mahnungen des Königl. Consistoriums ihn in seinem Treiben nicht irren konnten? Unfreiwillig war das ihm bestehend, er wußte die Stimme der heiligen Geistgemeinde im Ganzen, er wußte überhaupt die Stimme einer ansehnlichen Menge der Sache geneigt, für welche er sich einlegte. Diese Stimme war ihm aber die Stimme der Kirche, und — die Repräsentanten derselben in der Behörde — so mochte es ihm dünken — würden doch schließlich etwas gegen die Kirche unternehmen wollen. Aus psychologischen Gründen wäre es nun jedenfalls leichter bei ihm gerathen zum Treuerwerden an seinem rationalistisch verkehrten Begriffe von der Evangelischen Kirche, wenn die gläubigen Diener derselben und auch die gläubigen stammfähr-

higen Laien in ihr gemeinsam mit ihrem Zeugnisse da, wo es galt, ihm wären entgegen getreten.

Das ist nun nicht geschehen. Wir sprechen es offen aus — durch ein nicht aus dem Glauben geborenes klügelndes Berücksichtigendes der obwaltenden Verhältnisse, durch ein sich geltend machendes fleischliches Streben, wäre es möglich, den Fortbestand jenes so lange bewahrten falschen Friedens zu sichern, ist dies verhindert worden, wiewohl wir um deswillen keineswegs gemeint sind, einen Stein gegen irgend einen der Brüder aufzuheben. Aber erklären mag man es sich unter Anderen hieraus, daß es allerdings in Magdeburg bei manchen der evangelischen Wahrheit zugeneigten und ergebenen Christen „zu großer Befriedigung der Welt“ — wir wollen nicht sagen „an der Schlussfolgerung,“ doch — an der Besorgniß nicht geseht hat, „das sonntäglich so schön mit anzusehender Feuer des Glaubens und der Liebe sey nur gemaltes Feuer.“ Wir urtheilen aber, daß man bei solcher Besorgniß dem milden Geiste der Alles glaubenden und Alles hoffenden Liebe keineswegs nach Gebühr Raum gegeben hat.

In Folge des ausgebrochenen Streits gewannen nun übrigens die öffentlichen Reden des Herrn Sinten is für die Menge etwas Pitantes, das sie auch für diese früher nicht hatten. Die sonst gar leeren Stühle in der Kirche zum heiligen Geist füllten sich auf eine Weile mit zahlreichen Zuhörern. Diesen ward denn z. B. nach dem durch allbekannte Nationalisten-Eregeze zum Schiboleth ihres Wahns gestempelten Texte Joh. 17, 3. der Unterschied zwischen dem allein wahren Gott und seinem Gefandten Jesus Christus in des gemeinen Nationalismus irrationaler, weil bloß oberflächlicher Betrachtungsweise gezeigt, und dabei dies als das für evangelische Christen sich nothwendig ergebende Resultat nachgewiesen, daß sie weder an einen Gott, der Mensch geworden, noch an einen Menschen, der Gott geworden sey, glauben dürften, wobei sich denn obencin der Prediger eines solchen Evangeliums, wie wenn er ein Luther wäre, gebührte, und seinen Vortrag mit den auf sich angewendeten Worten des großen Reformators: Hier stehe ich; ich kann nicht anders &c., zu schließen kein Bedenken trug. So ward denn auch bei dem Versuche, die Schriftmäßigkeit seines Protestes gegen die Anbetung Jesu Christi nachzuweisen, die Frage von ihm erörtert, was man von denjenigen Schriftstellen und deren Nachbildungen in Kirchenliedern zu halten habe, in welchen anscheinend Jesu die Ehre der Anbetung beigelegt werde. Man müsse wohl unterscheiden, schärfte der Aufklärungsprediger ein, zwischen Anbetung und Anrufung. Daß Jesus angerufen werden dürfe, habe keinen Zweifel. Werde doch gewiß Jeder es zulässig finden, wenn Jemand in dem Hinblick auf seinen verstorbenen Vater in die Worte ausbreche: O du, mein theurer Vater, wie bin ich dir zu stetem Danke verbunden &c. Kurz, die Anrufung sey das Werk bloß einer lebhaften Phantasie, in welcher man sich als gegenwärtig vorstelle, wer doch in der Wahrheit nicht gegenwärtig sey. — Ein anderes Mal machte er der vor ihm versammelten Schaar über den Verräther Judas eigene Mittheilungen. Kurz zuvor nämlich hatte Herr Bischof Dräseke in seiner schönen, ein königliches, evangelisches Zeugniß enthaltenden Predigt:

„Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem,“ sich dahin geäußert, der Herr sage dies Wort noch heute „sogar zu denen, die Sein Brodt essen und Ihn dennoch mit Füßen treten, wie der Ischarioth,“ und eben so, „man könne nicht vollendet werden durch Christum, so man zwar scheinbar mit Ihm gehe, und nach Seinem Namen sich nenne, und zu Seiner Kirche sich halte, und mit Seinem Worte sich beschäftige, man habe aber doch nicht, was allein mit Ihm verbinde, den Glauben, wandle vielmehr wie Judas, selbst an des Meisters Seite, den eigenen Weg &c.“ Diese Worte hatten wohl Manche, leicht begreiflicher Weise, in besonderer Beziehung auf Sinten is aufgefaßt. Da predigt nun er selbst über den Judas Ischarioth, und stellt als dessen Haupttünde das in ihm übermächtig gewordene Bestreben dar, einen irdischen König Israels aus Jesu zu machen, also etwas ganz Anderes, als was er selbst habe seyn wollen. So seyen denn zu dieser Zeit die Judasse diejenigen, welche auch etwas Anderes aus Jesu zu machen strebten, als was er selbst zu seyn erklärt habe, welche, statt als einen erhabenen Gottesgesandten ihn zu betrachten, darauf beständen, ihn als Gott selbst zu verehren &c.

Solchen Predigten nun ward von einem irre geleiteten Geschlechte des äußeren Beifalls in Menge. Es erschien eine Aufforderung nach der anderen in der Zeitung, daß Herr Sinten is diese seine „Geist und Herz gleich befriedigenden,“ diese seine „ächt christlich-evangelischen“ Predigten dem Drucke übergeben möge, und öffentlich in der Zeitung ward ihm die Versicherung gegeben, „seine zahlreichen Verehrer seyen mit den in jenen Predigten entwickelten Ansichten vollkommen einverstanden,“ man erkenne in ihm „den würdigen Nachfolger seines großen Oheims.“ Was aber am beachtenswerthesten ist, selbst das Collegium der Kirche zum heiligen Geist verkannte so sehr seine Stellung, daß es öffentlich seine Zustimmung zu dem erklärte, was wohl in einer von der Kirche separirten Sekte, nie aber in der Kirche selbst sich geltend machen kann. Es „genügte mit Freuden einem in und außer der Gemeinde lebhaft und mehrfach ausgesprochenen Wunsche,“ und ersuchte dringend um Herausgabe der beiden ersten in dieser Aufregungszeit von Sinten is gehaltenen, „allen (?) Zuhörern eben so lehrreich als erbaulich gewesenen Predigten.“ In dasselbe Kirchen-Collegium hielt sich auch für befugt, zu Gunsten der ihm bedroht geschienenen Glaubens- und Lehrfreiheit sich bei dem Königl. Consistorium für seinen Herrn Sinten is ausdrücklich zu verwenden.

Jene Predigten indessen durften auf höhere Anordnung für das größere Publikum in Magdeburg nicht gedruckt werden (sie wurden aber gleichwohl, nach glaubhaften Versicherungen, für die speciellen Freunde und Anhänger des Herrn Sinten is gedruckt); vielmehr hatte die geistliche Oberbehörde es für ihres Berufs erachtet, sich die Conception derselben einreichen zu lassen und Herrn Sinten is zu verwarren. Dadurch nun gewann die glünstige Stimmung für die Sache des Irrthums und Wahns in zahlreichen befangenen Gemüthern nur noch mehr Steigerung, und dagegen wuchs in ihnen die Abdrigkeit gegen die heilige Sache der evangelischen Wahrheit. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 8. Juli.

N^o 55.

Erneuter Protest gegen geistliche Ungebühr.

Herr Dr. Bretschneider hat zwar durch wiederholte öffentliche Lossagung von den Bekenntnissen der Evangelischen Kirche sich selbst schon innerlich von derselben geschieden; dennoch nimmt er sich fortwährend heraus, in seiner Zeitung sich zum Richter über ihre Behörden, sowohl Fakultäten als Consistorien, zu setzen und deren kirchliche Erlasse mit großer Annahme dem Gerichte seiner unkirchlichen Meinungen zu unterziehen. Es ist aber nicht sowohl die Annahmlichkeit des Mannes, welche Unwillen erregt; denn diese beruht auf einer Überschätzung seiner selbst, die so weit geht, daß er bei den großen Blößen, die er in seinen oberflächlichen Schriften jedem gründlichen Theologen gibt, mehr Bedauern als Unwillen verbient. Was aber gerechte Entrüstung erweckt, das ist die Unaufrichtigkeit dieses Mannes, womit er gegen besseres Wissen — denn unwissend ist er nicht — den ungelehrten Lesern, welche die große Mehrzahl bilden, blauen Dunst vor die Augen macht. Siedem gibt schon sein Buch gegen die Grundlehren der Evangelischen Kirche auf dem Titel Zeugniß, indem es statt des wahren Ausdrucks: Evangelische Kirche, den unwahren: evangelischer Pietismus braucht. Einen neuen Beweis davon liefert der Aufsatz in Nr. 61 — 63. der diesjährigen Allg. K. Z. über den christolatriischen Streit in Magdeburg, worin, ohne zu erröthen, Herr Dr. Bretschneider sich auf die Seite des Prediger Sittenis stellt, welcher die freche Stirn gehabt hat, die von allen Hauptconfessionen der Christenheit anerkannte und angebetete Gottheit Christi in einem Zeitungsartikel zu verlängnen. Daß Bretschneider mit diesem Längner der Gottheit Christi gleiche Gefinnungen hegt, daß er Christum mit den Socinianern, Muhamedanern, Arianern nur für einen menschlichen Gesandten und Propheten Gottes, oder für einen endlichen, nur Gott ähnlichen und von ihm „in patriarchalischer Abhängigkeit“ stehenden Geist erkennt, und auch dafür nur, so lange es ihm gefällt, „den supernaturalistischen Gesichtspunkt festzuhalten,“ das ist seine Sache, und daß er darin mit Sittenis gemeinsame Sache macht und dessen widerkirchliche Ansichten vertheidigt, darüber mögen wir uns nicht wundern. Daß er aber diese Ansichten, nur mit einer minder erheblichen Ausstellung, als den symbolischen Büchern und der heiligen Schrift gemäß darzustellen sucht, und die geistlichen Zurechtweisungen, die jenen Mann mit Recht getroffen, als ungerecht tabelt, das ist sehr unwürdig. Erstlich mißt Bretschneider hier mit Beziehung auf das Gedicht, welches zu dem Streite

die unschuldige Veranlassung gab, einen Bilderstreit ein, der um so weniger hierher gehört, als auch Sittenis in seiner Kritik nicht sowohl eine Anbetung des Bildes, als vielmehr des Heilandes selbst angegriffen. Daß die Lutherische Kirche nicht die Bilder selbst, sondern nur die Anbetung derselben verwirft, und es nicht für abgöttisch erklärt, Stätten des öffentlichen Gebets, wie z. B. die Altäre, und also auch nicht Stätten des privaten Gebets, durch ein Gedenkbild Christi zu weihen, sofern dabei nur nicht zum Bilde, sondern wie es im Gedichte heißt: „empor zum Himmelsraum“ Hände und Herzen erhoben werden, weiß Jeder, der noch weiß wie das Innwendige einer Lutherischen Kirche aussieht. Wer sich weiter über den Gegenstand unterrichten will, lese Luther's herrliche Schrift: wider die himmlischen Propheten von Bildern und Sakrament, woraus folgende Stelle hier sehen mag (Walch. Th. 20. S. 202.): „Die Gedenkbilder oder Zeugenbilder, wie die Crucifixe und Heiligen-Bilder sind, ist droben auch aus Mose bewähret, daß sie wohl zu dulden sind auch im Geseze, und nicht allein zu dulden, sondern weil das Gedächtniß und Zeugen daran währt, auch löblich und ehrlich sind, wie der Mahlstein Josua 24, 27. und Samuel's 1 Sam. 7, 12.“ Zweitens sieht es Bretschneider ganz mit Unrecht als unkirchlich und unbiblich an, daß Christus in aller, also auch in leiblicher Noth, als Erbarmen angerufen werde, und überhaupt als „gleicher Gott von Macht und Ehre,“ derselben göttlichen Ehre und Anbetung mit dem Vater theilhaftig sey. Herr Bretschneider ignorirt dabei entweder absichtlich oder unabsichtlich bekannte Grundbegriffe der wissenschaftlichen Dogmatik, wie sie namentlich in den Sätzen sich aussprechen: sicut opera Trinitatis ad extra sunt indivisa, ita et cultus Trinitatis est indivisus (wie die Werke des dreieinigen Gottes in der Welt untrennbar sind, so auch die Verehrung desselben). Zwar wird per adproprietionem dem Vater vorzugsweise die Schöpfung, dem Sohne die Erlösung und dem heiligen Geiste die Heiligung zugeschrieben; aber daß der Sohn mitwirkend ist bei der Schöpfung wie bei der Heiligung, eben so wie der Vater bei der Erlösung und Heiligung und der heilige Geist bei der Schöpfung und Erlösung, ist eine so klare, und in der Einheit des göttlichen Wesens, welches dem Vater, Sohn und Geist gemeinsam ist, so unwidersprechlich begründete Lehre, daß die von Bretschneider beliebte Isolirung der göttlichen Personen als ganz hinfällig erscheint. Dabei hat er vergessen, daß Christo nach der Schrift (vgl. z. B. Coloss. 1, 16 — 19.) und Kirchenlehre nicht bloß ein Reich der Gnade, sondern auch ein Reich der Natur zukommt,

welche auch nicht mechanisch von einander geschieden werden können. Demnach ist unbestreitbarer Glaube der Christenheit, daß Christus, obwohl vorzugsweise in geistlicher Noth, doch auch in leiblicher, natürlicher Noth ein Helfer und Retter seyn kann und ist. Wenn Herr Bretschneider eine Menge von Bibelstellen anführt, worin er den Namen Gott immer nur auf den Vater bezieht, mit Ausschluß des Sohnes, so ist dies mehrfach eine Entschuldigung. Es muß ihm bekannt seyn, daß die Theologie der Kirche solche Ausschließlichkeiten zurückweist, daß der Name Gott sowohl dem Vater als dem Sohne und dem heiligen Geiste beigelegt wird, daß selbst da, wo der Vater besonders genannt, doch darum eben so wenig der Sohn, wie da, wo der Sohn genannt wird, der Vater ausgeschlossen ist; denn die Gottheit ist unzertrennlich. Wenn also der Heiland Jesus Christ als ein Erbarmender in aller Noth gepriesen wird, so wird damit nicht, wie der schwache Herr Sintenis meint, der Vater in den Ruhestand versetzt, sondern es wird stets in dem Sohne auch der Vater geehrt, Joh. 14, 13., dessen Barmherzigkeit uns solchen Heiland schenkt und durch ihn und mit ihm wirkt, Joh. 5, 19 f.; denn sie sollen Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, Joh. 5, 23. Vergeblich bemüht sich Herr Bretschneider, diese Stelle zu entkräften; denn der Zusammenhang zeigt zu augenscheinlich, daß sich Christus hier nicht als einen menschlichen Gesandten Gottes dargestellt, daß er vielmehr Gott sich gleichgestellt, weshalb ihn auch die Juden tödten wollten, Joh. 5, 18., ja daß er göttliches Wesen und göttliche Werke sich zugeschrieben, B. 21 — 26. Eine Menge Jesuslieder unserer kirchlichen Gesangbücher bezeugen die Kirchlichkeit der Anrufung Jesu als eines Erbarmers in aller Noth, fügen jedoch gerne, wie auch die kirchlichen Collekten und Gebete, um die Unzertrennlichkeit hervorzuheben, am Schlusse eine Doxologie auch auf den Vater und den heiligen Geist hinzu, wie umgekehrt, wenn die Anrufung mit dem Vater beginnt, eine solche auf den Sohn und Geist. Wenn durch die bestimmtesten Schriftstellen gezwungen, Herr Bretschneider Christo, obwohl ohne die wahre Gottheit, doch eine Anrufung im Gebet zuschreiben muß, so macht er aus Christus in heidnischer Weise einen Halbgott oder ein apotheosirtes Geschöpf, dessen Verehrung schon durch das erste Gebot als Abgötterei oder Creaturdienst verworfen wird, und sündiget eben sowohl gegen die heilige Schrift als gegen die Evangelische Kirche, die dergleichen entschieden von sich weist. Christus ist entweder wahrer Gott mit dem Vater und dem heiligen Geiste; dann muß er angebetet werden; oder er ist gar nicht Gott — denn Mitteldinge zwischen Gott und Creatur gibt es nicht — sondern nur ein Geschöpf, dann darf er nicht angebetet, nicht angerufen werden; kann dann aber auch nicht Erlöser und Richter der Welt seyn. Wer solches meint, wer Christum nur für einen menschlichen Propheten und Lehrer hält, wie die Juden Mosen und die Türken den Muhamed, der steht auf jüdischem oder Muhamedanischem Standpunkte, aber er ist kein inneres Glied der christlichen Kirche, die auf den Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des

heiligen Geistes gegründet ist, kann daher auch nicht mit freiem und gutem Gewissen ein Prediger derselben seyn.

N a c h r i c h t e n.

(Magdeburg.) (Schluß.) Früher schon, gleich nach den ersten kräftigen Zeugnissen einiger Geistlichen für Christum, als den gläubig anbetenden hochgelobten Sohn Gottes, hatte Nothheit und Ungebildetheit grade auf Seiten solcher, welche am meisten auf ihr eingeübtes Wissen und auf ihre vermeintliche Bildung zu stolzen pflegen, in feiger, unwürdiger Weise den bösen Muth zu kühlen gesucht. Die gedachten Prediger bekamen durch die Stadtpost anonyme, in dem dünnelhaftesten Schulkleiderstern sich äußernde, und mit Unglimpf und Schmähworten erfüllte Briefe zugesandt. Ja, ein Lehrer an einer der Volksschulen entlobete sich nicht, mit seiner unmündigen Jugend die wackere, einfach zeugende Predigt des Pastors Reinhard: „Daß wir allerdings zu Jesu beten müssen,“ geistlich durchzunehmen, den Inhalt dieser Predigt dabei als Unsinn und Unvernunft zu bezeichnen, und diejenigen Kinder seiner Klasse, welche bei dem gedachten Pastor den Confirmationsunterricht genossen, abzumahn, dergleichen zu glauben. Wiewohl nun diesem eingeübten Klagen — einem unstudivirten Seminariusjüngling — die verbiente Demüthigung nicht erspart blieb, so war dieselbe doch nicht geeignet, die Vielen in allerlei Stand, welche zu dieser Zeit bei gleicher Unmässigkeit auf gleicher Bildungsstufe stehen, aus glaubenstosen Halbwissen in urtheilsfähige Klauzige umzuwandeln und ihnen die unter dem jetzigen Geschlechte viel beliebte Geistessträgheit auf einmal zu verleiden, in welcher man sich gern, wie wenn die edlen Erze in der Tiefe zu suchen Thorheit und Unsinn wäre, an den vulgären Klümpeln des sogenannten gesunden Menschenverstandes und an dem, was ganz auf der Oberfläche liegt, genügen läßt. Kurz, da es nun ruckbar geworden war, daß die geistliche Oberbehörde in der Sache eingeschritten sey und daß auch sie sich wider Sintenis Streben erkläre, so war es der Besangenen und Gehörten Vielen, als sey Gefahr vorhanden, den vermeinten Hauptgewinn von der Reformation — freie, aufgeklärte Forschung und freie aufgeklärte Lehre in religiösen Dingen — zu verlieren. Die wunderbarsten Urtheile, zum Zeugnisse dafür, wie gar übel bewandt es mit dem evangelischen Christenthumsunterrichte in der Jugendzeit der Urtheilenden gewesen seyn müsse, flossen selbst von den Lippen solcher Menschen, die sonst in ihrem Stande als umsichtige, achtbare und rechtliche auszuzeichnen sind, obwohl diese dabei gemeinlich es höchlich beklagten, daß durch das unvorsichtige und unbefonnene Bezeigen des Pred. Sintenis der Anlaß zu diesem traurigen Zwiespalt und zu seinen bedenklichen Folgen gegeben sey. —

Die geistliche Oberbehörde fand sich benogen, eine Entscheidung in der Art, wie sie sich im Voraus erwarten ließ, ausgeben zu lassen. Dem Manne, welchem es bis dahin als unbedenklich erschienen war, seine und seines Anhangs subjektive Meinungen als den rechten Glauben der Evangelischen Kirche zu verstehen, ward aufgegeben, niemals wieder die Kirchenlehre in seinen öffentlichen Ausprüchen zu verlegen. Widrigen Falls ward er mit Suspension bedroht. Der bis dahin anscheinend so muthig für seine Sache sich eingelegt hatte, unterwarf sich ohne Widerrede dem gegen ihn gefaßten Beschlusse. Er traf die Wahl, bei welcher er die Aussicht hatte, in seinem Amte belassen zu werden. Kurz nachher aber soll ihm diese Fügbarkeit leid geworden seyn, wir wissen nicht, ob mehr, weil seine Freunde und Gönner sie

mißbilligten, oder ob mehr, weil auch er, wie der Magistrat der Stadt, eine bedrohlich in den Gemüthern sich steigende Aufregung von dem für Lehr- und Glaubensfreiheit beunruhigenden Ende fürchtete, welches, nach der Vorspiegelung, die man sich davon machte, durch die von dem Königl. Consistorium ergriffenen Maßregeln die Angelegenheit genommen haben sollte. Kurz, der Magistrat insonderheit, welchem das Patronatsrecht über die städtischen Kirchen zusteht, hatte diese Ansicht — eine ja freilich mit Recht Befremden und Verwunderung erregende. Noch ist, sind wir überzeugt, von Alters her in der Stadt Magdeburg, unter den noch zurückgebliebenen Nachwirkungen des ehemals hier alle Stände segnenden Evangeliums, der Respekt vor den Unordnungen der obrigkeitlichen Behörden so groß, daß es sich in diesem Falle, ob zunächst auch Mancher über die nach seinem Wahne aus jenem Consistorialbeschlusse hervorgehende Beeinträchtigung der edlen Lehrfreiheit sich in der Stille beklagt hätte, ganz gewiß zu keiner für die häusliche und öffentliche Ruhe bedrohlichen Erregung der Aufregtheit in den Gemüthern gewendet haben würde. Indessen der Magistrat urtheilte hierin anders und gab deutlich fund, daß er auch seines Theils lieber auf Seiten der Sache stehen möge, welche ein Sintenis als die Sache des Lichts und der Wahrheit bezeichneter, denn auf Seiten derjenigen, welche mit seinem großen Zeugnisse der ewige Geist der Evangelischen Kirche für die rechte Lichts- und Wahrheitsache erklärt. In auffallender Weise verwechselte sogar auch der Magistrat die durch die Reformation errungene theure evangelische Freiheit, welche in früherer Zeit der geistige Lebensnerv der Magdeburger Bürgerschaft war, mit der jetzt von Sintenis und seinem Anhange belobten, von der doch mit leichter Mühe der Nachweis geführt werden kann, daß sie eine viel ärgere und schimpflichere Knechtschaft ist, als einst die Römisch-Päpstliche, deren Joch im sechzehnten Jahrhundert für unsere Väter durch die Kraft der evangelischen Wahrheit herrlich zerbrochen ward. Daß wir aber berechtigt sind, also über den sonst um die Stadt wohlverdienenden Magistrat zu urtheilen, geht daraus hervor, daß er selbst die Aufregung in den evangelischen Kirchengemeinden Magdeburgs als bewirkt nicht sowohl durch den Pastor Sintenis und seine offene Läugnung der Gottheit Christi, sondern vielmehr durch diejenigen städtischen Prediger, welche die von Sintenis unvorsichtiger Weise in der Zeitung angeregte „theologische Streitfrage“ (?) in Controverspredigten auf die Kanzeln gebracht hätten, darzustellen kein Bedenken hatte. Dieses Wagniß jener Geistlichen, die doch selbst, wenn man sie nicht einmal als Diener Jesu Christi, sondern nur als in ihrem eigenen Namen Lebende betrachtet, wohl befügt seyn mußten, sich von dem Schmutz der Aberglaubensbeschuldigung, mit welchem sie sich unverschämter von einem ihres Antzeignen beworfen sahen, wieder zu reinigen, ist dem Magistrat so anständig gewesen, daß er sich nicht hat enthalten mögen, sie um deswillen sogar „unevangelischer Intoleranz“ zu bezichtigen. Kurz — er hat in Betreff der von dem Provinzial-Consistorium wider Sintenis ergriffenen Maßregeln, nach vorübergegangener gutachtlicher Ratseinspehlung von dem Superintendenten der Stadt — für dessen theologische und Glaubens-Stellung der Rath, den er erteilt hat, bezeichnend ist — und von einigen anderen „anerkannt tüchtigen“ Mitgliedern des Magdeburger Ministeriums, auf höhere Entscheidung provocirt, und dabei — merkwürdig genug! — darauf Beziehung genommen, in der alten Stadt Magdeburg sey das Bewußtseyn zu lebendig, daß die Väter für das Licht des reinen Evangeliums und das hohe Palladium der Glaubensfreiheit ihr Blut geopfert; daß Luther selbst schon ihre Stadt unseres Herrgottes Kanzlei genannt habe; nie würde also dort der kleinste

Rückschritt im kirchlich evangelischen Leben anders als mit dem höchsten Unwillen zurückgewiesen werden.

Von den in jener Entgegnung des Magistrats erwähnten „anerkannt tüchtigen“ Mitgliedern des dasigen Ministeriums machen wir geschildert den Special-Collegen von Sintenis, den Herrn Prediger Klusmann, namhaft. Während der Zeit des lebhaftesten Streites hatte er in einer Sonntagspredigt ein manchen seiner Zuhörer „sehr erfreulich gewesenenes Friedenswort“ geredet, welches von ihnen in den Druck begehrt ward, aber wohl nicht gedruckt erschienen ist. Damit nun das evangelisch-kirchliche Publikum sich möge ein treffendes Urtheil sowohl über den Frieden, den Herr Klusmann predigt, als auch über dieses „anerkannt tüchtigen“ Geistlichen Stimmberechtigung in der Sintenischen Sache bilden können, theilen wir aus einer gedruckten Confirmationsrede des Herrn Pred. Klusmann, die im vorigen Jahre als „freundliche Gabe“ fünf und fünfzig in der heil. Geistkirche zu Magdeburg Confirmirten überreicht worden ist, hier folgende Stellen mit: „Mag man euch noch so dringend jene falsche Frömmigkeit und stolze Demuth als den alleinseligmachenden Glauben empfehlen, die dem Menschen, als böse und verderbt von Grund aus und von Geburt an, allen sittlichen Werth und alle eigene Kraft zum Guten abspriecht, und die da behauptet, nur durch den Glauben an Jesu stellvertretende Genugthuung, an sein Blut und seine Wunden, an sein Verdienst und seinen Erlösungstod sey die Seligkeit zu erlangen, . . . ihr werdet euch nicht täuschen und bekehren lassen.“ — „Ihr werdet in Demuth eure Sünd- und Mangelhaftigkeit bekennen, aber nicht glauben, daß der Allheilige und Allliebende nur durch den blutigen Opfertod eines Unschuldigen zur Gnade und Vergebung gestimmt und bewogen werden konnte, oder daß ihr nur durch die Fürbitte eines Dritten eures Herzens Anliegen vor Gott bringen dürftet, sondern werdet mit kindlicher Zuversicht euch selbst zu Gott nahen, und gewiß seyn, daß er euch hört mit Waterhuld, wenn ihr bleibet an Jesu Rede.“ — „Mit seinen Worten beleuchtet und vergleicht jede menschliche Behauptung — selbst die Aussprüche der Apostel, wenn euch deren Auslegung zweifelhaft, mit der Vernunft im Widerspruche, ihr Sinn dunkel und mehrdeutig scheint, oder wenn sie von jüdischen Vorurtheilen gefärbt, nur für gewisse Zeit- und Ortsverhältnisse gültig scheinen, — auch diese erklärt mit Jesu Worten ic.“ — Bedarf es des Zeugnisses noch mehr? —

Wenn nun übrigens der Magdeburger Magistrat sich auch darauf beruft, daß er selbst von jener Gesinnung der Bürgerschaft, nach welcher sie auch den kleinsten Rückschritt im kirchlich-evangelischen Leben mit dem höchsten Unwillen zurückweisen würde, auch seines Theils zu sehr durchdrungen sey, als daß er deshalb den Inhalt der ihm zugegangenen Consistorialverfügung nicht in die reichlichste Erwägung habe ziehen müssen: so wird es ihm ja hoffentlich jetzt schon klar geworden seyn, daß weder ihm noch der ehrenwerthen Bürgerschaft Magdeburgs ein Rückschritt im kirchlich-evangelischen Leben dadurch zugemuthet wird, daß man, was einmal evangelische Lehre ist, nicht als unevangelische Lehre will proscribiren lassen, und daß man, was einmal nicht evangelische Lehre ist, als dennoch evangelische Lehre nicht anerkennen mag. Ist wirklich der Magistrat und die Magdeburger Bürgerschaft dem Rückschreiten in religiösen Angelegenheiten abhold, so kann sich dessen die gläubige Kirche nur freuen. Sie selbst ist Allem, was mit Grund ein Rückschreiten von dem Licht zur Finsterniß, von der Wahrheit zur Lüge genannt werden mag, in einem Grade widerwärtig, daß sie jedweder anderen Gemeinschaft, die es mehr zu seyn behauptet, zum rüstigen Wettkampfe um den Ehrenpreis sich unbedenklich erbieten darf. Freilich — des Rückblicks, des besonnenen Rückblicks mag sie sich nicht

begeben; sonst aber ist und bleibt ihr Wahlspruch: Vorwärts! und Aufwärts! Dünkt es aber oftmals dem Zeit- und Weltgeist, wenn der ewige Geist der Kirche vor Ab- und Irrwegen warnt und diejenigen, welche auf solche gerathen sind, zurückzulenken sucht auf die rechten Wahrheits- und Friedenswege, als seien solche Warn- und Lockstimmen eben so anmaßliche, wie thörichte Ausrufe zum Zurückschreiten aus des Tages Helle in nächtliche Finsterniß: so ist das für diejenigen, die dem Welt- und Zeitgeist folgen, als wäre er Gottes Geist, der allergefährlichste Irrthum, der seine Irrthumsnatur dadurch, daß ihrer eine große Menge ist, die ihn für Wahrheit halten, wahrhaftig nicht verliert. So muß ja freilich die Kirche Gottes in dem hellen Lichte der schriftmäßigen evangelischen Lehre den Weg, welchen Herr Sinentis die ihm Vertrauten führt, als einen höchst bedenklichen Ab- und Irrweg bezeichnen. Wird ihr darin widersprochen, wird ihr jene falsche, heillose Toleranz zugemuthet — wiewohl man eben die Kirche mit ihrem Bekenntnisse zu toleriren sich doch oft sehr ungeneigt zeigt — nach welcher sie nicht etwa dem fehlenden Bruder mit sanftmüthigem Geiste wieder zurechtzubringen, sondern vielmehr mit dem Geiste des Indifferentismus sein Böses als Gutes, seine Finsterniß als Licht, seine Lüge als Wahrheit gelten lassen soll: so kann dadurch ihr zuversichtlicher Anspruch auf Gültigkeit ihres Urtheils, ob man ihm auch, gehend von Vorurtheilen, in großen Kreisen zunächst die Geltung versage, nicht im mindesten alterirt werden. — Versahren wir aber nicht gleichwohl zu streng mit Herrn Sinentis, der doch laut und mit der Sprache der Aufrichtigkeit versichert, daß auch er glaube an Christum? Wir haben es kein Hehl, die mutwillige Trivialisirung und die freche Verhöhnung alles Heiligen, mit welcher manche unserer Zeitgenossen, z. B. die Heine, Wienberg, Guzikow und Conforten, von dem ewigen Geiste der Wahrheit, des Friedens und des Lebens die Gemüther abzuführen suchen, erregen uns allerdings noch viel stärkere Empfindungen des Schauders vor den entsetzlichen Tiefsen, bis zu welchen es schon hier mit dem nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen gerathen kann, als die noch von einem gewissen religiösen Ernst gebaltene Bestrebungen des Herrn Sinentis. Aber — Jene sind doch nicht und wollen nicht seyn Diener des Evangeliums, sondern sie verachten und schmähen und lästern es als seine offen erklärten Feinde mit frecher Ungebundenheit. Hierin steht nun Herr Sinentis bei uns gegen Jene im Nachtheil, ob wir ihn auch, seinem persönlichen Standpunkte nach, der christlichen Wahrheit nicht für so bitter verfeindet halten. Er will, ungeachtet seines eigenwilligen Angehens wider den Geist der Kirche, dennoch der Kirche Diener seyn und bleiben, will zu den in ihr geordneten Trägern ihrer Gnadenschatze mitgezählt werden, ob er es ihr auch in's Angesicht sage, daß er, nach dem Bedünken seines eigenen Geistes, der ihm vertrauten Kleinodien mancher, die sie zu ihren köstlichsten rechnet, als unnüch und unnütz hinwerfen wolle, damit man sie unter die Füße trete. Deshalb haben wir über ihn und sein Treiben so ernst und strenge uns äußern müssen, wozu wir ja freilich dieselbe Nothigung nicht gehabt hätten, wenn er, bei noch gleicher Befangenheit in den rationalistischen Zeitirrhümern, nicht ein Diener unserer auf dem Artikel von Christi göttlicher Person und göttlichem Erlösungswerke begründeten Evangelischen Kirche zu seyn begehrte, oder wenn er, bei seiner vermeintlichen moralischen Verpflichtung, seine Wahrheit, die der Kirche für Irrlehre gilt, laut zu verkündigen, sich außerhalb der Kirche eine Sekte von solchen zu bilden suchte, die nun einmal in dem aus ihm sich vernehmlich machenden Geiste den

Geist göttlicher Wahrheit zu erkennen wähnen. Da ihm dies aber keineswegs anliegt, so kann es ihm auch durchaus von uns nicht zu Gute gerechnet werden, daß er wenigstens in seiner Art von Dem ebenfalls hochhält, welcher Einer Kirche der Herr Zebaoth, und Gott über Alles ist, und daß er mit zahlreich in seine Vorurtheile eingewebten köstlichen Bibelworten für den großen Haufen der Ungläubigen gleichwohl als einen biblischen und evangelischen Prediger sich darzustellen bemüht ist.

So hat, wie verlautet, auch die oberste Behörde unserer Evangelischen Landeskirche geurtheilt. Es sind die von dem Königl. Consistorium ergriffenen Maßregeln Höheren Orts, wie es nicht anders seyn konnte, gutgeheißen worden, und es bleibt demnach hoffentlich dabei, daß Herr Sinentis, will er evangelischer Prediger bleiben, nicht ferner positiv die Lehren der Evangelischen Kirche durch seine öffentlichen Reden verletzen darf. Doch freilich — es thut nicht der für sich allein stehende Buchstabe; es thut nur der ihm sich vereinende lebendig machende Geist. Der, wenn von ihm wir befehlt sind, macht uns sicherlich sieghaft, und hilft uns herrlich in dem gegen eine ungläubige Welt uns befohlenen heiligen Streit. Darum, lieben Brüder, um seinen heiligen Lebensgeist laßt uns den großen Herrn und Gott, dem wir sind, brünstig bitten, daß durch ihn wir aus unserer Zertrennung und Zerstreuung zu einer gar einmüthig im rechten Glauben und in wahrer Liebe für die Ehre Jesu Christi kämpfenden Schaar zusammengebracht werden, daß durch ihn wir die unserem ewigem Könige seine göttliche Würde bestreitende Feindesmacht immer gewaltiger, wie entschiedener Widerstand auch noch geleistet werde, herauszuschlagen aus ihren festesten Positionen — aus den Herzen der Menschen, und daß so durch ihn wir ihrer Viele, die uns und unserem hochgelobten Herrn und in Ihm dem allein wahren, lebendigen Gott, dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste früher Gegner und Widerwärtige waren, noch werden mögen zu Ihm und zu uns innig verbundenen Freunden und Kampfgenossen! —

(England.) Der Bischof von Calcutta (Dr. Wilson) hat seine Absicht ausgesprochen, in der Hauptstadt seiner großen Diocese eine Kathedrale zu erbauen, an welcher vier Domherrnstellen mit einem Dechanten an der Spitze errichtet werden sollen; diese vier Präbenden sollten stets an eingeborene Geistliche vergeben werden. Die Kosten der ganzen Einrichtung sollten 60,000 Pfd. (420,000 Thlr.) betragen; von diesen hat der Bischof ein Drittel auf sich genommen, indem er 10,000 Pfd. sogleich geschenkt, 10,000 aber nach seinem Tode dazu zu hinterlassen versprochen hat. Die Kathedrale soll nach dem Muster der zu Norwich erbaut werden, nur in einem um ein Drittel kleineren Maßstabe. Am 9. März d. J. hat deshalb der Erzbischof von Canterbury eine Versammlung in seinem Pallast zu Lambeth gehalten; der Erzbischof machte bekannt, daß zu den Geschenken des Bischofs von Calcutta die Ostindische Compagnie 15,000 Pfd. hinzugefügt, und zugleich noch zwei Kaplanstellen gegründet habe; verschiedene Engländer zu Calcutta hätten 6000 Pfd. zusammengebracht, und die Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntniß habe 5000 geschenkt, so wie die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums die Fundirung einer Domherrnstelle versprochen habe. Nachdem der Erzbischof dies bekannt gemacht, und die Versammlung den Plan höchlich gebilligt, folgte eine reichliche Subscriptionsliste, an deren Spitze der Erzbischof selbst mit 200 und der Bischof von London mit 100 Pfd. sich stellten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 11. Juli.

N^o 56.

Über den geistlichen Zustand der Herzogthümer Bremen und Verden.

Der an die Stelle des verewigten Ruperti getretene neue General-Superintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, Dr. Köster, hat unterm 20. Februar 1840, dem Tage seiner Einführung, ein in Stade gedrucktes Sendschreiben an die Superintenden und Prediger beider Herzogthümer erlassen. Wenn der Zweck eines solchen ersten Hirtenbriefes, außer dem der Begrüßung, gewöhnlich zu seyn pflegt, sich gegen die Geistlichkeit auf eine bestimmte Weise zu äußern, damit Jeder von vorn herein wisse, was er zu erwarten habe und was von ihm erwartet werde, so ist zu bedauern, daß dies Sendschreiben vielmehr an einer großen Unbestimmtheit leidet. Weder über den Glauben des Herrn General-Superintenden und das Ziel, welches er sich gesteckt hat, noch über die Leistungen, die von den Predigern gefordert werden, noch über den geistlichen Zustand des Landes erfährt man irgend etwas Zuverlässiges. Das etwa neun Quartseiten lange Schreiben verlangt schon ein aufmerksames Studium, um sich von dem unbestimmten Charakter desselben ein einigermaßen bestimmtes Bild zu entwerfen.

Von seinem eigenen Glauben sagt der Herr General-Superintendent S. 4.: „Sie erwarten wohl an dieser Stelle von mir kein Glaubensbekenntniß. Wissen wir ja doch Alle, wo die Lebensadern liegen der Evangelischen Kirche, der wir unsere Dienste geweiht haben.“ Die Voraussetzung, als ob jeder angestellte Prediger wirklich wisse, wo die Lebensadern der Evangelischen Kirche liegen, ist in unserer Zeit sehr gewagt. Wenn auch Jeder die Examensantwort abgeben kann: in der Bibel und in den Bekenntnisschriften, so möchte doch bei näherer Erkundigung nach dem Inhalte der Bibel und der Bekenntnisschriften sich eine große Unbekanntschaft mit beiden leicht ausweisen. So ist es in anderen Gegenden, wo sich eben so wenig christliches Leben zeigt, wie bisher in den Herzogthümern Bremen und Verden, so wird es höchst wahrscheinlich dort auch seyn. Ueberdies wird ja noch vielfältig bestritten, ob Bibel und Bekenntnisschriften die Lebensquelle der Evangelischen Kirche seyen, da nicht Wenige lediglich ihren negativen Charakter als ihre rechte Lebensquelle bezeichnen.

In unseren Tagen ist es grade sehr nöthig, daß ein Jeder bestimmt ausspreche, was er glaube und lehre und was von Rechts wegen in der Kirche gelehrt werden müsse.

Um jenen uns im Ungewissen lassenden Satz näher zu bestimmen, rufen wir andere Stellen zu Hülfe: S. 7. heißt es: „Schließen wir als Evangelische besonders uns fest an die Schrift, in welcher die wahren Wurzeln unserer Kraft liegen!

denn auf's Wort ist unsere Kirche gegründet; im Worte besteht sie, durch's Wort wird sie erhalten werden. Darum können wir auch nicht lassen von der Augsburgischen Confession, als unserem Palladium; mag sie einzelne Unvollkommenheiten haben, so ist sie doch aus der Schrift erwachsen, ein Meister- und Musterwerk, in welchem die Beselehren vom Glauben und der Verdienstlosigkeit der Werke, von der Tiefe des Sündenelendes und der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, von einer Kirche ohne Papst und ohne unbiblische Mißbräuche eben so einfach als überzeugend dargethan werden.“ Hier würden wir eine genügende Erklärung haben: in der Schrift liegen die wahren Wurzeln unserer Kraft; die Augsburgische Confession ist unser Palladium; wenn nicht S. 5. folgende Worte vorausgegangen wären: „Da (im Inneren unserer eigenen Deutschen Landeskirche) ist der große Kampf zwischen Offenbarung und Vernunft, Supernaturalismus und Rationalismus, zwischen altem und neuem Glauben, Stillstand und Bewegung, oder wie man sonst ihn bezeichnen will, immer noch nicht ausgekämpft. Zwar die Überzeugung hat sich mehr und mehr Bahn gemacht, daß der Gegensatz nur in den Extremen recht unterscheidbar sey, in der Mitte aber, wo die Besten sich die Hand reichen, fast verfließe; daß das Christenthum für beide Denkweisen Raum lasse, wenn gleich, je nach dem verschiedenen Standpunkte, die eine als die höhere erscheinen wird, die andere als die niedere.“

Wie! der General-Superintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, der bisher als Professor in Kiel seine Studien vornehmlich „den gelehrten Fächern der Theologie“ (S. 4.) zugewandt hat, der weiß Offenbarung und Vernunft, Supernaturalismus und Rationalismus, den alten Glauben Deutschlands und den neuen nur in den Extremen recht zu unterscheiden? Es ist doch ziemlich bekannt, daß der kirchliche Supernaturalismus, gegen welchen allein der Rationalismus einen Gegensatz bildet, von dem Grundsatz ausgeht, daß die durch den Sündenfall verderbte Vernunft in geistlichen Sachen nichts zu urtheilen vermöge, der Rationalismus dagegen seine Vernunft für eine competente Richterin auch über Gottes Wort erklärt; daß die Offenbarung den unendlichen Glauben an Christum predigt, die Vernunft den unendlichen Glauben an sich selbst; und nun sollen der Rationalismus und die Vernunft in der Schrift die Wurzeln ihrer Kraft haben und die Augsburgische Confession für ihr Palladium erkennen? Wiederum sollen die Schrift und die Augsburgische Confession, die Quelle und das Palladium des Christenthums, für diesen Rationalismus und diese Vernunft einen Raum lassen?

Weiter! was ist das für eine Mitte, wo die Besten einander

derselben; Staat und Kirche bedingen sich wechselseitig, weshalb hier keine einseitig drückende Abhängigkeit stattfindet. Die Evangelische Kirche, die schon in Folge ihrer Lehre von der Rechtfertigung die selbstgerechten Ausschließlichkeiten der Katholischen von sich weist, will auch das bürgerliche und häusliche Leben nicht weltlich, sondern christlich haben, und steht darum in einem weit engeren Bunde mit dem Staate, als die Katholische, nicht weil sie die Kirche verweltlichen, sondern weil sie die Welt verchristlichen will. Kein Staat verdankt der Kirche mehr als der Preussische; das alte Königreich ist zwiefach eine Schöpfung derselben; zuerst ist es als katholischer Staat durch einen kirchlichen Orden gegründet; dann ist es durch die Reformation ein erbliches Herzogthum unter Brandenburgischem Scepter geworden; Brandenburg selbst verdankt seine Kraft dem Protestantismus. Das Allgemeine Landrecht erkennt freilich in der ganz unhistorischen Abstraktheit seines Kirchenrechtlichen Titels völlig die christlichen Grundlagen des Preussischen Staates; es erwähnt nur zufällig einmal Th. 2. Tit. 11. §. 39. der „protestantischen Kirchengesellschaften des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses;“ im Ubrigen erscheint der Staat ganz indifferent gegen die verschiedenen Kirchengesellschaften. In der Wahrheit und Wirklichkeit ist er es aber nicht und kann es nicht seyn, ohne sich selbst zu verläugnen. In dem Publikations-Patent vor den Vorreden der Consistorien zu den Provinzial-Regenden vom Jahre 1829 tritt unverkennbar der König wieder in alter Weise als *praeceptum membrum Ecclesiae* hervor, wie denn auch die Union ihrer Hauptbedeutung nach eine Wiedervereinigung des Monarchen mit der Confession seiner protestantischen Unterthanen ist, die überhaupt dem frommen und kirchlichen Sinne des verewigten Königs unendlich viel zu verdanken haben.

So ist also das Verhältniß der Evangelischen Kirche Preussens zum Staate, insofern er an Haupt und Gliedern evangelisch ist, das einer innigen Verschwisterung, wobei unter der verbundenen staatlichen und kirchlichen Autorität des Königs, welcher der höchste Repräsentant des obrigkeitlichen und hausväterlichen Standes ist, die Staats- und Kirchenangelegenheiten von dem *ministerium politicum* und *ministerium ecclesiasticum* nach den betreffenden Staats- und Kirchenordnungen verwaltet werden. Es ist wahr, daß diese Verbindung der Kirche mit dem Staate, wodurch letzterer den geistigen Segen des Christenthums in seinen mannichfachen Gebieten empfangen soll, beim Sinken des christlichen Geistes, den umgekehrten Schaden einer großen Verweltlichung der Kirche zur Folge haben kann. Aber wie wegen schädlichen Einflusses eines Ehegatten auf den anderen, eine Ehe deshalb nicht geschieden, sondern vielmehr nur auf die Besserung und Heiligung beider Gatten um so mehr gedrungen werden soll, so darf auch um jenes Schadens willen, der nur die Umkehrung des gegentheiligen Segens ist, die evangelische Verbindung zwischen Staat und Kirche nicht zertrennet werden.

Es war freilich, weil innerlich, darum auch äußerlich weit gekommen mit der Verweltlichung der Kirche, deren Angelegenheiten nicht mehr von selbstständigen kirchlichen Behörden, sondern nur anhangsweise von Deputationen der Kriegs- und Domainen-Kammern oder Regierungen abgethan wurden. Aber schon das Jahr 1817 gab der Kirche wieder Consistorien, welche aus geistlichen Räten, denen 1829 auch in den General-Superintendenten geistliche Direktoren gegeben wurden, unter dem Präsidio der Ober-Präsidenten bestehen und mit den Provinzialschul-Collegien in einer Weise verbunden sind, wodurch sie zugleich eine Mitaufsicht über das höhere Schulwesen haben. Gewiß, dies ist ein erfreulicher Anfang der Restitution würdiger kirchlicher Verhältnisse; aber mehr als ein Anfang ist es bis jetzt auch noch nicht. Es scheint zwar Manches für sich zu haben, daß die Consistorien nicht mit der Fürsorge für die sogenannten externa der Kirchen beschweret, sondern daß diese den Königl. Regierungen übertragen sind. Aber die den Consistorien zugewiesenen interna sind in einer Weise beschränkt, daß ihr Verhältniß zu der Kirche neben dem der Regierungen nur ein schattenartiges genannt werden kann. Merkwürdigerweise wird zu den, den Regierungen zugewiesenen externis auch dasjenige gerechnet, was von dem innerlichsten geistlichen Einflusse ist, nämlich die Besetzung der geistlichen Stellen, welche Königlich-Patronats sind, wobei seit 1829 die General-Superintendenten nur gutachtlich concurriren. Dergleichen sind alle Unterstützungen und Geldbelohnungen der Geistlichen und Superintendenten in die Hände der Regierungen gelegt, während die bettelarmen Consistorien keinem ihrer untergebenen Geistlichen irgend eine reelle Aufmunterung oder Belohnung zukommen lassen können. Diese befinden sich daher, zumal da sie auch wegen der Aufsicht über das Volksschulwesen von den Königl. Regierungen beständig in Anspruch genommen werden, in völliger Abhängigkeit von denselben, während der Einfluß der Consistorien sie verhältnißmäßig nur selten berührt. Zwar zählen sich die Regierungen auch zu den geistlichen Oberen, aber das ganze geistliche Element derselben besteht in Einem geistlichen Rathe, welcher bei den wichtigsten geistlichen Angelegenheiten, wie namentlich bei der Besetzung der Stellen, von dem Medicinal-, Bau- oder Rassenrath leicht überstimmt werden kann. Von solchen mehr ungeistlichen als geistlichen Oberen wird die Kirche und Volksschule großentheils regiert, wobei es denn nicht ausbleiben kann, daß interna oft wie externa administriert werden. Daß unter solchem Kirchenregimente die Geistlichen oft sich gedrückt fühlen, liegt in der Natur der Sache; keineswegs aber liegt dasselbe nothwendig in der Natur des protestantischen Verhältnisses der Kirche zum Staate, und ohne dieses zu alteriren, könnte dennoch eine Aenderung jenes unangemessenen Verhältnisses stattfinden, die wohl sehr wünschenswerth ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 15. Juli.

N^o 57.

Über den geistlichen Zustand der Herzogthümer Bremen und Verden.

(Fortsetzung.)

Schon oben ist bemerkt, daß nach diesem Sendschreiben ziemlich unbestimmt bleibt, welches das lautere Christenthum sey. Wenn nun kein Einigungspunkt da ist, so wird es auch mit der Einigkeit sehr schwierig seyn. Ferner werden hier Gefahren genannt, von denen man in den Herzogthümern Bremen und Verden bisher noch gar nicht gehört hat. Man hat wohl Nachrichten von Mystikern und Pietisten in Würtemberg oder im Wupperthal, aber von einem so gewaltigen Umschlag des Mysticismus und Pietismus in den Herzogthümern Bremen und Verden, daß darüber die Kirche in Gefahr geräth, ihre große, schöne Einheit zu verlieren, hat man noch nichts vernommen. Vollends, wer die Fanatiker im Volke sind, die „uns Prediger“ entbehren zu können meinen, wenn damit nicht etwa jene paar Familien angedeutet werden, die sich vor etwa zehn bis zwölf Jahren bei Lilienthal fanden, oder wo die Hegelianer, ob auf der Geest oder in den Marschen, weiß man gar nicht. Wir werden hievon später reden. Gegenwärtig beschäftigt uns nur das Eine, daß den Äußerungen des Sendschreibens nach vermuthet werden muß, es sey in der Bremen- und Verdenschen Geistlichkeit im Allgemeinen eine gute Richtung auf Wissenschaft und Glauben vorhanden.

Bisher hat man immer das Gegentheil vernommen. Es sollen unter den Bremen- und Verdenschen Predigern sich nicht wenige befinden, die zwar einen liebenswürdigen, ländlichen Charakter zeigen, mit denen sich vortrefflich ein Glas Grog trinken und eine Pfeife rauchen und über Bienen- und Schafzucht, über Stallfütterung, auch über den Nelfenslor und den Hamburger Correspondenten reden läßt, aber mit theologischen, oder geistlichen, oder seelsorgerischen Angelegenheiten muß man ihnen nur nicht kommen.

Wie groß die Zahl der Geistlichen im Bremen- und Verdenschen, die sich für geistliche Gegenstände interessieren, etwa sey, kann man aus Folgendem einigermaßen beurtheilen. In den Jahren 1831 oder 32 bildete sich unter sechs bis acht Predigern und Candidaten ein Cirkular. Jeder legte einen Brief bei, auch wohl eine Arbeit. So wanderte es von Ort zu Ort, bis es zurückkam, und der alte Brief oder die Arbeit mit etwas Neuem vertauscht wurde. Einige Teilnehmer hielten dies für ein zweckmäßiges Belebungsmittel und theilten es daher solchen mit, von denen sie Hoffnung hegten, daß sie an dergleichen Interesse hätten und Theil nehmen würden. So wurde das Cirkular von den verschiedensten Männern in allen Gegenden beider

Herzogthümer angepriesen. Die Zahl der Teilnehmer stieg auf etwa vier und zwanzig, bis es im Jahre 1838 und 39 durch seine Masse und Langsamkeit wieder einschlief. Rechnen wir auch die doppelte Zahl geistlicher Geistlichen, da mehrere aus anderweitigen Ursachen nicht beitraten, so erreicht auch diese Summe noch lange nicht die Hälfte der Prediger.

An einem anderen Orte scheint auch der Herr General-Superintendent diesen Zustand anzudeuten, indem er S. 11. sagt: „Spreche Niemand unter uns: ich arbeite vergeblich! was vermag der Einzelne!“ Aber eben deshalb, weil der General-Superintendent Köster schon mit den meisten Predigern eine persönliche Bekanntschaft gemacht hat, S. 3., schien es ein dringendes Erforderniß, auf diesen großen Ubelstand aufmerksam zu machen. Wie sollen die den unausforschlichen Reichtum Christi verkündigen, die nicht etwa eine skeptische Erziehung genossen, sondern gar keine geistliche Bildung besitzen; wie sollen die das lautere Christenthum predigen, die weder Christenthum haben, noch Heidenthum, die von Allem, was sich jetzt auf religiösem Gebiet in Deutschland ereignet, nichts wissen; wie sollen die mit Wissenschaft und Glauben kämpfen, denen beides fremdartige Dinge sind; wie sollen die einig seyn im Geist, die keinen Geist haben, und am wenigsten den heiligen; oder sich vor Einseitigkeit im Religiösen hüten, an denen gar keine religiöse Seite zu finden ist? Es ist zwar sehr traurig, daß man so reden muß, aber was hilft es, einen Schaden zu verdecken, der so sichtlich in die Augen fällt? Das weiß Gott, daß wir gern Alles zum Besten kehren möchten, und wahrlich nicht Haß oder Einseitigkeit oder Parteisucht führt unsere Feder, sondern die lautere Liebe zu der Kirche und ihrer großen und schönen Einheit. Wenn man ein wohlengerichtetes Uhrwerk durch Schuld mehrerer oder minder Räder stocken sieht, so tadelt man nicht die Einrichtung des Ganzen, wenn man die einzelnen Räder für schadhast erklärt. Man fordert auch nicht, daß diese Räder sofort weggeworfen werden, so lange noch Brauchbares an ihnen ist; aber man verlangt ihre Reparatur. Weil die Gemeinden, die der Sohn Gottes durch sein Blut erkaufte hat, so viele Hirten haben, die die Heerde nicht weiden, darum wünschen wir, daß diese Hirten aufgerüttelt werden aus ihrem Schlaf, und zuerst selbst sich sättigen an den reichen Gütern des Hauses unseres Herrn, um dann auch Andere speisen zu können. Darum wünschen wir, daß die schweren Ubelstände erkannt werden, weil, mit den Worten des Herrn General-Superintendent zu reden, „diese Ubel erkannt zu haben, schon ein Schritt ist zu ihrer Abstellung.“ S. 10.

Aus S. 11. ersehen wir, daß in Stade der Anfang gemacht ist, eine Predigerbibliothek zu gründen, wir wünschen herzlich,

daß nun auch Leser zu diesen Büchern gegründet werden, die den gelehrten oder praktischen Inhalt aufs Eifrigste studiren, aber noch mehr wünschen wir, daß vor Allem nur die Bibel selbst erst wieder gelesen werde, deren Inhalt dem größten Theile nach mindestens der Hälfte der Prediger fast gänzlich unbekannt ist; der Bekenntnißschriften gar nicht zu gedenken.

Wie über den wahren Zustand der Geistlichkeit, eben so scheint sich der Gen.:Sup. Köster über den religiösen Zustand des Landes zu täuschen. S. 9. heißt es: „Im Allgemeinen stehe Religion und Christenthum, Kirche und Schule überall noch in Achtung, und es kommt nur darauf an, in jeder Gemeinde den rechten Ton zu treffen, um sie dem Evangelio geneigt und folgsam zu machen. Ist auch das lebendige, innere Christenthum noch selten genug, so liegt doch im Volkscharakter ein guter Boden für dasselbe und der Prediger findet leicht Zugang zu den Gemüthern, wenn er sich ihn nur offen zu erhalten weiß.“

Die Achtung für Religion und Christenthum, Kirche und Schule, die hier gerühmt wird, beschränkt sich größtentheils darauf, daß die Prediger, namentlich auf dem Lande, noch zu den Vornehmeren gerechnet werden, daß die alte Gewohnheit des in die Kirche Gehens noch nicht gänzlich abgekommen ist, und insonderheit in einigen abgelegenen Seelsorgegemeinden, die Kirche noch ziemlich fleißig *ex opere operato* besucht wird; daß endlich ein unbestimmtes Gefühl für etwas Feierliches, Heiliges nicht ganz verschwunden ist; aber was in dieser Hinsicht noch geblieben, ist größtentheils altes Herkommen, äußeres Werk, fleischlicher Gottesdienst. Ich habe gern eine Bibel im Hause, sagte ein Landmann, Gottes Wort bringt Segen, aber sie muß mir nicht von dem Berde kommen, als wenn meine Frau sie abstäupt, sonst wird sie bald verbraucht. Ein Anderer äußerte: ich gehe gern in die Kirche, man muß den lieben Gott nicht erzürnen, man weiß nicht, wenn man ihn in der Wirthschaft nöthig hat. Dies ist im Ganzen Charakter der Frömmigkeit, die sich noch aus älterer Zeit herübergeerbt.

Ob im Volkscharakter ein guter Boden für das Christenthum liegt, muß erst die Zukunft lehren, denn es ist wahr, daß der Same des göttlichen Wortes an manchen Orten wieder ausgebreitet wird; bisher aber hat man von den gläubigen Predigern meist nur Klagen über die Unempfänglichkeit ihrer Gemeinden gehört. Im Herbst 1839 waren gegen zwanzig Prediger in Bremerbörde zusammengetroffen, die meist nur klagten.

Daß es aber nur darauf ankomme, in jeder Gemeinde den rechten Ton zu treffen, um sie dem Evangelio geneigt und folgsam zu machen, müssen wir entschieden bezweifeln. Warum fand denn des Menschen Sohn keinen Glauben in Israel, da er selbst predigte? Wußte etwa auch Christus selbst den rechten, den christlichen Ton nicht zu treffen? Wer dem Fleische das Evangelium verkündigt, wird erfahren, daß fleischlich gesinnt seyn, eine Feindschaft ist wider Gott.

So bleibt denn von jenem ganzen Satze nichts übrig, als die Bemerkung: das lebendige, innere Christenthum ist noch selten genug. Das ist leider nur zu wahr. Das Alte Land trinkt mit vollen Zügen aus dem Kelch des Verderbens, den die nahe

Weltstadt einschenkt. Doch ist hier dem Schein nach noch der meiste kirchliche Sinn. Es ist dort noch vielfältig Gebrauch, am Sonnabend oder Sonntag in den alten Postillen zu lesen. Dortige Prediger klagen indeß, daß dies vielmehr ein Hinderniß sey für den Eingang der lebendigen Predigt. Die Leute sagen: wir haben die rechte Lehre. Antwortet man: ihr sollt aber nicht die rechte Lehre haben, sondern, was in der rechten Lehre beschrieben wird, so nehmen sie es empfindlich auf. Im R——schen ist im Allgemeinen gar kein religiöser Sinn, geschweige denn ein christlicher oder kirchlicher. Ähnlich verhält es sich in der D——sch. Im Lande W——n soll es etwas besser seyn, doch soll auch hier das Kirchspiel W——n durch die Rohheit, der Ort D. durch die Nachlässigkeit seiner Sitten sich auszeichnen. Im D——schen ist das Wort Gottes theuer. Von den Kirchspielen, die an der großen Straße zwischen B. und H. liegen, hört man auch nicht viel Gutes, das Kirchspiel C. etwa ausgenommen, das sich eines besonders treuen Seelsorgers erfreuen soll. Von den bedeutenderen Orten ist B. durch seinen Leichtsin, B——de durch arge Weltlichkeit berufen. In der Nähe von H. hat der Brunnen verdorben, was noch zu verderben war. Von den Städten Stade, Verden, Buxtehude gesteht der Gen.:Sup. Köster selbst, daß ihr kirchlicher Sinn (verstehe: das in die Kirche gehen, denn von einer Kenntniß der kirchlichen Lehre oder Neigung zu ihr, ist gar die Rede nicht) keineswegs auf der rechten Höhe stehe. (S. 10.) Einzelne abgelegene Geest oder Moorgegenden sind es, wo noch ziemlich in die Kirche gegangen wird, nicht aber kirchlicher Sinn ist.

Wo so wenig geistliches Leben sich zeigt, da ist es überhaupt nicht leicht denkbar, daß viele religiöse Sekten seyn sollten. Wir wollen daher, was das Sendschreiben darüber sagt, näher beleuchten. S. 5. werden als Krankheitsymptome bezeichnet die „Regungen des Mysticismus, welcher man weiß nicht was für einem inneren Lichte vertraut, und des Pietismus, welcher gewisse Außerlichkeiten der Frömmigkeit zu ihrem Wesen macht; beide darin einig, daß sie mit der Kirche unzufrieden, sich von ihr zu trennen Miene machen.“ S. 6. heißt es, jene mystisch-pietistische Richtung finde Beifall „theils unter dem Volke, das in der Noth der Gegenwart eines festen Halts bedarf.“ S. 8. „In Nordamerika durch das wuchernde Sektenwesen und bei uns durch das Umsichgreifen des Mysticismus und Pietismus ist die Kirche in Gefahr, sich völlig zu zersplittern und jene große, schöne Einheit zu verlieren, welche eine Hauptbedingung ihres segnenreichens Wirkens ausmacht.“ S. 11. „Dem Conventikelwesen, wo es sich zeigt, sollen wir zu steuern suchen.“ S. 7. „Stehen im Volke Fanatiker auf, die uns Prediger entbehren zu können meinen.“

Bei diesen Stellen ist zuerst zu merken, daß das Sendschreiben an einem anderen Orte das, was man Mysticismus nennt, auch wieder in Schutz nimmt. S. 8. „Es ist wahr, mit dem Worte Mysticismus wird jetzt viel Mißbrauch getrieben. Versteht man darunter den Ernst der christlichen Gesinnung, das entschiedene Bekenntniß von Christo, das Festhalten

an der geoffenbarten Heilslehre, wer wollte ihn nicht loben!" Indeß der Nachsatz macht dies vorübergehende Lob sogleich wieder zu Schanden. „Aber wenn er in dunkeln Gefühlen u. s. f.“ Auch die obigen Stellen zeigen hinreichend, daß der Herr Gen.-Sup. die Gefahr für bedeutend hält. Zweitens muß erinnert werden, daß der Gen.-Sup. Dr. Köster an allen jenen Stellen, die S. 11. ausgenommen, von Deutschland im Allgemeinen redet. Man könnte also ungewiß seyn, ob auch in die Herzogthümer Bremen und Verden der Mysticismus und Pietismus bereits eingedrungen sey, wenn nicht der wiederholte Eifer zeigte, daß eben hierauf hingedeutet werden soll.

Wir müssen nun der Wahrheit gemäß bezeugen, daß ein solcher Mysticismus und Pietismus im Bremen- und Verdenschen überall nicht vorhanden ist. Das müßte in der That ja ein sonderbarer Mysticismus und Pietismus seyn, der, man weiß nicht welchem inneren Lichte vertraut und gewisse Außerlichkeiten der Frömmigkeit zu ihrem Wesen macht, und doch dem Volke einen festen Halt gewährt.

Seit einigen Jahren wird in verschiedenen Gegenden der Herzogthümer die Buße von den todten Werken und die Vergebung in Christo wieder mit Nachdruck gepredigt. Da nun Viele sich darauf beriefen, daß sie ja Christen seyen, wie sie denn auch wirklich todte Glieder an dem Leibe Jesu Christi sind, so ist vorzugeweise auf die Wiedergeburt gedrungen, auf die eigene Erlebung dessen, was in der kirchlichen Lehre enthalten ist. Auf diese Predigt sind zwar verhältnißmäßig Wenige, und doch auch nicht Wenige erwacht, und nun wissen diese Leute, daß das, was mit ihnen vorgegangen, nicht ein menschliches Werk, sondern durch den heiligen Geist geschehen ist. Sie glauben es der Schrift zu, daß sie Jesum nur durch den heiligen Geist von ganzem Herzen ihren Herrn nennen (1 Cor. 12, 3.), sie glauben, daß sie nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, ihren Herrn, glauben, oder zu ihm kommen könnten (Kleiner Katechismus Luthers von Söttefleisch; Erklärung des dritten Artikels). Das ist aber nicht ein: man weiß nicht welches Licht, sondern ein in der Christenheit wohl bekanntes Licht. Ungeistliche Berichtstatter über diese Bewegungen wissen freilich nicht, was das für ein Licht sey.

Eben so wenig gibt es unter diesen Leuten einen Pietismus, der gewisse Außerlichkeiten der Frömmigkeit zu ihrem Wesen macht. Ueberhaupt ist dies eine ganz oberflächliche, nichts sagende Bezeichnung des Pietismus, welche auf die Vermuthung bringen muß, daß sie aus Unkunde hervorgegangen ist. Allerdings kommen in diesen religiösen Bewegungen bei einzelnen Individuen als eine Entwicklungskrankheit, als ein Irrgang auf dem Wege des Heils auch eine Zeitlang pietistische Richtungen vor. Die Personen nämlich, die eine schwere Buße zu überstehen hatten, kommen meist in Gefahr, das tiefere Gemüthsleben, was während dieser Kämpfe sich in ihnen ausbildete, als ihre Gerechtigkeit vor Gott anzusehen, und verlieren darüber aus den Augen, was Christus uns erworben hat. Aber das ist nicht die allgemeine Richtung, auch nicht eine dauernde Richtung dieser Einzelnen, sondern eine Versuchung, worin sie eine

Zeitlang fallen. Im Ganzen ist diese Erscheinung aber selten, und viel häufiger sind Fälle einer methodistischen und einer herrnhuthischen Verirrung. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, damit die Methodisten oder Herrnhuther, die wir sehr hochachten, verkleinern zu wollen, sondern wir bezeichnen jense Fälle nur nach charakteristischen Eigenthümlichkeiten jener Kirchensekten. Es gibt nämlich Manche, welche, auch nur periodisch, die sogenannte Versicherung zum Gnadenstande für schlecht hin erforderlich halten. Viele kennen zwar kaum den Namen, man erkennt es aber bald daran, daß sie die Wiedergeburt höher preisen als die Rechtfertigung, daß sie mehr auf den Frieden vertrauen als auf den Herrn. Andere wieder sind geneigt, auf herrnhuthische Art mit den Liebeserweisungen Jesu an ihrer Seele zu geizen, und finden sich unglücklich, wenn sie die Süßigkeit des Friedens nicht schmecken. Wieder Andere verleitet das Bestreben bis in's Kleinste treu zu seyn, beständig ein heiliges Wesen zu bewahren, das dann leicht etwas Gemachtes an sich hat. Andere, am häufigsten Meiche, sind sehr eifrig in der Mildthätigkeit, und vergessen darüber das tiefere Verhältniß zu Gott in Christo und so Vieles. Aber dies Alles betrifft meist nur die Anfänge des geistlichen Lebens bei Einzelnen, und eine verständige Leitung führt sie gewöhnlich auf die rechten Pfade, über das Eine das Andere nicht zu übersehen. Es müßte ja auch sonderbar zugehen, wenn Jemand, der zum neuen Leben erwacht, von vorn herein ganz das Rechte treffen sollte. Die lautersten und erfahrensten Christen aller Zeiten wissen alle von ihren Irrgängen auf dem Wege zum Herrn viel zu erzählen. Darum ist es auch sehr irrig, wenn Herr Gen.-Sup. Köster meint, diese Leute könnten „durch die Andacht unserer Gesänge, die Innigkeit unserer Gebete, und die Kraft und Fülle unserer Predigten,“ S. 8., gewonnen werden. Ohne es zu merken, redet hier der Herr Gen.-Sup. sehr pietistisch, denn die Meinung, durch die subjektive Frömmigkeit mehr ausrichten zu können, als durch das objektive Heil in Christo, ist eine pietistische Meinung. Was diesen Leuten helfen kann, ist allein ein gewisser Bericht dessen, was selig macht. Danach setzen eben diese Leute, nach einem gewissen, zuverlässigen Bericht. Es ist darum auch eine ganz irrige Angabe, daß diese sogenannten Mystiker und Pietisten im Volke Miene machen, sich von der Kirche zu trennen, daß im Volke Fanatiker aufstehen, die „uns Prediger“ meinen entschoren zu können. Gegentheils, weil sie das so sehr fühlen, daß sie Kinder in Christo sind, wollen sie von zuverlässigen Predigern gern erfahren, was denn eigentlich die Wahrheit sey; sie erkundigen sich genau nicht allein nach dem, was Jeder in der Bibel findet, sondern auch, was andere Aeltere als der Kerninhalt der Bibel, als den wahren Weg des Heils gelehrt haben, und vor Allem Luther's Schriften werden fleißig durchsucht. Man kann die ganze Bewegung durchaus nur als eine kirchliche bezeichnen, die sich mit der historisch vorhandenen Kirche zusammenschließen will, nicht freilich mit den Gottlosen und Heuchlern, die der Kirche so zahlreich beigemischt sind, sondern mit der wahren Kirche, wie sie sich in den Bekenntnisschriften ausdrückt.

Dies geht einiger Orten so weit, daß sich sogar eine Richtung auf das strenge Lutherthum findet, wie es in Schlessien, Sachsen und Baiern sich zeigt.

Das ist dagegen gar kein Zeichen des Separatismus, wenn Gemeindemitglieder, die mit ihrem Prediger so übel berathen sind, daß sie nichts Geistliches von ihm erfahren können, sich Rathshen erholen, wo sie Rath finden. Sie sind noch nie auf den Einfall gerathen, die Sakramente nicht von ihrem Prediger empfangen zu wollen, weil der Prediger ungläubig sey, oder einen schlechten Lebenswandel führe, ja es ist, einige wenige Fälle in der Gegend von Larniskädt ausgenommen, noch nirgends der Wunsch rege geworden, das Land um des Glaubens willen zu verlassen. Sie sind also keine Donatisten, meinen auch nicht, die Prediger entbehren zu können, sondern aus Noth müssen sie der Prediger entbehren, und beten für sie. Daß aber die Predigten dieser sogenannten Prediger leer bleiben, darin geschieht ihnen ganz recht. *Impii doctores deserendi sunt.* Apologie Ausg. von Walch S. 155.: „Den achten Artikel lassen ihnen die Widersacher ganz gefallen, da wir sagen, daß auch Heuchler und Gottlose in der Kirche funden werden, und daß die Sakramente nicht darum ohne Kraft seyen, ob sie durch Heuchler gereicht werden, denn sie reichens an Christus statt, und nicht für ihre Person, wie der Spruch lautet: wer euch höret, der höret mich. Doch soll man falsche Lehrer nicht annehmen, noch hören, denn dieselben sind nicht mehr an Christi Statt, sondern sind Widerchristi. Und Christus hat von denen klar befohlen: hütet euch vor den falschen Propheten. Und Paulus zu den Galatern: wer euch ein ander Evangelium prediget, der sey verflucht.“ Die gottlose Lehre meiden die Christen, sonst wissen sie recht wohl, daß (daselbst S. 120.) „wie die Einigkeit nicht bleiben kann, wenn die Bischöfe ohne alle Ursache zu schwere Bürden auflegen dem Volke, eben so auch daraus leichtlich Rotten werden, wenn das Volk aufs Geschwindeste Alles will meistern und ausecken an der Bischöfe oder Prediger Wandel und Leben, oder wenn sie alsbald der Prediger müde werden etwa um eines kleinen Gebrechens willen,“ propter quaedam *levia* incommoda.

Es sind bisher in den Herzogthümern Bremen und Verden keine Fanatiker bekannt geworden, welche meinen, die Prediger entbehren zu können, die zahlreichen Haufen der Welsleute ausgenommen, wohl aber gibt es Prediger, die aus Unwissenheit in göttlichen Dingen ihren Gemeinden nichts Gewisses sagen können, oder aus Trägheit nicht mögen, oder aus bitterem Haß gegen das Evangelium, worauf sie verpflichtet sind, nicht wollen. Es haben sich in den religiösen Bewegungen keine Gemeindemitglieder gezeigt, die von der Protestantischen Kirche oder auch von den Einrichtungen der Landeskirche sich zu trennen Miene machten; wohl aber sind Prediger vorhanden, die so wenig geistige Spannkraft besigen, daß sie nicht einmal für jeden Sonntag eine Predigt auszuarbeiten sich überwinden können; sondern, nachdem sie in den ersten Jahren ihres Amtes sich einige Jahrgänge Evangelien- und Epistelpredigten zusammengeschrieben haben, tra-

gen sie nun diesen „guten Schatz aufs Zukünftige“ ihrer lieben Gemeinde in regelmäßiger Wiederkehr vor. Ist es der Gemeinde zu verdenken, wenn sie das abgedroschene Geplär endlich nicht mehr hören mag?

Hienach läßt sich leicht beurtheilen, was es mit den vorgebliebenen Conventikeln für eine Verwandtniß hat. Was man so nennt, ist ein Theil der „Gemeinschaft der Heiligen,“ von der Niemand behaupten wird, daß sie durch das Zusammenstehen auf den Kirchenbänken ihre volle Befriedigung finde. Es muß nicht allein den Christen freistehen, über das, was sie in der Kirche gehört haben, in den Häusern miteinander zu reden, sondern es kann überhaupt der gemeinschaftliche Gottesdienst in der Kirche kein Leben haben, wenn nicht in der Gemeinde selbst ein Leben vorhanden ist. Es ist wohl wahr, daß die gegenwärtigen Versammlungen der Gläubigen nicht lediglich die Form des freien Verkehrs haben, wie sie aus dem geselligen Leben der Christen naturgemäß hervorgeht, sondern daß sie absichtlich zusammenkommen, noch fleißiger zu forschen, wie es sich denn eigentlich verhält (Apostelgesch. 17, 11.), sich gegenseitig zu befestigen und zu trösten, aber die Ursachen liegen auch nahe. Einmal haben diese Leute gesunder, geistlicher Nahrung so lange entbehrt, daß sie nun nicht satt werden können, wie Genesende; wie eben geborene Kindlein sind sie begierig nach der vernünftigen, lauterer Milch. Sodann erkennen sie gar zu sehr, wie es ihnen an den nothdürftigsten Kenntnissen fehlt, manche Gedanken und Ausdrücke der Bibel nur zu verstehen. Man hat Fälle, daß solche Leute stundenweit gehen, um sich einen einzelnen Vers oder Ausdruck erklären zu lassen, der ihnen beim Lesen der Bibel aufgefallen ist. Dies Versäumte möglichst nachzuholen helfen sie einander.

Wenn aber solche Gemeindemitglieder in ihren Zusammenkünften nicht immer einen Prediger oder Schullehrer unter sich haben, so geschieht das nicht deshalb, daß sie nicht gern einen hätten; sie können ihn nicht haben, aus den oben angeführten Ursachen.

Diese Zusammenkünfte, die ganz frei und offen gehalten werden, wozu Jedermann Zutritt hat, die so natürlich aus dem erwachenden Leben hervorgehen, auf irgend eine Art unterdrücken zu wollen, wäre sehr thöricht; sie aber der Willkühr ungeistlicher Geistlichen preiszugeben, wäre frevelhaft. Wenn es also unter den jetzigen Zeitumständen nicht so bald möglich ist, allen Gemeinden wahre Seelenhirten zu verschaffen, die eine religiöse Bewegung zu leiten im Stande wären; so ist es das Beste, die Sachen gehen zu lassen wie sie eben gehen, und nur da einzuschreiten, wo sich wirkliche, polizeiliche Unordnungen zeigen sollten. Es ist hiebei indeß wohl zu unterscheiden, wer der schuldische Theil ist. Wenn vielleicht zehn bis zwölf Personen ruhig in einem Zimmer miteinander sprechen oder etwas vorlesen, und vor dem Hause sammelt sich ein Haufen halbbetrunkener Knechte und lärmern, so haben nicht jene die Schuld, sondern diese. Meint man denn, daß es keine Feindschaft gegen das Evangelium mehr gibt? (Schluß folgt.)

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

Auf die Prüfung der Ansicht von Michaelis lassen wir die der seines ersten bedeutenden Gegners, Nitsch, folgen, wie dieselbe in der schon erwähnten Schrift: Neuer Versuch über die Ungültigkeit des Mosaischen Gesetzes und den Rechtsgrund der Eheverbote, vorgetragen ist. Sein Grund ist im Wesentlichen kein anderer als derjenige, den schon Augustinus anhangsweise aufstellt, eine Erweiterung des alten respectus parentelae. Die Verwandtenliebe, darauf läuft Alles hinaus, steht weit höher als die eheliche. Es ist daher unsittlich, das höhere Verhältniß dem niederen aufzuopfern. Als die „Maxime des Blutschänders“ wird S. 71. die bezeichnet, „mache dir kein Bedenken, dich bei der Wahl des Gegenstandes für deinen Geschlechtstrieb durch thierische Lust auch in dem Maße reizen zu lassen, daß dein ihr widersprechendes natürliches Wohlwollen gegen den Gegenstand durch sie überwogen und unterdrückt werde.“ — „Dieser Trieb“ — heißt es S. 74. — „rechtfertigt zwar sein Daseyn und vergütet gleichsam das Thierische und Selbstfüchtige, das es in unsere Natur bringt, durch die stärkste sinnliche Zuneigung, die er veranlaßt und begründet, und die auch moralischen Zwecken ungemein dienlich wird. Allein diese seine Frucht ist doch so sehr mit Eigenliebe verschmolzen, und durch diese genährt, daß wir sie, als sinnliche Zuneigung betrachten, in Beziehung auf Sittlichkeit weit unter die sinnliche Verwandtenliebe setzen werden.“ — „Der Mensch entehrt sich also, wenn er eine in ihm schon vorhandene und durch die Natur selbst gewirkte und bestimmte edlere Zuneigung durch eine unedlere ersetzt.“ — „Wir können“ — wird S. 95. gesagt — „verwandte Personen nicht ehelichen, ohne sie, so viel an uns liegt, ihrer Menschenwürde zu berauben und sie als Thiere zu bloßen Werkzeugen unserer Willkür zu machen. Sie sind zur Befriedigung unseres Geschlechtstriebes bei weitem zu vornehm und haben in dieser Rücksicht für uns einen mehr als fürstlichen und königlichen Adel.“

Unsere lebhafteste Anerkennung der Verdienste dieser Schrift von Nitsch haben wir schon früher ausgesprochen. Sie liegen in der Tüchtigkeit der Begründung des S. 68. aufgestellten Resultates: „Es bleibt uns also nichts übrig, als die blutschänderische Ehevahl für eine unmittelbare Verletzung des Sittengesetzes, das Gefühl ihrer Schändlichkeit für ein moralisches Gefühl zu erklären,“ in der Gediegenheit der Polemik gegen alle Theorien, welche den Grund des Verbotes dieser Ehen nicht in ihr Wesen, sondern in ihre Folgen, also nicht in ihre Schändlichkeit, sondern in ihre Schädlichkeit setzen. Die eigene Theorie

des Verf. aber, die Art und Weise, in der er die von ihm mit Recht behauptete Schändlichkeit zu deduciren sucht, müssen wir als eine verfehlte betrachten.

1. Diese Theorie erreicht selbst nicht das Ziel, welchem nicht nachgestrebt zu haben ihr Urheber dem J. D. Michaelis mit so großem Rechte vorwirft, dessen Erreichung er so entschieden als den Prüfstein für jede Theorie geltend macht. Die Schändlichkeit der Ehen in der Verwandtschaft vermag der Verf. nur also darzuthun, daß er sich eine tiefe Herabsetzung des heiligen Institutes der Ehe zu Schulden kommen läßt, die wir als den Grundirthum der ganzen Theorie bezeichnen müssen. Nach der Ansicht des Verf. ist die Ehe gar schlecht geeignet, dasjenige zu seyn, was sie nach der Schrift seyn soll, eine Abschattung des Verhältnisses Christi zur Kirche. Er richtet seinen Blick einseitig auf die Unordnungen, die in Folge des Sündenfalls auch in das eheliche Verhältniß eingedrungen sind, übersehen, daß diese Unordnungen das Zufällige in der Sache sind, daß sie bei einer ihrer Idee entsprechenden Ehe — und von einer solchen kann hier allein die Rede seyn — sehr in den Hintergrund treten, das Brutale in ihr mehr und mehr von dem Geistigen und Geistlichen zurückgedrängt wird, und daß dasjenige, was davon noch zurückbleibt, worin sie also im Nachtheil ist gegen die verwandtschaftlichen Verhältnisse, bei weitem aufgewogen wird durch die größere Intensität des geistigen und geistlichen Elementes, die ihr, verglichen mit den verwandtschaftlichen Verhältnissen, zukommt. Wird die Ehe richtig gefaßt, so kann von einer Schändlichkeit der Ehe unter Verwandten wegen des ihr beigemischten Sinnlichen nicht ferner die Rede seyn; im Gegentheil, die Achtung und Liebe gegen die Verwandten müßte antreiben, grade sie bei der Ehevahl besonders zu berücksichtigen. Nur das könnte gesagt werden, daß in einer Ehe zwischen Verwandten die allgemeinen Motive zur Veredelung der sinnlichen Seite noch eine bedeutende Verstärkung erhalten. — Es ist dem Verf. nur gelungen, die Schändlichkeit der Unzucht unter Verwandten darzuthun; die Schändlichkeit der Ehe unter Verwandten dargethan zu haben, konnte er nur glauben, indem er die Ehe überhaupt zu sehr mit der Unzucht auf eine Linie stellte. — Die behauptete Schändlichkeit der Ehe unter Verwandten kann erst dann eintreten, wenn nachgewiesen worden, daß bei der Ehe zwischen Verwandten etwas eintritt, wodurch die geistige Seite der Ehe ausgeschlossen, sie somit als eine bloße Scheinehe in das Gebiet der Unzucht verwiesen wird. Dies ist es, was wir durch unsere Theorie zu leisten versucht haben.

2. So entschieden der Verf. auch meint, die Ehen unter den Kindern der ersten Eltern rechtfertigen zu können — er geht sogar so weit, zu behaupten, die Ehe zwischen den nach einer

wüßten Inſel verſchlagenen Verwandten ſey noch jezt nicht bloß erlaubt, ſondern pflichtmäßig — ſo müſſen wir doch behaupten, daß eine ſolche Rechtfertigung nach ſeiner Theorie unmöglich iſt. Heiligt der Zweck nicht das Mittel, dürfen wir nicht Böſes thun, damit Gutes herauskomme, ſo können auch nie Umſtände eintreten, welche den Menſchen berechtigen oder gar verpflichten, „eine in ihm ſchon vorhandene und durch die Natur ſelbſt gewirkte und beſtimmte edlere Zuneigung durch eine unedlere“ zu erſetzen. Die Erhaltung des ganzen Menſchengeschlechtes wäre um ſolchen Preis zu theuer erkaufte.

3. Auch die Leviratsche wird von dieſer Theorie aus nicht gerechtfertigt werden können. Die Liebe zu dem verſtorbenen Bruder kann nicht berechtigen oder gar verpflichten, ſich ſelbſt und die Schwägerin zu entehren. Die Liebe würde dann, tiefer betrachtet, Haß ſeyn, da eine Entehrung derjenigen, die ihm am nächſten ſtanden, nicht im Sinne des Verſtorbenen ſeyn kann, ſofern dieſer Sinn, wie es hier geſchehen muß, als der rechte gedacht wird.

Auf die Theorie von Nüßch laſſen wir die von Jörg folgen. Sie findet ſich in der Schrift von Jörg und Tſchirner, die Ehe, Leipz. 1819, und iſt ihres ärztlichen Urſprunges würdig, wie denn auch der Verſ. ſchon manche andere Ärzte und Naturforſcher zu Vorgängern gehabt hat. „Verwandte“ — leſen wir S. 186. — „ſind ſich in ihren körperlichen Subſtanzen zu analog, durch das gleiche Blut ſchon vor der Geſchlechtsvereinigung faſt ein Leib, und deſhalb können ſich beide auch nie zur wirklichen wahren Ehe miteinander verkettten. Als gleiche Theile ſtoßen ſie einander ab, anſtatt ſich anzuziehen, leben mehr unglücklich als glücklich nebeneinander und zeugen entweder gar keine oder ſchwache Kinder.“

Unter den aufgeführten Kriterien tritt dieſer Theorie beſonders das zweite entgegen. Wer ſie aufſtellt, wirft Schande auf ſeinen eigenen Urſprung. Denn wir ſind Alle aus einer der Ehen entſproſſen, die der Verſ. als bloße Scheinehen bezeichnet. Das ganze Menſchengeschlecht erhebt ſich gegen dieſe Theorie und ſpricht: wir ſind nicht unehelich geboren. Dieſe Theorie iſt zugleich eine Anklage Gottes, der die erſten Menſchen durch die Umſtände nöthigte, ſolche Verbindungen einzugehen.

Ein anderer ſchlagender Grund, der ſich ſogleich gegen dieſe Theorie erhebt, iſt der, daß nach ihr nur die Ehen zwiſchen Blutsverwandten als verwerflich erſcheinen, dagegen die zwiſchen angeheiratheten durchaus als erlaubt. Den Verſuch einiger Theologen, zu Gunſten der Hypotheſe auch die angeheirathete Verwandtschaft in eine quaſi Blutsfreundschaft zu verwandeln, gibt der Arzt ganz auf. „Ich behalte mein Blut“ — ſagt er ganz trocken — „und meine Frau das ihrige.“ Er ſelbſt ſteht auch nicht an, die Conſequenz, die wir ſeiner Anſicht vorgeworfen, gradezu auszuſprechen. „Da die Verheirathung zweier Perſonen mit den gegenseitigen Verwandten“ — heiſt es S. 188. — „durchaus keine Blutsverwandtschaft geben kann, ſo liegt es klar am Tage, daß auch die Schwägerschaft fälschlicher Weiſe unter die Ehehinderniſſe aufgenommen worden.“

Für denjenigen, der die Autorität des geſchriebenen gött-

lichen Geſetzes anerkennt, reicht dieſer Grund allein ſchon hin, jene Theorie zu nichte zu machen. In dieſem werden, zum ſicheren Beweiſe, daß die Eheverbote keinen phyſiſchen Grund haben, die angeheiratheten Verwandten des Blutsverwandten ganz gleichgeſtellt. In 3 Moſ. 20, 11—14. folgt in recht abſichtlicher Vermengung, um die Gleichartigkeit zu zeigen und das Gräuelfhafte recht zum Bewußtſeyn zu bringen, auf die Beſtimmung der Todesſtrafe für die Verbindung mit der Stiefmutter und Schwiegertochter, die für die Päderaſtie, darauf die für die Verbindung mit der Mutter und Tochter zugleich, darauf die für die Unzucht mit Vieh.

Aber auch das natürliche Gefühl empört ſich lebhaft gegen dieſe Conſequenz und fühlt ſich ſomit getrieben, eine Anſicht zu verwerfen, aus der dieſelbe mit Nothwendigkeit hervorgeht. Auch der Verſ. hat es nicht vermocht, bei allen Fällen dieſes natürlichen Gefühl durch die Vorliebe für ſeine Theorie zu beſiegen, zum Beweiſe wie laut daſſelbe ſpricht. Stiefkinder, meint er S. 134. im Gegenſatze gegen das göttliche Geſetz, dürfen ſich nur in dem Fall nicht ehelichen, wenn ſie blutsverwandt ſind. Aber bei der Verbindung zwiſchen dem Stiefvater und der Stieftochter, der Stiefmutter und dem Stieffohn prallt er zurück. Dieſe Verbindung muß nach ſeiner Theorie als ganz unbedenklich erſcheinen. Dennoch hält er ſie für unzuläſſig. „Es hat nämlich“ — ſagt er S. 195. — „die doppelte Rolle in ein und derſelben Perſon, erſtlich die des Kindes und zweitens die des Mannes oder der Frau, ſo viel Widernatürliches und deſwegen Unmögliches in ſich, daß ſie das moralische Gefühl bei jedem Menſchen beleidigen muß.“ Eine Bemerkung, mit der er aus dem Kreiſe ſeiner Theorie heraustritt und ſelbſt Zeugniß gegen ſie ablegt.

Einen ferneren Grund gegen dieſe Theorie hat ſchon J. D. Michaelis geltend gemacht. Wird der Grund der Unzuläſſigkeit der Ehen in der nahen Verwandtschaft in dem gemeinſamen Blute geſucht, ſo muß nothwendig angenommen werden, daß zwiſchen den Verwandten ganz unabhängig davon, daß ſie ſich als Verwandte kennen, eine natürliche Abneigung, ein horror naturalis, beſtehe, und überall laut ſpreche, wo ſie nicht mit Gewalt unterdrückt wird. Gegen das Vorhandenſeyn eines ſolchen horror naturalis bemerkt aber J. D. Michaelis S. 152. mit Recht: „Ich habe noch nie gehört, daß Jemand die Geſchichte in Gellert's Schwediſcher Gräfin für unwahrscheinlich gehalten hat, wenn Bruder und Schweſter, die es nicht wiſſen, daß ſie Bruder und Schweſter ſind, eine ſehr zärtliche verliebte Zuneigung zu einander führen.“ Jeder, der aufrichtig ſeyn will, wird zugeſtehen müſſen, daß zur Erzeugung der Abneigung gegen die Ehe mit Verwandten das Seyn der Verwandtschaft nicht hinreicht, daß das Bewußtſeyn um dieſelbe hinzukommen muß. Nicht bloß Dichtungen, denen Niemand vorzuwerfen wagt, daß ſie in dieſem Punkte ſich von der Wahrheit entfernen, auch wahre Geſchichten bezeugen dieſes. Iſt es aber ſo, ſo kann die Abneigung keinen phyſiſchen, ſie muß vielmehr einen moralischen Grund haben.

Sehr gegründeten Bedenken unterliegt ferner dasjenige, was

von den Vertheidigern dieser Theorie in Bezug auf die unglücklichen Erfolge solcher Verbindungen bemerkt wird. Niemand wird läugnen, daß zwischen Abraham, welcher in Unwissenheit der unter seinem Volke eingerissenen Sitte folgte, und Sarah eine „wirkliche wahre Ehe“ bestand. Dies konnte nur dann in solchem Falle nicht mehr stattfinden, als durch das göttliche Gesetz die Unwissenheit aufgehoben, die schlechte Sitte rektificirt und es unmöglich geworden war, eine solche Verbindung einzugehen, ohne das Bewußtseyn ihrer Verdamulichkeit vor Gott. Niemand berichtet uns darüber, daß bei den Aegyptern, welche in dem Zustande der Unwissenheit verharrten und bei denen die Geschwisterchen stets im Schwange blieben, diese Ehen vor andern unglückliche waren, und gar keine oder nur schwächliche Kinder aus ihnen hervorgingen. Wäre dies so entschieden, wie es nach dieser Theorie seyn muß, der Fall gewesen, so würde die Sitte abgekommen seyn, die Gesetzgebung sich gegen dieselbe erhoben haben. Wie unsicher die Analogien aus der Thierwelt sind, mit denen man zu erweisen gesucht hat, daß Kinder aus solchen Ehen nur schwächlich seyn können, hat schon J. D. Michaelis mit der ihm in solchen Fällen so beliebten Ausführlichkeit nachgewiesen.

Noch bildet eine Instanz gegen diese Theorie, daß sich von ihr aus nicht — und eben so wenig auch nach der von J. D. Michaelis und von Rigisch — ein Grund angeben läßt, warum in dem Mosaischen Gesetze die Ehe des Neffen mit der Tante verboten ist, die Ehe des Onkels mit der Nichte nicht. Auf das gemeinsame Blut gesehen, stehen sich beide Fälle völlig gleich.

Endlich wird sich von dieser Theorie aus das Mosaische Gesetz über das Levirat nicht erklären lassen. Sie läßt durchaus keine Ausnahmen und Dispensationen zu. Die Möglichkeit solcher tritt nur da ein, wo das Gesetz auf einen moralischen Grund zurückgeführt und zugleich dieser nicht in das verwandtschaftliche Verhältniß an sich, sondern im Zusammenhange mit dem Ganzen der Menschheit gesetzt wird.

Nach allem demjenigen, was wir zum Erweise der Unhaltbarkeit der Theorie bemerkt haben, wird man sich nicht versucht fühlen, dem S. 199. ausgesprochenen Wunsche ihres Vertheidigers beizustimmen: „Möchte sich das protestantische Eherecht von allen fremdartigen Mosaischen und Römischen Sätzen säubern, sich nach unserem jetzigen Standpunkte organisiren, die Aufschlüsse, welche die neuere somatische Menschenkunde, die Physiologie geliefert hat, benutzend, die verbotenen Grade der Natur gemäß noch mehr beschränken.“ Das Mosaische: verflucht sey wer bei seines Vaters Weibe liegt, verflucht sey wer bei seiner Schwieger liegt, wird trotz aller angeblichen Aufschlüsse der neueren somatischen Menschenkunde seine schauererregende Kraft behaupten. Es wäre auch schlimm, wenn eine so weitgreifende Ordnung bloß auf dem Gebiete wurzelte, das dem Menschen mit dem Schweine gemeinsam ist, wenn von der Blutschau der Ärzte die sonst den Theologen zustehende Entscheidung abhängig gemacht würde. Mögen sie beschauen, was ihnen zukommt!

Daß der Arzt in sein Gebiet zu ziehen sucht, was demselben entnommen ist, findet man, wenn auch durchaus nicht löblich, doch natürlich. Was soll man aber sagen, wenn ein ange-

sehener Theologe, seinen Beruf den Anmaßungen des Arztes entgegenzutreten völlig verkennend, gutmüthig ohne Weiteres seine materialistische Theorie acceptirt, und mit ihm auf eine Änderung der auf dem göttlichen Gesetze beruhenden bürgerlichen Gesetzgebung nach den Sätzen dieser Theorie dringt, namentlich die angeheirathete Verwandtschaft als Ehehinderniß ganz aufgehoben wissen will, somit an seinem Theile dahin wirkt, daß von Gott verfluchte Verbindungen eingegangen werden! Der verstorbene Superintendent, Doktor und Professor der Theologie, Tzschirner, sagt in der angeführten Schrift S. 282., nicht an das veraltete, aus einer barbarischen Zeit stammende Mosaische Gesetz, vielmehr „an die öffentliche Meinung, an die Aussprüche, in denen die geachteten Moralisten und Physiologen der Zeit übereinstimmen, hat die Ehegesetzgebung sich zu halten. — Sie wird aber, dünkt mich, dann das Rechte treffen, wenn sie die Ehe in aufsteigender Linie, die Ehe mit dem Bruder oder der Schwester des Vaters und der Mutter, die Ehe der Geschwister und die Ehe der Geschwisterkinder untersagt, weiter aber die verbotenen Grade nicht ausdehnt, die Schwägerchaft, welche ja keine Blutsverwandtschaft ist, gar nicht als Ehehinderniß betrachtet.“ Der Theologe unterwirft sich in blindem Föhlerglauben der Autorität des Arztes nicht bloß in Verengerung der im Gesetze gezogenen Schranken, sondern auch in Erweiterung derselben. Er dringt darauf, daß auch die Ehen unter Geschwisterkindern, die das göttliche Gesetz freiläßt, gesetzlich verboten werden sollen, weil seine physiologische Autorität behauptet, daß in den Geschwisterkindern das Blut noch wesentlich sich gleich sey!

Manchen auch unter denen, die sich dem Gewichte der gegen diese Theorie vorgebrachten Gründe nicht entziehen können, wird doch das Gefühl noch bleiben, daß ihr irgend etwas von Wahrheit zu Grunde liege, und wir werden erst dann uns völlig mit ihr abgefunden, sie ganz besiegt haben, wenn wir diese Wahrheit, falls sie wirklich vorhanden, an's Licht gezogen haben. Die leibliche und geistige Ähnlichkeit der Verwandten ist allerdings für die vorliegende Sache nicht ohne Bedeutung. Dies haben die Urheber dieser Theorie richtig gefühlt, aber darin irren sie, daß sie zum selbstständigen Grunde erheben, was nur durch die Verbindung mit Andern eine Bedeutung erhält. Dieselbe leiblich-geistige Ähnlichkeit, wo sie sich bei Nichtverwandten findet, würde gar nicht die Bedeutung eines Ehehindernisses haben. Sie kommt nur in Betracht als thatsächlicher Beweis, daß Gott die Verwandten schon durch mächtige Bande miteinander verknüpft hat, daß also hier die eheliche Liebe, bestimmt das Getrennte zu verbinden und die Liebeskreise in der menschlichen Gesellschaft zu erweitern, sich nicht ansiedeln darf, vielmehr über diesen Kreis hinaus schauen muß. Daß die Ähnlichkeit wirklich nur als Zeichen in Betracht kommt, erhellt schon daraus, daß sie nur auf diejenigen abstoßenden Einfluß ausübt, die sich ihrer Verwandtschaft bewußt sind. Dann auch daraus, daß die Ehen in der Affinität, denen keine solche Ähnlichkeit entgegensteht, nach Gesetz und Gefühl eben so verdamulich sind, wie die in der Blutsverwandtschaft.

Mit der zuletzt bestrittenen Theorie erhebt sich diejenige, welche v. Ammon zuerst in einer akademischen Schrift und dann in der Sittenlehre III. 2. S. 149 ff. aufgestellt hat, auf gleichem Grunde, unterscheidet sich aber von ihr dadurch, daß sie theils die von Jörg bloß behauptete Unverträglichkeit der in dem Blute beruhenden gemeinsamen Vitalität der Verwandten auf ihren Grund zurückzuführen sucht, theils zu der gemeinsamen Vitalität noch die Pflichtmäßigkeit der Verwandtenliebe mit hinzunimmt. v. Ammon sucht den Grund der Eheverbote in der Unverträglichkeit der durch einen auf dem gemeinsamen Blute beruhenden Instinkt und durch Pflicht erzwungenen Verwandtenliebe mit der freien Geschlechtsliebe. Wenn, sagt er, das Wesen der Ehe in einer durch Geschlechtssympathie vermittelten freien Liebe des Herzens besteht, so kann sie weder mit äußerem noch innerem Zwange bestehen, es möge dieser nun ein physiologischer oder psychologischer seyn. Nun ist dies letztere aber der Fall bei der Blutsfreundschaft in eben dem Verhältnisse, als sie die kindliche Liebe zu den Eltern und umgekehrt, und wieder die gegenseitige Liebe der Geschwister berührt, weil die Pietät und das Bewußtseyn der gemeinschaftlichen Vitalität die Geschlechtsliebe verdrängt, und nur noch die Brutalität des blinden Triebes in ihrer Wirksamkeit läßt, was auch von der Affinität, als einer vermittelten Consanguinität, in analogem Verhältnisse gilt. Die instinktartige und unwiderrufliche Pietät, die sich Verwandte widmen, steht mit der gleichen Achtung, die sich Gatten erweisen, insofern in offenem Konflikte, als sie die Freiheit derselben aufhebt, welche die Bedingung des ehelichen Wohlwollens ist.

(Schluß folgt.)

Über den geistlichen Zustand der Herzogthümer Bremen und Verden.

(Schluß.)

Nach dem Bisherigen wird der General-Superintendent Dr. Köster uns vielleicht zu den Menschen rechnen, die das Christenthum so eng nehmen, daß nur eine Sekte angeblich wahrer Christen übrig bleibt. S. 7. Wir erwidern darauf, daß zuerst zwischen Christenthum im Allgemeinen und einer einzelnen bestimmten Kirche zu unterscheiden ist. Auf dem Gebiete des Christenthums haben sich mehrere Kirchen historisch ausgebildet, die Griechische und die Katholische, die Lutherische, die Deutsch-Reformirte, die Englisch-Bischöfliche, die Schottische und andere; ferner zeichnen sich einzelne Richtungen aus, wie die pietistische, die herrnhuthische, die methodistische, alle diese, wenn wir schon der einen oder anderen mehr oder minder Beimischung von Irrthum zur Last legen, erkennen wir doch als christlich, weil sie auf dem objektiven Grunde Christus erbaut

sind, aber die Sekte der Nationalisten, die nie eine Kirche oder kirchliche Richtung gebildet haben, erkennen wir im engeren Sinne nicht für Christen, weil sie auf ganz subjektivem Grunde ruht. Anders als mit dem Christenthum im Allgemeinen, verhält es sich mit einer einzelnen Kirche, wie mit der Lutherischen in den Herzogthümern Bremen und Verden. Eine Kirche ist nie eine Sekte, weil sie auf Einstimmigkeit der Lehre und des Bekenntnisses, was dasselbe ist, auf Einheit im Geiste, dringt; auch thut die Einheit der Lehre nie der Mannichfaltigkeit der Gaben, der Individualität irgend Eintrag. Darum kann von Rechtswegen Niemand als Glied einer solchen Kirche angesehen werden, dessen Glaubensleben nicht mit den Bekenntnisschriften dieser Kirche gleichen Glaubensinhalt hat; namentlich kann von Rechtswegen Niemand ein Diener dieser Kirche seyn, der nicht wenigstens im äußeren Bekenntniß mit ihr übereinstimmt, denn über das Innere richtet die Kirche nicht, sondern der Herzen und Nieren prüfet. Wenn indeß von Rechtswegen dies so seyn sollte, so ist doch unter den gegenwärtigen, schwierigen Zeitumständen am allerwenigsten zu wünschen, daß das strenge Recht in Anwendung gebracht werde, ja schon die Forderung dünkt uns zu viel, daß jeder angestellte Prediger mit der Hauptlehre, der Rechtfertigung allein durch den Glauben, propter Christum per fidem, und den zunächst verwandten einstimmig seyn sollte; aber so viel kann und muß man verlangen, daß die besetzten Prediger ohne Ausnahme endlich einmal wieder eben so viel Fleiß und Eifer auf das Nachdenken über den Inhalt der Bibel, über die Lehre der Kirche, über ihr eigen und ihrer Gemeinden Seelenheil verwenden, als ein großer Theil bisher auf seine materiellen Interessen, auf sein Steckenpferd, auf seinen Bauch verwandt hat. Und doch müssen wir fürchten, schon durch diese billigste Forderung vieler Zorn gegen uns zu reizen.

Das sollte uns herzlich leid seyn, da unsere Absicht keine andere ist als die in christlicher Liebe zum Bau der Kirche, zur Abstellung der schreiendsten Gebrechen mit beizutragen. Wir bitten auch um Vergebung für jedes Wort, das nicht gewählt ist, diese Liebe in Christo durchblicken zu lassen, denn wir sind der Lauterkeit unseres Zwecks uns bewußt. Ungeachtet unserer freien Rede haben wir uns doch auch zu dem Sendschreiben gefreut. Es ist doch ein Zeichen, daß auch in den Herzogthümern Bremen und Verden das Geistliche wieder aufzuleben beginnt, und in dem Ganzen erscheint der Gen.-Sup. Köster doch als ein Mann, der Gutes will und nach der Wahrheit forscht, wenn er gleich über die Größe des Verderbens in der Kirche, und über die Kraft, die, ihm entgegenzutreten, nöthig ist, sich täuschen sollte; wenn er schon in Gefahr steht, über der gutmüthigen Hoffnung, Allen Alles seyn zu können, die erste nothwendige Bedingung dazu zu vergessen: predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zum Dienst? Gal. 1, 10. S.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 22. Juli.

N^o 59.

Die Kirchenmusik in der Evangelischen Kirche.

Ein merkwürdiges Zeichen des Verfalls unserer Kirche, und ihrer fortbauenden Ohnmacht, das Leben zu durchdringen, und namentlich die unserem Volke verliehenen reichen Gaben für den Dienst Gottes sich anzueignen, erscheint unter uns in der wo möglich noch immer zunehmenden Entfremdung der Kunst, von dem Christenthum überhaupt, namentlich aber von der Kirche. Daß alle heilige Bildwerke großer Meister nicht mehr für die Kirche da sind, sondern in Museen, nach Kunstschulen geordnet, ohne Rücksicht auf den Gegenstand, aufbewahrt werden, und also mehr einem wissenschaftlichen Interesse dienen müssen, das versteht sich jetzt ganz von selbst. Aber noch viel auffallender tritt uns diese Entfremdung der Kunst von der Kirche in der Musik entgegen, weil sie noch viel inniger der Kirche angehört. Die Musik kann erst in der Gemeinschaft, deren höchste Verwirklichung die Kirche ist, wahrhaft gedeihen; denn „das unterscheidet die Tonkunst von den anderen Künsten, daß bei ihr nicht, wie bei jenen, mit dem Werke der Hände des Künstlers auch das Kunstwerk vollendet dasieht; daß es, wenn es größerer Art ist, stets ein Zusammenwirken von Kräften erfordert, jedesmal, wenn es für die Anschauung hingestellt werden soll.“*) Und noch mehr: Die Musik steht, gleich der Poesie, dadurch über den anderen Künsten, daß sie keine nachahmende, oder das Nothwendige und Nützliche nur zierende und veredelnde ist, sondern die unmittelbare Sprache eines höheren Lebens des Gemüths. Darum hat es einen tiefen Grund, wenn in der heiligen Schrift die Engel des Himmels und die Erlösten auch in dem höheren Leben noch Pöblieber singen; von jenen Harmonien dringt ein Ton in die Seele des irdischen Künstlers und begeistert ihn, in die feiernden Gesänge des Himmels einzustimmen.**)

Nicht ohne Grund wurde in der alten christlichen Kirche das „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll“ mit dem Gefühle der tiefsten Ehrfurcht behandelt, weil in diesen Worten, welche Jesaias die Seraphim anstimmen hörte, die irdische Gemeinde mit allen Engeln und Erzengeln und dem

ganzen Heere der himmlischen Heerschaaren sich zu Einem Lobgesange vereinigt.

Ganz besonders fällt die Entfremdung der Musik von der Kirche, und der Kirche von der Musik uns auf, wenn wir an den großen Reichtum und die herrliche Blüthe der evangelischen Kirchenmusik Deutschlands denken. In den übrigen Künsten haben andere Nationen mit uns gewetteifert, vielleicht uns übertroffen; aber in der Musik, und vor Allem in der heiligen Musik, möchte keine andere mit uns sich messen dürfen. Zwar hat die Italienische Kirchenmusik seit Palestrina und Gabrieli bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen großen Reichtum entfaltet, und die Kunstwerke von Lotti, Leo, Allegri, Durante, Marcello, Pergolesi und Tomelli haben ihren Ruhm unter uns weit lebendiger erhalten als in dem heutigen Italien selbst; aber wenn schon der Umfang dieser Kunstschatze wenig größer seyn dürfte, als der der Deutschen, so ist in der Deutschen Kirchenmusik der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Eigenthümlichkeit, welche sie über die Italienische erhebt. Der stillen Erhabenheit, der majestätischen, aber regungslosen Objektivität der katholischen Musiken tritt die lebendigste Fülle der Bewegung in der großartigsten Geschnmäßigkeit in den evangelischen gegenüber.

In der neuesten Zeit hat der wiedererwachte Kunstsin, der ausgebildete Geschmack auch die Liebe für diese herrliche Blüthezeit der Deutschen Kirchenmusik wiedererweckt. Es ist ein großer Vorzug, dessen Berlin sich zu erfreuen hatte, daß schon seit dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts hier die von Fasch errichtete Singakademie mit der fast ausschließlichen Bestimmung für heilige Musik bestand. Kaum gibt es jetzt noch eine größere Stadt in Norddeutschland, worin nicht Vereine zum Gesange Händelscher und Bachscher Meisterwerke sich gebildet hätten. Die Kirche aber, der Gottesdienst, die Andacht der Gemeinde ist so gut als ganz leer dabei ausgegangen. Bei weitem die meisten großen Musiken werden nur in Concertsälen, und nur hie und da eine bei seltenen Veranlassungen in den Kirchen gesungen, auch dann aber nur gegen einen Eintrittspreis, welcher die Ärmern von dem Mitgenuß ausschließt, und dem Ganzen von vorn herein einen unchristlichen Charakter gibt. Bei der Aufführung selbst fehlt es nicht an widerlichen Störungen. Die Solopartien werden von Schauspielern vorgetragen, welche nur zu leicht die ganze Affekation des Theaters in den Vortrag des heiligen Gesanges mit hinübernehmen, und oft sich laut über seine Langweiligkeit beklagen; ungekaufte Juden und Jüdinnen schließen sich ihnen an, und es gilt für anstößig, an dergleichen Kleinigkeiten Anstoß zu nehmen, da, wo man allein in dem Idealen leben sollte. Von den Zuhörern hat mancher einen erhabenen Kunstgenuß, aber doch wohl wenige mehr als eine sogenannte ästhetische Andacht. Die betenden Worte der Texte

*) E. v. Winterfeld, Joh. Gabrieli I. 36.

**) Vgl. die herrlichen Worte Augustin's (Serm. in Ps. 41.

§. 9. IV. p. 360. ed. Paris): „In domo Dei festivitas sempiterna est. Non enim aliquid ibi celebratur et transit. Festum sempiternum chorus angelorum, vultus praesens Dei laetitia sine defectu. Dies hic festus ita est, ut nec aperiatur initio nec sine claudatur. De illa aeterna et perpetua festivitate sonat nescio quid canorum et dulce auribus cordis, sed si non perstrepat mundus. Ambulanti in hoc tabernaculo admirabili Dei et miracula Dei in redemptione fidelium consideranti mulcet aurem sonus festivitatis illius, et rapit cervum ad fontes aquarum.“

haben wohl fast niemals ein Mitbeten der Zuhörer im eigentlichen Sinne veranlaßt. — Außer diesen concertartigen Aufführungen kommen in unseren Kirchen hie und da, besonders an hohen Festtagen, noch sogenannte Kirchenmusiken vor; nach der Liturgie werden einige Chöre mit Solostimmen von Sängern auf dem Orgelchore ausgeführt. Allein es kann wohl nichts Mangelhafteres, ja man darf sagen, meist Störenderes geben, als diese Musiken; es kommt wohl kaum ein kunstsinniger und andächtiger Kirchenbesucher zu dergleichen Aufführungen, der sie nicht hinwegwünschte. Unter der Zahl wirklich theilnehmender Besucher der Kirchen erscheint der größte Theil, wie einmal bei uns die Sachen stehen, vornehmlich um die Predigt zu hören; lange musikalische Aufführungen vorher dünken ihm wie ein unnützer Aufenthalt. Viele Zuhörer sind unmusikfalsch, oder haben größere Kirchenmusiken im strengeren Style nie gehört; einige sind wiederum an Besseres gewöhnt, als unter unseren Verhältnissen dort geleistet werden kann; noch andere befriedigen eine eitle Neugier; eines der ärgsten und doch gewöhnlichsten Skandale aber ist, daß gleich nach dem Schluß des Gesanges Sänger und Sängerinnen mit Gepolter die Kirche verlassen; ja es soll vorgekommen seyn, daß sie während des Gottesdienstes hinter der Orgel ein Dejeuner eingenommen haben; kurz es ist dieser Art Kirchenmusiken im Gottesdienst ein Anlaß der anstößigsten Störung und allgemeinsten Zerstreuung, wohl nie ein Weckmittel der Andacht.

In der That können aber viele der herrlichsten alten Kirchenmusiken erst wieder allgemeiner verstanden und genossen werden, wenn sie wiederholentlich mit Andacht gehört werden sind. Nun ist schon überhaupt die Einrichtung unseres Gottesdienstes nicht zur Förderung grade der gemeinschaftlichen Anbetung vorzugsweise geeignet. Durch das ausschließliche Vorherrschen der Predigt wird jene Stimmung der Seele, wo sie mit Sammlung aller ihrer Kräfte sich in ihr inneres Heiligthum zurückzieht, und da Gott in Christo anbetet, wegen der Aufforderung zur Reflexion und Kritik, zu sehr zurückgedrängt, oder doch zu sehr individualisirt. Um so weniger können Werke heiliger Kunstandacht in größeren Gemeinversammlungen gegenwärtig verstanden werden; denn die Güte dieser alten kraftvollen Weine, deren heiliges Feuer und tiefe Milde durch den Gegensatz gegen die folgende matte, oberflächliche Zeit mit dem Alter noch immer zu wachsen scheint, ist nicht auf das erste Kosten eines Damemundes herauszuschmecken. Die Leichtfertigkeit der deklamirten Musik schillert vor den verwöhnten Ohren hin und her, und läßt es zu der Versenkung in die erhabenen Verhältnisse eines großartigen riesigen Tongebäudes der alten Kunst nicht kommen. Gemeinschaftliche, stille Andacht und Anbetung ist dazu nothwendig.

Was ist unter diesen Umständen zu thun, wenn wir nicht unverantwortlich unsere Kunstschätze der Kirche entziehen, und sie dem völligen Verwittern in der Concertluft aussetzen wollen? wenn wir in der heiligen Kunst der Kirche ein altes Organ wiederherstellen möchten, daß sie ihre Segenswirkungen mächtiger verbreiten könne?

Zunächst sehen wir uns nach historischen Anknüpfungspunkten um. An den hohen kirchlichen Festen gab es von sehr alten

Zeiten der Kirche her einen liturgischen Gottesdienst. Der Frühgottesdienst, die Messe des Ostersfestes, begann mit dem Gesange der drei ersten Psalmen; darauf folgte die Verlesung des Festtageevangeliums; am ersten und zweiten Osertage schlossen sich diesem drei Abschnitte aus den Homilien Gregor's des Großen, am dritten drei aus dem Ambrosius an. Zwischen die Psalme wurden doppelte Antiphonien (Wechselchöre) eingeschaltet, zwei gingen denselben voran, von denen die erste das Invitatorium hieß. Ein Responserium folgte den beiden ersten zu verlesenden Abschnitten. Eigentlich gesungen wurden nur die Responsorien und Antiphonien, die anderen Abschnitte in der Weise der Cantillation vorgetragen. Dabei wurden denn auch in den älteren Zeiten Lieder, den unsrigen ähnlich, von der Gemeinde angestimmt.*) Das größte musikalische Kunstwerk der Deutsch-Evangelischen Kirche, Johann Sebastian Bach's Passionsmusik nach Matthäus, schließt sich an einen uralten Gebrauch der Kirche an, welcher, älter als die Reformation, noch hie und da in einigen Evangelischen Kirchen sich erhalten hat. Am Charfreitage wurde die Leidensgeschichte in der Kirche vorgelesen, oder von einem Sänger recitativisch vorgetragen, indem theils die Gemeinde, theils ein Chor mit Solostimmen Choralverse und mehr oder weniger künstliche Musikstücke dazwischen sang, worin die Empfindungen der gläubigen Herzen, welche den Heiland auf seinem Leidensgange begleiteten, sich aussprachen. Etwas Ähnliches, nur weniger künstlich und künstlerisch, findet sich noch heut zu Tage in der Brüdergemeinde; verwandt damit sind ihre Singstunden, wo eine Reihe von Lieberversen angestimmt werden, deren Inhalt sich um einen einzelnen Mittelpunkt bewegt; besonders aber die sogenannten Liebesmahle, bei denen, nach unserem Gefühle, das an eine Mahlzeit doch nur erinnernde Theetrinken besser wechlele, und die sonst so liebliche und schöne Feier anderweitig besser ausgebildet würde. Es wird nämlich eine Reihe von kürzeren und längeren Gesängen, theils Choralversen, theils Motetten, theils Recitativen abwechselnd von der Gemeinde, einem Chöre und Solostimmen, so wie von dem Liturgen angestimmt, so daß, meist nach einer sinnigen Anordnung des Ganzen, welche in allen Brüdergemeinden Deutschlands für den Tag dieselbe ist, die gemeinschaftliche Andacht Aller mit Einem Gefegensfande (einem Feste, einer großen Begebenheit der Gemeinde) beschäftigt ist.

Diese Überreste einer reicheren Zeit können uns zu einem Anhalt und Wegweiser dienen. Vor allen Dingen muß es feststehen: soll die heilige Kunst bei uns wieder ein Organ der Religion, und namentlich der Kirche werden, so müssen die Kirchenmusiken zwar so viel als möglich künstlerisch schön und geschmackvoll, doch aber nie, schon der ganzen Anordnung und Einrichtung nach, bloß um der Kunst willen, sondern als gemeinschaftliche Andacht in den Kirchen wieder erscheinen. Ihre Ausführung muß daher ein eigentlicher Gottesdienst seyn, nicht ein in den gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst eingelegtes Concert; die Herzen der Anwesenden müssen nicht bloß ästhetisch gerührt, sondern es muß ihnen möglich gemacht werden, in den Dank, die Bitten, die

*) C. v. Winterfeld a. a. D. S. 55 ff.

Betrachtungen der Ehre wirklich mit einzustimmen; und da künstlerisch geweckte Andacht vor der Hand wenigstens nirgends die Sache Aller werden kann, so darf eine solche Ausführung heiliger Musiken den Unempfindlichen nicht aufgedrungen, und ihnen ihr bisher genossenes gutes Recht an kirchlicher Erbauung durch nichts, was sie unter den jetzigen Umständen unvermeidlich stören muß, geschmälert werden. Daraus folgt denn, daß die eigentliche Stelle für den kirchlichen Gebrauch der heiligen Musik ein eigener liturgischer Gottesdienst seyn muß. Die Anordnung dieses Gottesdienstes bedarf aber gleich von Anfang an die sorgsamste Erwägung und Bestimmung, damit er ein eigentlicher Gottesdienst werde und bleibe. Und da muß vor allen Dingen, damit er den evangelischen Charakter an sich trage und behalte, Luther's Grundsatz darauf seine volle Anwendung finden: es solle keinen Gottesdienst in der christlichen Gemeinde geben, bei welchem das Wort Gottes nicht seinen Platz finde. Fehlt bei einer Andacht das unmittelbar uns geschenkte göttliche Wort, so geräth sie leicht in die Sumpfe und auf die Sandbänke sentimentaler, leerer Empfindung. Der heilige Geist ist es, der unserer Schwachheit im Beten aufhilft, so daß er mit unaussprechlichen Seufzern uns vertritt; aber von diesem Geiste selbst sagt Christus, er werde seine Jünger an Alles das erinnern, was er gesagt habe, aus dem Seinen werde er es nehmen, und ihnen verkündigen; das Wort ist es also, wodurch der Geist sich uns mittheilt, und jedes Christenherz, was da weiß, wie wichtig es ist, aus der Quelle, nicht aus einem abgeleiteten Graben schöpfen zu dürfen, mag nicht gern eher beten, ehe es durch das Wort sich den Inhalt des Gebetes hat schenken, und reines, heiliges Feuer vom Altare selbst in der Seele entzünden lassen. Daraus folgt aber keineswegs, daß bei jedem Gottesdienste die Predigt die Hauptsache seyn, oder auch überhaupt nur eine Predigt vorkommen müsse. Schon bei der Abendmahlsfeier, die in vielen Kirchen nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Hauptgottesdienste steht, ist der Geistliche nur Liturg, es ist seine erhabene Bestimmung, nach einigen Worten allgemeiner Einleitung, die Gebete der ganzen Gemeinde Gott vorzutragen, und mit möglichster Entfernung menschlicher Vermittelung die heilige Einsetzung des Herrn selbst zu verwalten. So sollte es neben den gewöhnlichen Gottesdiensten mit ihren liturgischen und homiletischen Bestandtheilen, die in ihren gegenwärtigen Ehren bleiben könnten und sollten, kirchliche Andachten geben, wo das, was in der Predigt, in der Katechese geweckt worden, nun in Ergüssen heiliger Gefühle genährt und mit dem Feuer der Gebetsinbrunst durchglüht werden sollte. Der Plan einer solchen liturgischen Andacht dürfte etwa der seyn:

In den späteren Sonntag-Nachmittagsstunden versammelte sich der für eine solche Andacht vorzugsweise empfängliche, danach begierige Theil der Gemeinde in der Kirche, in welcher mit möglichst strenger kirchlicher Polizei ganz besonders auf die größte Ordnung und Stille zu sehen wäre. Sogleich mit Beginn des Gottesdienstes erschiene der Geistliche vor dem Altare, und nach einem kurzen Orgelvorspiele singe die Andacht mit einem kleinen Responsorium an, wie es z. B. in dem Bunsenschen Gesangbuche mit schöner Benützung des Glieder-Parallelismus der Psal-

men über jedem Liede steht, und wovon in den „Intonationen bei dem evangelischen Gottesdienste in den königlich sächsischen Landen“ (Dresden 1812) eine reiche Auswahl uns dargeboten wird. Hätte der Geistliche Stimme, so intonirte er die erste Zeile — sonst könnte sie auch laut, feierlich und langsam von ihm gelesen werden. Hierauf sänge die Gemeinde zwei, höchstens drei Verse. Dann folgte ein kurzes Gebet des Geistlichen, etwa eine der köstlichen Collekten der Wittenberger Agende, wie sie noch in Sachsen nach dem Nachmittagsgottesdienste hie und da intonirt werden; auch diese würde, was so ganz zu ihrem Charakter paßt, am besten von dem Geistlichen gesungen — wie denn gewiß auch deshalb die beständig wiederkehrenden Worte des Vaterunsers beim Abendmahle, und die Einsetzungsworte, so wie der Segen früher gesungen zu werden pflegten, weil die Andacht das Bedürfniß hat, bei ihrem Inhalt länger zu verweilen, als die geflügelten Worte Stand halten, und in ihren ganzen tiefen, unerschöpflichen Sinn sich zu versenken. Auf diese Collette folgte dann ein Amen des Chors, oder eine kurze Antiphonie. Dann käme man zu dem Mittelpunkt, auf den alles sich bezöge: der Vorlesung eines längeren biblischen Abschnitts, aus dem Alten oder Neuen Testament, wenigstens eines Capitels, am besten zweier bis dreier. Diese Vorlesung würde aber wiederholentlich unterbrochen durch einfache Choralverse der Gemeinde, durch vierstimmige Choralverse des Chors, durch figurirte Choräle, auch wohl durch kürzere Chöre mit Solostimmen; in welchen allen die Empfindungen der christlichen Gemeinde bei der heiligen Geschichte, welche durch alle Zeiten hindurch auch ihre eigene Geschichte ist, sich aussprechen. Den reichsten Stoff würden hier unsere Dratorien darbieten, welche fast alle wichtigeren biblischen Geschichten behandeln, und doch, als Dratorien, eine höchst unvollkommene Form von Kirchenmusik, schon dem weltlichen Drama sich nähernd, sind. Zum Schluß der geschichtlichen Bibelvorlesung sänge der Chor eine vollständige, aber nicht zu lange Motette, die mit dem Hauptgegenstande des jedesmaligen Gottesdienstes in genauester Beziehung stände. Dann folgte die Vorlesung eines Psalms oder eines ähnlichen Gebetsstücks aus der Bibel, wie es dem historischen Abschnitte sich anschloße; darauf ein kurzer Chor oder künstlicher Choral; zuletzt würde der Segen von dem Geistlichen wo möglich gesungen (was ganz besonders erbaulich ist, sobald man sich daran gewöhnt hat), und der Chor sänge: Halleluja, Amen. Das Ganze endete dann mit einem oder zwei Liederversen der Gemeinde.

(Fortsetzung folgt.)

Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

(Schluß.)

Auch gegen diese Theorie haben die meisten der Gründe Kraft, die wir gegen die zuletzt bestrittene angeführt haben. Sie vermag es eben so wenig wie diese, die Ehen zwischen den Kindern der ersten Menschen zu rechtfertigen. Nach ihr verdankt das ganze Menschengeschlecht einer Brutalität seinen Ursprung. In Bezug auf die Ehen zwischen angeheiratheten Verwandten, welche nach der Jörgs'schen Theorie unbedingt für statthaft erklärt werden mußten, hat sie insofern einigen Vorzug, als sie zu der gemeinsamen Vitalität, welche auch auf die Affinität zu

übertragen sie sich vergebliche Mühe gibt, noch die Pflicht hinzusetzt. Doch vermag sie es keineswegs, die in dem Gesetze vorliegende Gleichstellung der Ehen in der Affinität mit denen in der Blutsverwandtschaft zu erklären, welche den besien Beweis der Nichtigkeit der von v. Ammon S. 130. ohne Beweis aufgestellten Behauptung liefert: „Wie Moses den Sitz der Seele im Blute sucht, so sucht er den Grund dieses Interdikttes in der (auf dem gemeinschaftlichen Blute beruhenden) gemeinschaftlichen Vitalität.“ Denn kann das Verbot der Ehen zwischen angeheiratheten Verwandten nicht in dem gemeinschaftlichen Blute gesucht werden, so auch nicht das Verbot der Ehen zwischen Blutsverwandten, da beide sich völlig gleichgestellt, aus einem Grundsätze abgeleitet werden. — Der angebliche, auf dem gemeinschaftlichen Blute beruhende verwandtschaftliche Instinkt müßte, wenn er so mächtig und von moralischen Gründen unabhängig wäre, wie dies auch nach dieser Theorie angenommen wird, sofort ohne alle äußere Nothiz das Bewußtseyn um das Seyn hervorrufen. Auch sie vermag es nicht zu erklären, warum in dem göttlichen Gesetze die Ehe des Neffen mit der Tante verboten ist, die Ehe des Oheims mit der Nichte nicht. Eben so läßt sich auch von ihr aus die Verordnung über das Levirat nicht erklären.

Was aber besonders noch gegen diese Theorie spricht, ist, daß der Begriff der Blutschande eigentlich nach ihr ganz wegfällt. Die Ehe zwischen Verwandten tritt nach ihr auf gleiche Linie mit den Ehen die aus Convenienz, um des Vermögens willen u. s. w. geschlossen werden, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Verwandtschaft noch als erschwerender Umstand eintritt. Wäre nun die Voraussetzung eine richtige, daß die freie Zuneigung zum Wesen der Ehe gehört, so daß jede Ehe, wo dieselbe fehlt, eine Scheinehe ist, und der Unzucht ganz gleichzustellen, so könnte von dieser Theorie aus der Begriff der Blutschande noch wohl aufrecht erhalten werden. Aber diese Voraussetzung, von der aus man bei weitem die meisten Ehen, namentlich in den niederen Ständen, für bloße Scheinehen erklären muß, müssen wir entschieden in Anspruch nehmen. Wir läugnen nicht, daß freie Zuneigung zu dem Ideale einer Ehe mit gehört, wir betrachten sie als eine schöne Gabe Gottes, aber als das Unbedingte Nothwendige in der Ehe, als dasjenige, was die Ehe eigentlich zur Ehe macht, betrachten wir nur die Liebe überhaupt, mit Einschluß derjenigen, welche die Frucht und der Lohn des Gehorsams ist und die Jeder haben kann, der darum bittet, und welche nicht zu haben Sünde ist. Wäre es anders, so müßte man die Frechheit der Ehescheidungen, wie sie in unserer Zeit besonders auf Grund der von uns bestrittenen Ansicht überhandgenommen hat, billigen. Die Theorie aber, welche im Interesse der freien ehelichen Liebe erfunden worden, würde bald zur Vernichtung derselben ausschlagen, wie dies leider schon in zu vielen Beispielen zu Tage liegt. Wer sie für unbedingt nothwendig hält, ist am wenigsten in der Stimmung, in der sie sich erzeugen kann. Ist nun aber die freie Liebe kein wesentliches Erforderniß der Ehe, so kann auch die Ehe zwischen Verwandten, weil sie dieselbe beschränkt, nicht für eine bloße Scheinehe

und also nicht für Blutschande gehalten werden. Wir sagen beschränkt, nicht ausschließt, denn wer möchte läugnen, daß die Liebe der Pflicht und des Triebes, wie sie zwischen Verwandten stattfindet, immer noch der freien Liebe einen großen Spielraum übrig läßt! Wird die Freundschaft, zarte, innige Freundschaft, die doch auch dem Gebiete der freien Liebe angehört, durch das verwandtschaftliche Verhältniß nicht ausgeschlossen, erhebt sie sich vielmehr oft gerade auf dem Grunde desselben, so wird man auch bei der ehelichen Liebe die Unverträglichkeit mit der verwandtschaftlichen nicht behaupten können. Ja man könnte sogar von dieser Seite aus die Verwandtenehen sehr empfehlenswerth finden, indem in ihnen der freien Liebe ein trefflicher und solider Unterbau an der gebundenen gegeben sey. Führt doch Thomas von Aquino unter den Gründen der Eheverbote auch den auf, daß wenn sich die eheliche Liebe auf Grund der verwandtschaftlichen erhöhe, die Liebe zu groß und heftig werden würde!

Es bleibt uns nur noch die Theorie Hegel's übrig, dargelegt in seinen Grundlinien der Philosophie des Rechtes, Werke Th. 8. S. 232. Die Ehe, meint er, soll aus freier Hingebung hervorgehen, aus ursprünglich getrennten Familien und ursprünglich verschiedener Persönlichkeit. Was schon vereinigt ist, kann nicht erst durch die Ehe vereinigt werden. Von der Seite des bloß natürlichen Verhältnisses ist es bekannt (?), daß die Begattungen unter einer Familie von Thieren schwächlichere Früchte erzeugen, denn was sich vereinigen soll, muß ein vorher Getrenntes seyn; die Kraft der Zeugung, wie des Geistes, ist desto größer, je größer die Gegensätze sind, aus denen sie sich wiederherstellt. Die Vertraulichkeit, Bekanntschaft, Gewohnheit des gemeinsamen Thuns, soll noch nicht vor der Ehe seyn; sie soll erst in derselben gefunden werden, und dies Finden hat um so höheren Werth, je reicher es ist und je mehr Theile es hat.

Diese Theorie stimmt im Wesentlichen ganz mit der Ammon's überein und erfordert daher keine besondere Widerlegung. Der Gedanke von der Nothwendigkeit der Freiheit der ehelichen Liebe, erscheint bei ihr so auf die Spitze getrieben, daß nach ihr für die Gedeihlichkeit des ehelichen Verhältnisses möglichste Verschiedenheit auch des Temperamentes, des Vaterlandes, des Standes, der Bildung erforderlich scheint. Davon aber zeigt die Erfahrung das grade Gegentheil. Je größer diese Gegensätze sind, desto schwerer wird es der freien Liebe, sich zu entfalten, desto unmöglicher wird eine glückliche Ehe, wenn nicht die Liebe des Gehorsams der freien Liebe den Weg bahnt, wenn nicht die Gnade einigt, was die Natur für immer geschieden hat. In einem Roman mag sich dergleichen gut machen, in der Wirklichkeit nimmt es ein schlechtes Ende. Die meisten ehelichen Zerrüttungen, die meisten Ehescheidungen haben ihren Grund darin, daß die Gegensätze, welche die eheliche Liebe einigen soll, zu groß sind.

Hiemit beschließen wir unseren Artikel von dem Grunde der Eheverbote. In einem zweiten denken wir von den Gränzen derselben zu handeln.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 25. Juli.

N^o 60.

Die Kirchenmusik in der Evangelischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Der hier gegebene rohe Umriss würde sich noch mannichfach modificiren und reicher ausfüllen lassen, besonders wenn man den großen Reichthum unserer Kirchenmusiken für diesen Zweck zu eröffnen anfinge. Es würde vielleicht in den alten Musikwerken noch manche gottesdienstliche Form und Einrichtung älterer Zeit sich finden, welche, wenn es ohne Affectation oder Einmischung fremdartiger, irriger Vorstellungen möglich wäre, auf unsere Verhältnisse übertragen werden könnte. Eine besonders reiche Mannichfaltigkeit würde aber dadurch sich darbieten, wenn in dem Gottesdienste selbst bald mehr der ernst objectiv Charakter stiller, heiliger Betrachtung der großen Gegenstände der heiligen Geschichte, jenes gänzliche Zurücktreten des betrachtenden Individuums mit seiner beweglichen Subjectivität vor dem Alles mächtig beherrschenden Inhalte, der in den Tönen selbst vorübergeht an dem Zuhörer, bald wieder die mächtig erregte Theilnahme der ganzen Gemeinde an den heiligen Leiden und Siegen des Herrn und seiner Glieder vorherrschte. Jene erste Weise, wie sie in den Palestrinischen Responsorien z. B., so wie den Stücken der Messen, welche Protestanten sich aneignen können, herrscht, ist uns in unserer zerstreuten Beweglichkeit fremder geworden, und dürfte nur mit Zartheit und Vorsicht angewandt werden und nicht zu oft hervortreten. Auch fehlt sie in Deutsch-Evangelischen Kirchenmusiken nicht völlig, wie diese denn ohnehin auf einer höheren Stufe des Reichthums wie der Tiefe stehen.

Auf jeden Fall müßte aber von Anfang an die strengste Klassicität der Kunstwerke die Norm für die Auswahl dieser Kirchenstücke seyn, und schlechterdings mit dem schlechten Geschmack nicht capitulirt werden. Selbst die dem alten, ächten Kirchenstyl sich entfernenden Musiken von Haydn oder Mozart dürften nur mit der vorsichtigsten Auswahl benutzt, die sentimental-rationalistischen Musiken aber (denn die Theologie des natürlichen Menschen hat, wie mit schlechter Poesie, so auch mit elender Musik uns überflutet) müßten schlechtthin verboten seyn. Jede Nachgiebigkeit würde sich namentlich dadurch gewaltig rächen, daß schwerlich nach der losen Speise noch der Geschmack für kräftige, gesunde Nahrung späterhin würde zu erwecken seyn.

Was nun die Ausführung dieses Vorschlags betrifft, so ist diese in größeren Städten, ja selbst unter günstigen Verhältnissen hie und da in kleineren, wohl mit keinen allzu großen Schwierigkeiten verbunden. Es gehört ein musikalischer Sinn und einige musikalische Bildung höherer Art in dem Cantor und Organisten dazu, wie sie bei Vielen jetzt — Dank sey es der

höheren Ortes darauf gerichteten Fürsorge — anzutreffen ist; hat auch der Prediger sie, desto besser, doch ist das nicht streng nothwendig. Bei mehreren unserer größeren Kirchen bestehen noch Singschöre, welche leider meistens in großem Verfall sind, weil sich selten Kunstverständige ihrer annehmen; einige drohen ganz einzugehen. Die schöne Sitte des Sings der Chorschüler auf den Straßen — die an Luther's Jugend erinnert — ist allerdings durch die große Frivolität sehr in Abnahme gekommen, würde aber, wenn die Chöre wieder mehr gehoben würden, und bessere Stücke sängen, gewiß sich wieder beleben lassen. Diese Singschöre müßten die Grundlage für den Chor bei dem liturgischen Gottesdienst bilden; unter der Aufsicht des Predigers hätte der Chorpräfekt die von dem Organisten oder Musik-Direktor ihm angewiesenen Stücke einzulüben. Zugleich aber würde bekannt gemacht, daß namentlich für die unteren Stimmen der Anschluß von Dilettanten sehr gewünscht würde. Wo kein Chor bei einer Kirche ist, würde derselbe aus den Armenschülern gebildet, welchen die Freischule nur unter der Bedingung der Theilnahme an diesen liturgischen Gesängen fernerhin bewilligt würde; auch könnte für die ganze Einrichtung collectirt, und den Schülern eine Remuneration gereicht, endlich die ganze Sache vielleicht durch freiwillige Beiträge einigermaßen fundirt werden. Ist der Prediger musikalisch genug, die Wahl der Musikstücke selbst zu übernehmen, so muß er auf jeden Fall, wenn auch nicht alles wählen, doch die entscheidende Stimme haben; das letztere gilt aber auch selbst dann, wenn er nicht musikalisch seyn sollte, denn auch dann muß er die Einrichtung vor dem Einbringen eines profan ästhetischen Geistes bewahren und den ächt gottesdienstlichen Charakter ihr sichern. Zu einem jeden einzelnen Gottesdienste würden Lerte gedruckt, die nicht größer als ein Oktavblatt zu seyn brauchen; der Ort, wo die vorzulesenden Bibelabschnitte zu finden, wäre darauf angegeben, das Einfallen der Gemeinde würde aber durch ein ganz kurzes Orgelspiel veranlaßt. Vor Allem wäre sorgfältig darauf zu sehen, daß die ganze Sache durch freiwillige Beiträge, auf Vermächtnisse und Geschenke begründet, nicht aber aus Staatskassen unterhalten und die Staatsbehörden mit der Aufsicht behelligt würden, damit nicht von Hause aus alles nach einem todtten Mechanismus in's Werk gerichtet und das Kind todt geboren würde. Aus freier Andacht und Liebe zur heiligen Kunst muß die Sache hervorgehen und durch sie allein sich halten; kann sie das nicht, so mag sie unterbleiben, und nur vielleicht der Vorschlag für günstigere Zeiten oder mildere Himmelsstriche eine Weckstimme seyn.

Doch kann es nicht zweifelhaft seyn, daß solche liturgische Gottesdienste, möchten sie nun alle vier, drei, zwei Wochen, oder

alle Sonntage gehalten werden, in unseren größeren Städten eine bedeutende Menge in die Kirche ziehen würden. Von dieser würden Viele um der Musik willen kommen, was man ihnen nicht wehren will; der Charakter der Feier würde aber ein so entschieden gottesdienstlicher und kirchlicher seyn, und zugleich bei der anfänglichen Unvollkommenheit dem haut-goût der Kritik so wenig fugen, daß Feindlichgesinnte durch die allen profanen Kunstverehrer unheimlichen Weibrauchdüfte heiliger Andacht bald würden verschreckt werden. Viele aber, das kann man gewiß behaupten, würden kommen, um anzubeten. Die Persönlichkeit des Geistlichen, welche bei der menschlichen Unvollkommenheit immer wenigstens für Einige etwas Zurückstoßendes hat, und wählerische Leute von der Kirche entfernt hält, würde hier gänzlich in den Hintergrund treten. Das göttliche Wort würde die ganze Fülle seines heiligen Ernstes und seiner süßen Lieblichkeit vor den Augen Vieler entfalten, die es als ein Gefäß voll grüner Auen und frischer Wasser noch nicht kennen gelernt; es würde ohne menschliche Auslegung viel wirken. Und was die christliche Gemeinde seit Jahrhunderten in den Stunden heiliger Andacht und Betrachtung, glühender Begeisterung und Entzückung dabei empfunden, das würde manches kalte Herz ergreifen und in seinen heiligen Strom mit fortreißen.

Aber ganz vorzüglich wichtig dürfte das Entstehen solcher liturgischer Gottesdienste noch nach einer anderen Seite hin werden können. Die heilige Musik hat deshalb eine so klägliche Existenz unter uns, weil es gar kein Feld mehr gibt, auf welchem die künstlerische Begeisterung mit der religiösen sich vereinigen könnte. Für Museen malt Niemand heilige Gemälde, für Singakademien componirt Niemand heilige Musiken, welche der Hauch Gottes beseelt, so wenig auch nur ein Pflänzchen auf Erden wächst, um in einen botanischen Garten oder ein Herbarium eingereiht zu werden, so wenig Osymandyas oder Raemeses darum den Agyptischen Thron bestiegen haben, um als Mumien sich in Monbijou besehen zu lassen. Auf dem Felde, in der frischen Luft, unter dem Lichte und Thau des Himmels grünen und blühen Gottes Saaten, und da steigen auch die Frühlingsboten, die Lerchen, empor und singen mit heller Stimme Gott zu Ehren, ohne daß die Staatsbehörden durch Rescripte Singvögel zu verschreiben oder zu hegen brauchten. Würde durch kirchliche Andachten auf die angedeutete Weise ein Feld aufgethan und angebaut, bald würde auch der Sänger sich einfinden, der wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet, dem das Lied, das aus der Kehl ihm dringt, ein Lohn ist, der reichlich lohnet. Ein mit dem heiligen Geiste getaufter Künstler, welcher selbst manches Mal Stunden inniger Andacht bei diesen Gottesdiensten verlebt und Zeuge ihrer segensvollen Wirkungen bei Anderen gewesen, würde bald neue Tonstücke für sie setzen; eine neue Epoche der Kirchenmusik, neue Geisteserschöpfungen könnten sich daran anschließen, und die dafür gedichteten Tonwerke einen Weg betreten, der sich jetzt mehr ahnen als andeuten läßt.

Als obiger Aufsatz bereits längst vollendet war, erhielt der Verf. mitgetheilt einen Rapporto intorno alla Riforma della

Musica di Chiesa, a sua ecc. reverend. Msgr. Primicerio ed ecc. Congregazione ed academia di S. Cecilia in Roma") von der Hand unseres General-Musikdirectors Herrn Spontini. Ein Auszug daraus ist bereits vorigen Herbst in der Allgemeinen musikalischen Zeitung erschienen, um so unbedenklicher dürfen wir unseren Lesern Einiges davon mittheilen.

Als Herr Spontini vor zwei Jahren nach seinem Vaterlande, dem Kirchenstaat, kam, fand er dort einen außerordentlichen Verfall der Kirchenmusik durch den schönsten Mißbrauch in der Wahl der Tonstücke vor, und bewog zunächst den Cardinal Ostini, Erzbischof von Jesi (seiner Vaterstadt), eine kirchliche Verordnung dagegen zu erlassen. In derselben (welche wohl Herr Spontini selbst redigirt hat) wird gesagt, durch Schuld der Kapellmeister sey in neuerer Zeit sowohl in Gesängen als Instrumentalmusiken in den Kirchen der „bizarre und unanständige Styl der Theatermusik“ aufgekommen, indem man alle Gesänge, Motive, Melodien und Rhythmen der Opernmusik zusammengerafft und nachgeahmt habe, sogar Walzer, Contretänze, Galoppaden und Märsche. Das Argerniß sey aber bis zum Sakrilegium fortgeschritten, indem die Componisten den Opernmusiken die Worte der heiligen Messe, der Motetten und gottesdienstlichen Handlungen untergelegt, und die Texte, welche unreine und ungöttliche Leidenschaften ausdrückten, mit heiligen vertauscht hätten. Darauf wird dann, mit Berufung auf eine Verordnung des Tridentinischen Concils und Benedikt's XIV., jede Art der Gesänge verboten, worin sich etwas Unreines und Wollüstiges mischt, und welche Theaternelodien nachahmen; und es werden auf die Übertretung in den ersten beiden Fällen Geldstrafen, im dritten Amtsentsetzung gedroht. Dem Papst hatte Herr Spontini die Sache ebenfalls vorgefellt, der den tiefsten Unwillen darüber bezeugte, und auf die Bemerkung, wie ungenügend die Verordnung in der kleinen Diöcese von Jesi sey, wörtlich ihm erwiderte: „Die Diöcese von Jesi hat angefangen, die anderen werden ihrem Beispiele folgen, und ich werde das Übrige thun.“

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft von 1833 — 1839.)

Amis de l'Evangile, évangélisez la France! —

Die evangelische Gesellschaft in Paris, la société évangélique de France, nennt sich zum Unterschiede von anderen inländischen evangelischen Gesellschaften, welche nur über einzelne Theile von Frankreich sich ausbreiten, und zum Unterschiede von anderen ausländischen (Englischen, Schweizerischen, Belgischen und Deutschen) evangelischen Gesellschaften eine Französische, weil sie ganz Frankreich und nur dieses im Auge hat. Sie besteht seit dem Mai 1833, und hat in den wenigen seitdem verfloßenen Jahren bereits so bedeutende

*) Bericht über die Reform der Kirchenmusik, an S. E. den Herrn Vorkircher und die Congregation und Akademie der heiligen Cecilia in Rom.

Fortschritte gemacht, daß jeder aufmerksame Beobachter den Segen des Herrn auf ihr ruhen sieht, daß sie an Einfluß und Erfolg alle anderen viel älteren christlichen Gesellschaften in Frankreich übertrifft und schon nicht nur in Frankreich selbst, sondern auch in allen anderen Ländern der Reformirten Kirche sich die entschiedenste Theilnahme für die Gesellschaft kundgethan hat. Ihre Einnahme hat sich in fünf Jahren ungefähr verdreifacht; es mußten 1838 2600 Berichte zur Austheilung und Verbreitung gedruckt werden, es standen 1839 an fünfzig verschiedene Arbeiter verschiedener Art, worunter dreizehn Prediger, in ihren Diensten, welche an sieben und zwanzig Orten stationirt und in sechs und zwanzig Departements wirksam waren; 8 — 9000 Personen — bei weitem dem größten Theile nach frühere Katholiken — besuchten regelmäßig die von ihr veranstaltete Verkündigung des Evangelii, und das leitende Comité empfing in Einem Jahre an achthundert Briefe. Während die evangelischen Gesellschaften in Genf und Lyon, mit der Pariser freundschaftlich verbunden, dasselbe Ziel in ihrem Kreise selbstständig und eifrig verfolgen, hat die Gesellschaft mehrere Tochter- oder Hülfsgesellschaften in England, auf den Englischen Inseln Guernesey und Jersey, in den Pyrenäen, in Savardin, Toulouse, St. Etienne und Nancy.

Wir dürfen voraussetzen, daß die Geschichte einer solchen so weit verbreiteten und in das innere Leben des Französischen Volkes so tief und so erfolgreich eingreifenden Gesellschaft auch den Deutschen evangelischen Christen wichtig und lehrreich seyn wird. Wir versuchen daher eine solche in diesen Blättern zu geben, und bemerken dabei, daß als specielle Quellen dabei benutzt worden sind: eine Reihe von Aufträgen in den Archives du Christianisme (besonders 1833 — 1835), welche diese Sache von allen Seiten zu beleuchten suchen, die wichtigen Berichte der Genfer evangelischen Gesellschaft und die ausführlichen und reichhaltigen eigenen sechs Berichte der Gesellschaft; so oft als möglich haben wir uns der eigenen Worte dieser Quellen bedient, und sie durch Anführungszeichen kenntlich gemacht. Schon Dr. Reuchlin hat in seinem „Christenthum in Frankreich“ (S. 380 — 402 und 453 — 463.) dieser Gesellschaft eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und mit Recht auf das große Interesse hingewiesen, welche eine Geschichte der Gesellschaft aus der natürlich noch nicht zu veröffentlichen Correspondenz derselben gewähren müßte.

1. Statuten und Einrichtung der Französischen evangelischen Gesellschaft in Paris.

Die immer unverändert gebliebenen Statuten lauten folgendermaßen: 1. Die société évangélique de France hat zum ausschließlichen Zwecke: die evangelischen Wahrheiten in Frankreich auszubreiten durch alle diejenigen Mittel, welche Gott ihr dazu an die Hand geben wird. 2. Wer einen jährlichen Beitrag unterzeichnet, wird dadurch Mitglied der Gesellschaft. 3. Eine Gabe von 100 Francs macht zum lebenslänglichen Mitgliede der Gesellschaft (1839 waren schon fast hundert und fünfzig). Jede besondere Gabe wird mit Dank angenommen. 4. Die Leitung der Geschäfte der Gesellschaft ist einem Central-Comité, das in Paris seinen Sitz hat, übertragen; es besteht aus einem Schatzmeister (gegenwärtig de Pressensé, welcher seine ganze Thätigkeit dieser Gesellschaft gewidmet hat), aus zwei General-Sekretären (Jullerat-Schaffeur, Pastor und Präsident des reformirten Consistoriums in Paris, und Aubrey, evangelischer Pastor daselbst) und höchstens siebenzehn Beisitzern (unter diesen zwanzig Mitgliedern sind jetzt elf Leien), welche Mitglieder der Gesellschaft seyn müssen. 5. Das Comité erneuert sich jährlich zur Hälfte. Alle Wahlen geschehen durch die in einer Generalversammlung vereinigte Gesellschaft auf Vorschlag des Comité. Die austretenden Mitglieder sind wieder wählbar. 6. Das

Comité versammelt sich wenigstens einmal monatlich (jetzt dreimal). Die Sitzungen werden mit Gebet eröffnet und geschlossen. 7. Die Gesellschaft versammelt sich wenigstens Ein Mal jährlich zu einer Generalversammlung an einem vom Comité bestimmten Tage; es wird in derselben Bericht abgefaßt über die Arbeiten des verflossenen Jahres. 8. Alle Geschäfte des Comité werden unentgeltlich besorgt.“

Über ihre Absichten hat sich die evangelische Gesellschaft wiederholt klar und ausführlich ausgesprochen. Schon gleich im ersten Circular des neugebildeten Comité: „Der theuerste Wunsch unseres Comité ist, daß die Französische evangelische Gesellschaft ihrem Namen vollkommen entspreche; daß sie, sich frei haltend von allem Formel- und Seitenwesen, die Gründung des Reiches unseres großen Gottes und Heilandes in diesem Lande bewirke. Diejenigen, welche diese Absicht hegen, und sich brüderlich vereinigt und beieuert haben, die ersten Grundlagen dazu zu legen, haben sich zum ausschließlichen Ziele gesetzt, den Franzosen, mögen es Juden, Römisch-Katholische oder Protestanten seyn, das biblische Christenthum predigen zu lassen, ohne einem Einzigen irgend eine Form oder irgend ein Symbol vor einem anderen aufdringen zu wollen. Wir wollen aufwecken aus ihrem Schlummer die unzählige Menge derer, welche in Gleichgültigkeit, Irthum und Ungerechtigkeit schlafen; wir wollen von ihrem Aberglauben frei machen diejenigen, welche noch in seinen Banden schmachten, ohne etwas Besseres zu kennen; wir wollen Allen den offenen Brunnen Zions zeigen, ihr welchem sie ihre Sünde und ihren Schmutz reinigen können, und hinführen zu den Füßen Jesu Christi, damit sie von ihm das Leben empfangen, welches er allein geben kann . . . das ist unsere Absicht, eine andere haben wir nicht.“ „Verbreitung des Christenthums,“ in biblischer Sprache,“ ist also der Zweck der Gesellschaft; sie will nichts als „die Religion der Bibel;“ sie will die Ungläubigen, die Abergläubigen, die Todtgläubigen zu „biblischen Christen“ machen. Sie will die „Evangelisirung und dadurch die Regeneration Frankreichs,“ und läßt zu dem Ende, wie sie im fünften Berichte sagt: „das Evangelium predigen Allen, die es nur hören wollen, sie verbreitet dessen Kernsinn durch Hausirer und Lehrer, sie will aus allen Ecken des Landes in friedlichem, liebendem Geiste Jesu Christo Seelen zuführen. Wenn alle diejenigen Franzosen, welche von Herzen der Sache des reinen und wahren Christenthums ergeben sind, den Geist, der sie befeuert, anerkennen, so würden sie kein Bedenken tragen, ihr ihren Beistand und ihre Theilnahme zu gewähren, denn, was sie wollen, will die Gesellschaft auch; was sie selber thun, thut sie auch; was sie hoffen, hoffen und erbitten sie auch mit ihnen von Gott. Denn was will doch der Christ Anderes, als daß der Wille Gottes bekannt werde, daß das Wort seines Evangelii sich ausbreite, daß sehr anbetungswürdiger Name verherrlicht, daß das Heil im Glauben an den Heiland von Allen angenommen werde, und daß Alle mit dem Frieden eines guten Gewissens den Schatz eines rechten, christlichen Wandels empfangen. Darin sind katholische und protestantische Christen, nationale und independentische Christen alle einig; das ist ihr gemeinsamer Wahlspruch, ihr sehnlichster Wunsch, ihr größter Weltereifer. Auf diesem Gebiete verschwinden alle Verschiedenheiten, und alle Trennungsgründe fallen weg. Man will nur eins, das Heil der Seelen und die Ehre Gottes; alles Andere wird vergessen. Darum dürfen wir hoffen, daß je mehr unsere Gesellschaft die Einheit der evangelischen Grundsätze, die sie leiten, und die Aufrichtigkeit der Liebe, die sie befeuert, enthüllen wird, sie auch desto zahlreichere Freunde und Mitarbeiter gewinnen wird.“

2. Verantwassung und Bedürfnis.

„Die Französische evangelische Gesellschaft ist auf ganz natürliche Weise und gleichsam von selbst entstanden aus dem christlichen Bedürf-

nissen der Zeit, in welcher wir zu leben das Glück haben. Sie war in den Augen ihrer Stifter eine Nothwendigkeit, und der Beifall, den sie gefunden, das Gute, was sie schon hat wirken dürfen, gibt uns immer mehr den unzweideutigsten Beweis, daß uns unsere Erwartungen nicht getäuscht haben.“ Diese wichtige Wahrheit durfte schon acht Monate nach der Constituierung der Gesellschaft der Präsident der Generalversammlung als eine Thatsache und als die erste Erfahrung aussprechen; sie hat sich auch seitdem auf das Glänzendste bewährt, und man braucht auch nur eine oberflächliche Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes Frankreichs und seiner neuesten Geschichte zu haben, um von ganzem Herzen das Bedürfniß, so wie die Natürlichkeit einer solchen Gesellschaft anzuerkennen. Es gibt gewiß in ganz Europa kein Land, wo eine evangelische Gesellschaft in dieser Art entstehen und mit solchem Erfolge wirken konnte, als in Frankreich, wie es seit der Juli-Revolution ist. Denn die drei hiezu unumgänglich nothwendigen Bedingungen fanden sich hier vereinigt, wie kaum in einem anderen Lande die eine oder die andere einzeln genommen, vielweniger zwei derselben oder gar alle drei; wir meinen folgende: 1. Weit verbreiteter und tiefgewurzelter Unglaube und Indifferenz und daher entstandene verhältnismäßige Ohnmacht und Unzulänglichkeit der bestehenden Kirche, insbesondere der Katholischen. 2. Große innere Kraft und Eifer der evangelischen Christenheit in Folge einer mächtigen Erweckung derselben. 3. Völlige Lehrs- und Kultusfreiheit mit allen ihren negativen und positiven Consequenzen. Die Archives und die Berichte geben ausdrücklich, an verschiedenen Stellen und wiederholt, diese Umstände als die Veranlassung der Entstehung der Gesellschaft an; entwickeln wir dieselben näher.

1. Unermüßlich sind in Frankreich die Folgen der schamlosesten Religionspöttelei, welche in dem Jahrhundert der Aufklärung durch Voltaire's, Diderot's und der anderen sogenannten Philosophen Beispiel unter den Gebildeten allgemein herrschende Mode, ja sogar eine Ehrensache geworden war für Alle, welche nicht für abergläubig, ungebildet oder jesuitisch gehalten werden wollten. Die Gräuelt, welche diese Partei damals getrieben hat, werden nur zu sehr ignorirt und dienen uns nicht genug zur ernstlichsten Warnung, und zur dringendsten Aufforderung, dieses Thier aus dem Abgrunde in allen seinen verschiedenen Gestalten unermüßlich zu bekämpfen. Voltaire wagte es, spottend zu schreiben, „er habe heute in der („von ihm Gott errichteten!“) Kirche sein Frühstück (nämlich das heilige Abendmahl) genommen;“ er unterschrieb sich in derartigen Briefen: Christusspötter (Christoque); er erklärte alle Religionen für bloße Erfindungen von Betrügnern, das Christenthum aber für die schlechteste unter ihnen. Er hoffte, daß das durch zwölf Betrüger ausgebreitete Christenthum durch Einen Philosophen werde ausgerottet werden, und Diderot wünschte, „den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters erwürgt zu sehen.“ Dieser heillose Frevelmuth war nun zur Zeit der Revolution die Gesinnung der Mehrheit der Gebildeten unter der Nation, ja sogar theilweise der Geistlichen geworden, wie z. B. der fromme Ludwig XVI. es als etwas Bekanntes aussprach, daß der Erzbischof von Toulouse, Brienne, ein Atheist sey. Nur von dieser so allgemein verbreiteten Wurzel aus konnte der kahle Baum des Atheismus öffentlich aufgepflanzt werden, und in wenigen Jahren ganz Frankreich überschatten,

nachdem Geistliche beider Confessionen öffentlich erklärt hatten, sie hätten bis dahin dem Volke nur Lüge und Betrug gelehrt, und es würde nun bald nicht nur die wahrhaft katholische Geistlichkeit, nicht nur die Römische Kirche, sondern auch das Christenthum selber öffentlich und gesetzlich abgeschafft, dessen Ausübung verboten und verspottet und die Kirchen und Tempel geschlossen werden. Napoleon fand in dieser Hinsicht wenigstens bei einem großen Theile der Nation und zwar gerade bei den herrschenden und tonangebenden gebildeten Ständen tabula rasa vor, und als er keineswegs aus eigener Frömmigkeit, sondern nur aus Politik das Concordat mit dem Papste schloß und die Katholische Kirche gesetzlich wiederherstellte, hätte er nach der entschiedenen Behauptung vieler Franzosen, damals eben so gut auch die protestantische Kirche — grade wegen ihrer größeren Popularität bei den an nichts glaubenden Kindern der Revolution — zur Religion der Mehrheit der Franzosen machen können. Und jedenfalls vermochte er, der, obgleich ein Emporkömmling, es wagen durfte, den Papst zu mißhandeln, höchstens die Kirchenmauern und Kirchenceremonien wieder herzustellen, nicht aber jene mit einer wahrhaft glaubenden, wahrhaft anbetenden Gemeinde zu füllen, nicht diesen den lebendigen und segensreichen Geist einzusaugen. Die Bourbonen kehrten zurück, und die Katholische Kirche wurde wieder Staatsreligion, ja unter Karl X. ganz in der Weise des unwissend-bigotten Ludwig XIV., sogar Hofreligion, und man versuchte sie, mit jesuitischem Gepräge und Stempel versehen, wieder bei dem Volke in Cours und Kredit zu bringen. Desio weniger vermochte es die unpopuläre Hofgeistlichkeit mit ihrem umgeworfenen christlichen Mantel die große Masse der Nation mit der Kirche und mit dem Christenthume wieder auszuföhnen; sie blieb, was ihre Väter vor vierzig Jahren gewesen und worin sie in Haus und Schule aufgezogen war, der Mehrzahl nach rein indifferentistisch; sie begnügte sich mit dem trostlosen Festhalten an den dürftigen Resten der natürlichen Religion, und trat sogar feindselig auf gegen die ihrer Meinung nach nothwendig unliberale und servile Katholische Kirche. Allgemein war daher der Jubel über die Juli-Revolution, weil man mit ihr auch die lästigen Fesseln der aufgedrungenen Kirche und Kirchlichkeit abschütteln konnte, und es geschah ganz im Sinne der Mehrheit der Nation, daß anfangs in allen öffentlichen Handlungen der Name Gottes absichtlich vermieden wurde, und selbst das Wort Vorsehung nur sehr allmählig öffentlich wieder laut werden durfte, wobei der „philosophische“ König mit völligem Wegbleiben von den kirchlichen Handlungen voranging. Damals spottete ein Saint-Simonist treffend über die in die neue Charte wieder aufgenommene Stelle: „Die katholische Religion ist die Religion der Mehrheit der Franzosen,“ „weil dieses ja kein Grundgesetz und kein Grundsatz, sondern nur ein Faktum seyn könne, und noch dazu eine falsche Thatsache sey, da der Indifferentismus die Religion der Mehrheit der Franzosen sey.“ Das Pariser Volk bewies wenigstens durch Umstürzen der Kreuze — was vor siebzig Jahren noch mit grausamem Tode bestraft worden war —, durch Zerstörung von Kirchen und des erzbischöflichen Pallastes, daß es nichts weniger als katholisch sey, und auch die Regierung fand es damals für gut, die noch unzerstörten Kreuze heimlich wegzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 29. Juli.

N^o 61.

Die Kirchenmusik in der Evangelischen Kirche.

(Schluß.)

Indem nun in dem Bericht ein übersichtlicher Auszug der früheren päpstlichen Verordnungen gegen den Mißbrauch der Kirchenmusik (die erste im dritten Buch der Extravaganzen von Johann XXII. zu Avignon 1322 erlassen) vorangeschickt wird, welcher zeigt, daß durch fünf Jahrhunderte der uns fremdere Abweg theatralischer Musiken in der Römischen Kirche immer wieder aufgekomen, werden daran Reformvorschläge angeknüpft. Konnte in den viel ungebildeteren Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts, wo der Mißbrauch so groß geworden war, daß Papp Pius V. die Kirchenmusik gänzlich verbieten wollte, ein Palestrina eine so große Reform veranlassen, daß sie Jahrhunderte hindurch fortwirkte und aus ihr eine Reihe der herrlichsten Meister der heiligen Tonkunst hervorging, wie sollte das uns nicht viel mehr möglich seyn, die wir so große musikalische Schätze, so unerschöpfliche Bibliotheken besitzen! Die Reform will Herr Spontini nun damit angefangen wissen, daß ein Gesetz Papp Alexander's VIII. von 1665 mit seinen Strafbestimmungen wieder erneuert würde, welches zugleich verordnet: daß kein Kapellmeister oder Anderer in Zukunft Musiken in der Kirche auführen dürfe, ohne zuvor in die Hände des Kardinal-Biskars von Rom oder seines Stellvertreters einen Eid geleistet zu haben, daß er Alles, was in diesem Edikt verordnet ist, thun wolle; und die Akademie der heiligen Cäcilia müsse dem Kardinal-Biskar Meister namhaft machen, die früher schon einmal diesen Eid geleistet hätten. Die vielen kleinen privilegierten Musikvereine in Rom, die überall Kirchen zu Musikaufführungen zu usurpiren wußten, sollten aufhören, und mit der seit fast dreihundert Jahren bestehenden Akademie der heiligen Cäcilia verschmolzen werden. Alle Bischöfe müßten mit der Ausführung dieser Verordnung beauftragt werden, diese aber nicht die ersten besten Dilettanten um ihr Gutachten befragen, sondern eine stehende Commission in Rom, welche aus tüchtigen und geachteten Meistern gebildet, und zu diesem Zweck ausdrücklich niedergelegt werden müsse.

Zu diesem Ende solle für die Ungebildeteren und Ärmeren eine Biblioteca di Musica Ecclesiastica gestiftet werden, ein Institut, das die Bestimmung hat, alle Kirchen des Kirchenstaats mit heiliger Musik zu versehen. In dieser werden allmählig alle für Kirchen geeignete Musiken von Neuem gestochen, nach drei Abtheilungen geordnet, die eine für Kathedralen, die andere für größere Parochial- und Collegiatkirchen, die dritte für kleinere, worin nur die Orgel gebraucht werden kann. So bildet sich dann jede Kirche allmählig eine Bibliothek klassischer Kirchenmusik, einheimischer und ausländischer, alter und neuer. Auch

lebende Componisten sollen dadurch Aufmunterung erhalten, und von jeder auf diese Weise herausgegebenen Composition ein Exemplar bei der Akademie der heiligen Cäcilia niedergelegt werden.

Für die nöthigen Sopran- und Altstimmen müsse durch Heranziehung der Schulen geforgt, und namentlich die sich ausbildenden Geistlichen dazu angestellt werden.

So weit der Bericht, in dessen Folge denn nun bei dem Buchhändler Ninaldi in Rom, dem Leiter und Eigenthümer der Bibliothek, sogleich eine Subscription auf dies Unternehmen eröffnet worden ist. Es soll in derselben nichts erscheinen als: „Messe de' Vivi e de' Morti, Seguenze, Offertorj, Graduali, Motetti, Salmi, Inni, Responsorj, Tantum ergo, Oratorj, Litanie Lauretane, Tre ore d'Agonia della Voce sola alle quattro Voci variate ed anche con Cori, Suonate da Organo e da Orchestra,“ und alles dies von berühmten Meistern, namentlich: Anfossi, Burroni, Basilj, Casali, Elari, Cannicciari, Costanzi, Casciolini, Caldara, Fioravanti, Giorgi, Leo, Martini, Perez, Pergolesi, Santucci, Scarlatti, Zingarelli, Zuccari und von jedem anderen für klassisch anerkannten Italienischen oder ausländischen Meister. Jeden Monat erscheint ein Heft zu einem sehr wohlfeilen Preise. Dies Werk hat nun bereits (wenigstens der Ankündigung nach) mit der Mitte des vorigen Jahres begonnen. *)

In diesen Vorschlägen und Unternehmungen ist Manches, was eine interessante Parallele mit unseren eigenen bildet. Zuvörderst ist der schöne Eifer für die Reinigung der Kirchenmusik und die Hervorbringung alter und Ermunterung neuer Compositionen höchlich anzuerkennen. Ob aber auf dem Wege einer solchen Centralisation und der Verleihung des Bannrechts an eine Akademie in der That für die Kunst heilsam geforgt werde, scheint uns mehr als zweifelhaft. Vergleichen wirkt heilsam, so lange grade die Leitung der Maschine sich in guten Händen befindet; kann aber eben so leicht höchst hinderlich und verderblich werden, und möchte vielleicht grade durch das Scharfe und Gehässige der Einrichtung eine entgegengesetzte, als die beabsichtigte Wirkung hervorrufen können. Es ist eine bekannte Sache, daß man (wir lassen dahingestellt seyn, ob mit Recht) den Tonkünstlern nachsagt, die häßliche Pflanze des Künstlerneides und der Herrschsucht wuchere auf keinem Gebiete so sehr, als auf dem musikalischen. Ganz vortrefflich ist aber der Plan der Herausgabe einer Bibliothek der Kirchenmusik zu einem wohlfeilen Preise, welche auch für unsere Verhältnisse unbedingt zu

*) Unsere Musikhandlungen sollten davon einige Exemplare kommen lassen, welche gewiß auch bei uns Absatz finden würden, und mit Auswahl unter Umständen ausgeführt werden könnten.

empfehlen wäre. Statt des Zwangsrechts irgend einer Behörde könnte an einem oder dem anderen Hauptorte, wo unser Vorschlag vielleicht Eingang fände, die Herausgabe einer solchen Sammlung mit der Errichtung einer kleinen Musikerschule verbunden werden, welche, wenn sie durch erwachenden kirchlichen Sinn belebt, gediehe, mit der Zeit gewiß einen mächtigen Einfluß ausüben könnte; wie es ja schon jetzt unverkennbar ist, daß die neueren Bildungsanstalten auf den Geschmack unserer Organisten gut eingewirkt haben. Insbesondere würde es gut seyn, wenn auf den Schullehrer-Seminaren dann dergleichen Bibliotheken gesammelt, und den talentvolleren Zöglingen derselben eine bessere Ausbildung ihres Geschmacks, als es bis jetzt der Fall seyn kann, möglich gemacht würde. Auch bei diesem Vorschlag ist indeß wohl zu bedenken, daß ohne Erweckung des kirchlichen Sinnes, ohne Verbannung der bloß künstlerischen Aufführungen aus der Kirche und jenen Anstalten, dem Baume die Wurzel fehlte.

Hiemit möge dann zugleich noch ein anderer Wunsch, wie er gerade jetzt an der Zeit ist, verbunden werden. Wir Deutsche haben das seltene Glück, in Johann Sebastian Bach's Kunstwerken einen Schatz zu besitzen, wie ihn wohl keine andere Nation aufweisen kann. „Wöchte ich nur im Stande seyn, die erhabene Kunst dieses ersten aller Deutschen und ausländischen Künstler recht nach Würden zu beschreiben!“ sagt Forkel.*) „In mancher Gattung haben andere Componisten ebenfalls Meisterstücke gemacht, die den feinigsten in derselben Gattung mit Ehren an die Seite gesetzt werden können. Aber in der Fuge und allen mit ihr verwandten Arten des Contrapunkts und Canons steht er ganz allein, so sehr, daß weit und breit um ihn herum es leer und wüßt ist; nie ist eine Fuge von irgend einem Componisten gemacht worden, welche seinen vorzüglicheren an die Seite gesetzt werden kann.“***) Wir können aber an diesem größten Meister recht den tiefen Verfall der Kirchenmusik nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts messen, welcher von dem wiedererwachenden ästhetischen Geschmack in der Litteratur wegen der gleichzeitigen Verwüstung der Kirche durch den Rationalismus nicht im Geringsten aufgehalten wurde. Die ungemein zahlreichen Compositionen J. S. Bach's — was ist aus ihnen geworden? Bis jetzt ist vielleicht lange noch nicht die Hälfte erst gestochen, ja, was noch weit auffallender ist, es ist noch nicht einmal ermittelt, was überhaupt von diesen größten Deutschen Kunstwerken in der kirchlichen Barbarei der letzten siebzig Jahre sich erhalten hat. Ein bedeutender Theil von Bach's erhabenen Werken ist im Originalmanuscript nach seinem Tode als Manuscript umgekommen! Unter seinen Vocal-Compositionen zählt Forkel***) auf: 1. Fünf vollständige Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage. — Von diesen ist wohl bei weitem nicht alles mehr vorhanden; doch dürfte aus den geretteten Sammlungen vielleicht sich noch mehr als ein voll-

ständiger Jahrgang zusammensetzen lassen. — 2. Fünf Passionsmusiken, von denen zwei gestochen sind u. u. Diese Probe mag hinreichen, anzudeuten, was wir an den Werken dieses Mannes allein noch für einen Schatz zur Wiederbelebung der Kirchenmusik besitzen.

Es würde daher eine schöne Vorarbeit seyn für eine jener Römischen ähnliche Bibliothek der Kirchenmusik, die auf jeden Fall auch bei uns für die Kirche, nicht für Mumienkabinette, wieder erscheinen müßte, wenn die Besitzer großer musikalischer Sammlungen, zunächst nur hier in Berlin, ihre Kataloge gegenseitig sich mittheilten, diese zusammenstellten und öffentlich bekannt machten, mit der ausdrücklichen Aufforderung an Auswärtige, daß sie ein Gleiches thun möchten. Danach könnte zunächst dasjenige aus dem gewaltigen Vorrath ausgewählt und von Sachkennern näher charakterisirt werden, was sich noch jetzt ausführen ließe, wenn nicht — was freilich für Einzelne, wie für unsere ganze Nation, viel ehrenvoller seyn würde — mit uneigennützigem Kunstsinne einige wohlhabende Männer, oder ein kunstliebender Deutscher Fürst, ohne Rücksicht auf die allerdings bedeutenden Kosten, sich entschließen könnte, eine Gesamtausgabe dieser großen Zierde unseres Volkes zu veranstalten. Ein Denkmahl würde unsere Zeit sich damit setzen, dessen Wirkungen, weil es der Gemeinde angehört, welche auch die Porten der Hölle nicht überwältigen können, bis in die Ewigkeit hineinreichen würden.

D. v. Gerlach.

Ma c h r i c h t e n .

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft von 1833 — 1839.)

(Fortsetzung.)

Aus dieser traurigen Zeit furchbarer Irreligiosität in Frankreich stammen die Klagen eines Gaussons im J. 1834: „Die Berichte neuerer Colporteurs sagen aus, daß während die Einen im Namen des Papstes das Neue Testament in's Feuer zu werfen wagen, die Andern im Namen des aufgeklärten Jahrhunderts es zu sehr verachten, um es zu verbrennen, aber auch dieselbe Abneigung wider seine Heiligkeit verrathen, und mit gleicher Geringschätzung Christum, die Jesuiten und St. Simon vermengen. Während die Priester diesem armen Volke gesagt haben: weil wir unselbbar sind, so glaubt alles oder nichts, hat es Nichts Altem vorgezogen, und ihr seht, welch ein theoretischer Materialismus nur zu oft auf den höchsten Schulen bekannt wird, und wech ein praktischer Materialismus in den Werkstätten haßt, dort die Gewissen der Jugend verhärtet, und die Bevölkerung von Stadt und Land, Groß und Klein ergriffen hat. Hat nicht Jesajas gesagt, daß von dem Scheitel bis zur Fußsohle nichts Gesundes an dem Volke ist, sondern Wunden, Striemen und Eiterbeulen, die nicht verbunden, noch geheilet, noch mit Öl gelindert sind? Ja wohl, es ist nichts Gesundes an Frankreichs Volke, von dem Scheitel bis zur Fußsohle; von dem gelehrten Naturalisten, welcher als ein Atheist aus seinem Auditorium kommt, von dem Astronomen, der von den Doppelgestirnen, von den Nebelfernen und weitesten Fernen des Himmels ohne eine Hoffnung und ohne einen Gott in der Welt zurückkehrt — bis zu dem armen Handwerker, welcher auch den Atheismus in seiner Hütte gefunden hat, und bis zum armen Bauer fogar, welcher Gott mitten in seinen Werken lästert und, das Haupt senkend auf seinen Pflug, nichts Anderes mehr zu sehen vermag als seine Zukunft und sein letztes Ziel in der Erde,

*) über Joh. S. Bach's Leben, Kunst und Kunstwerke. Leipzig 1802. S. VIII.

**) Ebendaf. S. 33.

***) S. 61.

die er bearbeitet. Ach, wenn es für diese Unglücklichen keinen Himmel mehr gibt über Frankreich, wird es noch Pflichten, wird es noch Rechte für sie geben? — Wenn es keinen Himmel mehr über Frankreich gibt, so wird man sich auf der Erde seine Götter suchen, und man wird bald wieder nach einer vierzigjährigen Pause im Chor den Hymnus anstimmen, den Chenier für das Frankreich eines Robespierre verfaßt hatte, und welchen man auf Befehl der Regierung die Jugend beiderlei Geschlechtes lernen ließ:

Français, votre religion
C'est d'adorer la république;
La vérité, qui brille à tous les yeux,
La liberté, l'égalité,
Voilà quels sont vos dieux.

Antoine Vermeil, welcher jetzt nach Paris als Pastor berufen ist, durfte 1832 auf öffentlicher Kanzel in Bordeaux und später gedruckt behaupten: „Freunde und Feinde des Evangeliums, Orthodoxe und Heterodoxe, Deisten und Materialisten, alle sind darin einig, daß sie einestehen, daß der christliche Glaube fast ganz aus Frankreich verbannt ist, daß der Unglaube dort mit stolzem Haupte einhergeht, und daß die Mehrzahl von dem dem Gott dieses Jahrhunderts entkommenen Reste durch den Aberglauben regiert wird.“ — „Es ist eine unwiderlegliche Thatsache für Jedem, der den Geist und den Charakter unserer Zeit kennt, daß das Christenthum in Frankreich noch erlischt und so zu sagen erstorben ist.“ „Frankreich glaubt an nichts mehr, es gibt keine gemeinsame Überzeugung mehr; wir glauben nicht mehr an das Vaterland, an die Heiligkeit der Eidswürde, an die bestehende Verfassung etc.“

Natürlich wollen wir durch unsere bisherige Darstellung nicht im geringsten die Existenz, die Wirksamkeit, ja sogar die theilweise Blüthe der Katholischen Kirche in Frankreich (wie die der Protestantischen), insbesondere seit der Restauration und Revolution, und noch mehr seit dem Eölnner Ereigniß begonnen hat, läugnen; aber diese Blüthe erscheint so sehr nur an einzelnen Nebenzweigen des im Ganzen erstorbenen und in seiner Wurzel angegriffenen Baumes, daß sich der Totaleneindruck kaum dadurch ändert, und nur die Zukunft Besseres hoffen läßt. So viel geht wenigstens aus dem Gesagten hervor, daß die Katholische Kirche in den Städten und in den meisten Provinzen auch auf dem Lande — den Süden und Westen etwa ausgenommen — nur dem Scheine nach die Landeskirche genannt werden darf, weil sie eigentlich und faktisch nur das Bekenntniß einer Minorität ist, daß dagegen zwischen ihr und der für das Ganze so höchst unbedeutenden und weit zerstreuten Protestantischen Kirche, zu welcher dem Namen nach nur ein Zwanzigstel der Bevölkerung gehört, eine unzählbare Menge völlig indifferentistischer und daher mehr oder weniger heidnischer Franzosen in der gräulichen Unwissenheit und Finsterniß in Beziehung auf Christenthum und Erkenntniß des Heiles umhertappt, welche sich jedem gewöhnlichen kirchlichen Einflusse entzieht und daher auch den Dienern der Kirche zunächst unerreichbar ist. Diese große Masse des Volkes muß nun natürlich jeden lebendigen Christen — mag er Katholik oder Protestant sein, wenn er nur die Kraft des Evangeliums am eigenen Herzen erkannt und erfahren hat — zur innigsten Theilnahme und eifrigsten Arbeit drängen, und er muß sich also darüber freuen, daß die einzelnen Kräfte, welche bei diesem ungeheuern Werke so leicht nutzlos verschwendet werden, durch eine Gesellschaft für die Evangelisation Frankreichs vereinigt, gekürzt und recht geleitet werden — und damit scheint in dieser Hinsicht das Bedürfniß einer evangelischen Gesellschaft und die Natürlichkeit ihrer Entstehung erwiesen. Doch hören wir noch näher im Einzelnen, was für Erfahrungen die Gesellschaft selber in dieser Hinsicht gemacht hat, inwiefern diese unseren bisherigen Behauptungen zur Bestätigung dienen können.

Ein Bibel-Hausirer (Colporteur) der Genfer evangelischen Gesellschaft schreibt aus dem Departement du Doubs, Januar 1833: „Wir haben in diesen Tagen in diesen fast heidnischen Gegenden einige Veranlassungen zur Freude gehabt, und hoffen, je länger je mehr, daß trotz der Hindernisse, welche uns der erschreckliche Unglaube in den Weg legt, das Wort Gottes Frucht bringen wird.“ Die Gesellschaft selber berichtet als Resultat der Entdeckungen ihrer Arbeiter: „Das Wort Gottes ist beinahe nirgends bekannt; von Zeit zu Zeit melden uns unsere Arbeiter, daß sie zu ihrer Freude einige Exemplare der heiligen Schrift oder vielmehr Auszüge aus der Bibel gefunden haben; aber fast überall herrscht eine kalte Gleichgültigkeit gegen dieses Buch, und der Unglaube greift es nur zu oft mit Erbitterung an, indem er die Mißbräuche der Römischen Kirche mit der Lehre des Evangeliums verwechselt. Der Name Christi, die Worte: Ewigkeit und Gericht, sind das Signal zum Spott und zur Lästerung.“ Eben so unsere Pariser Gesellschaft 1837: Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie tief die Unwissenheit ist, in welche ein großer Theil der Bevölkerung des wegen seiner Civilisation und Aufklärung so gerühmten Frankreichs gesunken ist. Die Tagebücher unserer Colporteurs nennen uns ganze Dörfer, in welchen kein einziger Einwohner ist, der lesen kann. Und an den Orten, wo die Bildung Fortschritte gemacht hat, sind die besser Unterrichteten in Beziehung auf die evangelischen Wahrheiten eben so unwissend als die Wilden in den am wenigsten civilisirten Ländern. Einige irrige Ideen über Gott und den ihm gebührenden Kultus, die Beobachtung einiger leeren Ceremonien, von welchen die Meisten nichts verstehen, darin besteht die Religion vieler, die deßhalb schon fromm genannt werden.

Ein Evangelist der Gesellschaft meldet 1837 Folgendes: „Ich traf auf meinen Wegen einen Bettler, einen Italiener. Er erzählte mir, wie er nach Frankreich gekommen sey, was für Leiden ihn und seine Familie betroffen haben, und wie traurig seine Lage sey. „Was Ihr mir da sagt,“ antwortete ich, „beweist mir, daß Euer Leben voller Leiden ist; aber bedenkt Ihr auch, daß wir nicht lange auf dieser Erde bleiben?“ — Das ist freilich wahr, mein Herr, das Leben ist nur eine Reise. — „Ja wohl, und diese Reise bringt uns vor den Richterstuhl Gottes. Es ist wohl der Mühe werth, das zu bedenken!“ — Bei diesen Worten sah er mich eben so aufmerksam als erstaunt an, indem er gewiß zu werden suchte, ob ich spottete; dann erwiderte er: Sie glauben also an einen Gott? ich glaube auch an den lieben Gott; aber ich glaubte, daß die Franzosen nicht daran glaubten. Seitdem ich in Ihrem Lande bin, habe ich nur lästern und fluchen gehört. Sie sind der Erste, der zu mir vom lieben Gott spricht.“ — Der Evangelist redete ihm nun noch weiter liebevoll zu, bis er den betend verließ, der so eben noch das schmerzliche Geliändniß abgelegt hatte, er könne nicht beten.

Ein Colporteur erzählt 1839: Als ich mit meinem Kasten in ein Wirthshaus eingelehrt war, glaubte ein Mann, der das große Wort führte, als er mich die Bibel ausbieten hörte, ich spräche von einem merkwürdigen Thiere; er fragte daher angeliegentlich, welches dessen Eigenschaften und Lebensart seyen, und wo es lebe. Als ich nun aber meinen Kasten öffnete und ihm eine Bibel anbot, damit er sie selber nach ihrem Vaterlande und nach ihrer Geschichte fragen und besonders ihre ganze göttliche Lehre ausüben könne: machte er sich ganz beschämt über seinen Irrthum und seine Unwissenheit schnell davon.

Wie sehr Roms Macht nach der Revolution und vor dem Eölnner Ereigniß gebrochen war, oder wenigstens gebrochen schien, zeigen folgende Erzählungen. Ein Genfer Colporteur schreibt aus den Rhodengenden: „Sie zeigten uns eine große Ungläubigkeit, schienen aber wenigstens zufrieden als sie hörten, daß wir keine Römische Christen

seyen.“ — Ein Sattler hat einst einen Colporteur um einige Controversblätter, „um seinen Nachbar, der einen eigentlichen Haß gegen die Priester habe, in den Stand zu setzen, ihnen noch mehr zu schaden.“ Natürlich wurde diesem boshaften Verlangen nicht gewillfahrt, sondern ihm andere Traktate gegeben. — So konnte denn Pastor Morache 1836 in öffentlicher Sitzung in Paris behaupten: „Frankreich ist im Ganzen antichristlich,“ und der kenntnißreiche Geschichtsforscher Merle d'Aubigné 1837: „Die Reformation hat ihren Schlag vollendet; Rom ist in der That gefallen; seine Macht über die Völker ist null. Laßt uns nur vorwärts schreiten mit den kräftigen Wahrheiten, die an der Stelle, wo jetzt nur menschlicher Schutt liegt, Gott einen geistlichen Tempel errichten sollen.“*) Mit großem Rechte sagen daher die Archives 1833: Im sechzehnten Jahrhundert mußte man den Aberglauben, durch welchen der Glaube verdunkelt wurde, entfernen, und die eingeschlichenen Mißbräuche abschaffen, man mußte die Kirche reformiren, und gegen das Verbot dagegen protestiren. Jetzt ist die Lage der Dinge durchaus eine andere geworden. Denn was ist heut zu Tage noch übrig geblieben von der absoluten Weltmacht des Katholicismus? Nichts oder doch beinahe nichts. Wenn in unseren Tagen Jemand protestiren muß, so ist es Rom selber; der Papst Gregor XVI. ist mehr Protestant als irgend Jemand, denn er protestirt gegen Alles, was gegenwärtig gethan, gesagt und geschrieben wird. Die Rollen sind durchaus gewechselt; der heilige Stuhl ist gezwungen, sich gegen einen Unglauben zu verteidigen, der eben so gefährlich für ihn ist, wie es der Katholicismus für die Reformation war. Wozu kann es nun noch helfen, gegen Rom zu protestiren; man protestirt nur gegen etwas, was Macht hat, gegen eine Gewalt, die sich das Recht anmaßt, uns zur Rechtschaffenz zu ziehen; man protestirt nicht gegen eine gebrochene Gewalt, gegen einen Leichnam. Im eigentlichen Sinne des Wortes sind wir keine Protestanten mehr. Wenn es genug wäre, um unseren Glauben zu bekennen, daß man Roms Autorität verwerfe, so wären drei Vierttheile von Frankreich bekehrt und protestantisch zu nennen. Aber ein solcher Protestantismus ist gar keine Religion, ist nichts als eine Läugnung der geistlichen Gewalt des Vatikans. Dieser Art Protestanten haben wir genug in unserer eigenen Mitte, und würden viel gewinnen, wenn wir sie verließen, so wie mancher Reichthum seinen Herrn ruiniert. Wir müssen also jetzt nicht mehr protestantisch machen, sondern evangelisch. Wir reden nur so wenig als möglich von Controversen, wiederholen aber unaufhörlich die großen Wahrheiten des Christenthums, lassen die alte Fahne der Reform inwendig in unseren Kirchen, und entfallen dagegen vor den Augen Frankreichs das unvergängliche Panier Gottes, unseres Heilandes.“ — „Die Stunde der

Evangelisation hat geschlagen; möge nie die Zeit der protestantischen Polemik wiederkehren.“

Jedoch nicht bloß der ungünstige Zustand der unglaublichen Mehrheit des Französischen Volkes mußte die Entstehung einer evangelischen Gesellschaft veranlassen, sondern noch viel mehr die tiefe, geheime Sehnsucht nach etwas Höherem, Besseren, die sich auf verschiedene Weise gerade in unseren Tagen in ganz Frankreich immer lauter auspricht.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Schändlichkeit und Frechheit des nackten Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts allmählig aus den höheren und gebildeten Ständen zu dem eigentlichen Pöbel herabgesunken ist, und nun da ihre eigentliche Basis und Stütze gefunden hat, während die edleren und besseren Geister, die Lehrer des Volkes, die besten Schriftsteller, die geachteten Dichter, die jetzigen Philosophen (Lamartine, Chateaubriand, Michelet, Cousin, Royer-Collard &c.) eine Reaction gegen den Materialismus begannen haben, und sowohl sich selber als auch Frankreich zu entmaterialisiren suchen, um der an allem Höheren zweifelnden und verzweifelnenden Nation wieder in irgend einer höheren geistigen Idee einen neuen Mittelpunkt und Halt zu geben, um die entsetzliche Leere des Herzens, die bei dem bisherigen Materialismus eintreten mußte, wo möglich auszufüllen und dem leichtsinnigen Charakter des Volks wieder den rechten Halt und eine geistige Tiefe zu geben. Daher zeigen sich gerade in den höchsten gebildeten Ständen wieder bedeutsame Spuren einer Sehnsucht nach ewigen geistigen Gütern, einer Anerkennung der Religion und einer Scheu vor dem Heiligen und vor dem lebendigen Gott. Hierüber sagen die Archives: „Es herrscht in Frankreich in diesen Tagen eine Sehnsucht, eine Ahnung, die bei Einigen vielleicht noch dunkel und unbestimmt, bei Andern aber mächtig und ungebärdig ist, und, allgemein zugestanden und angenommen, durch die Schriftsteller immer wieder angedeutet und beinahe als ein Gemeinplatz aufgestellt wird: daß nämlich bald, in kurzer Zeit, morgen, auskommen muß eine neue Idee, ein neues System, ein Heilmittel, eine Macht, ein Mittelpunkt, ein Panier, eine Offenbarung; irgend etwas noch Unbekanntes aber Nothwendiges, welches in die verdorrten Aehren des gesellschaftlichen Lebens einen fruchtbaren Lebenssaft ergießen, und die schon von der Fäulniß ergriffenen Glieder wieder neu beleben soll. Unruhig und gedankenvoll, abwechselnd von trüben oder tröstlichen Ausflüchten erfüllt, sieht die Nation mit offenem Ohre da, die Augen auf die Zukunft gerichtet, horchend auf das leiseste Geräusch, das sich am Horizont erhebt, aufpassend auf das kleinste Licht, das über ihm aufgeht, sich an den dünnsten Zweig, den sie auf ihrem Wege antizift, anflammernd, immer hoffend, aus dem provisorischen Zustand, der sie untergräbt und tödtet, herauszukommen. Gleich einem in den Sandwüsten verirren Wanderer, der vor Durst seht und vor Erschöpfung zusammensinkt, verlangt das Land sehnlich und sieht sich fast die Augen aus nach der noch in dunkles Gewölke gehüllten Dase, die es nie erblickt hat, die es aber erwartet und von Stunde zu Stunde wenige Schritte vor sich zu sehen hofft. Allerdings concentriren sich diese Ahnungen bei dem Volke auf eine neue gesellschaftliche oder politische Idee; das Volk hofft und verlangt nichts Höheres, weil es bei den zunächst in die Augen fallenden Ursachen des Wehes stehen bleibt. Aber alle diejenigen, welche von den Nebensachen bis auf den letzten Grund zu bringen wissen, erwarten nicht nur eine neue politische Idee, sondern sie ahnen und kündigen an eine neue religiöse und sittliche Idee. Wo wird diese herkommen? sie wissen nicht, aber sie sagen vorher, daß sie kommen wird.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir wissen wohl, wie sehr sich Merle und Andere hierin getäuscht haben, und wie sie selber durch das, was in den letzten Jahren seit dem Eöllner Ereigniß geschehen ist, enttäuscht worden sind, halten aber dennoch solche Äußerungen für wichtig, sowohl um die Erscheinung, welche die Katholische Kirche damals in Frankreich darbot, als auch die allgemein herrschende Stimmung über dieselbe zu zeigen. Schon 1833 lautete die Sprache ganz anders. So sagt der Präsident der Genfer Gesellschaft, Cramer-Audoubert: Es ist leider nur zu wahr, daß die Opposition des katholischen Klerus gegen die protestantische Kirche und gegen die protestantischen Regierungen von Tage zu Tage heftiger wird. Sein feindseliger Geist hat sich in diesem Jahre viel offener gezeigt bei Veranlassung des Circulars des Erzbischofs von Eölln über die gemischten Ehen. Ein an den Ufern des Rheins entstandener Brand hat sich wie ein elektrischer Funke über ganz Deutschland, Belgien, Frankreich und sogar über unsere Schweiz verbreitet; denn es gibt bei dem Klerus der Römischen Kirche eine Gemeinsamkeit der Interessen, einen Erhaltungstrieb, welcher alle Glieder wie durch einen gemeinsamen Schutzvertrag verbindet.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 1. August.

N^o 62.

König Friedrich Wilhelm III.

Der am ersten Pfingstfeiertage dieses Jahres erfolgte Eintritt Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. hat natürlich auch die Leser der Ev. K. Z. tief erschüttert, und sie dadurch in den Strom schmerzvoller, trauernder und dankbarer Empfindungen, welcher die Bewohner der Hauptstadt und des Landes ergriff, mit hineingezogen. Es ist daher unseren Lesern gewiß nicht auffällig, wenn auch in unseren Blättern ein Nachhall jener Trauertage vernehmbar wird. Doch gestehen wir, eine starke Neigung zum gänzlichen Schweigen empfunden zu haben. Es stellte sich uns die apostolische Warnung, ja nicht durch unnöthiges Geschwäg den heiligen Geist Gottes zu betrüben, recht lebhaft vor Augen. Die Gefahr, dagegen zu sündigen, schien uns grade hier sehr nahe, wo der Glanz irdischer Majestät auf dem dunkeln Hintergrunde der Vergänglichkeit und Todtenfeier blendend aufleuchtete und in dem Herzen des dankbaren Unterthanen das schmerzlichbewegte und doch wohlthuende Gefühl der Landeskindschaft sich enthusiastisch über das Bewußtseyn der Gotteskindschaft empordrängen wollte. Es mag zwar sicherlich auch den Engeln im Himmel ein erfreuender Anblick seyn, wenn irdische Herrschaft und Unterthänigkeit durch kräftige Aufwallungen der Treue und Liebe verklärt werden; aber die Unterthänigkeit gegen den, vor welchem sich Aller Kniee beugen, in welchem der Urquell fließt aller irdischen Treue und Liebe, kann doch ohne Versündigung auch dann nicht von der ihr gebührenden Stelle gerückt oder verdunkelt und vergessen werden. Diese und ähnliche Bedenken wurden durch manche gemüthliche Übernommenheiten und phantastische Ausschweifungen, ja fade Schmeicheleien, welche an jenen Tagen im Publikum gesagt und geschrieben wurden, noch gesteigert. Mag es auch unter uns und bei der ernstesten und ernstfordernden Würde des Gefeierten nicht bis zu jenem lässerlichen Mißbrauch des göttlichen Wortes gekommen seyn, womit z. B. der Bischof von Straßburg, Joh. v. Fürstenberg, einen Ludwig XIV., als dieser in die treulos überfallene Stadt einzog, begrüßte: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ dennoch wurde, auch nur unter den beschriebenen Umständen, ein bescheidenes Ehre geben dem Ehre gebührt, dem Christen nicht leicht gemacht. Denn einerseits kann schon lebhaft bewegten Patrioten die Genugthuung, die sie darin finden, die Tugenden ihres Königs zu verkündigen, sehr verleidet werden durch solcherlei Überschwenglichkeiten, wodurch ihnen der Gegenstand ihrer Verehrung aus seinem geschichtlichen Charakter herausgetrieben scheint, andererseits wird selbst eine schlichte Trauer-

bezeugung gar leicht eben nur als eine andere Modulation jenes falschen Grundtones vernommen und damit dem Schwachen Argerniß gegeben.

Schweigen aber durften wir doch nicht: dazu geht uns das große vaterländische und welthistorische Ereigniß zu nahe an und steht in zu vielfachem Zusammenhange mit den kirchlichen Zuständen unserer Vergangenheit und Gegenwart. Welcher wäre denn auch von allen Wendepunkten und Stufenschritten der Weltgeschichte ohne Bedeutung für die große Haushaltung Gottes, ohne Verhältniß zu der irdischen Erscheinung des Himmelreiches? Das Bedeutungslose ist hier nur Unerkanntes. Die Herrscher der Völker zumal besätigen, selbst ohne ihren Willen und ihr Bewußtseyn, den eigenthümlich göttlichen Ursprung ihrer Würde dadurch, daß ihre individuelle Gemüthsstellung zum Glauben von ausnehmend kräftiger Wirksamkeit auf den religiösen Zustand des ganzen Volks ist. Zwar ergießt sich der Brunnquell des christlichen Lebens von einer hoch über allen irdischen Thronen erhabenen Stelle, und das Gefäß, welches ihn zunächst aufnimmt, ist das Niedrige dieser Erde, das in den Staub gebeugte, die Armuth, die Demuth, die Weltverlassenheit, die Selbstentfagung: dem Armen wird das Evangelium gepredigt. Da nun aber vom ersten christlichen Pfingstfeste an diese Armen ausgegangen sind und durch das Bekenntniß der an ihnen erschienenen Herrlichkeit Gottes, des Dreieinigen, den Kaiser Constantinus Magnus und das Römische Reich besiegt haben; so ist seitdem dem Besitzstand, dem Richteramt und dem Adel christlicher Fürsten die Weihe ertheilt worden, in dem Dienste Jesu Christi zu stehen. Wenn schon heidnische Fürsten als die Reichen des Landes durch Freigebigkeit gegen die Armen einigermassen ein Bild der göttlichen Liebe, als die Gesetzgeber und Richter durch Widerstand gegen die zerstörenden und verwirrenden Gewaltthaten des Satans und der Sünde und durch Belohnung und Beschirmung der Frommen ein Bild der göttlichen Gerechtigkeit, durch Erhabenheit der Gesinnung, durch Weitherzigkeit und durch den Glanz ihrer Erscheinung ein Schattenbild der göttlichen Schönheit und Herrlichkeit in der Phantasie des Volkes hervorgerufen oder erhalten: so läßt der christliche Fürst seine Liebe im Namen Jesu Christi walten, betet für sein Volk und läßt seine Gaben vom Herrn segnen, sorgt dafür, daß seine Wohlthaten durch solche Hände und Anstalten gehen, die auch von geistlicher Gabe etwas mitzutheilen im Stande sind, er baut den Armen Kirchen und Schulen u. s. w.; er spricht das Recht als ein göttliches zwar streng als ein Rächer Gottes den Übelthätern, aber auch mild als ein Sünder den Sündern, desto strenger und desto milder, je mehr er selbst die Abscheulichkeit und Macht

der Sünde erkannt hat; er vertheidigt als das erste Recht seiner Unterthanen das Recht, ein Christ zu seyn, ja es entwickelt sich unter ihm ein höheres Gebiet positiver Rechte und Pflichten aus seiner Forderung, in christlicher Gesinnung bedient zu werden. Fühlt er sich endlich selbst zu der allgemeinen Christenpflicht gedrungen, zu bekennen, daß in keinerlei irdischer Herrlichkeit und Höhe irgend ein Heil und Mittel zur Seligkeit gegeben ist, sondern allein in dem Namen Jesu Christi, so ist dieses sein Bekenntniß, durch den ganzen Glanz seines Adels unschienen und bemerkbarer gemacht, ein Licht, das vor dem ganzen Volke leuchtet, desto weniger verdächtig der Menschenfurcht, je mehr sein Stammbaum Helldematuren aufweist und angeborene Tapferkeit bei jedem Sprössling voraussetzen läßt oder schon zur Anschauung gebracht hat, desto weniger verdächtig engherziger Beschränktheit, je mehr fürstliche Erziehung, Art und Sitte seinen Blick erweitert und über die kleinlichen und niedrigen Bedürfnisse, Sorgen und Leidenschaften des Lebens erhoben hat, desto weniger verdächtig der Menschengesälligkeit, je zahlreicher und ansehnlicher der Kreis derer ist, die ihre Ehre darin suchen, ihm zu Gefallen zu leben. Der Geist vom Vater und vom Sohne ist der Werkmeister, der sich die Kirche erbaut, und die geistlich Armen und Niedrigen, wozu am leichtesten die leiblich Armen werden, die Bausteine; aber Pfleger der Kirche können und sollen die Fürsten seyn und Säugammen die Fürstinnen.

Diese Pflege und Ernährung Zions ist freilich in den eben angegebenen Zügen eines christlichen Fürstenthums sehr mangelhaft geschildert; allein größere Schärfe und Ausführlichkeit der Umrisse und vollere Leibhaftigkeit zu erstreben, wäre zwar nicht der Idee der Ev. R. Z. unangemessen, aber wohl dem Ideenkreise des Schreibers dieser Zeilen. Mag auch der Phantasie eines Christen, der sich nach der Erfüllung der Weissagung von der goldenen Stadt (Offenb. Joh. C. 21.) sehnt, ein reichgeschmücktes Bild von Königen auf Erden vorschweben, die in jene Stadt, welche nach englischmenschlicher Architektur gemessen ist, ihre Herrlichkeit bringen; um für das große Interimistikum bis dahin den Maßstab des christlichen Herrschens und Dienens, des Betens und Arbeitens, der weltlichen und kirchlichen Ordnungen zu finden, müßte man nicht sowohl ein Kind Gottes auf dem Throne herrschend über lauter Kinder Gottes, ein wahres Glied der wahren Kirche über lauter ächte Kirchenglieder darstellen, als vielmehr, wie ein christlicher Fürst inmitten einer halbheidnischen und halbchristlichen Unterthanenschaft bezieht und handelt, straft und duldet, liebt und leidet. Wenn es sich vielleicht hiebei herausstellen würde, daß durch des Fürsten Belehrung im Allgemeinen die Objecte der Fürstlichen Thätigkeit, die Rechte und Pflichten seiner Heiden, sich nicht geändert, sondern nur den früheren Schein der Alleingültigkeit und Ewigkeit gegen den hoffnungsvollen Charakter des einstweiligen Besitzstandes vertauscht hätten; so dürften sich einem des menschlichen und göttlichen Rechts, um mich heidnisch auszudrücken, kundigen Darsteller, einem öfumenisch und irenisch gesinnten doctor juris utriusque eine Menge sehr unterrichtender Beobachtungen und

Studien ergeben auch für ein Bild solcher christlichen Fürsten, die, wie ja in der That manche Europäische Mächte, über ein Reich herrschen, in dem alle Arten von Menschen vorkommen, Heiden, Türken, Juden, Christen und alle dazwischen liegenden Nüancen, vom dünnsten Tone und Duft christlicher Färbung an bis zum entschiedensten Ernste tiefchristlicher Innerlichkeit, und vom losesten Partikularismus bis zum ausgebildetsten Kirchenthum, welche alle das Recht haben, in ihrem effektiven Besitzstand geschützt zu werden, während die Liebe Christi ihren Landesherrn fortwährend treibt, Alles zu vermeiden, was sie in ihren Irthümern bestärken möchte, und Alles zu thun, um ihnen die Erkenntniß der Wahrheit und damit eine höhere Zukunft möglich zu machen. Daß die Entwerfung eines solchen christlichen Fürstenideals nur von dem Standpunkt wahrer christlicher Frömmigkeit aus gelingen könnte, versteht sich von selbst. Je treffender nun aber ein solches Bild gerieth, desto gerechter würde das Urtheil über wirkliche Fürsten und desto gelinder zugleich, weil dabei die irdische und überirdische Natur und Gewalt der Sünde und die Kirche als die allein im Besitz gründlicher Heilkräfte gegen die Sünde befindliche Macht anerkannt seyn müßte, während der weltlichen Obrigkeit das Amt des Gesetzgebers und die Würde der Gliedschaft am Leibe Christi zuständig bliebe. Denn wollte etwa ein moderner Machiavelli von dem Fürsten absolute Herrschaft über die Sünde, in Hoffnung auf eine daraus hervorgehende völlige Freiheit der Kinder Gottes, erheischen, so würde er, in höherem Grade als der alte Italiener, mit dieser Vermischung von Kirche und Staat Unmögliches, Ungerechtes und Unchristliches verlangen. Welches Königthum dagegen wäre zu glorreich, um nicht an Glorie noch genug zu gewinnen, wenn es zum Schmutz der Gliedschaft an dem Haupte Christus verwandt würde! Sollen schon von dem Leibe jedes Gläubigen, wie die Schrift sagt, Ströme des lebendigen Wassers fließen, wie fröhlich werden dann erst an dem Ströme, der unter der Schwelle des Königsaals hervorquillt, die Bäume grünen!

Zu einem solchen Bilde des christlichen Fürstenthums, wie wir es freilich mehr divinirend als definirend bezeichnet haben, würde das Preussisch-Brandenburgische Regentenhaus der Hohenzollern eine schöne Wahl charakterisirender Züge liefern, bei deren dankbarer Anschauung wir uns nicht zu scheuen brauchen, auch die in mancherlei Gestalt und Dauer vorüberziehenden Verdunkelungen durch Unglauben und Sündhaftigkeit einzugesehen, obgleich es natürlich ist, daß wir besonders gern bei den Glaubensbekenntnissen und Testamenten verweilen, wodurch die alten Fürsten ihre Mitgliedschaft am Leibe Christi bezeugt haben.

Zu diesen glorreichen Bekennern unter der Krone und dem Kuchel hat sich bekanntlich nun auch der letzte unserer Fürsten, der beide Würden vereinigte, unser jüngstverstorbenen König und Landesherr, wie durch viele Momente seines langen reichgesegneten Lebens, so vornehmlich durch seinen letzten Willen gefest, und Se. Majestät, Friedrich Wilhelm IV., hat durch die Bekanntmachung dieser kostbaren Dokumente die trauernden Un-

terthamen geehrt, getröstet und erhoben, sich selbst aber wiederum zu dem väterlichen Bekenntnisse bekannt.

„Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott“

überschreibt der königliche Dulder sein Testament, als wenn er damit die Devise seines Lebens aussprechen wollte.

„An deinem Segen, Herr, ist Alles gelegen:
Verleihe mir ihn auch zu diesem Geschäfte.“

Auch zu den wenigen Zeilen des Abschieds ersieht er sich den göttlichen Segen, und zu dieser Befolgung des apostolischen Gebots vom Gebet ohne Unterlaß, bekennnt sich auch in den einklingenden Worten sein königlicher Sohn, wenn er Gott um die Liebe des Volks anruft und sein Volk zum Mitgebet um Erhaltung des Friedens auffordert. Und welche eindringliche Wahrhaftigkeit erhält auch für diejenigen, denen es vielleicht unbekannt geblieben seyn möchte, wie Aufrichtigkeit und einfache, gleichmäßige Grabsheit ein charakteristischer Zug des königlichen Testators waren, die letzte Gesinnungsaussprechung des Verbliebenen dadurch, daß die Worte, wodurch er die geliebten Seinigen noch im Tode anreden wollte, mit Gebet beginnen und in Gebet übergehen.

„Gott wolle Mir ein barmherziger Richter seyn und Meinen Geist aufnehmen, den Ich in seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du uns alle wieder vereinen; möchtest Du uns dessen in Deiner Gnade würdig finden um Christi Deines lieben Sohnes und Heilandes Willen, Amen.“

Welcher Christ sollte nicht dieses Bekenntniß mit innigem Danke gegen Gott gleichsam aus dem geschlossenen Munde des gekrönten Mitsüßers vernehmen, und welches Landeskind nicht mit hoher patriotischer Freude in das Amen einstimmen und daran gedenken, daß in dem, der gesagt hat: „Wer mich bekennet vor den Leuten, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater,“ alle Gottes Verheißungen (2 Cor. 1, 20.) Ja und Amen sind Gott zu Lobe durch uns. In dieser betenden und erbetenen Stimmung ist denn auch die auf dieses Bekenntniß folgende Betrachtung über die Kümmernisse und Erquickungen seiner langen Regierung, der Dank gegen seine Getreuen und die Vergebung für alle seine Feinde ausgesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft von 1833 — 1839.)

(Fortsetzung.)

Indem die Archives nun sehr treffend Frankreichs jetzigen Zustand mit dem der Römischen Welt zur Zeit der Geburt Christi vergleichen, fahren sie fort: „So wie die Äthienser dem unbekannten Gott einen Altar errichtet haben, so gibt es in Frankreich unzählige der noch unbekannten Idee errichtete Altäre. Dürfen wir nun anneh-

men, daß der Herr Hoffnungen erregt, die er nicht erfüllen wird, daß er der Seele Ahnungen einflößt, die nie eintreffen? Eine vereinzelte Ahnung beweist freilich nichts; aber sind nicht die Ahnungen eines großen Volks Echos der Stimme Gottes? Und wenn nun unsere Mitbürger sich jeden Morgen aufs Neue fragen: werden wir heute endlich die neue Idee, die uns erregt soll, erscheinen sehen, so laßt uns eilen, ihnen zu antworten: hier ist sie, hier ist sie: das Christenthum, das Christenthum des Wortes Gottes ist — leider! — für unser Land eine völlig neue Sache, eine neue Thatfache, eine unbekannte Idee, ein nichtgekanntes Heilmittel, eine verborgene Macht, nicht nur für die niedrigen und abergläubigen Volkstassen, sondern auch für die Gelehrten, Denker und Weisen des Jahrhunderts.“

Hören wir dasselbe merkwürdige Geständniß von einer anderen Stimme, wieder von Antoine Vermeil auf der Rangel in Bordeaux 1832: „Das Bedürfniß nach einer Religion offenbart sich in dem Streben aller Geister, in der Unruhe, in dem Mißbehagen aller Herzen. Man glaubt freilich noch nicht, aber man brüstet sich nicht mehr mit seinem Unglauben; man hat noch keine Frömmigkeit, aber man sucht sie auch nicht mehr bei Anderen lächerlich zu machen und zu vernichten, und lacht in Verleugung auf das eigene Herz nicht mehr darüber, daß man keine hat, sondern bedauert es. All unseres Leichtsinnes, unserer Sorglosigkeit ungeachtet fühlen wir es im Geheimen, daß uns etwas fehlt. Die materiellen Interessen befriedigen uns nicht mehr, und indem wir alle Tage von der Politik große Ereignisse und von der Literatur große oder besser consubstantielle Aufregungen verlangen, wenden wir uns nicht mehr mit der früheren Verachtung von den religiösen Fragen ab, und haben sogar einiges Interesse für sie, wenn sie angeregt werden. Wir hören mit stiller Freude, wie die Philosophie den Materialismus des letzten Jahrhunderts verwirft, wir folgen begierig den Fortschritten der neuen Lehren, weil wir, ohne uns darüber Rechenschaft zu geben, in ihnen etwas zu finden hoffen, was die Leere unseres Gewissens und Herzens ausfüllt, was uns endlich die bloß irdischen Fragen verleidet und uns durch Wegräumung unserer Zweifel Herrschaft über unsere Leidenenschaften, Ruhe in unseren Leiden, Muth für die Gegenwart und Vertrauen für die Zukunft gewährt. Und dennoch bleibt unsere so beunruhigte Generation noch unentschieden! sie wünscht, sie sucht neuen Glauben, aber sie sucht noch eine falsche Scham, sich mit der Wahrheit zu beschäftigen. Sie kennt und bespricht sogar die verschiedenen Systeme, aber sie scheut sich, sich überzeugen zu lassen; sie entschließt sich noch nicht, sie wartet noch sie wartet! und doch hat sie vor sich, vor ihren Augen und in der Hand das Evangelium von Jesu Christo, das sie nicht liest, das sie nur durch menschliche Auslegungen kennt, das sie nur nach feindseligen Angelfissen und oberflächlichen Wertheurtheilungen beurtheilt.“

Die evangelische Gesellschaft täuscht sich nun freilich keineswegs darüber, daß diese Sehnsucht noch lange nicht das wahre Christenthum selbst und der wahre evangelische Glaube ist, daß entmaterialisiren noch lange nicht evangelisiren ist, und erwartet daher auch gar nicht, daß dergleichen Eble ihres Volkes das Evangelium, wenn es ihnen angeboten würde, anerkennen und als das bisher gesuchte Kleinod freudig ergreifen würden; aber sie sieht diese Stimmung doch mit Recht als ein Werk der vorbereitenden Gnade an, und erwartet wenigstens von der kommenden Generation, die sich an diesen höheren Geistern ihres Volkes bildet und erzieht, weit mehr Empfänglichkeit für die positiven Wahrheiten des Evangelii. Sie sieht aber desto mehr die Pflicht, in dieser Zeit des Überganges, der Scheidung und Entscheidung, nicht die Katholische Kirche allein arbeiten zu lassen auf dem

großen unermesslichen Erntefelder, das sich desto größer zeigt, je mehr man es kennen lernt — sondern desto schleuniger vor den Augen von ganz Frankreich das Panier des Evangelii aufzupflanzen, als das Einzige, unter welches sich Alle sammeln und Alle Leben und volles Genüge finden können.

Sehen wir nun endlich auf die Lage der Protestantischen Kirche selber, so mußte schon allein um dieser willen die Entstehung einer evangelischen Gesellschaft gewünscht werden.

Man muß in katholischen Ländern gelebt haben, und die ungeheure Ausdehnung der an Zahl oft sehr unbedeutenden evangelischen Pfarochien gesehen haben, um sich schnell von der Schwierigkeit und Unmöglichkeit zu überzeugen, daß die Pfarrer solcher Pfarochien die geistlichen Bedürfnisse ihrer oft Meilen weit entfernten Filiale oder ganz zerstreut wohnenden Pfarrfinder auch nur irgend wie befriedigen können. Wie ist das möglich, wenn eine Pfarochie einen Umfang von zehn bis zwanzig Quadratmeilen hat. Ober z. B. in Belgien, wo das ganze Königreich keine zehn evangelische Gemeinden zählt? So finden sich auch in Frankreich überall einzelne zerstreute Protestanten, von welchen der ihnen zunächst und doch oft viele Meilen weit entfernt wohnende protestantische Pfarrer gar nicht einmal etwas weiß, geschweige daß er sie besuchen könnte. In zwei und dreißig Departements gibt es gar keine protestantischen Gemeinden, im Ganzen — den Elsaß mitgerechnet — nicht vierhundert Pastoren, und — den Elsaß abgerechnet, keine einzige Stadt, keinen einzigen Ort, wo die Protestanten den eigentlichen Stof der Bevölkerung, oder die Mehrzahl der Bewohner ausmachen. Und da nun keine bürgerliche Behörde nach der Confession des Bürgers fragt, da sich die Protestanten in früherer Zeit der Verfolgungen wegen und in späterer Zeit aus arger Indifferenz verborgen hielten, so kann es uns nicht wundern, wenn ein Colporteur der evangelischen Gesellschaft in einer Gegend Frankreichs, wo etwa hundert Protestanten wohnen sollten, deren dreihundert acht und neunzig fand, wenn ein anderer in der sonst ganz katholischen Bretagne zu seiner Überraschung wenig Städte fand, in welchen nicht einzelne Protestanten wohnen, die sich auf das Schmerzlichste beklagten, daß sie des Segens des gemeinsamen Gottesdienstes beraubt seyen, und auf das Dringendste wünschten, wenigstens von Evangelischen besucht zu werden. Manche Protestanten hatten in mehr als dreißig Jahren keinen evangelischen Pfarrer mehr gesehen und die Existenz der Bibel fast vergessen, wodurch sie nothwendig in ihrem inneren Leben und kirchlichen Glauben verkommen, da sie entweder jeden Kultus entbehren, oder sich an den katholischen anschließen mußten. Was Wunders, wenn nun einige Protestanten so weit gingen, sich vor dem Sterben des Viehes durch Einsegnung des Priesters schützen zu wollen!

Das Bedürfnis einer Abhülfe dieser traurigen Verwahrlosung, welches durch die Existenz der evangelischen Gesellschaft zuerst ausgesprochen war und durch sie eigentlich erst vollständig aufgedeckt wurde, war zu schreiend, als daß nicht gleich nach der Entstehung der Gesellschaft mehrere Pastoren Unterstützung in ihrer Arbeit auf dem weiten Acker durch Colporteurs oder Lehrer, die auch Versammlungen halten konnten, hätten erbiten und auch erhalten sollen. Ja es fühlte sogar, nach dem Vorgange der evangelischen Gesellschaft, die Protestantische Kirche als solche und aus kirchlichem und orthodoxem Eifer die Pflicht, sich selber dem allerdings nicht kirchlich-protestantischem Ver-

fahren der Gesellschaft durch Bildung eigener Vereine zu ähnlichen Zwecken entgegenzusetzen. Zwei Jahre nachher entstand in Bordeaux, 1835, eine „christlich-protestantische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums und zum Anschließen an die Protestantische Kirche Frankreichs,“ und 1838 entstand zu Nîmes eine Gesellschaft „zur Evangelisation der zerstreuten Protestanten.“ Beide stehen freilich in gewisser Opposition gegen die evangelische Gesellschaft, wirken aber auch bei weitem weniger und in sehr geringen Kreisen, und die evangelische Gesellschaft hat wenigstens das Verdienst, die Kirche eifern gemacht zu haben. Eifern aber ist gut, wenn es um das Gute geschieht.“ (Reuchlin, S. 435, welcher überhaupt hierüber zu vergleichen.) Daß es bei anderen protestantischen Pfarrern nicht an wirklichen Collisionen mit den Agenten der Gesellschaft fehlen konnte, versteht sich von selbst; die bisher bestehende unbeschränkte Kultusfreiheit erlaubt ihnen aber nicht, sich gefällig zu beklagen, da sie ihre Gemeindeglieder in keiner Weise hindern können, sich stillschweigend oder förmlich von ihrem bisherigen Pfarrer loszusagen, und sich den neuen Evangelisten anzuschließen, und diese Kultusfreiheit ist nun einmal für jeden Franzosen ein unschätzbare Kleinod, das er auch zu seiner Zeit nach Belieben gebraucht. Doch wir kommen hierauf weiter unten zurück und bemerken nur noch, daß ein wahrhaft evangelisch-protestantischer Pfarrer sich schwerlich feindselig benehmen, oder über einen solchen ungebetenen Gast sich arg beschweren wird.

2. Wie hätten sich nun bei dem sichtlich vorhandenen schreienden Bedürfnisse Frankreichs nach dem Evangelium, das um so dringender erschien, je weniger das schwachende Volk sich in seinem unruhigen Wahne der rechten Quelle zuwandte, die wahren ächten evangelischen Christen — Protestanten und Katholiken — nicht gedrungen fühlen sollen, im Namen des Herrn Hand an's Werk zu legen, und ihre geringen Kräfte dazu zu vereinigen. Solcher für die Verbreitung des Reiches Gottes um sich her eifrig bemühten Christen gab es aber in Frankreich erst von einer bestimmten Zeit an, von den für die Entwicklung des christlichen Lebens auf dem Continente so überaus wichtigen und Epoche machenden Jahren 1813 — 1815. Als der Herr die Völker lange mit schwerer Prüfung heimgesucht und dann deutlich seine Allmacht gezeigt hatte, kehrten überall die Herzen vieler in sich und fragten wieder nach dem Herrn, und er ließ sich von ihnen finden. Insbesondere segensreich wirkte nun das in England durch den Methodismus längst wieder erwachte christliche Leben, das sich in vielfachen außerkirchlichen Associationen vereinigte, sammelte und stärkte, und nach Durchbrechung der unnatürlichen Scheidewand zwischen England und dem Continente, gleich von 1814 an, mit desto größerer Gewalt das ganze mittlere Europa mit seinem heilsamen Einflusse überströmte und überall das im Inneren noch vorhandene christliche Leben theils weckte, theils förderte, theils durch Vereinigung stärkte. Das geschah insbesondere auch in Frankreich und in der Schweiz — von Paris und von Genf — aus, und der erste Bericht der Gesellschaft sagt auch ausdrücklich, daß die christliche Erweckung, welche sich seit mehreren Jahren in Frankreich gezeigt habe, und deren köstliche Segnungen der Herr je länger je mehr ausdehnen zu wollen scheine, zugleich mit der Kultusfreiheit und dem offen da liegenden Arbeitsfelde die Entstehung der Gesellschaft veranlaßt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 5. August.

N^o 63.

König Friedrich Wilhelm III.

(Fortsetzung.)

Es sind schon mehrere Wochen seit der ersten Kundgebung dieser königlichen Vermächtnisse verlossen, und was beim ersten Lesen unserer Gemüthsstimmung sehr fern lag, Anmerkungen zu den Zeugnissen aus der Seele unseres abgechiedenen Landesvaters zu machen, das will uns fast jetzt noch unnatürlich vorkommen; dennoch erlauben wir uns, in der Art, wie Erklärer eines inhaltreichen Gemäldes, auch das nicht verschweigen, was jedes Auge selbst sieht, noch darauf aufmerksam zu machen, wie der sächtsüchtige Charakter des Heimgegangenen auch damit sich in seinem Testamente abgeprägt hat, daß die hausväterlichen und landesväterlichen Erfahrungen und Empfindungen und die hausherrlichen und landesherrlichen Dankfagungen aufs Innigste sich durchdringen. Es sind eben diese herrlichen Dokumente wie ein Strahlenbündel aus dem Spiegel seines ganzen Lebens.

Wohl hatte der König Friedrich Wilhelm III. Grund zu sagen: „Meine Zeit mit Unruhe;“ denn Unruhe war schon der Anfang seiner Regierung. Die Waffen der Französischen Republikaner waren überall siegreich, und seine eigenen Unterthanen größtentheils dem Glauben ihrer Väter entfremdet und durch Philosophie und lose Verführung in der Menschen Lehren von ihrem Gott und ihrem Könige abgewendet, unter sich zerrissen und uneinig. So eben war, unter der vorigen Regierung, auf den schwachen Versuch, die fallende Kirche durch das Religions-Edikt zu stützen, der skandalöse Prozeß des Pöppredigers Schulz gefolgt, wobei es sich offen zu Tage legte, daß die obersten Kirchenbehörden über die Grundlehren des Glaubens und über das Wesen der Kirche in sich gespalten waren. Die öffentliche Meinung aber und die Justiz sprachen den an seinem Amte und an seinem Gotte frevelnden Geistlichen, dem Könige und der Kirche zum Trost, frei und veranlaßten den König, in den Gang der Rechtspflege Eingriffe zu thun, welche die Sache des Christenthums noch verhaßter machten. Eben so zerrissen und unruhig, wie sein Land, mochte auch das Herz des jungen Königs seyn. Die lange, durch Kriegesruhm und immer wachsende Macht glänzende Regierung seines Großvaters hatte Europa mit Bewunderung erfüllt. Der Begriff eines Deutschen Heldenkönigs war an ihm den Nationen wieder einmal lebendig geworden und hatte das Selbstgefühl der Deutschen von neuem erweckt. Alle Weisen nach der Welt hatten den reichbegabten Monarchen als den Helden des Zeitalters gepriesen, vorzüglich auch deswegen, weil er mit den Feinden des Kreuzes Christi Gemeinschaft gehalten. Noch in seinem letzten Willen hatte er in heidnischer Weise gesagt: „Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich befeelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliebt

hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengefaßt ist, zurück;“ Worte, in denen die öde Hoffnungslosigkeit des Unglaubens schaurig warnend hervortritt. Aber er hatte auch — und das konnte aus dem Munde eines so ruhmgekrönten Herrschers seinen begeisternden Eindruck auf den Erben dieses Glanzes kaum verfehlen — so gesprochen: „Ich habe Geseze und Gerechtigkeit herrschend seyn lassen, ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat. Meine letzten Wünsche werden für die Glückseligkeit meines Reiches seyn; möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden, möchte es durch Milde der Geseze der glücklichste, möchte es durch seine Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edelm Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat seyn, o möchte es doch in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortbauern;“ Äußerungen, die zwar über die Zeit und ihr Ende nicht hinausgehen, die aber, so weit das wahr seyn kann, was sich auf diese Welt der Unwahrheit beschränkt, Bestätigung und Nachdruck durch die Thaten und Erfolge des Helden und Staatsmannes erhielten, der sie aussprach.

Aber der junge König erinnerte sich auch noch wohl, wie er seinen gefeierten und bewunderten Ahnherrn in aller menschlichen Schwäche gesehen, wie er ein einfaches und menschenfeindliches Leben als Frucht seiner trostlosen Weltweisheit geführt hatte, kalt und abstoßend gegen die, welche ihm am nächsten standen, unfreundlich, verbrießlich über den herannahenden Tod, nur noch Freude findend an seinen Hunden und an Genüssen der Tafel. Einzelne Äußerungen des sterbenden Herrn von Zweifel über das, was er im Leben für wahr gehalten, und von Betrübniß über das, was er aufgegeben, wie er sie wirklich gethan, als z. B. sein oft ausgesprochener Wunsch, seinen Unterthanen den Glauben wieder geben zu können, den sie bei dem Tode seines Vaters hatten, — waren dem Gedächtniß des jungen Fürsten gewiß gegenwärtig geblieben. Dann trat ihm die kurze Regierung seines Herrn Vaters entgegen, das Gegentheil von der seines Großvaters: verfehlte, ruhmlose Kriege, ein ausgeleerter Schatz, nur der Tod eben so traurig in Abwesenheit der königlichen Familie, in fremder, anßößiger Umgebung. Gott hatte sich an dem Könige Friedrich Wilhelm II. nicht unbezeugt gelassen. Schon vor seiner Thronbesteigung hatte der Prinz Erweckungen erfahren, sich als Sünder bekannt und ernstlich begonnen, sein Leben zu bessern. Aber Fleischeslust und Augenlust siegten, eine schwache Reue blieb nach, durch welche bewogen der nachherige König im Aberglauben und in sogenannt gutgemeinten Verordnungen zum Besten der Kirche einen fal-

sehen Trost suchte, eine Art papistischer Satisfaktion durch Vertheidigung des reinen protestantischen Dogma. Denn das heut zu Tage mehr geschmähet als gelesene Religions-Edikt besteht aus einfachen Bekenntnissen derjenigen Wahrheit, welche die Kirche immer gelehrt hat und lehren wird, und aus Ermahnungen und Vorschriften, welche den Lehrern und Dienern der Kirche diejenigen Pflichten einschärfen, die ihnen immer obgelegen haben und obliegen werden. Aber dem Herrn ist mit dem Munde des Bekenntners ohne dessen Herz nicht gebiet. Er verlangt reine Hände, die lebendigen Steine zum Bau seiner Gemeinde zu legen, und die Welt, deren Unglauben damals in seiner Blüthe stand, spottete solcher Unternehmungen, deren Unzulänglichkeit und Unbefugtheit sie leicht durchschaute.

In solcher Zeit und mit solchen Eindrücken bestieg Friedrich Wilhelm III., 27 Jahr alt, den Thron seiner Väter. Seiner Jugend hatte der Herr sich erbarmt und ihn rein erbalten, indem er ihn in den gefährlichsten Jahren den Beschwerden des Krieges unterwarf und mitten unter denselben ihm eine Gemahlin zuführte, die er liebte und die sein Glück und sein Schutz gegen mancherlei Anfechtungen der Welt wurde.^{*)} Er begann seine Regierung mit dem ersten Vorsatze, gerecht zu regieren und zunächst durch das eigene Beispiel der eingerissenen Sittenverderbnis scharf entgegen zu treten. Es hat dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen können, wie während der Regierung und guten Theils durch den Einfluß des Königs grobe Religionspöttelei und vielerlei Trivolitäten nach und nach aus den höheren Kreisen der Gesellschaft sich als unanständig zurückgezogen und in die untersten Schichten der Städte geflüchtet haben. Indes, es war wohl des Königs jugendliches Herz nicht frei von den Einflüssen des Zeitgeistes geblieben. Dieser und die öffentliche Meinung trieben ihn zu den Grundfäßen seines Großvaters, so sehr sich sein Gefühl auch dem Herrn zuwandte, — „er werde die Regierung im Geiste seines Großvaters fortzuführen bemüht seyn,“ hatte er ja gleich anfangs erklärt — und selbst die Befehle beim Beginn seines Regiments zeugen von Unsicherheit in Glaubenssachen und Einflüssen des rationalistischen Zeitgeistes, obwohl von der anderen Seite der richtige Takt dankbar anerkannt werden muß, mit welchem er die falschbasirte Prüfungs-Commission für Ausführung des Religions-Edikts aufhob, dem Edikt aber seine für unser Kirchenrecht annoch fortwährende Gültigkeit belei. Zudem blieb er gerecht, mäßig, sparsam, strenge gegen sich, bescheiden und demüthig, ein treuer Gatte und Vater, und der Herr, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, schickte ihm schweres siebenjähriges Leiden durch Krieg und Unterjochung für sein Land, mit dem er immer eins war und Freuden und Leiden in rückhaltsloser Hingabe theilte, und durch den Tod der fünf und dreißigjährigen und anscheinend so kräftig einhergehenden Königin für sein Haus, welches aber damals schon wußte,

wo die Hülfe zu finden war. Sene innige Verbindung des königlichen Hauses mit dem Lande, die sich in den jetzigen Tagen der Trauer um den abgeschiedenen König dem unmittelbaren Bewußtseyn so lebendig aufbringt, tritt rührend hervor sowohl aus der Thatfache, daß, als Friedrich Wilhelm III. kurz vor dem Tilsiter Frieden an die äußerste Gränze seines Reichs gedrängt war, er Geld und Kostbarkeiten, Alles dahingegeben hatte und arm in die Fremde gegangen seyn würde, als auch aus der Erzählung, daß die Königin bei der Nachricht von dem Falle Magdeburgs die ersten Anwandlungen des Herzleidens gefühlt habe, welches einige Jahre später, zur Zeit der tiefsten Erniedrigung ihres Hauses und Landes, ein unbedeutend scheinendes Fieber zur Todeskrankheit machte. Sie starb den 19. Juli 1810 mit dem Ausruf: „Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht. Jesu, kürze meine Leiden.“

Durch den Feldzug in Rußland brach Gott der Herr sichtbar das Joch der fremden Herrschaft, indem er das mächtigste Heer der neueren Zeit vernichtete, ohne daß ein Mensch sich rühmen durfte, er hätte es besiegt, so daß die Inschrift der Russischen Denkmünze: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!“ im anschaulichsten und eigentlichsten Sinne des Worts den wahren Hergang der Dinge bezeichnete. Da rief der König im „Vertrauen auf Gott“ seine Unterthanen zu den Waffen und Gott schenkte den Sieg. Kaiser Alexander glaubte von Herzen und bekannte mit dem Munde. Paris war im Jahr 1815 zum zweiten Male gefallen. Da erkannten die siegreichen Monarchen durch einen feierlichen Akt an, daß sie Knechte des dreieinigen Gottes seyen. Sie erklärten „im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit vor dem Angesichte der ganzen Welt den unerschütterlichen Entschluß, sowohl in der Verwaltung ihrer Staaten als in den politischen Verhältnissen die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens zur Richtschnur nehmen zu wollen.“ Sie erklärten, daß „Ein oberster Grundsatz unter ihnen in Kraft seyn sollte, sowohl zwischen den Regierungen als zwischen den Unterthanen, nämlich sich nur als Glieder des Einen großen Volks der Christen zu betrachten, so wie die drei Fürsten selbst sich auch nur als von der Vorsehung beauftragt ansähen, drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, und dadurch anerkannten, daß das Volk der Christen eigentlich keinen anderen Herrn habe als den, welchem allein alle Macht gebühre, weil in ihm allein die Schätze unendlicher Liebe, Weisheit und Erkenntnis zu finden seyen, nämlich Gott unseren Erlöser, Jesum Christum, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens.“

Schwer ist die Schuld derjenigen, welche nach Kaiser Alexander's Tode, und vorzüglich als es galt, im Jahre 1830 nach der Juli-Revolution, solcher Bekenntnisse, solcher lebendiger Grundlagen wahrhafter Union, sich schämten. Möge der nun erfolgte Tod des letzten jener herrhaften Bekenner an ihres Bekenntnisses ewige Wahrheit mahnen.

Der große Sieg des Rechts in dem Jahre 1813 bis 15 weckte die Kirche aus ihrem Schlafe. Dem Könige und mit ihm vielen seiner Unterthanen wurden die kirchlichen Angelegenheiten vorzugsweise wichtig und ihm wie vielen Anderen waren

*) Die Wuth und Narrheit der Französischen Revolution war damals (1793) auf ihrem höchsten Gipfel und erlaubte den Pariser Zeitungen, nur in folgender Art die Vermählung des Kronprinzen von Preußen anzuzeigen: *Le jeune tyran de Prusse vient d'épouser une demoiselle de Mecklenbourg.*

sie Herzenssache. Er war sich auch seiner Gemeinschaft mit seinen Unterthanen bewußt, was sich in der Bekanntmachung aussprach, welche sagte, daß die Mängel im Gottesdienste sichtbar geworden seyen „in der letzten Zeit, wo der durch die großen Weltbegebenheiten, durch die Drangsale, den Kampf und die Siege des Vaterlandes neubelebte religiöse Sinn des Volks das Bedürfniß, sich auf eine würdige Art auszudrücken und auszusprechen, lebhaft und tief gefühlt habe.“ Hierauf also gründete sich die Erneuerung seiner Sorge für liturgische Verbesserungen, worauf er schon im Jahr 1798 Bedacht genommen hatte.

Unter den Einflüssen des unchristlichen Zeitgeistes waren die Consistorien, diese alten Bollwerke der Selbstständigkeit der Evangelischen Kirche, verschwunden, und die Kirchensachen an Abtheilungen der auch mit Domänen-, Steuer- und Polizeisachen beauftragten Regierungen übergegangen. Der König stellte die Consistorien, wenn auch nicht mit ihren alten Rechten, doch als ausschließlich kirchliche Behörden wieder her. Mehreren General-Superintendenten ward der uralte bischöfliche Titel, wenn auch nicht die alte bischöfliche Gewalt, verliehen. Eine Synodalverfassung wurde verheißt und der Zusammentritt von Presbyterien, Kreis- und General-Synoden angeordnet. Der König versuchte „nach dem Beispiele seiner in Gott ruhenden erleuchteten Vorfahren,“ die Union der Lutherischen und Reformirten Kirchen zu Stande zu bringen. Eine neue Agende endlich sollte der leichtsinnig frevelnden Willkühr im Gottesdienste ein Ende machen und demselben den ewigen wesentlichen Glaubensinhalt, so wie seine alte Würde und Selbstständigkeit wieder geben. „Des Symbolischen“ — sagt die einleitende Bekanntmachung — „gibt es wenig und das eingeführte ist nicht immer das Bedeutsamste, oder hat einen Theil seiner Bedeutsamkeit verloren; die Predigt wird als der wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen, da sie doch, obgleich höchst wichtig, doch eigentlich nur die Ermunterung und Belehrung zum Gottesdienst ist.“ *)

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft von 1833—1839.)

(Fortsetzung.)

Früher war diese auch unmöglich; denn die Protestantische Kirche, welche sich nach mehr als hundertjähriger fürchterlicher Zurücksetzung im Anfange der Revolution kaum ihrer neu errungenen Freiheit freute, litt eben so wie die Katholische Kirche von dem sie durchdringenden Geiste des Unglaubens, des Zweifels, des Materialismus. Die Mehrzahl der Protestanten war in ihrem Herzen und Leben der Kirche

*) Dieser Gedanke des Erlasses vom 12. September 1814 ist kirchenhistorisch und dogmatisch mit positiveren Grundlagen und Erweiterungen dargelegt in einem kleinen Büchlein, das zwar in der Ev. L. B. schon früher angezeigt worden, aber, wie den Ref., welcher es für eine der bedeutsamsten und zeitgemähesten Untersuchungen ansieht, bedanken wollte, ohne genügende Anerkennung. Er freut sich daher, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, auf jene liturgische Abhandlung „Von der Composition der christlichen Gemeinde-Gottesdienste etc.“ von J. W. F. Höfling, Prof. der Theol. in Erlangen. Palm. 1837, nochmals aufmerksam zu machen.

und dem Evangelium entfremdet, nur wenige treue Zeugen aus einer alten besseren Zeit erhoben noch schüchtern und vorsichtig ihre Stimme, die meisten Protestanten setzten das Wesen ihrer Religion in Negation des Katholicismus und äußerliches Festhalten an dem Worte Gottes. Darum bedurften auch sie erst einer gründlichen Erweckung und Wiedergeburt, ehe die einzelnen Glieder der Protestantischen Kirche an eine Ausbreitung des Evangeliums außer ihrer Kirche denken konnten. Vor der Aufhebung der Continentsperre findet sich nun in der Reformirten Protestantischen Kirche Frankreichs keine Spur einer solchen geistlichen Erweckung, wie sie das lebendige und strenge Christenthum der Engländer zu zeigen und zu wirken pflegt. So wie aber in Deutschland, in der Schweiz und in anderen Ländern die meisten Bibelgesellschaften 1814 oder gleich nachher entstanden sind, so entstanden nun auch seitdem in Frankreich — freilich etwas später wegen innerer und äußerer Hemmungen — mehrere christliche Gesellschaften: 1820 die protestantische Bibelgesellschaft, *) 1822 Traktatgesellschaft, 1824 Missionsgesellschaft, 1829 Gesellschaft für protestantische Schulen, 1833 die evangelische und auswärtige Bibelgesellschaft und endlich 1833 unsere Französische evangelische Gesellschaft.

3. Mit dem allmählichen Erstarken des evangelischen Christenthums innerhalb der Protestantischen Kirche — welches von dessen Gegnern in Beziehung auf dessen Englischen Ursprung, mit demselben Recht Methodismus genannt wird, wie die Reformation Lutherthum heißt — fällt nun die durch die Juli-Revolution erwirkte schrankenlose Freiheit zu wirken ziemlich zusammen; mit dieser, die in der neuesten Zeit zur größten Aufregung in ganz Frankreich durch das Projet d'ordonnance von 1840 gesetzlich bedroht worden ist, steht und fällt auch die evangelische Gesellschaft. —

Zwar erkennen die Protestanten mit Dank die theilweise Kultusfreiheit an, welche sie unter der Restauration, am meisten unter Ludwig XVIII., genossen haben, indem auch ihre christlichen Associationen wenigstens geduldet wurden. Aber dennoch fühlten sie sich damals, insbesondere auch durch die vom Hofe her wehende Römische Luft, beklemmt und in ihren engen protestantischen Kirchenschranken zurückgehalten; es hieß zu ihnen: bis hieher dürft ihr gehen, aber weiter nicht, und sie lernten der katholischen Staatsreligion gegenüber sich stille halten. Desto leidenschaftlicher und desto natürlicher war nun aber auch ihre Freude über die Juli-Revolution, die zu ihrer unmittelbaren Folge die neue Charte hatte, welche mit dem alle Confessionen völlig gleichstellenden — Napoleonischen — Paragraphen: die katholische Religion ist die der Mehrzahl der Franzosen — neben größerer politischer Freiheit auch völlige religiöse Freiheit verheißt. Wir Deutsche Protestanten konnten und können uns in unserem stillen und gehorsamen Gemüthe in eine solche ausschweifende Freude über eine Empörung durchaus nicht finden, dürfen aber auch nicht vergessen, daß wir auch nicht die schrecklichen Folgen religiöser Tyrannei so zu durchstehen haben; daß wir seit zweihundert Jahren von Religionskriegen nichts mehr wissen, und nicht, wie unsere protestantischen Glaubensgenossen, Bartholomäusnächte und Dragonaden erlebt haben, und nicht bis tief in's achtzehnte Jahrhundert hinein Galeeren für unsere Glaubensgenossen, Klöster für unsere Kinder, Galgen für unsere Prediger zu fürchten hatten, und nicht bloß in der Wüste Predigten, Taufen und Trauungen feiern durften; wir waren nicht gleich ihnen bis 1787 alles gesetzlichen Schutzes und aller bürgerlichen Rechte beraubt. Es gibt in Frankreich noch genug Protestanten, deren Eltern die Verfolgung gesehen haben, und nach den Gräueln in Nîmes, die gleich 1815

*) Wie nöthig sie war beweist der Umstand, daß Jemand noch unter Napoleon, trotz des eifrigen Nachsuchens, in vier Tagen in dem ungeheuren Paris kein einziges Exemplar der heiligen Schrift zu kaufen fand.

ausbrachen, eine Wiederholung der blutigen Verfolgung, kesselnigt durch den Hof und die Staatsreligion, fürchten mußten. Zwar sind nun auch die durch die Juli-Revolution erwachten sanguinischen Erwartungen der Protestanten in Beziehung auf eine Morgenröthe des Evangeliums nach langer Nacht nicht in Erfüllung gegangen; aber dennoch hat die damals grundgesetzlich ausgesprochene *liberté de culte* bereits die segensreichsten Früchte getragen. Wir Deutschen können uns kaum eine Vorstellung machen von den großen und wichtigen Folgen dieser Kultusfreiheit, und es fällt uns wegen anderer, richtiger und gründlicherer Grundsätze über die Verbindung des Staats mit der Kirche, meistens gar nicht ein, in dieser Weise danach zu fragen und zu verlangen. *) Für den Franzosen ist es dagegen von unschätzbarem Werthe, daß er, wenn er auch als Katholik geboren und getauft ist, ohne alle Umstände sich von seiner Kirche und Gemeinde trennen und nach Belieben entweder an einen anderen schon bestehenden Kultus sich anschließen, oder sich auch selber einen einrichten kann, ohne wegen Sektirerei, Separatismus und dergl. angeklagt oder auch nur getadelt zu werden. Ihn hindert kein Gesetz, sich protestantisch trauen zu lassen und das Abendmahl zu gebrauchen, seine Kinder evangelisch taufen und die Seeligen, ohne Gebühren an einen ihm fremden Priester, begraben zu lassen. Er schickt seine Kinder in die Schule, in welche er will, und besucht Reunions, ohne daß dieser schönen, ächt christlichen und biblischen Sache von irgend einer privilegierten Kirche der verächtliche Name *Conventikel* gegeben und über deren Berechtigung gestritten werden könne. Das alles ist in dem einen Worte: Kultusfreiheit enthalten, und ihr hängt jeder Franzose so entschieden an, daß die bekannnten einschränkenden Gesetze über die (politischen) *Associations* nur erst dann von den Kammern angenommen wurden, nachdem der Minister ausdrücklich erklärt hatte, daß sie die religiöse Freiheit gar nicht beschränken und auf die religiösen Versammlungen gar nicht angewendet werden sollten. Und als man nun dennoch diese Aprilgesetze auch auf die religiösen Versammlungen anwandte, als Doine, ein Evangelist der evangelischen Gesellschaft, in Montargis zu einer Geldstrafe verurtheilt worden war, weil er eine nicht autorisirte Versammlung gehalten und Lemaire, weil er ihr beigewohnt habe, als das Correktionnellgericht erklärte, daß nicht einmal die Ortsbehörde, sondern nur die Regierung dazu autorisiren könne, da suchte nicht nur die evangelische Gesellschaft, sondern die ganze Protestantische Kirche, ja auch die Regierung selber die hohe Wichtigkeit dieser an sich so unbedeutenden Streitsache. Als die Verurtheilten in zweiter Instanz in Orleans freigesprochen wurden, wurde das zahlreiche, zum Theil weither herbeigeströmte Publikum nur durch die ausdrückliche Warnung des Präsidenten von lauten Beifallsbezeugungen abgehalten. Alle Pastoren, welche das Urtheil mit Freuden- und Dankthränen angehört hatten, fielen sich gleich nachher in die Arme und die Küßung war so allgemein, daß Protestanten und Katholiken sich ihrer nicht erwehren konnten. Ein feierlicher Dankgottesdienst wurde in der Kirche zu Orleans

*) Von welcher ungeheuren Wichtigkeit eine solche Kultusfreiheit ist, kann schon die einzige Bemerkung genügen andeuten, daß alle früheren Religionskriege durch sie unmöglich geworden wären, und daß in unseren Tagen die Lutherischen Bewegungen in Schlesien, die reformirten in der Französischen Schweiz und in Holland, die Stephanisten in Sachsen, alle Streitigkeiten über Conventikel und sogar die Kölner Frage, die so viele Leidenschaften aufgeregt haben, in Frankreich gar nicht hätten vorkommen können und daher auch von den Franzosen so einseitig und voreilig beurtheilt zu werden pflegen.

gehalten, und in Folge eines Aufrufes zur Deckung der Projektkosten, gingen in nicht drei Monaten aus allen Gegenden Frankreichs und selbst aus der Schweiz gegen 800 Thlr. ein. Aber darum sah sich auch der General-Prokurator veranlaßt zu appelliren, und als nun der Cassationshof in Paris in einer Sitzung, welcher Lord Brougham beiwohnte und wo der Graf Delaborde die Angeklagten gegen Dupin vertheidigte, das erste Urtheil bestätigte, war der Schmerz, der Unwille und laute Protest aller Kultusfreunde eben so groß, als der Eindruck niederschlagend. Dies war weder der erste noch der letzte gerichtliche Kampf der Kultusfreiheit der Charte mit den Napoleonischen und Drleanischen einschränkenden *Associationsgesetzen*; er wird sich bald entscheiden müssen, nachdem das letzte Ministerium durch seinen Reglements-vorschlag für die Protestantische Kirche einen offenen und gefährlichen Angriff auf die Kultusfreiheit außer der Kirche gethan hat. Jedemfalls ist hiemit auch das erste Stadium der Wirksamkeit der evangelischen Gesellschaft abgelaufen, die sich nun entweder — und höchst wahrscheinlich — bedeutend erweitern wird, oder von der Kirche und dem Staate unterdrückt und verschlungen wird.

3. Entstehung der Französischen evangelischen Gesellschaft.

Bei dem vorhandenen und offenbaren Bedürfnis Frankreichs nach einer Evangelisation, bei dem bereits in vielen Gesellschaften wirkamen Eifer der evangelischen Christen in Frankreich, bei der durchaus durch keine gesetzlichen Schranken erschwerten Möglichkeit der Bildung einer evangelischen Gesellschaft, bedurfte es natürlich nur einer leisen Anregung, damit die Gesellschaft wirklich zu Stande käme. Diese fand nun auch individuell und persönlich durch einen C. S. unterzeichneten, Paris den 28. Februar 1833 datirten, Aufruf an die Christen in Frankreich statt, welchen die Archives 1833 S. 40. veröffentlichten. Der Briefsteller beruft sich hier ausdrücklich eben so sehr auf das vorhandene Bedürfnis als auf die so kostbare Kultusfreiheit und den bisherigen Erfolg der vereinigten Bemühungen, und weist hin auf den Vorgang Nordamerikas und Englands in der Bildung solcher Vereine und insbesondere auf den großen Beifall, welchen die zwei Jahre früher gegründete Genfer Gesellschaft eingeerntet habe. *) Und in der That muß die Genfer Gesellschaft als die unmittelbare Vorläuferin und Veranlasserin der Französischen Gesellschaft angesehen werden; ihr Erfolg hat den Wunsch und die Erfüllung des Wunsches einer ächt und ausschließlich Französischen nationalen Gesellschaft bewirkt, die mit ihrer älteren Schwester in Genf in der freundschaftlichsten innigsten Verbindung steht.

In Folge dieses mit einer Gabe von 130 Thlr. begleiteten Aufrufes constituirte sich schon am 24. April 1833 das Comité und erließ im Mai einen öffentlichen Aufruf zur Bildung einer evangelischen Gesellschaft, deren Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dann durch eine Reihe von Aufsätzen in den Archives nachgewiesen wurde. Der Aufruf fand — natürlich nicht überall — sehr großen Anklang; insbesondere freute man sich, nun eine ganz Französische, ganz inländische Gesellschaft zu haben, die den verschiedenen Arbeitern des Herrn zum Mittelpunkt, zur Stütze und zum Ausgangspunkte dienen könne. —

(Fortsetzung folgt später.)

*) Die Genfer Gesellschaft verbreitete im ersten Jahre durch sieben Colporteurs 1000, im zweiten durch zehn Colporteurs fast 10,000 Exemplare heiliger Schriften, und fand einen so empfänglichen Boden in Frankreich, daß alsbald die benachbarten Bibelgesellschaften von Basel, Lausanne, Bern ihrem Beispiele folgten. Da konnte Frankreich und Paris nicht mehr zurückbleiben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 8. August.

N^o 64.

König Friedrich Wilhelm III.

(Schluß.)

Es ist nicht schwer, allen diesen Unternehmungen die schwache Seite abzugewinnen. Gläubige und ungläubige Gegner derselben haben dies zur Genüge gethan und ihre Kritik darüber ergossen. Man hat unsere noch immer weltlichen und unselbstständigen Consistorien mit den alten, unsere Titularbischofe mit den wirklichen verglichen. Die Synodalverfassung, hat man eingewandt, sey nie in's Leben getreten. An dem raschen Gelingen der Union im Ganzen und Großen habe der Indifferentismus hauptsächlich Antheil; eine gründliche Lösung der alten Streitfragen sey nicht einmal versucht worden, ja die Union habe, indem sie ihren Lutherischen Gegnern Anlaß zur Trennung von der Landeskirche gegeben, den Zwist der Parteien, und den Gegensatz der Confessionen aufs Neue entflammt und mannichfachen Druck der Gewissen veranlaßt. Die Agende endlich bekenne allerdings rund und entschieden in allem Wesentlichen die christliche und kirchliche Wahrheit, aber eben dadurch bilde sie einen grellen Contrast nicht allein gegen die Lehre vieler Universitäts-theologen und Geistlichen, sondern auch gegen die Haltung und Praxis vieler Kirchenbehörden, welche, ängstlich vermeidend, sich zu den Grundlehren der Kirche zu bekennen, auf dem schmalen Pfade der richtigen Mitte zwischen den Klippen des Glaubens und Unglaubens sich durchzuwinden suchen.

Alles dieser Tadel trifft aber nur die eine Seite der Sache und erschöpft sie nicht von der Seite, von welcher wir sie bei dem Eintritt des geliebten und verehrten Königs zu betrachten haben. Was ihn zu diesen Schritten trieb, war ein aufrichtiges Streben, das Seinige beizutragen, um die verfallene Evangelische Kirche wieder zu bauen und die ihm theuer gewordene Wahrheit und reine Lehre, welche die Reformatoren erkämpft hatten, seinem Volke gegen die Römische Kirche auf der einen und gegen Unglauben auf der anderen Seite zu erhalten. Dieses sein kirchliches Streben wird immer ein erwerdliches Zeugniß bleiben von dem innerlichen und stets wachsenden Ernste, der seine landesherrliche Thätigkeit beherrschte. Der Religionsunterricht, den der Königl. Jüngling genossen, und der sich deutlich in der langen theologisch-philosophischen Abhandlung ausdrückt, welche, nach der leidigen, noch bestehenden, aber höchst unkirchlichen Sitte, ihm als Glaubensbekenntniß bei der Confirmation in den Mund gelegt worden, hätte eben so gut auch eine entgegengesetzte Richtung zur Folge haben können. Es sind zwar darin sämtliche Hauptstücke des ganzen Katechismus eingewebt, aber statt aller und jeder Hinweisung auf die Autorität der christlichen Kirche, ist die Übereinstimmung des Christenthums mit der Vernunft und dem Gewissen zum formgebenden Princip angenommen und breit auseinandergelegt. Außerdem aber muß man sagen, daß der

König diesem Jugendbekenntniß sehr treu gewesen ist; denn die darin gelobten Tugenden der Gerechtigkeit, Gültigkeit, Veröhnlichkeit, Mildthätigkeit, Mäßigkeit, Ordnungsliebe und Wahrhaftigkeit waren ihm bekanntlich zur Gewohnheit geworden, und was er sich selbst am Schluß desselben von dessen fleißiger Beobachtung verspricht, daß er nämlich „von den Menschen nicht bloß gefürchtet, sondern von Herzen geehrt und geliebt seyn werde,“ das hat ihm des Herrn überschwengliche Barmherzigkeit reichlich erfüllt. Jene Freigebigkeit aber, die ihm die Confirmationsschrift zur Pflicht macht, hat auch ihre kirchliche Richtung gefunden in reichlichen Gaben zur Erbauung und Erhaltung von Kirchen- und Schulgebäuden, in Unterstützung der christlichen Vereine und bedrängter Gemeinden oft in weite Fernen hin und zuletzt noch in Aufnahme verfolgter Bekenner des Evangeliums. Sein großartiges Unternehmen in kirchlicher Hinsicht bleibt aber die Union und die damit im innigsten Zusammenhange stehende Agendensache. Die Nachwelt wird die Schwierigkeiten würdigen, mit denen hier der König zu kämpfen hatte. Unglaube und Unkirchlichkeit hatten die Christenheit bis in ihr innerstes Mark so durchwühlt, daß die großen Aufgaben der Zeit unmöglich allein mit den Kräften gelöst werden konnten, welche den Großen der Erde zu Gebote stehen, die immer, auch wenn sie im Namen Gottes handeln, in Kirchensachen mit eigenthümlichen Hindernissen zu ringen haben. Die Geistlichkeit war und ist gütentheils ungläubig und in sich zerfallen, und selbst die gläubigen Christen unter pietistischen, herrnhuthischen und mystischen Einflüssen meist dem kirchlichen Sinne entfremdet, auf dem Gebiete der Kirche unwissend und zum gemeinschaftlichen Handeln untüchtig. Dabei stehen sie, wie die Zeitgenossen überhaupt, unter den Einwirkungen des herrschenden Pantheismus, der sich stets feindlich widersetzt, wenn die Kirche eine Gestalt gewinnen und in das Leben treten will. Die Wege des Herrn sind wunderbar, und er führet alles herrlich hinaus. Er wird von dem, was im Ausblick auf ihn, wenn auch in Schwachheit, gesäet worden, nichts umkommen lassen. Wenn der Pfingstgeist alle Babelnische Sprachverwirrung überwunden haben wird, dann wird erkannt werden, daß dieser Eine Geist es ist, der sowohl die gewissenhaften Dissidenten scheu macht vor Indifferentismus und Verweltlichung der Kirche, als auch den König zu dem kräftigen, ausführlichen und lebendigen Bekenntnisse in der Agende erweckt hat.

Eine schwere Collision hat endlich noch des Königs letzte Jahre getrübt, die mit der Römischen Kirche. Auch hier mögen die Tadler zur Rechten und zur Linken bedenken, daß es galt, ein Problem zu lösen, an welchem Deutschland schon vor zweihundert Jahren sich fast verblutet hat und welches das mächtigste der heutigen Reiche, Großbritannien, trotz seines Felsenbaus, zu zerschellen droht. Es ist nun einmal Deutschlands

schweres und schönes Geschick, nicht anders Ruhe zu finden als in der höchsten Wahrheit, die alle Gegensätze löst. Donec de religione convenerit, bis Ein Hirt und Eine Heerde seyn wird — sagen die alten Reichsfriedensschlüsse *) im gläubigen Aufblick zu dem Herrn Herrn.

Hiermit legen wir im Andenken an den abgeschiedenen König den Finger auf den Mund und erinnern uns nochmals der Worte seines letzten Willens:

„In einem Jenseits wirst Du uns Alle wieder vereinen: möchtest Du uns dessen in Deiner Gnade würdig finden um Christi, Deines lieben Sohnes, Unsers Heilandes Willen. Amen.“

Ein Wort zur Verständigung über die Differenz zwischen der Reformirten und Protestantischen Kirche. **)

Es haben sich neuerdings auch in diesem Blatte mehrere Stimmen erhoben gegen die Unart einzelner sogenannt Lutherischer Theologen, welche, statt durch Hervorhebung der vorwaltenden Einheitspunkte in der Lehre der Reformirten und Protestantischen Kirche die Gemüther zu beruhigen und eine innere Union dadurch zu bezwecken, vielmehr darauf ausgehen, die Differenzpunkte in grelles Licht zu setzen und dadurch den Miß immer ärger zu machen. Gewiß, es ist tadelnswerth, wo solche Absicht vorwaltet, die immer eine gewisse Böswilligkeit des Herzens verräth. Aber nicht minder tadelnswerth erscheint es, überall da eine solche Absicht und Böswilligkeit vorauszusetzen, wo der Unterschied beider Confessionen mit Consequenz dargelegt und

*) Es ist wahrhaft erquicklich, die Zursicht zu betrachten, mit welcher diese Hoffnung wiederholt wird. Instr. Osn. V. 14. Usque dum de religionis dissidiis per gratiam Dei conventum fuerit. V. 25. donec controversiae religionis amicali partium compositione universali desiniantur. V. 31. donec de religione christiana aliter erit conventum. V. 48. usque ad compositionem christianam dissidii religionis.

**) Gewiß mit vollem Rechte wurde in Nr. 35. dieses Blattes darauf aufmerksam gemacht, wie unpassend und unziemlich die Benennung Lutherische Kirche sey, sey es im Gegensatz zur Katholischen, oder im Gegensatz zur Reformirten Kirche. Da nun aber der Gegensatz der Reformirten und — vorläufig zu sagen — Lutherischen Kirche nicht minder historisch und factisch ist, als der beider gegen die Katholische; der Name Evangelisch aber beiden, der Lutherischen wie der Reformirten, mit gleichem Rechte zukommt: so haben wir uns in diesem Aufsätze durchgehend zur Bezeichnung der ersteren des Wortes Protestantisch bedient. Es ist diese Bezeichnung in neuerer Zeit nicht mehr ausschließlich den Lutheranern geblieben. Mit Unrecht. Sie hat für sie eine historische Basis, und sollte ihnen, um auch hier Sicherheit in die Verwirrung zu bringen, bleiben. Nicht als ob wir dadurch der Reformirten Kirche den Charakter des Protestantismus absprechen wollten, so wenig, als die Protestantische Kirche durch diese ihre Bezeichnung Recht und Ehre, eine reformirte zu seyn, aufgegeben hat; sondern weil auf diese Weise mit historischer Berechtigung eine entsprechende Unterscheidung fixirt ist: Evangelisch Protestantisch, Evangelisch Reformirt; und, wo beide sich vereinigt haben, kehren sie zur gemeinschaftlichen Grundbezeichnung: Evangelische Kirche zurück.

durchgeführt wird. Und so wünschenswerth und nothwendig es erscheint, das Gemeinsame beider Confessionen in den Grund Lehren des Evangeliums, die Einheit des Glaubens hierin, festzuhalten und mehr und mehr in's Bewußtseyn aufzunehmen; so wenig wird jedoch sich auf diese Glaubenseinheit je eine kirchliche bauen lassen, so lange die Differenzpunkte, die grade das kirchliche Seyn und Leben berühren, die für das kirchliche Leben constitutiv geworden sind, nicht wirklich ausgeglichen sind. Eine solche Ausgleichung besteht nun freilich nicht in der Hervorhebung und Geltendmachung dieser Differenzen; aber ohne sie ist sie gewiß auch nicht möglich. Sie sind lange Zeit ignorirt worden, sind wir dadurch weiter gekommen? sind sie aufgehoben? Zwar in den Gemüthern der Gemeinden ist jene Bitterkeit des Gegensatzes, die in den früheren Zeiten die Gemüther erfüllte, oder vielmehr zersetzte, durch jenes Bewußtseyn der Einheit des Glaubensgrundes überwunden und verschwunden, und wehe dem, der solche wieder zu erregen wünschte oder dazu Hand anlegte. Aber der Gegensatz besteht fort, und wird in eben dem Grade sich geltend zu machen suchen, als man ihn als ganz irrelevant darstellen oder ganz ignoriren möchte. Niemand wird den Gegensatz beider Confessionen für einen bloßen theologischen Streit, die Differenzpunkte für Behauptungen einzelner Theologen ausgeben: für ihr Gewicht zeugt das Vorhandenseyn zweier Kirchen, zweier Confessionen. Sie haben sich in der Entwicklung der christlichen Kirche als historische Macht ausgewiesen. Aber der gemeinschaftliche Grund beider Confessionen ist stärker als die Eigenthümlichkeit ihrer kirchlichen Erscheinung. Er hat sie beide getragen, und muß sie ferner tragen. Er ist es, der auch stark genug ist, die Differenz zu überwinden, beides im Leben, wie in der Lehre. Ja, auch in der Lehre. Darum, so wir im Leben die Gemeinschaft der Liebe im Bewußtseyn der Einheit unseres Glaubensgrundes festhalten, so wollen wir auch die Darstellung und Hervorhebung der Differenz nicht fürchten, ihr vielmehr mit jener freudigen Glaubensgemeinschaft scharf in's Auge sehen, um in Liebe Irrthum und Wahrheit zu erforschen und zu sondern; aber auch dann in derselben Liebe und um derselben Glaubensgemeinschaft willen offen aufgeben, was wir als unhaltbar erkennen.

Nun scheint es zwar, als ob von den Reformirten weit mehr nachgegeben worden sey, als von den Protestanten, wenigstens wird von jenen weit öfter von Annäherung ihrer Seite gesprochen, und der Vorwurf der Hartnäckigkeit fast ausschließlich nur von jenen wiederholt, wie er hundertmal Luther's selbst gemacht worden ist und immer noch gemacht wird. Wir können freilich diesen Vorwurf zunächst hinsichtlich Luther's nicht begreifen. Es ist bekannt, daß Luther sich durch's Wort gebunden fühlte, gegen Carlstadt's, Zwingli's und Descolompad's Deutung. „Das bekenne ich, wo Dr. Carlstadt oder Jemand anders vor fünf Jahren mich hätte möcht berichten, daß ein Sakrament nichts denn Brodt und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wohl so harje Ansechtung da erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne heraus gewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papstthum hätte den größten Puff geben können. Aber ich bin gefan-

gen, kann nicht heraus: der Text ist zu gewaltig da, und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen. Ja, wenn noch heutigs Tags möcht geschehen, daß Jemand mit beständigem Grund beweiset, daß schlecht Brodt und Wein da wäre, man dürft mich nicht so antasten mit Grimm. Ich bin leider allzu geneigt dazu, so viel ich einen Adam spüre u. c.“^{*)} Hätte Luther nur hier und in diesem Punkte so fest am Wort gehalten, so möchte der Vorwurf des Eigensinns noch gegründet erscheinen; dann aber würde Luther's ganzes Werk bald in Nichts zerfallen seyn. Allein es ist wohl durchweg anerkannt, daß dies die Basis seines ganzen Seyns und Wirkens gewesen; und daß er nur dadurch geworden, was er ward, nur dadurch wirkte, was er wirkte, darüber darf man wohl von keinem evangelischen Christen je einen Zweifel erwarten. „Ich habe oft gesagt, ^{**)} daß wer in der heiligen Schrift studiren will, soll ja darauf sehen, daß er auf den einfältigen Worten bleibe, wie er immer kann, und ja nicht davon weiche, es zwingt denn irgend ein Artifel des Glaubens, daß man es müsse anders verstehen, denn die Worte lauten.“ „Denn es gebührt uns nicht, Gottes Wort zu deuten, wie wir wollen; wir sollen es nicht lenken, sondern uns nach ihm lenken lassen, und ihm die Ehre geben, daß es besser geseht sey, denn wir es machen können.“ ^{***)} Diese Ehrfurcht vor dem einfachen Wort Gottes ist so ehrwürdig, daß sie selbst als Beschränktheit ehrwürdig bliebe. Wer aber wollte das so nennen? Es war daher Luther'n der Sakramentsstreit kein bloßer Wortstreit, da er am Wort der Schrift festhielt; während die Gegner oft genug es dafür erklärten, aber doch von ihrem Wort nicht wichen. Und Luther sollte vom Wort Gottes weichen!! „Daß aber M. Bucerus färgibt,“ schreibt er an Herzog Ernst zu Lüneburg, „es stehe der Hader in Worten; da wollte ich gerne drum sterben, wenn es so wäre. Es sollte solcher Span sich nicht so lange erhalten, auch noch nie angefangen haben. Mir ist wohl so lieb zur Vereinigung, wie ich weiter zu Eoburg mit ihm geredet habe. Drum achte ich, daß jetzt so viel genug sey gehandelt, bis Gott weiter Gnade gibt u. c.“ — Es ist doch gewiß sonderbar, etwas für einen Wortstreit erklären und ihn doch nicht fallen lassen? Hatte wohl Luther Unrecht, wenn er nicht recht trauen wollte? Auf ihm mußte denn freilich der Vorwurf der Hartnäckigkeit bleiben, da er von dem Worte nicht ein Haar breit weichen konnte, während die Gegner auf ihrem Felde der subjektiven Meinungen und Ansichten allerdings bald mehr bald weniger sich nähern konnten, ohne ihr Terrain zu verlieren. Aber um Mehr oder Weniger war es hier nicht zu thun. Luther mußte auf dem schmalen Weg des Wortes unbeweglich stehen bleiben; es war ihm nicht die Frage, ob diese oder jene Meinung — deren außerhalb des Wortes freilich gar viele und verschiedene seyn können —, sondern ob das Wort Gottes gelten solle. Es war Principienstreit. Daher konnte Luther auch der Calvin'schen Lehre nicht nachgeben; denn so sehr sie sich zu nähern

sahien, sie war dem gegnerischen Terrain entsprossen, stand auf demselben Terrain, außerhalb dem einfachen Wort, demselben sich nur annähernd. —

Da nun wohl jetzt kein reformirter Theologe die Lehre Zwingli's oder Carlstadt's u. c. zu der seinigen machen wird, die reformirte Confession vielmehr dieselbe attemmäßig und fastisch perhorrescirt hat, so sollte man es Luther'n Dank wissen, daß er so hartnäckig, d. i. so glaubensstark gewesen, ohne welche Hartnäckigkeit jene Lehre wohl überall durchgedrungen wäre. Ja selbst die Lehre Calvin's, ohnehin für das Volk viel zu sublim, hätte wohl nie sich so allgemeine Geltung verschafft, wenn der Gegensatz, den sie zu vermitteln gemeint war, bereits durch Luther's Übergang zum Zwinglischen Lager aufgehoben gewesen wäre. Die Lehre der Reformirten Kirche hatte ihren Halt an dem protestantischen Lehrbegriff, Calvin's Dogma an dem Glauben Luther's. Ohne diesen wäre die ganze evangelische Christenheit dem gewiß nicht evangelischen Zwinglianismus verfallen. — So viel gegen den Vorwurf, den man Luther'n macht; wozu wir nur noch die Bemerkung fügen, daß auch in unseren Tagen wohl der größte Theil der evangelischen Christen, da wo das eigentliche Bewußtseyn des confessionellen Unterschieds geschwunden, theoretisch nicht die Calvin'sche, sondern die Zwinglische Lehre zu der seinigen gemacht hat, oder alsbald dieselbe aussprechen wird, wenn er um seinen Glauben beim Abendmahle gefragt würde, obschon praktisch und unbewußt die Lutherische Ansicht den Einzelnen zum Abendmahl treibt. —

Was nun die fraglichen Differenzpunkte und ihre Darstellung selbst betrifft, so läßt sich wohl auch hier Cicero's Ausspruch über die verschiedenen Ansichten der Philosophen von Gott anwenden, daß in solchem Falle zwar das möglich sey, daß alle miteinander falsch sind, nicht aber das, daß mehr als eine die wahre sey. Daß beide Confessionen falsch lehrten, hat bis jetzt nur die katholische Kirche behauptet. ^{*)} Allein da diese selbst auch mit in den Kreis der Auffassungsweise der fraglichen Lehre vom Sakrament, und namentlich vom Abendmahl, gehört, und jene beiden in Opposition zu ihr entstanden sind, so muß sie sich freilich auch das Gleiche von jeder gefallen lassen. Da aber dem ruhigen und unbefangenen Forscher die katholische und Zwinglische Ansicht als zwei extreme Gegensätze erscheinen müssen, zwischen welchen die Lutherische mit dem einfachen Worte Gottes, zu welchem sich jene nach dogmatischen Ausdruck als excessus und defectus verhalten, mitten inne steht, so ist hier mit Recht die Gültigkeit des Ausspruches vorauszusetzen, daß die Wahrheit in der Mitte liege, wie das denn auch mehrfach nicht bloß behauptet, sondern gründlich nachgewiesen worden ist, und zwar nicht etwa von Männern, die als der Vereinigung beider Confessionen abhold bekannt wären; wir verweisen auf den Aufsatz Nr. 40 ff. Jahrg. 1832 dieser Zeitschrift von Sartorius. Wollte aber Jemand diesen Ausspruch auch auf Zwingli und Luther anwenden, und Calvin in die Mitte stellen, so müssen wir bemerken, daß jene beiden weder als zwei Extreme sich verhalten (das entgegengesetzte Extrem von Zwingli ist ja nach Oben die katholische Ansicht), noch Calvin eigentlich sich in

^{*)} Walch 2. B. XV. 2448.

^{**)} Walch III. 23.

^{***)} Walch III. 100.

der Mitte von beiden befindet, wie bereits oben angedeutet worden; auch Niemand noch versucht hat nachzuweisen, wie Luther und Zwingli nach zwei entgegengesetzten Richtungen vom Calvinischen Mittelpunkt aus auseinandergehen.

Doch, wir wollten hier nicht zunächst untersuchen, auf welcher Seite die Wahrheit sey, sondern wir wollten es versuchen, die Differenzpunkte so einfach und klar, darum aber auch so scharf als möglich hinzustellen, nochmals unsere Überzeugung aussprechend, daß nur in der wirklichen Überwindung des Gegensatzes, wenn solche auf Erden möglich und dem Herrn der Kirche gefällig ist, eine wahre Union erzielt werden kann, solche Überwindung aber realiter und in Wahrheit nur mit freiem Bewußtseyn, mit heller klarer Erkenntniß des Gegensatzes möglich ist.

Wir bemerken vorab, was gleich im Anfang hätte bemerkt werden können, daß es sich uns nur um die Sakramente, und zwar zunächst um das Sakrament des Altars handelt, als in welchem die Differenz am entschiedensten sich ausgeprägt hat und allgemein anerkannt ist, während sie in der Taufe weniger hervortritt, und die Prädestinationslehre nicht allgemeingültige Lehre der Reformirten Kirche ist.

In drei Punkten stimmen Reformirte und Protestanten im Begriff des Sakraments überein: 1. Darin, daß das Sakrament auf göttlicher Einsetzung, und zwar von Jesu Christo, dem Herrn der Kirche, beruhe. 2. Daß zwei Elemente oder Substanzen sich vereinigen, eine irdische sichtbare, und eine himmlische unsichtbare. 3. Daß diese Vereinigung zur bestimmten Wirkung im Menschen nothwendig sey. Über Einsetzung und Elemente selbst findet kein Dissensus statt; wohl aber schon darüber, ob die Vereinigung beider Elemente wesentlich zum Begriff des Sakraments gehören, ob namentlich das himmlische Element ein wesentlicher Theil des Sakraments sey. So bestimmt nun dies von der protestantischen Lehre behauptet wird und ausgesprochen ist, so unsicher und unbestimmt sind hierüber die Bestimmungen der Reformirten Kirche. In keiner reformirten Definition findet sich dies Moment mit aufgenommen. Überall werden an die Stelle dieses bestimmten Elements, z. B. im Abendmahl Leib und Blut Christi, die an diese himmlische Gabe geknüpften Verheißungen gesetzt. Daraus folgt natürlich, daß der Ungläubige überall nichts als das äußere Zeichen empfängt, da die nach protestantischer Lehre mit dem gläubigen Genuß des Leibes und Blutes in Brodt und Wein verbundene Verheißung der Gnade und geistlichen Vereinigung mit Christo, nach reformirter Lehre mit dem Leib und Blut selbst identificirt oder verwechselt wird, so daß diese realiter gar nicht vorhanden sind, sondern Leib und Blut genießen eben nichts Anderes bedeutet, als an Christum glauben und im Glauben mit ihm vereinigt werden, vgl. Heideb. Katech. Tr. 76. *) Man kann nach dieser

*) Ursinus, der Verfasser dieses Katechismus sagt in seinen *Explicationibus catecheticis*, op. Parei recogn. 1607. p. 526.: „Manducare carnem Christi est 1. credere, 2. fide accipere remissionem peccatorum, 3. uniri Christo, 4. participem fieri vitae Christi, cf. Calv. instit. IV. 17. 5.

Ausicht eben so gut sagen, daß der Ungläubige überhaupt kein Sakrament empfangt; *) denn das bloße äußere Zeichen ist kein Sakrament, und die *unio sacramentalis* besteht im Glauben, den er nicht hat. Aber eben dies scheint uns ein Grundfehler in der Begriffsbestimmung des Sakraments nach reformirter Lehre; daß jene beiden Momente nicht gehörig auseinandergehalten sind. Unsere obige Behauptung, daß über die Elemente des Sakraments selbst keine Differenz sey, müssen wir also insofern beschränken, als die Reformirte Kirche unter dem im Abendmahl zum Genuße dargeordneten Leib und Blut des Herrn doch im Grunde etwas ganz Anderes versteht, als die Protestantische Kirche. Ihr ist *per metonymiam concreti pro abstracto* Leib und Blut = Verdienst Christi; wonach ihr denn auch eine wirkliche Vereinigung des Leibes und Blutes mit Brodt und Wein nicht vorhanden und nicht nöthig ist. Die *unio sacramentalis* ist nur eine „*relatio signi ad rem signatam*“ **) und durch den gläubigen Genuß des Brodtes und Weines wird die Theilhaftigkeit des Verdienstes Christi, und insofern Christi selbst, besiegelt; die *signa* sind nicht *offerentia*, sondern nur *obsignantia*, und zwar besiegeln sie etwas mit dem Sakrament an sich nicht Verbundenes, sondern von ihm ganz Unabhängiges. Die Mittheilung der Gnadengabe geschieht nicht durch's Sakrament, sondern unabhängig, vor oder nach. Die Vereinigung beider Elemente geschieht daher auch nicht durch's Wort, sondern durch den Glauben des Genießenden; die Kraft des Sakraments liegt nicht in ihm selbst, sondern im Subjekt, ist nicht objektiv, sondern subjektiv. Es ist daher auch ganz consequent, wenn Calvin sagt: „*fixum maneat, non esse alias sacramentorum partes, quam verbi Dei partes*“ l. c. 4. Auch Sack, der scharfsinnige Vertheidiger der reformirten Lehre, ***) gibt zu, daß der Sache nach derselbe Genuß auch außer dem Sakrament stattfinde, und daß das Sakrament ihn nur im höheren Grade vermittele, während nach protestantischer Lehre das Sakrament sich wesentlich vom Worte Gottes dadurch unterscheidet, daß jenes etwas mittheilt, was dieses nicht mittheilt; nämlich das, worauf sich das im Wort dargebotene Verdienst Christi gründet, den für uns gegebenen Leib und das für uns vergossene Blut Christi, so daß eben darin das Siegel der Gewißheit der Gnade für den Gläubigen liegt, daß er auf geheimnißvolle, sakramentliche Weise des Leibes und Blutes Christi selbst theilhaftig wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Confessio helv. maj. 21.: „Qui vera fide sacramentum percipit, ille non signum duntaxat percipit, sed re ipsa quoque fruitur.“ Also der Ungläubige empfängt zwar das Sakrament, aber re ipsa non fruitur? Worin besteht nun noch das Sakrament? im bloßen äußerlichen Zeichen? — Si verum est, bemerkt daher richtig Scherzer, syst. Theol. loc. XIII., quod ministri externum duntaxat elementum applicant, falsum erit, quod sacramenta administrent. Solum enim elementum externum non est sacramentum.

**) Ursinus l. c. 482.

***) Vgl. Nr. 94 ff. Jahrg. 1836 dieser Zeitschrift.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 12. August.

N^o 65.

Ein Wort zur Verständigung über die Differenz zwischen der Reformirten und Protestantischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Demnach stellt sich die eigentliche Differenz beider Confessionen in der Lehre vom Abendmahl so heraus, daß nach reformirter Lehre der Communikant des Verdienstes Christi in geistlicher Vereinigung mit ihm durch gläubigen Genuß des Brodts und Weines, als Zeichen des Leibes und Blutes und als Siegel der Gnade in Christo, oder richtiger durch den Glauben beim Genuß dieser Zeichen theilhaftig wird; nach protestantischer Lehre durch den gläubigen Genuß (oder auch durch den Glauben beim Genuß) des mit Brodt und Wein dargereichten Leibes und Blutes Jesu Christi. Beide also stimmen im Zweck des Abendmahls überein, Vereinigung mit Christo und Theilhaftigkeit seiner Gnade, seines Verdienstes. Beide verlangen zu diesem Zweck den Glauben. Die Differenz betrifft die Vermittelung. Die Vermittelung aber liegt nach protestantischer Lehre objektiv im Leib und Blut Christi in, mit und unter dem Brodt und Wein, neben der subjektiven Vermittelung des Glaubens; nach reformirter Lehre fällt diese objektive Vermittelung ganz weg; und es wirkt der Glaube selbst, ohne Genuß des Leibes und Blutes in Brodt und Wein, die Vereinigung. Zwar ist auch in der reformirten Lehre von einem Genuß des Leibes und Blutes, nämlich von einer „geistlichen Niesung“ die Rede; allein diese ist ja aber nach ihrer eigenen Erklärung nichts Anderes, als an Jesum glauben und durch den Glauben mit ihm sich vereinigen, fällt also mit der subjektiven Vermittelung, dem Glauben, oder weiter hinausgerückt, wie bei Calvin IV. 17. 5., mit dem Zweck selbst zusammen. Die streitige Frage ist also nicht sowohl, wie gewöhnlich angenommen wird, die, wie die Vereinigung des Leibes und Blutes mit Brodt und Wein geschehe, sondern ob sie geschehe, ob diese Vereinigung des Leibes und Blutes mit Brodt und Wein zum Zweck des Abendmahls, zur geistigen Vereinigung mit Christo, d. i. zur Theilhaftigwerdung seines Verdienstes und Lebens, im Abendmahl nothwendig sey oder nicht, ob sie zum Sakrament des Abendmahls gehöre oder nicht.*) Die unio sacramentalis (sakramentliche Gemeinschaft) ist bei den Protestanten total etwas Anderes, als bei den Reformirten, und es kann bei dem Streit über den modus unionis, die Weise der Gemeinschaft, nie zur Verständigung kommen, so lange nicht das Mißverständniß über die unio selbst beseitigt

ist. Die Protestanten verstehen unter der unio sacramentalis die Vereinigung des Leibes und Blutes Christi mit Brodt und Wein, zur Vereinigung des Gläubigen mit Christo selbst im Geist und Glauben; die Reformirten diese Vereinigung Christi mit den Gläubigen selbst; jene meinen die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, diese die Gemeinschaft des Glaubens. Ob also die unio sacramentalis durch das Wort geschehe, oder durch den Glauben, ist leerer Streit; denn die unio, welche die Reformirten meinen, kann nur durch den Glauben geschehen; und geschieht auch nach protestantischer Lehre durch den Glauben. Diese unio fehlt den Protestanten durchaus nicht. Die unio hingegen, welche die Protestanten meinen, kann nur durch's Wort geschehen, wird aber von den Reformirten gar nicht angenommen. Das alte Augustinische: Accedit verbum ad elementum, et fit sacramentum, das Wort kommt zum Element und so wird das Sakrament, wird auch von Calvin angeführt; aber nicht als Vermittelung der unio beider Elemente, nämlich des Leibes und Blutes Christi zu Brodt und Wein, sondern sofern es das Objekt des Glaubens dargibt, oder damit es den Communikanten eben dahin weise, wohin sein Glaube sich richten soll, und wohin die Zeichen im Abendmahl weisen, nämlich auf die Verheißung der Gnade.*) Daher fällt bei ihm die Consekration weg, und die Recitation der Einsetzungsworte ist nicht effektiv, sondern bloß instruktiv, belehrend.

Es ist daher nicht richtig, wenn man sagt, der Unterschied bestehe darin, daß bei den Protestanten die sakramentliche Vermittelung der Gnade durch's Wort, bei den Reformirten durch den Glauben geschehe. Das, was bei den Reformirten durch den Glauben vermittelt wird, wird auch bei den Protestanten durch den Glauben vermittelt, nämlich die segensreiche Aneignung der Gnade Christi im Abendmahl. Aber hiezu wird von den Protestanten etwas gefordert und gegeben, unabhängig von dieser Gnade, nämlich der Genuß des Leibes und Blutes Christi selbst, welches als zweiter Bestandtheil wesentlich zum Abendmahl, als Sakramentsbegriff, gehört; woraus von selbst folgt, daß, wer das Abendmahl als Sakrament genießt, auch den Leib und das Blut Christi, als zweites Element des Sakraments, genieße, mag er Glauben haben oder nicht, weil er sonst überhaupt nicht das Sakrament genießt; daß aber nur der durch diesen Genuß des Leibes und Blutes Christi auch der

*) Cf. Gerhard II. theoll. XXII. cap. XI. §. CV.

*) Ergo quum de verbo sacramentali fieri mentionem audimus, promissionem intelligamus quae clara voce a ministro praedicata plebem eo manu ducat, quo signum tendit ac nos dirigit." Calvin. IV. 14. 4.

durch das Opfer Christi erworbenen und angebotenen Gnade theilhaftig wird, der es mit gläubigem Herzen genießt. Es ist daher wirklich unbegreiflich, wie man (Ursinus l. c. 485.) sagen könne, Gott biete den Ungläubigen im Sakrament seine Gnadengüter dar, sie aber empfangen, weil sie keinen Glauben haben, bloß die Zeichen. Entweder es besteht das Sakrament im Zeichen sammt den Gnadengütern, und dann empfängt Jeder, der das Sakrament empfängt, beides; oder es besteht bloß im Zeichen, dann sind die Gnadengüter weder im Sakrament den Ungläubigen dargereicht, noch überhaupt den Ungläubigen, sondern den Gläubigen. — Kurz wir werden immer wieder auf den Begriff des Sakraments zurückgedrängt, und finden, daß Alles, was die Reformirte Kirche hat und bietet, auch die Protestantische Kirche hat und bietet, daß aber der Reformirten Kirche etwas mangelt und abgeht, was wesentlich zum objektiven Begriff des Abendmahls, als Sakraments, gehört. Es ist die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi, als zweites constitutives Moment. Soll die Protestantische Kirche, kann sie dieses Moment fahren lassen? Es war das Wort Gottes, welches dieses Moment in der Protestantischen Kirche festgehalten hat, und kein anderer Grund. Sie kann und darf es nie fallen lassen, ohne sich selbst in ihrer innersten Lebenswurzel anzugreifen; und Gott sey Dank, daß sie es nicht kann, daß sie durch eine göttliche Macht gehalten wird; denn wie weiland Luther, so fühlen wohl auch jetzt noch die Lutheraner den alten Adam in sich. Gott sey Dank, daß sie es nie aufgegeben hat; denn das feine, zarte Gebäude Calvin's würde alsbald vom kräftigen Naturgeist des Zwinglianismus gestürzt und verschlungen seyn.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Malta.) Unter den Inseln des mittelländischen Meeres nimmt, wenn auch nicht durch seinen Umfang, dennoch durch seine Lage, Malta eine bedeutende Stelle ein, und hat deshalb auch nie zur Selbstständigkeit gelangen können, da jeder benachbarten Macht daran gelegen war, diese Insel mit zu ihrem Besitztume zu zählen, theils um von da aus sich zu weiterem Umsichgreifen eine Brücke zu schlagen, theils um eine Vorhut gegen fremde Angriffe zu haben. Die Mächte, denen es um die Herrschaft des Mittelmeeres so zu thun war, haben sich Malta's immer zu bemächtigen gesucht, und so haben schon in sehr früher Zeit die Phönizier dasselbe besessen, bis sie von den Griechen vertrieben wurden, und diese, bis sie sich gegen die Karthager nicht länger halten konnten. Zwischen Karthago und Rom war es lange ein Zankapfel und seit der Völkerwanderung hat es eben so oft seinen Herrn gewechselt, als eine oder die andere Macht sich in seiner Nähe geltend zu machen wußte. Man kann nicht wohl sagen, daß Malta drei Welttheile beherrscht, aber doch, daß es drei Welttheile im Auge hat und unter Aufsicht halten, und in drei Welttheile, wenn es Noth thut oder das Gelüsten rege wird, eingreifen kann, sobald nur hinreichende Kräfte vorhanden sind und in Bewegung gesetzt werden können. Daher ist diese Insel aber auch ein sehr wichtiger Punkt für das Reich Gottes und die Kirchen, die die Träger der evangelischen Wahrheit sind, denn wenn diese hier eine Stellung einnehmen, so werden sie bei hinreichen-

den Mitteln und bei Aufgebot hinreichender Kraft sowohl auf das Mittelmeer-Katholische Italien, als auch auf das Griechisch-Katholische Griechenland, auf das Muhamedanische Asien und Afrika, und eben so auf die große jüdische Bevölkerung im Bereiche des Mittelmeeres mit der Zeit eine nachhaltige Einwirkung üben können. Von großer Bedeutung ist es daher auch, daß diese Insel jetzt England angehört. Die Englischen Christen haben auch die treffliche, sich ihnen hier darbietende Gelegenheit schon mannichfach benutzt.

Die herrschende Religion auf Malta ist der Katholicismus und zwar unter einer Gestalt, wie er sie an wenig anderen Orten haben mag. Daher muß auch die Insel selbst das erste Augenmerk für die Freunde der Ausbreitung evangelischer Wahrheit seyn. Der Bilderdienst steht in besonderem Ansehen. Jede Kirche, jede Straße, jedes Haus besitzen ihre Heiligenbilder. Bei jedem Unfall eilt man, die Hülfe des Heiligen zu erlangen. An jedem Montag-Morgen werden Büchsen, deren Außenseiten mit Darstellungen aus dem Fegefeuer bedeckt sind, durch die Stadt getragen; der Träger, der mit einer Handglocke klingelt, fordert mit lautem Rufe Geld für die Seelen im Fegefeuer. Haben Hinrichtungen stattgefunden, so wird zu Seelenmessen für den Verbrecher auf gleiche Weise gesammelt. Wilson, in seiner narrative of the greek mission or sixteen years in Malta and Greece, Lond. 1839, erzählt: „Vierzehn Tage nach meiner Ankunft wurde ein Eingeborener wegen Raubes und Mordversuchs hingerichtet. Ich begegnete dem Zuge bei seiner Rückkehr nach Valette. Nachdem mehrere Häufen Malteser, theils sich unterhaltend, theils laut schreiend vorübergejoggen waren, traf ich auf einen stattlichen Mann in weißen Kleidern, mit breitkrüppigem Hute von gleicher Farbe, der ein ungeheures, schweres Kreuz trug. Ähnliche kamen bald danach. Begleitet waren sie von vierzig bis fünfzig anderen Personen, eben so gekleidet und noch dazu mit weißen Tüchern vor ihrem Gesichte, in denen nur kleine Öffnungen für die Augen sich fanden. Diese hatten jeder eine kleine Büchse, in welche sie unter dem Häufen der Zuschauer Geld sammelten, um für die Seelenruhe des armen Verurtheilten Messen lesen lassen zu können. Die Männer klapperten beständig mit dem Gelde in den Büchsen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, während die Procession vorbeizog. Einige Malteser gaben dann eine Kupfermünze, andere drückten nur einen Kuß auf die Büchse.“

Das Fegefeuer scheint bei den Maltesern ein Hauptstück des Glaubens auszumachen. Fast an allen Kirchen und an den Mauern aller Gottesäcker findet man, in Stein gemeißelt, entsetzliche Vorstellungen von dem Zustande der Seelen im Fegefeuer und ähnliche, in Öl gemalt, schmücken die inneren Wände der Kirchen. An allen Kirchenthüren liest man auch das Versprechen von vierzigstägigem, oder täglichem, oder immerwährendem Ablass, je nachdem die Kirche mit einem oder dem anderen ausgestattet ist. Vielfach werden, wie in Italien ebenfalls, Zettel zum Verkauf ausgeboten, auf welchen die Bitte von Seelen im Fegefeuer gedruckt steht, doch für sie Messen lesen zu lassen. Oben über den Worten ist eine grausenhafte Abbildung des feurigen Ortes, daneben von Todtenköpfen und kreuzweise gelegten Todtengesteinen. Nach einigen Versen lautet es dann z. B. folgendermaßen: „Wir unglücklichen Seelen im Fegefeuer lassen euch wissen, daß wir, ferne von unserer Heimath, dem Paradiese, und vergessen von unseren Freunden und Verwandten, die für uns keine milde Spenden mehr haben, nicht im Stande sind, die schweren Schulden abzubehalten, die wir dem Feuer der göttlichen Gerechtigkeit zu entrichten haben. Wir nehmen daher unsere Zuflucht zu christlicher Freundschaft, um eine milde Gabe zu erlangen, durch welche wir aus dieser unerträglichen Pein erlöst werden und Zu-

tritt zu den Wohnungen der Seligen erlangen. Wir versprechen, euch in eurer Noth zu Hülfe zu kommen, euch vor allen Unglücksfällen zu bewahren, euch gegen eure Feinde zu vertheidigen, euch in den allergrößten Gefahren zu beschützen, selbst vor dem Dolche des Meuchelmörders. Das sind keine übertriebene Versprechungen, unsere Wohlthäter bezeugen sie durch ihre fortgesetzte Erfahrung als bewährt. Aber was mehr ist, wir versprechen für euch die Gnade der Beharrung zu erbiten. Soltet ihr unglücklicherweise fallen, so wissen wir durch unsere Vermittelung euch die Gnade der Buße zu verschaffen, euch im Tode gegen böse Geister, die euer begehren, zu schützen und euch als Vertreter beizustehen, wenn ihr der göttlichen Gerechtigkeit Rechenschaft über euer voriges Leben ablegen sollt; endlich, solltet ihr, in Folge der Schwere eurer Sünden, die Welt verlassen, um in diesen Flammen des Himmelfeuers geläutert zu werden, und von euren Verwandten und Freunden vergessen werden, so wird es unser Geschäft sein, unter den Gläubigen eine gottselige Seele zu finden, welche euch aus dem Himmelfeuer erretten kann."

Processionen finden sehr häufig statt und in großer Pracht. Bei manchen dieser Gelegenheiten bemerkt man eine Anzahl Büßender, sowohl Männer als Frauen, an jedem Fuße ungemein lange eiserne Ketten schleppend, die von solchem Gewichte sind, daß sie jede zwanzig bis dreißig Schritte stehen bleiben müssen, während die Menge dieses Ideal der Heiligkeit anstaunend dasteht. Bei einigen Unzigen erscheinen Kinder mit Flügeln und einem Heiligenscheine von Draht um ihre Köpfe, um Engel und Cherubim vorzustellen. — Sobald ein Gewitter kommt wird mit allen Glocken geläutet, weil man glaubt, dadurch alle Gefahr abwenden zu können. In den Kirchen werden geweihte Talsmänner verkauft, um am Halse als Schutzmittel getragen zu werden. Hässlich werden die Esel, Maulthiere und Pferde, mit Bändern und Blumenkränzen aufgeputzt vor einen Priester geführt, um von ihm mit geweihtem Wasser gesprengt und förmlich eingesegnet zu werden. In der Fastenzeit ist es dem Volke verboten, Milch zu kaufen oder zu genießen, allein, trefflich weiß man dieses Verbot zu umgehen. Die Milchhändler ziehen nach wie vor mit ihren Milch gebenden Ziegen durch die Straßen, rufen aber statt Milch aus: „etwas Weißes! etwas Weißes!" und dagegen hat die Geistlichkeit nichts. — Der Carneval wird zu Valette mit aller möglichen Ausgelassenheit gefeiert, in welchem Treiben geht Alles auf dem Corso durch einander, plötzlich aber erschallt von dem Thurme der St. Pauluskirche die Glocke zum Zeichen, daß eine Messe zu Ende geht und Alle eilen, wie sie grade bekleidet sind, an die Stufen der Kirche, dort niederzuknien, denn wer nur niederknien kann, ehe die Messe wirklich beendigt ist, hat davon denselben Vortheil als diejenigen, die derselben ganz beigewohnt haben. Im buntesten Wirrwarr liegt nun Alles für eine Minute so da, der Harlekin wie der Johanniter-Ritter, bis das Geläut zu Ende ist. Als bald springt Alles auf und eilt dem alten Getümmel des Corso zu. — Wie weit es mit dem Mariendienste geht, sieht man aus folgendem Gebete, das in einem Maltesischen Gebetbuche steht: „O Maria, meine Königin, du bist von Dionysius die Vertreterin aller Gottlosen genannt, die zu dir ihre Zuflucht nehmen. O große Mutter Gottes, vertritt mich! Zwar habe ich zu schändlich gegen deinen Sohn gehandelt, doch wenn du ihm nur sagst, daß du mich vertrittst, so reicht das aus. Werthe Mutter, errette mich! Holdseligste unter den Weibern! Ich fühle mich dadurch ermuntert, daß Paps Innocenz der Dritte gesagt hat: „Wer hat je angerufen und ist nicht erhört?" Ja, wer ist je verloren gegangen, der zu dir seine Zuflucht nahm. Maria! Maria! Dein Name ist mein Schutz! Wir halten an dem Ausspruch des heiligen

Bernhard fest, daß Gott nicht anders Gnade spendet als durch die Hände Maria's! Holdselige Maria! Du, meine Hoffnung! Wer kann solch eine Freundin vergessen wie du bist! Erbarme dich, Königin, erbarme dich mein!" Ferner heißt es in diesem Buche: „O Maria, wie sehr liebe ich den schönen Namen, bei welchem deine Liebhaber dich anrufen: holdselige Mutter. Ja, Herrin, du bist in der That holdselig. Deine Schönheit und Güte haben Gott selbst bewogen, dich zu lieben. Deinen König hat nach deiner Schönheit verlangt. Wie schön bist du, meine Freundin, ganz schön und ist kein Flecken an dir. Ich liebe dich, holdseligste Königin, und wünsche einer deiner größten Liebhaber zu seyn. O holdseligste Mutter! lehre mich dich auf's Brünstigste lieben!"

Evangelische Prediger gibt es seit 1809 auf Malta. Damals schickte die Londoner Missionsgesellschaft, die ihr Augenmerk auf das südöstliche Europa gerichtet hatte, ihren Missionar Wehinger nach Malta, um von da aus sich auf Sicilien, den Ionischen Inseln und in Griechenland einen Wirkungskreis zu bilden. Wehinger verließ aber aus nicht hinlänglich bekannten Gründen bald seinen Posten und an seine Stelle trat 1812 Bezaleel Bloomfield. Dieser übersehte hier das Neue Testament und einige erbauliche Schriften in's Italienische und predigte daneben den Englischen Truppen und Beamten, gelegentlich nach Sicilien und Tunis Bücher entsendend, die die Lehre des Evangeliums dahin bringen konnten. Allein nur kurze Zeit ward es dem fleißigen Arbeiter am Herrn des Weinbergs erlaubt, thätig zu seyn; schon im Jahre 1813 wurde er durch den Tod abgerufen, nachdem er noch bei rastlosem Fleiße bedeutende Verrichtungen vollendet hatte, die seinen Nachfolgern den Weg erleichtern mußten. Sein Nachfolger war Lowndes bis 1819, wo dieser nach den Ionischen Inseln überging. Er hielt zwar in seiner Wohnung, dem ehemaligen Hause der Spanischen Johanniter zu Valette, das neben ihm von Englischen Offizieren bewohnt war, wöchentlich zweimal Gottesdienst, allein da er besonders Griechenland im Auge hatte, war sein Einfluß auf das Maltesische Volk unbedeutend. Nur bildete sich zu seiner Zeit und unter seiner Mitwirkung im Jahre 1817 in Folge eines Besuchs des Englischen Bankiers Henry Drummond eine kleine Bibelgesellschaft, bei deren Stiftung zugleich die Eingeborenen Dr. Naubi und der Missionar Jowett von der Anglikanischen Missionsgesellschaft, die seit 1815 diese Insel in ihren Wirkungskreis gezogen hatte, thätig waren. Außerdem rief er eine kleine Traktatgesellschaft in's Leben. Auf Lowndes folgte Wilson, der sich um Malta das Verdienst erwarb, doch etwas für die Bildung der Maltesischen Jugend zu thun, die sonst entsehrlich im Argen lag; mit Hülfe des Spanischen und Sardinischen Konsuls gelang es ihm, eine Lateinische Schule zu errichten. Das Wichtigste aber war die Gründung einer evangelischen Gemeinde. Seine Predigten machten Aufsehen und Eindruck und vielen Maltesern gingen die Augen auf. Nach einiger Zeit erschien bei ihm ein einsichtsvoller und freisinniger Eingeborener als Abgeordneter von ungefähr zwanzig Gleichgesinnten und forderte entschiedene Antwort auf folgende Frage: Wenn wir uns offen zur evangelischen Lehre bekennen, können wir dann rechtmäßige Ehe, Kaufe für unsere Kinder, christliches Begräbniß, Freiheit von päpstlicher Gewalt und Genuß des heiligen Abendmahls haben? — Wilson konnte ihnen volle Glaubensfreiheit unter Englischer Hoheit mit bestem Gewissen zusichern. So sammelten sich denn etwa dreißig Malteser um ihn, denen er Freitags Italienisch predigte, bis am 1. Januar 1826 vier mit ihm das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen und so ganz unumwunden sich von der Römischen Kirche lossagten. Diese Bekenner hatten aber bald schwere Prüfungen zu bestehen. Ihre

Landleute wollten nichts mit ihnen gemein haben. Einer davon war ein Goldschmidt und mußte die von ihm verfertigten Sachen stempeln lassen. Der Aufseher aber, der dieses zu besorgen hatte, wollte von seiner Hand die Arbeit nicht annehmen, sondern verlangte, er solle sie niederlegen und sich entfernen, als ob er sonst bespuckt würde. Einer dieser Miere war auf seinem Krankenbette zur Einsicht in die Trüthümer der Römischen Kirche gelangt. Da er dem Tode nahe gewesen, hatte er den Priester rufen lassen. Dieser hatte die Beichte verlangt. Jener hatte gebeichtet, sich aber durch die Absolution des Priesters nicht befreit gefühlt. Er sagte es diesem und fragte, was er zu seiner Beruhigung zu thun habe. Der Priester befahl ihm, täglich während einer Woche dreimal die Erde knieend zu küssen und zwar jedesmal mit fünf Küssen; nach Ablauf dieser Zeit werde er Sündenergebung empfinden. „Aber wie,“ fragte der junge Mann, „wenn ich nun vor Ablauf der Woche sterbe, wie dann?“ — Dann, tröstete er — nur ruhig, mein Sohn, dann ist noch das Fegefeuer da und das wird das übrige thun. — Später ist dieser Jüngling in gutem Vertrauen auf das Verdienst Christi heimgegangen.

Die Katholiken konnten unmöglich das Aufkommen einer evangelischen Gemeinde aus Eingeborenen und den Übertritt so Mancher, so wie die Neigung vieler Anderer dazu gleichgültig ansehen. Ein heftiger Sturm erhob sich im August 1826. Der erste Malteser, der sich zum lauterem Evangelium bekannt hatte, war gestorben. Am Sterbelager schon gab es einen harten Kampf mit den Priestern. Schlummer wurde es am Begräbnistage! Die Grabstätte war eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, dahin begab sich der Leichenzug früh Morgens um fünf Uhr. Wilson, der methodistische Geistliche und ein Amerikanischer nahmen in Wagen an demselben Theil. Wilson erzählt: „Wir fanden bald, daß von allen Seiten eine große Menge Volks zusammenströmte, der Zug wurde von Hunderten, weiterhin von Tausenden umgeben. Bald begann die Menge zu schreien, zu kreischen, zu pfeifen, zu lärmern. In wenigen Minuten wurde der Auftritt furchibar. Sie drängten auf uns ein, warfen mit Steinen und brachten unser Leben in augenscheinliche Gefahr. Jedoch zogen wir ruhig mitten durch den rohen Haufen hindurch. Sobald wir auf der Piazza San Georgio ankamen, befahl ich Halt zu machen, wandte mich an den Offizier der Wache daselbst und verlangte Schutz. Der Hauptmann bezeugte seinen entschiedenen Abscheu gegen einen solchen Auftritt, versicherte mir aber, daß er nicht handeln dürfe, bis die Civilbehörden an Ort und Stelle seien. Er schickte daher nach diesen und hielt unterdessen die tobende Menge durch seine Soldaten in einiger Entfernung. Wir brachen dann auf, an jeder Seite des Zugs mit einer Reihe Soldaten, die Bajonette auf den Gewehren. Aber auch sie konnten uns nur mit Mühe einen Weg durch die dichtgedrängte Volksmenge bahnen, deren Geschrei und Werfen wohl ein muthiges Herz erzittern machen konnte. Das Glas in der Thür meines Wagens wurde eingeworfen. Die Wache, ihrer Schwäche sich bewußt, ließ Alles ruhig hingehen. Einem der Soldaten wurde sogar der Kopf durch einen Steinwurf verletzt. Sie hatten wahrscheinlich Befehl, sich so viel möglich leidend zu verhalten. Haufen von Priestern, die sich unter die Schaar des Volks gemischt hatten, reizten dieses immer mehr zu Gewaltthatigkeiten auf. Aber sobald wir

durch das Thor waren, wurde dieses sogleich geschlossen, um das Volk am Hinausbringen zu hindern. Ihrer zwei- bis dreihundert nur hatten sich mit dem Zuge gleichzeitig durchgedrängt. Diese belagerten zu beiden Seiten den Weg und umgaben in Verbindung mit Anderen, die aus der Nachbarschaft zu ihnen gestoßen waren, den Kirchhof mit lautem Schreien und Lärmen, während die Gebete am Grabe gesprochen wurden. Bei der Rückkehr in die Stadt hatten Wilson und seine Gefährten, obgleich unter Schutz von Soldaten mit aufgezogenen Bajonetten, die früheren Austritte noch einmal durchzumachen; die Schaar der Priester hatte sehr zugenommen und war aufs Eifrigste mit Aufreizung des Volks beschäftigt. Nachdem die evangelischen Geistlichen von den Soldaten bis hart an die Hausthür geleitet, sich endlich aus dem Tumulte gerettet hatten, mußten Polizeidiener zu ihrem Schutze vor dem Hause aufgestellt werden und bis elf Uhr Abends Wache halten, während eine Patrouille die ganze Nacht hindurch beschäftigt war, die Ruhe aufrecht zu erhalten.

So gehört in der That Muth dazu, auf Malta als thätiger Arbeiter für das lautere Evangelium zu wirken. Wilson ist aber einer der Männer, die sich mit Festigkeit und Umsicht zu benehmen wissen und auf diese Weise den Gegner zu Schanden machen. Als das bisher von ihm bewohnte Haus die Druckerei und Buchbinderei nicht mehr fassen konnte, mietete er ein anderes geräumigeres von einem eingeborenen Adligen, dem Marquis Testaferata. Ein solcher Mietvertrag wird immer durch ein Notariats-Dokument abgeschlossen. Als dieses Wilson vorgelegt wurde, fand er als erste Bedingung ausgesprochen, daß in dem Hause keine Religion gelehrt werden solle, die dem heiligen katholischen und apostolischen Glauben zuwiderlaufe. — „Marquis“ — sagte Wilson — „diesen Punkt nehme ich nicht an.“ — Dann haben wir uns einander nicht verstanden, meinte jener. — „Ich bin,“ erwiderte Wilson, „auf dieser Insel als demüthiger Vertreter der Evangelischen Kirche und kann nicht zugeben, daß ein öffentliches Dokument besteht, in welchem eine solche erniedrigende Bedingung enthalten ist. Die Sache der Bibel ist die Sache Gottes und der Wahrheit, und ich kann nicht zugeben, daß sie so erniedrigt werde. Ich verspreche Ihnen mündlich, daß keine Lehre der von Ihnen bezeichneten Art vorgetragen werden soll, aber nimmer lasse ich es hinschreiben.“ Der Punkt wurde beseitigt. Im Hause des Notars aber erhob sich eine neue Schwierigkeit. Dieser las vor der Unterzeichnung den Contract noch einmal vor und da fand es sich, daß der Hauswirth zwar mit allen möglichen Titeln ausgestattet war, allein Wilson war nicht, wie es ihm gebührte, Wohllebrwürden, sondern bloß Herr Wilson genannt. So hatte es in der Urchrift nicht gelautet, und so durfte Wilson es sich nicht gefallen lassen. Wilson fragte also, was diese Veränderung auf sich habe. Der Notar erklärte, er erkenne ihn nicht als einen Geistlichen an. Wilson mußte aber darauf bestehen, als Geistlicher anerkannt zu werden, weil die Priester dem Volke fortwährend vorreden, die Arbeiter der Missionsgesellschaften seien ohne Weihe und könnten deshalb ihren Seelen auch nicht zum Himmelreich verhelfen. Was der eine Notar nicht über sein Gewissen hatte bringen können, that dann ein anderer.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 15. August.

N^o 66.

Kirchenrecht.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der neueren kirchlichen Litteratur gehört das in diesem Jahre erschienene Buch von Professor Dr. Stahl in Erlangen: Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Wenn bis dahin die Juristen seit Thomastius vorwiegend darauf gerichtet waren, die Kirche aller von Gottes Gnaden ihr angestammten selbstständigen Rechte zu berauben, wenn ferner die Gesetzgebungen nur zu sehr dahin inklinirten, die Kirche nur als eine Staatsanstalt, oder als eine zufällige Gesellschaft im Staate zu behandeln, so darf man sich um so mehr darüber freuen und es als Vorzeichen besserer Zeit betrachten, daß endlich doch auch wieder Juristen und gelehrte Canonisten, wie Stahl, Bickell u. A. der gedrückten Evangelischen Kirche sich annehmen und sie aus der Rechtslosigkeit, zu der man sie herabgebracht, wieder zu erheben und ihr gutes Recht ihr zu vindiciren suchen. Wie der Bickellschen jüngst in zweiter Auflage erschienenen Schrift „über die Verpflichtung auf die symbolischen Schriften“ nichts entgegengesetzt werden kann als die Willkür derer, welche die kirchlichen Bekenntnisse durch ihre eigenen verdrängen wollen, so tritt auch der Stahl'schen nur die Eigenmacht derer entgegen, welche die Kirche nicht nach Lehre und Recht der Protestanten, sondern nach ihrem eigenen Meinen und Denken verfaßt haben wollen. Es ist das Hauptverdienst von Stahl, daß er, fern von der Weise der eifeln Verfassungsmacher des Tages, nicht selbstgemachte Projekte gibt, wie wohl am besten die Kirche einzurichten wäre, sondern mit geschichts-treuem protestantischen Sinne darthut, wie die Verfassung derselben sich selbst gemacht hat und auf welchen rechtlichen Fundamenten sie ruht. Aus solcher rechtlichen Darstellung allein ist zu lernen, wie gemäß den in der Natur und Wirklichkeit der Sache liegenden Principien und Basen der Verfassungszustand der Kirche gebessert werden kann. Nur in einem Anhang deutet der Verfasser darauf hin, wie dies, unbeschadet bestehender Rechte, in einer für das Interesse der Kirche wahrhaft förderlichen Weise durch mehrere Hervorhebung und Berechtigung des bischöflichen Elements oder einer persönlich selbstständigen Prälatur in Verbindung mit der fürstlichen Kirchengewalt und dem Collegialverhältniß der Consistorien geschehen könnte. Dabei hält er indeß mit umsichtiger Besonnenheit nicht nur alle unprotestantische Präensionen von jener gewünschten Hervorhebung des Episcopats zurück, sondern er bemerkt S. 261. ausdrücklich, daß eine rasche desfallsige Aenderung „der durchaus historischen Richtung der Protestantischen Kirche zuwider wäre,“ auch jede Umwandlung „nur mit Willen der Fürsten vor sich gehen könne“ und allmählig geschehen müsse, „theils durch Pflege der dazu bereits vorhandenen Elemente, theils durch intensive

Steigerung des kirchlichen Geistes.“ Es wäre zu wünschen gewesen, daß Stahl diese bereits vorhandenen Elemente, welche sowohl zur Bestätigung als auch zur weiteren Verwirklichung seiner (früher auch von Marheineke geltend gemachten) Ansicht über die Bedeutung des Episcopats dienen, mehr berücksichtigt und als zur Anknüpfung geeignet hervorgehoben haben möchte. Ganz Scandinavien beweist, daß seit der Reformation Bischöfe in der Evangelisch-Lutherischen Kirche zum Segen derselben bestanden haben; dazu kommt aus dem neueren Deutschland die in Preußen seit 1829 bestehende Institution der General-Superintendenten, welche nach ihrer Instruktion nicht bloß die ersten geistlichen Mitglieder und Direktoren der Consistorien sind, sondern auch in selbstständiger Stellung „den geistlichen Provinzialbehörden beigeordnet sind und wie diese, in ihrer Qualität als General-Superintendenten, unmittelbar unter dem Ministerio der geistlichen Angelegenheiten stehen.“ Daß hiedurch mit der Consistorialverfassung ein nicht unbedeutendes episcopales Element schon verbunden ist, welches nicht ohne fördernden Einfluß geblieben und fruchtbare Keime weiterer Entwicklung in sich enthält, hätte verdient, von Herrn Dr. Stahl anerkannt zu werden, wie es früher schon von Dr. Hase anerkannt worden ist, und ein besonderes Verdienst des verewigten Königs um die Protestantische Kirche in Preußen begründet. Eine noch einflußreichere Stellung scheint der evangelische Landesbischof in Nassau zu haben, dessen im Stahl'schen Werke gleichfalls nicht gedacht wird.

Wie erspriesslich und wünschenswerth übrigens eine Steigerung der Bedeutung des Episcopats für die Protestantische Kirche in ihren inneren und äußeren Verhältnissen sich herausstellen, wie heilsam sie insonderheit auf eine würdigere Gestaltung ihrer Verfassung einwirken mag, so ist es doch sehr erfreulich, daß Stahl nicht katholisirend eine necessitas ad salutem daran knüpft, daß er sie nicht als nach göttlichem Rechte nothwendig behauptet. Er schließt vielmehr S. 261. mit den sehr beherzigungswerthen Worten: „Endlich, wenn es sich um Verfassungsformen handelt, so muß immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß es zwar nichts weniger als gleichgültig ist, wie die Kirche verfaßt sey, und daß die christliche Gemeinschaft Pflicht und Gebot hat die, je nach den gegebenen Zuständen möglichst wahre, entsprechende, förderliche Form anzustreben (mens sana in corpore sano); daß aber doch das Wesen der Kirche und insbesondere der Evangelischen Kirche nicht die Verfassung ist, als welche doch immer eine zeitliche und menschliche Einrichtung bleibt, sondern der Geist, der die Gemeinschaft erfüllt, und der Glaube, der da in Wort und That bekannt wird.“ Eben darum hat auch der Verf. die spinöse Untersuchung über die besonders in England so bitter verhandelte Streitfrage, ob der Unterschied zwischen Bischof und Presbyter ursprünglich und göttlichen Rechts

sey, ganz bei Seite gelassen, und gar nicht, auch nur als wünschenswerth, es urgirt, daß zur Erhaltung der katholischen Succession Bischöfe nur durch Bischöfe dieser Succession zu weihen wären. Anglikanische Behauptungen dieser Art würden ganz von dem historischen Rechtsboden der Deutsch-Protestantischen Kirche abbiegen, und ohne einen irgend entsprechenden Gewinn, endlose Controversien, ja in der Verwirklichung Schismen herbeiführen, zumal da sie in unseren symbolischen Büchern keine Begründung sondern vielmehr Widerspruch finden; vgl. die Schmalkalb. Art. de potestate et jurisdictione Episcoporum.

(Schluß folgt.)

Ein Wort zur Verständigung über die Differenz zwischen der Reformirten und Protestantischen Kirche.

(Schluß.)

Aber, da, wie aus unserer Darstellung hervorgeht, nicht eigentlich ein feindlicher Gegensatz, sondern wirklich nur eine Differenz stattfindet, warum nehmen die Reformirten nicht auf, was ihnen fehlt? Sind sie auch durch's Wort gebunden? Das hat bis jetzt wahrlich noch Keiner behaupten können. Selbst Sack drückt sich hierin sehr subtil und vorsichtig aus, indem er sagt: die Vereinigung der himmlischen Substanz mit Brodt und Wein sey nicht unabhängig vom Glauben, weil die Einsetzungsworte dazu nicht nöthigen, und das ist zwar könne, aber nicht müsse im Lutherischen Sinne genommen werden. Allein, wenn die Einsetzungsworte nicht nöthigen, jene Vereinigung unabhängig vom Glauben zu denken, so sind sie doch noch weit weniger ein Grund, sie abhängig vom Glauben zu denken; und wenn das ist nicht so, wie Luther es verstand, verstanden werden muß, so liegt doch auch nicht im Wort, daß es nicht so verstanden werden darf. Also im Wort Gottes, und namentlich im Wort der Einsetzung, ist kein Hinderungsgrund. Wir lassen hiebei ganz unberücksichtigt, daß die Einsetzungsworte nur dann nicht nöthigen, wenn die himmlische Substanz nicht als Leib und Blut Christi, nach dem Buchstaben, gefaßt wird. Wir wollen auch den Streit über das ist nicht erneuern; sondern wir wollen uns darüber Auskunft holen, warum wohl die reformirte Lehre in jenem Punkte zurückgeblieben, und das wesentliche Moment des Sakraments des Altars, die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi negirt?

Zwar sagt Sack, die Lutherische Kirche habe Unrecht, wenn sie zur Reformirten fage, die fehle die Darreichung des wahren Leibes und Blutes; denn die Seele des Communicanten werde gen Himmel gehoben und genieße da den Leib Christi. Allein ist das wirklich eine Darreichung des Leibes und Blutes Christi im Sakrament? Ist jenes Genießen („geistliche Nahrung“) etwas Anderes, als das Genießen des Glaubens überhaupt, auch außer und ohne Sakrament? ist's nicht bloß bildlicher Ausdruck für Glauben selbst (vgl. die oben cit. Stellen)?

Dagegen, sagt Sack ferner, habe die Reformirte Kirche Recht zur Lutherischen zu sagen, du weist zu wenig nach, wie der Genuß des Brodtes und Weines mit dem Genuß des Lei-

bes und Blutes zusammenhängt. Du mußt es aufgeben, die Einheit der himmlischen Gabe mit den Zeichen unabhängig von der durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes vermittelten Glaubensempfänglichkeit der Kirche darzustellen, und mußt die Empfänglichkeit der Kirche mit hineinziehen. — Wir glauben durch diesen Vorwurf auf die Spur des Grundirthums geführt zu werden. Was zuvörderst die letzte Partie des Vorwurfs betrifft, so müssen wir wieder auf genauere Bestimmung des doppelstinnigen Ausdrucks der himmlischen Gabe dringen. Was die Reformirte Kirche eigentlich darunter versteht, Aneignung der Gnade Christi, dazu fordert auch die Protestantische Kirche im Sakrament den Glauben oder die Glaubensempfänglichkeit, die sie von jedem wahren Glied der Kirche voraussetzt. Demnach hat die Protestantische Kirche hier weder etwas aufzugeben, noch anzunehmen; sie steht der Reformirten ganz gleich. Ist aber darunter verstanden der mit dem Brodt und Wein realiter vereinigte Leib und Blut Christi, so fehlt dieses Moment ja in der Reformirten Kirche, und die Protestantische Kirche müßte, um der Reformirten gleichzukommen, nicht bloß die Unabhängigkeit dieser Vereinigung vom Glauben, sondern diese unio selbst aufgeben, was sie nicht kann. Sie würde verlieren ohne zu gewinnen, während, im umgekehrten Fall, die Reformirte Kirche, wenn sie der Protestantischen gleich würde, gewänne, ohne zu verlieren. — Es bleibt also noch die andere Partie des Vorwurfs, daß die Protestantische Kirche die Vermittelung des Leibes und Blutes Christi in der Vereinigung mit Brodt und Wein zu wenig nachweise, zu berichtigen.

Sehen wir voraus, es handle sich hier lediglich um die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, d. h. in Brodt und Wein, nicht aber um die Gegenwart Christi im Himmel, also daß Christus sich herablasse; in der Gemeinde beim Abendmahl mit Brodt und Wein seinen Leib und Blut zu geben, nicht aber die Seele hinauffeige, um sich Christum herabzuholen; so ist allerdings außer der beiden Kirchen gemeinsamen Vermittelung durch den Glauben zur gesetzeten Aneignung der Gnade noch die Vermittelung der Vereinigung des Brodtes und Weines mit Leib und Blut Christi übrig. Diese Vermittelung aber geschieht nach einstimmiger Lehre der Protestantischen Kirche durch's Wort. „Die Reformirten,“ sagt Sack, „bedurften der Ubiquität nicht, weil sie die Vermittelung des heiligen Geistes hatten.“ Hiegegen ist zu sagen: Wozu die Reformirten die Vermittelung des heiligen Geistes brauchten und hatten, dazu brauchte Luther die Ubiquität nicht, und wozu er die Ubiquität brauchte, das hatten sie nicht. Die Vermittelung der Gnade überhaupt war auch Luther'n ein Werk des heiligen Geistes. Wer das nicht anerkennen wollte, würde ihm Unrecht thun. Die Vermittelung der Gegenwärtigkeit des Leibes, praesentia corporis etc., der Ubiquität zuschreiben auf Rechnung Luther's, ist nicht minder Unrecht. Die Ubiquität zu Hülfe zu nehmen, dazu wurde Luther gezwungen, durch die Läugnung der Möglichkeit der praesentia corporis von Seite der Zwinglianer. Ihm selbst war sie nicht von Nothen, ihm reichte die Allmacht des Herrn zu. Aber der Einwurf, daß Christi Leib nicht zugleich im Himmel und zugleich

auf Erden im Sakrament seyn könne, brachte die Ubiquitätslehre hervor, welche man im Abendmahl gar wohl entbehren kann, indem die Frage nicht so gestellt werden soll, ob Christi Leib und Blut zugleich hier und da seyn könne, sondern ob der zur Rechten Gottes erhöhte Gottmensch Jesus Christus im Sakrament, unter der Gestalt des Brodtes und Weines, oder in, mit und unter dem Brodt und Wein, seinen für uns gegebenen Leib, sein für uns vergossenes Blut wahrhaft nicht mittheilen könne auf sakramentliche, geheimnißvolle Weise? Diese Frage, so gestellt, wird Niemand läugnen können oder wollen, und sobald sie zugegeben ist, so fällt der Grund des Längnens der realen Gegenwart des Leibes und Blutes von selbst weg. Die Unbegreiflichkeit des Wie ist hier nicht größer, als bei den Wundern der Allmacht überall, die eben damit aufhörten Wunder der Allmacht zu seyn, wenn sie aufhörten, uns unbegreiflich zu seyn. Das Wodurch aber ist auf das Bestimmteste ausgesprochen, es ist das Wort, freilich nicht als leerer Schall, sondern als Träger des heiligen Geistes, also daß auch hier die Vermittelung des heiligen Geistes, aber in ächt protestantischer Weise als an's Wort gebunden erscheint. —

Dies Alles ist nun aber in den symbolischen und dogmatischen Schriften der Protestantischen Kirche so klar und bündig dargelegt, daß die Frage nach einer weiteren und anderweitigen Begründung und Vermittelung der unio sacramentalis ganz unbegreiflich seyn würde, wenn nicht ein Umstand sie erklärte, der bis jetzt zu wenig beachtet worden zu seyn scheint, obschon wir in ihm den Grundirthum zu finden glauben. Es ist dies nämlich die Lehre vom Wort Gottes selbst und von seiner Wirklichkeit. Daß das Wort des Herrn, bloß in der Kraft des Herrn, unabhängig vom Glauben des Menschen, solches wirken könne, ist dem Reformirten nicht so ausgemacht als dem Protestant. Die Reformirte Kirche lehrt, daß dem Worte Gottes nicht eine göttliche Kraft inwohne (in esse), sondern nur beizuhne, durch besondere Wirkung des heiligen Geistes hinzutrete (adesse et accedere). Es mag seyn, daß diese Lehre sich nicht bei allen reformirten Lehrern so ausgeprägt finde, es mag seyn, daß die Beziehung dieser Lehre auf das Abendmahl nicht Allen klar in's Bewußtseyn getreten; aber es möchte eben so wenig schwer seyn, den Einfluß dieser Lehre in allen Hauptpunkten, wo die Reformirte Kirche von der Protestantischen abweicht, nachzuweisen. — Wir konnten daher auch für die Abendmahlslehre keinen anderen letzten Grund der Abweichung finden als diesen; und sind überzeugt, daß sobald man sich hierüber in's Klare und Reine gesetzt, die Wahrheit der protestantischen Lehre mehr und mehr in's Licht treten, und eine bisher zu wenig beachtete, verborgene Quelle des trübenden Einflusses beseitigt seyn wird.

Nachrichten.

(Malta.) (Schluß.) Der Bibeldruck war den Geistlichen besonders ein Dorn im Auge und ihre Wuth gegen die heilige Schrift ging so weit, daß sie dieselbe libro maledetto, verdammtes Buch, nannten. Außer Bibeln in Maltesischer Sprache, die ein verderbtes Arabisch ist mit manchem Italienischen Worte vermischt, wurden auch viele andere zweckdienliche

Schriften, klein und groß, herausgegeben, die auf Erweckung inneren Lebens und Belehrung über lauterer Evangelium hinkelten. Eine besonders segnete Wirkung übte aber die von Wilson verfertigte und, um etwanigen Schwierigkeiten von Seiten der Censur auf Malta vorzubeugen, in London zum Drucke beförderte Schrift: Die Ordensbrüder von der Klause. Ein Mönch, auf den dieses Buch nicht geringen Eindruck gemacht, schrieb unter dem 17. Mai 1834 an Wilson folgenden merkwürdigen Brief:

„Eine natürliche Furcht, ehrwürdiger Herr, deren ich mich oft zu entledigen gesucht habe, ohne sie je zu überwinden, und die mein trugvolles Herz so gerne Bescheidenheit nennen möchte, hat mich bisher verhindert, Sie einen Blick in mein Inneres thun zu lassen. Was denn meine Zunge mir versagte, Ihnen beim persönlichen Zusammentreffen mitzutheilen, erlauben Sie meiner Feder zu thun und Ihnen Einiges über die Gründe mitzutheilen, welche mich bewogen haben, allen zeitlichen Hoffnungen zu entsagen und mich getrost mit dem gehässigen Namen eines Abtrünnigen brandmarken zu lassen.“

„Seit meinem funfzehnten Jahre in ein Kloster eingeschlossen, hatte ich, als einzige Erholung von dem trägen, eintönigen Mönchsleben, Bücher. Gut war es für mich, daß ich vor der Abreise aus meiner Heimath am Lesen Geschmack gefunden hatte, sonst würde ich in Langerweile vergangen seyn, wie Viele meiner Genossen. Ich brachte die ersten drei Jahre meines Mönchslebens in nützlichen Studien zu. Die Musfuntben, die von meinen Mitmönchen mit Schwachen und Nichtsthun, oder mit Murren wider ihre Brüder und oft mit Versuchung ihres Schicksals hingebacht wurden, verbrachte ich in der alten, von Würmern zernagten und dick von Staub bedeckten Büchersammlung des Klosters. Ich fand da oft gute Bücher. Ich legte mich vorzüglich auf Kirchengeschichte und fand glücklichweise einige Bände des französischen Geschichtschreibers und Jansenisten Fleury.“

„Ich entdeckte nun, welches die Einrichtungen der ersten Kirche waren, jedoch ohne den mindesten Zweifel, daß nicht die trübsüßigen Gründe zu ihrer Veränderung sich eingestellt hätten. Ich fand, daß viele alte Prediger ihren Gemeinden das Lesen der heiligen Schrift empfahlen und fragte mich: warum forscht man heut zu Tage nicht in ihr? — Gewiß aus vielen guten Gründen, antwortete meine Unhänglichkeit an die Römisch-Katholische Kirche. — Ich folgte der Kirche auf ihre Kirchenversammlungen und es fleg mir dabei oft ein Bedenken auf, ob hier wirklich der heilige Geist oder menschliches Treiben geherrscht hätte.“

„Alle diese Zeit über war ich zu Frascati gewesen; jetzt ward ich nach Rom geschickt. Meine theologischen Studien fingen an. Ich erkannte bald den schwachen Grund, auf welchem das Kirchengeläude Roms erbaut war. Ich wurde bald des Thomas von Aquino und seiner metaphysischen Unterscheidungen müde. Ich gab ihn auf und zugleich das Vaterunser-Murmeln und das Rosenkranzbeten. Da ich von meinen Eltern eine Geldsendung empfangen hatte, besuchte ich mich, als bei einer der Römischen Bibliotheken zu abonniren. Da fand ich alle Werke des unglaublichen Frankreichs und des zügellosen Italiens. Voltaire und Rousseau traten bei mir bald an die Stelle meines Brevariums, Abbé Casti, Petrarch und Laura verdrängten Rosenkranz, Vaterunser und Ave Maria. Ich sage Ihnen buchstäblich die Wahrheit, ich verkaufte einmal ein Lehrbuch, um mir eine Ausgabe von Goldoni's Lustspielen zu verschaffen. So fiel ich von meinem sogenannten Christenthum in Deismus. Und war das meine Schuld? Nein! Ich hoffe nicht, daß ein denkender Mensch mir einen Vorwurf machen wird, vielmehr aber der Kirche, deren Glied ich war.“

„Es rückte nun die Zeit meiner Prüfung heran. Ich wurde geprüft, und da ich den Beweis liefern konnte, daß der Papst das

Haupt der Kirche, daß er untrüglich und der rechtmäßige Nachfolger St. Petri, so wie der Universalmonarch aller christlichen Völker ist, so erhielt ich sehr genügende Zeugnisse, obgleich ich zu gleicher Zeit nicht einen Fünftel von dem glaubte, was ich bewies. Eine große Menge der Anwesenden glaubte grade so viel als ich und Einige vermutheten, ja mußten, daß ich nichts glaubte. Aber das machte nichts."

"Mit Indulgenzen, Absolutionen und Dispensationen, mit hinlänglicher Vollmacht zu Absolviren, beladen, ging ich unter dem Vorwande, nach Irland zu wollen, nach Malta über, wo ich unter einer freisinnigen Regierung ein meiner Denkungsart angemessenes Leben zu führen gedachte. Hier hatte ich Gelegenheit, evangelische Schriften zu lesen. Ich las sie aus Neugier, nicht um mich zu unterrichten, denn ich war fest überzeugt, daß alle Religionen, außer der natürlichen, Erfindungen wären. Die Schriften jedoch brachten mir ernste Gedanken; ich fing an zu merken, daß Deismus und Gewissensfriede keine Genossen sind. Unter andern las ich einmal die Ordensbrüder von der Klaus. Die Beweisführung in dieser Schrift gefiel mir, aber überführte mich nicht. Wie konnte sie es auch? sie war für Christen, nicht für Deisten. Ich bestreite mich, zu anderen derartigen Werken zu gelangen. Ich fand Paley. Seine evidences ist ein ausgezeichnetes Werk und that mir gut. Seine natural theology gefiel mir sehr. So kam ich immer weiter."

Einige Tage nach Absendung dieses Briefes verließ der Mönch in einem offenen Boote Malta, um nach Sicilien zu gehen. Wilson hörte nie wieder von ihm, obgleich er zu schreiben versprochen hatte. Er hatte die Hoffnung geäußert, als gemeiner Soldat in den Diensten eines Italienischen Fürsten unterzukommen. Wilson befürchtet, daß die Feinde des Evangeliums ihn bei Seite gebracht haben.

Wir lassen auf diesen Brief noch einen anderen, nicht weniger merkwürdigen folgen. Er ist vom Obristen Giuseppe Tordo an den Malteesschen Franziskaner Giuseppe Catania geschrieben, um seinen Übertritt zur Evangelischen Kirche zu rechtfertigen. Er ist datirt von Malta am 18. April 1827 und lautet:

"Geboren, wie mein böses Geschick es gewollt, in der Römischen Kirche, hegte ich lange Ehrerbietung vor ihr und war achtzehn Jahre alt geworden, ohne je von der hohen Gabe Gebrauch gemacht zu haben, die den Menschen von dem Thiere unterscheidet, denn ich zitterte vor den Donnerkeilen des Vatikans. Daher hatte ich nie einen Grund für meinen Glauben gesucht und war blindlings der Lehre Bellarmin's gefolgt, des ehrgeizigen Cardinals, der so Vieles zu Gunsten der Krone schrieb, nach der er selber trachtete. Ich glaubte daher, wie ein guter Sohn, die Gotteslästerungen Roms, dachte mir auch nicht, daß Religion ihre Anhänger in den Nebel des Irrthums oder gar in Gotteslästerung bringen könne. Wie leichtgläubig ist Unwissenheit!"

"Mit meinem achtzehnten Jahre in den Strudel der Revolution gerissen und so mit Männern in Berührung gebracht, die den Schulstaub abgeschüttelt und der Vernunft die Herrschaft übergeben hatten, kam ich zum Denken und fing an, Bücher zu lesen, die von den päpstlichen Behörden geächtet sind."

"Die Geschichte der Abscheulichkeiten dieser Theokratie entzündete in meinem Herzen einen gerechten Unwillen gegen die Urheber so vieles Elendes unter der Menschheit. Ich schauderte vor der Wuth der Kreuzzüge, vor dem furchtbaren Wüthen während der Bartholomäusnacht, vor vielen anderen Grausamkeiten weit und breit durch den Ehrgeiz der Bischöfe Roms hervorgerufen; gerieth in Entsetzen über die Menschenopfer der Inquisition (u. s. w. u. s. w.). Kurz, ich sah genug, um Atheist zu werden. Ja, mein Herr, ich wurde Atheist. Schreckliches Bekennt-

niz! aber ich möchte, daß alle Anhänger Roms es vernähmen. Ja, mein Herr, ich sage ein Atheist; traurige, aber natürliche Folge der Religion Roms."

"Ich wurde Atheist, weil ich mir nicht denken konnte, daß es einen Gott gebe, dessen Verehrung bestimmt wäre, die Geißel des menschlichen Geschlechts, der Herold der Tyrannei, der Advokat der Unwissenheit, des Aberglaubens und des Irrthums zu seyn; einen Gott, der uns das Lesen der heiligen Offenbarungen, wie sie von ihm ausgegangen sind, verbieten, den Königsmord dagegen heiligen, den Meineid gutheißen, die Bande der bürgerlichen Gesellschaft lösen, die Völker in's Unglück stürzen und die schönsten Gegenden in Wüsten verwandeln sollte."

"Sehen Sie Spanien an und der Anblick, den dieses Land bietet, muß Sie gegen die Idee des Papstthums mit Schauder erfüllen. Nichten Sie Ihr Auge auf Rom; diese Stadt ist auf zwölf Stunden von einer Wüstenei umgeben. Halten Sie Ihre Thränen zurück, wenn Sie es vermögen. Lassen Sie Ihr Auge über Sicilien hinstreifen; diese Insel, zur Zeit des Dionysius so stark bevölkert, ist nun eine Wüste: verdammen Sie meinen Atheismus, wenn Sie es vermögen."

"Ich war untergegangen im Atheismus, aber der Heiland der Menschen wachte über mir. Da ich durch die Katastrophe von 1815 Alles verloren hatte, vom päpstlichen Fanatismus verfolgt war, wurde ich zu meinem Glück auf diesen Fels (Malta) geworfen, wo ich, wie einen glänzenden Stern am dunkeln Himmelsgewölbe, eine Religion fand, gegen welche Sie heftig gepredigt, welche Sie noch während der eben verfloßenen Fastenzeit geschmäht haben, ich fand den Protestantismus, das heißt, ich fand die Religion des Evangeliums. Dieser Glaube hat mir vollen Ersatz für alle meine Verluste gegeben. Er hat mich vom eifrigen Atheismus befreit. Er hat mir wieder den Weg der Errettung eröffnet, von welchem der Glaube Roms mich vertrieben hatte. Ich habe das Wort Gottes besser schätzen und auf die unverdiente Liebe und das Verdienst des Blutes Jesu Christi mich verlassen gelernt. Dieser Glaube hat mich den wahren Gottesdienst, die Anbetung von Herzen gelehrt, hat mich gelehrt, mich nicht auf eigene Gerechtigkeit zu verlassen oder auf das Verdienst guter Werke, obgleich diese bei einem lebendigen Glauben an Christum unerläßlich sind u. s. w."

"Sie, ehrwürdiger Herr, haben, als Sie von dieser Insel Abschied nahmen, Gott für die Bevölkerung auf derselben angefleht, und obgleich Sie bei Ausheilung Ihres Segens vergessen haben — wie es doch von Petrus und Paulus vorgeschrieben ist — die großmüthige Regierung mit einzuschließen, welche Ihnen erlaubt hat, Ihre Galle zu ergießen, obgleich Sie, bei Schilderung Ihrer Furcht, daß nach Ihrer Abreise reißende Wölfe ein geistiges Blutbad unter dieser Bevölkerung anrichten möchten, geschickt auf die gottseligen Missionare anspielten, die hier wie in allen Erdtheilen sich die Ausbreitung des Evangeliums angelegen seyn lassen, kann ich doch Ihr Beispiel, das den Vorschriften des Evangeliums gänzlich zuwider ist, nicht nachahmen, sondern vereine mein Flehen zu Gott mit dem anderer gottseliger Evangelisier, daß er in Ihnen die Veränderung hervorbringen möge, welche er an mir auf diesem Felsen gewirkt hat. Der Himmel gebe, daß dies mein Gebet für Sie erhört werde. — Ich kann nicht errathen, was in Ihrem Herzen bei Lesung dieses Briefes vorgehen wird. Vielleicht geben sie demjenigen eine schlechte Deutung, was in der besten Absicht geschrieben wurde. Vielleicht empfangen sie eine Belohnung von Schwärmungen und Verläumdungen. Aber, welches auch das Ergebnis seyn mag, überzeugt von der Güte meiner Beweggründe, fürchte ich nichts, sondern rufe: Laß sie fluchen, segne du Herr!"

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 19. August.

N^o 67.

Über das Verhalten der Kirche gegen Irrelehrer.

Die Nachrichten aus Magdeburg in Nr. 54. 55. dieser Blätter ergeben den ferneren Verlauf der Angelegenheit des Predigers Sintenisch, welcher in einem Zeitungsblatte ausgesprochen hat, daß der Sohn Gottes nicht anzubeten sey. Er hat bisher den Kampfplatz behauptet. Die Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, denen er so dreist widerspricht, weit entfernt den Streit zu entscheiden, sind vielmehr selbst im Laufe desselben in den Ruf gekommen, als seyen sie „verrostetes Eisen aus der Rüstkammer einer abgestorbenen Orthodoxie,“ die gegen die blanken Waffen der Aufklärung nicht Stich halten, und die Maßregeln des Consistoriums haben sogar solche, die früher Anstoß an Sintenisch Betragen genommen, zu seinen Vertheidigern gemacht, ja selbst den Magistrat, nach eingeholtem Rath des Superintendenten und mehrerer anderer Geistlichen der Stadt, bewogen, entschieden für Sintenisch und für das vermeintlich in ihm bedrohte Palladium der Glaubensfreiheit aufzutreten. Die sonst leeren Stühle seiner Kirche haben sich, wenigstens für einige Wochen, gefüllt, das Kirchen-Collegium hat sich für ihn verwendet, kurz Sintenisch segelt mit günstigem Winde der öffentlichen Meinung, und steht in den Augen der Menge dem Consistorio und der Evangelischen Kirche, welche es vertritt, nicht als Schulbiger, sondern mit ansehnlichen Allirten als rüstiger Gegner, wo nicht als Sieger, gegenüber.

Dies ist der Erfolg des Angriffs gegen eine der unzweifelhaftesten Grundlehren unserer Kirche von Seiten eines ihrer Diener in einem Zeitungsblatte, eines Mannes, den weder Ansehen vor der Welt, noch Gelehrsamkeit noch Geist auszeichnet, und der unserem allerheiligsten Glauben nichts weiter als den vulgärsten Rationalismus entgegenstellt, einen Rationalismus, den Viele unserer Gebildeten und Gelehrten — zu früh wie es scheint — schon für überwunden und todt erklärt haben.

Daß die falsche Friedensliebe unserer Prediger und der Christen überhaupt, das Einschlafen der Wächter auf den Mauern Zion's, an diesem traurigen Erfolge hauptsächlich Antheil hat, ist von dem Verfasser jener Nachrichten schon angedeutet worden. Dieser tiefe Schaden der Kirche durfte nicht erst durch Zeitungsblätter und Consistorial-Rescripte der unwissenden Menge plötzlich und ohne Vorbereitung vor Augen gestellt werden. Die Christen haben des Apostels Mahnungen: „Einen kegerischen Menschen meide!“ und: „Zieheth nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen!“ Gehet aus von ihnen und sondert euch ab, und rühret kein Unreines an!“ Die Prediger sollen ihre Stimme erheben wie eine Posaune, und diese soll einen so deutlichen Ton (1 Cor. 14, 8.) von sich geben, daß Jedermann weiß, daß sie

in den Streit ruft. Kommen sie dieser Pflicht nach, so leuchtet der Gegensatz derer, die Christo angehören, und sein Wort, als das Schwert des Geistes, führen, und derer, die ihn nicht als ihren König und ihren Gott erkennen, der Kirche wie der Welt klar in die Augen. Hat denn Sintenisch erst jetzt dem, den Thomas „mein Herr und mein Gott“ nannte, die Anbetung ver sagt? Oder wie unterscheidet sich des Prediger Klusemann „freundliche Gabe“ von dem Sintenisch'schen Zeitungsartikel, wenn jener seinen Confirmanden den Unglauben an den Sündenfall, an Jesu verdienstliches Leiden und Sterben und stellvertretende Genugthuung, an seine Fürbitte und seinen Opfertod, und die Geringschätzung der „von jüdischen Vorurtheilen gefärbten“ Aussprüche der Apostel mit auf den Weg gibt? Für die Polizei mag der Grad des Aufsehens und der Öffentlichkeit ein richtiger Maßstab der Wichtigkeit eines Skandals seyn; die Kirche aber sollte es nicht minder schmerzen, wenn auf der Kanzel und vor dem Altar, als wenn in Zeitungen und Wirthshäusern der Name des Herrn geschmäht wird.

Die kirchlichen Behörden selbst bedürfen dringend eines solchen Stützpunkts in dem öffentlichen und entschiedenen Bekenntniß der Gläubigen, um den Glauben in der Kirche aufrecht zu halten. Ohne einen solchen tragen ihre besten Maßregeln ein Gepräge von Außerlichkeit und Geistlosigkeit an sich, welches mit dem Grundcharakter der Evangelischen Kirche in so entschiedenem Widerspruch tritt, daß Gläubige und Ungläubige sich dadurch verletzt, wo nicht empört fühlen. Christus hat zwar nicht gesagt: „Mein Reich ist nicht in dieser Welt,“ wie diejenigen wünschen, welche der Kirche ihren Platz in den Wolken anweisen möchten, — wohl aber: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Die Kirche ist das Reich des Geistes; Er waltet in ihr und keine bloß äußerliche Autorität kann ihn ersetzen. Wie soll sich aber seine Macht anders bethätigen, als dadurch, daß die, welche von Herzen glauben, auch mit dem Munde bekennen, daß sie durch Glauben und Bekenntniß stark werden, erst inwendig, dann nach Außen? Ein Geist und Ein Leib — das ist die Lösung der Kirche. Diese Einigkeit im Geist führt die Unentschiedenen zur Entschiedenheit und macht die Schwachen stark.

Für den aufmerksamen Beobachter der Geschichte der Kirche von Pommern in den letzten zwanzig Jahren ist vielleicht nichts merkwürdiger als der kräftigende Einfluß, den die Entschiedenheit des Bekenntnisses der Gläubigen auf die kirchlichen Behörden ausgeübt hat. Dieses Bekenntniß hat den Ernst, die Schwermüdigkeit des Kirchenregiments zur Evidenz gebracht, zum Denken und Forschen über die Kirche und ihre Lehre genöthigt; und gelehrt, geistliche Dinge geistlich zu richten. Ja, selbst die Verirrungen

gen und Excesse der Gläubigen — die bei der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur von jeder Erweckung, besonders in unseren Tagen unzertrennlich sind, und noch viel mehr hervortreten würden, wenn der Geist reichlicher ausgegossen würde — selbst diese Verirrungen und Excesse haben dort den heilsamsten Einfluß auf die Behörden ausgeübt. Sie sind dadurch genöthigt worden, sich mit den Waffen der Kirche, die das Wort der Wahrheit darbietet, zu versehen, und tüchtige Prediger des Wortes Gottes, welche diese Waffen zu führen verstehen, hochzuhalten, zu suchen und anzustellen. Denn wo es Ernst wird mit den Bewegungen des Geistes, wo das Evangelium anfängt zu „rumoren,“ da muß es Jedem, der seine Augen nicht absichtlich verschließt, einleuchten, daß eine bloß polizeiliche Beschwichtigung der, oft sehr trübten, Gährungen der Geister unzulänglich ist, und die Kirche nur bestehen kann durch das Wort, auf welches sie gegründet ist. Wenn es in die Schlacht und nicht bloß auf den Exercirplatz geht, so weiß Jeder, daß nun mit wirklichen Kugeln geschossen werden muß. Auf diese Weise sind nun die frommen und erleuchteten Männer in den Pommerschen Kirchenbehörden in den Stand gesetzt worden, diesen die wahrhaft geistliche Haltung zu geben, welche der Kirche dort zu so großem Segen gereicht, und insbesondere auch auf die Gläubigen leitend, reinigend und einigend zurückwirkt. Wie sehr sticht dieses christliche Kirchenregiment ab gegen das ungeistliche, äußerliche polizeiliche Verhalten der Kirchenbehörden anderer Länder, wo die Christen ihre kirchlichen Unterthanenpflichten nicht so treu wie in Pommern durch entschiedenes Bekenntniß erfüllt haben. Wären z. B. diejenigen Geistlichen, welche sich weigern auf den Grund von Scheidungen, die die Kirchenlehre nicht anerkennt, anderweitige Trauungen zu vollziehen, auch offenbare Schwärmer, so hätten sie dennoch ein Recht, aus der Lehre der Kirche und dem Worte Gottes widerlegt zu werden, und es wäre nicht minder ungeistlich und unevangelisch, wenn ihnen ihre vorgesetzte Behörde nur das Landrecht entgegenstellte. „*Quamvis Petrus — hoc non obstante*“ — das ist nicht der Styl der Kirche, die Gottes Wort über alle Menschenurtheile stellt.

Dies führt uns zu der Frage, zu welcher auch die Magdeburger Sache Veranlassung gibt, nämlich, wie sich kirchliche Behörden gegen Irrelehrer in ihrem Schoße zu verhalten haben. Die Ev. K. Z. steht grade nicht in dem Rufe eines wolkenhümlichen Spiritualismus, einer nebelhaften Scheu vor fester Gestaltung der Kirche. Sie hat immer gepredigt, daß der Geist Leib werden muß, wenn er nicht Gespenst seyn will, daß die Kirche ein festes prophetisches Wort hat, daß dieses Wort Befenner haben, daß das Bekenntniß Kirchensymbol werden muß, und daß die Kirche ohne das Princip der Autorität, ohne Regiment, ohne Bann nicht bestehen kann. Das vielstimmige Geschrei der Zeitgenossen, welche uns Obscurantismus, Papismus, fleischliches Anrufen weltlicher Gewalt, ja, unlautere Nebenabsichten vorwarfen, die Abmahnungen von Freund und Feind, haben uns nicht abgehalten, das unerhörte Paradoxon zu behaupten: „Es ist nicht recht, daß die Feinde der Grundlehren der Kirche ihre Kanzeln und Lehrstühle inne haben.“ Desto

mehr dürfen wir auf geneigtes Gehör hoffen, wenn wir jetzt unsererseits die geistliche Natur des Kirchenregiments hervorheben.

Ein Prediger steht auf und lehrt, daß Christus nicht anzubeten sey. Was soll auf diese Nachricht der erste Gedanke derer seyn, welche die Kirche zu regieren haben? Sollen sie denken: „Welch' ein Aufsehn, welche Unruhe wird entstehen, wenn nun die Pietisten dagegen auftreten, wenn die Sache höheren Orts bekannt wird?“ Dies wären Gedanken, die eines Polizei-Direktors würdiger wären als eines Bischofs. Oder: „Wie stimmt dies mit der königlichen Agenda, oder mit den Symbolen?“ Diese Frage geht schon tiefer auf die Sache ein, sie berührt den Gegensatz, in den der Irrelehrer sich mit seinen nächsten Amtspflichten, mit dem öffentlichen Bekenntniß der Kirche, der er dient, gestellt hat; sie bezeichnet den kirchenrechtlichen Gesichtspunkt, aus welchem die Irrelire, von außen betrachtet, zu beurtheilen ist. Aber selbst diesen Rechts-Gesichtspunkt erschöpft sie nicht, denn auch kirchenrechtlich betrachtet, ist die Agenda zur Beurtheilung der Lehre nicht bestimmt, und das Symbol nicht die höchste, die eigentliche Norm für Glaubensfreitigkeiten. Auf das Wort Gottes also muß die Kirchenbehörde zurückgehen, als auf das eigentliche Fundament, als auf den höchsten Richter in Glaubenssachen der Evangelischen Kirche. Aber auch das Wort Gottes muß zunächst nicht wie ein den Irrelehrer verurtheilendes Gesetzbuch aufgeschlagen werden. Der Bischof ist nicht bloß Richter, er ist vor Allem Hirt seiner Herde. Er soll, nach des Erghirten Vorbilde, das Verlorene suchen, das Verirrte zurückbringen. Und welche andere Stimme hat die Kraft, des Irrenden Ohr zu treffen, sein Herz zu rühren, seinen Geist zu erleuchten, als die des guten Hirten, der sein Leben läßt für die Schafe? Also nicht auf Beschwichtigung entstehender Unruhen, oder Beseitigung eines Skandals, nicht auf Gericht und Bann, sondern auf freundliche, auf die Sache selbst eingehende Belehrung aus dem Worte Gottes hat die Thätigkeit der Kirchenbehörde sich zunächst zu richten. Ist die Irrelire schon öffentlich ausgesprochen worden, so wird auch dieser Belehrung, oder doch ihren Resultaten ein gewisser Grad von Öffentlichkeit zu geben seyn. Welch' ein herrliches Feld wahrhaft geistlicher Thätigkeit öffnet sich hier für ein mit den Waffen des Wortes, mit Glauben und Geist ausgerüstetes Kirchenregiment! Hier gilt es, das Wort Gottes, die Lehre der Kirche in ihrem ganzen erhabenen Zusammenhange, in ihrer durch unzählige im Laufe der Jahrhunderte errungene Triumphe geschmückten Sieghaftigkeit in's hellste Licht zu stellen, den ärmlichen Zweifeln, den vereinzelt schwächlichen Einsfällen des Irrelehrers gegenüber, oder auch im Gegensatz alles des Flitterstaats, mit dem falsche Wissenschaft und Kunst und irdische Größe den Irrthum ausstaffirt haben. Hier gilt es aber auch nicht minder, die ganze Mutterliebe der Kirche zu entfalten, die für ihre irrenden Kinder nicht bloß eine Ruthe, sondern auch Thränen eines mit ihnen fühlenden Herzens, und mütterliche Weisheit hat, die in sie einguehen, den inneren Grund ihrer Fehltritte zu fassen, und sie auf den rechten Weg zurückzuleiten ver-
sieht. Wäre durch Belehrung aus dem Worte Gottes allein

K i r c h e n r e c h t.

(Schluß.)

nichts auszurichten, so hätten die kirchlichen Vorgesetzten — immer eingedenk, daß sie nicht nach der Weise derer, die man „gnädige Herren“ nennt, zu herrschen berufen, sondern daß sie Brüder des Irrenden sind — den milden und doch so kräftigen Einfluß der kirchlichen Autorität mit dem des Wortes zu verbinden, die Symbole, die alten Kirchenlehrer, lebende — vielleicht dem Irrelehrer nahe stehende und befreundete — Zeugen der Wahrheit zu seinem Herzen und Geiste reden zu lassen. Fruchtlos könnten solche Glaubens- und Liebeswerke wahrer Hirten niemals seyn. Denn gesetzt auch, der Irrelehrer selbst verstockte sich und würde nicht gewonnen, gesetzt auch, Viele schloßen sich ihm an und folgten seinen Fußtapfen nach, so würden doch andererseits viele andere Irrende überzeugt und Schwankende fest gemacht, Gläubige erbaut, die Kirche im Ganzen zum erneuerten gegestneten, erhebenden und demüthigenden Bewußtseyn ihrer Gnadenschätze und ihrer Geisteswaffen, ihrer Schwächen und Sünden, ihres Mangels an Glauben und Einigkeit, an Liebe und Muth, an Geist und Kraft, gebracht werden. Die gefallene menschliche Natur bedarf der Gegensätze, um die Wahrheit lebhaft zu erkennen. Ein solcher in der Kirche selbst auftauchender Gegensatz, der, an bekannte Personen und Verhältnisse concret und individuell anknüpfend, die Theilnahme der sonst gedankenlosen Menge weckt und spannt, bereitet daher der Kirche einen wahren Erndte-tag, wenn sie nur Arbeiter hat, sie in die Erndte zu senden. Der Prediger S i n t e n i s hat eine kostbare Gelegenheit gegeben, den jetzt gewiß aufmerksamen Magdeburgern Christum als den wahrhaftigen Gott und das ewige Leben vor die Augen zu stellen, und wäre die Kirche treu, so würde, wenn irgendwo, hier in Erfüllung gehen, daß, was Menschen übel zu machen gedenken, Gott gut macht, und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Schlimmsten Falls wissen wir, daß solche Glaubens- und Liebeswerke niemals fruchtlos sind, welchen Erfolg sie auch nach Außen haben mögen. Unser Herr lehrt uns, im Erliegen zu liegen. „Grüßet das Haus, wo ihr eingeht. Und so es dasselbige Haus werth ist, wird euer Friede auf sie kommen. Ist es aber nicht werth, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden,“ Matth. 10, 12, 13.

Aber auch, wenn die Kirche genöthigt würde, in Ermangelung jeglichen Erfolgs milderer Mittel, ihr Nichteramt an dem Irrelehrer auszuüben, müßte der geistliche Weg der Überzeugung aus dem Worte nicht verlassen werden. Die Autorität einer vereinigten kirchlichen Behörde, oder gar die der weltlichen Obrigkeit reicht nicht hin, um durch ihren bloßen Ausspruch festzustellen, was Ketzerei ist. Jener Superintendent, der berichtet haben soll: „Die Lutheraner gingen in ihrer Dreistigkeit so weit, die Rechtgläubigkeit Sr. Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten in Zweifel zu ziehen,“ und jener Regierungsrath, der dem Lutherischen Prediger, als er verhört wurde, die Frage vorlegte: „ob er denn auch Se. Majestät den König für einen Ungläubigen erkläre,“ haben die Autoritäten, auf die sie sich beriefen, nur bloßgegeben und den „Lutheranern“ das Bewußtseyn eines erfochtenen Sieges verschafft. (Schluß folgt.)

Der Grund, warum die Katholische Kirche die Erhaltung der apostolischen Succession der Bischöfe als nothwendig fordert, hängt wesentlich mit ihrem mehr traditionellen als schriftmäßigen Charakter zusammen. Wo der apostolische Canon, oder die unmittelbar apostolische Überlieferung der heiligen Schrift noch nicht genugsam hervorgetreten, oder wieder zurückgetreten ist, da ist es sehr natürlich, daß die mittelbare kirchliche Tradition für ihren apostolischen Ursprung und gleichmäßigen Fortgang eine Garantie haben muß in einer ununterbrochen geordneten Succession der an der Spitze stehenden Kleriker. Eine solche Institution verdient großes Lob im Vergleich mit jener klerikalischen Eigenmacht, womit die Priester des Nationalismus, indem sie den Zusammenhang mit den Fundamenten der Kirche zerreißen, aus ihrem Kopfe neue Menschensatzung anrichten. Aber sie ist nicht nothwendig, wo in ächt protestantischer Weise keine persönliche oder amtliche Autorität als canonisch gilt, sondern immer nur die, durch alle Jahrhunderte hindurch stets sich gleich gebliebene, unmittelbar von den Händen der Propheten und Apostel herrührende Überlieferung der heiligen Schrift. Die Schriftmäßigkeit der Kirche ist eine bewährtere Garantie ihres Consensus mit den Aposteln, als die apostolische Succession ihrer Bischöfe. Wenn die Deutsch-Protestantische Kirche nur Eine Weihe (ordo) für alle Geistliche anerkennt, so erkennt auch die Katholische Kirche die der Priester für die höchste, und fordert für den Bischof keine höhere Weihe als die des sacerdotii, sondern nur noch eine besondere Consekration. So genügt auch für Bischöfe oder General-Superintendenten der Evangelischen Kirche die allgemeine, auf die göttliche Stiftung des apostolischen Predigtamts sich gründende geistliche Ordination. Gleichwie aber ein Ordinirter zu den besonderen geistlichen Ämtern, die ihm übertragen werden, noch besonders durch einen Superintendenten in kirchlicher Weise eingeführt und confirmirt wird, ja wie dies ähnlicher Weise durch die General-Superintendenten auch mit den Superintendenten geschieht, so wäre es wohl auch würdig und angemessen, daß neu gewählte General-Superintendenten oder Bischöfe durch einen ihrer Amtsgenossen in Gegenwart mehrerer Superintendenten ihres Sprengels feierlich introducirt und instituirt würden. Dies wäre schon bestehenden Einrichtungen ganz analog und daher keine Neuerung. In dieser Weise ist nach Nicolovius, die bischöfliche in Preußens Evangelischer Kirche Königsberg 1834. S. 282 ff., die „Investitura“ des Bischofs von Samland durch den Bischof von Pomesanien geschehen. Ein Mehreres wird es zur kirchlichen Sanctionirung und Confirmation der bischöflichen Würde, zu deren Begründung allerdings eine bloße Kabinetts-Ordnung oder eine bloße Titelverleihung ohne entsprechendes officium nicht hinreichend erscheint, für die Evangelische Kirche nicht bedürfen. Das aber wird zur Gestaltung würdigerer kirchlicher Verhältnisse für Preußen wesentlich nothwendig seyn, daß die geistlichen Oberen, seien es nun Bischöfe oder Consistorien, oder beide zugleich, reeller und wirk-

sa me als bisher in die eigentliche Kirchenverwaltung eingreifen, die jetzt größtentheils noch in die polizeilichen Hände der königlichen Regierungen gelegt ist, welche zwar auch das Prädikat „geistlicher Oberen“ prätendiren, aber beinahe wie *lucus a non lucendo*, da das geistliche Element in ihnen auf das Minimum eines geistlichen Rathes hinabgedrückt ist.

Es ist erfreulich, daß Herr Dr. Stahl die so sehr in den Hintergrund getretene Grundlehre des älteren protestantischen Kirchenrechts von den drei Ständen der Kirche (*ministerium ecclesiasticum, magistratus politicus und status oeconomicus*), welche als die *tres ordines hierarchici* von den älteren Dogmatikern abgehandelt werden, wieder hervorhebt. Er bemerkt mit Recht S. 151.: „Die ganze ältere Verfassungs-Ansicht, von Melancthon bis auf die Carpzove, ruht durch und durch nicht auf der Analogie des katholischen Bischofs, sondern auf der rein protestantischen Lehre von den drei Ständen,“ und S. 115.: „Jedenfalls beruht die ächte Kirchenverfassung nach protestantischem Principe darauf, daß dem Lehrstande, dem Volke (den Hausvätern) und dem Fürsten je dem sein eigenthümlicher und selbstständiger Antheil an der Kirchengewalt zukomme und nur durch ihr Zusammenwirken die Kirche regiert werde.“ Es wäre hienach wohl besser gewesen, wenn der Verf., statt mit der Darstellung der unhaltbaren Doctrinen des Episkopal-, Territorial- und Collegialsystems sein Werk zu beginnen, lieber eine Ausführung jener älteren Lehre vorangestellt hätte, welche nicht bloß mit der Geschichte, sondern auch mit den Principien der Reformation im innigsten Zusammenhange steht. Denn sie wurzelt, insofern sie der selbstgerechten Ausschließlichkeit und Werkheiligkeit des Klerus entgegentritt, in der Lehre von der Rechtfertigung. Sie ist daher auch schon in Luther's Schriften enthalten (vgl. unter andern sein Glaubensbekenntniß Walch Th. 20. S. 1378.), und in den symbolischen Büchern ist das Bestreben unerkennbar, den als weltlich verachteten Ständen der Obrigkeit und der Familie ihre christliche Würde zu vindiciren, vgl. Augsb. Conf. Art. 16 und 20., und Art. 5 und 6. der Mißbräuche, auch Apologie S. 210. 217. und Schmalkalb. Art. S. 350 f., in welcher letzteren Stelle, übereinstimmend mit der Vorrede des Concordienbuchs, die Pflicht der Fürsten, als *praecepta membra Ecclesiae* für dieselbe zu sorgen (*consulere Ecclesiae et curare, ut errores tollantur et conscientiae sanentur*), hervorgehoben wird. Auf jene ältere Lehre nun, welche keinen der drei Stände allein die Kirche bilden oder beherrschen, sondern unter Christo und seinem Worte sie in organischer Gliederung mit einander verbunden seyn läßt, hätte dann der Verf. als einseitige und darum falsche Herausbildungen jener drei Elemente in ihrer Vereinzelung das Episkopal-, Territorial- und Collegialsystem folgen lassen sollen. Dabei hätte sich dann viel klarer herausgestellt, was das Falsche und was doch auch das Wahre in ihnen ist, und unwidersprechlich sich das

Resultat ergeben, daß, weil in der neueren Zeit, ihrem ganzen Charakter gemäß, die beiden letzteren Elemente übermächtig geworden sind, und die Kirche sowohl durch Cäsar- als durch Demopapismus (z. B. in Cassel) zu unterdrücken drohten, um so mehr eine Verstärkung des ersteren wieder nothwendig ist. Gewiß hat die Lehre von den drei Ständen in der Kirche auf eine andere Würdigung Anspruch zu machen, als die ihr S. 114. von Stahl nur so im Vorübergehen geworden ist. Es würde sich dann auch als nothwendig gezeigt haben, daß nach Lehre und Recht der Protestanten dem Landesherrn mehr als ein bloßes Majestätsrecht über die Kirche, daß ihm, sofern er ein Mitglied derselben ist, nicht bloß seiner Person, sondern auch seinem Stande nach, ein vorzüglicher Antheil an der Kirchengewalt gebührt, und zwar nicht darum nur, weil es sich durch äußere Umstände geschichtlich so gemacht hat, sondern auch, weil es sich aus inneren Gründen der Reformation so machen mußte. Immer ist deshalb die Kirchengewalt kein Ausfluß der Staatsgewalt, sondern sie hat, wie S. 91. sehr richtig bemerkt, „ihre Basis beständig an der inneren Glaubensgemeinschaft und der äußeren Bekundung derselben, dem kirchlichen Bekenntniß,“ an das sie gebunden ist; sie ist auch nicht sowohl ein *imperium* zum Besten der Inhaber, als vielmehr ein *ministerium* zum Besten der Gemeinden, obwohl nicht von diesen durch Gesellschaftsvertrag, sondern durch den Herrn selbst gestiftet und auf göttliche Vollmacht gegründet. Wie weit auch in Folge der neueren Theorien die Verweltlichung der Kirchengewalt gegangen seyn mag, so wird doch, daß der Landesherr jetzt das alleinige Subjekt derselben sey, nur insofern behauptet werden können, als unter der Kirchengewalt nur das Kirchenregiment verstanden wird, nicht aber insofern als dieselbe nach der Augsburgerischen Confession *de potest. eccles.* wesentlich die göttliche Vollmacht in sich begreift, das Wort Gottes zu predigen, Sünden zu vergeben oder zu behalten, und die Sacramente zu verwalten. Diese ist immerdar so unablässig an das *ministerium verbi divini* gebunden, daß wer zu diesem nicht *rite vocatus* ist, sie auch nicht kirchlich ausüben kann (Augsb. Conf. Art. 14 und 5.), wie groß auch sonst seine irdische Gewalt seyn möge. Staats- und Kirchengewalt ist wesentlich unterschieden; doch sollen sie darum nicht geschieden seyn.

Die von uns gemachten Bemerkungen sollen den Werth des Stahl'schen Werkes nicht herabsetzen, sondern mehr noch in's rechte Licht setzen. Wenn der Verf. auf mehrere Hervorhebung des Lehrstandes in der Evangelischen Kirche dringt, so ist er gewiß damit der theologischen Wissenschaft nicht feindlich, sondern freundlich. Unerklärlich bleibt daher die Bitterkeit, womit ihm in den Berliner Jahrbüchern begegnet worden ist. Herr Dr. Stahl verdient für seine Arbeit den aufrichtigsten Dank aller wahren Freunde der Evangelischen Kirche.

Über das Verhalten der Kirche gegen Irrlehrer.

(Schluß.)

Nach den eigenssten Grundsätzen der Evangelischen Kirche hat der Irrende das Recht, aus dem Worte Gottes überwiesen zu werden. Wie lehrreich, erhebend und erbaulich würde es seyn, kirchliche Obern, — unter dem Beirath gelehrter und frommer Männer, oder ganzer theologischer Fakultäten —, in ihrer ehrwürdigen Eigenschaft als Richter in der Kirche, durchdrungen von der geistlichen Würde ihres Berufs, durch einen auf das ewige Wort Gottes felsenfest gegründeten und daraus licht- und geistvoll entwickelten Ausspruch, die reichhaltige und praktische Grundlehre, daß Christus anzubeten sey, die Lehre aller Lehren, gegen den Prediger Sintenis und alle seine Anhänger feststellen und darauf ihren Richterspruch in dieser hochwichtigen Streitsache gründen zu sehen!

Ein solches, dem auf evangelische Freiheit gegründeten Wesen unserer Kirche gemäßes und mit dem gebührenden Grade von Öffentlichkeit vollzogenes Verfahren würde dem leidenschaftlichen und gedankenlosen Geschwätz oder Zeitungsgeschreie, in welches solche Fragen jetzt hineingezogen zu werden pflegen, Schranken setzen, und allen Empfänglichen zum ernsten Prüfen und Forschen — vielen zu ihrem ewigen Heil — Stoff und Anleitung gewähren, selbst den Widrigen imponiren, und sie auf den Tag, da ihre Heimsuchung kommen wird, heilsam erschüttern, jedenfalls aber die Kirche und ihr Regiment in ihrer geistlichen Würde erscheinen lassen, angethan mit dem Harnisch Gottes, den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, in ihren Händen.

So war es ein erhebender Anblick, der viele Christen erbaut und gekräftigt hat, als im vorigen Jahre die Kirche des Herzogthums Sachsen-Altenburg die dort entstandenen Irrungen dem Ausspruch von vier theologischen Fakultäten unterwarf, und die zu Berlin nicht bloß durch das Gewicht ihrer Autorität und den Namen ihrer Mitglieder, sondern durch Gründe aus dem Worte Gottes dem Rationalismus entgegen trat und ihn im ehelichen Kampfe, geführt wie es sich für evangelische Christen ziemt, besiegte.

Erst nach Erschöpfung aller dieser und ähnlicher Mittel dürfen die äußersten Maßregeln der Kirche: Suspension, Absetzung, Excommunication — eintreten.

Dahin würde es aber in dem jetzigen Zustande unserer Kirche wohl nicht kommen. Denn, so wie sich ergeben hat, daß die Heiligen Geist-Gemeinde in Magdeburg, ihr Kirchenvorstand, der dortige Superintendent nebst einigen anderen „anerkannt tüchtigen“ Gliedern des dortigen Ministerii, endlich der dortige Magistrat sich für Sintenis, als den Verfechter der Glaubensfreiheit erklärt haben, so würde er solche Freunde allem Anschein

nach auch in der übrigen Evangelischen Kirche, in den theologischen Fakultäten derselben, ja in den Kirchenbehörden selbst finden. Will man sich hievon überzeugen, so vergleiche man von den nur gedachten Fakultäts-Gutachten in der Altenburgischen Sache das Heidelbergsche mit dem Berlinschen. Der Streit würde sich also in weitere Kreise verbreiten und in höhere Sphären erheben, denn es ist klar, daß ein Consistorium erst den Rationalismus in seinem eigenen Schoße besiegen oder wenigstens bekämpfen muß, ehe es denselben in den ihm untergeordneten Geistlichen angreifen kann. In diesen weiteren Kreisen und höheren Sphären aber würde dadurch dem falschen Frieden ein Ende gemacht werden, welcher der Vorläufer des Todes oder der Tod selbst ist. Dasjenige Schwert würde in sie eindringen, welches Christus selbst zu bringen gekommen ist, das scharfe Schwert der göttlichen Wahrheit, gezogen gegen Wahn und Irrthum der Menschen, der Kampf der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, gegen die Ungerechtigkeit, die da ist, wie ein besetztes Kleid. Und dies ist ein neuer Segen, der von einer wahrhaft geistlichen Behandlung der Irrlehrer im Schoße der Kirche zu erwarten ist. Zu bloßer Beschwichtigung eines Lärms können sich Christen, Rationalisten, Pantheisten und Atheisten verbinden; — so lange man nur beschwichtigen will, ist es auch gleichviel, ob ein Irrlehrer oder ein Zeuge der Wahrheit der unbequeme Unruhstifter ist; selbst die Apostel und die Reformatoren hat man auf solche Weise zum Schweigen zu bringen versucht, ihnen kann sich, sofern so verfahren wird, auch ein Sintenis gleichstellen. Aber die geistlichen Waffen der Kirche stehen nur denen zu Gebote, die an ihre Lehre glauben; nur diese können das „Rumoren“ des Evangelii von dem Irrsal der Ketzerei unterscheiden.

Hieraus folgt nun freilich, daß wie die Sachen bei uns stehen, ein Prediger, welcher Christo die Anbetung versagt, deshalb schwerlich abgesetzt werden würde. Allein dies halten wir auch, diese Zustände einmal vorausgesetzt, nicht für ein Übel, sondern für Recht und dem Wesen der Kirche gemäß. Wenn die Geistlichkeit, die Theologen, die Kirchenbehörden selbst noch zwischen Glauben und Unglauben, zwischen der Anbetung Christi als des Sohnes Gottes und seiner Herabsetzung zum bloßen Lehrer und Vorbilde getheilt sind und schwanken, ohne daß sich für Ja oder Nein eine Entscheidung herausstellt, wenn „Ja und Nein“ ihre Theologie ist, so fehlt es ihnen an der inneren Competenz zu einem solchen Richterspruche; sie gleichen dann, dem Irrelehrer gegenüber, dem Bauhern, der die Mittel nicht hat, den Thurm zu bauen, dem Könige, der aus Mangel an Streitkräften nicht in den Krieg ziehen kann, sondern Botschaft schicken und um Frieden bitten muß (Luc. 14.). Denn die göttliche Wahrheit, die der Glaube ergreift, das ist der Schatz der Kirche, die Gläubigen, gerüstet mit den Waffen aus der Höhe, das sind

ihre Streitkräfte. Es kommt dann zuvörderst darauf an, die verwüstete und verfallene Kirche durch Wort und Geist mit lebendigen Steinen wieder aufzubauen. Erst wenn sie auf diese Weise zu innerer Selbstständigkeit und Einigkeit erstarkt ist, kann sie jenes erhabene Richteramt ausüben.

Es ist auch nicht wünschenswerth, daß wenn zufällige, dem Wesen der Kirche selbst fremde Umstände zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte ein solches Absetzungsurtheil und dessen Vollstreckung, ungeachtet der Zerrissenheit und des Schwankens der Behörde zwischen Glauben und Unglauben, dennoch etwa ausführbar machten, diese Gelegenheit zur Absetzung eines Irrelehrers benützt werde. Was würde der Kirche dadurch geholfen, wenn vielleicht gleichzeitig ein anderer schlimmerer oder gleich schlimmer Irrelehrer aus dem entgegengesetzten Princip von ihrer Behörde aufrecht gehalten oder befördert würde? Die Kirche, deren Macht Geist und Wahrheit ist, würde durch solch haltungsloses, die Gegner erbitterndes, die Schwachen irre führendes, sie selbst prostituirendes Verfahren mehr verlieren, als dadurch daß sie sich eines ihrer untreuen Diener entledigt hätte, gewinnen.

Aus dem Obigen erhellt, wie aus der geistlichen Natur der Kirche wahre Milde und Toleranz auch gegen Irrelehrer folgt, ohne daß man darum die Leibhaftigkeit der Kirche, ihr äußeres Bestehen auf den Grund fester Dogmen und Symbole, ihr Regiment und ihren Damm aufzugeben braucht.

Auf diese Wahrheiten ist schon vor zehn Jahren in den Halle'schen Streitigkeiten hingewiesen worden. Das Getöse der Leidenschaft machte aber, daß man damals nicht darauf hörte.

Es bleibt darum doch dabei:

Es ist nicht recht, daß die Feinde der Grundlehren der Kirche ihre Kanzeln und Lehrstühle — sey es nun in Halle oder in Magdeburg — inne haben.

Bergegenwärtigen wir uns schließlich noch, wie das bloß polizeiliche Verfahren gegen Irrelehrer im Schoße der Kirche, im Gegensatz des oben angedeuteten kirchlichen, wirken muß.

Die Natur der Irreligie bringt es mit sich, daß sie kein gutes Gewissen hat; sie ist ein Werk der Finsterniß und scheut daher das Licht. Es ist grade in unseren Tagen nichts gewöhnlicher, als daß Ungläubige es nicht gern sehen und übel nehmen, wenn ihr Unglaube zur Sprache gebracht, oder sie denselben zu bekennen genöthigt werden. Viele — so erzählen die Nachrichten — die selbst an den „gangbaren verworrenen Begriffen von Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit“ laborirten, fanden dennoch des Prediger Sintenis Auftreten „taktlos, unbesonnen und anstößig.“ Aber dieser Nachtheil verwandelte sich in einen Vortheil für ihn, als die Gläubigen nicht einstimmig, laut und öffentlich genug wider ihn zeugten, und das Consistorium mit Prohibitionsmaßregeln einschritt. Da mußte sich Sintenis und die Menge derer, die auf gleicher Stufe stehen, berufen werden, daß sie eine Überzeugung hatten, die noch nicht widerlegt war. Der Geschichtschreiber Menzel sagt treffend, es sey darum sehr bedenklich für Obrigkeiten, in Religionsachen zu befehlen, weil selbst treue Unterthanen geneigt seyen, dieses Gebiet mit innerer Genugthuung als ein solches zu begrüßen, wo sie mit gutem Gewissen den Gehorsam versagen können. Die Symbole, die

Kirche, ja das Wort Gottes selbst ist für Viele in unseren Tagen eine gar schwache Autorität, — welcher Eindruck ist daher wohl von dem Einschreiten einer Kirchenbehörde in Glaubenssachen zu erwarten, wenn sie auftritt, ohne daß die Macht des Geistes und des Wortes als Seele ihrer Handlungen sichtbar wird? Ohne diese höchste Autorität wird selbst die Berufung auf die Lehre der Kirche und ihrer Symbole nur dazu dienen auch diese als kraftlos und obsolet in Mißkredit zu bringen. Sintenis und seine Unglaubensgenossen verbanden sich in ihren Überzeugungen und steigerten sich zu der Meinung, die Sache der Glaubensfreiheit zu führen. Sie konnten das Grundprincip der Evangelischen Kirche für sich anziehen, nach welchem weder irgend einer kirchlichen Behörde, noch den Symbolen, noch der Kirche selbst die höchste Entscheidung in Glaubenssachen zukommt, sondern allein dem Worte Gottes. Wie sich auf diese Art ein sehr ordinärer Nationalismus der Kirche gegenüber bis jetzt behauptet, ergeben die Nachrichten leider zur Genüge.

Erklärung einer Anzahl protestantisch-evangelischer Geistlichen in der vereinigten Kirche der Rhein-baierischen Pfalz gegen den Prof. Dr. Paulus in Heidelberg. *)

Dr. Paulus in Heidelberg hat in seiner leztthin erschienenen Schrift: „Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an mein funfzigjähriges Jubiläum,“ über unsere vereinigte Kirche der Pfalz auf eine Weise sich vernehmen lassen, welche das Urtheil desjenigen leicht irre führen kann, der nicht genauer mit dem Stande dieser Kirche bekannt ist. Derselbe erwähnt nämlich am Schlusse der genannten Schrift unter Anderem auch einer Beglückwünschungs-Adresse, welche ihm von zwölf Diöcesan-Synoden in der Baierschen Pfalz (es sind deren im Ganzen vierzehn) zur Feier seines Amtsjubiläums übersendet worden sey, und glaubt sich zu der Meinung berechtigt: „daß dieselbe nicht bloß seine Person betreffe, sondern die Gesinnung eines ganzen nachbarlichen Kreises, des ausspreche.“ Bei dieser Gelegenheit stellt er ferner die Behauptung auf, daß diese Kirche unabhängig von dogmatischen Lehr- und Glaubenssätzen der Protestantischen Gesamtkirche, lediglich auf dem formellen Princip des Protestirens wider allen Glaubenszwang beruhe. Nach seiner Darstellung muß man sich zu glauben versucht fühlen, diese Kirche habe sich von dem Bekenntnisse der gesammten Evangelischen Kirche gänzlich losgesagt, und sey von dem festen Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, ab- und hinübergeleitet auf den lockeren Boden des Denk- und Unglaubens, um der Zeittheologie des Dr. Paulus zu huldigen.

Doch dem ist — dem Herrn sey Dank — nicht also. Wir brauchen hier nicht weitläufig zu erörtern, daß die besagte Adresse

*) Die Einsender dieser Erklärung, unter ihnen vier Dekane und Dekanatsverweser, haben sich dem Herausgeber genannt.

Anmerk. der Red.

keineswegs als der Ausdruck der Gesinnung einer ganzen Landeskirche gelten könne. Es ergibt sich dies außer vielen anderen bereits öffentlich gewürdigten Gründen schon daraus, daß nicht die Synoden, sondern nur einzelne Glieder derselben nach abgehaltener Synode sie unterzeichnet haben. Einen wesentlichen Bestandtheil der Kirche bilden die kirchlichen Behörden und die Gemeinden. Welche Mißbilligung jene Adresse bei den ersteren gefunden habe, geht aus der desfalls eingeleiteten Untersuchung hervor. Daß auch die letzteren sich, nach genauerer Einsicht, gegen die von Dr. Paulus aus der Adresse gezogenen Folgerungen alles Ernstes verwahrt haben würden, wäre das Ganze nicht mehr oder minder unbeachtet an ihnen vorübergegangen, darf, ohne der Wahrheit irgendwie zu nahe zu treten, mit Bestimmtheit behauptet werden. Noch zählt unsere Kirche manchen treuen Bekenner des Evangeliums, und es fehlt auch in unseren Landen nicht an erfreulichen Zeichen, welche bezeugen, daß weder der rechte Glaubensgrund, noch die gesetzmäßige Unterlage der Kirche verlassen sey. Eben so steht entschieden die Thatsache fest, daß keineswegs Alle, welche jene Adresse unterzeichneten, durch ihre Unterschrift ein Bekenntniß zu den Glaubensansichten und Lehrmeinungen des Dr. Paulus aussprechen wollten. Hienach ist die Haltbarkeit seiner oben angeführten Behauptung leicht zu ermesen.

Wir fühlen uns indeß gedrungen, zur Ehre des Herrn und unserer Kirche noch die öffentliche Erklärung hinzuzufügen, daß wir nicht zu der Zahl derer gehören, noch gehören wollen, welche dem Dr. Paulus und seinen theologischen Grundsätzen huldigen. Wir bekennen uns zu dem Inhalte des christlichen Glaubens, wie das unverkümmerte und ungetheilte Schriftwort ihn uns lehrt, und wie unsere Protestantisch-Evangelische Kirche ihn in demselben findet. Wir halten mit dem heiligen Apostel Paulus dafür (Röm. 3, 28.), „daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben,“ und dieser Glaube ist uns mit ihm und Allen, die den Herrn Jesum lieb haben, unverrückt, der Glaube an den Gefreuzigten und Auferstandenen, der da ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, und an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden (Eph. 1, 7.). In diesem Glauben wurzelt das neue Leben aus Gott, welches sich in Früchten des Geistes offenbaret, wie sie Gal. 5, 22. geschrieben stehen. — Und wie wir wissen, welch' reichen Schatz der Lehre und des Trostes wir in den Bekenntnisschriften der Protestantischen Kirche besitzen, so sind wir auch fest entschlossen, mit des Herrn Hülfe treu und unerschütterlich an dem Glaubensbekenntnisse der gesammten Protestantischen Kirche zu halten, wie solches in unserer vereinigten Kirche der Pfalz anerkannt ist.

Unsern Namen beizufügen halten wir nicht für nöthig, werden jedoch gerne bereit seyn, dieselben zu nennen, falls es zur Sache dienlich seyn sollte.

Eine Anzahl protestantisch-evangelischer Geistlichen aus der Baierschen Pfalz.

Verichtigung.

In der Schrift des Herrn Dr. Rudelbach, betitelt: Die Grundveste der Lutherischen Kirchenlehre und Friedenspraxis, Streitschrift wider Dr. Sack und Dr. Baur, Leipzig 1840, findet sich S. 70. eine faktische Unrichtigkeit, die bemerklieh zu machen ich für eine Pflicht gegen mich selbst halte. Es heißt daselbst: „Nun wird sofort die Schilderhebung des Zürcherischen Volkes in den letzten Tagen (6. September 1839) als ein Gericht Gottes mir vorgehalten, das mein vermessenes Treiben zugleich aufgehoben und in's Licht gestellt habe“ (592.).

Meine Recension der Rudelbachschen Schrift: Reformation, Lutherthum u. s. w. war Ende des Junius 1839 vollendet, und wurde sofort an den Herrn Redakteur der Ev. A. Z. gesandt. Der Anfang der Recension erschien den 3. August. In der vom Verfasser bezeichneten Stelle kann ich also nicht die sogenannte Schilderhebung des Zürcherischen Volkes vom 6. September gemeint haben, sondern nur die derselben vorangegangene allgemeine Bewegung wider die Anstellung des Dr. Strauß in Zürich. Dieser Unterschied ist in meinen Augen und in Bezug auf die Art, wie ich mich dort geäußert, wichtig.

Freilich steht die angeführte Stelle erst im Blatte der Ev. A. Z. vom 14. September, weil der Abdruck der Recension durch mehrere andere Aufsätze unterbrochen ist. Allein es bedarf keiner höheren Kritik, um zu schließen, daß über ein Ereigniß vom 6. September, in Zürich, nicht in Bonn so eilig geschrieben werden konnte, daß am 14. September dieses Urtheil in Berlin gedruckt erscheinen konnte, und zwar als Bestandtheil einer theologischen Recension.

Ob es nöthig seyn möchte, auf das viele Harte, was in Dr. Rudelbach's Streitschrift gegen mich und abermals gegen die Sache, die ich vertheidigt, gesagt worden, zu antworten, wird mich die Zeit lehren, und die Antwort wird in diesem Falle, so hoffe ich, weder zu früh noch zu spät erscheinen. Mögen nur die Leser der Schrift gerecht genug seyn, auch meinen Aufsatz ruhig zu lesen und zu vergleichen: so wird schon nicht allzuviel für mich zu besorgen seyn.

Bonn, 3. August 1840.

Dr. A. H. Sack.

Die Evangelische Kirche in Kurhessen.

Eine historische Skizze.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben die Aufmerksamkeit der theilnehmenden Zeitgenossen mehr, als seit langen Jahren gewöhnlich, auf das sonst fast ganz übersehene und vergessene Hessen gelenkt, und neben den politischen Bewegungen, denen dieses Land seit dem Jahre 1830 unterlag, sind es die kirchlichen, welche die Augen der Welt auf sich gezogen, ja nicht ohne Grund einiges Aufsehen erregt haben. Zweihundert Jahre sind verflossen, seit die Hessische Kirche evangelischen Bekenntnisses zum letztenmale in einer solchen Bewegung gewesen ist, daß auch die übrigen Glieder der Evangelischen Kirche an derselben haben

Theil nehmen können und müssen, und wenn gleich das Damals dem Jetzt nur äußerlich ähnlich sieht, so fordert doch schon diese äußerliche Ähnlichkeit zu einer Vergleichung beider Zustände auf. Ohnehin veranlaßt jede Erschütterung, von der unser Daseyn betroffen wird, zurückzuschauen nach den Ursachen derselben, um so mehr, wenn ein solcher Stoß uns plötzlich aus langer ungestörter Ruhe aufschreckt: dann wird gern das bisherige friedliche Leben mit dem gegenwärtigen aufgeregten, es werden noch lieber frühere ähnliche beunruhigende Ereignisse mit denen, in welche wir uns verwickelt sehen, verglichen, und es gestaltet sich vor unseren Augen, fast unwillkürlich, die Geschichte unseres Lebens zu einem bestimmten übersichtlichen Bilde. Schon von diesem Gesichtspunkte aus scheint es ganz an der Zeit, eine übersichtliche Zusammenfassung der bedeutendsten Thatfachen der Hessischen Kirchengeschichte zu versuchen. — Mit ernsterem und tiefer eindringendem Blicke aber betrachtet der Christ die Geschichte seines Lebens, seiner Zeit, seiner Kirche; für ihn, dem sich die gesamte Weltgeschichte in den Angeln der beiden großen Fragen bewegt: was thut Gott zur Erlösung der Menschen? und wie verhalten sich die Menschen der erlösenden Thätigkeit des dreieinigen Gottes gegenüber? für ihn wiederholen sich diese Fragen dringender, unabwieslicher, einschneidender, wenn es sich um die Erlösungsgeschichte seiner Väter, seiner Stämme- und Lebensgenossen handelt. Er kann das eigene individuelle Leben nicht von dem seiner Väter trennen: die Hindernisse, welche seine Vorfahren der Wirksamkeit der göttlichen Berufung aus ihrem Eigenen entgegengesetzt, die menschlichen Eigenwilligkeiten, durch welche sie die Lauterkeit des evangelischen Zeugnisses getrübt und dessen Kraft geschwächt haben, wird er als fortwirkende Hemmnisse auch noch in seinem eigenen Leben erkennen, und sich desto inniger und demüthiger an die Alles überwindende, Alles heiligende Gnade in Christo anschließen; auf der anderen Seite aber wird er auch die besondern Gnadenwege, welche der Herr seinem Stamme, seinen Vätern und somit ihm selbst gewiesen und angebahnt, die besondern Pfänder, die ihm von den Zeiten seiner Vorfahren her sind anvertraut worden, dankbar erkennen und desto größere Sorge anwenden, um sich von diesen Pfaden nicht durch neue individuelle Willkürlichkeiten zu verirren und der anvertrauten Pfänder nicht durch neue eigene Schuld verlustig zu gehen. In diesem Sinne sehen wir in der allgemeinen Kirchen- und Weltgeschichte, mehr noch in einer Specialgeschichte, sogar in Familienüberlieferungen, einen eigentlichen Gnaden- und Bußspiegel, der uns zu einer ununterbrochenen Reichte auffordert. Je abgeschlossener nun der Kreis der Geschichte ist, um so schärfere Umrisse zeigen die Bilder, die sie darstellt, um so unabwieslicher ist die Ähnlichkeit mit unserer eigenen geistigen Physiognomie, eine Ähnlichkeit, die uns nicht selten überrassend, ja in vielen Fällen erschütternd und erschreckend entgegentritt. Dies ist eben der Fall mit dem Hessischen Volke, zumal Casselischen Theils: wenige Stämme unseres Volkes haben längere Zeit in größerer Abgeschlossenheit verharrt, als der Hessische, so daß dieselben Charakterzüge, die wir an den Hessen des fünfzehnten und sechzehnten

Jahrhunderts finden, im Wesentlichen auch an den Hessen des neunzehnten Jahrhunderts wahrgenommen werden.

Fragen wir nach der Bedeutung, welche irgend einer Individualität in der Geschichte zukommt, so hat diese Frage im Ganzen keinen anderen Sinn als den, ob sie den Zeitstoffen das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit mitzutheilen, ob sie dieselben in ihr innerstes Eigenthum, durch eine gleichsam schöpferische, personbildende Kraft, zu verwandeln vermocht habe? Wir verlangen zu wissen, ob eine solche Individualität, sey dieselbe die eines Volkes, eines Stammes oder eines einzelnen Menschen, wenn sie auch nicht dazu geschaffen war, selbst neue Stoffe des Menschen- und Völkerlebens aus sich heraus zu erzeugen und zu gebären, doch diese Stoffe sich in einer so besonderen Weise zu assimiliren vermocht habe, daß dieselben, bei einem Zweiten anders, und bei einem Dritten und Vierten noch abweichender gestaltet, bei diesem einen Individuum nur auf diese eine Weise hervortreten, mithin auch in ihrer unmittelbaren Wahrheit nur mit Singunahme des eignen Wesens dieses Individuums begriffen und erfaßt werden können. Wir begehren zu erfahren, ob dieser Individualität diejenige Vitalität und Energie inwohne, vermöge deren sie eine, wenn schon einseitige oder gar falsche, Richtung der Zeit beharrlich bis zu ihren letzten Consequenzen zu verfolgen und durchzuführen, somit die Aufgabe des Jahrhunderts in ihrer Weise zu erschöpfen vermochte, oder ob sie, den einseitigen Ausbeutungen und Consequenzen der Zeitideen gegenüber, mit hellem Bewußtseyn auf dem ursprünglichen Boden der Zeitgedanken zu verharren, den ächten edlen Kern der mannichfachen Zeithüllen festzuhalten, und dieses Bewußtseyn dergestalt geltend zu machen im Stande war, daß die Berechtigung dieses Verharrens und Festhaltens wo nicht der abweichend gesinnten in die Verfolgung der Consequenzen getheilten und zersplitterten Mitwelt, gewiß wenigstens der Nachwelt, nothwendig in die Augen leuchten mußte. Geschichtliche Individuen, welchen diese Kraft, die wir eben eine personbildende genannt, abgeht, welche kein eigenes Wappen und Siegel besitzen, mit dem sie ihren Antheil an der Mitwelt ein für allemal als den ihrigen bezeichnen könnten, dienen nur dazu, die Masse zu verstärken, zählen nur als Positen der Addition, nicht als Factoren der Multiplikation, kommen nur im Schiffskatalog, in der übrigen Ilias auch nicht ein einziges Mal vor; die Ereignisse drängen sie bald in den Hintergrund, in dem sie ein tüchtiges, anerkennungswerthes Leben als Private fortführen mögen: allgemeine Beachtung können sie nicht weiter finden. Widrig aber und geradezu unausstehlich können solche Naturen werden, wenn sie, statt die Ereignisse der Zeit mit kräftiger Rechte an sich zu reißen und mit entschiedener Sicherheit an ihren gehörigen Platz zu stellen, nur mit matten, gichtkranken Händen unaufhörlich daran herumtasten und es höchstens dahin bringen, an denselben ein wenig zu rütteln und sie aus ihrer richtigen Lage zu rücken; wenn sie, das rechte Wort scheinbar stets auf der gelähmten Zunge tragend, niemals über das unverständliche, ohrenbetäubende Lallen des Träumenden hinaus kommen. —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 26. August.

N^o 69.

Die Evangelische Kirche in Kurhessen.

Eine historische Skizze.

(Fortsetzung.)

Auf keinen Fall hat die Geschichte ohne genaueres Eingehen auf diese Fragen nach den Persönlichkeiten, ohne strenges und scharfes Eindringen in die verschiedenen Formen der Individualitäten, irgend welchen Sinn oder Zusammenhang, am wenigsten die Geschichte der Kirche. Wie hier Alles von der Person Christi abhängt, so kommt es hinsichtlich der Glieder der Kirche auch nur darauf an, ob in ihnen Er eine Gestalt gewonnen habe, und sie, als seine Glieder, stark genug sind, um in dem Lärm und Getümmel der Welt von Ihm, allein von Ihm zu zeugen. Dieses durch den heiligen Geist möglich gemachte und eingegebene Zeugniß von dem Herrn ist die einzige fortwirkende Kraft, welche in der Geschichte der Kirche besteht und anerkannt werden kann; und eben so ist das einzige Wirksame auf der gegenüberstehenden Seite das persönliche diabolische Zeugniß gegen den Herrn. Alles, was auf mittleren Stufen sich zu behaupten und zu verharrn strebt, geht entweder als ganz bedeutungslos unter, oder wird mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem einen oder dem anderen dieser beiden entgegengesetzten Zeugnisse hingedrängt. So prägen Sabellius und Arius die Philosopheme ihrer Zeit jeder in seiner Weise zu einem bestimmten Zeugnisse gegen den Herrn aus, zu einem so bestimmten, daß alle Christusfeinde früh und spät nothwendig einmal auf dem Sabellischen oder Arianischen Standpunkte anlangen müssen; — ihnen gegenüber behaupteten sich die rechtgläubigen Väter von Nicäa nicht durch ein flüchtiges und abstraktes Festhalten der farblosen Mitte, oder durch das Ergreifen einer „höheren, absoluten Einheit, in welcher die Gegensätze sich auflösen,“ sondern durch das Zeugniß von dem Deus verus de Deo vero, qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis et incarnatus est. Hätten sie nicht hievon gezeugt, gezeugt von dem, was sie erfahren hatten, sie wären nimmermehr im Stande gewesen, die Kirche zu behaupten; sie bläse Schatten, wie die Semiarianer, wären sie, unbeklagt und unberühmt, untergegangen. Als noch bleichere Gespenster gehen nicht allein unbeklagt und unberühmt, sondern unter reichlich von allen Seiten zufließendem Spott und Hohn die Rationalisten und Supernaturalisten unserer Tage unter; beide haben es nicht bis zum eigentlichen Verath an Christo gebracht, sie handelten nur darum, wie sie ihn füglich verrathen möchten, und der Unterschied zwischen ihnen bestand einzig darin, daß ihn die einen um dreißig, die anderen

um fünfzig Silberlinge dahin geben wollten. Strauß thut es umsonst.

Sehen wir uns in den älteren Gebieten der Hessischen Geschichte um, so müssen wir bekennen, daß Erscheinungen, welche auf eine solche gestaltende Kraft hindeuten, wie sie eben bezeichnet worden, uns nur sehr sparsam entgegen treten. Während fast alle Dialekte unseres Volkes in der älteren Nationalliteratur ihren Vertreter haben, sey derselbe auch hin und wieder noch so dürftig, so fehlt ein solcher, ein einziges zweifelhaftes Beispiel ausgenommen, der Hessischen Sprache gänzlich; niemals in der alten Zeit, auch später kaum einige Male, ist Hessen als thätiger Theilnehmer an der Förderung nationaler Kultur aufgetreten; ja es scheint, als ob das Volk von der großen geistigen Bewegung seines Fürstenthums zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nicht nur nicht berührt worden, sondern sich sogar mit einigem Widerwillen davon abgewandt habe. Der Hesse zog es vor, hinter den dichtbewaldeten Bergen seines Vaterlandes allein für sich und sein Haus zu leben, in den einsamen Thälern und auf den stillen grünen Heiden seiner alten Mark, weit entfernt von dem Verkehr mit der Welt, die Erinnerungen aus den Tagen der Altväter schweigend und treu zu bewahren; Sitten und Sagen der grauesten Vorzeit, im übrigen Deutschland längst untergegangen, finden sich in Hessen bis auf die neuere Zeit, zum Theil bis auf den heutigen Tag, unversehrt erhalten. In diesem mehr als tausendjährigem Schweigen und Stillsichsein des Hessischen Geistes scheint sich die Kraft erhalten und ausgespart zu haben, zu unseren Zeiten das merkwürdige Brüderpaar zu erzeugen, welches aus dem Herzen des Deutschen Volkes hervorgewachsen, den späteren Enkeln die Sprache, Poesie, Gesinnung und Sitte ihrer Vorväter in den wahrsten und erhabensten Zügen darzustellen berufen war. So berechtigt die Erfahrung, daß einem Volke die gestaltende, personbildende Kraft lange Zeit, ja während einer Reihe von Jahrhunderten gefehlt hat, nicht zu dem Schlusse, daß sie ihm überhaupt fehle. Sollten wir denn auch auf anderen, wichtigeren Gebieten gleichfalls zu dem Ergebniss gelangen, daß eine höhere Lebenspotenz, daß die höhere, kirchengestaltende Kraft des persönlichen Zeugnisses kaum oder gar nicht vorhanden sey, es wird schon durch die Erscheinung, auf welche eben hingewiesen worden, unser Urtheil zu der gebührenden Milde und Billigkeit herabgestimmt und unsere gesammte Darstellung vor pelagianischen Verirrungen bewahrt werden.

Allerdings aber sind die Spuren eines höheren christlichen Lebens, eines ausgeprägten kirchlichen Bewußtseyns in Hessen schon in der älteren Zeit nur in geringer Anzahl und in auf-

fassendem Mißverhältniß gegen die dem Volke dargebotenen Gaben vorhanden. Bonifacius, dessen bedeutendste Werkstätte gerade das jetzige Hessen war, ist zwar bis auf diesen Tag noch in dem unmittelbaren Andenken des Volkes der meisten Hessischen Bezirke: Bonifacius-Kirchen, Bonifacius-Bege, Äcker und Brunnen reden laut genug, auch ohne Candelaber (das bekannte geschmückte Prophetengrab bei Gotha), von dem Gründer der Kirche, aber außer Hersfeld (Fulda bleibt hier gänzlich außer Anschlag, da es durchaus abweichende, größtentheils gradezu entgegengesetzte Erscheinungen zeigt) spricht kein Zeugniß für den Sinn, der dem Volke eingewohnt hätte, das Empfangene zu pflegen, zu gestalten und weiter zu bilden. Kaum entstanden, ging der Bischofssitz Büraberg, ging das Kloster zu Amöneburg wieder unter; Friglar fristete nach dem zehnten Jahrhundert nur ein kümmerliches Daseyn, und nirgends haben die Benediktiner festen Fuß auf gedeihlichem Boden fassen, wenigstens keine Wirksamkeit von einigem Belange entwickeln können, wie es doch nothwendig der Fall hätte seyn müssen, wenn in dem Volke ein bestimmtes kirchliches Bewußtseyn vorhanden gewesen wäre. Damals waren Benediktinerstifte das postulierte kirchliche Zeugniß, und wo jene fehlen, oder zu keinem Bestand und Gedeihen gelangen können, da sind wir berechtigt, auch das letztere in einen nur sehr mäßigen Anschlag zu bringen. Hersfeld aber, im zehnten und elften Jahrhundert ausgezeichnet und in der ganzen Christenheit berühmt durch kirchliche Gelehrsamkeit, auch wohl durch Kirchlichkeit, hat bis in die neueste Zeit, ungeachtet des nicht sonderlichen Bernehmens, in welchem die Bürger zu den Äbten standen, und ungeachtet der gräulichen und beispiellosen Kirchenverwüstung, welche seit dem Tode des Dr. Mel äußerlich und innerlich einbrach, bis heute nicht allein das weltliche und lärmende Andenken an den Stifter Lullus, sondern auch einige kirchliche Elemente, wenigstens eine gewisse kirchliche Haltung behauptet und somit das anvertraute Gnadenpfand noch nicht ganz aus der Hand gegeben. Die Dominikaner und Franziskaner waren in Hessen niemals von Belang; charakteristisch genug ist es dagegen, daß grade einer der farb- und thatlosesten Mönchsorden, der der Cistercienser, die meisten und reichsten Klöster in Hessen besaß.

Die glänzendste Heilige des Mittelalters, mitten in der glänzendsten Periode dieser wunderbaren Zeit auftretend, gehört bekanntlich Hessen an: die heilige Elisabeth, zwar nicht der Geburt, wohl aber der gesammten Erziehung und Bildung nach eine Thüringerin, und in den Zeiten ihrer, durch die Kirche nachher in so reichem Maße verherrlichten Prüfung eine Bewohnerin des eigentlichen Hessenlandes. Noch ist dieser merkwürdigen Erscheinung ihr historisches Recht nicht widerfahren: ganz mißlungener Versuche nicht zu gedenken, trägt Montalembert's Buch zu wenig den Charakter eines unvermittelten Bekenntnisses des Heilandes, und steht also nicht auf dem einzig möglichen Punkte, von wo aus Erscheinungen der Kirche ihre volle und wahrhaft unparteiische Würdigung finden können. Auch unsere Absicht kann es nicht seyn, hier in eine Erörterung selbst

nur der Grundsätze, nach welchen diese Zeugin beurtheilt werden muß, geschweige denn ihrer Geschichte, einzugehen; daß wir die Ungarische Königstochter aber allerdings für eine Zeugin vor dem Herrn halten, wollen wir ausdrücklich wiederholen; ja wir kennen nicht viele Beispiele, in denen sich das sichere, unmittelbare Bewußtseyn von der persönlichen Nähe des Erlösers so unverändert durch ein ganzes, freilich nur kurzes Menschenleben hin erhalten hätte. Auch ihren Beichtvater Konrad gedenken wir hinsichtlich der gegen die Phantastereien und Extravaganzen seines Beichtfindes geübten kirchlichen Zucht ernstlich und siegreich in Schutz nehmen, übrigens aber das Zeugniß von der nicht nothwendig mit demselben verbundenen Werkgerechtigkeit streng scheiden zu können. Hier kommt es uns nur darauf an, diese Erscheinung als eine Hessische in Anspruch zu nehmen, und zwar in derselben das einzige Beispiel eines erschöpften christlichen Bewußtseyns, welches von Seite des Hessenlandes während des Mittelalters aufgebracht werden kann, nachzuweisen. Die christliche Armen- und Krankenpflege, welche seitdem bis zur Reformation in Hessen geübt wurde, ruhet fast ausschließlich auf dem Beispiel und Namen der heiligen Elisabeth; auch ist zwar nicht mehr ihr Zeugniß, wohl aber ihre thätige Liebe noch jetzt in gutem Andenken des Volkes in der Umgegend ihrer Ruhesstätte. Dagegen scheint das Seelenleben der Fürstin sich in ihren Landesleuten sehr wenig personificirt zu haben, und bald ganz und gar vergessen worden zu seyn, wie es denn der Fluch des Papstthums gewesen ist und noch ist, das christliche Zeugniß durch die menschlichen Umhüllungen so tief in den Hintergrund zu drängen, oder so unauflöslich an dieselben zu knüpfen, daß, wenn letztere fielen, auch das erstere verschwand, als wäre es nie da gewesen.

Daß Hessen den Wissenschaften niemals eine bleibende Stätte vergönnt und eine andauernde Pflege gewidmet habe, ist eine schon sehr oft, ja bis zum Überdruß wiederholte Bemerkung; doch nimmt der Überdruß dem Satze nichts an seiner Wahrheit. *) So blieb denn auch im Mittelalter Hessen gänzlich unberührt von der scholastischen Gelehrsamkeit jeder Art; die beiden Henricus de Hassia, von denen der ältere dem Streben nach einer „Reformation an Haupt und Gliedern“ nicht unbedeutend vorarbeitete, sind für ihr Vaterland ganz ohne Bedeutung, da sie zwar aus Hessen gebürtig, aber schwerlich daselbst erzogen und gebildet sind, und ihre Thätigkeit (der eine lebte von 1375 bis 1387 in Paris, bis 1388 bis zu seinem Tode, 1397, in Wien; der andere, ein Karthäuser, zu Geldern, nachher etwa seit 1400 zu Heidelberg) völlig außer Beziehung zu ihrer Heimath blieb. Die spärlichen Reste der Klosterbibliotheken, welche noch vorhanden sind, beweisen, daß in diese Institute fast nur der trübste Abfluß der Scholastik übergeleitet worden war; eher noch mögen, nach diesen Büchern zu urtheilen, kirchenrechtliche Studien betrieben worden seyn, als theologische. In keiner Hessischen Stifts-

*) Bekanntlich macht nur ein Jahrhundert (1530—1630) eine Ausnahme.

oder Klosterbibliothek aber finden sich Spuren von einer nur einigermaßen erheblichen Pflege der auf die Erweckung des christlichen Sinnes im Sinne Tauler's gerichteten Litteratur; Tauler's eigene Schriften, so wie die seiner Zeitgenossen und Nachfolger (Susos, Otto's von Passau Werke, der Schatzbehälter u. s. w.) kommen nirgends vor; Hermann von Fritzlar ist für Hessen nicht mehr als ein Name. Es muß dieser Umstand in besondere Erwägung gezogen werden, wenn es gilt, die Tiefe des Bodens, in welchem die Reformation Wurzel schlagen und aus welchem sie hervorwachsen sollte, zu ermessen. Nur wo die eigenthümlich Deutsche Erfassung des kirchlichen Lebens, wie sie bei Tauler stattfand, sich fund gibt, nur wo der Inhalt des Christenthums, Deutschem Sinne gemäß, in der Wagschale vor der Verfassung der Kirche, den Romanischen Formen, vorwiegt, nur wo die christliche Erfahrung (sey es auch zuweilen in überschwenglicher Innerlichkeit), das Bedürfnis der Deutschen, gegenüber der Romanischen Spekulation, zuerst und hauptsächlich zur Sprache kommt — nur da erkennen wir einen eigentlich tiefgründigen fruchtbaren Boden der Reformation an. Hessen hat aber, wie schon oben bemerkt, nicht einmal an den mehr äußerlichen Bewegungen des Deutschen Geistes, geschweige denn an diesen, die innerste Tiefe des Deutschen Herzens berührenden und offenbarenden Bewegungen Theil genommen. Selbst die, unter dem höheren Beistande anderwärts leblich verbreitete Kenntniß der biblischen Geschichte, wie sie durch die gereinigten Bibeln und deren weitere Bearbeitungen möglich gemacht war, war dem Hessischen Adel fremd; wenig begütet, roh und unruhig, läßt er mit ganz geringer Ausnahme auch keine Spur eines höheren, geschweige denn kirchlichen und christlichen Bewußtseyns an sich entdecken, und selbst Ulrich v. Hutten (ohnehin aus einer nicht eigentlich Hessischen Gegend, dem Schwarzenfelsischen, gebürtig, welche sich bis auf die neuere Zeit, auch als die Heimath der Brüder Grimm, zu ihrem Vortheil von Hessen unterschieden hat) trägt unseres Bedünkens gar wenig Beweise einer evangelischen Zeugenschaft an sich; vielmehr sehen wir in ihm einen ziemlich maß- und ziellosen Weltstürmer, welchem die Evangelische Kirche kaum etwas mehr als Duldung und eine sehr beschränkte Anerkennung, keineswegs Lobpreisung oder gar die Verherrlichung schuldig ist, die ihm Zeiten der Auflösung und der Mißverständnisse haben zu Theil werden lassen. Die Spitzen des theologischen und kirchlichen Bewußtseyns fanden sich demnach vor der Reformation sehr wenig zugescharft: es waren, als 1526 die Formen der Kirchenverbesserung auch in Hessen eingeführt wurden, keine bedeutenden geistigen Kräfte zu bekämpfen und zu überwinden, aber es standen auch keine selbstständigen Kräfte zu Gebote, um selbst den formellen Widerstand des alten Kirchenwesens zu besiegen, noch weniger um Luther's Zeugniß als volles und ganzes Eigenthum zu ergreifen und zu einem Sauerteige der Massen, wenn auch zunächst nur der Masse des Klerus, zu verarbeiten.

Landgraf Philipp der Großmüthige, als die Reformation begann, dreizehn, als dieselbe von ihm in Hessen einge-

führt wurde, zwei und zwanzig Jahre alt, unter wild bewegten Verhältnissen erzogen, so daß ihm fast alle geistige Kultur fremd geblieben war (wie auch der neueste Hessische Geschichtschreiber, v. Rommel Hess. Gesch. 3, 244., mit Recht angibt), konnte schon seines Alters, mehr noch seines besonders damals fast durchaus auf das Außerliche gerichteten Sinnes halber zu dieser Zeit noch keine christliche Lebenserfahrung gemacht haben, so daß wir ihm kein Unrecht thun, wenn wir behaupten, daß ihm überhaupt kein inneres Verständniß der Reformation beigeohnt habe, und er eben bloß äußerlich von dem Worte des evangelischen Zeugnisses, vielleicht mehr nur von den dasselbe begleitenden Umständen, z. B. Luther's Erscheinung zu Worms, berührt gewesen sey. Und doch beweisen die Umstände, unter denen die Reformation in Hessen eingeführt wurde, daß Landgraf Philipp weit mehr persönliche Überzeugung in sich trug, als seine Unterthanen, mehr sogar als viele Geistliche seines Landes. An geistigen Bewegungen im Sinne der Reformation fehlte es zwar natürlich in Hessen auch vor 1526 nicht ganz, wie unter andern das Beispiel des aus dem Fenster seines Gefängnisses zu Marburg predigenden Franziskaners Jakob Limburg, so wie des noch von Philipp vertriebenen Tilemann Schnabel zu Alsfeld beweist; aber auf der Synode zu Homberg blieb die Hessische Kirche, wenn man Adam Kraft's schwerlich sehr bedeutende Explikationen abrechnet, stumm; der Ausländer Franz Lambert, schon als Wälscher mehr zur treffenden Deduktion und gewandten Darstellung als zum Ablegen eines Zeugnisses geeignet, vertrat die Sprachlose, und leicht möchten die Worte, welche der Landgraf selbst auf der Synode sprach, das Lebendigste gewesen seyn, was in den sonst ziemlich lahmen Verhandlungen dieser Kirchenversammlung vorgekommen ist. Sehr bezeichnend ist es, daß, während Melancthon im Jahre 1524 den Landgrafen über die Hauptpunkte der Reformation, namentlich über den Artikel von der Rechtfertigung, umständlich belehrt hatte, in den Synodalartikeln nur des formalen Principes der Reformation, des materialen aber mit keinem Worte gedacht wurde. Diese im Ganzen mit Geschicklichkeit abgefaßten Synodalbeschlüsse beförderten die Einführung der evangelischen Formen; daß durch sie der evangelische Geist befördert worden sey, ist nicht anzunehmen. Eine gewisse Halbheit, oder richtiger eine etwas dürftige Passivität, ein geduldiges Hinnehmen und ein gutmüthiges, aber sehr bequemes Nachsprechen scheint uns zu den unverkennbaren Charakterzügen der ersten Hessen, welche der Reformation huldigten, zu gehören, und die spätere Unentschiedenheit derselben so wie ihrer Enkel hinlänglich vorzubereiten. Der Landgraf, ein Mann des Volkes, wie dies die Ereignisse seines Lebens und die ganze Haltung, in der er uns überall entgegentritt, beweisen, wie aber auch gleichzeitige Chronisten ausdrücklich versichern, ist und bleibt in Hessen die eigentlich reformirende Person, um die sich Alles gruppirt; was man bei ihm nicht findet, sucht man im Lande gewiß vergeblich. „Ich will den Hessen helfen,“ schreibt er um 1525 in einem sehr merkwürdigen, erst neuerlich bekannt gewordenen Briefe (v. Rommel, 5,

860—862.) an Luther und Melancthon, und wirklich hat er und nur er den Hessen geholfen.

Die Stiftung der Universität Marburg, vorbereitet 1526, vollzogen 1527, diente unverkennbar der Reformation, und wir wollen in dieser Handlung einen Beweis des bedeutenden Regierungstaktes, welchen Landgraf Philipp besaß, auf das Bestimmteste anerkannt wissen, doch ist nicht zu verkennen, daß dieselbe bei weitem mehr der Gelehrsamkeit, der Philologie und Theologie diente, als der Kirche. Die philologische Richtung war durch eine Reihe bedeutender Männer vertreten, nur lag ihnen weder Kirche noch Reformation, weder Pflege des Volkes noch Pflege der Wissenschaft im höheren Sinne am Herzen, vielmehr repräsentiren sie ganz die von Volk und Kirche sich nachgrade ablösende, dem Genius und dem Weine dienende Philologenwelt; so macht namentlich „der Heß, welcher mit seinen weingetränkten Versen die Psalmen schön aufstruckte,“ wie der Deutsche Aristophanes Fischart den Helius Eobanus Hessus bezeichnet, nur einen erkältenden, selten erfreulichen, zuweilen abstoßenden Eindruck, und kaum ist es zu begreifen, wie Luther dieser Lateinischen Psalmenübersetzung so großes Lob spenden konnte. Unter den Theologen war Erhard Schnepf (von 1527—1534) vielleicht der einzige, welcher eine eindringliche, nur freilich für Hessen allzu kurze Wirksamkeit entwickelte; doch auch er gehörte, wie Lambert, Geldenhauer u. A., oder wie der spätere Hyperius, vor Allem der gelehrten Welt im engeren Sinne an. Es verdient bemerkt zu werden, daß schon vom Anfange an die Hessische Reformation fast nur von Ausländern — selbst Adam Kraft und Johannes Kym, außer Lambert die beiden Hauptförderer der Hessischen Reformation und Bildner der Hessischen Kirche, waren Fuldaer —, namentlich aber von Niederländern getragen wurde, welche ihrer Nationaleneigenthümlichkeit zu Folge, vorzüglich die Theorie pflegten, der Persönlichkeit Luther's fern standen, und deshalb in die Entschiedenheit seines Zeugnisses einzugehen weder die Fähigkeit noch den Willen hatten.

Daß der Landgraf mit Vielen seiner Zeit den tiefen und, wollen wir die Wahrheit gestehen, unveröhnlichen Zwiespalt, welcher sich in Luther's und Zwingli's Abendmahlslehre offenbarte, anfangs nicht begriff, können wir ihm nicht zum besonderen Vorwurfe machen, ein Anderes ist es, daß er mit Vielen diesen Unterschied auch nach dem Gespräche von 1529 nicht in seiner Schärfe auffassen lernte, um sich entweder auf die eine oder die andere Seite zu stellen und sodann für die erkannte Wahrheit ein entschiedenes Zeugniß abzulegen. Vor dem Jahre 1529 nannte er Zwingli's Lehre „den neuen Testal“ (s. den oben angeführten Brief S. 862.), nach dem, offenbar weit mehr

aus politischen als christlichen Beweggründen veranfalteten Gespräch war er durch die persönliche Bekanntschaft mit Zwingli nicht etwa auf dessen Seite gezogen, wohl aber schwankend gemacht, ja sogar dahin geführt worden, diesen ganzen Streit, dessen Grund zu durchschauen und dessen strengem Gange zu folgen er nicht im Stande war, für eine unwesentliche Differenz zu halten. Daher denn auch das Urtheil seiner Zeitgenossen über ihn, welches am kürzesten und getreuesten Sebastian Frank, ein Historiker, dem man am wenigsten das Lob der Treue und Unparteilichkeit versagen darf, im Jahr 1531 also ausspricht: „den Landgrafen von Hessen wissen vil nicht zu verfeuren, welcher parthey er sey, etlich halten in für ein obman vnnnd mitler in der sach, etlich mer auff Zwinglius, dann auff des Luthers seytten, etlich anders.“ Niemand war mehr, als der Landgraf, berufen, ein Obmann und Vermittler im wahren Sinne des Wortes zu seyn: mit einfacher Überzeugungstreue konnte er der Theorie, welche in Zwingli's Lehre, über die Schrift hinausgehend, bereits lag, widersprechend, und der Theorie, zu welcher die Reime auch auf der Lutherischen Seite im Kampfe sich zu entwickeln begannen, verhütend entgegenzutreten, dagegen aber das Faktum der ganzen und vollen Gegenwart des Erlösers im Abendmahl als ein selbstthätig erkanntes, mit dem eignen Leben erfaßtes und erfahrenes aussprechen und geltend machen. Dazu aber war weder der Landgraf, noch — und zwar ohne alle Vergleichung weniger — irgend ein Geistlicher Hessens im Stande. Diese Parteilosigkeit, das stete Anhören von pro und contra, ohne Kraft der Selbstentscheidung, muß schlechterdings auf Rechnung einer gewissen geistigen Trägheit geschrieben werden; eine Eigenschaft, die noch bis dahin in der Hessischen Kirche sich aller Orten bemerkbar macht. — Ja wir können selbst von einer Seite her über die Wittenberger Concordie von 1536, das Aktensstück, auf welchem nicht allein Philipp lebenslang, und mit ausdrücklichen Worten in seinem Testamente,*) sondern auch sein Sohn Wilhelm (IV, von Niederhessen) stehen blieb, kein günstigeres Urtheil fällen: sie war eben eine durch die Umstände veranlaßte Vermittelung, kein entschiedenes ursprüngliches Zeugniß, und wurde darum bald von beiden Parteien vernachlässigt, endlich gar vergessen und verachtet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von 1562, §. IV.: Nachdem auch ein zwiespalt des Sacraments vnd Abentmals des Herrn vnder den Predigern ist, welche Prediger nun bey der Concordi, die Bucerus setziger zwischen den Lutherischen vnd Oberländern hievor gemacht, bleiben, und bekennen, daß wahrhaftig im Abendmahl vnd Sacrament der Leib vnd Blut Christi geben vnd genossen werde, sollen sie (die vier Söhne Philipp's) in keinen weg verjagen, noch weiter in sie dringen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 29. August.

N^o 70.

Die Evangelische Kirche in Kurhessen.

Eine historische Skizze.

(Fortsetzung.)

So hat denn dieses Symbol der „Unparteilichkeit“ nicht einmal in dem „unparteiischen“ Hessen symbolisches Ansehen erlangen können; auch reicht es in Zeiten, wie die damaligen, wahrlich bei weitem nicht hin, zu begreifen, daß auf beiden Seiten Extreme vorhanden sind oder drohen, es reicht bei weitem nicht hin, den richtigen Punkt nur mit dem Verstande, im Allgemeinen, zu erkennen und zur wissenschaftlichen Darstellung zu bringen, sondern es muß dieser Punkt als der nothwendige Einigungspunkt, als der Mittelpunkt des Lebens, als das kirchengründende Princip mit der ganzen Kraft einer starken Persönlichkeit erfaßt, in seiner Berechtigung nachgewiesen und männlich verfochten werden. Es reicht nicht hin, das allerdings Richtige gleichsam apathisch hinzusprechen: „daß man den Worten Christi mit schuldiger Ehrerbietung glauben, und nicht disputiren soll de modo praesentiae, wie und waserlehen Weise, oder wie nahe der Leib Christi im Brott oder beim Brott sey oder sein könne, diereil solches unerforschlich, und der menschlichen Vernunft zu erkunden unmöglich ist“ (Gutachten in den Verhandlungen von 1561), wenn man nicht zugleich das Festhalten an der Person und dem Worte Christi für diesen besonderen Fall als das einzige kirchengründende und kirchenerbauende Princip in seiner vollen und ausschließlichen Berechtigung nachweist und es kraft göttlichen Berufes geltend zu machen versteht, daß man durch Zwingli's, Calvin's und der Ubiquitäts Theorie wohl der Theologie, aber niemals der Kirche diene, ein System, aber keine Gemeinschaft der Heiligen gründe: ja daß man mit allen diesen Lehren wieder auf den durch Verwerfung der Transsubstantiation kaum verlassenen Weg der Spekulation zurückkehre. Noch weniger reicht es hin, wie Landgraf Wilhelm IV. im Jahre 1580 that (s. dessen Rescript in Strieder's Hess. Gelehrten-geschichte 17, 78.), zu verlangen, es sollen nur solche Theologen, „welche weder mit dem Calvinismo noch auch Ubiquitismo beschmeißt sind,“ für die Universität berufen werden, wenn nicht zugleich das Positive, was man will, daß diese Theologen besitzen sollen, aus dem Schatze der eigenen christlichen Erfahrung hervorgeholt, dargestellt und als Erforderniß eines wahrhaft evangelischen Lehrers behauptet werden kann; am wenigsten kann es genügen, sich, wie Landgraf Wilhelm in dem eben erwähnten Rescripte, auf „die bisherige Einträchtigkeit“ zu berufen, welche durch die Bestrebungen des Aegidius Hunnius gestört werde, und sich dahin zu äußern: (wenn diese Einträchtigkeit gestört würde) „wehre es viel besser, die Universität wehre da der Pfeffer wuchse,“ wenn man nicht dem Unberechtigten

dieser Streitigkeiten gegenüber die ausschließliche Berechtigung des bisherigen Friedensstandes darzuthun im Stande ist. Kann man dies alles nicht, und weder Bucer noch die Hessen haben es gekonnt, so sinkt der kraftlose Vermittler auf den Standpunkt der Indifferenz, des Nihilismus herab, beide Parteien vernachlässigen den „Friedfertigen und Einträchtigen,“ und der Streit wird fernerhin — oft, wie in diesem Falle auf Jahrhunderte — ohne ihn fortgesetzt und durchgeführt.

Wir würden die Gränzen eines Aufsatzes bei weitem überschreiten, wollten wir auch nur einige Vollständigkeit in der Angabe der wichtigsten Züge des Bildes, welches wir hier in den größten Umrissen gezeichnet, erstreben; es mag nur noch hinzugefügt werden, daß man in Hessen (in Gemäßheit des Raumburger Fürstentages 1561) einen Unterschied zwischen der Confessio A. variata und invariata nicht anerkennen, mithin den gesammten Streitigkeiten des Jahrhunderts mit bestimmten Bewußtseyn fern bleiben wollte; es gelang dies jedoch nur zum Theil, da die Oberhessischen Theologen auf den bis 1580 fast von Jahr zu Jahr gehaltenen Synoden, unter dem Einflusse von H. Hunnius, die Streitpunkte mehr und mehr und zuletzt so stark anregten, daß man es für das Beste hielt, nicht etwa dem Kampfe seinen Lauf zu verstatten, sondern die gemeinschaftlichen, von dem ganzen Lande beschickten Synoden ganz eingehen zu lassen. Gewiß war dies insofern sehr weislich gehandelt, als Scenen anstößigen Zankes dadurch vermieden wurden, aber es ist nur ein neuer Beweis für die geringe Zeugenkraft, welche dem bisherigen Hessischen Bekenntniß inwohnte, und für den Mangel an geistiger Überlegenheit, welchen man Niederhessischer Seits dem Streiter Hunnius gegenüber ziemlich stark empfinden mochte.

Wenn nun gleich dieses Schweben in der Mitte, diese unbewaffnete Neutralität der Hessischen Kirche die Entwicklung des kirchlichen Bewußtseyns und Lebens unverkennbar gehemmt hat, so dürfen wir doch auf der anderen Seite nicht vergessen, daß eben diese Neutralität dazu gedient hat, eine später nur mit großen Schwierigkeiten wieder heilbare oder ganz unheilbare Spaltung der Evangelischen Kirche — und für eine solche wird ja eben jetzt wieder die Differenz zwischen der Lutherischen und Reformirten Kirche ausgegeben, freilich auch mit Recht, wenn beiderseits die höchsten und schärfsten Spigen herausgehört werden — in Hessen zu verhindern, und daß dieselbe bis auf den heutigen Tag die Möglichkeit offen erhält, das im sechzehnten Jahrhundert nicht gefundene, wenigstens nicht ausgesprochene Zeugniß der Einigung noch jetzt zu finden, noch jetzt auszusprechen, und damit einen Erfolg herbeizuführen, der zu den glänzendsten Ereignissen der Evangelischen Kirche gehören würde.

Wie sorgfältig man damals in Hessen bedacht war, neben

der Abweisung aller und jeder Streitigkeiten, so wie neben der Ablehnung der Concordienformel, den Glaubens- und Rechtsbestand der Evangelischen Kirche durch wiederholte ausdrückliche Anerkennung der Augsburgerischen Confession nebst der Apologie (die Schmalkalder Artikel werden bis gegen 1570 auch noch genannt; verschwinden aber nachher aus den Kirchenordnungen) zu behaupten und aufrecht zu erhalten, ist in den neulichen Kämpfen der Hessischen Kirche gegen die kirchlichen Radikalen wiederholt (am vollständigsten und befriedigendsten von Bickell, die Verpflichtung auf die symbolischen Schriften, zweite Aufl. 1840 S. 98—115.) ausgeführt worden. In diesem unverrückten Verharren auf dem einzigen Lebensgrunde der Evangelischen Kirche sehen wir auch das sichere Unterpfand des fortdauernden Lebens der Hessischen Kirche: ist auch der Schlummer derselben lang und tief, so tief gewesen, daß sie während zweier Jahrhunderte von den Bewegungen des christlichen Lebens um sie her kaum mehr als im Traume vernommen hat, dieser Schlummer ist nicht zum Tode geworden und konnte es nicht werden; schon jetzt hat die Stimme des Herrn die Schlafende zum Wachen, ja zu einem lange nicht gefühlten Lebensmuth aufgerufen und das alte treue Bekenntniß zu einem entschiedenen Zeugniß werden lassen; wir dürfen hoffen, daß an die Wiedererwachte auch ein zweiter und dritter Ruf ergehen und sie diesen vernehmen, verstehen und befolgen werde.

Wenden wir uns zu den übrigen Erscheinungen der Reformationszeit zurück, so müssen wir gestehen, daß dieselben in Hessen wenig Bemerkenswerthes, sogar wenig Erfreuliches darbieten. Der schwere Anstoß, welchen das Leben Landgraf Philipp's der Kirche gab, zeigte sich in schweren Folgen. Die Mißthelligkeiten innerhalb der Fürstlichen Familie pflanzten sich mehr oder minder auf die Unterthanen fort; so gehört einer der fähigsten und merkwürdigsten Hessischen Prediger im sechzehnten Jahrhundert, Burkard Waldis, zu denen, welche der Margarethe von der Sale den Hof machten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Umstand dazu mitwirkte, das baldige und gänzliche Vergessen dieses nicht allein durch seine Fabeln, sondern auch durch seine Deutsche Psalmenübersetzung bedeutenden Dichters in seinem Vaterlande herbeizuführen. Je seltener solche, eigens zur Zeugnenschaft des christlichen Lebens berufene Talente in Hessen vorkommen, um so schwerer wiegt die Schuld, wenn sie ihre Wirksamkeit, wie B. Waldis, so leichtsinnig verschleudern. Wir wissen aber noch von mehreren anderen Hessischen Predigern, welche ihrer Pflicht untreu, den Ehebruch des Landgrafen sanctionirten und verteidigten, mithin ist die Annahme gestattet, es sey die Anzahl ihrer Geistesgenossen, von denen wir keine ausdrückliche Nachricht besitzen, groß genug gewesen. Und wie Viele, welche zu Bekennern und Zeugen berufen waren, mögen lau und inaktiv gemacht worden seyn, der direkten Verführung nicht einmal zu gedenken; wenigstens vergrößerten die Söhne der Margarethe, die Grafen v. Dieß, durch ihr meist gräuenvolles Leben den Flecken ihrer Geburt und das Argerniß, welches ihre Existenz der Kirche darbot, um ein Ansehnliches. Auf die bekannte chronique scandaleuse des Hessischen Predigerstandes im sechzehnten Jahrhundert, wie dieselbe in Otto Melander's Joco-

seris in zahlreichen anstößigen Anekdoten aufbewahrt worden ist, wollen wir zwar kein besonderes Gewicht legen, wenn aber auch nur unter der Hefe des Standes solche Albernheiten und Unsauferkeiten, wie sie der Skandalchronist erzählt, vorkamen, so kann die Anzahl der Besseren weder besonders groß gewesen seyn; noch einen irgend bedeutenden Standpunkt eingenommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Grundlinie zum Religionsunterricht an den oberen Klassen gelehrter Schulen. Von Gottfried Thomasius, Pfarrer an St. Lorenz und Religionslehrer am Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg, bei August Recknagel, 1839. 8.

So verschieden auch die Ansichten über die Art und Weise des Religionsunterrichts auf Gymnasien und höheren Schulanstalten seyn mögen, je nach dem Standpunkt der Erkenntniß und des Glaubens, den Jeder einnimmt; darin sind wohl Alle einstimmig, daß er selbst von höchster Wichtigkeit und Bedeutung sey. Mit Recht hat sich daher in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit sowohl der Regierungen, als der einzelnen Männer, deren Stand und Beruf sie darauf hinwies, auf diesen Gegenstand gerichtet. Von ausgezeichneten Männern und berühmten Theologen liegen Arbeiten für diesen Zweck vor. Aber wie schwierig die Aufgabe sey, davon zeugt nicht bloß der Umstand, daß keine dieser Arbeiten sich die allgemeine Anerkennung bis jetzt erwerben konnte, sondern auch insbesondere die nun bereits mehrjährig wiederholte, bis jetzt aber ungelöste Tübinger Preisaufgabe.

Indem wir nun obengenanntes Schriftchen hier zur Anzeige bringen, sind wir nicht gemeint, es als ein Werk hinzustellen, das den Forderungen vollkommen entspreche, wohl aber es als einen den vorhandenen Arbeiten sowohl dem Inhalt als der Eigenthümlichkeit seiner Form nach, durch die es sich besonders von den übrigen unterscheidet, würdig sich anschließenden Versuch im weiteren Kreis der Öffentlichkeit bekannt zu machen und zu empfehlen, und daran Gelegenheit zu nehmen, uns über einige einschlagende Punkte näher auszusprechen.

Suchen wir zunächst den eigentlichen Standpunkt, die richtige Stellung des in Rede stehenden Unterrichts zu gewinnen, so ergibt sich derselbe aus der Stellung der für den Unterricht gegebenen Schüler. Es sind dies aber Jünglinge, welche vom vierzehnten bis achtzehnten Lebensjahre sich diejenige allgemeine Bildung mit Selbstbewußtseyn aneignen sollen, mit der sie zu irgend einem wissenschaftlichen Fachstudium mit voraussichtlichem Erfolge übergehen können. Sie kommen zunächst aus dem Confirmandenunterricht, in welchem ihnen die eigenthümlichen Wahrheiten der christlichen Religion, die Lehren des christlichen Glaubens und Lebens in ihrer Fülle und lebendigen Tiefe angeeignet und eindringlich an's Herz gelegt worden sind. Wenn nun dieser Unterricht bei demjenigen Theil der christlichen Jugend, der von da in's bürgerliche Leben übertritt, für den Standpunkt, den sie in diesem Leben und in der christlichen Gemeinde einnehmen, völlig hinreicht, und in den öffentlichen Gottesdiensten seine Fortsetzung findet, so ist es bei jenen, welche sich im Gymnasialunter-

richt der eigentlichen wissenschaftlichen Ausbildung widmen, ganz anders. Diesen muß nun der ihnen bereits bekannte Inhalt der christlichen Religion in einer solchen Weise gegeben werden, der ihrem anderweitigen Bildungsengang entsprechend ist. Hier soll ihnen das Ganze als ein in sich wohl geschlossenes, in sich begründetes erscheinen und als solches zum Bewußtseyn gebracht werden; als ein solches, welches in seiner Unmittelbarkeit dem kindlichen Glauben gegeben und ihm genügend, auch aller wissenschaftlichen Bildung Stand hält, welches in dieser seiner Unmittelbarkeit einen Reichthum und eine Tiefe befaßt, daß es einem Meere gleicht, welches ein Lamm durchwaten, und worin gleichwohl noch ein Elephant ertrinken kann. Wissenschaftliche Form ist in gewisser Hinsicht und bis zu einem gewissen Grade unerlässlich. Katechismusunterricht wäre hier durchaus verfehlt. Dieser würde das erwachende Bewußtseyn der anderweitigen Bildung und Erkenntniß zur Opposition in den Gemüthern herausfordern, welche eine Geringschätzung der Sache zur Folge hätte, die eigentlich nur der Form gelten sollte. So wie die Gymnasialbildung im Allgemeinen selbst eine univervelle, eine historische ist, und die Jünglinge in die weltgeschichtlichen Erscheinungen vorzugsweise der alten Welt eingeführt werden, so muß ihnen die christliche Religion gleichermäße als solche, oder vielmehr in ihrem eigentlichen Verhältniß zu denselben, in ihrer welthistorischen Bedeutung dargeboten werden, sowohl als Geschichte, als auch als Lehre. Nie aber darf sie ihren eigentlichen Charakter als positive, geoffenbarte Religion verlieren, darf nie in eine Religionsphilosophie ausarten, nie als Erzeugniß des menschlichen Geistes, als bloß höhere Entwicklungsstufe desselben erscheinen; sondern als reine Offenbarung, wie sie es denn wahrhaftig ist (1 Theß. 2, 13.) der reinmenschlichen Entwicklung gegenüber, wie die absolute Wahrheit dem Irrthum, so zwar, daß grade aus dieser reinmenschlichen, d. i. natürlichen Entwicklung, als der Entwicklung des natürlichen Menschen, alle jene Irrthümer und Angriffe gegen göttliche Offenbarung zu Tage kommen, die diese im Laufe der Zeit zu überwinden hatte, und welche stets aufs Neue sich da erzeugen, wo sich der Mensch der Offenbarung gegenüberstellt.

Eben so wenig darf der in Rede stehende Religionsunterricht als eine theologische Wissenschaft betrachtet und behandelt werden, darf nie Dogmatik und Ethik, theologische Einleitung und Kritik werden. Es muß Religionsunterricht bleiben, religiöse Bildung des Herzens zum Hauptzweck haben.

Dabei möchten wir insbesondere den Punkt hervorheben, daß die Stellung der Schüler zu diesem Unterrichte oder vielmehr zu der Religion richtig aufgefaßt werde. Es muß ihnen nämlich der Inhalt des Unterrichts mit einer gewissen Autorität entgegentreten, sowohl seinem Ursprung als seiner begrifflichen Fassung nach. Die Bibel muß ihnen gegenüber ihr göttliches Recht und Ansehen geltend machen, in welchem sie, als Wort Gottes, die Gemeinschaft der christlichen Kirche gestiftet hat, als deren Glieder sich die Schüler zu betrachten haben. Sie stehen hier nicht einem ihnen rein objektiven, fremden Stoffe gegenüber, wie es bei den übrigen Unterrichtsgegenständen der Fall ist, bei dem es sich erst fragt, wie weit er wahr oder unwahr, haltbar

oder unhaltbar für sie sey; sie sind nicht als von der göttlichen und kirchlichen Autorität Emancipirte zu betrachten, sondern es muß ihre Pietät von vorn herein in Anspruch genommen werden. Der Inhalt des Unterrichts ist, vermöge der christlich-kirchlichen Stellung der Schüler, Eigenthum und Heiligthum des Herzens, dessen sie sich, nach verschiedenen Beziehungen, Verhältnissen und Gegenständen hin bewußt werden sollen. Wollte man dagegen einwenden, daß dem bei Einzelnen, vielleicht bei Vielen eben nicht so seyn werde, ja notorisch nicht so sey; so darf unseres Erachtens dies nur als Abnormität betrachtet werden, und es muß für diese eine eigentlich seelsorgerliche Behandlung neben dem Unterrichte hergehen, nicht aber von ihrem Zustande die Norm für den Unterricht im Allgemeinen genommen werden.

Schreiber dieses hat z. B. seinen Religionsunterricht auf dem Gymnasium zuerst von einem Geistlichen nach Niemeyer's Lehrbuch, welches dieser noch mehr verwässerte und breit trat, erhalten. Als hierauf ein Gymnasialprofessor den Unterricht überkam, ward Niemeyer vor das Forum der philosophischen Kritik gefordert, vor welchem ein Begriff nach dem anderen, ein Paragraph nach dem anderen in Nichts zerfiel. Auf den Ruinen ward uns das Luftschloß einer christlichen Religionsphilosophie aufgeführt. Sie war, wie gesagt, eine christliche, sollte in's Christenthum hineinführen, ward mit Ernst und christlichem Sinn behandelt; ging also nichts weniger als darauf aus, das positive Christenthum zu zerlegen und zu zerstören! Und doch war der Gewinn, den wir davon trugen und auf die Hochschule brachten, ein sehr geringer, und von einem Schatz im Herzen war nicht die Rede! —

Was nun die Anordnung des Stoffes betrifft, so kann es gewiß nichts verfehlteres geben, als wenn Bretschneider in seinem Lehrbuch mit einer „philosophischen Religionslehre“ nebst Vorbereitung dazu über „Sinnenerkenntniß“ und „Vernunftkenntniß“ beginnt. Der Mißgriff besteht nicht bloß darin, daß hiermit die Jugend in ihrer religiösen Entwicklung, die im Confirmationsunterricht begründet worden, völlig unterbrochen, auf ein fremdes Gebiet geführt, in kritische Untersuchungen verwickelt wird, ehe sie noch innerlich im Glauben befestigt ist, und daß damit eigentlich nur die Zerstörung des inneren religiösen Lebens von vorn herein begründet wird; sondern auch darin, daß dem Alter der Schüler des ersten Cursus etwas zugemuthet wird, wozu sie in keiner Weise reif sind und reif seyn können, was für den Verfolg von unberechenbaren Schaden seyn muß.

Auch die Weise Niemeyer's, mit einer theologischen und kritischen Einleitung nicht sowohl in die Bibel, als über die Bibel zu beginnen, und mit einer Religionsgeschichte fortzufahren, kann nur als verfehlt bezeichnet werden. Will man ja den Cursus mit einer Einleitung in die heilige Schrift beginnen, wie es auch die Steudelsche Preisaufgabe wünscht, so kann und darf darunter nichts Anderes verstanden werden, als eine geschichtliche Entwicklung der Offenbarung Gottes, eine Genesis des Reiches Gottes, wie sie uns in der heiligen Schrift vorliegt; biblische Geschichte, so zu sagen in höherem Style; wobei sich das zum Verständniß des Inhalts Nothwendige über die

einzelnen biblischen Urkunden gar leicht anreihen läßt, ohne einen eigenen Zeitraum des Religionsunterrichts wegzunehmen. Eben weil die christliche Religion wesentlich historisch ist, auf Thatfachen göttlicher Offenbarung beruht, ist es am zweckmäßigsten, mit der inneren Geschichte dieser Offenbarungen zu beginnen. An sie schließt sich die christliche Glaubenslehre, welche sodann in ihrer Anwendung und Beziehung auf das innere und äußere Leben des Menschen, dessen wahre Gestaltung durch sie bedingt ist, dargestellt wird. So wenig daher das Rißsche'sche System der christlichen Lehre hier anwendbar seyn möchte, so wenig dürfen doch Glaubens- und Sittenlehre in solcher Abgetrenntheit und Selbstständigkeit behandelt werden, daß sie, gleichgültig gegeneinander, auf verschiedenen Principien beruhend und von verschiedenen Principien ausgehend, einander nicht berühren, und Glauben und Leben heilloserweise trennend, beiden ihren inneren Werth, ihre Kraft, ihre Wahrheit rauben. — Ist auf diese Weise die göttliche Gestaltung des christlichen Lebens zum Bewußtseyn gebracht, hat das christliche Leben selbst im Inneren der Jugend begonnen, sicheren Grund gefunden, Wurzel gefaßt, oder viel möglichst eine Gestalt gewonnen; so tritt am Ende die Gestaltung und Entwicklung dieses christlichen Lebens auch äußerlich, als Gemeinschaft, in der Geschichte der christlichen Kirche, ihnen entgegen; so daß sich das Ganze des Unterrichts in den vier Kategorien: Bibel, Glauben, Leben, Kirche vollendet.

Kommen wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu unserem Schriftchen zurück. Der Verf. nennt es: Grundlinien zum Religionsunterricht, und will somit nicht ein eigentliches Handbuch, sondern bloß einen „Leitfaden“ geben, dem also der mündliche Vortrag des Lehrers wesentlich zur Seite gehen muß. Sein Standpunkt ist der biblisch-kirchliche. „Der Kern des Schriftchens,“ sagt er selbst, „liegt in den angeführten Bibelstellen. Auf diese ist es gebaut, als auf den Grund, außer welchem kein anderer gelegt werden kann. Und darin erweist es seinen protestantischen Charakter.“ Er setzt die Geschichte des Reichs Gottes und die Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der heiligen Schrift, insbesondere des Neuen Testaments, voraus, und will nichts Anderes geben als „eine gedrängte, übersichtliche Darstellung der christlichen Heilslehre.“ Diese gibt er denn auch, und zwar, was wir dazusetzen müssen, nicht etwa in einer unzusammenhängenden Weise, sondern im strengsten inneren Zusammenhang und entwickelnden Fortgang der einzelnen, kurzgefaßten, nervösen Paragraphen, denen sich zur weiteren freien Entfaltung reichhaltige Andeutungen und Winke anschließen. In vierzig Paragraphen vollendet sich das Ganze auf zwei und sechzig Seiten.

Wir sind mit dem Verf. vollkommen einverstanden, daß diese aphoristische Form für ein Lehrbuch dieser Art und von dieser Bestimmung die angemessenere ist; und es ist ihm kein Erfolg gewiß dadurch gesicherter, daß er die Bestimmung seiner Schrift begränzt, oder richtiger, daß er die nächste und eigentliche Bestimmung derselben, Lehrbuch oder Leitfaden für den Unterricht zu seyn, festgehalten hat. Wo man zugleich eine andere

Bestimmung mit aufnimmt, wie den des „Selbstunterrichts für Gebildete,“ da ist freilich eine vollständige Ausarbeitung nothwendig, wie sie bei dem Dsiandrich'schen Lehrbuch *) vorwaltet. Gewiß aber ist dadurch der Gewinn mehr auf Seite der letzteren, als für den Schulunterricht gesorgt ist; obgleich zugleich zu befürchten ist, daß für den Zweck des Selbstunterrichts die durch den Zweck des Schulunterrichts gebotene Einschränkung nicht vortheilhaft seyn möchte, und so beide Zwecke darunter leiden. Denn der einzige Vortheil, der für die ausgearbeitete Form geltend gemacht werden könnte, daß nämlich hiedurch die Vorbereitung der Schüler sicherer gemacht ist, wird gewiß durch den Nachtheil, der für den mündlichen Unterricht selbst daraus hervorgeht, mehr als aufgewogen. Denn dieser wird dadurch mehr oder weniger zur bloßen Wiederholung, für die das Interesse der Schüler weggenommen ist, und die freie Bewegung und Entwicklung ist durch den Context gehemmt; während die nach den verschiedensten Seiten, Beziehungen und Verhältnissen hin ausgreifenden Noten und Winke dieser den freiesten Spielraum gewähren, und die Aufmerksamkeit der Schüler auf diese Winke, als auf eben so viel Räthsel, deren Lösung nicht vorgegriffen ist, gespannt bleibt.

Die Fassung der einzelnen Paragraphen ist präcis und stets auf die concrete Wahrheit unmittelbar losgehend. Theilen wir zum Beweise nur die zwei ersten Paragraphen mit. „§. 1. Religion ist Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Zu dieser Gemeinschaft ist der Mensch erschaffen und bestimmt; weshalb auch Jeder ein Verlangen danach in sich trägt. Das Streben nach ihr ist Religiosität; Irreligiosität ist Gottlosigkeit.“ „§. 2. Die Gemeinschaft mit Gott, welche in der Religion stattfindet, ist einerseits Glaube an Gott, andererseits Leben in Gott; zusammen: das durch den Glauben an Gott bestimmte Leben in Gott — Gottseligkeit.“

Ob nicht die in den Noten gegebenen Winke bisweilen allzu kurz gegeben seyn, lassen wir dahingestellt. Begründeter aber möchte die Ausstellung erscheinen, daß der zweite Theil der Religionslehre, der mit der Aneignung des Heils §. 23. beginnt, offenbar zu kurz gekommen ist, und das Leben in Gott (§. 2.) nicht in seiner Vollständigkeit dargestellt seyn dürfte. — Auch dürfte es für den Gebrauch erleichternder seyn, wenn die einzelnen Theile und Abschnitte durch Überschriften markirt wären.

Dem Vernehmen nach ist dem Verf. der ehrenvolle Auftrag von Seite der Baierschen Kirchenbehörde geworden, diese Grundlinien zu einem vollständigen Lehrbuch zu ergänzen. Möge ihm der Herr auch hiezu Licht und Kraft geben. Möge es ihm und allen Religionslehrern, besonders an Gymnasien und höheren Lehranstalten, gelingen, „dem Herrn ein Volk des Eigenthums heranzubilden, das durch einen christlichen Wandel der Herrlichkeit des christlichen Glaubens Ehre macht.“

*) Lehrbuch zum christlichen Religionsunterricht für die gereifere Jugend in höheren Lehranstalten, auch zum Selbstunterricht für Gebildete von Dr. J. E. Dsiander, Prediger und Professor am evangelischen Seminar zu Maulbronn. Tüb. 1839.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 2. September.

N^o 71.

Die Evangelische Kirche in Kurhessen.

Eine historische Skizze.

(Fortsetzung.)

Das Bestreben, eine indifferente, „friedfertige“ Mitte zu halten, durch welches sich Landgraf Philipp und dessen Sohn Wilhelm IV. charakterisirt hatten, wurde von Philipp's Enkel, dem Landgrafen Moriz, fortgesetzt und auf die Spitze getrieben. Keiner dieser Fürsten gelangte, ungeachtet ihrer unverkennbaren Sinneigung zu Zwingli, Calvin und Beza, zu einem offenen und unmittelbaren Anschließen an die Reformirte Kirche, welche doch gerade in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch ihr Märtyrertum in Frankreich und den Niederlanden das großartigste Zeugniß von ihrem inneren Leben ablegte, welches der Evangelischen Kirche überhaupt vergönnt worden ist, und die insofern im offenbarsten Vortheil gegen die in Lehrstreitigkeiten ihre Kräfte zersplitternde Lutherische Kirche stand, also für den, welcher den Beruf zum Zeugen in sich fühlte, Anziehungskraft genug besaß. Ja es wurden unter den Landgrafen Wilhelm und Moriz nicht einmal Niederländische Theologen nach Hessen berufen, wie dies doch früher geschehen war, vielmehr rekrutirte sich die Hessische Kirche fast einzig und allein aus den Sächsischen Gegnern der Concordienformel (Caspar Cruciger der Jüngere, Lucas May u. A.) und Kryptocalvinisten; auch suchten und fanden die in Sachsen Verfolgten zunächst immer in Hessen Schutz und Aufenthalt. — Auch Landgraf Moriz machte noch Versuche zur Friedensstiftung zwischen Lutheranern und Reformirten; der von ihm gemachte Vorschlag aber (v. Komme, 6, 600.) vom Jahr 1600 bekräftigte durch seine nicht allein farblose, sondern geradezu einsichtslose Friedfertigkeit, vermöge deren beide Parteien die bedeutendsten Sätze ihres Systems in der Lehre von der Eucharistie aufgeben und sich mit zwei ganz allgemeinen biblischen Aussprüchen (Matth. 28, 20., Joh. 14, 2.) begnügen sollten, seines Verfassers völlige Ohnmacht. Wie wenig wahrhaft friedfertig aber der Standpunkt einer solchen, des eigenen kräftigen Bekenntnisses ermangelnden Mitte sey, wie vielmehr eben diese Indifferenz, welche den Frieden, den man, weil die Kraft des Zeugnisses abgeht, nicht schaffen kann, durch äußerliche Mittel herbeizuführen und erzwingen zu können meint, gerade am schärfsten verletze, sogar zu den bedenklichsten Gewalthandlungen, ja zu offenbaren Ungerechtigkeiten mit innerer Nothwendigkeit hingedrängt werde, das zeigt die Hessische Kirchengeschichte unter Landgraf Moriz mit auffallender Evidenz. Moriz, noch weit mehr als sein Vater Wilhelm, ein Mann der Gelehrsamkeit, der dem wirklichen Leben entfremdeten Theorie, überhaupt einer der bestimmtesten

Repräsentanten der damaligen Kulturwelt in ihrer Ablösung von der Welt des Volkslebens, und, so weit von ihm in der Kirchengeschichte die Rede seyn kann, ein Mann der Theologie, nicht der Kirche, richtete sehr bald sein Augenmerk auf die „Verbesserung“ der Kirche seines Landes, konnte aber nach seiner gesammten Bildung diese Verbesserung in nichts Anderem, als in einer Reihe von Außerlichkeiten finden, wie dies allen denen zu bezeugen pflegt, welche das Kirchenwesen vorzugsweise als einen Gegenstand der Spekulation auffassen. In kleineren Erscheinungen offenbarte sich dieser auf das Außerliche gerichtete und somit nothwendig von einem gewissen Anfluge des Despotismus begleitete Verbesserungsgeist des Landgrafen schon vor dem Zeitpunkte der Marburger Erbschaft; so hatte z. B. der Casselsche Superintendent Gregorius Schönfeld (ein Kryptocalvinist, früher Superintendent zu Dresden) auf des Landgrafen Anordnung im Jahre 1601 eine mit chronologischen, topographischen und dogmatischen Notizen ausgestattete Bibelausgabe besorgt; alsbald nach deren Erscheinen wurde neben Mittheilung derselben an alle Kirchen des Landes befohlen: „alle andere Exemplarien der Bibel wegzuthun.“

Im Jahre 1605 endlich traten die berücktigten vier Verbesserungspunkte *) an das Licht.

Es war dem Landgrafen namentlich von dem Metropolitane zu Siegenhain, Valentin Schoner, der sehr bestimmte Rath gegeben worden, diese Punkte zuvor einer Synode vorzulegen, damit dieselben „communi consensu omnium civitatum et pastorum eingeführt“ werden möchten. Moriz aber schlug gerade den umgekehrten Weg ein; erst verlangte er Anerkennung für seine Punkte und erhielt dieselbe in Niederhessen (auch von den Geistlichen, welche zu einer Synode gerathen hatten, indem er diese durch eine Specialberathung gewann), erzwang sie in Oberhessen, an der Werra und im Schmalkaldischen, mitunter durch starke Gewaltmaßregeln; alsdann erst hielt er im April 1607 eine allgemeine Synode ab. In Folge dieser letzteren

*) 1. Man solle von dem Geheimniß der Person Christi allein mit der heiligen Schrift reden und schweigen, und sich der neuen Reden in abstracto, wie auch des unchristlichen Scheltens und Lästerns auf den Kanzeln enthalten, nach Inhalt der Synodalabschiede. 2. Die zehn Gebote sollen, wie sie in der Bibel stehen, ohne Auslassung des anderen Gebotes, gelehrt und demnach 3. diejenigen Bilder abgeschafft werden, welche zum Argerniß gereichen könnten. 4. Das heilige Abendmahl solle wie mit gemeinem Wein, auch mit gemeinem Speisbrodt gehalten, und dabei letzteres gebrochen werden, wie dies Christus in der Nacht, da er verrathen ward, gethan habe. — Da der zweite und dritte Punkt unmittelbar zusammenhängen, so pflegt man auch statt vier nur drei Verbesserungspunkte zu zählen.

wurde denn auch 1610 die Consistorialverfassung in Hessen eingeführt, wodurch der Schritt, der durch die Verbesserungspunkte allenfalls nach der Reformirten Kirche hin gethan war, sofort wieder nach der Lutherischen zurückgethan wurde, wie denn nicht allein diese Einrichtung, sondern die Maßregel der Verbesserungspunkte überhaupt das Bestreben zeigte, eine Kirche auf eigene Hand haben zu wollen, und sich das Territorialsystem vielleicht niemals und nirgends schärfer und härter ausgeprägt hat, als in der Hessischen Kirche unter Moriz.

Es ist nicht die Absicht und kann es nicht seyn, die oft erzählte Geschichte der Einführung dieser Verbesserungspunkte hier nochmals zu erzählen; dem Zwecke dieses Aufsatzes genügt es, auf die wesentliche Bedeutung derselben aufmerksam zu machen. Vor Allem muß auf das Bestimmteste geltend gemacht werden, daß durch diese Punkte keinerlei Losreißung der Hessischen Landeskirche von der Lutherischen Kirche und eben so wenig eine direkte und förmliche Anschließung an die Reformirte Kirche begründet wurde, auch nicht begründet werden sollte. Weder der Inhalt dieser Punkte, welcher das reformirte Dogma von der Eucharistie nicht einmal berührt, geschweige denn irgend eine Form desselben ausspricht und Anerkennung für sie verlangt, noch die Form, unter welcher sie abgefaßt, mitgetheilt, berathen und angenommen wurden, geben hiezu den allermindesten Anlaß, noch ist jemals in Beziehung auf dieselben von Seiten der Hessischen Kirche oder der Hessischen Landgrafen irgend eine Erklärung gegeben worden, welche eine solche Losreißung oder Anschließung begründete. Vielmehr blieb namentlich die alte Lutherische Liturgie in unveränderter Form bestehen, und besteht eben so unverändert noch bis jetzt in unangreifbarer Geltung. Wenn deshalb die Niederhessische Landeskirche sich reformirt nennt, so ist diese Bezeichnung nicht mehr als ein Name, welcher durch die Verhältnisse ihr mehr aufgezwungen, als frei von ihr gewählt wurde. Die Opposition, welche die Verbesserungspunkte in Marburg und überhaupt in Oberhessen fanden, wo die erste Gemahlin Landgraf Lubwig's, eine geborene Prinzessin von Württemberg, und vor Allem der durch sie berufene Aegidius Hunnius ein bestimmtes kirchliches Bewußtseyn erweckt hatte, und der aus dieser Opposition folgende Erbfolgestreit mit Darmstadt ließ damals das unmittelbare Zusammenstehen mit der Lutherischen Kirche nicht mehr zu, da man die Maßregeln des Landgrafen Moriz, so äußerlich sie waren, so wenig sie den eigentlichen Unterscheidungsgrund der Kirche auch berührten, nur als eine nach langem Schwanken endlich erfolgte, wenn auch unvollkommene Entscheidung für die Reformirte Kirche betrachtete, und den Umständen nach auch wohl betrachten mußte. Erst späterhin erfolgten einige, aber durchaus nur faktische und dazu unvollständige Anlehnungen an die Reformirte Kirche. Landgraf Moriz beschickte die Synode zu Dordrecht durch vier Hessische Theologen; obgleich aber dieselben die Schlüsse dieser Synode sämmtlich unterzeichneten, sind doch diese Schlüsse in Hessen niemals publicirt, geschweige denn angenommen und zum Symbol erhoben worden. Dagegen wurde allerdings von einzelnen Hessischen Theologen, wie von

Theophil Neuberger (besonders in seinem Glaubenspiegel 1625 S. 91—99.), von Joh. Crocius 1637 und von einem gewissen Pfarrer Waldschmidt 1735 die Lehre von der Gnadewahl und der perseverantia sanctorum sowohl in wissenschaftlicher als, und zwar besonders, in populärer Fassung vortragen, obgleich, wie bemerkt, diese Lehre keineswegs eine Lehre der Hessischen Kirche war. Der Lutherische Katechismus blieb in der schon 1537 vorbereiteten, nach und nach mehr ausgebildeten, endlich im Jahre 1607 vollendeten, in mancher Beziehung wahrhaft musterhaften Fassung, wie er als „Hessischer Katechismus“ längst vor der Einführung der Verbesserungspunkte existirt hatte, in seinem ungekränkten Rechte, und besitz nach der Redaction von 1607 noch heutiges Tages ausschließliche liturgische Gültigkeit. Erst nach und nach wurde auch der Heidelberger Katechismus in Übung gebracht und seit 1656 zu den in der Schule eingeführten Büchern gerechnet, ohne daß irgend eine direkte Vorschrift über die Einführung desselben, geschweige denn über dessen Annahme als eines symbolischen Buches, jemals ertheilt worden wäre. Die Anerkennung anderer reformirter Symbole ist in Hessen vollends niemals auch nur zur Erwähnung gekommen. Die meiste Schärfung der Gegensätze zwischen der Reformirten und Lutherischen Kirche in Hessen-Cassel scheint von dem bekannten Colloquium Cassellanum (1661) ausgegangen zu seyn, welches Landgraf Wilhelm VI. nach der Wiedererwerbung des Lutherischen Oberhessen und dem Anfall der gleichfalls Lutherischen Grafschaft Schaumburg anzustellen sich gedungen sah (beiden Landestheilen waren Reversalien hinsichtlich ihrer Religionsverfassung ertheilt worden), doch war die Schärfung dieser Gegensätze fast nur doktrinellem und persönlicher Art, und der erbitterte Ausgang des Religionsgespräches in kirchlicher Hinsicht ohne Bedeutung. Genau genommen kann deshalb in Hessen nicht von einer vorzunehmenden Union der Reformirten und Lutherischen Kirche, sondern nur von einer Wiederanschließung der mit Unrecht sogenannten Reformirten Kirche an die Lutherische die Rede seyn, welche letztere diesem Wiederanschluß um so weniger Hindernisse entgegenzustellen im Stande und berechtigt ist, da dieselbe die Concordeenformel nicht als Symbolum anerkannt hat und besitzt. Wir müssen uns hier einer weiteren Ausführung dieser Verhältnisse, insofern sie für die Gegenwart unmittelbar praktisch sind, enthalten, möchten sie aber den Führern der Hessischen Kirche zur Verheißung auf das Angelegentlichste empfehlen, so leicht bei ernstem kirchlichem Sinne die Vereinigung der beiden Hessischen Landeskirchen ist, so groß ist eben wegen dieser Leichtigkeit die Gefahr einer völlig bewußtlosen, rein äußerlichen Union, sobald die Leitung dieser Vereinigung in sorglose, leichtsinnige Hände geräth, da es sich in diesem Falle lediglich um Ritus handeln und das Bewußtseyn der höheren, fundamentalen Einheit auf dem Grunde der Augsburgischen Confession gar nicht hervortreten wird. Ein warnendes Beispiel ist die im Jahre 1818 vollzogene Union der Kirchen im Hanauischen.

Die Folgen der Einführung der Verbesserungspunkte waren für die Hessische Kirche Casselschen Theils höchst nachtheilig.

Von der Gemeinschaft der Lutherischen Kirche ausgeschlossen, ohne der Reformirten mehr als äußerlich anzugehören, also ohne lebendige Wechselbeziehung auf die eine und andere hatte sie für keine von beiden ein rechtes Herz, schenkte und erweckte auf keiner Seite, selbst nicht auf der äußerlich nächstverwandten reformirten, jemals ein volles Vertrauen, kurz, sie bildete seitdem eine Insel, auf welcher das theologische wie das kirchliche Bewußtseyn, auf sich selbst beschränkt, nach und nach in sich zusammen sank und erstikte. — Die unheilvollen Bewegungen, welche durch die Verbesserungspunkte hervorgerufen wurden, waren auf mehr als zweihundert Jahre hinaus die letzten und einzigen, von denen die Kirche sich berührt sah, und kaum mag sich ein anderes evangelisches Land finden, in welchem der faule Friede so zur Gewohnheit, so zur scheinbar unerlässlichen Bedingung des äußeren Lebens wurde, als Hessen. Von dem was draußen vorging, kam eben nur Kunde herein, nicht die Wirklichkeit, und so wurde der Hessischen Trägheit (Blindheit, wie die Nicht-hessen bezeichnend genug sagen) nur allzu viel Vorschub geleistet; man hörte von Allem, wußte von Allem, sprach und machte Alles, was sich nachsprechen und nachmachen ließ, getrost nach, und hielt dann zu guter Letzt dieses Nachbeten für ein Mitsprechen, das Sagenhören vom Leben für das wirkliche Leben. Die Universität existirte dreißig Jahre lang (von 1623 bis 1653) für Hessen-Cassel nicht in der Wirklichkeit (da die Gieser Universität nach Marburg, die Marburger nach Cassel gerückt wurde, an welchem Orte die letztere jedoch nur dem Namen nach bestand), bis sie 1653 nach Marburg zurückkehrte, und neu instaurirt wurde, um das kümmerliche Leben, welches sie in der Theologie seit 1605 geführt, nur wenig gedeihlicher fortzusetzen. Die lange Reihe von Namen theologischer Professoren gewährt bis auf die letzten Decennien eben nur — Namen, und kaum können wir den zu seiner Zeit hochgepriesenen Joh. Christian Kirchmeyer (die Marburger Beiträge nennen ihn bei der Anzeige seines Todes „den weitberühmten,“ Strieder gar den „großen,“ Gerdes „die besondere Zierde der ganzen Reformirten Kirche überhaupt,“ obgleich wir versichert sind, daß die große Mehrzahl unserer Leser diesen Namen jetzt zum ersten Male nennen hört; er war von 1706 bis 1723 Professor der Theologie zu Heidelberg und hatte den damaligen Kampf gegen die Katholiken daselbst durchzufechten, von 1723 bis 1743 Professor der Theologie zu Marburg) um etwas höher stellen, da er sich von den theologischen und kirchlichen Zeitfragen fast ganz unberührt zeigt, und seine Verdienste wohl nur darin bestanden, daß er einen wackeren Vorposten gegen die katholischen Streitkräfte der Pfalz, vielleicht auch einen tüchtigen Mann der Administration abgab. Diejenigen reformirten jungen Theologen, welche eine weitere Ausbildung, als sie ihnen die Landesuniversität darbot, suchten, begaben sich auf Holländische Universitäten, insbesondere nach Francker, so wie auf das Gymnasium zu Bremen (im siebzehnten Jahrhundert unter Meier und Flörcke, später unter Iken und Lampe); die Lutheraner besuchten meistens Halle.

Unter den eigentlichen Kirchenhäuptern, den Superintenden-

ten, findet sich während der beiden Jahrhunderte, von denen hier die Rede ist, nur ein einziger, welcher eine erfolgreiche Wirksamkeit entwickelte; es war dies der schon genannte Theophil Neuberger, von Geburt ein Pfälzer, seit 1628 Hofprediger, von 1634 bis zu seinem Tode 1656 Superintendent zu Cassel. Seine Erbauungsschriften fanden ein großes Publikum, und erhielten sich über anderthalb Jahrhunderte in Hessen im Gebrauche: sein Trostbüchlein von 1624, sein Glaubenspiegel von 1625, sein Handbüchlein vom Abendmahl (1630) wurden bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in sechs bis sieben Ausgaben, sein neues Betbuch aber, 1630 zuerst erschienen, zwanzig- bis dreißigmal, zuletzt noch 1793 wieder aufgelegt. Außer ihm ist nur noch ein Hessischer Geistlicher älterer Zeit zu nennen, dessen Wirksamkeit in ähnlicher Weise, wie Neuberger's, sich weit erstreckte und noch heute im Segen ist: Konrad Mel, ein geborener Hesse, früher Hofprediger und Professor der Theologie zu Königsberg, seit 1705 geistlicher Inspektor und Gymnasialrektor zu Hersfeld. Seine „Poesaune der Ewigkeit“ (1697), „Zions Lehre und Wunder“ (1713) sind noch ziemlich, „die Lust der Heiligen an Jehovah“ (1715), von dem Hessischen Volke nur „das Doktor Mellens Buch“ genannt, ganz allgemein verbreitet, auch außerhalb Hessen wohl bekannt.*) Zugleich ist Mel der einzige in Hessen, welchen Spener's und Frank'e's Geist kräftiger angeweht hat. Er zeigte seine Verwandtschaft mit dem Pietismus durch sein herzliches, zuweilen etwas redseliges Dringen auf christliche Erfahrung, durch seinen in Hessen freilich völlig erfolglosen Eifer für das Missionswerk, weeshalb er auch vielleicht der einzige Hesse war, welcher zum Mitgliede der Londoner Societät zu Fortpflanzung des christlichen Glaubens aufgenommen wurde, und durch die Nachahmung Frank'e's in der auf ähnliche Weise unternommenen Stiftung eines Waisenhauses. Von den Staats- und Kirchenbehörden wurde Mel's Wirken sehr kalt aufgenommen (seine Frömmigkeit, insbesondere sein Gebet, diente natürlich dem Spotte, auch stieß man sich daran, daß er auf der Schule keine gehörige Disciplin handhabte) und bald vergessen; doch schmückten fünfzig Jahre nach seinem Tode die Pharisäer ihm ein Grab. Außerdem sind nur mit Mühe hin und wieder leise Spuren davon zu entdecken, daß man auch in Hessen von dem damaligen Kampfe der Orthodoxie und des Pietismus einige Notiz genommen habe, namentlich gilt dies von Oberhessischen Lutherischen Theologen, deren mehrere im Anfange und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Halle gingen und einigermaßen, aber doch nur schwach berührt von dem dortigen Geiste in ihr Vaterland zurückkehrten. Im Ganzen sind diese Gegenstände von der Hessischen Kirche gar

*) Mel starb 1733. Fünf und siebenzig Jahre später war unter der Westphälischen Regierung das Gymnasium zu Hersfeld, das Kind seiner Sorgfalt, mit der Aufhebung bedroht: da bedurfte es nur der Nennung des Namens Mel, um Johann v. Müller (damals General-Direktor des öffentlichen Unterrichts im Königreich Westphalen), der seinen Eltern einst aus Mel's Buche das tägliche Abendgebet vorgelesen, zum kräftigen und erfolgreichen Schutze der Schule zu bestimmen, an welcher der alte Glaubensbote sein Tagewerk vollbracht hatte.

nicht gefühlt worden; kaum daß hin und wieder von Auswärtigen einige collegia pietatis unter dem ärmeren Theile der Bevölkerung errichtet worden sind, von denen jedoch kein Pfarrer Notiz zu nehmen sich veranlaßt sah, und die nachher zum Theil den Theosophen in die Hände gefallen zu seyn scheinen. Dagegen fand begreiflicher Weise grade die schlechte Seite des Pietismus, die Unwissenschaftlichkeit, die Vernachlässigung der Dogmen, die Subjektivität und kirchliche Willkür vollen Eingang in Hessen; was noch von Orthodorie und theologischer Wissenschaft übrig geblieben war, ging mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts völlig unter; man begnügte sich mit dem todtesten und tödtendsten Ableiern elender Compendia, natürlich also auch mit einem wahrhaft erbarmenswerthen Minimum von Forderungen theologischer Gelehrsamkeit, die man an die Candidaten stellte. Christian v. Wolff, gegen dessen Berufung sich die Universität im Anfange nachdrücklich wehrte, dessen Periode aber wohl hinsichtlich der Frequenz der bedeutendste Glanzpunkt der Anstalt während ihres dreihundertjährigen Bestehens seyn möchte, regte den Forschungsgeist unter den Hessen wohl etwas, aber im Ganzen doch nur wenig und vorübergehend, für die Kirche schwerlich auf vortheilhafte Weise, an; nach seinem Abgange versumpfte die Universität fast völlig: das rohe Leben anderer Universitäten fand auch in Marburg statt, ohne daß irgend ein geistiges Element wie anderwärts die Waagschale gehalten hätte. Hinteln stellt vom Anfange bis zum Ende fast durchaus das Bild der bejammernswerthen Ohnmacht dar, und diejenigen Hessen, welche dort ihre Studien machten, kamen noch leerer, als die Marburger, nach Hause zurück. Dazu sank das gelehrte Schulwesen in unglaublich raschem Fortschritte: die alte Strenge in der Erlernung des Griechischen, durch welche sich die Hessischen Schulen im siebzehnten Jahrhundert ausgezeichnet hatten, war schon längst einem dürftigen Buchstabiren im R. L. gewichen, als dieselbe auch in der Lateinischen Erudition sich allmählig lockerte, und endlich (1773) von der Behörde unter der Firma einer „Verbesserung des Schulunterrichtes“ (zwar ohne die alte Schulordnung gradezu aufzuheben) ausgesprochen wurde: „man brauche in diesen Dingen nicht mehr so viel zu thun, wie früher.“ Die Folgen konnten nicht ausbleiben. — Seltsam ist es, daß die treffliche und in manchem Betrachte ausgezeichnete Staatsverwaltung, deren sich Hessen-Cassel zwischen den Jahren 1730 — 1750 erfreute, so gar keine Rückwirkung auf die geistigen Gebiete geäußert hat, obgleich die Seele dieser Administration, der wirkliche Geheimerath Heinrich Otto Kalkhoff, auch Curator der Universitäten war.

Ein solcher Boden mußte natürlich dem Wuchern jeglichen Unkrautes den freiesten Spielraum darbieten, und so war denn auch Hessen wirklich eins von den Deutschen Ländern, in welchen

der fremde Giftsansie zwar nicht am frühesten, denn Sachsen war unter August, Preußen unter Friedrich II. schon vorangegangen, doch am reichlichsten zu Wachsthum und Gedeihen gelangte. Landgraf Friedrich II. im Jahre 1749 zur Katholischen Kirche übergetreten, im Jahre 1760 zur Regierung gelangt, erregte durch seine Glaubensveränderung zwar innerhalb der Fürstlichen Familie nicht geringen Anstoß, weniger im Lande, am wenigsten in der Residenz, wo der blendende Schimmer seiner Regierung — der Glanz des zahlreichen Militärs, an dem die Hessen von jeher ihre Freude gehabt haben, und welches seitdem in diesem Lande von so großem Gewichte geblieben ist, der Glanz der Künste, insbesondere der in einer Reihe von neu errichteten Prachtgebäuden sich verherrlichenden Architektur — diesen, bald als gar gering erscheinenden Flecken siegreich überstrahlte und den etwa noch vorhandenen Rest von kirchlichem Bewußtseyn fast völlig auslöschte. Italiener und Franzosen strömten in Schaaren nach dem neuen Siege Französischer Sprache und Kultur, und säumten nicht, auch den Sitten des Hofes von Louis XV. in Cassel eine Stätte zu verschaffen. In allen Zweigen der Verwaltung gelangte der Schein zur Herrschaft, und nicht Alles, was von diesem Feinde war zerstört worden, konnte die unter Wilhelm IX. 1785 eintretende Reaktion wieder herstellen; ohnehin ging dieselbe, wie Reaktionen gewöhnlich thun, in das entgegengesetzte Extrem einer gewissen Nüchternheit und eines allen Geist ausschließenden starren Mechanismus über.

Die Lehren Edelmann's fanden bald nachdem sie aufgetaucht waren, in Hessen, zumal in Cassel, sehr zahlreiche und eifrige Anhänger; mit dem Einrücken der Französischen Kultur aber unter Landgraf Friedrich wurde Edelmann's System bald als veraltet angesehen und mit Voltaire's Weisheit vertauscht, welche, Berlin ausgenommen, vielleicht nirgends in Deutschland so eifrig kultivirt worden ist, als in Cassel. Religionspötk, „theoretisches oder praktisches Antichristenthum oder beides zugleich,“ wie sich der seit 1759 in Cassel angestellte Luthertische Pfarrer Sartorius, ein im Grunde noch gläubiger, wiewohl sehr zum Nachgeben in der Form geneigter Mann, in seiner Biographie ausdrückt, äußerten sich ohne alle Scheu; Hohn und Verläumdung traf im reichen Maße die wenigen noch übrigen gläubigen Pfarrer, und besonders stark zeigten sich in diesen Verfolgungen die damals in höchster Blüthe stehenden Freimaurer. Es wurde gefährlich, sich der strengeren Worte der Schrift auf der Kanzel zu bedienen; so stellte man gegen den eben genannten Sartorius schon 1766 eine Untersuchung an, weil er das Schriftwort Prov. 11, 22. auf die Kanzel gebracht hatte; „er habe alle Damen mit Säuen verglichen.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 5. September.

N^o 72.

Die Evangelische Kirche in Kurhessen.

Eine historische Skizze.

(Schluß.)

Die Bibelsprüche, mit denen Landgraf Moriz durch Gregor Schönfeld die Schloßkirche zu Cassel hatte zieren lassen, betrachtete man als eine unerträgliche Geschmacklosigkeit und über-tünchte sie im Jahre 1771 auf das Sorgfältigste. Vor Allem aber war das alte Gesangbuch für diese „Zeit des gereinigten Geschmacks“ ein Anstoß; 1770 ging das reformirte Hessen fast allen Ländern mit einem neuen, dem noch jetzt gebräuchlichen, Gesangbuche voran, und „es verdankte die Reformirte Kirche dieses zweckmäßige Hülfsmittel der allgemeinen Volksverbauung der auf-geklärten Denkungsart des geistlichen Ministerii“) und kräftigen Unterstützung des Consistorii zu Cassel,“ wie sich ein gleichzeitiger inländischer Kritikus vernehmen ließ. Die alten Lieder wurden größtentheils bei Seite geschafft oder völlig umgearbeitet, bei welchem Geschäfte übrigens ein gewisses Geschick nicht zu ver-kennen ist; Gellert und Cramer sind die Hauptautoren, und wenn dieses Gesangbuch, so öde es auch aussieht, bei weitem nicht als das schlechteste unter seinen Gesellen erscheint, so rühmt dies lebiglich davon her, daß es eins der ältesten ist. Schlimmer und gradezu unverantwortlich aber war es, daß man einen großen Theil der alten Melodien (fünf und dreißig), und zwar die besten zuerst, mit den alten Liedern zugleich vertilgte („weil dieselben“ — so sagte der Verfasser der neuen Melodien — „dem Charakter der Poesie nicht entsprachen, etliche auch keinen flie-ßenden Choralgesang hatten“), und an deren Stelle den trockensten Singsang setzte, der sich nur denken läßt — um so schlim-mer, da man die bisher befolgte Regel auch jetzt beobachtete, die Melodien dem Gesangbuche einzudrucken. Seitdem ist der ächte Kirchengesang in Niederhessen fast gänzlich verstummt. Das Gesangbuch wurde allenthalben freudig aufgenommen, und das alte bald gänzlich vergessen. Die Lutheraner wollten ihren refor-mirten Brüdern nicht nachsehen, und begannen schon 1772 ihr Werk der Aufklärung, doch fand dieses etwas mehr Schwierig-keit, und kam erst 1783 durch eben den vorher erwähnten Sar-torius zu Stande. Dieses Gesangbuch sieht, wie nach dem „Fortschritte der Zeit“ schon erwartet werden darf, um eine gute Stufe tiefer, als das reformirte; „man findet nicht leicht ein unschickliches Lied darin, und man hat überall das Unde-

stimmte, Mißdeutungsfähige, Überspannte und Undeutliche sorg-fältig verbessert,“ so rühmt ihm der erwähnte Kritikus nach, und wir wissen diesem Urtheile eben nichts beizufügen, vorausgesetzt, daß man die eben angeführten Ausdrücke aus dem wohlbekann-ten Jargon der damaligen Zeit in die richtige Sprache umzu-setzen weiß, also „das Tiefe, auf die evangelische Rechtfertigung Bezügliche und ächt Dichterische“ liest. Zwar hatte dasselbe „alle sehr sichtbare Rücksicht auf Orthodoxie genommen,“ aber es konnte doch „eine recht feine Nase hin und wieder Kezerei wittern, wie denn auch „ein solcher theologischer Schniffler“ in der Jenaischen gelehrten Zeitung (1783, S. 701.) einzelnen Stellen die Läugnung der völligen und allgemeinen Sündhaftigkeit vor-warf. Leider gehörte der, jedenfalls sehr ehrenwerthe Sarto-rius zu denen, welche mit dem Aufgeben der Form die Sache zu retten meinten, woher es denn kam, daß er es Niemanden recht machte. Das Lutherische Gesangbuch erfuhr mehr Wider-stand, und mußte in der Herrschaft Schmalkalden, wo seit alten Zeiten am meisten kirchliches Bewußtseyn vorhanden gewesen war, mit Gewalt eingeführt werden; auch ist das alte noch bis auf den heutigen Tag dem Volke bekannt und lieb, ja sogar, was die Grabgesänge betrifft, hin und wieder in kirchlichem Ge-brauche. In consequentem Fortschritte hätte die Aufklärung nun-mehr zu der Agende und dem Katechismus fortrücken sollen; durch die alte Halbheit aber wurde die Hessische Kirche diesmal vor der völligen Verwüstung bewahrt. Liturgie und Katechis-mus blieben geschildert bestehen wie seit zweihundert Jahren. Da-gegen wurde natürlich, wie überall, so auch in Hessen, dem sub-jektiven Ermessen der Prediger der weiteste Spielraum gegönnt. Den durch die Agende vorgeschriebenen Gebeten wurden fast durchgängig andere untergeschoben, oder moderne Stücke einge-slickt, oder wenigstens durch Umformung der eigentliche Kern und die rechte Spitze geraubt; die liturgisch geschilderten Formulare kamen ganz außer Übung und wurden durch die reiche moderne Formular-Litteratur der Adlerschen und anderer Agenden, des liturgischen Journals u. dgl. ersetzt, so daß sich mit Zug behaup-ten läßt, es habe sich in Hessen funfzig Jahre lang auch nicht ein einziger Prediger finden lassen, welcher sich auch nur in den wesentlichen Stücken treu an die geschilderte Agende gehalten hätte. Auch wurde hier wie anderwärts diese „Freiheit“ als ein „Recht“ des Pfarrers mit allem Ernste in Anspruch genom-men. — Der Lutherische Katechismus, dessen Aussagen die Stelle des Glaubensbekenntnisses bei der Einsegnung vertritt und einen integrierenden Theil der Confirmationshandlung bildet, konnte aus diesem Grunde, wie bereits erwähnt, nicht ganz bei Seite geschoben werden; doch wurde derselbe in den Schulen wie in dem Confirmationsunterrichte auch fast nicht mit einem einzigen

*) Drei Geistliche, der Archidiaconus Ungewitter, der Diaconus v. Rhoden (beide späterhin nach einander Superintendenten zu Cassel) und der Metropolitan Nolte (nacher Superintendent zu Alendorf) besorgten unter dem Vorß dreier weltlicher Räte die Redaction.

Worte erklärt, sondern eben nur zu dem Behufe des Hervagens vor dem Altare nackt auswendig gelernt. Hierin ging ein hochgestellter Geistlicher in der neueren Zeit so weit, daß er die Confirmanden von dem Memoriren des Katechismus dispensirte und jeden derselben nur diejenige der vierzig Fragen (so viel enthält die Hessische Redaction des Lutherischen Katechismus) auswendig lernen ließ, welche voraussichtlich „an ihn kommen“ würde; um jedoch gegen etwaige Unfälle gedeckt zu seyn, mußte jeder außer „seiner“ Frage auch noch die nächst vorhergehende und die nächst folgende lernen. In dem Lutherischen Oberhessen kümmerte man sich aber vollends gar nicht um das liturgische Gesetz hinsichtlich des Gebrauches dieses Katechismus bei der Confirmation, richtete sich vielmehr, wenn ja noch ein kirchlicher Gebrauch von einem Katechismus gemacht wurde, nach einer unter der Hesse-Darmstädtischen Regierung (1623 — 1653) eingeführten Form des Lutherischen Katechismus. Dem „Religionsunterrichte“ in den Volksschulen und in der Confirmandenunterweisung lag und liegt noch eine bunte Schaar von allerlei Büchern zu Grunde; am längsten hat sich in dem reformirten Hessen der von dem Professor der Theologie J. J. Pfeiffer verfaßte, im Lutherischen der Herdersche Katechismus erhalten (letzterer ist noch gebräuchlich); neben beiden hatte der Snellsche die größte Verbreitung.

Die Universität hatte seit 1750 kaum den Schatten eines Vertreters des evangelischen Glaubens. Der einzige rüstige Verfechter der Orthodoxie war der Professor der Philosophie Rudolph Piderit (später Professor Primarius an dem Collegium Carolinum zu Cassel), welcher nach allen Seiten hin die reichlichsten und oft die besitzgezielten Schläge austheilte, ja sogar einmal das Corpus evangelicorum gegen die Neologie zu den Waffen rief, aber außer der stillen und halben Theilnahme Weniger (wohin übrigens auch Friedrich Karl v. Moser gehörte) nichts als bitteren Haß und wahrhaft empörende Verfolgung davon trug: die eben erwähnte Berufung auf das Corpus evangelicorum hatte im Jahre 1776 seine Amtsentsetzung zur Folge. Leider war es in den späteren Lebensjahren dieses Mannes, welcher ein besseres Schicksal und bessere Umgebungen verdient hätte, nicht möglich, ihm mehr als halbe Theilnahme zu schenken, da er durch seinen Wandel allzu großen Anstoß gab. Von Herzen gläubig, aber durch seine gänzliche wissenschaftliche Unfähigkeit die evangelische Rechtgläubigkeit zum Spotte machend, war der Theologe Coing; Wytenbach (des Philosophen Vater), Dufing und Kraft waren unbedeutend, eben so der etwas spätere Endemann; Pfeiffer war ohne Gelehrsamkeit und zur Hälfte von der nicht verarbeiteten Neologie ergriffen. Einen sehr bedeutenden Einfluß äußerte dagegen zwölf Jahre lang unmittelbar, und weit länger mittelbar Karl Wilhelm Robert, Professor der Theologie, Consistorialrath und Inspector, von 1766 bis 1778. Durch die Bestimmtheit, Raschheit und Lebendigkeit seines Wesens, so wie durch seine wissenschaftliche Regsamkeit unterschied er sich auf das Vortheilhafteste von seinen Amtsgenossen, außerdem aber besaß er nicht allein höchst ausgezeichnete Rednertalente, durch die er ein zahlreiches Pu-

blikum unter der Kanzel sammelte, sondern auch die zu allen Zeiten seltene Gabe, den rednerischen Vortrag seiner Zuhörer auf eben so anregende als fruchtbare Weise zu bilden. Er war es aber zugleich auch allein unter seinen Collegen, welcher der Sonne der „Aufklärung“ mit vollen Schwingen zuwielte; kein Wunder, daß er eine zahlreiche Jugend, die er, wie sonst Keiner, an sich zu fesseln verstand, auf seiner Bahn nach sich zog. Im Jahre 1775 trat er mit der Behauptung öffentlich auf: „es könne die äußere und öffentliche Ruhe der Evangelischen Kirche nicht erschüttert werden, wenn mit den bisher angenommenen symbolischen Büchern eine Veränderung vorgenommen werde; eine solche vorzunehmen sey aber der evangelische Landesherr kraft des ihm zustehenden jus reformandi berechtigt,“ und es erhob sich gegen diese, damals doppelt gefährliche Doctrin nur eine einzige schüchterne Stimme, die des Regierungs-Archivars Lederhose zu Cassel; freilich fand sich auch Niemand, welcher dieser Lehre Zustimmung und Verbreitung zu verschaffen, welcher sie zum lebendigen Bewußtseyn zu verarbeiten gewußt hätte. — Bald aber gab Robert ein so tüchtiges, ja großartiges Beispiel von Ehrlichkeit, von Rechtlichkeit und Adel der Gesinnung, daß die niedrigen Heuchler unserer Tage, wären sie überhaupt noch der Scham fähig, mit dem tiefsten Erröthen in den Spiegel blicken müssen, den dieser Mann ihnen vorhält. Da seine Ansichten mit dem Amte, welches er bekleidete, nicht vereinbar waren, so sah Robert — dies ist seine eigene ausdrückliche Erklärung — eben wegen des Beifalls, den er fand, und des Nutzens, den er stiftete, das Wort des Herrn, Matth. 7, 21 — 23., gegen sich gerichtet; er konnte „dem von ihm abgelegten heiligen Eide nicht länger ein Genüge leisten, ohne seinem moralischen Charakter den größten Nachtheil zuzufügen“: darum legte er im Jahre 1778 alle seine theologischen Ämter nieder, und wurde, nachdem er sich schon vorher im Stillen auf seine neue Laufbahn vorbereitet hatte, 1779 Doktor, 1782 Professor der Rechte, 1797 Ober-Appellationsgerichtsrath zu Cassel. Unglaublich ist es, und nur durch die in Hessen längst einheimische trübe Gedankenlosigkeit und laue Halbheit zu erklären, daß dieser Schritt einer offenen, kräftigen Entschiedenheit in Hessen weder Anerkennung fand noch Anregung erzeugte, ja daß er kaum einige flüchtige Aufmerksamkeit erregte, und heut zu Tage kaum noch bekannt ist. Seiner Zeit wird Tyrus und Sidon gegen dies Geschlecht aufstehen und es verdammen.

Jung-Stilling's Wirksamkeit, bekanntlich während seiner Marburger Professur am bedeutendsten, vermochte in Hessen oder richtiger in Marburg, denn das Land hat eigentlich nie etwas von seiner Existenz gewußt, kaum ein wenig Neugier zu erregen; Anklang und Theilnahme hat weder seine gläubige noch seine theosophische Richtung gefunden. Wie ein Mann, der doch nur als Professor der Staatswirthschaft bestellt und nur darauf „instruirt“ war, die dahin einschlagenden Collegia zu lesen, sich mit religiösen Dingen befassen könne, war und ist noch dem Hessen ein unbegreifliches Ding: weil Jung zu seiner christlichen Wirksamkeit keine Instruction empfangen hatte, erklärte ihn die einmüthige Stimme der Kernhessen für unfähig zu derselben, und

da er die staatswirthschaftlichen Collegia, die er zu lesen „Instruktion“ hatte, schlecht las, so war er für die Hefen ein nichtexistirender Mann, höchstens zuweilen ein Gegenstand des Spottes; nur einige ältere Ärzte hört man noch jetzt mit einiger Anerkennung von ihm reden.

Wachler, dessen direkte kirchliche Wirksamkeit als Professor nur gering seyn konnte, da er Lutheraner war, mithin nicht zur theologischen Fakultät gehörte, wußte bekanntlich nicht wenig anzuregen, aber auch die stärksten Funken seines Genius scheinen nirgends Zündstoff gefunden zu haben: er ging den Hefen vorüber wie alle Andere, und war bald vergessen; der Halbheit der Neologie aber thaten seine Annalen auch in Hefen großen Vorschub. Müncher fand mehr durch seine äußerliche Wirksamkeit als durch seine historische Gelehrsamkeit, die man anstarrte, ohne ihr weder folgen zu können noch zu wollen, Anerkennung; kirchliche Förderung war weder aus seinen Collegien noch aus seinen Büchern zu schöpfen. Arnoldi (starb 1835, 85 Jahr alt) imponirte durch den Ernst und die strenge Würde seiner ehrwürdigen Persönlichkeit; leider getraute er sich mit seiner Rechtgläubigkeit nicht recht an das Tageslicht, und so waren es nur einzelne, aber hin und wieder reich gesegnete Samenförner, die er gleichsam verloren austreute; die Masse seiner Zuhörer fand sich, was nicht genug beklagt werden kann, durch ihn nur in ihrer Halbheit bekräftigt. Das größte Behagen fand die Foule der Hefischen Theologen neuerer Zeit an Johann Lorenz Zimmermann (starb 1834, nachdem er über zwei und vierzig Jahr den Lehrstuhl inne gehabt hatte), nicht allein ungeachtet, sondern weil er den Pfeilen des Spottes eine ziemlich breite Fläche darbot, meist auch wohl darum, weil Jeder in ihm, der jeder Eigenthümlichkeit des Wissens und der Gesinnung ermangelte, sich selbst am leichtesten wiederfand. Die unendlichen Hefte — von Semester zu Semester aus dem breiten Strome der theologischen Makulatur-Litteratur immer höher; zu einem am Ende fast bedrohlich ansteigenden Sumpfe anschwellend — welche er, mit gewissenhafter Sorgfalt für Commata und Punkte, dictirte, waren höchstens den schreibenden Händen, nicht dem Sinne der knechtischen Lerner unbequem, im Gegentheil fand derselbe, der in diesen Hefen „Alles zu haben“ sich behaglich tröstete, sein volles Genügen daran. Als ein instar omnium und non plus ultra galt zwanzig Jahre lang unveränderlich „der vortreffliche Krug“, dagegen hieß es von Schleiermacher's Dogmatik: „hüten Sie sich vor dem Buche, meine Lieben, das ist ein gefährliches Buch.“ Der „hohe Werth der achten Religion“, „der hohe Werth der Dogmatik“ (eben so der Tugend, der Moral u. s. w.), wurde mehrere Stunden lang unermüdlich deducirt, eben so unermüdlich in der Eregese das Hebräische *Vav*, als dem Griechischen *καλ* correspondirend, unzählige Male dargestellt; dagegen hieß es bei der Lehre von der Ubiquität: „in futuram oblivionem, meine Herren!“ und bei der in wenigen Sätzen abgefertigten Lehre von der Rechtfertigung und vom Glauben: „das ist für das Examen, meine Besten, denn mein verehrungswürdiger College Arnoldi fragt in jedem Examen danach.“ Daß es eine Grundlehre der Evan-

gelischen Kirche gebe, ist wenigstens bis zum Jahre 1819, in welchem der Zeichner dieser Skizze von dem Schreiberdienste Zimmermann's epimirt wurde, niemals über die Lippen dieses Mannes gekommen, und was Zimmermann nicht gesagt, d. h. dictirt, hatte, das war für die Masse der Theologen überhaupt nicht in der Welt. *) Wo dieser Mann nicht allein gehört, sondern mit Beifall, ja lange Zeit mit ausschließlichem Beifall gehört wurde, wo er lange Jahre sogar eine Autorität bildete, da läßt sich erwarten, daß auch nicht ein einziger der theologischen und kirchlichen Gegensätze der neueren Zeit zum Bewußtseyn gekommen, oder gar verarbeitet worden sey. So war es zwar schon seit zweihundert Jahren in Hefen gewesen, doch müssen wir annehmen, daß diese lange Bewußtlosigkeit endlich unter Zimmermann ihren Gipfel- und Wendepunkt gefunden habe; wir wollen wenigstens hoffen, daß das träumerische, lallende Nachsprechen, welches bis zur Unaussehlichkeit in Hefen einheimisch geworden ist, nunmehr ein Ende nehme; daß ein Ende nehme das „Keinem ganz Recht und Keinem ganz Unrecht geben,“ eine Maxime, die von Oben bis Unten als die wahre (Hefische) Weisheit heute wie vor dreihundert Jahren angepriesen wird, und für die Wenigen, welche sich durch alle Dornen der Anfechtung bis zu der höchsten Höhe der zeitlichen Erkenntniß durchgearbeitet haben, eine gewisse Berechtigung in sich schließen mag, denen aber, die vom Vater und Altvater her immer unter dem Niveau der Ereignisse geblieben sind, und die zeitbewegenden Interessen nur vom Hörensagen kennen, gar zu selbstam ansteht. Wir wollen insbesondere hoffen, daß das Bekenntniß des evangelischen Glaubens, welches den Hefen jetzt so nahe gelegt ist, daß es unmöglich scheint, ohne ein bestimmtes Ja und Nein daran vorüber zu kommen, nicht zu dem belobten Nachsicherrn-Ja, und das Besprechen der christlichen Dinge von Seiten der aufrichtig Bekenennenden nicht zu einem, der Grundlage der Erkenntniß und Erfahrung entbehrendem Geschwätz werden möge, worin wir nur eine neue Hefische Nachbeterei sehen können, die unausbleiblich in wenigen Jahren Ueberdruß und Gleichgültigkeit erzeugen muß.

Wir eilen, unsere schon zu ausführliche Darstellung mit einigen wenigen Zügen bis auf die neueste Zeit herabzuführen. Die Bewegungen der Jahre 1813 — 1815 gingen für das

*) Der seltsame Burscher in Leipzig hat einstmals in seiner bekannten Manier gesagt: „An jenem Tage werden Viele, welche die reine Lehre verachtet haben, um der Verdammniß zu entrinnen, kommen und sagen: „Herr, wir haben nicht gewußt, welches die reine Lehre war, und woher sollten wir das wissen?“ Da wird aber der Herr ihnen antworten: „Hat nicht mein Knecht Burscher in Leipzig Symbolik gelesen?“ — Dieses Zeugniß hat die Hefische Theologenwelt nicht gegen sich, denn dreißig Jahre lang (bis 1821, als Sartorius ankam) erfuhr sie auch außer Zimmermann's Collegien wenig oder gar nichts von den Lebensmomenten der Evangelischen Kirche. Der Besuch einer ausländischen Universität gehörte, nachdem das Wandern nach Holland und Bremen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgehört hatte, für die Theologen (mit Ausnahme der Schmalkalder) zu den äußersten Seltenheiten.

Kirchliche Leben in Hessen als gänzlich bedeutungslos vorüber; man kann getrost behaupten, daß man in Hessen (den Kurfürsten Wilhelm I. ausgenommen, welcher sich dadurch ein achtungswerthes Denkmal setzte, daß er den großen jährlichen Bußtag auf den Jahrestag seiner Vertreibung, den 1. November verlegte) nicht begriff, welche Beziehung diese Ereignisse zu der Kirche, ja zum religiösen Leben überhaupt haben könnten. Auch ist sich darüber nicht sonderlich zu verwundern, denn während der Weisphälischen Zeit war in religiöser und kirchlicher Hinsicht alles wie vorher geblieben — flach, matt und lau, und nachher war es wieder wie vorher; ja die alten Reminiscenzen von 1760—1785 waren in Cassel wieder aufgewacht, und notre bonne ville de Cassel befand sich in gewissen Punkten nicht allzu schlecht unter Jerôme, weshalb sich auch der Enthusiasmus, der sich bei der Einholung des vertriebenen Kurfürsten gezeigt hatte, gar bald abkühlte. Die Prediger aber waren in den Temporalien auf unrichtmässige Weise beschränkt und bedrängt, und hiedurch ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf diesen Punkt gelenkt worden, so daß sie, sobald sie später zur freien Rede gelangten (im Jahre 1830) die „Verbesserung ihrer Lage“ (welche übrigens 1814 alsbald restituirt worden war) als das Einzige und Höchste unter ihren Wünschen, den damals nicht allein hochmögenden, sondern allmögenden Landständen an das Herz legten. Darum konnten sie es auch nicht verwinden, daß Mehrere aus ihrer Mitte andere Interessen höher stellten und zunächst zur Sprache gebracht wissen wollten, wenn gleich dies nur die sehr unschuldigen Verfassungsangelegenheiten waren, welche kurz darauf von Bickell und Supfeld auf noch ernstlichere Weise angeregt und von den Landständen begünstigt wurden. — Eben so gedankenlos, wie die Jahre 1813—1815, ließ man das Reformationsjubiläum vorübergehen, doch gab dasselbe die Veranlassung zur Vereinigung der Reformirten und der Lutherischen Kirche im Hanauischen, welche vermittelt einer im Jahre 1818 abgehaltenen Synode auf rein äußerlichem Wege (so daß man ausdrücklich feststellte, es solle über das Dogma gar nicht traktirt werden, mithin einzig und allein über den Ritus des Brodtbrechens, als den cardo rei, auf die seltsamste, leider durch den Abdruck der Akten amtlich veröffentlichte Weise verhandelte) bewerkstelligt wurde. Seit dem Jahre 1822 wurde auch die theologische Fakultät zu Marburg mit Lutheranern besetzt; zuerst gelangten Just und Hartmann, später Sartorius, dem die erste Wiedererweckung des kirchlichen Bewußtseyns in Hessen zugeschrieben werden muß, in dieselbe und jetzt ist nur noch ein „Reformirter“ in dieser „reformirten“ Fakultät übrig. Die um die eben bezeichnete Zeit versuchte Vereinigung der Confectionen in Oberhessen scheiterte an Kleinlichkeiten; wir wünschen, daß sie immer scheitern möge, so oft sie von Außen her veranstaltet werden soll, wiederholen aber, daß nichts leichter und nichts noth-

wendiger ist als eine innere, auf ein, wenn schon nur mäßiges, kirchliches Bewußtseyn gebaute Vereinigung. —

Der Herr der Kirche hatte lange Zeit die kleine Herde, von der bisher die Rede gewesen, ihre Wege gehen lassen; da erging zuerst wieder vor etwa funfzehn Jahren sein Ruf an Mehrere; sie erwachten, aber „es war ihnen wie den Träumenden;“ seitdem hat er ein Gericht nach dem anderen herbeigeführt, um aus dem Traume zum vollen Erwachen zu verhelfen. Wir mußten hier auf die Jubelfeier der Augsburgerischen Confession, vor Allem aber auf die politischen und kirchlichen Stürme der Jahre 1830, 1831, 1835 und 1839 eingehen, Begebenheiten, in denen das Bewußtseyn der Einzelnen sich auf sehr verschiedene, insbesondere bald schnellere, bald langsamere, jedenfalls aber eigenthümliche Weise entwickelte. Mit verwunderten Blicken sahen Viele, die sich bisher mit ihrem Glauben oder Glaubenskeime ganz einsam gewöhnt hatten, eine stets wachsende, persönlich größtentheils ganz unbekannte Gemeinde sich in der Nähe und Ferne sammeln; aus nicht weniger verwunderten Augen erblickten Andere, welche sich bewußt waren, nichts Anderes als den alten evangelischen Glauben, den der Herr in ihnen nur erweckt, in ihrem Herzen zu tragen, bisherige Gefährten und Genossen als Gegner, bald als erbitterte Feinde der „Pietisten und Mystiker“ sich gegenüber stehen; während sie mit sanguinischer Gutmüthigkeit gemeint hatten, wie es bei ihnen gezündet habe, so müsse es in allen Herzen gezündet haben, und man brauche das rechte Wort nur zu sprechen, um allgemeine Zustimmung zu finden, fanden sie zu ihrem höchsten Erstaunen allgemeinen Widerspruch. — Doch diese Zustände liegen uns noch zu nahe, und wir selbst sind von Anfang an zu tief in dieselben versenkt gewesen, als daß uns deren Darstellung erlaubt oder auch nur möglich seyn sollte; — einweisen wollen wir jedoch den Artikel „politisch-religiöse Hassenpflugsche Partei“ den Herren Bretschneider und Compagnie in und außer Hessen zum fortwährenden fleißigen Vertriebe in der Darmstädter allgemeinen Halle als einen der gangbarsten angelegentlich empfohlen haben, da dies der größte Unsinn ist, welcher über die Hessischen Kirchenangelegenheiten zu Tage gefördert werden kann; zu etwas feinerem und gelinderem Unsinn könnte auch Rath geschafft werden, doch ist diese Sorte von dem erwähnten Hause bis daher, als der Verwechslung mit „Sinn“ und „Verstand“ ausgesetzt, verschmäheth worden, und haben sich die Herren, wie billig, hier wie sonst immer an den kräftigsten Ausbruch gehalten.

Für diejenigen, welche Augen haben zu sehen, und Verstand und Willen, um zusammenhängend zu denken, glauben wir eine hinreichende Anzahl von Thatfachen mitgetheilt zu haben, um sich aus denselben auch die neueren Hessischen Kirchenzustände, wenn gleich vorerst nur im Allgemeinen, genügend zu erklären.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 9. September.

N^o 73.

Der evangelische Fürst im siebzehnten Jahrhundert.

Skizzen aus dem Leben des Herzogs Ernst des Frommen, geboren den 25. December 1601, gestorben den 26. März 1675.

Der evangelische Fürst hat eine höhere Macht und darum auch eine schwerere Aufgabe und größere Verantwortung als der katholische, weil ihm ein sehr bedeutender, nicht genau begrenzter Einfluß auf die Kirche seines Bekenntnisses in seinen Staaten zusteht. Er versündigt sich, wenn er von dieser aus Gottes Gnaden ihm verliehenen Macht, welche zugleich ein Amt und eine Pflicht in sich schließt, nicht Gebrauch macht und sein Pfund vergräbt; er versündigt sich noch schwerer, wenn er diese Macht zu irdischen Staatszwecken, oder wohl gar zu seinen persönlichen unreinen Absichten mißbraucht, wie solches früherhin von den Byzantinischen Kaisern nur allzu häufig geschehen ist, in deren Händen eine ähnliche Gewalt war. Großer Schaden wird, auch bei gutem Willen, von den Fürsten dann gestiftet, wenn sie das Kirchliche auf gleiche Weise und durch dieselben Behörden verwalten wollen, wie diejenigen Geschäfte, die der politischen und polizeilichen Administration anheimfallen. Man darf sich deshalb nicht wundern, wenn nicht selten Stimmen laut werden, die es beklagen, daß durch die Reformation die Evangelische Kirche den evangelischen Fürsten in solchem Maße unterworfen worden ist, daß ihnen durchaus keine verfassungsmäßige Beschränkung durch eine gleichgestellte kirchliche Obrigkeit, die der des Papstes verwandt wäre, in den Weg treten kann, wenn sie die Kirche beeinträchtigen. Wir möchten auch keineswegs behaupten, daß diese Klage ohne Grund wäre und das Recht der Kirche gegen die Fürsten nicht genauer bestimmt, richtiger abgewogen und besser gesichert werden könnte, als es jetzt bei uns der Fall ist. Aber Alles hat seine Zeit und eine solche organische Feststellung der kirchlichen Rechte gegen die fürstlichen ist jetzt gewiß nicht an der Zeit. Dagegen dürfen wir nie vergessen, daß auf der Persönlichkeit der Männer, in deren Händen die Gewalt liegt, unter allen Verhältnissen das Meiste beruht, und ganz besonders auf der Persönlichkeit der Fürsten. Und ein evangelischer Fürst, der seine Sendung kennt und liebt, der vor Gottes Augen wandelt und nach Gottes Willen regiert, hat den höchsten, herrlichsten Beruf auf Erden.

Unsere Kirche ist in dem Zeitraum von mehr denn dreihundert Jahren, den sie durchlebt hat, noch nicht grade sehr reich an Fürsten, die ihren Beruf in seiner ganzen Höhe und zugleich mit völlig gerechter Selbstbeschränkung erkannt und erfüllt hätten: doch hat sie Einige aufzuweisen, die die schönste Palme errungen haben. Aber der Trefflichste unter diesen Trefflichen dürfte Ernst der Fromme gewesen seyn, in dem von Jugend auf

die göttliche Gnade so reichlich wohnte, daß man kaum etwas hinzuthun dürfte, um in ihm das Ideal eines evangelischen Fürsten zu zeichnen, und sein Leben als eine christliche Cyropädie den Fürsten und Fürstenthümern darzustellen. Was Spener nach ihm als Diener der Kirche war, das war er als christlicher Fürst: alle Mängel, die Spener sah und rügte, die hat er schon vor ihm gesehen und in seinen Landen zu bessern nicht fruchtlos sich bemüht. Gotha war in jener Zeit das evangelische Zion, der Sammelplatz frommer und gelehrter Männer, die für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens wirkten; die Einrichtungen des Gothaischen Landes leuchteten anderen Ländern vor: christliche Zucht und christlicher Unterricht kam unter das Volk. Allerdings beschränkte sich der wohlthätige Einfluß des frommen und großen Fürsten zunächst nur auf sein Land; aber innerhalb dieser Gränzen erstreckte er sich auch auf alle Theile des Volkslebens und des Staatshaushalts, und nichts, was zur allgemeinen Wohlfahrt beiträgt, ward übersehen. Und nachdem die Wohlfahrt der eigenen Länder gesichert war, dehnten sich die Entwürfe Ernst's auch auf allgemeine kirchliche Unternehmungen aus, die von der Größe und Unbefangtheit seines Geistes zeugten, und eben nur an der Engherzigkeit und Befangtheit seiner Zeitgenossen scheiterten. Lassen wir jetzt das Bild seines Lebens vor unseren Augen vorübergehen!

Herzog Ernst, Urenkel Johann Friedrich's des Großmüthigen, der den Kurhut Sachsens verloren hatte, war in der Christnacht des Jahres 1601 auf dem Schlosse zu Altenburg geboren, als der neunte von elf Söhnen, welche dem Herzog Johann in elf Jahren seine Gemahlin Dorothea Marie, eine Fürstin aus dem Hause Anhalt-Köthen, geschenkt hatte. Drei von den elf Brüdern starben in früher Jugend, die meisten in den besten männlichen Jahren: Ernst überlebte den letzten unter ihnen, Wilhelm, noch um dreizehn Jahre. Nach der damals noch herrschenden Gewohnheit der Sächsischen Häuser hatte der Erstgeborene nur ein geringes Vorrecht vor seinen Brüdern: sie besaßen das väterliche Erbe gemeinschaftlich und vertheilten die Einkünfte, bis sie es etwa in Folge von Verheirathungen angemessener fanden, ihre Erblande mittelst Recesses unter sich zu theilen. So schien dem Herzog Ernst bei seiner Geburt nur ein kleines Gebiet bestimmt zu seyn, und nie hat Ehrgeiz oder Ländergier sein Herz verlockt: vielmehr ließ er um der Eintracht willen bei Erbtheilungen, wie einst Abraham gegen seinen Brudersohn Loth, gern den Vorzug seinen Brüdern und Vettern. Aber Gott fügte es so, daß er früh Gelegenheit fand, die Regierungskunst zu üben und nach und nach durch Erbanfall ein Gebiet erhielt, das größer war als das väterliche, da ihm auch ein Theil der Altenburgischen Lande im Jahre 1640 zufiel.

Unter seinen Brüdern sind besonders zwei, freilich auf sehr entgegengegesetzte Weise, merkwürdig geworden: der Eine als einer der größten Helden des dreißigjährigen Krieges, Herzog Bernhard, der Jüngste unter den elf Brüdern, der in seinem fünf und dreißigsten Jahre am 8. Juli 1639 zu Neuburg am Rhein seinen Lauf beschloß. Der Andere, Johann Friedrich, geboren den 19. September 1600, der im Jahre 1628 durch Selbstmord vom Leben schied, nachdem er durch Jähzorn, Mord, geheime Zauberkünste und vermeintliches Bündniß mit dem Teufel in eine völlige Geisteszerrüttung verfallen war, ein lehrreiches Warnungsbild der Verirrungen, denen das menschliche Herz in seiner Verwilderung fähig ist.

In dem Sächsischen Fürstenhause zu Weimar war eine fromme und überhaupt sehr sorgfältige Erziehung der Prinzen herkömmlich, und auch Herzog Ernst genoß einer solchen, wiewohl die Verhältnisse seiner Jugendjahre nicht besonders günstig waren. Noch nicht völlig vier Jahre alt verlor er am 31. October 1605 seinen Vater und kam nebst seinen Brüdern unter die Vormundschaft des Kurfürsten von Sachsen, bis 1615 sein ältester Bruder Johann Ernst sein ein und zwanzigstes Jahr erreichte und nun, selbst mündig, die Vormundschaft für seine Geschwister übernahm. Doch leitete die Mutter, die verwitwete Herzogin, vorzüglich die Erziehung, bis sie am 18. Juli 1617 starb. Von den frühesten Jahren an wurde die heilige Schrift dem jungen Prinzen bekannt und lieb; noch als ein kleiner Knabe schrieb er einst ein Briefchen an seine Mutter und erbat sich zum Christgeschenk eine Bibel: so lange er lebte, nährte er sich täglich daheim und auf Reisen mit dem Worte Gottes und schöpfte daraus nicht nur seines Herzens Trost und Kraft, sondern auch seine Regentenweisheit. Unter den Aussprüchen, die man oft aus seinem Munde hörte, waren daher folgende: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, ist nicht fähig, Menschen zu regieren; ein Fürst, der Niemanden fürchtet, soll doch das Auge des allsehenden Gottes scheuen; die Furcht Gottes ist der rechte Schutz und Schatz eines Fürsten; ein Fürst, der in den Himmel kommen will, muß täglich an die Hindernisse des Weges und den Himmel selbst denken, denn es ist schwer im höchsten Glücke auch das höchste Gut zu erlangen; ein Fürst, der sich auf Gott verläßt, ist nie verlassen.“ In einem Alter von kaum elf Jahren wurde er reif genug befunden, das heilige Abendmahl zu empfangen, welches er während seines Lebens zweihundert und fünf Mal genossen hat. Sein Jugendunterricht erstreckte sich übrigens auf Sprachen, Mathematik, Astronomie, Chemie, Fortifikation, Artillerie; auch an den Übungen im Reiten, Fechten und dergleichen körperlichen Fertigkeiten wurde nichts versäumt. Doch klagt er selbst, daß er in den Wissenschaften, besonders in den Sprachen, viel zu oberflächlich unterwiesen worden sey, und das Wesentliche seiner geistigen Ausbildung war seinem eigenen strebsamen Geiste überlassen. Dieser führte ihn aber auf den richtigsten Weg: durch Anschauung und Specialkunde, die er aus Urkunden und Alten schöpfte, machte er sich aufs Genaueste mit dem Schauplatz seiner künftigen Berufsthätigkeit, mit seinem Lande bekannt. Bis zum Jahre 1636 hatte er nach und

nach aus den Archiven sich eine Sammlung von mehr denn hundert Foliobänden Excerpte angelegt, aus denen Friedrich Hartleber größtentheils die Acta publica, die er 1645 in zwei Bänden herausgegeben, geschöpft hat. Frühzeitig nahm er an den Berathschlagungen seiner Brüder über gemeinschaftliche Regierungsangelegenheiten Theil. Seit dem am 19. März 1629 gestifteten Receß, in dem sich die damals noch lebenden vier Brüder Wilhelm, Albrecht, Ernst und Bernhard verglichen, hatte er jährlich 8000 Mfl. Einkünfte. Schon damals zeigte er die unvergleichliche Gabe und Kunst der weisen Verwaltung, durch die es ihm möglich ward, große Summen zum allgemeinen Besten zu verwenden. „Ein Fürst, der den Mangel vertilgen will,“ pflegte er zu sagen, „muß erst die Mutter des Mangels, die Verschwendung, vertilgen; nicht reichliches Einnehmen, sondern sparsames Ausgeben macht reich; ein Fürst, der ein guter Wirth ist, wird den dritten Theil der Einkünfte des Landes auf ungewisse Zeiten in den öffentlichen Schatz legen und nicht über das Meer schicken, um Spielereien dafür kommen zu lassen.“ Durch diese weise Sparsamkeit wurde es ihm möglich, schon am 19. April 1629 durch eine Stiftungs-Urkunde ein Kapital von 27,000 Mfl., das jährlich 537 Mfl. Zinsen gab, für einen milden Zweck zu bestimmen. Er hatte bemerkt, daß viele rechtschaffene Pfarrer und Schuldiener ihr Amt größtentheils unter drückenden Nahrungsforgen führten und daß es den meisten Kindern an den nöthigen Schulbüchern fehlte. Diesen Mangel sollte die neue Stiftung mildern. Zugleich bekümmerte er sich auch um das Innere des Unterrichtswesens und empfahl die neue Methode des Schulunterrichts, die damals ein gewisser Ratichius aufgebracht hatte, dessen Symbolum war: „Gewohnheit verschwindt, Vernunft überwindt, Wahrheit Platz findt.“ Obwohl der Mann selbst ihm nicht gefiel, ließ er ihn doch eine Zeitlang auf seine Kosten in der Nähe von Jena verpflegen und empfahl ihn eifrig an die Fürstin Anna Sophia zu Rudolstadt.

Ernst war ein Friedefürst; doch entzog er sich auch dem Kriege nicht, wo die Pflicht gebot, und zeigte sich auch hier als einen tapfern und einsichtsvollen Fürsten. Als Gustav Adolph der bedrängten Evangelischen Kirche Deutschlands zu Hülfe kam, trat er mit den übrigen Fürsten des Sächsischen Hauses auf seine Seite und nahm als Oberst eines Reiter-Regiments an den Schlachten bei Nürnberg und bei Lützen Theil; in der Lützener Schlacht schlug er nach Gustav Adolph's Fall die heftig andringenden Pappenheimer zurück und entschied vorzüglich den Sieg des evangelischen Heeres. Vorher hatte er dem König ein ansehnliches Geschenk von Geschütz gemacht, das er selbst hatte gießen lassen. Seit dem 21. Juli 1633 regierte er statt seines Bruders Bernhard das diesem von der Krone Schweden geschenkte Herzogthum Franken nebst den Bisthümern Würzburg und Bamberg, und hier war es zuerst, wo er sich als Fürst durch Großmuth eben so wie durch Weisheit in der Organisation der Landesverwaltung hervorthat. Er war im Fremden treu, ehe ihm Gott das Eigene gab. Er ordnete nicht nur die Verfassung des Regiments, sondern that auch Vieles

zur Verbesserung der Kammergüter, ließ Hind- und Schafvieh aus den Weimariſchen Landen kommen, ſorgte für Weinflechter, unterſtützte die verarmten Unterthanen. Ganz vorzüglich aber nahm er ſich der Evangelischen Kirchen und Schulen an, richtete ein förmliches Kirchensystem unter einem Conſiſtorium ein, erweiterte das evangelische Gymnaſium in Würzburg, berief für die Schulſtellen auf dem Lande wohlunterrichtete Schullehrer aus Thüringen und Sachſen. Dabei bewies er der Katholiſchen Kirche nicht nur alle billige Rückſicht, ſondern widmete ihr auch eine wahrhaft väterliche Sorgfalt; er vermehrte die Einkünfte des Jeſuiten-Collegium in Würzburg, deſſen Beſtehen durch die unglücklichen Zeitumſtände gefährdet war, und ließ ſich das Namensverzeichniß der in dieſer Anſtalt befindlichen Jünglinge mit Angabe ihres Alters und Vaterlandes einreichen. Nachdem die Organifation vollendet war, ſetzte er in Würzburg einen Statthalter ein und behielt ſich nur die obere Leitung der Regierung vor. Als im Jahre 1635 der Biſchof von Würzburg wieder in den Beſitz ſeines Biſthums geſetzt worden war, bezeugte er gegen den Erzherzog Leopold, daß der Herzog Ernſt während der Zwifchenzeit beſſer hausgehalten, als er, der Biſchof, ſelbſt es hätte thun können. In derſelben Zeit, wo die Verwaltung der Fränkischen Lande ihm ſo viel Geſchäfte verurſachte, erreichte Ernſt durch Verhandlung mit ſeinen Brüdern und Vettern, daß die Univerſität Jena durch die Dotirung mit der Herrſchaft Remda und dem damals heimgefallenen Biſthumſchen Lehn Apolda einen geſicherten Fonds erhielt.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (am 26. Auguſt 1634) verzweifelte Ernſt an dem Erfolge des Krieges und trat mit ſeinen Brüdern Wilhelm und Albrecht dem von Kurfachſen geſchloſſenen Prager Separatfrieden im Sommer des Jahres 1635 bei. Nun begann er für die chriſtliche Erziehung der Jugend und des Volks in ſeinen Landen eine durchgreifende reformatoriſche Wirkſamkeit in immer forſchreitender Conſequenz zu entwickeln. Das Erſte, was er unternahm, war das große Bibelwerk, das unter ſeiner kräftigen Leitung in vier Jahren vollendet wurde. Es jammerte ihn der tiefe Verfall des chriſtlichen Lebens, die Gottvergeſſenheit und Sittenloſigkeit, die er unter allen Ständen bemerken mußte, und er glaubte den Grund davon in der Unbekanntschaft mit der Bibel zu finden, in der die meiſten evangelischen Chriſten lebten. Da ihn aber die Erfahrung gelehrt hatte, daß von Vielen das Leſen der heiligen Schrift darum vernachläſſigt würde, weil ihnen viele Stellen ſtets dunkel blieben und ihnen Anleitung fehlte, das Geleſene auf ſich anzuwenden, ſo wollte er dieſem Mangel abhelfen und eine Ausgabe der Bibel veranſtalten, in der Alles, was ſich auf bibliſche Archäologie und Geographie bezöge, durch Beſchreibung, Charten oder Abbildungen erläutert würde, und zugleich eine Anweiſung über Sinn, Bedeutung und Zusammenhang der wichtigſten bibliſchen Lehren zu finden wäre. Neun und zwanzig Theologen wurden beauftragt, einzelne Theile dieſer Arbeit zu übernehmen, dabei aber ſich aller Controverſen zu enthalten; die Jena'iſchen Profeſſoren Major, Johann Gerhard, Himmel und Dillherr ſollten dann die Reviſion des Ganzen ſich ange-

legen ſeyn laſſen. Nach Gerhard's Tode trat an deſſen Stelle der Profeſſor Salomo Glaß, der die Vorrede und eine Inſtruktion über den Gebrauch des Werks zuletzt hinzufügen ſollte. Zur Beſchreibung der jüdiſchen Chronologie, der Maße, Münzen und Gewichte wurde ein Mathematiker, zur Fertigung der Charten, der Darſtellung der Stiftſchütte und des Tempels ein geſchickter Zeichner zugezogen. Zu Nürnberg wurde dieſes Werk gedruckt und im Jahre 1640 vollendet; die Prediger in Nürnberg waren darüber ſo erfreut, daß ſie auf der Kanzel Gott für dieſe Wohlthat dankten und den Fürſten priefen, der ſich dieſes Verdienſt erworben. Der Preis war ſechs Thaler und einige Groſchen; aber der Herzog kaufte über hundert Exemplare an ſich und vertheilte ſie umſonſt oder zu herabgeſetzten Preiſen an Prediger, an Kirchen und an Einzelne ſeiner Unterthanen. Gleichzeitig ließ er für die Jugend die bibliſche Geſchichte in Kupfer ſtechen, und unter dem Titel: „chriſtliche gottſelige Bilderschule,“ mit Erklärungen und Bibeldprüchen herausgeben. Dieſe Bilderschule erſchien 1636; der Herzog ſorgte für ihre Verbreitung in den Schulen und ließ ſeine eigenen Kinder danach unterrichten; ſpäter wurde dieſes Werk auf ſeine Veranſtaltung auch mit Franzöſiſchem (1666) und Italieniſchem (1673) Texte herausgegeben.

Am 24. Oktober 1636 verheirathete ſich Ernſt mit der Prinzefſin Eliſabeth Sophie, einziger Tochter des Herzogs Johann Philipp zu Altenburg, die ihm in den Jahren von 1638 bis 1663 achtzehn Kinder gebär, ſieben Töchter und elf Söhne, von welchen letzteren ſieben den Vater überlebten. In Folge der Erbanfälle, die durch den Tod ſeines Schwiegervaters und ſeines Bruders Bernhard eintraten, wurde dem Herzog Ernſt mittelſt Erbvertrags vom 13. Februar 1640 die Stadt Gotha zu Theil, in welche er fortan ſeine Reſidenz zu verlegen beſchloß, da er bis dahin in Weimar in dem von ſeinem Großvater Herzog Johann Wilhelm erbauten ſogenannten Gartenhaus oder Franzöſiſchen Schloßchen, wo gegenwärtig die Bibliothek aufbewahrt wird, gewohnt hatte. Am 24. Oktober 1640, grade vier Jahr nach ſeiner Vermählung, zog er feierlich in Gotha ein, mußte ſich aber, da das alte Herzogliche Schloß wüſte lag, mit einer nicht eben fürſtlichen Wohnung im Rathhauſe behelfen. Er gedachte nun ſich eine würdige Reſidenz zu bauen: doch ging er bei dieſem Unternehmen, je mehr es ihm am Herzen lag, mit deſto größerer Gewiſſenhaftigkeit zu Werke. Er ſetzte eine eigene Commiſſion, die aus ſeinem Kanzler, zwei Hofrärthen und zwei Conſiſtorialrärthen beſtand, nieder, um die Gewiſſensbedenken, die ſich dagegen erheben könnten, zu prüfen. Dieſe Bedenken waren folgende: 1. daß durch den Schein von Wohlſtand, den ein ſo koſtbarer Bau erregte, die Generale der kriegführenden Mächte einen Vorwand nehmen könnten, die Forderungen an das Land zu vermehren; 2. daß die Baukoſten beſſer zur Aufhülfe für den verarmten Landmann anzuwenden wären; 3. daß der Fürſt durch dieſen Bau einen eiteln Ruhm ſuchen, ſeiner Sterblichkeit vergeſſen und ſeine Regentenpflichten verſäumen möchte. Der gutachtliche Bericht der niedergeſetzten Commiſſion, datirt Gotha den 27. März 1643, iſt noch vorhanden, beseitigt aber dieſe Einwände; und erſt nach dieſer Prü-

fung hatte der Herzog Ernst Freudigkeit, mit gutem Gewissen vor Gott und vor Menschen den Bau zu beginnen, der in fünf Jahren beendet wurde. Am 16. Juli 1646 wurde die Kirche des neuen Schlosses eingeweiht und zugleich der am Tage vorher geborene Prinz darin getauft; zwei Jahre später war das Schloß selbst vollendet. Das alte Schloß hatte Grimmenstein geheißt: das neue nannte Ernst zum Gedächtniß des in demselben Jahre 1648 geschlossenen Friedens, der dem dreißigjährigen Kriege ein Ende machte, Friedensstein. Ein scheinbar geringer, aber den Charakter dieses frommen Fürsten bezeichnender Zug darf hier nicht übergangen werden. Als er noch im Rathhause zu Gotha residierte, war er ziemlich weit von der Kirche entfernt; es wäre unschicklich gewesen, wenn er mit seinem Hofstaat zu Fuß zur Kirche gegangen wäre; um aber seinem Leibkutscher die Sabbatsruhe nicht zu stören, ließ er sich durch mehrere Häuser einen bedeckten Gang von der Residenz aus zur Kirche führen.

Nach dem Prager Frieden waren für die Herzoglich-Sächsischen Lande die schwersten Kriegsjahre gekommen; durch Plünderungen, Contributionen, Brand und Seuchen wurden viele Ortschaften völlig verödet; die Einwohner starben aus oder flohen und ließen die Äcker wüste liegen; nicht wenige Schulen und Kirchen waren ganz verlassen, und die Bande der Gesellschaft drohten sich völlig aufzulösen. Bei der Vernachlässigung des Landbaues nahm Mangel und Theuerung immer mehr überhand, und Hunderte von Menschen kamen durch Hunger und Elend um. Solche Noth war für den rettenden, ordnenden Geist eines frommen und weisen Fürsten das schönste Erbtheil: denn hier fand er die Gelegenheit, die reichen Gaben, die Gottes Gnade ihm verliehen, im vollsten Maße zu entwickeln und zu gebrauchen. Noch mitten in dem Kriegselend begann Ernst mit dem Jahre 1640 das große Werk der Wiederherstellung. Er legte Magazine an, um mit geringerer Beschwerung der Unterthanen die Kriegslasten zu tragen und die hilfsbedürftigen Landwirthe mit Samenkörnern zu versehen; er richtete eine Art von Landwehr zur Vertheidigung gegen wilde streifende Horden ein, besetzte die Stadt Gotha, rief die flüchtigen Landbauer zurück und weckte durch seine guten Anstalten in den verzagten und verzweifelten Menschen wieder Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Aber solche Hülfe für die augenblickliche Noth war ihm noch das Wenigste: feste Grundlagen für eine dauernde Wohlfahrt wollte er schaffen und für diesen Zweck hatte er immer zugleich die Augen auf die Kirche, auf die Schulen und auf die Administration gerichtet. Zeigten sich Hindernisse, so drang er nicht gewaltsam durch, ließ aber auch nicht nach, bis er die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hatte. Zuerst suchte er sich immer durch sorgfältige Visitationen von den vorhandenen Mängeln und Hilfsmitteln zu unterrichten: dann wählte er tüchtige Männer für die Ausführung der Verbesserungen, die er selbst eronnen oder durch kluge Räte als heilsam erkannt hatte; dann ging er Schritt für Schritt in den neuen Einrichtungen vorwärts.

Eine seiner ersten Sorgen war die völlige Erneuerung des Landesgymnasiums in Gotha; denn Schulen, so sagt er in einem Rescript vom 13. Januar 1641, sind in einem wohlgeordneten Regiment nächst dem göttlichen Worte das höchste Kleinod und gleichsam schöne Gärten, worin allerhand fruchtbare Bäume erzogen werden, welche man mit der Zeit mit großem Nutzen in die verschiedenen Ämter des Staats versehen kann, und die deshalb von der landesfürstlichen Obrigkeit sorgfältig gewartet und gepflegt werden müssen. Zunächst suchte und fand er einen tüchtigen Mann, den er an die Spitze der Landeschule stellen konnte: der alte Rektor Waiz wurde mit Ehren emeritirt und an seine Stelle trat der bisherige Rektor zu Schleusingen, Reyher. Dann folgte eine gründliche Untersuchung des Gotha'schen Gymnasiums, für welche der Herzog den Commissarien die Punkte vorschrieb, die sie zu berücksichtigen hätten. Hierauf mußte Reyher eine Schulordnung ausarbeiten, wobei das Studium pietatis et humanitatis obenan gesetzt wurde. Reyher verfaßte auch einen vollständigen Cylus von Lehrbüchern für das Gymnasium, eben so für die niederen Schulen, für die letzteren ein ABC- und Syllabirbüchlein, Lesebüchlein, Leseübung, Psalterium, Evangelienbüchlein, Rechenbüchlein und einen Schulmethodus. Um den Druck dieser Schulbücher zu befördern, errichtete der Herzog eine eigene Buchdruckerei zu Gotha. Zugleich wurde die ökonomische Verwaltung der Schule verbessert, der Gehalt der Lehrer erhöht, das Lehrpersonal um drei neue Lehrer vermehrt; die Hörsäle wurden erweitert, sämtliche Schüler geprüft, die fähigen und fleißigen von den untauglichen abgetrennt, letztere ermahnt, eine andere Lebensart zu ergreifen. Auch die Privatlehrer der Abkömmlinge wurden in Ansehung ihrer Kenntnisse und Lehrmethoden wiederholten Prüfungen durch den Rektor des Gymnasiums unterworfen. In der Folge wurde im Gymnasium noch eine eigene Classis selecta gestiftet, in welcher auch Philosophie, Geometrie und Astronomie gelehrt werden sollte, wofür der Herzog, bis ein passendes Local beschafft war (bis 1658), ein Zimmer auf seinem Schlosse einrichten ließ. So ward dieses Gymnasium bald eine der ersten Lehranstalten, und es fanden sich Schüler aus allen Theilen des nördlichen Deutschlands, auch aus Holstein, Dänemark und Schweden daselbst ein. Unter den ersten Schülern Reyher's in Gotha war Veit Ludwig v. Seckendorf, den der Herzog Ernst als dreizehnjährigen hoffnungsvollen Jüngling in Koburg kennen gelernt und sich zu einem tüchtigen Staatsmanne zu erziehen beschloß hatte. Die Erwartungen, die der Fürst von dem Jünglinge hegte, wurden herrlich erfüllt, und der Jüngling wurde in der Folge nicht nur ein trefflicher Diener, sondern zum Theil auch wieder Lehrer seines fürstlichen Pflegers, der ihn im Jahre 1646 zum Aufseher seiner Privatbibliothek machte und, besonders auf Reisen, gern an seiner Seite hatte, um sich mit ihm über allerlei Wissenswürdiges zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 12. September.

N^o 74.

Der evangelische Fürst im siebzehnten Jahrhundert.

— Skizzen aus dem Leben des Herzogs Ernst des Frommen, geboren den 25. December 1601, gestorben den 26. März 1675.

(Fortsetzung.)

Seckendorf, der im Umgang und in den Geschäften den Herzog genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, schildert ihn in seinen Deutschen Reden und sagt von ihm unter Anderen Folgendes: „Sein Ingenium war so universell und penetrant, daß es bei keiner Materie sich aufhalten konnte, sondern über die Formalitäten hinweg und nur die Substanz und den Inhalt und zuvörderst die Ursache und Ordnung von allen Sachen zu wissen eilte: also war er mit keiner Autorität oder Vorwand des Herkommens abzuspeisen, sondern er untersuchte die Ursache und den Nutzen einer jeden Sache. Daher kam es, daß er von allen Disciplinen und Fakultäten, ja von allen mechanischen Künsten und Handgriffen also reden und urtheilen konnte, als ob er sie selbst gelernt hätte. Er kannte und nannte alle Instrumente und Arbeiten der Künstler und Handwerker: besonders aber, wie es bei solchen scharfsinnigen, vielfachen Köpfen geschieht, wußte er die Mängel und Gebrechen der Wissenschaften und Künste meisterlich zu finden, anzudeuten und Besserung vorzuschlagen. Insonderheit hatte er als ein allgemeines Principium gefaßt, es sollte nach Erheischung des Christenthums Alles, auch was nur ceremoniell oder zur Ergötzung gemeint war, nach Möglichkeit zur Erbauung oder Besserung angewendet und dazu keine Gelegenheit versäumt werden. Weil nun bei Solennitäten dem Herkommen nach etwas geredet werden mußte, so sah er gern, wenn ein oder die andere Moral mit vorgebracht wurde; außerdem, wenn die Reden nur in Titeln und Complimenten bestanden, hieß er es scherzweise einen Schnitt, Stadtschreibersrede, Hochzeitspruch und dergleichen, und konnte nichts übleres als vergebliche Worte anhören. Er war zwar, wenn er mit einer vertrauten Person absonderlich oder in dem Gemache redete, ganz offenherzig und konnte sich auch mit geringen Personen freundlich vernehmen und herauslassen: aber in Audienzen, in Rathstuben, auch bei der Tafel ließ er alle Bedachtsamkeit spüren. Also gehöhrte er auch die Seinigen dazu, daß nichts Unanständiges oder Verfängliches in seiner Gegenwart durfte geredet werden, welches eine überaus löbliche Klugheit und Zucht ist: denn großer Herren und vornehmer Personen Worte werden angemerkt, sie reden, wo sie wollen, ja was in ihrer Gegenwart geredet wird, das hat eine Beziehung auf dieselben und urtheilt man von ihrem Gemüthe, nachdem sie dasjenige, was geredet wird, anhören und aufnehmen.“ So weit Seckendorf.

Der Vortrag, den Ernst bei der fürstlichen Erb- und

Landeshuldigung am 17. Februar 1641 in seinem Namen zu Gotha halten ließ, war ein wohl überlegtes Manifest, in welchem er offenbarte, in welchem Geiste er zu regieren gedenke und welche große Aufgabe er sich gestellt habe. Die ganze Rede ist auf das Wort Gottes gegründet und mit Hindeutungen auf biblische Aussprüche und Beispiele durchflochten, was damals eben so wenig Allen gefiel, als es jetzt in einer solchen Staatsrede Allen gefallen würde. Zuerst begrüßt der Fürst freundlich seine nunmehrigen Unterthanen, indem er ihnen nach dem Unterschiede der Stände die Ehre gibt, die einem Jeden nach seiner Stellung in der bürgerlichen Ordnung gebührt. Dann zeigt er, wie es Gottes Gnade und Führung sey, daß er durch brüderliche erbtürchtige Erbtheilung Herr dieser Lande geworden, während Weimar seinem ältesten Bruder Wilhelm, Eisenach seinem anderen noch lebenden Bruder Albrecht zugefallen. Und nachdem er hienach den elenden Zustand des Landes nach allen Seiten hin mit lebhaften Farben geschildert, nachdem er nicht verschwiegen, wie es in Regierung und Consistorium an tüchtigen Männern fehle, die des Fürsten Augen und Ohren, Mund und Herz, Hände und Füße, getreue Mitarbeiter und gleichsam Glieder am fürstlichen Leibe seyn könnten, macht er sich Salomo's Gebet zu eigen und ermahnt seine getreuen Landstände, für ihn zu bitten, daß er, wie Gottes Wort fordert und sein Name bedeutet, ein rechter Herzog Ernst, ein Erretter beider Tafeln des Gesetzes, ein Räucher des Bösen, ein Arzt und Hirte, ein Haupt und Heiland seines Volks, ein Vater des Vaterlandes, ein Siegelring und Gesalbter Gottes werden möge, fordert im Namen des Herrn feierlich zur Eidesleistung, zu Treue, Gehorsam, Huld, Dienstfertigkeit, Liebe und Ergebenheit auf, und sagt dagegen seinerseits den getreuen Ständen und Unterthanen sammt und sonders zu, sie bei dem reinen Worte Gottes treulich und fürstlich zu schützen, gleiche unparteiliche Justiz zu gewähren, die beschwerten Parteien, so oft es nöthig und möglich, selbst zu hören, und nach dem Exempel der hochberühmten Kaiser Justinian und Theodosius, so wie seiner erlauchten Vorfahren, sich selbst der Justiz und den Rechten zu unterwerfen, alles treulich, fürstlich und sonder Gefährde. Endlich schließt der Vortrag mit den Worten: „Der grundgütige Gott wolle nun in Gnaden ersetzen, was in menschlichen Kräften und Vermögen nicht besteht, Se. Fürstl. Gnaden mit Kraft aus der Höhe anziehen, mit seinem heiligen Geiste, dem Geiste der Weisheit und des Verstandes, ausrüsten, mit dem Licht seines göttlichen Wortes erleuchten, Ihren Stuhl mit Recht und Gerechtigkeit besetzen, das Herz mit wahrem Glauben reinigen, mit beständiger Hoffnung, als einem festen Anker, begründen, die wahre Regentenliebe gegen die Unterthanen in Ihr Herz pflanzen und mit allen fürstlichen Regententugenden also zieren und schmücken, damit Ihre Fürstl.

Gnaden wo nicht den Ruhm der gottseligen alten Könige und Regenten, dennoch Ihrer löblichen Vorfahren Lob, auch zeitlichen und ewigen Segen erlangen, auch die Stände allerseits den Lohn und Kron getreuer Knechte, gehorsamer Unterthanen und seliger Bürger in der Stadt Gottes davon tragen mögen.“

Den Worten folgten bald die entsprechenden Thaten. Schon die Propositionen des an die Schulbzigung sich unmittelbar anschließenden Landtags umfaßten das ganze Gebiet der Landesverwaltung; da wurde eine erneuerte Kanzlei-, Consistorial- und Polizeiordnung, eine Taxordnung der Gerichtsgebühren, die Regulirung des Advokatenwesens, die Einrichtung der Landesverteidigung, der Anbau der verwüsteten Güter, eine Vormundschaftsordnung, die Maßnahme gegen Bettler und Landstreicher, die Erziehung des Adels und vor Allem eine allgemeine Schul-, Kirchen- und Landesvisitation beantragt. Hiernächst wurde zuerst mittelst Rescripts vom 13. Oktober 1641 die Schulvisitation, sodann mittelst Rescripts vom 12. November desselben Jahres die Kirchen- und Landesvisitation angeordnet. Die Instruktionen für beides waren mit der größten Sorgfalt, die bis in das Allerkleinste einging, so umsichtig abgefaßt und setzen einen so richtigen Begriff von dem, was zur Erziehung des Volks und der Jugend erforderlich wird, voraus, daß wir jetzt, zweihundert Jahre später, eine ähnliche Instruktion nicht besser und zweckmäßiger abfassen könnten. Die Fragen bei der Schulvisitation sind in drei Klassen getheilt, solche, die an den Pfarrer, solche, die an die Schullehrer, und solche, die an die Gemeindeältesten zu richten sind, zusammen fünf und neunzig Fragen, darunter manche sind, die dreimal bei den drei verschiedenen Befragten vorkommen, so daß die Wahrheit, die etwa der Eine verschweige, durch den Anderen und Dritten an das Licht kommen muß. Diese Fragen verdienten wohl einmal als Gewissensfragen an unsere Schullehrer, Schulvorstände und Schul-Inspektoren aufs Neue abgedruckt zu werden. *) Diese gründliche Visitation gab die Grundlagen

zu einer eben so gründlichen Schulgesetzgebung, deren Hauptpunkte in der vom Rektor Neßher verfaßten, schon oben erwähn-

berger Bibel habe, und wenn es daran mangelt, ob man Mittel habe dieselbe anzuschaffen? 8) ob er wisse, wie alle seine Pfarrkinder im Catechismo bestehen? 9) ob er die Alten sowohl, als die Jungen informire, oder diese nur frage und jene nur zuhören lasse? 10) ob er denen die die nothwendige Wissenschaft nicht haben, so lange mit Vorfragen an Hand gehe, bis es bey ihnen hafte? 11) ob er nächst gebühlicher Recommendation des Werks seine Gradus gegen die Seinigen brauche, und allenfalls die Beamten und Gerichtsherrn um Manutentung ersuche? 12) ob er wohl etliche auf der Pfarr vornehme und unterweise? 13) ob auch Handwerksgejellen ermahnet werden sich freiwillig als Zuhörer bey der Information einzustellen, und sie sich dazu bequemen? 14) Wie er es mit den Alten und Unmerkamen halte, welchen es nicht möglich ist den ganzen Catechismus zu fassen; 15) ob und wenn er Catechismus- und Bußpredigten halte; 16) ob der Catechismus ganz mit den Fragstücken Lutheri alle Sonntage Vor- und Nachmittage deutlich vorgelesen werde und von wem? 17) ob auch in der Kirche in der Bibel gelesen werde, und wie oft? 18) ob die, welche in der Exploration unwissend befunden worden, auf etliche Wochen zurück bleiben müssen, bis sie das Nothwendigste gelernt; 19) ob er vor sich und die Seinigen einen absonderlichen Weichwater habe; 20) ob eine seine Ordnung bey der Beichte gehalten werde, oder sich die Leute sehr dazu dringen; 21) ob die Kinder, die zum erstenmal das heil. Abendmahl gebrauchen wollen, vorher geprüft werden und wo; 22) ob die Communicanten unter dem Gebet und Consecration knien und sich sonst ehrerbietig dabey erweisen; 23) ob die Kinder zeitig zur heil. Taufe befördert werden; 24) ob auch die Kinder zeitig die noch nicht zum Tisch des Herrn gegangenen zu Gevatterschaften lassen werden; 25) wenn einer sein Kind über die Zeit ungetauft liegen lasse, was man gegen ihn vornehme; 26) Nach was vor einer Agenda die Taufe und andere Kirchen-Actus verrichtet werden; 27) ob man auch falscher Religion zugewandene und gottlose Epicuräer zu Gevatterschaft lasse; 28) ob man auch etwa sich unterfange abergläubische Dinge bey der Taufe zu gebrauchen; 29) ob auch die Wehmütter oder andere, ohne genugame Ursach zur Nothtaufe schreiten; 30) ob ordentliche Wehmütter bestellt und besoldet, und ob sie vorher examinirt worden sind; 31) ob sie auch an sich vermehren lassen, daß sie abergläubisch sind; 32) ob sie in ihrem Christenthume sattfam gegründet sind; 33) ob die Taufe im Nothfalle in Häusern verrichtet werde; 34) ob denen von Adel absonderliche Einsegnung ihrer Kinder verstattet werde; 35) ob etwa verlobte Personen vorhanden sind, welche die Ehevollziehung über die Zeit verschieben; 36) ob auch verdächtige Conversationen zwischen Männern und Weibspersonen und ungebührliche Zusammenkünfte in Spinnstuben und dergleichen vorgehen; 37) ob die angehenden Eheleute drey Sonntage nacheinander aufgebeten werden; 38) ob etliche Eheleute sind, welche sich übel begeben oder gar separirt haben; 39) ob Eltern sind, welche ihre Kinder verjären oder ärgern; 40) ob die Kranken auch für sich bitten und ihn zu sich fordern lassen, oder ob ihn vom Schuttheißen zu wissen gemacht wird, wenn jemand krank ist; 41) ob angefochtene Personen vorhanden und was gegen selbige gethan wird; 42) ob er die, bey welchen seine gradus admonitionis nicht anschlagen, dem Adjuncto oder Superintendenden anzeige; 43) ob die ungetauften Kinder mit christlichen Ceremonien begraben werden; 44) ob man einen verwahrten Kirchhof habe; 45) ob die ausgegrabenen Todtenbeine wieder eingesarret, oder zum Spectacul in die Weinhäuser aufgestellt worden; 46) ob auch dabey den befundenen Mängeln remedirt werde; 47) ob ihm auch von dem vorgesetzten Beamten oder Gerichtsherrn die Hand

*) Sie sind gedruckt in dem Werke, das überhaupt dieser unserer kurzen Darstellung zum Grunde liegt: „Herzog Ernst der Erste, genannt der Fromme, zu Gotha, als Mensch und Regent, eine historische Darstellung aus Urten und bewährten Druckschriften gezogen und mit einem Urkundenbuche herausgegeben von Joh. Heinrich Gelbke, Herzogl. Sachsen-Gothaischen Ober-Consistorialrath. Gotha 1810. Drei Bände.“ Der dritte Band enthält das Urkundenbuch; daselbst S. 41—44. sind die Fragepunkte bei der Schulvisitation zu finden. Die Fragepunkte bei der allgemeinen Landesvisitation halten wir für zweckmäßig, aus dem genannten Werke S. 44 bis 49. hier auszuheben:

1. Für den Pfarrer: 1) ob er seine Predigten richtig concipire und was vor einem Methodum er gebrauche? 2) ob er darin die Stücke von der Buße und die Lehre von guten Werken oft treibe und das böse heuchlerische Wesen wohl beschreibe und davor warne? 3) ob etliche auf dem Kirchhofe stehen bleiben und herum spazieren oder waschen? 4) ob, wo einige Profanation der Sonn- und Festtage vorgehet, von den Beamten oder Gerichtsherrn Einsehen gehalten und wie es gestraft worden? 5) ob die Sonntagspredigten zu Mittage um der in der Nähe gehaltenen Jahrmärkte willen eingestellt werden? 6) ob und wie die Aposteltage gefeyert werden? 7) ob Herrn Lutheri Postill in der Kirche sey und darin gelesen werde; item, ob man die Nürn-

ten Schulordnung enthalten sind, welche zuerst 1648, dann wiederholt 1653, 1662 und 1672 erschien und verordnete, daß die

geboten werde; 48) ob der Schulmeister die rechte Art zu informieren habe, und versehe, auch guten Unterricht gern annehme; 49) ob er auch der säumigen Kinder halber zu rechter Zeit Erinnerung thue und bey wem; 50) ob er ohne sein Vorwissen verweise, und wie er sich sonst gegen ihn erweise; 51) ob er rechte Disciplin halte; 52) ob alle Jahr Schülexamen gehalten werde und von wem; 53) ob denen Gottesdiensten und andern dergleichen Stiftungen recht vorgestanden werde; 54) ob die Kirchen-Einkünfte richtig eingebracht werden; 55) ob Kirche, Pfarr- und Schulhäuser in Bau und Besserung erhalten werden; 56) ob er auch von seinen Vicinis so viel ihr Amt und Leben betrifft, etwas zu berichten habe; 57) ob er sonst etwas bey der Commission anzubringen oder zu erinnern habe.

II. Wo der Pfarrer zugleich Superintendent oder Adjunctus ist:

1) ob die an ihn gewiesenen Pfarrer, Diaconi und Schultdiener ihr Amt fleißig in Acht nehmen und sich den Threien im Leben unsrätlich verhalten; 2) ob sie auch seiner Erinnerung Gehör geben und folgen; 3) ob sie diejenigen bey ihm angeben, welche ungehorsam sind, und ihre Erinnerung nicht lassen statt finden; 4) was er solchenfalls hingegen thue; 5) ob er Visitationes halte und wenn; 6) wie er den befundenen Mängeln abhelfe; 7) ob er der Abhörnung der Kirchenrechnungen an den Orten seiner Inspection jährlich bewohne und wie selbige rectificiret werden; 8) wohin er Ehe- und Schwängerungs-Sachen, wie auch andere Dinge, die eine Kirchenzensur erfordern, berichte; 9) ob ihm vorgekommen, daß sich etwa die Gerichtsherren unterfangen die von der hohen Obrigkeit erkannte Landesströmung und dergleichen in eine Gelbsüße zu verwandeln; 10) ob er eine Matricul über die seiner Inspection übergebene Pfarrer und Schulmeister, und seine Inspections-Acta und Protocolla richtig halte.

III. Für die vom Auschuß der Gemeinde: 1) ob der Pfarrer bey ihnen sein Amt trenlich und zu ihrer guten Erbauung halte; 2) ob er die Predigten auf Sonn- und Festtage Vor- und Nachmittage der Kirchen-Ordnung gemäß verrichte; 3) ob er auch Wochenpredigten halte, und wenn; 4) ob ers in den Jülialen auch mit dem Gottesdienste halte wie es Herkommens ist; 5) ob die Aposteltage auch gesehret und an denselben das heil. Abendmahl administrirt werde; 6) ob er Passionspredigten halte und was vor Texte er dazu nehme; 7) ob er die Predigten zum Beschluß wiederhole und zeige in welches Stück des Catechismi jeder Theil gehöre; 8) ob er in den Predigten einen rechten Ernst und Eifer sehen lasse und also die Zuhörer aufmuntere; 9) ob er die Epicurischen Weltkinder ernstlich strafe und ob er jemand auf der Kanzel mit unzüchtigen Worten antaste; 10) ob er eine richtige Zeit nicht allein mit dem Gottesdienste, sondern auch in andere Verrichtungen, als Copulationen, Kindtaufen und Begräbnissen halte; 11) ob er die Catechismus-Information fleißig halte, und dabey gebührenden Eklumpf und Bescheidenheit gebrauche; 12) wenn und wie oft solches geschehe; 13) ob er auch darüber ernstlich halte und denen zurede, die sich säumig erweisen; 14) ob er Bräutigam und Braut vor der Copulation, wie auch die Eheleute, so von andern Orten ins Pfarrspiel gezogen sind, erforsche; 15) ob er auch dergleichen Erforschung bey den Kindsvätern und Gebätern vor der Taufe anstelle; 16) ob die Ehe-Ordnung jährlich abgelesen werde und wenn; 17) ob der Pfarrer zur rechten Zeit Beicht fñke; 18) ob er die Consistenten vor der Beichte erfordere und erforsche, wo und wenn es geschehe; 19) ob er auch vorher mit den Leuten rede, die ein ärgerliches Leben führen; 20) ob er die Kranken und Angefochtenen auch unerfordert und ohnentsgelt besuche; 21) ob die Verstordenen unter 24 Stunden begraben werden;

Kinder, sobald sie das fünfte Jahr ihres Alters zurückgelegt haben, jedesmal nach der Erndte auf geschene Abkündigung von der Kanzel in die Schule geschickt und nicht eher wieder daraus entlassen werden sollen, als bis sie fertig Deutsch lesen können, den Catechismus Lutheri völlig gefaßt haben, im Rechnen, Schreiben und Choral- und Figural-Singen hinlänglich geübt sind. Zugleich erhalten die Lehrer genaue Anweisung, wie sie die vorge schriebenen Lehrgegenstände den Kindern auf eine leichte und faßliche Weise beibringen können. Die Lehrer selbst sollen sich eines stillen, eingezogenen und frommen Lebens befleißigen, in allen Stücken der Jugend mit gutem Beispiele vorangehen, den vorgesetzten Geistlichen, als Schul-Inspectoren, gebührende Folge leisten, ohne Erlaubniß derselben keine Stunde versäumen, viel weniger verreisen, mit dem Glockenschlage in der Schule seyn, über sämtliche Kinder ein richtiges Verzeichniß führen, mit Bemerkung derjenigen Schulkinder, welche etwa zum Studiren oder zur Erlernung mechanischer Künste Anlage haben, die Kinder nach ihren Fähigkeiten und Fortschritten gehörig classificiren, in der Disciplin nicht stürmisch seyn, noch die Kinder übel anfahren, sondern mit ihnen freundlich und väterlich umgehen, in Bestrafung ihrer Vergehungen nach vorhergegangener Warnung nicht Faust oder Stoß, sondern nur die Ruthe mit väterlicher Mäßigung gebrauchen, sich aller Schimpfnamen durchaus enthalten, auch die Kinder zur äußerlichen Reinlichkeit, Anständigkeit

22) ob alle Eheleute drey Sonntage nach einander öffentlich aufgeboden werden; 23) ob der Pfarrer einige Aenderung und Aenderung in der Kirche anfangen; 24) ob er auch die Pfarracker und Güter in gebührender Besserung erhalte; 25) ob er fleißige Aufsicht auf der Kirchen-Einkünfte habe; 26) ob der Schulmeister in seinem Amte fleißig und in seinem Leben mit den Seinen unsrätlich, und 27) ob er auch mit dem Pfarrer in guter Einigkeit lebe; 28) ob in ihrer Gemeinde ruchlose Spötter, Flucher, Verächter des heil. göttlichen Worts und Abendmahls, Doppler, Spieler, Haderhasse, Trunkenbolde, Hurerey-Verbächtige, Verleumder oder die unehrliche Leute beherbergen oder die müßig gehen, oder ihre Kinder verziehen und dergleichen vorhanden; 29) ob etwa junges Gesinde in Spinnstuben und anderswo ärgerliche Zusammenkünfte halte; 30) ob Wittwen und Waisen vorhanden, deren sich niemand annimmt; 31) ob die Obrigkeit bekanntlich strafbare Dinge auch bestrafe; 32) was sie bey Hochzeiten und Kindtaufen vor Ordnung halte, wie viel sie insgemein Tische setzen und wie lange es wäre; 33) ob alle Jahr Kirchenrechnung gehalten werde, wenn und von wem es geschehe, auch was darüber aufgewendet werde; 34) ob der Kirchen-Einkommen alles gangbar sey; 35) was bey den Visitationen der Superintendenten und Adjuncten vor Kosten aufgewendet werden; 36) ob sie sonst bey der Commission etwas anzubringen haben.

IV. Für diejenigen, die den Schulen vorgesetzt sind: 1) ob er wegen des Pfarrers sein Amt und Leben betr. etwas zu erinnern habe; 2) ob er ihnen in ihrem Amte Beystand leiste und insonderheit mit den Eltern rede, so ihre Kinder von der Schule abhalten; 3) ob er auch die Eltern in Predigten ihrer Schuldigkeit, wegen Einschickung der Kinder in die Schule, erinnere; 4) ob die anbesohlene Examina richtig gehalten und vorher von der Kanzel verkündigt werden; 5) was gegen diejenigen vorgenommen werde, die ihre Kinder von der Schule abhalten; 6) ob er sonst etwas vor sich zu klagen oder anzubringen habe.

und Höflichkeit fleißig gewöhnen. Endlich wird auch den vorge-
setzten Schul-Inspektoren und Ortsbehörden ihre Obliegenheit
gegen die Lehrer und Kinder nachdrücklich eingeschärft. Auf sei-
nen Reisen begab sich der Herzog oft selbst in die Schulen, um
sich von der getreuen Handhabung dieser Schulordnung zu über-
zeugen; der Fleiß und Eifer frommer Lehrer und guter Kin-
der wurde von ihm bemerkt und oft durch fürstliche Geschenke
belohnt. So bildete er ein jüngeres, besseres Geschlecht heran.

Aber auch das Leben der Erwachsenen sollte, so viel als
möglich, zu christlicher Zucht und Ordnung geführt werden. Die
Männer, denen der Herzog die allgemeine Landesvisitation anver-
traut hatte, begnügten sich nicht, über die grobe Unwissenheit
und entsetzliche Verwilderung des Volks speciellen Bericht ein-
zureichen, sondern gaben auch ihre Gutachten über die Ursachen
dieser Übel und über die Mittel zur Abhülfe. Diese Gutachten
wurden berücksichtigt und es erfolgten nach und nach verschiedene
Erlasse, um das Leben der Erwachsenen zu ordnen. Vor Allem
war es die Ehe, dieser geheimnißvolle Bund, auf welchem alles
Heil der christlichen und überhaupt der menschlichen Gemeinschaft
beruht, der Gegenstand der landesväterlichen Fürsorge. Es erschien
ein Ehemandat, das die heimlichen Ehegelöbniße, die ohne Wissen,
Rath und Bewilligung der Eltern und Vormünder geschlossen
würden, untersagte. Mannspersonen, die sich dem schuldig mach-
ten, sollten mit Geldbuße oder Gefängniß bestraft, die Jung-
frauen auf ein Jahr lang von dem Zutritt zu Gevatterschaften
und Hochzeiten ausgeschlossen, das Gelöbniß aber für nichtig
erklärt werden. Wo aber fleischliche Vermischung vor der Ehe
hinzukam, da sollte solchen Personen nicht nur eine öffentliche
Hochzeit, sondern auch eine weltliche Wohnung im Lande ver-
sagt werden. Öffentliche Dirnen und ledige Weibspersonen, welche
in heimlicher Unzucht lebten oder sich zum dritten Male fleisch-
lich vermischt hätten, sollten gefänglich eingezogen, an den Prän-
ger gestellt, gestäupft und des Landes verwiesen werden. Dem-
nächst wurde dem ganz übermäßigen Luxus, der bei Verlobungen,
Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen eingerissen war, gesteuert,
die Heiligung der Sonn- und Festtage eingeschärft und auch das
Mögliche gegen das Laster der Trunkenheit gethan. Der
General-Superintendent Glas hat sich bewogen gefunden, in
Gotha selbst einige Predigten gegen dieses Laster zu halten, die
den Beifall des Herzogs fanden, und dieser verordnete, daß gedachte
Predigten nebst einer Abhandlung über die Trunkenheit gedruckt,
und sämmtlichen Pfarrern im Lande mit der Anweisung zuge-
schickt würden, ihre Pfarrkinder ebenfalls vor diesem Laster zu
warnen. Da die Handwerker, Tagelöhner und Diensthboten sich
die unbilligsten Forderungen erlaubten, so wurde eine bestimmte
Taxe ihres Lohns festgesetzt, die sie bei Strafe nicht überschrei-
ten durften. Eben so wurden die Preise der nothwendigsten Le-
bensbedürfnisse polizeilich geordnet und beaufsichtigt. Auch wegen

Schonung der Waldungen und gegen Wildbieberei erschienen
Verordnungen.

Was ist aber alle äußerliche Zucht des Gesetzes, wenn sie
nicht mit der innerlichen Zucht des Geistes Hand in Hand geht?
Diese Zucht aber setzt Erkenntniß Gottes und seines Wortes
voraus, die bei eingerissener Rohheit und grober Unwissenheit
durch die Predigt allein nicht herzustellen ist. Der Herzog setzte
daher eine Commission nieder, zu der außer den Mitgliedern des
Consistoriums die Superintendenten und Superintendentur-Ad-
junkten des Landes und die drei Diaconi der Stadt Gotha gezo-
gen wurden; dieser wurden einige wohlervogene Fragen vorge-
legt, deren Zweck war zu erforschen, ob man nicht den verwahr-
losten Mitgliedern der verschiedenen Gemeinden wöchentlich in
einigen Stunden einen nachhelfenden Unterricht in der
christlichen Lehre beschaffen könnte. In Folge einer Delibera-
tion der Commission, welche am 19. und 20. Juli 1642 zu
Gotha stattfand, kam die Sache zu Stande; es wurde eine Be-
kannmachung darüber gedruckt und von allen Kanzeln verlesen;
zugleich wurde eine Anweisung über die Einrichtung dieses Un-
terrichts veröffentlicht und der Herzog überzeugte sich dann per-
sönlich von der pünktlichen Ausführung dieser heilsamen Maß-
regeln, ließ es auch gelegentlich nicht an Ermunterungen und
Geschenken fehlen. Ein Zeitgenosse des Herzogs schreibt darüber
Folgendes: „Ich habe erlebt, daß ein löblicher Landesfürst an
einem Orte anfangen ließ in seinem Lande beides alte und junge
Männer, Weiber, Jungfrauen, Kinder und Gesinde zu unter-
richten mit der Katechismuslehre und mündlichem Verhör durch
Frag' und Antwort. Ach, was für eine Menge loser Leute
unter Hohen und Niederen fand sich alsbald, die das Wort
Gottes lästerten und allerlei Geschrei darwider fungen und rede-
ten. Hernach aber, da der Teufel verachtet ward und Gottes
Wort fortging, da begunten die armen Leute allmählig zu sehen,
was große Wohlthat Gott an ihnen durch ihren Landesherrn in
diesem Punkt bewiesen hatte, und dankten Gott dafür.“ Ein
Prediger, der sich widersetzte, ungebührliche Reden führte und den
General-Superintendent Glas und Hofprediger Brunchorst
als Irrelehrer lästerte, wurde nach eingeholtem rechtlichen Erkennt-
niß mit Gefängnißstrafe belegt, anderen Schreibern und Lästern
zur Warnung.*

(Schluß folgt.)

*) Es ist kaum eine andere Einrichtung des Herzog Ernst, an der
er selbst fortwährend bis an seinen Tod so viel Freude gehabt hätte,
als an dieser sogenannten Information der Erwachsenen, der in seiner
Residenz beizunehmen er nicht leicht versäumte. Auch bezeugt der Land-
graf Ernst von Hessen-Rheinfels, der 1652 zur Katholischen Kirche
überging, nach seinem Übertritt: „Zu Gotha in Thüringen befinden sich
die Leute in ihrem Christenthum ungleich anders informiert, und wissen
daher sich in Widerwärtigkeiten und auf dem Todtenbette weit besser zu
trösten und auch sein selbst zu beten, als in Italien und Spanien.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 16. September.

N^o 75.

Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz,
und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.

Es gehört zu den bedeutendsten Symptomen der Gegenwart, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich immer mehr auf die Kirchenfrage hinlenkt. Der Kampf mit dem Nationalismus, welcher früher fast allein auf dem theoretisch-wissenschaftlichen Gebiet gehalten war, tritt immer lebendiger in das praktisch-kirchliche und rechtliche ein. Alle die es redlich mit dem Christenthum meinen, fühlen, daß sie zu seiner Gestaltung und Ausbreitung der kirchlichen Formen bedürfen. Man erkennt, daß die idealisirende Richtung auf Abwege, daß sie zum Separatismus führt. Man hat traurige Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht und sie zu beherzigen gewußt. Man sieht sich nach reellen Stützpunkten für die geistliche Angelegenheit um; man fängt an, mit der Existenz der Kirche einen höheren Begriff zu verbinden. Die Kirche ist das Leben, das Daseyn des Christenthums; ohne sie würde es von dem großen Schauplatz der Öffentlichkeit verschwinden, auf dem ihm die erste Stelle gebührt; es würde eine bloße Privatsache werden. Es würde den materiellen Interessen weichen, würde ihnen jenen weiten und erhabenen Raum des Wirkens feige überlassen, auf dem es noch vor wenigen Jahrhunderten allein gefunden wurde. Je gleichgültiger und undankbarer das heutige Geschlecht diese Mutter seiner Bildung, seiner ganzen Existenz betrachtet, um so unverletzlicher müssen ihre ächten Söhne jedes Band bewahren, wodurch ihr unsichtbarer Einfluß dem öffentlichen Leben noch gesichert werden kann. Wir sind über jene Periode hinaus, in welcher das Salz der Erde keine anderen Repräsentanten hatte, als die Stillen im Lande; in welcher die Erscheinung eines Claudius oder Stilling den einzigen Maßstab für das christliche Wirken gab. — Ich glaube hiemit das Interesse der kirchlichen Gegenwart genau bezeichnet zu haben. Die vielfach angeregten Fragen über Lehrenfreiheit, Bekenntniß, Symbol, Liturgie, Kirchenrepräsentation, Kirchengewalt &c. beziehen sich alle hierauf. Es gilt nicht mehr allein das Innere der christlichen Wahrheit zu suchen und zu beleben, es gilt ihren äußeren, schöngegliederten Organismus wieder herzustellen; es gilt, jene Fundamente wieder vom Schutt zu reinigen, auf welche unsere verständigen Vorfahren den äußeren Bau der Kirche sinnvoll errichtet haben; jenes fünfgliederige System, welches im Landesherren, Consistorium, theologischen Fakultät, Geistlichkeit und Gemeinde die wesentlichen Organe aufstellt, alle streng auseinandergehalten nach Beruf, Obliegenheit und Gewalt, und doch nothwendig verbunden, keines ohne das andere wirkend, eine heilige Pentarchie, ein geistlicher Leib unter dem Einen unsichtbaren Haupte Christus. —

Es wird allerdings noch geraumer Zeit bedürfen, bis sich Alle über diese Verhältnisse verständigt haben; es wird noch manchen Kampf kosten, bis die Spaltungen unserer Tage hierin ein sicheres Resultat zulassen. Wenn es nur nicht wieder bei einem unfruchtbaren Principienstreit bleibt, daran die Gegenwart ohnehin überreich ist. Die Erfahrung, die individuellen Bedürfnisse werden hier am sichersten leiten. Die folgenden Blätter, obwohl vom allgemeinsten Interesse ausgehend, sind bestimmt, einen solchen individuellen Erfahrungsbeitrag zu liefern. Wenn dergleichen sich nach und nach mehren, wird sich am deutlichsten zeigen, wo die Wahrheit des Principis zu suchen ist.

Der kirchliche Kampf in der Baierschen Rheinpfalz ist schon öfter in der *Ev. K. Z.* besprochen worden. Seine Motive, seine einzelnen Wendungen sind dem Leser derselben nichts Fremdes mehr. Während anderwärts solche Kämpfe innerhalb der Gemeinden, der Geistlichkeit entstehen und fortgeführt werden, während das Kirchenregiment dort gleichgültig zusieht oder erst spät, und im neologischen Sinne einschreitet, so ist in der Pfalz der umgekehrte Fall. Der Kampf ist grade von oben herab angeregt worden. Hierin liegt auch für die kirchenrechtliche Seite das Bedeutsamere dieser Erfahrung. — Wollen wir die Pfalz nach den oben angeführten Elementen schildern, so ist hier ein Landesherr, der aufs Bestimmteste erklärt hat, das Positive, historisch und rechtlich Gegebene schützen und aufrecht halten zu wollen, der namentlich in Sachen der Religion einen bestimmten Glauben, eine deutlich begränzte Lehreinheit fordert, und nach der Verfassung des Reichs fordern kann und muß. Es sind obere Kirchenbehörden, welche die Sache des Kirchenglaubens, des schriftgemäßen Christenthums auf jede Weise vertreten und fördern. Es ist eine theologische Fakultät (Erlangen), deren ernstkirchliche Gesamtrichtung im Deutschen Vaterlande nicht unbekannt geblieben ist. Dagegen ist in der Pfalz eine Geistlichkeit, welche der großen Mehrzahl nach dem Nationalismus huldigt, und zwar jenem, der mit dem Wort Denkglaube für jeden Kundigen hinlänglich bezeichnet ist. Es ist endlich eine Gesamtgemeinde daselbst, in welcher zwar niemals die vereinigten Zeugen Jesu ganz gefehlt haben, die aber lange genug von jener Geistlichkeit bearbeitet worden ist, um der überwiegenden Masse nach von gleichem Geiste durchdrungen zu seyn. — Die rationalistische Geistlichkeit hat in den letzten Jahren alles Erdenkliche versucht, um das Wirken der Kirchenbehörde zu entkräften; jedoch bisher vergebens. Jetzt scheint man noch eine letzte Anstrengung machen zu wollen. Es hat sich ein Sachwalter gefunden, der seine Autorität in die Waagschale legen will. Es ist Dr. Paulus in Heidelberg, der schon lange mit ängstlichen Blicken die neuen Regungen in der Pfalz begleitet hatte,

der von Zeit zu Zeit einen Stoßseufzer, einen zornigen Ausruf hören ließ. Er hat sich jetzt aufgemacht, und mit Rapporten, Zeitungsartikeln, Rescripten, Beschwerden, Dokumenten der buntesten Art versehen, in seiner Weise ein Botum in die Welt gesandt, das unter dem Titel: „Die Protestantisch-Evangelische unirte Kirche in der Baierschen Pfalz, eine Sammlung von Aktenstücken mit staatsrechtlichen, dogmatischen und kirchenrechtlichen Beleuchtungen des Herausgebers zur neuesten Geschichte des Betragens mystischer Symbolisten gegen den protestantischen Evangelismus“ in diesem Frühjahr zu Heidelberg erschienen ist. Es soll, um in des Verfassers geschmackvoller Weise zu reden, „der letzte bedeutsame Schlag auf den Carraramarmor“ seyn. Daß es ein letztes sey, wollen auch wir recht von Herzen wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der evangelische Fürst im siebzehnten Jahrhundert.

Skizzen aus dem Leben des Herzogs Ernst des Frommen, geboren den 25. December 1601, gestorben den 26. März 1675.

(Schluß.)

Ernst war durchaus nicht ein Mann, der auf halbem Wege stehen blieb, besonders was die Beförderung der Gottseligkeit betrifft, welche die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat. Aber weislich that er in dieser Angelegenheit, welche für die Gesetzgebung die zarteste ist und am wenigsten auch nur den Schein willkürlicher Verordnungen vertragen kann, nichts allein, nichts ohne Zuziehung derjenigen, denen die Intelligenz in diesen Dingen nach ihrer Vorbildung und ihrer amtlichen Stellung zuzutrauen war und die zunächst dabei interessirt waren. Im Jahre 1644 berief er eine Synode nach Gotha, zu der nicht nur die Superintendenten, sondern auch einige fromme und einsichtsvolle Pfarrer gezogen wurden, um den Mängeln und der bunten Mannichfaltigkeit der kirchlichen Einrichtungen durch Berathung über eine verbesserte Kirchenordnung abzuhelpen. Der Synodalschluß erhielt die fürstliche Sanction und wurde zur allgemeinen Nachachtung durch den Druck bekannt gemacht. Den Beschluß dieser allgemeinen Instruktion für die Pfarrer machte ein Bericht vom Straßamte, wie dasselbe von Lehrern und Predigern sowohl öffentlich als absonderlich gegen ihre Pfarrkinder zu führen sey. Wohl mancher Prediger in unseren Tagen würde sich auch eine solche öffentlich anerkannte Norm für das schwierigste Geschäft seines Amtes wünschen: denn nirgends ist die Menschenfurcht listiger, die Leidenschaft schädlicher, das Gewissen zwischen widerstreitenden Gedanken beklommener, als bei den Pflichten des geistlichen Straßamts. Bei Gelegenheit der erwähnten Synode regte der Herzog auch die Stiftung eines Ziskus für die Wittwen und Waisen der Prediger an und schenkte selbst zu dessen Fundirung 2000 Thlr., wiewohl in derselben Zeit der begonnene Schloßbau seine Kasse sehr in Anspruch nahm und der Krieg beständige Opfer forderte. Der Kirchenordnung folgte im Jahre 1647 eine vollständige Kirchenagenda.

Aber mit großem Schmerz mußte Ernst bemerken, daß

viele seiner heilsamen Verordnungen nicht ausgeführt wurden, weil die Edelleute, die Rittergüter besaßen und die höchsten Ämter bekleideten, selbst zuchtlos lebten, in Trinkgelagen und Raufereien ihre Tage hinbrachten und sich des gemeinen Besien nicht annahmen. Als nun am 23. Mai 1646 ein großer Brand die halbe Stadt Gotha in Asche legte, begnügte er sich nicht damit, den armen Abgebrannten zur Wiederherstellung ihrer Gebäude auf alle Weise behülflich zu seyn, sondern erwog auch in seinem Herzen, was wohl der Herr, der Alles lenket, durch die gehäuften Züchtigungen seinem Volke sagen wollte. Sein durch Gottes Wort geöffneter Auge erkannte darin eine göttliche Warnung und Erweckung zur Buße. Er schrieb daher auf den 25. Juni desselben Jahres einen Landtag aus, auf welchem er seinem Volke und besonders dem Adel die herrschenden Sünden vorhielt und mit ergreifendem Ernste zur Sinnesänderung ermahnte. Viele von ihnen, sagte er den versammelten Landständen, nähmen sich der Kirchen und Schulen nicht an, ließen dieselben Mangel leiden, stellten nicht würdige Männer an, weil bei dem eigenen sündlichen Leben leichtsinnige Prediger und Diener ihnen lieber wären, als fromme und redliche Leute; die Meisten von ihnen achteten aus Ungehorsam gegen die landesfürstliche Obrigkeit die Kirchenzucht und andere heilsame Ordnungen gering, verachteten aus Stolz die niederen Stände, mißhandelten die Untergebenen unter Fluchen, Schelten und Schmähen, und übten auf unzünftliche Weise die Selbststrafe. Andere wären dem Eigennutz und Geize ergeben, beschwerten ihre Unterthanen mit allzu großen Diensten und Auflagen, schloffen dagegen ihr Herz gegen die Armen zu und wendeten ihre Mittel lieber auf Hunde, Pferde und allerlei Üppigkeit. Der Landtagsabschied vom 1. Juli entsprach den Wünschen des Herzogs. Viele Beschlüsse wurden gefaßt, die auf die Abstellung der gerügten Mißbräuche hingen und es wurde die Einsetzung von sogenannten Rügegerichten beschlossen, welche aus den obrigkeitlichen Personen der Städte und des Landes zusammengefaßt waren und die gegen christliche Zucht und Ehrbarkeit begangenen Sünden gebührend ahnden, auch alljährlich viermal die Gemeindevorsteher jedes Orts über gewisse, nach den zehn Geboten abgefaßte Fragepunkte vernehmen, grobe Vergehungen mit polizeilichen Strafen belegen, auch nach Befinden höheren Ortes Bericht darüber erstatten sollten. Überdies ließ der Herzog von allen Kanzeln ein gedrucktes Generale verlesen, in welchem alle Unterthanen zu einem gestifteten, Gott wohlgefälligen Wandel auf das Beweglichste ermahnt wurden.

In diesem Sinne fuhr er fort, allseitig für das Beste seiner Unterthanen zu wirken, und jeder Landtag bezeichnet einen Fortschritt in der Befestigung alter, oder in der Anregung neuer gemeinnütziger Einrichtungen. Das Fest aber, welches er in Gemeinschaft mit den verwandten Häusern Sachsen-Weimar und Altenburg am 11. und 12. August 1650 in seinem Lande zur Feier des 1648 geschlossenen Westphälischen Friedens nach dem Abzug aller fremden Truppen anordnete, war zugleich ein Fest der binnen zehn Jahren seiner Regierung vollendeten neuen Organisation des Landes, das er ganz zerrüttet überkommen hatte.

Unter anderen Bezeugungen der öffentlichen Freude und Dankbarkeit war er auch darauf bedacht, die rechte Stimmung der Dankbarkeit gegen Gott durch eine Gedächtnismünze, die er an alle Untertanen, auch an die Schulkinder, theilen ließ, zu erwecken und zu erhalten. Diese Münze trug die Inschrift:

„Gott, den Herren, lobt und ehrt, der den Frieden hat
beschert!“

Fördert seine Furcht und Ehr, sonst besteht er nimmer
mehr!“

Das Münzrecht, das ihm zustand, gebrauchte er überhaupt nur, um Gedächtnismünzen prägen zu lassen; diese aber benutzte er stets, um christliche Gesinnung auszusprechen und zu befördern. So ließ er zum Andenken an seine Verheirathung (1636) eine Münze prägen mit der Inschrift: „O Gott, lehr erkennen dich und mich!“ und auf der Rückseite: „Christum lieben ist das beste Wissen.“ Der Begräbnisthaler auf den 1657 verstorbenen ältesten Prinzen Johann Ernst stellt ein flammendes Herz dar, mit den Worten: „Jesus mein Erwecker und Geber der ewigen Seligkeit.“ Nach der Theilung der Hennebergischen Lande ließ er eine Silbermünze prägen mit der Umschrift: „Fried' in Gemeinschaft nehet, Unfried' durchaus verzehret.“ So findet man auch hier und da noch jetzt vier verschiedene sogenannte Katechismusthaler mit frommen Emblemen und Inschriften, die vom Herzog Ernst herühren: 1. ein Vorsehungsthaler: Jehovah als Sonne, von der Strahlen ausgehen, denen die Namen der göttlichen Eigenschaften beigezeichnet sind; darunter zwei nach dieser Sonne gerichtete Augen, mit der Umschrift: „Meine Augen sehen stets zum Herrn.“ 2. Ein Sterbethaler: unten ein Totenkopf, über demselben ein Herz, das von einem Pfeile, dem Pfeile des Todes, durchbrochen wird, mit der Umschrift: „Und wenn mir gleich das Herz zerbricht, so bist du doch mein' Zuversicht.“ Ganz oben in den strahlenden Wolken ist der Name Jesus nebst dem Spruche (Joh. 14, 19.): „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ 3. Ein Ehethaler, bei Gelegenheit der Verheirathung des ältesten lebenden Prinzen, Friedrich, 1669 geprägt: Christus und die Gemeinde, als Braut und Bräutigam, darüber der heilige Geist im Emblem der Taube schwebt, und oben drüber das Licht Jehovah's, mit Hindeutung auf Ephes. 5, 32.; die Umschrift lautet: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Die Rückseite enthält die Inschrift:

„Fürcht Gott, der dein Chelster ist, glaub bis ans End an Jesum
Christ!“

Trag gern dein Kreuz, das Gott schiekt ein, lieb dein Gemahl stets
und allein:

Sey friedlich, stieh die Lust der Welt, ihu das, wozu dich Gott
bestellt:

Erbau dich und dein Haus zugleich, ja müniglich, zum Himmel-
reich.“

4. Ein Taufthaler, bei der Geburt des ersten Kindes aus der Ehe des Prinzen Friedrich 1670: die Taufe Christi im Jordan mit Gottes des Vaters Wort: „Dies ist mein lie-

ber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ des Täufers Ausspruch: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt;“ und Jesu Verkündigung: „Mir gebührt, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Die Umschrift: „Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Eben so auf der Rückseite entsprechende Bibelworte und Reime.

Verdienten Geistlichen eine Dekoration als Ordensrittern zu geben, will nicht recht passen; dennoch ist es natürlich, daß Fürsten solchen Männern gern dieselbe Ehre zuwenden, mit der sie sonst ausgezeichnete Dienste zu belohnen pflegen. Herzog Ernst ließ eigens eine Goldmünze zu diesem Zwecke prägen, die auf der einen Seite das Bild des Heilandes mit der Umschrift Salvator mundi, auf der anderen Bibel, Reich und Hosiie zeigte. Der Tod verhinderte ihn, diese Münze auszutheilen. Der schönste Lohn seiner treuen Diener war aber die persönliche Zuneigung und Aufmerksamkeit, die er ihnen bewies. Dies erfuhr unter Anderen sein Hosprediger und Consistorial-Assessor Brunchorst, den er in seiner letzten Krankheit (1664) oft besuchte und auf jede Weise zu erquicken bemüht war.

Ernst war ein streng orthodoxer Lutheraner; aber sein erleuchteter unbefangener Geist erkannte besser, als die meisten Theologen seiner Zeit, worauf es für das Heil der Kirche ankam, und er war den kleinlichen Zänkereien der Universitäten von Herzen gram. Er that sein Möglichstes, die synkretistischen Streitigkeiten zu beseitigen, und nahm mit besonderer Vorliebe einen Gedanken zur Beilegung der kirchlichen Uneinigkeit auf, der von dem Superintendenten Hunnius in Lübeck ausgegangen war. Dieser hatte schon im Jahre 1632 in einer Schrift *) den Vorschlag gemacht, ein Collegium von zehn bis zwölf frommen, gelehrten und gemäßigten Theologen, denen eben so viele Gehülfen beigegeben wären, zu errichten, um die herrschenden Religionsstreitigkeiten beizulegen, den Grund oder Ungerund derselben aus der heiligen Schrift darzutun, den Ausflüchten der Gegner der Lutherischen Kirche zu begegnen, auch durch Ausarbeitung nützlicher Schriften die Widersacher der christlichen Religion zum Schweigen zu bringen und überdies über alle Evangelische Kirchen und Schulen eine Oberaufsicht zu führen. Drei bis vier Jahre lang (von 1669 bis 1672) verfolgte der Herzog mit eben so viel Eifer als Besonnenheit diesen Plan, der endlich an dem Widerstand mehrerer Höfe und Universitäten scheiterte. Vielleicht dürfte einer reiferen Zeit und einer höheren Entwicklungsstufe des evangelisch-kirchlichen Lebens etwas Ähnliches, wie dieses Collegium Hunnianum, vorbehalten seyn; es könnte aber doch nicht als das gemachte Produkt einer Consultation, sondern müßte als lebendige Frucht einer allgemeinen Wiedergeburt der Evangelischen Kirche sich ergeben. In der

*) Der Titel dieser Schrift war: Consultatio oder wohlgemeinte Berathschlagung, ob und wie man die in den Evangelisch-Lutherischen Kirchen jetzt schwebenden Religionsstreitigkeiten entweder friedlich beilegen oder durch christliche bequeme Mittel fortstellen und endigen möge. Lübeck, 1632. 1638. 8.

damaligen Zeit war es unausführbar, weil zu viel unreiner Gährungsstoff in der zerrütteten Kirche sich vorfand, der auf anderen Wegen sich erst ausscheiden mußte und bis auf den heutigen Tag noch fortwährend ausscheidet. Aber wie uns die Zeugen der Wahrheit heilig sind, die Jahrhunderte vor der Reformation die Reinigung der Kirchenlehre im Herzen trugen und theilweise zu vollbringen versuchten, so müssen wir den Fürsten ehren, der, nachdem er in seinen Landen von unten herauf eine große Verbesserung der Kirchenverfassung und des christlichen Lebens unter Gottes Segen durchgeführt, auf die Herstellung eines allgemeinen Kirchen-Organes bedacht war, das zum Frieden und zur Verbesserung der gesammten Evangelisch-Lutherischen Kirche zu wirken befähigt und autorisirt wäre.

Das christliche Auge Ernst's sah überhaupt weit über die engen Gränzen seiner Zeit und seines Landes hinaus. Durch seinen Rath Hiob Ludolf, der sich viel mit dem Studium der Athiopischen Sprache und Litteratur beschäftigt hatte, war er auf die Abessinier aufmerksam geworden, die allein unter allen christlichen Völkern des Orients dem Islam kräftig widerstanden hatten. Im Jahre 1652 berief er einen Abessinier, der in Rom Ludolf's Lehrer in der Athiopischen Sprache gewesen war, nach Gotha, um sich durch ihn genauer über die Verfassung und Kirche der Abessinier unterrichten zu lassen, und im Jahre 1663 schickte er einen gewissen Wansleb ab, um zu diesem Volke zu gehen und zu versuchen, ob sich eine Verbindung mit demselben anknüpfen lasse. Das Unternehmen mißlang, weil der Herzog über die obwaltenden Schwierigkeiten nicht hinlänglich instruiert worden war, und der zu dieser Sendung von Ludolf empfohlene Wansleb die von ihm gehegten Erwartungen täuschte. Die evangelische Gemeinde in Moskau hatte der edle Fürst viele Jahre lang unterstützt. Im Jahre 1673 fand er Gelegenheit, sich über den Zustand dieser Gemeinde durch einen aus den Altenburgerischen Landen gebürtigen Russischen Legationssekretär, Namens Rinhuber, genauer zu unterrichten und nebst neuen Unterstützungen ein Ermahnungsschreiben an jene Gemeinde zu befördern. Zugleich aber wurde dies ihm ein Anlaß, über das Russische Reich, seine Verfassung und seine Hülfquellen, über die Griechische Kirche und die früheren Versuche, sie mit der Evangelischen Kirche in nähere Beziehung zu setzen, Erkundigungen einzuziehen und mit dem Russischen Zaar Alexius freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen.

Über dem Entfernten wurde aber das Naheliegende, über dem Großen das Kleinere und Kleinste nie vergessen.ierzehnjährige Bemühungen und Unterhandlungen mit den Nachbarländern wandte der Herzog an, um auf den Landflüssen, Unstrut, Saale und Werre eine Schifffahrtsverbindung, die durch Weser und Elbe zu der See führte, zu begründen und so den Handel

und Wohlstand seines Landes zu erweitern. Weil er einsah, wie jede Wissenschaft und Kunst früher oder später Früchte für das allgemeine Beste tragen könne, so legte er Sammlungen von Büchern und allerlei Merkwürdigkeiten an und wurde so der Stifter der Bibliothek, des Münzkabinetts, der Kunst- und Naturalienkammer und des Zeughauses zu Gotha.

Immer nicht nur für die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft bedacht, machte er schon im Jahre 1654 sein Testament, das ein schönes Denkmal seiner Frömmigkeit, Vorsicht und Regentenweisheit ist. Die Erziehung seiner Kinder ordnete er mit der allergrößten Sorgfalt *) und ließ öfters Prüfungen mit ihnen anstellen. In den letzten Jahren aber gab er seinen älteren Söhnen, jedem in einem gewissen Kreise, unter seiner Aufsicht Antheil an der Regierung, um sie in die Staatsgeschäfte einzuweihen, und im Oktober 1674 legte er, im Vorgefühl des herannahenden Todes, die Regierung ganz in die Hände seines ältesten Sohnes Friedrich. In großer Leibeschwachheit besuchte er noch einmal alle Landes-Collegien, dankte für ihre Treue und legte ihnen an's Herz, auch ferner das Ihrige zu thun: ja alle Unterthanen ließ er von den Kanzeln ermahnen, alle seine Verordnungen zu beobachten, besonders diejenigen, welche die Feier des Sonntags, den Katechismusunterricht der Erwachsenen, die christliche Zucht und Ehrbarkeit und die Pflicht des Gebets betrafen. Am 19. Februar lähmte ein Schlagfluß seine rechte Seite; ein heftiges Fieber verzehrte seine letzten Kräfte und am 26. März desselben Jahres entschlief er nach leichtem Todeskampf unter Gebet.

Seit der trefflichen Lebensbeschreibung von Hossbach ist Philipp Jakob Spener zu allgemeiner verdienter Anerkennung gekommen. Aber der musterhafte evangelische Fürst des siebzehnten Jahrhunderts, Ernst der Fromme, ist bei Wenigen in dem segneten dankbaren Andenken, das ihm gebührt, und doch hat Spener, wie oben bemerkt, fast nichts gethan und gerathen, was nicht vor ihm dieser Fürst schon in seinem Lande eingeführt hätte. Derselbe hat aber außerdem alles Andere treulich, weislich und kräftig geleistet, was im Berufe eines christlichen Fürsten liegt, der ein Vater seiner Unterthanen ist. Sein Leben von der Wiege bis zum Grabe ist das Leben eines treuen Knechtes Gottes, den der Herr zum Hirten über sein Volk gesetzt hat. Wohl dem Volke, das im neunzehnten Jahrhundert mit gleichem Danke und Vertrauen, wie das Herzogthum Gotha im siebzehnten, der Macht sich freuen kann, die der König der Könige in die Hände des evangelischen Fürsten gelegt hat!

*) Instruction vor eine Fürstin als Landesmutter, was sie bei Hofe, sowohl bei denen fürstl. Kindern und deren Erziehung als auch sonst, zu thun. Gelbke, Urkundenbuch S. 154—275.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 19. September.

N^o 76.

Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz, und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Paulus gilt in der Pfalz noch bei Vielen für das Höchste von Lehrweisheit und Kirchenautorität; man nannte ihn praeceptor Germaniae; man hat ihn bei seinem Jubiläum durch eine glückwünschende Zuschrift begrüßt, welche der Gefeierte sogleich abdrucken ließ sammt allen übrigen, die er bekommen hatte, als „erfreuliche Zeichen der Zeit.“ Er gab sie als Anhang jener Piese, womit er auf sehr passende Weise sich und seinem Jubiläum eigenhändig ein Denkmal setzen zu wollen öffentlich erklärt hat. Ungeachtet dieses Ansehens jedoch, das er genießt, möchten Viele diesen Sachwalter für den ungeeignetsten halten, welchen die Pfälzische Geistlichkeit sich wählen konnte. Paulus und seine Boten haben in der letzten Zeit an Kredit sehr eingebüßt. Man denke an das Votum über Strauß und über das junge Deutschland. Vor einigen Jahren wurde es dem Consistorium zu Speyer erstaunlich übel genommen, daß es in einem Erlaß die Geistlichkeit vor den Tendenzen des jungen Deutschlands gewarnt hat. Jetzt wird es diese Geistlichkeit sich selbst zuzuschreiben haben, wenn sie fortan in solcher Gesellschaft aufgezählt wird. Es wird in den Annalen heißen: Paulus widmete seine letzten Lebensstage der Vertheidigung des David Strauß, des letzten Deutschlands und der denkglaubigen Geistlichkeit der Pfalz. — Für den größten Theil unserer Zeitgenossen ist Paulus zwar ein völlig Verschollener; so oft er sich zeigt, macht er den Eindruck eines Revenants. Ein unruhiger Geist, der an längst verrosteten Münzen und werthlos gewordenen Verschreibungen flebt; der mit dürrer Finger immer auf seine alten Habseligkeiten hindeutet und sich wundert, daß dies keinen Eindruck mehr machen will. *) In dieser Rücksicht könnte es unnöthig scheinen, auf ein Votum des Dr. Paulus sonderliche Aufmerksamkeit zu verwenden. Allein man mag bedenken: in der Pfalz hat jener Revenant noch Fleisch und Blut. Wofür er sich erklärt, das wird dort von Vielen unbesehen als die Sache der Wahr-

heit genommen. Seine Schrift bringt nun einmal die Gegenstände zur Sprache, welche dort allgemeine Bewegung hervorgerufen haben. Ganz dazu schweigen, hieße dem Parteisinn zu viel Besonnenheit und Unbefangenheit zutrauen; es würde als Eingeständniß betrachtet werden, daß Dr. Paulus doch im Grunde Recht habe. — Gleich nachdem die Schrift bekannt geworden war, ermangelte eine gewisse Zeitung nicht, in einem sehr triumphirenden Rapport anzukündigen, das Consistorium werde sich von diesem Schlage nicht erholen. Der am meisten Betroffene sey bereits zur Erholung auf's Land gereist und werde später ein Bad gebrauchen. (Letztere ganz aus der Luft gegriffene Angabe mag die Polemik jener Partei charakterisiren.) Im Mannheimer Journal stand ein Schreiben an Dr. Paulus, unterzeichnet „ein protestantischer Pfarrer der Pfalz,“ dessen Styl es zweifelhaft ließ, ob es wirklich eigene Ansichten darlegt oder nur fremde persiflirt. Es lautet: „Hochedler Mann! Du hast durch Dein neuestes Werk abermals einen Edelstein, vielleicht den edelsten, zu Deiner Krone Dir errungen; nicht sowohl durch die ausgezeichnet tiefe Gelehrsamkeit — wo fehlte diese in Deinen Schriften? als vielmehr durch den Seelenadel, der aus demselben hervorstrahlt“ u. s. w. — Am freudigsten begrüßten das Buch natürlich diejenigen, welche dazu mitgearbeitet hatten. Doch mag bei Manchem die Freude sehr kleinlaut geworden seyn, als er näher zusah, wie der „Herausgeber“ seinen Beitrag angewendet hatte. In der That, solche Parteiereignisse und deren Aufnahme sind immer charakteristisch. Man sieht daran recht, wo der redliche Wahrheitsinn zu Hause ist; bei solchen gewiß nicht, denen schon der Anblick eines Titelblattes genügt, um Triumph zu schreien.

Es fehlt jedoch auch an solchen nicht, welche bereits das Geschehene ruhiger betrachten, und selbst Nationalisten gestehen, daß Paulus durch sein Buch die Sache mehr verdorben, als gutgemacht habe. Dieser ganze leidenschaftlich verworrene, unklar und geschmacklos stylisirte, mit unzähligen Wiederholungen in's Breite gezogene Herzenserguß, bei dem Paulus immer sich selbst im Vordergrund zu präsentiren sucht und alle gründlichere Untersuchung durch ein fast komisches Pochen auf Infallibilität zu ersetzen glaubt, kann unmöglich einem verständigen Beurtheiler genügen, gehöre er welcher Richtung er wolle. Wie wir vernehmen, ist deshalb auch in der diesjährigen Synode das Buch fast ganz mit Stillschweigen übergangen worden; und während im vorigen Jahr die an Paulus geschickte Adresse so vielen Anklang fand, hat sich jetzt, merkwürdig genug, nach dem großen Patrocinium, eine ganz entgegengesetzte Stimmung gezeigt. Es wurde die lebhafteste Mißbilligung ausgesprochen über den Mißbrauch, den Paulus von jener Höflichkeitsschrift gemacht,

*) Es ist traurig, wenn ein neun und siebenzigjähriger Greis sich so eitel und unanständig gebehret, daß die kritische Feder, wenn sie die Wahrheit darstellen will, nicht einmal mehr den Jahren eine ehrerbietige Rücksicht gewähren darf. Es ist traurig, wenn das Alter, anstatt in ehrwürdiger Fülle ein Bild des Erhabenen uns zu geben, nur noch das Häßliche der Blöße, das Lächerliche der Schwachheit uns zeigt. Wer eine Rechtfertigung dieses strengen Urtheils von uns fordert, der werfe nur einen Blick auf die zahlreichen Belege unserer ferneren Darstellung.

und als von einigen seiner Klienten der Versuch unternommen wurde, eine neue Demonstration ähnlicher Art gegen das Consistorium in's Werk zu setzen, sollen ganze Dekanate die Unterschrift verweigert haben. — Die Schrift des Dr. Paulus wurde mittlerweile durch die Regierung mit Beschlag belegt, und diese Beschlagnahme Allerhöchsten Orts bestätigt; gewiß nicht ihres gefährlichen Charakters wegen; und gegen gedruckte Privatinjuriën oder Schmähschriften auf öffentliche Diener (zu dieser Klasse von Büchern gehört sie eigentlich) bestehen unseres Wissens in Baiern keine Censurgesetze. Aber der „Herausgeber“ hatte eine ganze Anzahl amtlicher Erlasse, Rescripte u. s. w. abdrucken lassen, was in Baiern natürlich nur mit Erlaubniß der Behörde geschehen kann, und außerdem Confiskation nach sich zieht. Die Darmstädter Kirchenzeitung hat zwar in diesem Betreff die Bemerkung gemacht, Dr. Paulus sey kein Baierscher Staatsdiener. Aber wie daraus für ihn die Befugniß entspringen soll, hinter dem Rücken der Behörde Baiersche Registraturen zu plündern und dem Buchhandel auszuliefern, vermögen wir nicht einzusehen. Die Aktenstücke reichen übrigens ohne Ausnahme alle zur Ehre der kirchlichen Behörden, deren pflichtgetreues Wirken sie in's hellste Licht setzen, und zur Schmach jener Paulusschen Klientenpartei, welche durch alle Belehrungen und Ermahnungen, durch die einstimmigen Erklärungen aller Stellen, vom Consistorium bis zum Cabinet hinauf, nicht aus ihrer Verblendung gerissen werden können. Das kirchliche Regiment hätte alle diese Aktenstücke längst dem Publikum vorlegen können, und damit vor Aller Augen nur die Gerechtigkeit und Weisheit seines Verfahrens dargelegt. Wenn es dies unterließ und dadurch eine unbefugte, mit schlechten Tendenzen interpolirte und zusammenhangswidrige Publikation veranlaßte, so geschah dies gewiß nur theils aus Schonung der ohnehin niederliegenden neologischen Partei, theils weil eine amtliche Veröffentlichung durch Nichts motivirt war, und deshalb die Aufregung nur hätte vermehren können. Aber so weit geht jene Verblendung, daß Paulus glaubt, wenn er nur diese Aktenstücke in möglichst verkehrter Ordnung abdrucken läßt und überall den Context durch seine Glossen, Deklamationen und kategorischen Versicherungen unterbricht, so werde kein Mensch in Deutschland seyn, der nicht den Prozeß durch ihn für entschieden und gewonnen erklärte. Wir unsererseits hoffen dagegen, daß dieses Buch allerdings dem ganzen Kampf ein Ende machen, daß es für alle Zeiten das Urtheil der Verständigen hierüber feststellen werde — aber nicht zu Gunsten des Dr. Paulus und der von ihm vertheidigten Sache, deren Schlechtigkeit es vielmehr recht offen aufdeckt, sondern zu Gunsten jenes ächterevangelisch-kirchlichen Wirkens, dem es mit so viel Galle und doch mit so viel Ungeschick entgegentritt. Insofern sind auch wir nicht abgeneigt, diese Schrift für ein glückliches Ereigniß zu halten, und uns zu freuen, daß diese Partei gerade von diesem Sachwalter grade diese Vertheidigungsschrift sich bestellt hat.

Wenn wir jetzt zu einer näheren Prüfung unseres Gegenstandes übergehen, so dürfen wir Folgendes nicht übersehen. Es ist allerdings nicht Dr. Paulus, mit dem wir es zunächst zu

thun haben; es ist die Sache, welche er vertritt, und welche wir der Gerechtigkeit gemäß immer von ihm absondern müssen. Was kann die Sache dafür, könnte man fragen, daß sie einen so confusen Advokaten bekommen hat? Aber, genauer betrachtet, kann die Sache allerdings etwas dafür, und diesmal dient der Vertheidiger zur Charakteristik der Sache selbst. Die Partei hat mit vollem Bewußtseyn grade diesen Anwalt sich erwählt, weil sie in ihm ihr eigenes Fleisch und Bein wieder erkennt; und wir müssen zur rechten Verständigung über alles Folgende den Leser ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß er nicht vergessen möge: Wir zergliedern die Sache selbst, indem wir ihre Patron zergliedern; wir treffen mit jedem Wort ihn und seine ganze Clientel zugleich. Wenn wir deshalb im Folgenden uns scheinbar mehr mit der Persönlichkeit des Dr. Paulus beschäftigen, wie sie sich in der vorliegenden Schrift uns darstellt, so haben wir dabei doch immer den ganzen Gegenstand im Auge. Dieser Gegenstand läßt sich nicht dadurch allein deutlich machen, daß man die Hauptpunkte in's Gesicht faßt; auch die Nebenbeziehungen, die Art und Weise des Auftretens, die Methode des Verfahrens, der Ton, der Takt des Benehmens — alles dies gehört um so mehr zu der Sache, weil grade in solchen Nebenbeziehungen der Charakter des Ganzen oft unwillkürlicher und sprechender sich verräth, während man in den Hauptpunkten sich absichtlicher und berechneter zu fassen weiß. Wir werden deshalb, ehe wir den materiellen Gehalt des Paulusschen Votums prüfen, zuerst die formelle Seite in's Auge fassen, um zu erkennen, wie überlegt und besonnen, wie ruhig und leidenschaftslos, wie klar und geordnet, wie passend und zweckmäßig diese ganze Sache unter den Händen dieses Vortragenden erscheint. Leider können wir hier kein günstiges Urtheil fällen. Einen unklarerer Styl, geschmacklosere Deklamationen, eine verwirrtere Darstellung, eine gereiztere Haltung, auffallendere Übertreibungen und Entstellungen, ja kederere Unwahrheiten kann es kaum geben, als wir sie in dieser Schrift beisammen finden. Wahrlich, wir müssen hier schon den Kopf schütteln über diese Sache und diesen Anwalt! — Wir beginnen mit dem Verzeihlichsten, obwohl nicht Gleichgültigsten, mit dem Styl. Der Styl ist der Mann — und hier auch die Sache. Kein klarer, ruhiger Kopf schreibt solchen Styl in klarer geordneter Sache. Da lesen wir von einer „zelotisch-homiletischen und hierarchisch-pastoralischen Anhänglichkeit an die dreihundertjährige Lehrtradition,“ von einem „dialektisch-pedantisch verwickelten Knoten,“ von einem „urchristlich unbeabsichtigten Anlaß.“ Man zeigt uns „eine aus der Äsche längst verbrauchter Antipassivismen ausgekochte Lauge von Vorwürfen,“ „eine legitime Glaubenscommandantenschaft,“ „einen theoretisch gebieterischen Dogmenrestaurator“ — man führt uns „die gesammte Rationalität“ vor, wahrscheinlich zur Probe, ob wir uns etwas dabei denken können, da man doch auch gesammte Generalitäten gesehen hat. Man beruft sich auf „gewissenhaft-freie Überzeugungsvereine,“ auf „nicht mehr annehmbare Glaubensgewohnheiten,“ man läßt uns endlich „ein auf die Staatsverfassung gegründetes Ende“ erblicken, was uns gewiß sehr angenehm ist, da wir aus solchen Proben ein ganz anderes Ende

erwarten mußten. Augenscheinlich ist es, wie sehr die Klarheit des Gegenstandes durch solche Sätze gewinnen muß, wie: „Glaube, im Sinne Jesu, ist das Vertrauen, daß Gott von Jedem zuvörderst den Voratz, immer das Rechte zu wollen, als innere That des denkendwollenden Geistes verlange;“ oder „das Glauben an den infallibeln Dogmenglauben darf nicht als das Heilbringende an die Stelle des Rechtswollens gesetzt werden;“ „das Meiste liegt an dem sicheren Glauben für erbauliche Kenntniß und willige Befolgung der Pflichten.“ — Über die Ordnung, welche in der ganzen Darstellung herrscht, belehrt uns am besten das nothgedrungen vorausgeschickte Inhaltsverzeichnis, wodurch das Chaos etwas übersichtlich gemacht werden soll, das aber ebenfalls wieder mit Erörterungen und Deklamationen aller Art durchbrochen wird, so daß man zuletzt in der That nicht mehr weiß, wo man sich befindet. Mit welcher Übereiltheit das Ganze abgefaßt worden, davon nur folgende sprechende Proben: S. 30. wird mit den Worten „als eine höchst auffallende Erscheinung verdient erwähnt zu werden,“ eine Thatfache eingeleitet, welche in den vorausgehenden wenigen Blättern bereits viermal erzählt ist. Ein andermal kommt (S. 22.) mitten im Text ein „wir“ und „unser“ vor, während die damit gemeinten Klienten sonst immer in dritter Person eingeführt werden. Paulus hat sich in der Eile also nicht einmal die Zeit genommen, die einzelnen Rapportstücke in seine Darstellung zu verarbeiten. — Von einer Prüfung gegnerischer Gründe ist nirgends eine Spur; von den zahlreichen, gründlichen Aufsätzen, welche über den betreffenden Gegenstand in der *Ev. K. Z.*, im *Rheinwaldschen Repert.*, in der *Erlanger Z. f. P. u. K.*, im *christl. Beobachter u. f. w.* gesandt, wird nicht die mindeste Notiz genommen; dagegen werden längst verlegte Zeitungsartikel unverändert wieder abgedruckt. Ein einziges Mal erwähnt Paulus einen in der *Darmstädter K. Z.* enthaltenen Aufsatz, welcher durch die bündigste Beweisführung die kirchlichen Verhältnisse der Pfalz ins Licht gesetzt hatte. „Es sey ein Schwall von Sophismen,“ das ist Alles, was Paulus dagegen zu erwidern für gut findet. — Statt dessen findet er Zeit zu den geistreichsten und neuesten Belehrungen, z. B. daß „das Handeln aus dem heiligen Geiste das Gegentheil vom Sündigen sey,“ daß die Reformation eine „Ab Abschaffung der Kirchenherrscherei“ gewesen, „daß das Evangelium Matthäi wirklich aus Aufzeichnungen des gewesenen Zollpächters zu Kapernaum, nachmaligen Apostels Jesu, Matthäus selbst, entstanden sey,“ daß „die Glaubensstreue gegen Gott nicht ein Glauben an einzelne Lehreinrichtungen sey,“ daß aber „das Glaubenwollen an das Glaubwürdige dennoch Pflicht sey,“ „daß Luther selbst verstatet habe, besser zu ergehen als er,“ um so mehr, da derselbe „nur vor lauter Polemik nicht zu wahren Exegese habe gelangen können.“ Von dieser wahren Exegese werden uns treffende Beispiele gegeben, z. B. die Stelle „wird Jemandes Werk verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch als durch Feuer,“ verbeutlicht (?) Paulus so: „das Gutwollen des den untauglichen Stoff wählenden Arbeiters wird persönlich erprobt und geschäft werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande von J. J. H. in E.

Erster Brief.

Der von Ihnen schon seit einiger Zeit erhaltenen Aufforderung entsprechend, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen hiemit Einiges über unsere religiös-kirchlichen Zustände mitzutheilen. Wenn ich weiter gehe, als die Beantwortung der bestimmten an mich gestellten Frage erheischt, so geschieht es einzig deswegen, weil mir schwer war, einen einzelnen Punkt zu behandeln, ohne auf das Ganze genauer einzugehen. Die neuesten kirchlichen Ereignisse, so wie auch die früheren, haben in Ihrem Blatte schon eine ausführliche Erwähnung und Beschreibung gefunden. Es kann sich jetzt nur noch darum handeln, jene Beschreibungen zu ergänzen, und in das innere Triebwerk der Begebenheiten einen Blick zu werfen, und daraus einige allgemeine Urtheile über den gegenwärtigen religiös-kirchlichen Zustand des Landes und die Zukunft, die er in sich trägt, abzuleiten. Das ist freilich eine mißliche Sache auch für den, der schon eine Zeitlang im Lande gelebt hat. Je mehr ich kirchliche Nachrichten lese, und zugleich die Menschen kennen lerne, die so viele Seiten der Beurtheilung darbieten, je ernster mir das auch im kleinsten Kreise so vielgestaltige, so reich gegliederte Leben entgegentritt, je mehr ich mit Aufrichtigkeit suche, mich in der Beschränktheit meines individuellen Daseyns und Denkens zu erfassen, desto schwieriger erscheint mir die Aufgabe, die ich mir gestellt. Man sprach mir hier von einem Waadtländischen Pfarrer, der fünfzig Jahre in derselben Gemeinde gewirkt und im Segen gewirkt, und der dennoch auf die Frage: wie es um das christliche Leben in seiner Gemeinde stehe? die Antwort gab, daß er darüber kein Urtheil zu fällen vermöge. Der würdige Mann ging vielleicht zu weit, und hat sich wohl nicht immer auf seinem skeptischen Standpunkte behaupten können. Aber in jener Antwort liegt gewiß eine Wahrheit verborgen, die in den Zeiten der Journalistik oft außer Acht gelassen wird, und an die ich nun für die folgenden Mittheilungen zu appelliren mich bewogen finde. Ich darf zuversichtlich hoffen, daß dieses Geständniß die billig und unparteiisch denkenden Leser gegen die Wahrheit, welche meine Mittheilungen enthalten mögen, nicht verschließen wird.

Ehe ich von der Gegenwart spreche, muß ich die früheren Bewegungen berühren. Im zweiten Decennium des Jahrhunderts befand sich die Waadtländische Kirche in solchem Zustande, daß eine Wiederbelebung, Erweckung im höchsten Grade nöthig schien, und selbst seitherige Gegner der stattgefundenen Bewegung die Nothwendigkeit eines dem kirchlichen Leben zu gebenden Impulses erkannten. Diese Nothwendigkeit knüpfte sich einestheils an die mangelhaften Formen des kirchlichen Lebens, anderentheils an die sichtbare Abnahme des sie belebenden Geistes. Alle Formen des kirchlichen Lebens sind vermöge ihrer Natur für die weitestgehenden religiösen Bedürfnisse ungenügend. Dies gilt in besonders hohem Grade von den Formen des Waadtländischen kirchlichen Lebens. Ohne Deutsche Anforderungen zu stellen, ohne

Deutschen Maßstab der Beurtheilung anlegen zu wollen, kann ich diese Behauptung mit Zuversicht wagen. Zwar die Liturgie läßt wenig Erhebliches zu wünschen übrig, sie ist voll Geist und Salkung. Aber der Katechismus ist sehr mangelhaft. Eben so muß dem Franzosen wie dem Deutschen das beinahe ausschließliche Singen der Psalmen nach alt reformirtem Gebrauche, sobald eine gewisse Stufe der christlichen Entwicklung erreicht ist, äußerst ungenügend erscheinen. Aus demselben Gesichtspunkte betrachtet, zeigen sich die seltenen Communionen, das Verbot, das heilige Abendmahl den Kranken zu bringen, das gänzlich lautlose Theilnehmen der Geistlichen an der Beerdigung der Verstorbenen, der schreiende Mangel an gottesdienstlicher Feier der Charwoche und andere dergleichen Dinge als nicht unbedeutende Uebelstände, nicht zu gedenken der vielfachen, zum Theil für das christliche Bewußtseyn verletzenden Mängel der eigentlichen Kirchenverfassung. Aber auch der christliche Geist war in der Waadtländischen Kirche tief gesunken, und an die Stelle der lebendigen Predigt des Evangeliums war ungeachtet aller äußeren Festhaltung am orthodoxen Lehrsystem gemein bürgerliche Moral getreten. Wie in Deutschland der Nationalismus mitten in dem Kreise der Orthodorie seinen Anfang genommen, indem die Hüter des Heiligthums die Kardinalpunkte des christlichen Glaubens übergingen, unter den Scheffel stellten, und sich mit einem geist- und gemüthlosen Supernaturalismus begnügten, so zeigte sich dieselbe Erscheinung noch deutlicher in der fremden theologischen Einflüssen fast ganz verschlossenen Waadtländischen Geistlichkeit. Wenn nun die dürstigen und herben Formen des kirchlichen Lebens nicht durch lebendige Predigt und Seelsorge belebt wurden, wenn zu ihnen noch Armuteligkeit des Geistes hinzukam, welch' ein trauriges Bild von jenem Zustande der Kirche stellt sich uns da vor Augen.

Es soll damit nicht gesagt werden, daß der christliche Geist aus der Waadtländischen Geistlichkeit eigentlich verschwunden war. Sie zählte noch würdige, geisteskräftige Mitglieder; sie waren aber spärlich gesäet. Von einem derselben, einem hochgestellten, allgemein geschätzten Geistlichen ging der Anfang einer Erweckung und ein nicht unbedeutender Einfluß auf die Theologie Studirenden und jungen Candidaten aus. Es schien als ob von oben herab, auf rein kirchlichem Wege, von innen heraus die Wiederbelebung der Kirche angebahnt werden sollte. Da kam aber fremder Einfluß hinzu und bemächtigte sich der Zügel der Bewegung unter den jungen Geistlichen, und fing an, sich auch unter den höheren Klassen der Gesellschaft auszubreiten. Es fand eine eigentliche Erweckung statt, im guten Sinne des Wortes; sie trieb jene Blüthen und Früchte der Gerechtigkeit, welche die untrüglichen Kennzeichen einer gründlichen Erweckung sind. So wahr dies ist, so wenig kann verkannt werden, daß sie der Leitung, der Läuterung, und in gewissen Punkten der freundschaftlichen Gegenwirkung bedurfte. Denn sie zeigte einige dog-

matistische Steifheit, war öfters geneigt zu lieblosem Absprechen, zum Überschätzen der strengen Formen des christlichen Lebens, beschränkt im Urtheile, und manchmal von puritanischer Rigorosität und Hitze im Leben hingerissen. Farel's Gemüthsart schien Einigen der Erweckten nicht ganz fremde zu seyn. Die dem Waadtländischen Charakter einwohnende Gradheit und Offenheit steigerte sich oft bis zur Verbheit, und mochte manchmal höher gestellten Personen gegenüber, die Gränzen der Bescheidenheit übertreten. Die Bewegung, so geartet und beschaffen, war schwer zu lenken, und es bedurfte dazu eines großen Maßes von Weisheit, und schonender, tragender Liebe, gepaart mit durchgebildeter, gründlicher Heilserkenntniß und Festigkeit in Behauptung der Wahrheit. Es mußte an die Verbesserung und theilweise Umschaffung der Formen des kirchlichen Lebens Hand gelegt, billigen Wünschen Rechnung getragen, den außerkirchlichen Versammlungen und Erbauungsmitteln freier Spielraum gegeben, mit allem Ernst an eine Verbesserung des den künftigen Dienern des Wortes zu ertheilenden Unterrichts gedacht werden. Alle diese Anforderungen sind von eigenthümlicher Schwierigkeit, und auf jeden Fall mußte einige Zeit vergehen, bis allen ein Genüge geleistet werden konnte. Aber die berufen waren, auf die Bewegung einzuwirken, sahen es selbst nicht ein, daß die Zeitumstände solche Anforderungen an sie stellten. So entstanden die Reibungen, die bald in Verfolgung ausarteten, indem die Härte, womit die Bernerregierung des achtzehnten Jahrhunderts gegen die (Herrnhuter und Pietisten-) Associationen verfuhr, von der Regierung des emancipirten Waadtlandes in ihrem Benehmen gegen die mit dem Namen der Sektirer Gebrandmarkten angestrebt wurde. Es geht übrigens aus dem Gesagten schon hervor, daß durchaus nicht immer offener und bewußter, auf eigentlichen Unglauben gegründeter Widerstand gegen das Evangelium zu den Depressionsmaßregeln hinfuhr. Sie gingen zum Theil von solchen aus, die man die streng kirchliche Partei nennen könnte, die sich insbesondere für eifrige Vertheidiger der Confession ausgaben, von den eifrigen Anhängern und Verehrern der alten Formen, einer mehr oder minder abgestandenen Orthodorie, die, gewohnt sich im Leben der Welt gleichzustellen, sich gewaltig bäumten, als sie auf etwas unsanfte Weise an etwelchen Widerspruch zwischen ihrem Bekenntnisse und ihrem Wandel erinnert wurden.

Indessen hatten die Coercitionsmaßregeln, wie zu erwarten steht, eine den Absichten ihrer Urheber entgegengesetzte Wirkung. Davon, so wie von dem mächtigen Einflusse der christlichen Bewegung und dem Anfang einer neuen Reaction gegen dieselbe, nehme ich mir vor, Ihnen im nächsten Briefe Einiges mitzutheilen.

Genehmigen Sie u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 23. September.

N^o 77.

Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz,
und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Er gibt uns wichtige psychologische Aufschlüsse, z. B. S. 344. „daß der Verstand nicht zugleich Empfindung seyn kann,“ S. 332. daß es „scharfsinnige Phantasiespiele“ gibt, S. 351. „der Anfang der Religiosität sey ein Wollen der Bedachtsamkeit,“ (ebendas.) „das Fundament aller Religion liegt in dem Satz: Ich will, daß ich der Pflichteinsicht gemäß wollen möge.“ „Nicht das Meinen und Wissen, sondern nur das Wollen oder Nichtwollen hängt vom wollenden Geiste selbst ab“ (S. 350.). Da er seine Überzeugung nicht verhehlt, wie die symbolischen Dogmen schon durch ihre „unbiblische, canonisch-juridische Terminologie“ ihre Verwerflichkeit darthäten, so gibt er uns offenbar durch obige Proben das Muster einer ächtbiblischen Ausdrucksweise. Er greift aber noch weiter in die Tiefen philosophischer Probleme. „Das Wollen ist's, was im Innersten des Geistes sich selbst zur Ursache macht! Dies ist (ruft er aus), die Lösung des Räthfels von der menschlichen Willensfreiheit!“ — Ja, er verschmäht es nicht, gelegentlich den Pragmatismus der Geschichte aufzuhehlen, und einen neuen Schlachtbericht von Waterloo zu liefern. „Dahmals,“ sagt er (S. 345.), „als der Enthusiasmus des Pflichtglaubens das Preussische Vorwärts zur rechten Stunde auf das fast verlorene Schlachtfeld herbeiführte, war dachte damals daran, welchen der neun und dreißig Artikel Wellington für den unentbehrlichsten halte? Hatte nicht das Preussische Heer den Tag zuvor so gelitten, daß nach der gewöhnlichen Kräfteberechnung es mehrere Tage zur Erholung bedurft hätte? Aber grade diese protestantisch-aufgeklärtere Heeresmacht konnte am meisten von jenem denkglaubigen Gottvertrauen durchdrungen seyn“ u. s. w. — Wenn die bisher gezeigten formellen Eigentümlichkeiten der Schrift mehr einem unschuldig-komischen Charakter angehörten, so dürfen wir nicht verschweigen, daß die Form auch an ernsthafteren Gebrechen leidet. Dahin gehören auffallende Widersprüche, z. B. wenn S. IX. der obersten Behörde dasselbe Verfahren angerathen wird, welches außerdem durch die ganze Schrift hindurch den Gegenstand des heftigsten Angriffs bildet. Ferner wenn S. XXIX. getadelt wird, daß in den Consistorial-Rescripten immerfort die Bibel citirt werde, während doch außerdem als stehende Beschreibung geltend gemacht wird, daß das Consistorium nicht die Schrift als Lehrnorm gebrauche. Bei dem Mangel an deutlich ausgesprochenen Grundsätzen sind solche Widersprüche doppelt unangenehm, da man eine so haltungslos hin und her schlüpfende Darstellung nirgends fassen und festhalten kann. Noch größere,

schon in's Materielle greifende Widersprüche werden wir weiter unten namhaft machen. — Zu den auffallenderen Formgebrechen gehört aber vor allen Dingen der durchaus unwürdige, leidenschaftliche Ton, in welchem alle Beschwerden, Anstände und Berichtigungen vorgetragen werden. Auch hier wollen wir aus einer großen Menge nur einige herausheben. Paulus dirigirt seine Schrift vorzugsweise als Bitte an das Königl. Ober-Consistorium, um dies zu anderen Maßregeln zu veranlassen. Dabei aber vergißt er so ganz seinen Zweck, er vergißt so ganz den gebührenden Anstand, daß er diese Behörde mit den größten Schmähungen überschüttet. Wahrlich, selbst an ein Collegium male informatum sollte ein ehemaliger Consistorialrath nicht solche Persönlichkeiten richten, geschweige an eine Behörde, die vollkommen ihre Schuldigkeit gethan und jedes vernünftige Maß beobachtet hat. Er sagt S. 161., das Ober-Consistorium stehe unter dem Einfluß katholischer Minister, und es sey nicht zu erwarten, daß es die Gemeinde mit Nachdruck repräsentire. S. 11., es befinde sich in München oft unter eigenen Verhältnissen. S. 8., es habe sich eigenmächtig Befugnisse beigelegt. S. XII., es habe den König nicht aktenmäßig berichtet. S. 269., es habe die feierlich garantirten Rechte der unirten Kirche gekränkt. S. XXX., es habe die Verfassung des Reichs verlegt. — Alle diese Vorwürfe beziehen sich auf Thatfachen, welche Paulus zum Theil bloß präsumirt, zum Theil beliebig deutet, wofür er aber insgemein allen Erweis schuldig geblieben ist. Er gibt jene kapitalen Incriminatioen auch meistens nur ganz nebenbei, wirft sie nur so hin, als ob sich dergleichen gar keines weiteren Nachweises verlöhne! Bei einer solchen leidenschaftlich unklugen Weise darf es uns freilich nicht wundern, wenn S. 6. und S. 288. selbst nicht undeutlich politische Drohungen vorkommen („jesuitische Herrschsucht wolle allmählig allerlei Ge-
bultsproben anstellen, um den Moment, wo das ganze Joch übergeworfen werden könne, vorzubereiten. Aber wer hat den Barometer, der als richtiger Geduldsmesser taugt“ u. s. w.). Überhaupt wird allen Beschwerden etwas recht Aufreizendes, zum Haß gegen bestimmte Personen Aufforderndes gegeben. Und dabei wagt Paulus von einer rabies theologorum (S. 338.) zu reden, ohne daß ihm das Gewissen schlägt! — In einer solchen gereizten Stimmung genügt dem Herausgeber natürlich nirgends der wahre, nüchterne Ausdruck; Alles muß übertrieben werden. So sagt er S. 6., „man habe die Pfalz als einen Sammelplatz von Unchristen, ärger als Heiden und Türken, geschildert!“ S. 149., „die Pfälzische Kirche wird wieder von jenseits weit stärker als lange her als keiserlich verrufen!“ ein Satz, der fast in jedem Wort eine Unwahrheit

enthält. Überhaupt hat, außer dem Ober-Consistorium, keine einzige „jenseitige“ Stimme in dieser Sache sich hören lassen. Die Rescripte der genannten Behörde sind durchaus im würdigen Tone, fern von allem, was nur im mindesten jenen Ausdrücken entsprechen könnte. Die Darstellung, welche kürzlich Ober-Consistorialrath Fuchs in seinen „Annalen“ von der ganzen Kirchenangelegenheit gegeben, ist so milde, so schonend gehalten, daß auch nicht der fernste Schimmer jener von Paulus supponirten groben Motive hindurchblickt. Das „wieder“ und „stärker als seit lange her“ ist aber ohne allen Sinn. Leider wird Paulus für solche Verdächtigungen der „jenseitigen“ Gesinnungen in der Pfalz manches geöffnete Ohr finden, aber um so schmachvoller, wenn er, der Theologe, der Kirchenrath, dergleichen nationalen Verstimmungen noch zur Aufreizung dient! — Daß man bei Paulus nicht immer auf strenge Wahrheit rechnen darf, läßt sich vom Vertheidiger der Accommodationsmaxime nicht anders erwarten. Wir sind darauf hinlänglich vorbereitet durch Stellen wie S. VIII., wo er bemerkt, daß man „unglücklicherweise das Beseitigen der Symbole ein Abschaffen genannt habe,“ oder S. 34., wo er den Geistlichen rath, „die Wahrheit in kleine Münze umzuwechseln.“ Aber dies ist doch zu stark, daß er zum Behuf seiner Beweisführung dreimal (S. X., XVII. und 64.) das nämliche Falsum begeht, und die Einführung des Katechismus als Allerhöchste Verordnung bezeichnet, während doch aus seinen eigenen Aktenstücken klar hervorgeht, daß es bloß eine eigenmächtige Verfügung des vormaligen Consistoriums war. Vielleicht hat er unabsichtlich gefehlt, er hat nur abgeschrieben, was fremde Hände ihm unterlegten. Hätte er jedoch pflichtgemäß die Schriften seiner Gegner beachtet, so würde er gefunden haben, daß bereits im Rheinw. Repert. 1838. S. 186. die ganze Sache mit gebührendem Nachdruck in's Licht gestellt ist, und es würde ihm diese neue Zurechtsetzung erspart geblieben seyn.

Wenn wir uns jetzt einer genaueren Betrachtung des materiellen Gehalts der Schrift zuwenden, so wird uns jeder billige Leser, schon in seinem eigenen Interesse, erlauben, daß wir eine bedeutende Disjunktion eintreten lassen. Paulus verspricht auf dem Titel „dogmatische, staatsrechtliche, kirchenrechtliche“ Aufschlüsse. Das Dogmatische werden wir jedoch ganz fallen lassen. Wer von der Ansicht ausgeht, „Dogmen sind Früchte des Gutdünkens“ (S. 8.), wer behauptet, „Luther habe in der Rechtfertigungslehre nur ein Quid pro quo des thesaurus meritorum aufstellen wollen“ (S. 182.), von „einem widersinnigen, aber desto mehr unterwürfigen Resignationsglauben“ spricht (S. 348.); wer solche Ansichten vertritt: „der jüdische Nationalgott habe zu stehlen und zu morden geboten“ (S. 240.), „die christlichen Thatfachen dürften den Fundamentallehren aller Religion, zu welchen die Weisesten aller Völker und Zeiten, zu welchen auch Christus sich bekannt, nicht gleichgestellt werden“ (S. 177.) — mit dem ist dogmatische Verständigung unmöglich. Es müßte doch irgend eine gemeinsame Basis, irgend ein Zusammenhang des christlichen Denkens und Fühlens

gegeben seyn. Wir bekennen, daß dieser zwischen uns und Paulus sich nicht findet. Auf dem allgemein menschlichen Gebiete aber läßt sich keine Dogmatik erörtern. — Unser Gegenstand erfordert dies auch nicht. Seine materielle Seite liegt vorzugsweise im staats- und kirchenrechtlichen Gebiet, in welches, Gottlob! jene „rationelle Wirthschaft“ noch nicht so eingedrungen ist, die den Boden der Dogmatik aufräumte. — Zwar dürfen wir uns auch von den „staats- und kirchenrechtlichen Beleuchtungen des Herausgebers“ nicht immer das zuverlässigste Licht versprechen. Seine Infallibilität spielt ihm auch hier manchen Streich; z. B. wenn er S. 14. behauptet, „die Katholische Kirche muß allerdings, um ihre im Westphälischen Frieden erhaltene politische Garantie zu bewahren, ihre Kirchenlehre beibehalten; die Protestantische aber braucht dies nicht;“ wozu S. 394. der treffende Pendant steht: „Selbst wenn in dem katholischen Kirchensystem ein neues Universal-Concilium Vieles von dem Tridentinum ändern würde, könnte daraus auf keine Abänderung ihres kirchlichen Rechtsbestandes geschlossen werden.“ *)

Die Grundansicht, von welcher Paulus bei der Beurtheilung der Pfälzischen Kirchenverhältnisse ausgeht und wonach sich ihm alle Gesichtspunkte ordnen, lesen wir in den S. 191. beifälligen Worten: „Die unierte Kirche des Rheingebietes ist eine Tochter der vernünftigen Auffassungsweise des Christenthums. Darum keine symbolischen Bücher! darum in unserem Lehrbuch keine trinitas, keine inspiratio, keine satisfactio vicaria, kein peccatum originale“ u. s. w. — Durch die Union habe der Nationalismus in der Pfalz eine rechtliche und politisch gültige Existenz gewonnen; durch die Union und deren staatsrechtliche Genehmigung sey die Neologie in Baiern eine öffentliche Landes-Confession geworden. Dies ist die Meinung, welche Paulus mit der Schaar seiner Klienten theilt, und worauf sich das ganze Gebäude seiner Beschwerden, Anträge und Forderungen stützt. Wir können diese Meinung einfach durch einen Rückblick auf die wahre Geschichte der Union widerlegen.

Ob die Kirchenvereinigung in der Pfalz mehr durch einzelne Stimmführer veranlaßt, oder wirklich, wie behauptet wird, durch einen weitverbreiteten Impuls hervorgerufen worden, darüber mag man zweifelhaft seyn. So viel ist gewiß, daß im Anfang schon gewisse Maximen und Absichten sich kund gaben, welche in keinem Fall der Gesamtgemeinde zugeschrieben werden dürfen. Auch in den Nachbarstaaten der Pfalz wurde damals (1817 und 18) lebhaft für die Union gewirkt; aber nirgends trat so deutlich und anspruchsvoll, wie hier, jene gefährliche Tendenz auf, welche in dogmatischer Beziehung dem unbefräßigsten Nationalismus, in kirchenrechtlicher aber einem extremen Collegialismus das Übergewicht verschaffen will. Jener politi-

*) Hätte Paulus doch beherzigt, was ein würdiger Rechtsgelehrter seines Landes, Ober-Hofgerichtsrath Jung, in seinem trefflichen „Wort über die Befreiheit“ S. 51 f. grade über diesen Punkt so gründlich auseinandergesetzt hat. Das Studium dieses Schriftchens kann namentlich Geistlichen nicht genug empfohlen werden.

sche Liberalismus, der alle Gewalt und Autorität von den Behörden hinweg, auf die Gesamtheit der Untergebenen oder ihrer Sachwalter hinüberleiten will, fand in der Unionsache eine erwünschte Gelegenheit, auch die Kirche Christi mit constitutionellen Principien zu beglücken. Dies lehrt der erste Blick auf die damals geführten Verhandlungen; aber ein zweiter sagt uns zugleich, daß alle diese Pläne und Entwürfe niemals zu einem gesetzlichen Bestand gelangt, vielmehr gleich von Anfang an seitens der Staats- und Kirchenbehörde entschieden abgewiesen worden sind. Nachdem bereits an mehreren Orten partielle Vereinigungserklärungen abgegeben worden waren, deren oft wörtliche Übereinstimmung sehr bedeutsam auf die gemeinsame Quelle hinweist (s. bei Paulus S. 117 ff.), so erfolgte auf deren Vorlage Allerhöchsten Orts das Rescript vom 10. Januar 1818, worin die kirchliche Kreisbehörde angewiesen wird, die wahre Gesinnung der Gemeinden durch eine Umfrage zu erforschen, dabei aber alles Überredens und Suppeditirens sich zu enthalten. Das hierauf erlassene Consistorial-Ausschreiben vom 2. Februar 1818 (S. 108 ff.) erweist sich dessungeachtet bereits sehr vorgehend, spricht von freiem Vernunftgebrauch, von Beseitigung bindender Lehrformeln u. s. w., hält sich jedoch wenigstens so weit in den angewiesenen Schranken, daß es zu verstehen gibt, die vorzunehmenden Änderungen sollten nur das bisher Streitige betreffen, es solle nur das wegfallen, „was an frühere Trennung erinnert.“ — Allein schon die im weiteren Verlauf gehaltene General-Synode vom 2. August 1818 verkannte die ihr gesetzlich gegebene Stellung so sehr, daß sie Folgendes unter ihre Beschlüsse aufnahm: „Die vereinigte Kirche erkennt außer dem Neuen Testamente nichts Anderes für eine Norm ihres Glaubens. Sie erklärt alle bisher bestehenden symbolischen Bücher für abgeschafft.“ — Diesem Verfahren trat nicht nur von Seite der obersten Behörde die entschiedenste Missbilligung entgegen, sondern auch in der Gemeinde selbst ließen sich die unzweideutigsten Stimmen des Tadelns hören. Von vielen Seiten äußerte man: „Hätten wir gewußt, daß mit der Union eine solche Zerstörung des kirchlichen Glaubens bezweckt wird, wir würden niemals bei der Umfrage unsere Zustimmung gegeben haben!“ — Was von Seite dieser Gemeindeglieder, ihrer Stellung gemäß, ein Suspirium blieb, das wurde in der Befugniß der obersten Behörde zu der bestimmten, an die General-Synode gestellten Aufforderung, jene Sätze sofort abzuändern, und in die Bahn ihrer Competenz wieder einzulenken, wie sie bereits durch die Baiersche Reichsverfassung, in dem Edikt Beil. II. d. V. U., §. 7., geordnet ist. Eine väterliche Warnung begleitete diese Aufforderung; eine Warnung vor der Gefahr, womit unter solchen Grundfätzen die Lehreinheit bedroht sey (S. 66.). Allein der Oppositionsgeist fügte sich nicht. Man schmeichelte sich vielmehr mit der Hoffnung, daß es gelingen möchte, die Pfälzische Provinzialkirche, in der man bereits das dem gesammten Deutschland voranleuchtende Musterbild aller Aufklärung erblickte, gänzlich von dem Verband ihrer Baierschen Schwestern loszureißen und, von der lästigen Aufsicht jener Oberbehörde be-

freit, ihr eine ganz eigene, möglichst liberale Verfassung zu geben. Ungeachtet wurden auf der General-Synode 1825 folgende Stimmen laut (s. Paulus S. 142 f.): „Unsere Religionsbücher sollen uns kein geistiges Halsseisen anlegen. Wir wollen keine neue Curie. Das Ober-Consistorium soll uns keine Lehrsätze vorschreiben. Die General-Synode beschränkt sich nicht bloß auf Berathungen und Anträge; sie hat das Recht des Beschlusses, und was sie als Repräsentantin der Gesamtkirche beschlossen hat, das darf durch Niemand geändert werden. Selbst der König darf diesen Beschlüssen das Placet nicht verweigern, außer wenn denselben staatswidrige Zwecke nachzuweisen sind. Die Pfälzische Kirche ist keine Provinzialkirche, sie hat sich durch die Vereinigungsurkunde constituirt, und steht unabhängig da.“ — Als der Wunsch ausgesprochen wurde, man möge von Sr. Majestät eine bestimmte Erklärung erbitten über das eigentliche Competenzverhältniß zwischen der General-Synode und Ober-Consistorium, da wurde dieser Wunsch sogleich wieder (sehr vorsichtig) durch den allgemeinen Beschluß unterdrückt: „es bedürfe gar keiner solchen Erklärung, indem die unabhängige Stellung der General-Synode bereits über allen Zweifel erhaben sey.“ — Auch über den Katechismus entstand damals schon eine ähnliche Differenz. Das Lehrbuch, welches durch die General-Synode war vorgelegt worden, erhielt keineswegs die Billigung der Oberbehörde, sondern sollte sofort einer Revision unterworfen werden. Allein hiegegen sträubten sich diejenigen aus aller Macht, welche in dem völlig charakter- und haltungslosen Nachwerk ein treffliches Werkzeug ihrer Pläne erkannten. (Die Leser der Ev. A. Z. kennen diesen Katechismus zur Genüge aus Nr. 18 ff. des Jahrgangs 1839.) — Allen jenen Übergriffen und Ungehörigkeiten der General-Synode trat aber das Allerhöchste Rescript vom 16. Mai 1828 (s. Paulus S. 66.) mit würdiger Ruhe, aber auch mit Entschiedenheit entgegen, wiederholte die früheren Warnungen, genehmigte zwar den Paragraph, welcher den symbolischen Büchern nicht mehr die volle Geltung als Lehrnorm zuerkennt, ertheilte dem Katechismus eine provisorische Approbation unter der Bedingung seiner Verbesserung, wies aber alle Eingriffe in den Wirkungskreis des Ober-Consistoriums aufs Nachdrücklichste zurück.

Es ist bemerkenswerth, daß alle die Differenzen, Kämpfe und Beschwerdepunkte, welche man jetzt zum Gegenstand öffentlicher Klage macht, von Anbeginn der Union an, und keineswegs erst, wie man so gern vorgibt, seit den letzten sieben Jahren vorhanden sind. Der ganze Unterschied zwischen damals und jetzt besteht nur darin, daß damals die kirchliche Kreisbehörde, das Consistorium von Speyer, auf die Seite der General-Synode und allarmirten Geisteslichkeit getreten war und mit diesen gegen das Ober-Consistorium wirkte und stritt; jetzt aber die umgekehrte Stellung eingetreten ist, daß nämlich das Consistorium mit seiner vorgesetzten Behörde im Einklang wirkt, und folglich alle jene Angriffe unmittelbar auf sich hingeleitet hat, welche früher der entfernten Oberbehörde allein gegolten haben. — Von einer gesetzlichen Berechtigung,

von einer staatsrechtlichen Anerkennung des Nationalismus als Kirchen-Confession ist aber, wie man deutlich sieht, bisher keine Rede. Vielmehr hat die Staats- und Kirchenbehörde bis hieher schon alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewandt, um eine solche gesetzliche Anerkennung zu vermeiden. Noch entschiedener ist dieses geschehen, nachdem einmal jener unglückliche Zwiespalt zwischen den Kirchenbehörden beseitigt und dem Consistorium zu Speyer eine kirchlich-zweckgemäße Besetzung gegeben war. Dies geschah im Jahr 1833, als jener Zwiespalt einen unheilbaren Charakter angenommen hatte. (Wie verlautet, ließ sich damals das Consistorium so weit hinreißen, unmittelbar bei Allerhöchster Stelle auf Absetzung des ganzen Ober-Consistoriums anzutragen.) Mit der neuen Besetzung trat jene wesentlich neue Periode für die Kirche der Pfalz ein, in welcher der Kampf, der bisher bloß aus der Ferne und gleichsam an den Grenzen geführt worden war, jetzt in's Innere treten und dort eine heilsame Erschütterung hervorbringen sollte.

Unter den Männern, deren Wirksamkeit wir hier in's Auge zu fassen haben, nennen wir besonders zwei — den weltlichen Vorstand des Collegiums, Sieß, *) und den geistlichen Rath, Rust, welche beide im schönsten Einverständnis, von gleich unterschiedener christlich-kirchlicher Gesinnung durchdrungen, ihr gemeinsames Wirken mit selbstverläugnender Energie begonnen und durchgeführt haben. — Da die Gegner sich beständig mit Vorliebe auf dies persönliche Gebiet begeben, da namentlich Paulus seine ganze Schrift zu einer fortgesetzten und direkten Invektive gegen Einen der Genannten ausgeprägt hat, so erfordert es die Gerechtigkeit, daß auch wir von einer Freiheit Gebrauch machen, welche sonst durch die verecundia der Wissenschaft ausgeschlossen ist. Wir wollen uns aber nur des schöneren Rechtes bedienen, einen Angegriffenen zu vertheidigen, einem öffentlich Gefränkten öffentlich die verdiente Ehre zu erstatten; dagegen überlassen wir Anderen die trauwige Besugniß, heimliche Bosheit und Tücke an's Licht zu ziehen, und insbesondere überlassen wir Herrn Dr. Paulus die edle Kunst, Glimpf mit Schimpf zu vergelten.

Der Stand der Dinge, als jene beiden Männer die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten antraten, war ein bedenklicher, aber kein hoffnungsloser. Das Ober-Consistorium hatte durch seine Bemühungen es dahin gebracht, daß in den Rechten und Ordnungen der unirten Kirche der Zusammenhang mit dem ächtevangelischen Protestantismus nicht völlig zerrissen worden

war. Es waren noch viele Anhaltspunkte gegeben, mittelst deren der Pfälzischen Gemeinde das richtige Bewußtseyn ihres Verhältnisses zur wahren Kirche Jesu Christi aufgehen konnte. Es kam darauf an, ob es den neuen Vorgesetzten gelingen würde, jene Anhaltspunkte zu benutzen und dieses Bewußtseyn kräftig und eindringlich zu beleben. Und sehen wir auf Alles, was seit 1833 in dieser Beziehung geschehen ist, so müssen wir jenen Männern Dank wissen, welche ihre schwierige Aufgabe so voll kommen erkannt und bisher so consequent durchgeführt haben. Es gibt heut zu Tage so manchen gelehrten Theologen, der von seinen wissenschaftlichen Forschungen aus nicht recht begreifen kann, wie eine Lehraufsicht, eine kirchliche Disciplin einzurichten ist; aber gewiß, ein einziger Blick in die Verhältnisse der Pfalz würde ihn aus aller Ungewißheit befreien. Hier bedarf es keiner langen, zaudernden Überlegung, um zu sehen, daß nur durch energische Mittel geholfen werden konnte. Selbst solche, die sonst dem Nationalismus in seinen edleren Gestalten nicht abgeneigt sind, würden hier bald auf die entgegengesetzte Seite treten, sobald ihnen die Verwüstungen unter die Augen kämen, welche unter der Firma von Vernunft und Gewissensfreiheit gemacht worden sind. Was kann man von einer Geistlichkeit erwarten, die es zu einem Hauptgegenstand ihrer an die Stände gebrachten Beschwerde macht, daß das Consistorium statt einer schriftlich eingereichten jährlichen Predigt, deren zwei verlangt habe! (s. Paulus S. 53.). Es gehörte kein großer Scharfblick dazu, um diesen Zustand der Pfalz rasch zu durchschauen und wir müssen es deshalb vorzugsweise ihrer eigenen selbstgefalligen Verblendung zuschreiben, wenn die Gegner Rust's so viel von seiner „plötzlichen, unbegreiflichen Umgestaltung, geheimnißvollen Wiedergeburt“ u. dgl. zu reden wissen (S. 288 u. ö.). — Wahrlich, der Anblick solcher Kirchenzustände könnte wohl einen Stein erweichen, geschweige einen Mann zum nüchternsten Ernst, zum festen Halten an's Evangelium antreiben, der zudor schon genug Proben gegeben hatte, daß er beständig auf dem Wege des Vorwärtstrebens zur Wahrheit sey, und der mit dem „Denk glauben“ nie etwas gemein gehabt hat. — Ein Mann von halbem Charakter würde die damaligen Umstände sehr günstig befunden haben, um seinen eigenen Vortheil zu suchen, und in einer bequemen Mittelstellung nach beiden Seiten hin durch gewandte Ausflüchte und halbe Schritte zu gefallen. Wer sich erinnert, mit welchen großen Hoffnungen die ganze Opposition damals Rust entgegenkam, wie sie grade deshalb ihn jetzt um so bitterer anseindet, je höhere Erwartungen sie einst auf ihn gesetzt hatte, der wird nicht länger zweifeln, ob es eine wahre und durchgebildete Überzeugung ist, welcher solche Vortheile zum Opfer gebracht wurden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Paulus entblödet sich nicht, von diesem trefflichen Manne, den er gewiß gar nicht kennt, zu sagen: er konnte als eine Nulla betrachtet werden. Wir weisen auf das hin, was schon im christlichen Beobachter 1837 Nr. 23. über die Glaubensstreue und tüchtige Gesinnung dieses Beamten gesagt worden ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 26. September.

N^o 78.

Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz, und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.

(Fortsetzung.)

In einer Zeit, wo von oben und unten immer weit eher das vorsichtige Laviren, Temporisiren und Nivelliren sein Lob und seine Anerkennung findet, als ein entschiedenes An- und Durchgreifen, in einer solchen Zeit hat der energisch Handelnde immer die beste Vermuthung — wenigstens der uneigennütigen Nebllichkeit für sich; und nur solchen Parteisachwaltern, wie Paulus, bleibt es möglich, über einen und denselben die Schmähung eines blindeifernden Zelotismus und einer „zu Allem fertigen“ Charakterschwäche auszugießen. *)

*) Wer die Schilderung aufmerksam liest, welche Paulus (S. 16.) von Rust's Persönlichkeit macht, den muß es sehr befremden, daß hier Thatfachen als Gegenstand des TadelS gebraucht werden, worin jeder Unbefangene vielmehr den rühmlichen Beweis einer ungewöhnlichen Geistes- und Thatkraft erkennen wird. Was, was dort von Rust's raschem Bildungsgange gesagt ist, kann uns veranlassen, einen genaueren Blick auf die Lebensverhältnisse dieses Mannes zu werfen, wie sie seiner Consistorialwirksamkeit vorausgingen, und auf diese ein noch bestimmteres Licht fallen lassen. Wir entnehmen unsere desfallsigen Notizen den gedruckten biographischen Nachrichten, wie sie an verschiedenen Orten bereits dem Publikum vorliegen. — Im Jahr 1796 geboren, Sohn eines Landmannes in der Pfalz, unter ländlichen Beschäftigungen aufwachsend, führte ihn seine lebhafteste Wißbegierde einem Schullehrer zu, der ihn sofort zu gleichem Beruf auszubilden unternahm. Fünfzehn Jahre alt, wurde er geprüft, und unter die Candidaten des Schuldienstes aufgenommen. Die unruhigen Zeiten der Französischen Herrschaft unterbrachen jedoch diese Beschäftigung, und nöthigten ihn, eine Zeitlang bei einem Steuerbeamten Dienste zu suchen. Nach den Ereignissen der Jahre 1813 und 14 wandte er sich nach Heidelberg, wo er zuerst fast kümmerlich seine Existenz fristen mußte, dann aber durch rastlosen Fleiß, und nachdem er drei Monate lang in den zuvor ihm ganz fremden, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprachen Privatunterricht genommen, dahin gelangte, am 1. März 1815 das akademische Bürgerrecht zu erwerben. In zwei Jahren eines Tag und Nacht fortgesetzten Studiums vollendete er den philologischen, philosophischen und theologischen Kurs, erhielt einen akademischen Preis, machte 1817 zu Osiern das erste, im Herbst das zweite Examen, und wurde bereits im Oktober desselben Jahres zu Speyer als Progymnasiallehrer angestellt; empfing bald darauf von der Universität Heidelberg den philosophischen Doktorgrad, und hielt am Lyceum zu Speyer Vorlesungen über Philosophie. Eine schwere Krankheit veranlaßte ihn, um die Stelle eines Landgeistlichen sich zu melden. Er wurde 1820 nach Ungstein im schönen Saarberg verlegt. Die Früchte jener Mühe waren mehrere literarische Arbeiten, darunter die Schrift „Philosophie und Christenthum“ am bekanntesten geworden ist. Sein akademischer Aufenthalt in Heidelberg war grade in die Zeit gefallen, als Hegel dort eine kurze aber

Die Wirksamkeit des Consistoriums hatte einen doppelten Effect; es war ein Aufwachen aller freundlichen und feindlichen Kräfte. In erster Beziehung wollen wir nur die sprechendsten Thatfachen hervorheben. Der Besuch des Gottesdienstes, welcher vorher, ungeachtet des vielen Redens von Religion und Glaubensfreiheit, doch fast auf Null gesunken war, hob sich in sichtlichem Maße. Alle fühlten sich angezogen von der Kraft, womit ihnen in Rust's Predigten das zuvor nie gehörte kirchliche Bekenntniß entgegentrat. Selbst solche, die laut darüber schmähten, kamen immer wieder um zu hören. Unter der studirenden Jugend erwachte ein neues Interesse am theologischen Beruf, und während vorher (ein wichtiger Umstand, den uns doch der Denkglaube erklären möge!) die Zahl der theologischen Candidaten auf eine auffallende und bedenkenerregende Weise abgenommen hatte, so stieg sie jetzt wieder schnell auf die für den Kreis-verhältnißmäßige Höhe. Obwohl die Gegner laut riefen, man schrecke durch den neuen Symbolismus und Mysticismus

kräftige Wirksamkeit entwickelt hatte. Einem Charakter, wie der bisher durch Thatfachen geschilderte, ist es eigen, Alles rasch und feurig zu ergreifen. So warf er sich denn auch mit aller Kraft in jene Philosophie. Und wir dürfen es gewiß für kein Unglück ansehen, daß er dadurch auf immer vor jenem Rationalismus vulgaris bewahrt blieb, der ihm in Paulus, seinem damaligen persönlichen Gönner, so nahe trat, ja der ihn im Grunde von Jugend auf in Predigten, Religionslehren und der gesammten Bildung der dortigen Landesgeistlichkeit wie eine dürre Steppe umgeben hatte. Von Ungstein ward Rust 1827 als Pfarrer nach Erlangen berufen, kam dort in die innigste Verührung mit einer wissenschaftlich und kirchlich aufs Fruchtbare belebten Theologie, entschloß sich in Kurzem selbst den theologischen Katheder zu besteigen, ward 1828 Doktor der Theologie und Privatdocent, 1830 außerordentlicher, 1831 ordentlicher Professor der Theologie und Mitglied des Senats, 1832 Mitglied der Fakultät. — Wir haben nicht umsonst dem Auge des Lesers diese rasche Folge der Ereignisse und Thatfachen eines bis dorthin erst sechs und dreißigjährigen Lebens vorgeführt. Man kann billigerweise von einem solchen Manne, der in dem kurzen Raum von fünfzehn Jahren den Weg durch alle Stufen des gelehrten Berufs, von der untersten an, zurückgelegt hat, nicht erwarten, daß ihm Alles so plan und leicht sich ergeben habe, wozu Andere sich die Zeit eines ganzen Lebens nehmen. Man wird in einem so gedrängten, thatfachenreichen Leben vielmehr es ganz natürlich finden, daß auch rasche Übergänge, Einfluß äußerer Geschehnisse auf die Stimmung des Inneren sich finden. Rust mußte erst selbst in das Amt eines Kirchenbeamten, und namentlich in seinem Geburtslande, eintreten, es mußte ihm erst der Standpunkt gegeben seyn, von welchem das Auge, umgebenet von doktrinären Vorurtheilen und Theologien, die nackte Wahrheit des praktischen Lebens sieht; und es wird ihm stets zur Ehre gereichen, daß er, auf jenem Standpunkt angelangt, mit aller Energie, die ihm schon als Naturgabe eigen ist, die Sache des einfachen, schlichten Evangeliums ergriß und seitdem unwandelbar festgehalten hat.

alle junge Leute vom theologischen Studium ab, so widersprach die thatsächliche Wirklichkeit nur um so augenfälliger ihren Behauptungen. Vielmehr war es die Neologie gewesen, welche den Jünglingen das theologische Studium verleidet, ja verächtlich gemacht hatte; der ernste Kirchenglaube hob es wieder zu seiner Würde und anziehenden Kraft. Während früher die jungen Theologen der Pfalz im Allgemeinen nicht eben das beste Zeugniß hinsichtlich ihres Fleißes, ihrer Kenntnisse, ihres religiösen Ernstes erhalten konnten, so ist von dieser neuen, vorzugsweise durch Rust erweckten Generation das rühmlichste Gegentheil zu sagen. Sie bildet fast ohne Ausnahme die Zierde der Landesuniversität. — (Fortsetzung folgt.)

Arn. Aug. Sybel. Zuletzt Diaconus in Luckenwalde.
Nach seinem Leben und Wirken und nach seinem schriftlichen Nachlasse dargestellt von Dr. F. Liebetrut, Diener des göttlichen Wortes. Berlin 1840, bei W. Thome. 27 Bogen. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Verkürzung Christi in den Gläubigen, des Hauptes in seinen Gliedern, des eingeborenen Sohnes vom Vater in den durch ihn gezeugten Gotteskindern, ist das bedeutungsvollste, lieblichste Geheimniß, dessen fortgehende Offenbarung die christliche Geschichte dem Auge des Erleuchteten zu Tage stellt.

Selten dürfte diese Verkürzung Christi sich hienieden so vollendet haben, wie in dem zu seines Herrn Freude, im December 1838, eingegangenen Diaconus zu Luckenwalde, A. A. Sybel. Sybel war, wenn auch durch die Schuld seines guten Hirten mit Gaben der Natur und der Gnade reich genug bedacht, durch keine dieser Gaben eigentlich ausgezeichnet, ragte selbst durch die Gesamtheit aller nicht weit über das Mittlere hervor. Indem er aber der Gnade sich so treu hingab, daß seine Natur ganz von dieser durchdrungen wurde, und er in hohem Grade von der Sünde und allem selbstischen Wesen durch die Wahrheit frei wurde, konnte die Klarheit Christi sich so lieblich in ihm abspiegeln. Die Liebe, das Leben Gottes, wurde so sein Leben, daß er in Wahrheit nur noch als eine Rebe an dem göttlichen Weinstock erschien, welcher aber, indem er sich innig an diesen, als den Grund seines neuen Lebens, anschloß, nun auch viele Frucht brachte — vor Allem wieder die Frucht der Liebe, nämlich der nach dem Bilde Christi sich ganz den Brüdern, den Sündern hingebenden Bruderliebe. Indem aber mit seiner zunehmenden Verkürzung die Klarheit seines Auges wuchs, und er immer heller erkannte, wie Jesus Christus der einige Grund seines neuen Lebens war und blieb, wie er ohne ihn fort und fort nur sündigen konnte, *) so war und blieb auch der erste Schmuck des hochzeitlichen Kleides, das er zu Ehren des Bräutigams trug, die Demuth. In dieser leuchtete daher sein geheiligtes Leben wie der Thau im Glanze der Morgensterne, zeugend nicht von einem eigenen, erdgeborenen, sondern von einem höheren Lichte: Christi Klarheit spiegelte sich in dem Sünder, den seine Gnade geheiliget.

*) Joh. 15.

Diese höhere Beziehung seines Lebens, nicht die Bande der innigsten Freundschaft, welche den Ref. mit dem frühe Bollendeten verknüpften, nicht die seltene Schönheit und Jugendfrische, in welcher auch das natürliche Lebensbild desselben ausgezeichnet war, hat den Unterzeichneten bewogen, unter sonst erschwerenden Umständen die Hand an die Biographie des Verewigten zu legen. Indem ich mir hiemit den Lesern der Ev. K. Z. von dieser Schrift Kenntniß zu geben erlaube, geschieht es mit der freudigen Zuversicht, daß wohl Niemand eine nähere Anschauung dieses Lebensbildes bereuen werde.

Es sey vergönnt, mit wenigen Zügen einen Lebensumriß des Verewigten zu geben, und die bereits vollendete Schrift etwas näher zu bezeichnen.

Sybel wurde am 9. September 1804 zu Brandenburg a. d. H. geboren, wo sein Vater praktischer Arzt und Medicinalrath war. Dieser wurde jedoch dem Knaben frühzeitig entzogen, er starb im Jahre 1813 den Selbentod eines Arztes, der sich unerschrocken dem still und sicher tödtenden Feinde in einem überfüllten Lazareth entgegenstellte. Hiemit, eigentlich früher schon, begann der wechselvolle Verlauf des Jugendlebens Sybel's. Die Mutter, eine geborene Wilmsen, übernahm die Erziehung; doch wußte sie nicht zu verhüten, daß der arme Knabe bis zu seinem sechzehnten Jahre durch acht verschiedene Schulen ging. Sechs volle Jahre gingen ihm für seine Bildung auf diese Weise buchstäblich verloren. fand er sich aber nach Verlauf derselben nur um eine Schulklasse höher als zuvor, so war doch die verlorene Zeit ohne Zweifel für seine Gesamtbildung nur der geringere Verlust. Indeß zeigte sich nachher, wie bei all' diesem Wechsel der Verhältnisse, das Auge des guten Hirten unverwandt über diesem Jüngling seiner Liebe gewaltet.

Im Allgemeinen verlor sich das Jugendleben Sybel's ohne christlich-religiöse Anregungen im engeren Sinne. Wolkte auch im mütterlichen Hause ein religiöser Sinn, so war dieser doch durch die Neologie der Zeit sehr gebunden, und mehr noch von jenem poetisch-patriotischen Enthusiasmus, als von dem Geiste des Evangeliums durchdrungen. Der häusliche Kreis seines verewigten Oheims Hanstein zu Berlin, wie auch jener seines Oheims Wilmsen, von welchem er confirmirt wurde, konnten ihn auch in dieser Hinsicht nicht wesentlich weiter führen. In den akademischen Jahren schloß er sich zumeist an Schleiermacher an, genoß dessen näheren Umgang, und war lange einer der diesem großen Lehrer ergebensten Schüler. Auch Hegel imponirte ihm sehr, und wenn er auch in dessen Studium nicht durchdrang, so ward ihm doch ein weiteres Abirren von den engeren Grenzen der gesunden heilsamen Lehre dadurch noch mehr erleichtert, zumal da eine sehr ästhetisirende Richtung um dieselbe Zeit sich in seinem Kreise geltend machte.

So konnte es geschehen, daß Sybel bis etwa sieben Jahre vor seinem frühen (15. December 1838) Tode ohne rechte Erkenntniß der wesentlichen Heilslehre, ohne rechte Erfahrung ihrer beseligenden Wirkungen an seinem Herzen blieb, ja daß er sich fast überall nur in Kreisen bewegte, in denen er in dieser Hinsicht eher noch geben als empfangen konnte.

Gleichwohl bietet auch sein früheres Leben eine höchst an-

ziehende Erscheinung. Namentlich kündigt sich durch sein jugendfreies, freies Streben hin überall der leise Zug der vorbereitenden Gnade, des Herzens Sehnen nach dem Höchsten, an, wodurch das wunderbar schnelle, liebliche Ausblühen auf dem höchsten Gebiete des Geisteslebens in seinen letzten Jahren einerseits wohl erklärlich wird.

Über das erste Hervortreten eines religiösen, aus seinen zeitlichen Bildungsfreeien kaum erklärbaren Lebens im neunten Jahre, spricht er sich selbst in einer biographischen Skizze also aus: „Bisher hatte ich noch durchaus keine religiösen Regungen in mir empfunden. Hier (in einer Pension auf dem Lande) traten sie zuerst hervor, sich anknüpfend an meine Liebe zur fernem Mutter und den fernem Geschwistern. Ich dachte oft, wie es ihnen gehen möchte, und dann betete ich zu Gott, er möchte sie mir erhalten. Es waren mir dies meine liebsten Gedanken, und ich setzte mir für dieselben bald bestimmte Zeiten fest, Morgens, Mittags und Abends. Um mich ihnen ungestört hingeben zu können, hatte ich mir einen einsamen Ort im Garten unter einer schönen Eiche ausersehen, den ich mir nun auf alle Weise zu schmücken suchte. So arbeitete ich mir aus Holz ein Kreuz, das stellte ich unter die Eiche, behängte es mit Kränzen, und wenn ich mit meinen Gedanken dann bis zum Gebet gekommen war, sank ich vor dem Kreuz auf meine Knie, und betete zu Gott. Allemal, wenn ich diesen Ort betrat, ergriff mich eine heilige Scheu, und ich hätte mir hier nie etwas Böses erlaubt. Sonst aber hatte dieses Beten noch keinen Einfluß auf mein sittliches Leben . . .“ So schmückte die Vaterliebe des dem empfänglichen Kindes damals in seiner näheren Offenbarung noch unbekannten Gottes jenem gleichsam selbst das Kreuz seines eingeborenen Sohnes, welches der Jüngling und Mann ihm bald, auch statt des Schmuckes von Blütenkränzen mit scharfen Dornen umwunden, nachtragen sollte!

Hierauf setzte der Morgenwind der vaterländischen Begeisterung während der großen Freiheitskriege zuerst das Schiff seines Jugendlebens in Bewegung. Gern hätte der elfjährige Knabe im Jahre 1815 schon seines Armes Kraft versucht; ein poetischer Ausruf an die Söhne des Vaterlandes aus diesem Jahre gibt Zeugniß der Empfindungen, welche die große Zeit in dem Herzen eines Kindes erweckte. Um diese Zeit trat Sybel auch in den Kreis des turnerischen Lebens ein, welches eine Zeit lang das sprechendste Abbild des neuerwachten Lebens im Vaterlande darbot. Was aber nur Großes und Schönes in diesem Kreise gebieth, fand in dem begeisterungsvollen Herzen Sybel's Eingang, wenn er auch dessen Verirrungen nicht ganz fremd bleiben konnte.

Schon damals stiftete Sybel Verbrüderungen für Jugend und Vaterland, in denen selbst noch jüngere Knaben Ansprachen zur gegenseitigen Ermunterung hielten. Viele kleinere Gedichte und schriftliche Aufsätze Sybel's aus dieser Zeit bezeugen den rührenden Ernst, welchen unter allen ihren Verirrungen jene Zeit auch in den Herzen der zarteren Jugend zu wecken vermochte.

Inzwischen gedachte Sybel damals noch den Beruf seines Vaters zu wählen. Da bewegte eine der im Jahre 1817 ge-

hörten Reformationspredigten das Herz des dreizehnjährigen Knaben. Er kommt zu Hause, erklärt der Mutter, nun müsse er Prediger werden, bringt einen jüngeren Bruder zu dem gleichen Voratz — und alsbald schieden sich die Knaben an, nächst ihren amtlichen Neben im Kreise der Verbrüderung, auch Predigten auszuarbeiten.

Nun erreichte jene poetisch-vaterländische Begeisterung Sybel's bald eine ungewöhnliche Höhe. Einige aufgefangene Briefe des Knaben mußten sich auch ihren Abdruck in der Staatszeitung gefallen lassen. Inzwischen machte sich in jenem vaterländischen Streben bei Sybel immer mehr ein sittlich-religiöses, in diesem aber wieder das christlich-religiöse Element geltend. In der Begeisterung für vaterländische Freiheit, Deutsche Sitte und Recht folgte er eigentlich nur dem Sehnen des Herzens nach einem höheren Gute, oder die Gnade des Herrn bediente sich jener Strebungen, um ihn zu diesem hinzuleiten. In einer Pension hatte der Mörder von Anfang frühe die geschlechtliche Lust des zarten Knaben zu erregen gewußt. Grade was unter anderen Umständen dessen leibliches und Seelenverderben hätte herbeiführen müssen, gereichte ihm dazu, dem Wege des ewigen Heils näher zu kommen. Das Streben nach Keuschheit, wie in Sprache und Sitte, so in geschlechtlicher Hinsicht, war eine köstliche Blüthe an dem Baume des turnerischen Lebens. Sybel's Leben ging ganz in diesem Streben auf, die geschlechtliche Beziehung desselben war eine sehr untergeordnete, gleichwohl aber damit innig verwachsene. Der Knabe erglühete von einem heiligen Jorne, wo jene Keuschheit auch nur von fernher in seinem Kreise verlegt zu werden schien.

Bald aber sahe er mit Schrecken und Erstaunen ein Gesetz in seinen eigenen Gliedern, das da widertritt dem Gesetze in seinem Gemüthe. Und als nun die Regungen der Sinnlichkeit sich durch alle Anstrengungen eines männlich festen, begeisterungsvollen Willens nicht beschwören ließen, als die Bilder der Lust, die eine im Argen liegende Welt ihm von allen Seiten her bot, in seinem frei geglaubten Innern hasteten, als selbst Gebet und Kasteiung ihn zu dem erstrebten Ziele völliger Freiheit in sich selbst nicht führten: da erkannte er seine Sünde, sein Unvermögen, ohne einen Erlöser von sich selber frei zu werden.

Nichts ist rührender, als die Geschichte dieser Kämpfe eines begeisterungsvollen, für alles Große und Schöne mächtig ergriffenen Jünglings, der lieber an Allem, als an sich selbst, an dem Himmel seiner Ideale verzagen wollte, außer die Geschichte des Sieges der Gnade über eine solche Natur. Sybel wurde des tiefen, auch die gesammten Kräfte seines Willens umfassenden Falles der Menschheit nur inne, um alsbald in die Arme des guten Hirten zu fallen, dessen Gnade und Wahrheit die Gebundenen los zu machen kam. Wie indeß diese Wiedergeburt bei ihm nur stufenweise geschehn, wird man aus dem Vorigen schon von selbst entnehmen können, überraschen dagegen muß es, daß er nach so langem Ersehnen, Suchen und theilweisem Finden der Wahrheit noch in dem letzten Abschnitte seines Lebens eine innere Umwandlung erfuhr, die ihn von da an erst die Geschichte seines neuen Lebens im engeren Sinne datiren ließ.

Was den einfachen Verlauf seiner äußeren Lebensverhält-

nisse betrifft, so studirte Sybel in den Jahren 1824 — 27 zu Bonn und Berlin. War das Resultat seiner Studien durch den Mangel glänzenden Talentes nicht in jeder Hinsicht ausgezeichnet, so war es, bis auf den wichtigen Punkt der dogmatischen Unklarheit, die nicht er verschuldete, durch die ungewöhnliche Frische des Geistes, durch den Ernst der Gesinnung, womit er jegliches sich aneignete, immerhin sehr erfreulich.

Sogleich nach Vollendung seiner Studien trat er in das Schullamt ein, zuerst in Charlottenburg an einer Privatschule, dann bei der Realschule zu Berlin, zuletzt bei der höheren Bürgerschule zu Potsdam, von wo aus er endlich einem Rufe in das Pfarramt nach Luckenwalde folgte.

In allen diesen Stellungen war sein Wirken von ausgezeichnetem Erfolge begleitet. Sybel gab überall die ganze Kraft seines Lebens seinem Amte hin. Schon in Potsdam lernte er diese schon in strenger Selbstverläugnung gestählte, in der innigsten Frömmigkeit geheiligte Kraft ganz in den Dienst, unter die Leitung der Gnade stellen. So wurde es ihm denn möglich, unter den schwierigsten amtlichen Verhältnissen, anfangs als alleiniger Pfarrer einer großen Gemeinde, binnen vier Jahren eine Wirksamkeit zu entwickeln, wie sie nach einem vielfach größeren Zeitraum nur von Wenigen erreicht wird.

Mit der ganzen Vollkraft seines Glaubens, mit glühender Inbrunst der Liebe trat er in das Pfarramt ein. So fand er mit seiner ernst entschiedenen Verkündigung, die mit unwiderstehlicher Kraft alle Hörer zu einer lebendigen Entscheidung für oder wider fortriß, mit einem Wirken, welches keine andere Rücksicht, als die der Sache des Herrn nahm, in einem Kreise viel Widerstand, in welchem das Evangelium lange eine fast unbekannte Sache gewesen. Dieser Widerstand konnte der Natur der Sache nach auch nie völlig aufhören, ja er verwickelte ihn auch bei gereifterer Erfahrung noch in die mannichfachen Kämpfe. Aber es bleibt ein höchst bemerkenswerthes Zeichen, wie das treue Wirken eines Dieners des Herrn in der Liebe auch unter so widerstrebenden Verhältnissen so bald eine durchaus allgemeine Anerkennung finden konnte. Ziel ihm und der Sache des Herrn in der Stadt und den zahlreichen Filialen auf dem Lande eine große Zahl der empfänglichen Seelen zu, so konnten und wollten auch seine entschiedensten Gegner ihm ihre an Verwunderung gränzende Achtung nicht versagen. Indem sein fleckenloser Wandel ein Zeugniß gab, dem sie nicht, ohne wider sich selbst zu zeugen, widersprechen konnten, gewährte ihnen die in zahllose Parteien zerrissene Zeit des kirchlichen Verfalles bequemen Vorschub, seiner lauterer Predigt des Evangeliums, als der eines Parteimannes, ihre Anerkennung zu versagen. Aber auch die bedeutendsten und einflußreichsten Männer unter diesen Gegnern fühlten einen Zug zu ihm, der sie nicht ganz von ihm zu lassen nöthigte, der sie gleichsam immer in Gefahr brachte, aus seinen und des Evangeliums Gegnern dessen Freunde zu werden.

Doch ich muß darauf verzichten, auf wenigen Blättern ein anschauliches Bild dieses seltenen Wirkens zu geben. Noch weniger würde es gelingen, in der Kürze ein genügendes Bild des

inneren Geisteslebens zu geben, welches bei dem rastlosen Wirken Sybel's nach Außen diesem jene höhere göttliche Weihe gab. In leiser Vorahnung seiner frühen Vollendung, in seliger, oft jauchzender Vorfreude über dieselbe, ward sein Wandel je länger je mehr ein Wandel als im Himmel. Sein kaum in den Stunden des Schlafes unterbrochenes Arbeiten für die Gemeinde war nur das Gegenbild seines Gebetes ohne Unterlaß; denn er suchte und fand, nach dem Vorgange seines Herrn, nur zu thun die Werke, die ihm der Vater zeigte, zu reden die Worte, die er als Zeugniß des Geistes reden sollte. Sein Auge hing unter allem Wechsel des Lebens und Wirkens unverwandt an dem Herrn. Was aber diesem Leben des Glaubens das eigenthümlich Anziehende gab, war die frohe, kräftige Jünglingsfrische, die Sybel hiebei bis an sein frühes Ende begleitete. Während er als glücklicher, sorgsamer Familienvater alle Angelegenheiten des Hauses mit Lust und Liebe besorgte, während in amtlicher Hinsicht seine Hand immer an den Pflug gelegt war, weilte der innerste Geistesblick in stillem Frieden vor dem Angesicht des Herrn; während er in der Jetztzeit nach allen Seiten hin jede Gelegenheit, zu wirken, wahrnahm, war seine Seele jederzeit von stillem Sehnen nach dem Ewigen erfüllt.

Wie zur Vollendung seiner zeitlichen Verklärung hatte ihm die Gnade des Herrn ein mehrwöchentliches, schmerzliches Krankenlager beschieden. Während dieser Zeit traten auch die verborgeneren Geistesblüthen in unnachahmlicher Schönheit hervor. Diese Zeit wurde, wie für ihn selbst und die Seinen, so nach seinem unablässigen Gebete auch für den größeren Kreis seiner Gemeinde eine Zeit des reichsten Segens. Wer seinem Krankenbette nahte, mußte die Gnade des Herrn preisen, der solches an den Menschenkindern thut. Bei seinem Tode erfüllte Ein Schmerz die Herzen der ganzen Gemeinde. Es war jetzt nur eine Stimme bei Allen über den unerseßlichen Verlust, eine Klage über den frühen Hingang des treuen Knechtes Gottes.

Was nun meine Darstellung des Lebens des Verewigten betrifft, so boten sich mir nächst meiner innigen Befreundung mit dem Verewigten durch dessen ganzes Leben hin, die zureichendsten Mittel in einem reichlichen schriftlichen Nachlass dar. Außer vielen Gedichten, kleineren und größeren Aufsätzen, stand mir ein reicher Schatz von Briefen zu Gebote. Diese Briefe sind namentlich durch etwa zehn Jahre hin, beinahe tagebuchartig alle bedeutenden Entwicklungen seines inneren und äußeren Lebens umfassend, an die vertrautesten Freunde gerichtet. Dem Verfasser blieb beinahe nur die Mühe, aus dem reichen Schätze des Nachlasses das Anziehendste auszuwählen, und dieses wiederum so zusammenzustellen, daß das treue Bild des Dahingegangenen in seinen Hauptzügen festgehalten würde. — Möge diesen nur dem Verf. gelungen seyn, so ist derselbe gewiß, daß seine Arbeit dazu dienen wird, die Wege des Segens zu verlängern, die der Verewigte hienieden an der Hand dessen, von welchem aller Segen kommt, gegangen ist.

F. Liebetrut.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 30. September.

N^o 79.

Erbhuldigung Friedrich Wilhelm IV. zu Königsberg in Preußen am 10. September 1840.

Daß der Akt der Huldigung eines Königs an und für sich nicht allein einen politischen, sondern unzweifelhaft auch einen kirchlichen Charakter habe, wird keines Beweises bedürfen. Steht doch der Eid selbst, welcher der Kern dieser feierlichen Handlung ist, ganz und gar auf kirchlichem Grunde. Daß aber eben diese Huldigung ein Gegenstand auch für die Ev. K. Z. ist und daß sie nicht Anstand nehmen darf, einer Mittheilung darüber ihre Spalten zu öffnen, wird bald hervorgehen aus der Schilderung selbst, insofern die nahe und durchdringende Beziehung der Kirche zu der Feier und umgekehrt der Einfluß des ganzen Ereignisses auf die Stellung der Evangelischen Kirche im Preussischen Staate sich damit von selbst zu Tage legen wird.

Die Huldigung, über welche wir berichten, wurde alten Brauche gemäß mit einer Verhandlung begonnen, welche sonst eine bloße Förmlichkeit, dieses Mal in wenigen Tagen einen mächtigen Kreis von politischen Lebensmomenten durchlief. Wir meinen den der Huldigung vorausgehenden Landtag, zu welchem die Stände des Königreichs Preußen durch das Convocationspatent vom 17. Juli d. J. berufen worden waren. Derselbe trat den 6. September zusammen. Eine der beiden ausschließlich zur Berathung hingegebenen Fragen war diese: „Ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien der Landtag in Antrag bringen zu können glaube.“ In fast einstimmigem Beschlusse achteten sich die versammelten Stände befugt, diese Gelegenheit ergreifen zu müssen, um unter Hinweisung auf die Verordnung des Hochseligen Königs vom 22. Mai 1815 die „Aufrechthaltung und Vollendung der neugegründeten Vertretung des Landes nach Provinzialständen“ in der Art zu erbitten, daß „die verheißene Bildung einer Versammlung von Landesrepräsentanten dem Preussischen Volke zugesichert“ würde, und überreichten in dieser Absicht eine in den ehrfurchtvollsten Ausdrücken abgefaßte Denkschrift unterm 7. d. M. Die Preussischen Stände hatten dadurch die Entscheidung über den inneren Frieden und somit über Wohl und Wehe des Landes auf jene gefährliche Spitze gehoben, von welcher in unseren Tagen schon so mancher schwere Sturz geschehen. Es kam dazu, daß diese Wendung der Sache vielleicht der König selbst nicht, der mit der unbefangenen Hingebung seinem Volke entgegen gekommen war, gewiß aber nicht die Masse des Preussischen Volkes erwartete, welche nur das Glück fühlte, einen König zu besitzen, der fast schon durch seinen Einzug allein, dann aber durch jede Stunde seines Aufenthaltes mehr die Herzen unwider-

stehlich an sich zog. Allein Gott wachte über dem Könige und seinem Volke. Er hielt das Herz des ersteren fern von jeder Erregung, die hier so leicht mit einem Schritte unübersehbare Übel hervorrufen konnte. Er lenkte es zu einer Weisheit, einer Liebesfülle und Festigkeit, welche sich so schön in dem schon am 9. September erfolgenden Landtagsabschiede ausdrückte, daß wir uns nicht entbrechen können, die darauf bezügliche, entscheidungsvolle Stelle wörtlich folgen zu lassen:

„Was bei der Bitte um künftige Erweiterung der ständischen Verfassung die Bezugnahme auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 betrifft, so finden Wir Uns durch diese Bezugnahme bewogen, zur Hebung des künftigen Zweifels und Mißverständnisses, Uns über diesen Gegenstand mit dem ganzen offenen Vertrauen auszusprechen, welches das Verhältniß Deutscher Fürsten ihren Deutschen Ständen gegenüber von Alters her bezeichnet hat. Die Ergebnisse, welche Unser in Gott ruhender Herr Vater bald nach Erlaß der Verordnung vom 22. Mai 1815 in anderen Ländern wahrnahm, bewogen Ihn, wie Wir auf das Unzweifelhafteste unterrichtet sind, die Deutung, welche mit Seinen königlichen Worten verbunden wurde, in reifliche Überlegung zu ziehen. In Erwägung der heiligen Pflichten Seines von Gott Ihm verliehenen königlichen Berufes beschloß Er, Sein Wort zu erfüllen, indem Er, von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretung, um des wahren Heiles Seines Ihm anvertrauten Volkes willen, Sich fern haltend mit ganzem Ernste und mit innerster Überzeugung den naturgemäßen, auf geschichtlicher Entwicklung beruhenden und der Deutschen Volksthümlichkeit entsprechenden Weg einschlug. Das Ergebnis Seiner weisen Fürsorge ist die allen Theilen der Monarchie verliehene Provinzial- und kreisständische Verfassung. Sie hat eine auf Deutschem Boden wurzelnde geschichtliche Grundlage, die Grundlage ständischer Gliederung, wie diese durch die überall berücksichtigten Veränderungen der Zeit gestaltet worden. Sorgfältig ist ein, die freie organische Entwicklung hinderndes Abschließen der natürlichen Stände des Volkes auf der einen, und ein Zusammenwerfen auf der anderen Seite vermieden worden. Uns ist die Ehre zu Theil geworden, an diesem Werke mitzuhelfen, und es hat von seiner Entstehung an bis auf diesen Augenblick Unseren lebendigsten Antheil in Anspruch genommen. Dieses edle Werk immer treu zu pflegen, einer für das geliebte Vaterland, und für jeden Landestheil immer ersprißlicheren Entwicklung entgegen zu führen, ist Uns, die Wir entschlossen sind, auch in dieser großen Angelegenheit den von Unserem in Gott ruhenden Herrn Vater betretenen Weg zu verfolgen, eine der wichtigsten und theuersten Pflichten des königlichen Berufes, den

Gottes Fügung Uns aufgetragen hat. Unsere getreuen Stände können im vollen Maße Unseren Absichten über die Institution der Landtage vertrauen."

"Im Ubrigen haben Wir in den Denkschriften der Stände mit warmem Herzen und mit freudigem Stolz den Ausdruck edelster und reinsten Gesinnungen angesammelter Treue von Neuem erkannt, welche Unsere getreuen Stände des Königreichs durch schwere und gute Zeiten stets mit der That bewährt haben. Solche Gesinnungen und solche Erfahrungen geben Uns Muth, die oft rauhe Bahn, welche Könige zu wandeln haben, mit Freudigkeit zu beschreiten, denn sie sind ein Pfand des göttlichen Segens."

Diese Königlichen Worte erfüllten durch Gottes Gnade vollkommen ihren Endzweck. Obgleich dadurch die Anträge der Stände im Grunde abgelehnt wurden: so war es doch auf eine Weise geschehen, daß das Vertrauen zu den Ansichten und der Gesinnung des Königs nur desto unbefränkter hervorbrechen konnte, und dieser Erfolg sprach sich auch bei Verlesung des Landtagsabschiedes im Schosse der Stände in einem aufstauenden Enthusiasmus aus, wie er in der Geschichte der Preussischen Landtage noch nicht vorgekommen war. Kurz, König und Stände hatten gleichsam die Feuerprobe der modernen Politik herrlich bestanden. Ehe noch die in diesen Tagen fast verdoppelte Bevölkerung der Hauptstadt irgend etwas von dem Geschehenen erfuhr, war der gordische Knoten endloser politischer Verwickelung durch die höhere Hand eines von Gott gesalbten und gesegneten Königs gelöst. Noch an demselben Tage erschien er auf einem glänzenden Feste, das seine Stände ihm bereitet hatten, an der Seite seiner Königlichen Gemahlin, um es auf eine hinreißende Weise öffentlich zu bezeugen, wie sein landesväterliches Herz durch den wohlgemeinten, wenn auch etwa irrenden Eifer seiner Landesdeputirten auf keinerlei Weise in dem offenen Vertrauen und freien Liebe gestört werden konnte, womit er seinem Volke entgegen gekommen war. Ein Vater kann nicht herzlicher unter den Seinigen weilen und die ihm bereitete Freude nicht freundlicher hinnehmen und anerkennen, als es an diesem Abende durch den königlichen Herrn inmitten seiner Unterthanen geschah.

Der heitere Morgen des folgenden Tages, des Huldbigungstages selbst, setzte Alles in die außerordentlichste Bewegung und Spannung. Was viele Wochen lang mit einer rastlosen Thätigkeit vorbereitet, wozu Tausende von Gästen aller Art aus allen Enden des Königreichs und des Großherzogthums zusammengeströmt waren, was nur die Ältesten unter Allen mit ihren eigenen Augen geschaut, die Jüngeren hundertfältig als den Gipfel aller erdenklichen Herrlichkeit von ihren Vätern hatten rühmen hören, und Niemand je wieder zu erleben hoffen oder wünschen wollte, und was doch endlich durch seine innere Bedeutung Alles, die es bedachten, zu einer hochfeierlichen Stimmung hinaufhob: das sollte heute geschehen. Der Bund des Preussischen Volkes mit seinem angesammelten Fürsten sollte aufgerichtet und versiegelt werden vor dem Angesichte des Herrn. Um 7 Uhr wurde der innere Raum des Schlosses, der zur Feier bestimmt war, den

mit Einlaßkarten versehenen Zuschauern, welche absichtlich aus allen Ständen gewählt waren, eröffnet. Um 8½ Uhr riefen die Glocken durch ein halbstündiges Geläute alle zur Huldbigung geladenen Stände, Abgeordnete, Militärs, Geistliche und Staatsbeamte zusammen. Die glänzende Versammlung derselben in würdigster Ordnung und Stille erfüllte bereits die königl. Schloßkirche, als um 9 Uhr des Königs Majestät selbst, begleitet von den Prinzen des königl. Hauses, wie von den höchsten Hof- und Staatsbeamten, im feierlichen Zuge den Schloßhof durchziehend, in der Kirche anlangte, woselbst er von den beiden Hofpredigern, General-Superintendenten u. Dr. Sartorius und Consistorialrath Desterreich, ehrfurchtsvoll empfangen ward. Unter dem einleitenden Spiele der Orgel nahm der König nach kurzem Eintrittsgebete auf dem Thronessell vor dem Altare Platz, während die Königin auf einem anderen Wege in der unmittelbar darüber befindlichen königl. Tribune sich einfand. In diesem Augenblicke betrat der Hofprediger, Consistorialrath Desterreich, den Altar und begann die Feier mit dem gewöhnlichen Introitus im Namen des dreieinigen Gottes und mit dem Sündenbekenntnisse. Von einem besonders ergreifenden Eindrucke war unter diesen Umständen das darauf folgende Wort göttlicher Verheißung: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“ Ein trefflicher Sängerkhor führte mit Kraft, Würde und Sicherheit die einfachen Responsa aus und leitete den Gesang der Gemeinde, als auf die nun folgende Lobpreisung: „Ehre sey Gott in der Höhe!“ die Versammlung gleichsam antwortend mit dem Eingangsliede: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr“ einfiel. Nach dem Schlusse desselben wandte sich der inzwischen auf dem Altar geliebene Liturg gegen die Gemeinde mit dem Gruße: „Der Herr sey mit euch!“ worauf das Epistelgebet, die Epistel aus Römer 13, 1—7. und das Evangelium vom Zinsgroschen nach Matth. 22, 15—22. — beides überaus bedeutungsvolle Abschnitte für diese Stunde — verlesen wurden. Nach Beendigung des Glaubens stimmte statt der nun folgenden großen Doroologie und zugleich als Predigtlied die Gemeinde den Gesang an: „Heilig ist Gott der Herr,“ während der General-Superintendent von Preußen, Ober-Hofprediger Dr. Sartorius, die Kanzel betrat, um die ihm Allerhöchsten Orts aufgetragene Huldbigungspredigt zu halten. Er hatte zum Texte gewählt Ps. 85, 10—12: „Gottes Hülfe ist nahe denen, die ihn fürchten, daß in unserem Lande Ehre wohne, daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede einander sich küssen, daß Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue“ und stellte auf Grund dieses Textes die Huldbigung eines christlichen Volkes im Lichte des göttlichen Wortes dar, indem er, fühlbar unterstützt von dem Geiste, in dessen Namen er redete, die drei Fragen behandelte, worauf sie sich gründe, was sie gelobe und was sie wirke diese Huldbigung — Fragen, deren Beantwortung so schön und vollständig der vor-

liegende Text darbot. Die durch dieses Gotteswort auf dem rechten Grunde, der gelegt ist, wahrhaft gesammelte und erbaute Landeskommune stimmte nun, sich rings um ihren König erhebend, mit tiefster Herzensheilnahme in die schönen Verse von El. Harms ein, worin das, was Alle in diesem heiligen Augenblicke bewegte, in inhaltsreicher Kürze würdig ausgesprochen ward. Betend sang sie:

Gott woll' uns hoch beglücken!
Mit steten Gnadenblicken
Auf unsern König sehn,
Ihn schützen auf dem Throne,
Auf seinem Haupt die Krone
Lang', lang' und glanzreich lassen stehn!
Gott woll' uns hoch beglücken!
Mit seinen Gaben schmücken
Das ganze Königshaus,
Darauf mächtig walten,
Den theuern Stamm erhalten
Bis in die fernste Zeit hinaus!

Während des Gesanges hatte der General-Superintendent den Altar bestiegen, um fortsetzend die Festliturgie in dem allgemeinen Kirchengebete und U. B., die Wünsche Aller für den König und mit demselben vor Gott zu bringen. Unter der Antwort des Sängerkhorus verließ derselbe wieder den Altar und nähete sich feierlichen Schrittes dem Throne Sr. Majestät, umringt von den Deputirten der evangelischen Geistlichkeit Ost-, Westpreußens und Posen, so wie von dem gesammten evangelischen Ministerio der Hauptstadt, welche sämmtlich ihren Platz zur Rechten und Linken des Altars gefunden hatten, um sich des ihm gewordenen ehrenden Auftrags zu entledigen, und Namens der sämmtlichen evangelischen Geistlichen des Landes die Gefühle Ehrfurchtsvoller Liebe, Hingebung und Treue huldigend auszusprechen. Die Worte, in welchen dieses geschah, waren folgende:

„Der Friede Gottes sey mit unserem Könige!“

„Ehrfurchtsvoll nahen Ew. Majestät wir als Organe der evangelischen Geistlichkeit Preußens und Posen, um hier im Heiligtume als die Diener desselben die Gelübde der Treue und Hingebung auszusprechen, wovon unser Aller Herzen erfüllt sind. Ew. Majestät hat von dem Lehrstande des Reichs keine neuen Fide erfordert, sondern ihn auf die, dem Hochseligen Könige geisteten, zurückverwiesen. Wie können wir anders, als dadurch nur um so tiefer und inniger uns verpflichtet fühlen, dem huldreichen Sohne, der mit Gott entschlossen ist, in den Wegen des Vaters zu wandeln, alle die Gesinnungen liebevoller Ehrfurcht, unterthänigen Gehorsames und ausharrender Treue zu weihen, die wir dem erhabenen Vater, glorreichen Andenkens, gewidmet haben. Immerdar sind wir dem Könige, den Gottes Gnade über uns setzet, diese Gesinnungen schuldig; aber es ist mehr als Schuldigkeit, es ist hohe Herzensfreude, einem Könige zu huldigen, wie ihn das Herz unseres Gottes im Bunde mit einer hochgeliebten Königin heute dem Preußenlande geschenkt hat.“

„Darum so geloben wir mit freudigem Herzen in unserem

und unserer Mitbrüder Namen hier vor Gott und Menschen, Ew. Majestät und dem Königl. Hause als getreue Unterthanen stets hold, gewärtig und gehorsam zu seyn und unser Amt als Diener Jesu Christi unablässig dahin zu richten, daß Gottesfurcht und Königslehre in dem Lande wohne, Güte und Treue einander beegnen und Gerechtigkeit und Friede einander sich küssen. Gemäß der apostolischen Vorschriften ist es vor Allem unsere Pflicht, im Gebet vor Gott zu stehen und Fürbitte und Dankagung zu thun für alle Menschen, insonderheit für den König und alle Obrigkeit. Mit heiligem Ernste wollen wir dieser heiligen Pflicht genügen und immerdar den Herrn aller Herren ansehn, daß er an Ew. Majestät seine Macht und Gnade verherrliche und zum Ruhme des Staates, wie zum Segen der Kirche, die Krone Preußens auf Ihrem heiligsten Haupte mit unvergänglich strahlendem Glanze schmücken möge.“

„Solche unsere Gelübde und Gebete versiegele der Herr selbst mit seinem wahrhaftigen Amen!“

Alle Geistlichen versiegelten die gesprochenen Worte als die ihrigen mit einem gemeinsamen, tief aus dem Herzen dringenden Amen. Es war ein überaus bedeutsamer Moment für die ganze Evangelische Landeskirche. Nicht allein, daß die Worte des Sprechenden selbst Zeugniß ablegten von dem tiefen Gefühl, womit das Außersordentliche dieses Augenblicks sein Innerstes bewegte, nicht allein, daß keiner der anwesenden Diener der Kirche ohne die lebhafteste Rührung in diesem Augenblicke vor dem Könige stand, der die Bewegung seines Herzens selber nicht verbarg: — wer sollte da nicht zugleich das Gewicht eines Moments fühlen, in welchem diejenigen, welchen so viel Macht über die Gemüther mit dem Worte des Höchsten in die Hand gelegt worden, alle diese geistige Macht im Gehorsam gegen das Gotteswort selbst mit freudigem Herzen dem zu Füßen legten, der aus Gottes Gnaden dem Lande zum Haupt und Herrn gegeben worden; wer namentlich von den anwesenden Dienern der Kirche sollte da nicht das Glück fühlen, vor einem Könige zu stehen, der die Bedeutung des hohen Berufes, der ihnen befohlen, so unaufgefordert anerkannt und dieses Anerkenntniß auf eine so würdige Weise zur äußeren Erscheinung gebracht hatte. O wie gar anders war an diesem Tage und bei dieser Huldigungsfeier überhaupt die evangelische Geistlichkeit dem Könige und den Vertretern des Landes gegenübergestellt, als bei derselben Feier zwei und vierzig Jahre zuvor, wo es der Geist der Zeit nicht einmal leiden wollte, daß die Geistlichkeit des Landes überhaupt irgend wie zur Erscheinung und zum Worte käme. Welches tiefe Gefühl des Dankes und der Verehrung sowohl gegen den Hochseligen Monarchen, welcher den Dienern der Evangelischen Kirche die ihnen gebührende Stellung erkannte und anwies, wie gegen den Erben des Thrones, der auch in dieser Beziehung in die Fußstapfen des frommen Vaters trat, mußte nicht Leben befehlen, der es wohlmeinte mit der theuern Evangelischen Kirche, wenn er die Würde derselben in ihren Dienern also würdigen sah. Wehe der Zeit, in der weltliche Macht und irdischer Glanz in die Hände derer gelegt wird, welche dem Reiche zu dienen be-

rufen worden, das nicht von dieser Welt ist! Die Geschichte der Kirche selbst hat die traurigen Früchte solcher Verkehrung mit nur zu leserlicher Schrift in ihren Tafeln gegraben. Aber woher soll der Geist der Wahrheit kommen über eine Zeit, die desselben so bedarf wie die unsere, wenn man diejenigen zur Unmündigkeit und Unsichtbarkeit verurtheilt, welche der Mund der ewigen Wahrheit und Träger des ewigen Lichtes zu seyn berufen sind. Darum — nicht wegen irgend einer damit verbundenen äußeren Ehre — darum freuen wir uns innigst und dankbarlichst der Theilnahme, welche den Vertretern unserer Preussischen Landeskirche bei dieser hohen Feier zugewiesen war und hoffen zuversichtlich, es werde dieses öffentliche Anerkenntniß ein kräftiger Sporn für dieselbe werden, das ihnen aufs Neue zugewendete Vertrauen zu rechtfertigen. — Kehren wir aber zu der kirchlichen Feier zurück! Vorgefriebener Maßen kündigte nach jenem gemeinsamen Amen einer aus dem Kreise der Geistlichkeit den Beginn des Schlussverses an, indem er die Worte sprach: „Herr Gott, dich loben wir!“ worauf Orgel und Gemeinde einfiel mit dem Gesange des Te Deums bis zum Schlusse das dreimal Heilig, nach welchem der Bischof der Evangelischen Kirche, Dr. Freymark aus Posen, den Altar betrat und der Versammlung den Segen erteilte. Es endigte hiemit der etwa 1½ Stunden lange kirchliche Theil der Huldigungsfeier. Der König begab sich mit seiner Umgebung, im feierlichen Zuge den Schloßhof durchschreitend, in das Thronzimmer des Schlosses, begleitet bis in den Hof hinab von der gesammten Geistlichkeit, mit welcher die Mitglieder der verschiedenen Behörden, die Abgeordneten und Stände die Kirche verließen.

An dem der Kirche grade gegenüberliegenden Flügel des Königl. Schlosses war nun die hohe, in königliche Pracht gehüllte Tribüne errichtet, welche den Thron trug. Zu ihr führte eine breite, zwanzig Stufen hohe Freitreppe aus dem inneren Schloßhofe hinan, über welche der glänzende Zug aus dem Schlosse zur Kirche hin und aus derselben zum Schlosse zurück in feierlicher Langsamkeit sich bewegte. Rechts und links von dieser Haupttribüne, gleichfalls noch an die Mauer des Schlosses gelehnt, waren diejenigen zwei Balkone erbaut, welche die höchsten Autoritäten hier vom Civil, dort vom Militär aufnahmen. Purpur und Gold bedeckte alle diese Emporen; allenthalben zierte der königliche Adler die Spitzen der schlanken Pfosten; und von haushohen stattlichen Säulen herab umschwebte die Preussische Fahne das glänzende Landeswappen. Den vorderen Raum unter dieser Haupttribüne zu beiden Seiten der großen, gleichfalls mit Purpur bedeckten Freitreppe, erfüllten die Subalternoffiziere mit den Fahnen und Standarten ihrer Regimenter. Auf einem etwas erhöhten Standorte zur Rechten und Linken hatte dort die katholische, hier — unter dem Fenster Ihrer Majestät, der Königin —

die evangelische Geistlichkeit ihren Platz erhalten. Grade vor der Königl. Tribüne waren die Schranken für die Ostpreussischen, Westpreussischen und Posener Stände gesondert errichtet und mit wehenden Fahnen bezeichnet. Rings umher aus den Fenstern der Schloßgebäude, von den dazu besonders erbauten Tribünen, über den weiten Raum des Schloßhofes hin, ja aus den Dächern und vom Thurme hinab harrte eine unabsehbare Menschenmenge — man hat sie auf 12,000 Köpfe geschätzt — mit freudenvollem Herzen dem Augenblicke der Huldigung entgegen. Der König hatte sich, wie vorhin erwähnt, in das Thronzimmer gegeben, wo er zuerst die Huldigung der katholischen Geistlichkeit, an deren Spitze der Erzbischof von Posen und Gnesen, v. Dunin, durch den Mund des Bischofs von Ermeland, Dr. v. Hatten, entgegennahm und huldreich erwiderte. Eben so geschah es mit der Huldigungsdeputation der Universität, in deren Namen der zeitige Prorektor (das Rektorat der Albertina hat Se. Majestät der König auch nach seiner Thronbesteigung allergnädigst beizubehalten nicht abgelehnt), Professor u. Dr. Voigt, die Huldigungsanrede hielt. Während dieser und einiger anderen dahin gehörigen Verhandlungen im Inneren des Schlosses hatten sich sämtliche Stände, geführt von ihren Marschällen, in ihre Schranken begeben, und Alles sah mit gespannter Erwartung der bedeutungsvollen Handlung entgegen, die nun folgen sollte. Da erschien der König und bestieg den Thron. Ein tausendfaches Belebhos begrüßte ihn jubelnd von allen Seiten. Nachdem der König, sich huldvoll verneigend, Platz genommen hatte, betrat der Kanzler des Königreichs Preußen die unterste Stufe des Thrones und hielt die herkömmliche Anrede an die Stände. *) Hierauf erwidern traten zwei Sprecher, zuerst einer aus der Mitte der Preussischen, dann einer aus der Mitte der Posener Stände hervor, näherten sich ehrfurchtsvoll den untersten Stufen der großen Treppe und hielten von hier aus dem Throne gegenüber die übliche Rede, worin sie im Namen der Stände den Ausdruck der Unterwürfigkeit und Treue zu den Füßen des Thrones niederlegten. Nach Beendigung dieser vorbereitenden Förmlichkeiten trat nun der erhabene Augenblick der Huldigung selbst ein.

(Schluß folgt.)

*) Das tiefe Schweigen, was in diesen Augenblicken über die kaisende Versammlung sich ausbreitete, wurde plötzlich auf die widerwärtigste Weise durch eine gellende Weiberstimme unterbrochen, welche aus einem geöffneten Fenster im Erdgeschosse des Schlosses einige verstümmelte Bibelworte in's Weiße hinausschrie. Es war eine bekannte Geistesranke, welche von einer anderen Seite des Schlosses her an dieses Fenster vorjuchzen gewußt hatte und hier auf die bezeichnete Weise ihrer Verwirrung Luft machte. Wir erwähnen diese, übrigens schnell vorübergehende Störung nur darum, um etwaigen entstehenden Verächten gleich vorweg mit der Wahrheit zu begegnen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonabend den 3. Oktober.

N^o 80.

Erhöhung Friedrich Wilhelm IV. zu Königsberg in Preußen am 10. September 1840.

(Schluß.)

Der Königl. Commissarius trat bis an den Rand der Throntribüne vor und verlas mit starker, vernehmlicher Stimme erst die Eidesvorhaltung, dann den Huldigungseid selbst. In diesem Augenblicke erhob sich der König von seinem Throne, die Huldigungsdeputirten, entblößten Hauptes auf dem weiten Plage vor der Tribüne in ihren Schranken stehend, streckten auf einen Wink ihre Rechte zum Schwur empor und wie mit übermenschlicher Stimme eines Mannes sprachen sie die Worte des Schwures in üblicher Weise dem Vereidigungs-Commissarius einmüthig nach. Das war nun der heilige Augenblick, in welchem sich vor dem Angesichte des dreieinigen Gottes das ganze Preussische Volk seinem angestammten Fürsten und Herrn in Liebe und Treue auf Leben und Tod durch den Mund seiner Vertreter verband. Das Gefühl der Größe dieses Anblicks durchdrang die ganze Versammlung mit jedem Worte des Schwures mächtiger. Man hörte es den Deputirten deutlich an, wie ihnen das Herz von der Bedeutung der Worte, die ihren Mund bewegten, je länger, desto tiefer entzündet ward. Es war wahrhaft erhebend, wie sie dem vorsprechenden Beamten die Worte des Schwurs, noch ehe er sie vollendet, wie von der Gluth der Empfindung getrieben, einstimmig entriß. Eine allgemeine Bewegung hatte die unübersehbare Menge ergriffen; die Herzen klopfen, die Augen glänzten und Thränen rollten, als die Schwörenden ihren mächtigen Huldigungseid mit einem donnernden Amen versiegelten, dessen Widerhall mit vernehmlicher Stimme von den alten Mauern des Schlosses zurückkehrte und den Hören Mark und Bein erschütterte. Aber während Jeder, so mit sich selbst beschäftigt, hineingerissen ward in den Strudel der Empfindung, der je länger desto gewaltiger die Herzen durchwogte, vergaß man auf einen Augenblick, daß doch Niemand in der Versammlung sey, den das Amen so tief angehe, als den Mann, der unter Thränen der Rührung vor seinem Throne stand. Darum durchzuckte es wie ein Blitz die endlose Menge und mitternächtliches Schweigen fesselte Wort und Athem in einem Augenblick, als Allen unversehen mit männlich raschem Schritte der König selbst bis zum Rande der Throntribüne vortrat, in unverkennbarer Bewegung seine königliche Rechte wie zum Schwur gen Himmel erhob und mit kräftiger, verständlicher Stimme in die Worte ausbrach:

„Und Ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen Allen, daß Ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König seyn will,

wie Mein unvergesslicher Vater es war! Gesegnet sey Sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehn der Person, Ich will das Beste, das Bedeuten, die Ehre Aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern — und Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! — Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt! Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele — nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. — So wolle Gott unser Preussisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten. Manichfach und doch Eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen nur ein einiges, edelstes ist — keinem anderen Koste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.“

In einem brausenden, unaufhörlichen Lebehoch machte sich die von Staunen und Wonne erfüllte Brust der Hörer Luft. Überwältigt von der Erhabenheit des Geschehenen konnte Niemand die rechten Worte finden, um den Eindruck zu schildern, den diese königlichen Worte auf ihn gemacht hatten. Hier hob Einer die Arme wie betend zum Himmel empor, dort trocknete sich der Andere die strömenden Thränen von seinen Wangen, dort schüttelte der Nachbar dem Nachbarn in überwallender Freude die Hand, dort wieder brach einer in ein neues Jubelgeschrei aus, das in demselben Nu über die ganze Versammlung hinrollte. Kurz, es war, als ob des Königs Wort die Brunnen der Tiefe in den Herzen seines Volkes aufgerissen hatte; denn ein Strom, nur ein Strom fluthete durch Aller Herzen und riß Alles, was nur ein Herz hatte, mit sich fort, und der Strom hieß Liebe, Liebe zu dem liebeblühenden Könige bis in den Tod! — „Das hat der Herr gethan“ — so mußte dieses Alles endlich in dem Geiste derer widerhallen, die da glauben, des Herrn Wege sind unter den Menschenfindern. Gottes Finger war unverkennbar; unverkennbar, daß es Gottes Geist war, der durch den Mund seines Gesalbten geredet hatte; unverkennbar, daß Gottes Gnade mit dem Preußenvolke sey, ihm in diesen verworrenen Zeiten einen König schenkend, der nicht allein mit gereifter Einsicht, hingebender Liebe und freudiger Kraft das Steuer des Regiments in seine Hand nimmt, sondern auch weiß und vor allem Volke bekennt, auf welchem Grunde allein Königsthronen und Völkerwohlfahrt feststehen und aus welchem

Quellborn der rechte Fürstengeist und der Fürstensegnen kommt. Großes hat der Herr an uns gethan, daß sind wir fröhlich. Wohl ist weder König noch Volk mit dem Hulldigungstage am Ziele. Noch ist vielleicht ein weiter Weg, noch gewiß manch schwerer Kampf zu vollbringen. Aber wir werfen unsere Sorgen auf den König aller Könige, der es uns geboten hat. Haben wir doch diese unvergeßliche Stunde als ein Pfand göttlichen Segens in unseren Händen; das Wort göttlicher Verheißung zur Rechten, das Wort königlichen Gelübdes zur Linken — Waffen genug zu beiden Seiten! Und so sind wir nicht allein, wir bleiben getrost im Glauben, fröhlich in Hoffnung.

Blicken wir noch einmal zu der Feier zurück. Der König war auf seinen Thron zurückgekehrt und durchlebte unter dem hinströmenden Jubel seines Volkes einen jener Momente, den nur Könige, und gewiß nur wenige Könige kennen. Es war dafür gesorgt, daß das Außerordentliche dieser Stunde seinen Ausdruck fände in der Übung jenes göttlichen Vorrechtes, das den Königen verliehen ist, Gnade zu spenden. Der Minister des Innern trat auf und verlas die Allerhöchste Kabinettsordre vom 10. August d. J., worin den wegen politischer Verbrechen Verurtheilten oder Angeklagten volle Amnestie verkündigt, sodann eine zweite, worin Straferlaß und Strafmilderung für anderweitige kleinere und größere Vergehen bewilligt ward und endlich die diesen Tag auszeichnenden Standeserhöhungen und Ordensverleihungen. So unaussprechlich groß das Glück war, welches durch die beiden ersten königlichen Verordnungen über viele einzelne Familien gebracht ward, so bedurfte es nicht erst dieses Junders, um das Feuer dankbarer Liebe in der Brust eines hochbeglückten Volkes zu heller Flamme zu entzünden. Das offenbarte sich denn auch auf's Sprechendste, als der Sitte gemäß der Landhofmeister des Königreichs hervortrat und ein dreimaliges Lebehoch für Ihre Majestäten den König und die Königin feierlich ausrief. Wie im Sturm hallte das Wort von den Tausenden wieder, die den Schloßraum erfüllten, und der Donner des aufgepflanzten Geschüßes verkündigte es der Stadt und pflanzte es weit über die Wälle derselben fort. Als aber dieser Sturm tiefster Herzensempfindung ausgebraust, ertönte der eigenen königl. Anordnung gemäß, der Feierklang des Lobliedes: „Nun danket Alle Gott ic.“ von der Höhe des Thurmes herab. Ein mächtiger Posaunenchor trug die Töne des Liedes unter Paukenwirbel über das Schloß und dies Weichbild der Stadt hinaus. Das Geschüß donnerte darein die königliche Salve. Das Meer der Empfindungen, das durch die Hulldigungsgemeinde wogte, ward zu einem Opfer des Dankes, dem geopfert, der sich als den König der Könige in dieser vorübergegangenen großen Stunde offenbart hatte. Der König selbst hatte sich wieder erhoben von seinem Throne, und als wollte er in diesem geweihten Augenblicke nahe, recht nahe seinem Volke und mit ihm, wie in Eins verschmolzen, dem Allerhöchsten die Schuld des gemeinsamen Dankes abtragen, war er abermals auf den äußersten Rand des Altars getreten, nicht achtend des Regens, der in diesem Augenblicke wie ein Zeugniß

himmlischer Segnungen und fröhlichen Gedeihens über Fürst und Volk leise herabzutropfen begann.

So ward dem großen Feste ein würdiger Schluß und wie es vor Gott begonnen, so schloß es wieder vor Gott, wie es einem christlichen Könige und einem christlichen Volke geziemt. Und darin liegt auch die große Bedeutung, welche es für die Evangelische Kirche hat. Nicht bloß darin, daß die Kirche irgend wie einen ceremoniellen Theil davon trug und zugleich der Stand ihrer Diener auf eine würdige Weise dabei repräsentirt wurde — nicht darin allein; sondern vielmehr darin, daß es der Kirche gestattet ward, mit ihrem Geiste und ihrem Wort wie mit einem heiligen Salz das Ganze zu weihen und zu durchdringen, so daß das christliche Element in der freien Entfaltung, die der Evangelischen Kirche eignet, sich durch Alles hindurchschlang und am Kräftigsten und Wohlthuendsten in den höchsten Momenten der herrlichen Feier hindurchblickte, und Anfang und Ende in Eins zusammenknüpfend, das Lob des dreieinigen Gottes, dem allein alle Ehre gebührt, so am Anfang mit Einer Stimme, der des Geistlichen, wie am Ende mit tausend und aber tausend Stimmen, der der Landesgemeinde, erschallte. Diese Weihe evangelischen Christenthums, hinter welchem alle andere Herrlichkeit und Erdenpracht — wie glänzend an sich selbst — dennoch bescheiden zurückank: das ist unsere Freude gewesen, die uns bewogen hat, das Lob dieses Tages der Gemeinde des Herrn zu verkünden, das unsere Hoffnung, die uns mit Freuden in die ernstesten Kämpfe der Zukunft ziehen macht, das ein lauter Ruf an Alle, die da wünschen, daß Zion gebaut werde, aufzuheben heilige Hände und zu beten für einen König, der seinem Könige willig die Ehre gibt und die Bahn bereitet, damit es Ihm gelinge in allem seinen guten Willen, der Feind zu Schanden werde in alle seinem argen Sinnen und Beginnen, und also das Reich dessen komme, der allein würdig ist zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!

W.

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande von J. J. H. in L.

Zweiter Brief.

Eine der ersten Folgen der Gewaltmaßregeln der Regierung war die, daß sich der Strom der christlichen Bewegung in zwei Arme sonderte. Die einen nämlich traten aus der verfolgten Nationalkirche, der sogenannten großen Babel, aus, und constituirten sich in besondere Gemeinden, die sporadisch über das Land sich verbreiteten. Presbyterialverfassung im Innern, das Congregationsystem im Verhältniß zu einander, strenge Kirchenzucht, Abschaffung der Confession und der kirchlichen Festtage, Freigebung der Taufe und der ehelichen Einsegnung, öftere Theilung des heiligen Abendmahls, Kranken-Communionen, freie Gebete in den gottesdienstlichen Versammlungen, Ersetzung der

Psalmen durch neuere christliche Gesänge bilden die Haupteigen- thümlichkeiten dieser Dissidentengemeinden. Sie gehen uns hier nicht weiter an, als nur insofern sie indirekt auf die im Kreise der Nationalkirche bleibende Bewegung durch das anregende Beispiel ihrer Thätigkeit eingewirkt haben. Diese der Nationalkirche getreuen Erweckten gelangten bald zu bedeutendem Einfluß und erhielten als Preis ihres Festhaltens an der undankbaren Mutter- kirche Erfolge, welche selbst kühne Erwartungen übertreffen mochten. Der alten Regierung abhold, welche ja alles angewendet, um sie sich zu entfernen, durch ihre ganze Stellung natürliche Verbündete der gemäßigt liberalen Partei, schöpften sie aus der 1830 erfolgten Umwälzung neue Hoffnung für den Sieg ihrer eigenen Sache. Man hat ihnen darüber von Deutscher Seite schon bittere Vorwürfe gemacht. Aber offenbar ist der Vorwurf, wie er oft gefaßt wird, ungerecht, weil er nur eine Seite der Sache berücksichtigt, und gänzlich absteht von gewissen wesentlichen Elementen des Lebens in unseren kleinen Republiken. Ungerecht ist jener Vorwurf hauptsächlich insofern als die Erweckten sich aller Theilnahme an der Revolution enthielten, und auch seither in Rede und Schrift das politische Gebiet nur dann berührten, wenn es ihnen darum zu thun war, das Volk an den mäßigen Gebrauch seiner Rechte, hauptsächlich aber an seine Pflichten und an die Erringung der allein wahren Freiheit zu erinnern. Daher das berühmte Gesetz vom 20. Mai 1824 gegen die Conventikel, vermöge der fortbauernenden Abneigung gegen den Methodismus, erst zwei Jahre nach erfolgter Revolution förmlich abgeschafft werden konnte.^{*)} Immerhin aber entwickelten sich aus dem Umschwung der politischen Verhältnisse die bedeutendsten Vortheile für die christliche Bewegung. Die in der Verfassung proklamirte Religionsfreiheit führte das endliche Aufhören der Verfolgungen herbei; die christliche Bewegung erhielt im Staate eine völlig gesicherte Stellung; ihr zu Gunsten wurde selbst in der Gesetzgebung eine wesentliche Abänderung getroffen. Die Regierung, wenn man sie aus dem Gesichtspunkte einiger von ihr ergriffenen Maßregeln betrachtet, trat selbst an die Spitze der religiösen Bewegung, und riß das Volk in dieselbe fort, so wie es früher einem entgegengesetzten Impulse gefolgt war. So geschah es, daß die christlichen Gesellschaften im Lande sich mehrten, die außerkirchlichen Versammlungen zahlreicher wurden und eifriger besucht, und die christliche Bewegung sich in allen Klassen der Gesellschaft ausbreitete. Die Regierung trug das Ihrige hiezu bei, indem sie mehrere Männer als Pfarrer in Lausanne anstellte, wovon einer, früher auf dem Lande beschäftigt, allerlei Verfolgung erlitten und selbst in Lebensgefahr gewesen, der andere, lange auswärtig angestellt, bei seinem Besuch

im Vaterlande kaum eine Thür des Wortes, eine Kanzel gefunden; der dritte, ebenfalls von auswärtig berufen, noch lange auf den Straßen den bekannten Beinamen hören mußte. Dieser letztere, der damals besonderen Schutz fand bei einem seitdem der christlichen Bewegung sehr feindselig gewordenen Mitgliede der Regierung, war der im Jahre 1833 heimgegangene, tief betrauerte Pfarrer Manuel. Unter den Männern, die dem Christenthum in Lausanne in jüngster Zeit die Bahn brachen, gebührt diesem verdienstvollen Manne gewiß eine der ersten Stellen. Nicht so leicht möchte sich ein Geistlicher finden, der so wie Manuel die strenge Schriftlehre festhaltend und in den Geist derselben eindringend, auf so rationelle, humane Weise darüber Rechenschaft zu geben wußte. Mit bedeutenden litterarischen Gaben geschmückt, mächtig zu einer belletristischen Laufbahn durch inneren Beruf und äußere Einladung hingezogen, opferte er frühe die Lieblingsneigung seines Lebens demjenigen, der ihm schon einen anderen, bescheidenen Wirkungskreis in Seinem Reiche angewiesen.

Er behielt aber Zeitlebens die belletristische Richtung: ein ziemlich langer Aufenthalt in Deutschland, als Prediger der Wallonischen Gemeinde in Frankfurt a. M., gab ihm bei seinem regen Geistesleben mannichfache Gelegenheit, die Deutsche schöne Litteratur, die Deutsche Wissenschaft und einige ihrer bedeutendsten Vertreter kennen zu lernen. Alle Früchte seiner vielseitigen Geistesbildung trug er nun auf seine Predigten und auf seinen geselligen Umgang über, der vermöge des geselligen französischen Tones einen nicht unbedeutenden Theil des geistlichen Wirkungskreises bildet. Seine Predigten brachten in edler, gewählter Sprache, die klassische Einfachheit und Klarheit athmend, das Christenthum in mannichfaltigen Beziehungen hauptsächlich den Gebildeten nahe.^{*)} Ein reicher, hochgebildeter Geist, innige Herzengüte, der Zauber der lebenswürdigsten Persönlichkeit vereint mit einem so einfältigen, kindlichen Wesen, vereinigten sich, um dem Eindruck der persönlichen Berührung mit Manuel eine Macht zu verleihen, wie sie selten von Menschen ausgeübt wird. Derselbe war der treueste Freund und Pfleger der Armen und setzte die demüthigsten Amtsverrichtungen allen Anforderungen eines für das höchste Geistige stets empfänglichen Sinnes vor. Darum war er denn auch so allgemein geschätzt und geeignet, durch die mannichfaltigen Anknüpfungspunkte, die seine Bildung ihm darbot, auf sehr verschiedenartige Geister und Gemüther einzuwirken; und auch diejenigen, die jetzt als entschiedene Gegner der christlichen Bewegung auftreten, wollen doch nicht den Namen tragen, als ob sie Manuel's Richtung sich widersetzten. Daraus darf man gewiß keinen nachtheiligen Schluß auf Manuel ziehen, sondern es ist darin neben einem Zeugnisse für die Wahrheit auch noch ein dem menschlichen Geiste naheliegendes Expediens

^{*)} Der früher so harte Sinn des Volkes in Beziehung auf jenes Gesetz war merkwürdigerweise durch einige öffentliche Unglücksfälle erweicht worden, die grade an verschiedenen Jahrestagen jenes Gesetzes eintrafen. So fiel auf einen 20. Mai der Blitzstrahl in die herrliche Kathedrale von Lausanne, deren himmelansteigende Flammen weithin im Lande gesehen wurden, und gar hell in Mancher Gewissen hinein leuchteten.

^{*)} Eine Auswahl von Predigten Manuel's ist voriges Jahr von einigen Freunden desselben herausgegeben worden, begleitet von einer notice biographique, deren Verfasser Prof. Monnard ist. Sie gibt äußerst werthvolle Aufschlüsse über seinen Charakter, seine Geistes- und Gemüthsart, seine religiöse und intellektuelle Entwicklung.

enthalten, auf leichte, scheinbar gute Art sich mit den Anforderungen des Christenthums abzufinden. Die Regierung erwieß Pfarrer Manuel auch darin große Achtung, daß sie mehrere Bettags-Mandate durch ihn redigiren ließ; sie athmeten den reinsten christlichen Geist, wie übrigens auch die von Anderen verfertigten. Selten hat eine Regierung an ihr Volk Ansprachen gehalten, die den Freund des Evangeliums zu so freudiger Billigung und Lob bewegen könnten.

Mit inniger Freude habe ich die Gelegenheit ergriffen, dem theuern Seligen auch mein geringes Denkmal der dankbaren Anerkennung zu weihen.

Ich kehre nun zur Sache zurück. Von großer Bedeutung für den Fortgang der christlichen Bewegung war es, daß die Direktion des Schullehrer-Seminars, dessen Einrichtung schon früher beschlossen, aber erst seit der neuen Ordnung der Dinge in's Leben getreten war, einem entschieden christlichen Manne anvertraut wurde, der auch allen anderen Anforderungen einer solchen Anstalt sich vollkommen gewachsen zeigte. Seine Arbeit wurde dem Direktor auf ausgezeichnete Weise erleichtert, indem das demselben übergeordnete Comité mit ihm in demselben Geiste arbeitete. *) Welch' einen unberechenbaren Einfluß diese Anstalt ausübt, kann daraus ersichtlich werden, daß schon mehrere hundert Schullehrer darin gebildet worden sind, die vom Geiste derselben mehr oder weniger ergriffen, ihr von Herzen zugethan, die Anregung, die sie erhalten, in das Volksleben verpflanzen, und die Anstalt lebendig erhalten würden, auch wenn sie den Angriffen des Radikalismus unterliegen müßte. Um den Umschwung der Dinge aufs Deutlichste zu bezeichnen, muß hervorgehoben werden, daß derselbe Mann, der früher wegen der Vertheidigung der Erweckten war angeklagt und gestraft worden, im Jahre 1837 an die ordentliche Lehrstelle der praktischen Theologie berufen wurde, d. h. an die Stelle, wo er vermöge der Leitung der Predigtübungen am eingreifendsten auf die künftigen Diener des Wortes einwirken konnte. Mit der Berufung eines der ersten christlichen Denker unserer Tage, der in Deutschland bis dahin gar zu wenig bekannt ist, war das Christenthum zu einer bedeutenden, intellektuellen Macht im Staate erhoben, und sein Sieg schien Vielen entschieden gewonnen. C'est le chef des momiers, flüsterten sich Einige zu, als sie aus Vinet's gehaltreicher Inauguralvorlesung kamen. — Die neue Wendung der Dinge zeigte sich auf eine unerwartete, überraschende Weise in der Art, wie Sainte-Beuve auftrat. Dieser Französische Litterat, bis dahin von religiöser Seite wenig bekannt, aber durch sonstige große Verdienste in seinem Fache ausgezeichnet, wurde

im Jahre 1837 durch die Freigebigkeit der für Wissenschaft und Bildung eifrig thätigen Regierung, eingeladen, hier einen öffentlichen Coursus zu halten. Er behandelte die Geschichte von Port-Royal, womit er sich eben in anhaltender Forschung beschäftigte. *) Welch' ein Erstaunen, welch eine Verwunderung des großen, gemischten Auditoriums, als der Pariser Litterat die religiöse Seite der Geschichte von Port-Royal mit besonderer Liebe hervorhob und jene Charaktere der Angélique Arnauld, Arnauld d'Andilly u. A., die zu den schönsten und großartigsten der neueren Geschichte gehören, so wahr, so fein, so tief eingehend schilderte, daß es schien, als ob der Redner der religiösen Richtung von Port-Royal zu huldigen geneigt sey. Die Unzufriedenheit darüber gab sich damals in mehreren Zeitungsartikeln kund. Es muß hier ebenfalls bemerkt werden, daß die vielgelesene *Revue Suisse*, ein seit 1838 erscheinendes halb belletristisches, halb wissenschaftliches Blatt, bald vermöge einiger gehaltreichen Aufsätze von Vinet eine solche Wendung nahm, daß sie als ein Organ des Methodismus betrachtet, der christlichen Bewegung einen neuen Anhaltspunkt, und zwar in den gebildeten Klassen gab. — So bin ich schon ganz nahe an die jetzige Bewegung gekommen. Ich darf aber diese Ausführung nicht abschließen, ohne zu erwähnen, daß die Regierung das Unternehmen des *Chroniqueur* freigebig unterstützte. Diese Zeitschrift, in den Jahren 1835 und 36 erschienen, bestimmt die entsprechenden Landesbegebenheiten des sechzehnten Jahrhunderts (1535 und 36), d. h. die Einführung der Reformation in die Romanische Schweiz darzustellen, war zunächst von der christlichen Bewegung ausgegangen. Durch dieselbe wollte sie sich mit der Reformationsepoche in Verbindung setzen, und vermöge der reichen Ausbeute historischer Forschung, die sie darbot, auf die gebildeten Klassen belebend einwirken. Redigirt von einem Manne, der regen christlichen Sinn mit wissenschaftlichem Geiste verbindet, der zu den ausgezeichnetsten Männern des Waadtlandes gehört, und sich durch diese Redaction so wie durch andere Arbeiten einen bedeutenden Ruf als Historiker verdient hat, **) bezeichnet diese Zeitschrift auch an ihrem Theile die wichtige Stelle, welche die christliche Bewegung im Leben des Volkes bereits eingenommen.

Nun erst kann ich also auf meinen eigentlichen Gegenstand, die erfolgte Reaktion zu sprechen kommen. Für diesmal muß ich hier schließen.

*) Der erste Band seines Werkes über Port-Royal, gewidmet seinen Zuhörern in Lausanne, ist erschienen. Wir zweifeln nicht, daß dieses Werk auch in Deutschland die ihm gebührende Aufnahme finden werde. Durch das Werk von Dr. Neuchlin wird es durchaus nicht überflüssig gemacht. Beide Werke ergänzen einander.

**) Herrn Louis Builliemin.

*) Gegenwärtig ist die Anstalt und ihr Vorsteher unter der unmittelbaren Leitung des Erziehungsrathes, der ebenfalls im Geiste des Vorstehers handelt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 7. Oktober.

N. 81.

Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz, und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Eine andere Thatfache des Besserwerdens sind die zahlreichen Bibelereine, welche sich in Kurzem auf Anregen des Consistoriums gebildet haben, und welche eine so lebhafte Nachfrage nach dem göttlichen Wort zur Folge hatten, daß der Centralverein zu Nürnberg bald seine bedeutendsten Sendungen in die Pfalz zu machen hatte, wie er von dort auch seine namhaftesten Gemeinbeiträge empfing. Selbst rationalistische Geistliche wurden von der Bibelsache ergriffen, und wirkten aufs Eifrigste mit. — Die bedeutendsten Thatfachen jedoch liegen in der unmitttelbaren Thätigkeit des Consistoriums selbst, in der ganz veränderten Weise, wie das berufsmäßige Episkopat aufgefaßt und hergestellt wurde; in der ernst evangelischen Haltung, womit es bei allen Gelegenheiten, in Rescripten, Rundschreiben, Visitationen u. s. w. auf die Erneuerung einer reinen, schriftgemäßen Lehre und Predigt drang, und unverholen es jederzeit aussprach, daß es diese Lehraufsicht für den wichtigsten Theil, für den eigentlichen Mittelpunkt seiner Amtspflichten und Befugnisse halte, auch sich durch keinerlei Rücksicht davon abbringen lassen werde. Die Beweise hievon liegen in den von Paulus gesammelten Aktenstücken reichlich vor, und es muß als eine ganz eigenthümliche Verblendung dieses Sammlers betrachtet werden, daß er seine Angriffe und Invektiven mit solchen Dokumenten unterstützen zu können meinte, welche in den Augen jedes Unbefangenen dem Consistorium nur zur Ehre gereichen. (Man lese unter Anderen nur, was S. 73. 89. 105. 165. 212. mitgetheilt ist.) — Besonders erfreulich war es, daß diese wahrhaft episcopale Wirksamkeit von oben herab aufs Entschiedenste gutgeheißen und unterstützt wurde, wie denn auch unlängst, nachdem bereits die gehässigsten Insinuationen bis selbst an den Thron sich hinangewagt hatten, von der Allerhöchsten Stelle dem Consistorialrath Rust „die besondere Zufriedenheit mit seinem Diensteifer für Handhabung des verfassungsmäßigen protestantischen Kirchenregiments und mit seiner ganzen Amtsführung“ zu erkennen gegeben wurde.

Desto unzufriedener freilich bezeugte sich jene Oppositionspartei, welche in diesem kräftigen Wirken den Todesstoß ihrer eingebildeten Prerogative, ihres geträumten neologisch-liberalen, denkglaubigen „Überzeugungsvereins“ erblicken mußte. So brach denn auch das Feuer des Widerspruchs offen hervor, und es zeigte sich, wie sehr der Geist des Worts und der Geist seiner Diener sich entfremdet waren. Auf die einfachen Erlasse des Consistoriums, in denen auf die Predigt des rechtfertigenden

Glaubens, des Versöhnungstodes u. dergleichen hingewiesen war, kamen zuerst die seltsamsten Replikten, in denen oft eine fast komische Befremdung, noch öfter aber leider ein ungebührlicher Trotz ausgedrückt war. (Man sehe die Beispiele S. 75 und 223.) Man fragte: „was denn dies für ein Glaube an Jesum Christum sey? das Consistorium möge sich doch deutlicher erklären, was man sich unter rechtfertigendem Glauben denken solle?“ Man nannte dies „bescheidene Anfragen,“ die nur im Interesse der Wahrheit gestellt seyen. — Auf solche und ähnliche Eingaben ertheilte das Consistorium zuerst die freundlichste Belehrung, und erst als die Ungebühr sich wiederholte und steigerte, trat die vorschriftsmäßige disciplinirische Strenge ein. — Die Gegner griffen nun zu einem neuen Mittel, sie füllten die Zeitungen, politische und kirchliche (leider gaben sich auch solche dazu her!), mit ihren Angriffen und Schmähungen. Als auch diesem Unfug, nachdem er auf die äußerste Spitze getrieben worden war, von Seiten der weltlichen Behörde ein Ziel gesteckt wurde, wählte man einen anderen Weg. Man versuchte das Ober-Consistorium und die Allerhöchste Stelle selbst gegen das Wirken des Consistoriums einzunehmen. Eine Commission, welche in Folge dessen von dort abgeordnet wurde, um die Lage der Dinge an Ort und Stelle zu prüfen, fand, daß der Hauptgegenstand des Kampfes jene vermeintlichen Prerogativen der unirten Kirche seyen, denen das Staats- und Kirchenregiment längst die Genehmigung versagt hatten. Die „direktiven Theses,“ welche der Commission mitgegeben worden waren, sprachen dies aufs Entschiedenste aus, und wiesen namentlich jeden Anspruch auf absolute Lehrfreiheit, auf die Vorrechte einer ganz neuen, vom Lutherischen und Reformirten Bekenntniß völlig abgetrennten und unabhängigen Landes-Confession nachdrücklich zurück. Die Opposition fand sich also hier aufs Neue in ihren Erwartungen getäuscht. Sie änderte nun sogleich ihre Sprache, behauptete: das Ober-Consistorium habe überhaupt kein Recht, in die inneren Angelegenheiten der Pfälzischen Kirche sich einzumischen. Es sey dies eine Verfassungsverletzung und motivire eine Beschwerde bei der Ständeversammlung des Reichs. Diese Beschwerde wurde sofort verabsaßt, mit zahlreichen Unterschriften versehen, und bei der Kammer eingereicht. Aber auch dies Mittel war unglücklich gewählt. Die Kammer ließ die ganze Sache unberücksichtigt; gewiß ein sehr verstandiger Entschluß, zu dem viele Beweggründe gewirkt haben können. Paulus meint zwar, jene Beschwerde (die er als Hauptingrediens seiner Sammlung voranstellt) sey nur durch einen parlamentarischen Kunstgriff unterdrückt worden. Aber abgesehen davon, daß eine religiöse Lebensfrage der Protestantischen Kirche gewiß nicht vor das Forum einer, der Mehrzahl nach katholischen Ständekammer gehört, so ermangelte jene Beschwerde in

der That schon jener formellen Zulässigkeit, welche nach der Baierschen Reichsverfassung erfordert wird. Hiernach nämlich wird verlangt 1. daß bei solchen Beschwerden diejenige Entschließung, Verordnung oder Handlung genau bezeichnet werde, wodurch man sich beschwert erachtet; 2. daß diejenigen Geseßstellen, welche angeblich verletzt seyn sollen, bestimmt namhaft gemacht werden; 3. daß bescheinigt werde, wiefern man bereits die Sache bei den obersten Behörden oder Ministerien angebracht habe, jedoch verfassungswidrig beschieden worden sey. Diese Erfordernisse gehen der Beschwerde völlig ab, und sie konnte schon aus diesem Grunde von der Kammer nicht weiter berücksichtigt werden. Es gehört deshalb zu den gehässigen Insinuationen und Aufreizungsversuchen, woran die Schrift des Dr. Paulus so reich ist, wenn er die Abweisung jener Beschwerde in ein anderes Licht stellen möchte.

Das Bisherige hat uns in den Stand gesetzt, über den allgemeinen Gesichtspunkt des Dr. Paulus das richtige Urtheil zu fällen. Es bleibt uns nun noch übrig, auf das Materielle seiner Schrift im Einzelnen näher einzugehen, und die Folgerungen zu untersuchen, welche er aus jener Voraussehung (die Neologie sey in der Pfalz staats- und kirchenrechtlich legalisirt) zu ziehen sucht. Wir können diese Folgerungen in zwei Partien theilen; die eine bildet die Beschwerden; unter die andere müssen wir die Forderungen, Wünsche, Anträge u. rechnen, Dinge, die sich nach den Grundsätzen des Herrn Dr. Paulus wenigstens von oben nicht recht unterscheiden lassen. Denn er gibt uns öfters unversehens zu verstehen, daß Alles, was unten Wunsch und Meinung ist, oben als Befehl und unweigerliche Forderung betrachtet werden müsse, und daß z. B. das Ober-Consistorium nichts Anderes begutachten, vertreten und durchsetzen dürfe, als was bei den Geistlichen und Synoden gewünscht und gebilligt worden sey. (Vgl. S. 160. und besonders S. 264.) —

Unter den Beschwerden ist die wichtigste, auf welche alle übrigen sich gründen und zurückführen lassen, diese: „daß das Consistorium von den ihm untergebenen Geistlichen die Kenntniß und den Vortrag bestimmter, von ihm ausdrücklich angegebener Lehren gefordert habe und noch fordere.“ Dies ist es, was Paulus mit den Worten: Glaubensherrscherei, Gewissenszwang, legitime Glaubenscommandantchaft u. bezeichnet, und was er aus allen Kräften als etwas Ungehöriges, Unrechtmäßiges und Unfluges darzustellen bemüht ist. — Welche Lehren es sind, wird von Paulus nicht immer klar hervorgehoben, doch auch nicht verschwiegen. Er bezeichnet als solche (S. 20.) die Lehre vom rechtfertigenden Glauben an Jesum Christum (die er eine „erkünstelte Lehremeinung“ nennt, welche man „in die unirte Kirche wieder einschwärzen“ [?] wolle). Ferner: die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung (S. 23.), von dem sittlichen Verderben der menschlichen Natur (S. XXII.) u. s. w., mit einem Wort, es sind jene alchristlichen und protestantischen Lehren, wodurch allein eine christliche Predigt von einer Consolation des Seneca sich unterscheiden kann — sie sind es, welche Paulus ausdrücklich als „dummmachende“ (S. 4.) bezeichnet,

und wovon er behauptet, das Consistorium hätte kein Recht, die Kenntniß und den Vortrag derselben von den Geistlichen der unirten Pfälzischen Kirche zu fordern.

Die möglichen Fälle, unter welchen dem Consistorium dieses Recht streitig gemacht werden kann, sind folgende:

1. Die staatsgeseßlich approbirte Union hat jene Lehren ausdrücklich für abgeschafft erklärt.
2. Sie hat andere Lehren für erlaubt erklärt, durch welche jene stillschweigend beseitigt sind.
3. Sie hat überhaupt alle Verpflichtung auf bestimmte Lehren aufgehoben und eine absolute Lehrfreiheit gestattet.

Alle drei Punkte sind vollständig zu negiren. Der erste ist ohnehin von Niemanden behauptet worden. Die Vereinigungsurkunde spricht in dem Abschnitt B., „kirchliche Lehre“ betreffend, nur von den bisher streitigen Lehren, Abendmahl und Prädestination. Von einer Bestimmung hinsichtlich der übrigen Lehren ist gar nicht die Rede. Siedurch erledigt sich auch der zweite Punkt; eine ausdrückliche Genehmigung anderer Lehren findet sich nicht vor. Eben so wenig findet sich eine Gestattung absoluter Lehrfreiheit vor. Es ist vielmehr in §. 3. ausdrücklich die heilige Schrift als Lehrnorm aufgestellt, und hiemit eine Verpflichtung auf bestimmte Lehren, auf die biblisch-schriftgemäßen, indicirt. Aus der Vereinigungsurkunde läßt sich also jenes Recht des Consistoriums nicht bestreiten. Nichts desto weniger behauptet Paulus, es sey dieses Recht wider den Geist und die Bestimmungen der Union. Wo findet er aber diesen Geist und diese Bestimmungen, wenn nicht in der geseßlich allein geltenden Vereinigungsurkunde? — Wir werden sogleich hören, welche Kunstgriffe er anwendet, um seine Behauptungen zu erweisen. Er geht zu dem Ende von folgenden Sätzen aus:

- a) in der unirten Kirche gelten andere, den vom Consistorium geforderten, entgegengesetzte Lehren,
- b) in der unirten Kirche darf überhaupt keine bestimmte Lehre geltend gemacht werden.

Wie Jedermann sieht, so widersprechen sich diese beiden Sätze selbst und gradezu. Da Paulus beide zugleich behauptet, so läßt sich denken, welche Verwirrung in seiner Beweisführung entstehen muß, da jeder Grund, womit er die eine seiner Thesen unterstützt, die andere aufhebt, und umgekehrt. Wir könnten uns demnach alles Gegenbeweises entheben, da Paulus sich fortwährend selbst widerlegt. Doch wollen wir annehmen, als hätten wir es mit zwei verschiedenen Personen zu thun, gleichsam mit zwei von entgegengesetzten Seiten blindlings gegen das Kirchenregiment anrennenden Feinden, die im Eifer nicht bemerken, daß sie sich selbst über den Haufen stoßen werden. Das eine dieser Paulusischen Janusgesichter behauptet also, in der unirten Kirche gelten andere, als die vom Consistorium geforderten Lehren. Und dies unterstützt er 1. durch ein Allerhöchstes Rescript; 2. durch den Katechismus. — Das Allerhöchste Rescript vom 16. Mai 1828, worauf sich Paulus beruft, und das er als sein wichtigstes Argument wiederholt geltend macht; enthält (s. S. 66.) die Vorschrift: es solle die Einheit der Lehre gegen weitere Abweichungen gewahrt werden. — Da

von „weiteren Abweichungen“ geredet wird (schließt Paulus), so müssen bisher schon welche gemacht worden seyn; und da nur jene „weiteren“ verboten werden, so sind die bisherigen erlaubt. Ergo in der unirten Kirche sind abweichende Lehren erlaubt. — Es würde sich kaum der Mühe verlohnen, eine solche Art Rescripte auszulegen, näher zu kritisiren — aber, unbegreiflich, grade dieses Rescript in dieser Auslegung ist es, worauf Paulus nicht einmal, sondern zehnmal sich beruft, worauf er immer wieder zurückkommt, stets versichernd: hier steht es! es sind nur die weiteren Abweichungen verboten; also die früher schon gemachten sind erlaubt. Da ist es denn doch nöthig, zu erinnern, daß der Ausdruck: die Lehreinheit soll gegen weitere Abweichungen gewahrt werden, nicht identisch ist mit dem von Paulus untergeschobenen: nur die weiteren Abweichungen sollen verboten seyn. Es ist überhaupt im Rescript nicht von Erlauben und Verbieten die Rede, und Paulus, der sonst so sehr gegen das Erlauben und Verbieten in Rescripten eifert, sollte sich hier nicht so weit vergessen haben, ein solches Erlauben und Verbieten erst hineinzutragen — wo es ihm grade einen kleinen Vortheil verschaffen kann. Heißt das nicht seine eigenen Grundsätze recht wie ein feiler Advokat verläugnen? — Das Rescript sagt nur, das Consistorium (im Jahr 1828 konnte dieses eine solche Einschärfung wohl brauchen) solle ferneren Abweichungen vorbeugen; daß man den schon geschehenen nicht mehr vorbeugen kann, versteht sich von selbst; daß aber deshalb diese gutgeheißen sind, kann nur der „logikalische“ Takt des Herrn Dr. Paulus herausfinden. Das Rescript sagt, das Consistorium solle zu jenem Ende (zur Verhütung fernerer Abweichungen) seine Aufsicht auf die Lehre, und namentlich auf den Gebrauch des Katechismus benugen. Auch diese Hinweisung auf den Katechismus sucht Paulus zu verdrehen. Er stellt es so dar, als ob der Katechismus hiedurch zur Lehrnorm erhoben worden sey, und anstatt seinen Grundsätzen gemäß hiegegen aufs Bestimmteste sich zu verwahren, acceptirt er aufs Wohlgefälligste diese von ihm selbst untergeschobene Approbation, eben auch wieder, weil sie ihm einen kleinen Vortheil bringt. Es führt uns dies auf den zweiten Grund, wodurch Paulus die Geltung anderer Lehren unterstützt, nämlich durch den Katechismus. Dieser sey declaratio fidei, behauptet er; er sey, zwar nicht Lehrnorm, da die unirte Kirche keine außer der heiligen Schrift haben könne, aber doch „Lehrernorm.“ *) Dieser Katechismus enthalte nun offenbar andere Lehren, als die vom Consistorium anempfohlenen. Also u. s. w. Daß nun der Katechismus die abweichenden, unfürlichen Lehren enthält, zwar nicht ausdrücklich und klar, wie eine declaratio fidei es müßte, aber doch implicite, durch Verflachung der kirchlichen, dies wollen wir am wenigsten in Abrede stellen. Aber daß der Katechismus in der

unirten Kirche eine Autorität haben sollte, welche selbst die Vereinigungsurkunde nicht hat, daß er eine bindende Lehrvorschrift seyn sollte, in Punkten, wo selbst jene sich bescheidet, nichts Neues aufzustellen — dies müssen wir aufs Entschiedenste, als durchaus der Wahrheit entgegen, verneinen. — Aber, ruft uns Paulus entgegen, im Allerhöchsten Rescript steht es doch: „es solle dem Katechismus nichts Zuwiderlaufendes gelehrt werden.“ Ja, dem Buchstaben nach stehen diese Worte allerdings darin; aber, o ihr Männer des Geistes, die ihr immer gegen die Buchstäbler zu Felde zieht, wenn ihr den Zusammenhang jener Worte durchaus nicht einzusehen vermochtet, so hättet ihr doch in demselben Rescript nur sechs Zeilen rückwärts gelesen, wo es ausdrücklich heißt, der Katechismus solle nur provisorisch eingeführt werden; er solle sofort einer Umarbeitung und Verbesserung unterstellt werden. Eine Lehrvorschrift aber, an die man Consistorium und Geistliche binden will, gibt man nicht zum Umarbeiten und Verbessern hinaus. — Jene Worte „nichts dem Katechismus Zuwiderlaufendes“ haben also offenbar nur den Sinn, daß sie dem Consistorium die Richtung bezeichneten, in welcher es der Neologie entgegenwirken sollte; es sollte sich dazu des Katechismus bedienen, der noch genug von biblisch-kirchlichem Inhalt hat, um gegen extrem neologische Vorträge als Schranke zu dienen. Aber daß er umgekehrt zu einer Schranke gegen die Kirchen- und Bibellehre dienen sollte (wie Paulus meint), einen solchen Sinn dem Rescript wider seine deutlichen Worte unterschieben, heißt nichts beweisen, als die Haltungslosigkeit der eigenen Sache.

Der Katechismus ist keine declaratio fidei, und sollte es nie sey. Er war bestimmt, als das gemeinsame Lehrbuch der zwei unirten Confessionen an die Stelle des Lutherschen und Heidelberger Katechismus zu treten; er sollte das Differenzielle vermitteln, das Gemeinsame beibehalten. Er hat aber von Anfang an diese Aufgabe so ungenügend gelöst, daß seine Benützung sogleich nur als Provisorium zugelassen wurde, und dies Provisorium wurde prolongirt, weil die General-Synoden auf keine weitere Verbesserung eingehen wollten. Er hat die „definitive Redaction,“ welche als Bedingung seiner Approbation gefordert war, bis zu dieser Stunde nicht erhalten, und was Paulus hierüber, S. 252. Note, behauptet, ist eine Unwahrheit, welche das auf folgender Seite mitgetheilte Sitzungsprotokoll so augenscheinlich widerlegt, daß wir jedes Wortes überhoben sind. Der Katechismus eignet sich schon aus dem Grunde zu keiner declaratio fidei, weil er gar keine bestimmte Richtung vertritt; jede Ansicht kann sich auf ihn berufen, und hat es gethan. Deshalb mußten consequente Nationalisten, wenn sie ehlich handeln wollen, ihn eben so gut verwerfen als die Bekenner des kirchlichen Systems. Nur gemäß der heillosen Accommodationsmaxime kann er für tauglich erfunden werden, die Basis eines religiösen Unterrichts zu bilden. Die Kirchenlehre nach seiner Darstellung gleicht einem versunkenen Schiffe, wo noch einige biblische Fähnchen oben schweben, sonst überall nur Wasser zu sehen ist, aber trübes, in dem sich gut anheim läßt. Paulus selbst behandelt den Katechismus illusorisch, indem er nach seiner accommodirenden

*) So fein distinguirt Paulus. Er sagt: eine Lehrnorm außer der Schrift könne es in der protestantischen Kirche nicht geben. Aber es müßte eine Garantie geben, daß der Geistliche überall wirklich „die Überzeugungen der Gemeinde“ predige — und dies sey die „Lehrernorm,“ welche in Form eines Katechismus abgefaßt seyn könne.

den oder vielmehr eskamotirenden Weise bald ihn aufs Nachdrücklichste empfiehlt, bald wieder (wie z. B. S. 152.) sagt, den Kindern solle gar kein Katechismus in die Hand gegeben werden; das Gedächtniß der Jugend solle man nicht mit Lehrmeinungen anfüllen. — Überhaupt, dieser vielbesprochene Katechismus, in welchem Viele das Kleinod der Pfälzischen Kirche sehen, von dem behauptet wird (S. 158.), es habe sich bei seiner Einführung „ein beispielloser Drang aller Glaubensgenossen“ gezeigt, sich ihn anzuschaffen, es zeige sich noch fortwährend „eine Freudigkeit Aller,“ seinen Inhalt zu vernehmen — dieser Katechismus, von dem uns versichert wird, er sey mit der besonnensten Überlegung, aufs Sorgfältigste „nach den Überzeugungen der Gemeinde“ bearbeitet (S. X.), er sey ganz dem Glaubensbekenntniß der Gemeinde gemäß — wie müssen wir staunen, wenn wir uns näher unterrichten und hören, auf welche eilige, oberflächliche Weise dieses Machwerk zu Stande kam, wie dabei ein ganz fremdes, obscures, aus der Sächsischen Kirche stammendes Privatwerk zu Grunde gelegt und mit wenigen Abänderungen recipirt wurde. Und dies scheut man sich nicht eine *declaratio fidei* der unirten Kirche zu nennen!

So hinfällig erscheint also die erste Behauptung, durch welche das Lehraufsichtsrecht des Consistoriums gelähmt werden soll. Nicht minder unbegründet ist die zweite, daß nämlich in der unirten Kirche überhaupt keine bestimmte Lehre geltend gemacht werden dürfe, daß durch die Union ein für allemal alle Verpflichtung innerhalb einer deutlich anzugebenden Lehrgränze aufgehoben sey. — Wir wollen hier gar nicht erwähnen, daß dergleichen überhaupt eine staatsrechtliche Unmöglichkeit ist, daß namentlich nach der Baierschen Reichsverfassung eine Religionsgemeinschaft, welche keine bestimmte Lehrformel vorlegen und über ihr Bekenntniß genügend sich ausweisen kann (Vers. Urf. Weil. II. §. 27.), nicht einmal geduldet, geschweige in die Zahl der gesetzlich bevorrechteten aufgenommen werden könne. — Wir fragen nur: was kann Paulus für jene Behauptung anführen? Was er geltend macht, sind 1. Äußerungen eines Consistorial-Ausschreibens vom Jahre 1818, worin es heißt: „die ächten Protestanten erkennen außer dem reinen Evangelium Jesu, ihrem Gewissen und dem freien Vernunftgebrauch, keine anderen Quellen ihres Glaubens,“ „sie behalten nur solche Lehrsätze bei, welche dem Geist des Evangeliums und den edlen Forderungen unserer Zeit gleichmäßig entsprechen,“ „sie wollen deshalb ihre Lehrer auf keine von menschlicher Willkühr herrührende Lehrformel, sondern allein auf das Evangelium eidlich verpflichtet wissen u.“ Abgesehen davon, daß in diesen Sätzen durchaus nichts von unbedingter Lehrfreiheit enthalten, vielmehr eine Aufrechterhaltung und Überwachung der schriftgemäßen Lehre überall indicirt ist,

folglich diese Instanz mehr gegen als für Paulus beweiset — so dient jenes Consistorial-Ausschreiben überhaupt zu keiner gesetzlichen Grundlage, und dürfte weder pro noch contra geltend gemacht werden. Die Ansichten, die es ausspricht, sind niemals auf dem verfassungsmäßigen Wege zur Gesetzeskraft gelangt, es sind bloße Privatmeinungen einer untergeordneten Kirchenbehörde geblieben, die sich mit ihnen auch nirgends auf einen kirchlich festen Boden, sondern bloß auf den lockeren Grund allgemeiner Zeitideen gestützt hat. — Dasselbe gilt 2. von den ähnlich lautenden Wünschen und Meinungen der General-Synoden, welche Paulus als zweiten Beweisgrund anführt. Allerdings wurde dort oft genug eine ziemlich unbeschränkte Lehrfreiheit oder vielmehr Willkühr in Anspruch genommen. Aber einem solchen Anspruch ist niemals Bewilligung zu Theil geworden. — Ein dritter, mehr scheinbarer Grund, wird von Paulus gefunden in der Existenz der Union selbst. Wäre nicht die Freiheit, von der kirchlichen Lehre abzuweichen, stillschweigend anerkannt, so hätte niemals auf Union, d. h. auf Beseitigung der streitigen Lehrpunkte, angetragen werden können. Diese streitigen Lehrpunkte waren doch offenbar in jeder der beiden Confectionen kirchlich normirt. Es hätte also, schließt Paulus, ohne jene Lehrfreiheit, weder Reformirten noch Lutheranern beigegeben dürfen, davon abzuweichen, d. h. sich zu uniren. Aber, wenn wir die Sache genauer betrachten, so stellt sich vielmehr das umgekehrte Resultat heraus. Denn, fragen wir, durften jene Geistlichen wirklich aus eigener Machtvollkommenheit von jenen streitigen Artikeln Umgang nehmen? Durften sie das? Warum mußten sie dann erst um Allerhöchste Genehmigung einer Union einkommen? warum mußten sie ihre privatim gemachten Schritte erst kirchlich und staatlich legalisiren lassen? — Jeder Vernünftige sieht, daß die Entstehungsweise der Union vielmehr das Umgekehrte von dem erweist, was Paulus durch sie erweisen will. Eben, weil die Geistlichen nicht aus eigener Willkühr von der kirchlich geltenden Lehre Umgang nehmen durften; eben weil sie an eine bestimmte Lehrgränze gebunden waren, deshalb mußten sie für die Union jenen gesetzlichen Weg einschlagen, den sie auch in der That gegangen sind. Eben deshalb, weil die Union erst dann existirte, als die Beseitigung der streitigen Lehrpunkte nicht mehr bloß Meinung der Einzelnen, sondern legaler Akt für Alle war — besteht heute noch wie damals der Grundsatz, ohne welchen keine Kirche denkbar ist, daß der Einzelne an die gesetzlich geltenden Lehrbestimmungen gebunden ist; daß es nur eine Lehrfreiheit innerhalb gewisser Gränzen geben kann. Der dritte Grund beweist also das grade Gegentheil von dem, was Paulus damit beweisen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 10. Oktober.

N^o 82.

Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz, und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Aber, wird man fragen, wo sind denn nun jene Lehrbestimmungen, wodurch der unirte Geistliche gebunden seyn soll? Die Vereinigungsurkunde nennt uns zwar die heilige Schrift; aber auch der Neologe behauptet, auf dem Boden der biblischen Wahrheit zu stehen. So lange die Schriftauslegung der Willkühr des Einzelnen überlassen ist, wird jene allgemeine Verpflichtung auf die Schrift wenig helfen. — „Alle Reher, alle Religionsphilosophen bis auf Hegel herab entnahmen ihre Meinungen der heiligen Schrift, tausendfach verschiedene, ja einander aufhebende Systeme suchten und fanden ihre Beweise in diesem heiligen Buch. Alles Disputiren, Bibel gegen Bibel, führt deshalb zu keinem Resultat“ — so ruft uns ein Pfälzischer Pfarrer triumphirend entgegen, den Paulus S. 169 f. mit großer Zustimmung bei uns einführt, ohne zu bedenken, daß jener durch solche Behauptungen Paulus eigener Überzeugung, „Gott könne das Unentbehrliche nicht vieldeutig gegeben haben“ (S. 148.), gradezu in's Angesicht schlägt. — Wie aber, wenn es wirklich so wäre, wenn die Pfälzische unirte Kirche nur deshalb die Bibel als einzige Glaubensnorm aufgestellt hätte, weil sie dadurch jeder Lehrwillkühr den Rücken frei erhalten wollte? — wenn sie sich das landesherrliche Placet durch Aufstellung einer scheinbaren Lehrformel erschlischen hätte, die aber in der That keine wäre? was sollten wir sagen? — Wir könnten uns damit trösten, daß jener §. 3. immer nur noch provisorisch ist, und daß jene triumphirende Stimme nur noch etwas lauter in Veröffentlichung ihrer wahren Absichten werden darf, um eine zweckgemäße Retraction sofort auf dem gesetzlichen Wege hervorzurufen. Allein in der That steht die Sache nicht so schlimm als sie aussieht, und dies wird uns noch deutlicher werden, wenn wir den vierten Grund des Herrn Dr. Paulus näher prüfen. Dieser lautet nämlich: Durch Aufhebung der symbolischen Bücher und Feststellung der heiligen Schrift als einziger Lehrnorm ist die Bindung an bestimmte Lehren für immer beseitigt. Es ist dadurch der Einzelne an den selbstständigen Schriftgebrauch gewiesen, für diesen Schriftgebrauch ist aber keine Gränze gezogen. Bisher waren die symbolischen Bücher diese Gränze; sie ist aufgehoben; eine neue ist nicht gegeben. Jeder kann lehren, was nach seiner Überzeugung in der Schrift steht. — Wir fragen vor allen Dingen: Sind die symbolischen Bücher wirklich aufgehoben? sind sie so ganz und gar beseitigt, daß Jeder damit machen kann was er will? daß Jeder auch das, den symbolischen Büchern schnurstracks Entgegengesetzte lehren dürfe? Davon steht

kein Wort in der Unionsurkunde. Es heißt vielmehr ausdrücklich, sie sollen in „gebührender Achtung“ gehalten werden. Wie dies zu verstehen sey, darüber gibt die Urkunde eine faktische Erklärung, indem sie nach §. 9. bei der Taufe jedes Christen die Anwendung des Credo zur unumgänglichen Pflicht macht. Die im Credo enthaltenen Dogmen sind also jedenfalls eine Gränze, die der Schriftausleger nicht überschreiten darf, ohne den gesetzlichen Standpunkt der unirten Kirche zu verlassen. — Mag es also immerhin seyn, daß in der Fassung des die Lehrnorm bestimmenden Paragraphen manches Ungenügende und Schwankende enthalten ist, ohne alle Gränze ist doch die Lehrfreiheit nicht; so weit, wie Paulus und seine Klienten es sich erlauben, darf doch nicht gegangen werden; das, den bisher geltenden Lehren e diametro Entgegengesetzte darf nicht gelehrt werden, ohne die Bestimmungen der Urkunde gröblich zu verhöhnen. Das Consistorium hat das volle Recht, einzuschreiten, wo es dergleichen ausschweifende Lehrperturbation antrifft; wo ihm solche Äußerungen entgegnetreten, wie sie der erwähnte Pfarrer (S. 191.) auszusprechen sich nicht scheut: „Wir haben keine trinitas, keine inspiratio, keine satisfactio vicaria, kein peccatum originale u. f. w. mehr!“ — Auch der vierte Grund, auf welchen hin Paulus das Lehraufsichtsrecht des Consistoriums in Zweifel zieht, ist in seiner Hinfälligkeit nachgewiesen.

Somit haben wir die Hauptbeschwerde in ihrer Unhaltbarkeit erkannt. An diese schloßen sich die übrigen an; sie sind zum Theil so kleinlicher und unwürdiger Natur, daß wir sie einer ausführlichen Widerlegung nicht werth achten. §. 3. wenn es S. XXVII. heißt, „das Consistorium übe eine Vormundschaft im Bücherlesen; es halte die geistlichen Hirten für Schafe, die wenigstens das Winterfutter nur nehmen sollen, wie es ihnen von oben gereicht wird;“ und warum? weil „das Consistorium Baxter's Ermahnungen an Prediger zur Lektüre empfohlen“ hatte! — Ferner S. 232. die naive Klage, daß das Consistorium immer ermuntere, in den tieferen Bibelsinn einzudringen, und dabei grade die weniger deutlichen Stellen hervorhebe. (Kann man denn auch in das bereits Deutliche eindringen?) — S. 283. beschwert sich Paulus über die Strenge, womit das Consistorium die Synodalarbeiten einfordere, und stellt es (absichtlich gehässig) so hin, als ob erst das Consistorium diese Arbeiten angeordnet hätte, „um dadurch seine hierarchischen Zwecke zu fördern.“ Er konnte aber recht gut erfahren, daß diese Arbeiten längst vorgeschrieben sind, nämlich bereits schon durch die gemischte Landes-Administration in Worms, ehe die Provinz an Baiern überging. Das frühere Consistorium hatte zwar diese Arbeiten ganz eingehen lassen; aber um so mehr gehört es zu den Verdiensten des jetzigen, diese, für die censurnde Behörde

gewiß nicht bequemste Pflicht wieder zur Übung gebracht zu haben. — Paulus gibt dabei ganz seltsamer Weise zu verstehen, es sey nur offensibler Zweck, die Qualifikation der Geistlichen kennen zu lernen; als ob es noch einen anderen Zweck geben könnte! Nur zählt das Consistorium mit Recht zur Qualifikation eines Geistlichen auch die Kenntniß und Vertretung der kirchlichen Lehre. — Eine andere Beschwerde dieser Art ist es, (S. 284.), daß das Consistorium seine Predigtkritiken im Namen des Königs erlasse, daß es eine Exegese im Namen des Königs übe, daß es die Exegese durch Disciplinarstrafen unterführe — dies Alles nennt er jenen unerträglichen Glaubens-, Lehr- und Gewissenszwang, wodurch man in der Pfalz den Mysticismus einführen wolle, dem doch „Luft, Boden, Himmel und Menschen entgegen“ seyen. — Er beschwert sich (S. 286.), daß man die Geistlichen öffentlich verunglimpfe, während er es doch selbst ist, der die betreffenden Verweise zc. hat abdrucken lassen! — Er beklagt sich besonders auch darüber (S. 284.), daß man die Geistlichen zu außergewöhnlichen kirchlichen Versammlungen und Erbauungsstunden ernuntet habe, und nennt dies ohne weiteres ein Befördern der Muckerei (in der That ein Beweis von Vertrauen zu seinen Klienten, für den diese dankbar seyn können!). — Er klagt, man wolle die Pfalz ihrer politischen Rechte berauben, während man doch die Griechische Kirche neuerdings unter die Confessionen des Reichs aufgenommen habe, „deren Glaube doch auch nicht vollkommen sey.“ (Als ob es sich darum handelte!) — Auch den Punkt von der Agende nimmt Paulus unter seine Beschwerden wieder auf, worüber er, schon einmal auf's Nachdrücklichste zurechtgewiesen, lieber hätte schweigen sollen. Dabei behauptet er, dieser Agendenentwurf sey der unirten Kirche widerrechtlich aufgedrungen worden. Dies ist eine von jenen Unwahrheiten, denen seine eigenen Aktenstücke widersprechen, ohne daß er sich die Mühe nimmt, davon Notiz zu nehmen. Denn nach S. 209. wurde der Entwurf den Geistlichen nur zur freien Prüfung mitgetheilt, und ein Jahr später (S. 218.) wurde die Aufforderung erlassen, daß die mitgetheilten Exemplare in den Pfarrinventarien aufbewahrt werden sollten, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß über die definitive Einführung einer Agende noch keine Entscheidung erfolgen könne, daß aber dem interimsistischen Gebrauch des Entwurfs nichts im Wege stehe. — Paulus sagt nun zwar, dies sey gegen die Grundsätze der unirten Kirche verstößen; denn „der Entwurf widerstreite dem bei der Kirchenvereinigung dokumentirten Glauben dieser Kirche.“ Aber auch diese Behauptung ist eine Unwahrheit und ein unbegreiflicher Widerspruch gegen seine eigenen Aktenstücke. Denn (S. 132.) in der Vereinigungsurkunde wird gerade die neue Kurpfälzische Kirchenordnung vorzugsweise empfohlen, welche größtentheils in ihren Bestandtheilen mit dem fraglichen Entwurf identisch ist. Was soll man von solchen Angaben und Behauptungen sagen, denen nicht bloß leidenschaftliche Übereilung, sondern sogar Verfälschung auf der Stirne geschrieben ist! — Wir benutzen diese Gelegenheit, um jenen wenig bekannt gewordenen Agendenentwurf als eine der gediegensten unter den neueren liturgischen Arbeiten zu empfehlen, wobei wir

unser Bedauern aussprechen, daß er nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur in wenigen Exemplaren für die Geistlichen des Kreises abgedruckt worden ist.

Wir gehen zu den Forderungen, Anträgen zc. des Herrn Dr. Paulus über, die er Namens seiner Klienten an die Höchsten und Allerhöchsten Stellen des Baierschen Reiches richtet. Ob diese Stellen davon Notiz nehmen werden, wissen wir freilich nicht. Wir aber wollen nicht übergehen, was die Charakteristik des ganzen Pauluschen Unternehmens vollendet. Die erste Forderung geht dahin, daß das Ober-Consistorium die erwähnten Direktivthesen, und namentlich die fünfte, zurücknehmen möchte, „damit sie nicht den Schein einer rechtlichen Bestimmung erhielte,“ und der Pfälzischen Kirche (d. h. seinen Klienten) zum großen Nachtheil gereiche. Paulus meint also, die Theses habe noch nicht einmal den Schein einer rechtlichen Bestimmung; und doch drückt er weiterhin seinen Unmuth aus, daß diese Theses das Allerhöchste Placet erhalten hätten. Wieder eine merkwürdige Harmonie! — Doch, um in's Nähere einzugehen, was besagt denn jene These? — Sie stellt Folgendes fest: „Durch die Union ist keine neue Kirche gebildet worden; es sind zwar durch sie die zwischen Reformirten und Lutheranern streitigen Lehrpunkte beseitigt, eine Losagung jedoch von den übrigen übereinstimmenden Lehren beider Confessionen ist nicht erfolgt, und konnte auch nicht erfolgen, wenn man sich nicht ganz von der Protestantischen Kirche trennen und demgemäß auch die constitutionellen Rechte einer Baierschen Landeskirche aufgeben wollte.“ So weit die These; die Sache ist ganz sonnenklar. Die Baiersche Reichsverfassung kennt nur vier anerkannte christliche Confessionen: die Katholische, Griechische, Lutherische und Reformirte. Wer zu einer von diesen sich bekennt, genießt die Rechte öffentlicher Gottesverehrung. Will die unirte Kirche, weil aus Lutheranern und Reformirten vereinigt, diese Anerkennung doppelt in Anspruch nehmen, so hat sie auch doppelte Verpflichtung, das beiden Confessionen Gemeinsame streng festzuhalten. Außerdem bildet sie eine neue fünfte Kirche, welche im Reich nicht anerkannt ist. —

(Schluß folgt.)

Beleuchtung eines Aufsatzes der Allg. Kirchenzeitung.

In der Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung, Nr. 125 bis 127. dieses Jahrgangs, hat es Herr E. S. *) der Mühe werth erachtet, einem anspruchslosen Aufsatz von mir in dem Preussischen Provinzial-Kirchenblatte von 1839 eine ausführliche Bestreitung entgegenzustellen. Jener Aufsatz beabsichtigte, wie gleich Eingangs gesagt wird, vornehmlich nur eine Verführung

*) In der Ev. K. Z. von 1833 trat, während ich mich noch in Dorpat befand, ein mit E. S. sich unterzeichnender, geharnischter Gegner meiner Lutherischen Trennt auf, der sich mir in einer freundlich offenen Zuschrift als Herrn Professor Huske zu erkennen gab, und gegenwärtig die erste juristisch-theologische Notabilität der Scheibelschen Lutheraner bildet.

oder Mittheilung der von dem verewigten Könige ergangenen, in der diesseitigen Provinz aber weniger bekannt gewordenen Deklarationen über die Agende und die Union, wobei zugleich der in dieser Beziehung wichtige, bisher wenig beachtete §. 39. Tit. 11. Th. 2. des Allg. Landrechts angeführt, und mit einer, den großen Schaden „einer Auflösung der Kirche in kleine, abgesonderte, so leicht excentrisch hoffärtige Häuflein“ ergreifend schildernden Stelle aus Dr. Guerike's Symbolik geschlossen wurde. Es ergibt sich aus dem Inhalt dieser Mittheilungen von selbst, daß kein anderer Zweck damit hat erreicht werden sollen als der, jene „gehässigten“ Aufregungen gegen die Agende und Union niederzuschlagen, welche in der Verächtlichmachung der wohlthätigen Absichten, die den verewigten König hinsichtlich beider geleitet haben, ihren bösen Grund suchen. Wie weit diese Verächtlichmachung gegangen ist, welche das theure Haupt des seligen Königs wenn auch nicht vielleicht zum Urheber, so doch zum Werkzeuge einer hierarchischen oder auch politischen „Kabale — die Lutherische Kirche zu zerstören,“ oder eines „Plans, Luther's Werk zu zerstören,“ herabzuwürdigen sich nicht schämten, bezeugt nur zu deutlich gleich die Vorrede der „Altenmäßigen Geschichte der Union, Leipz. 1834,“ so wie auch gleich der Anfang der von meinem Gegner angezogenen Schrift: „Luther's Agende und die neue Preussische, Leipz. 1836.“ Damit sind zu vergleichen: Einige Bemerkungen zur neuesten Schrift des Herrn Dr. Scheibel in der Ev. K. Z. von 1836 Nr. 38., worin die Behauptung der Kabale durch Gegenbehauptung entkräftet wird. Ich bin hoch erfreut, Herrn E. S. mit dieser Gegenbehauptung einverstanden zu sehen und danke ihm aufrichtig für folgende Stelle seines Aufsatze, in der es nur seinerseits aufrichtiger gewesen wäre, durchweg statt des Präteritums das Präsens zu brauchen, auch nicht später wieder das Königswort argwöhnisch zu deuten. Sie lautet: „Die Lutheraner haben (?) nie gezweifelt, daß ihr König mit Einführung der Agende und Union es gut gemeint, daß er damit hauptsächlich den Schutz der Kirche gegen die Übergriffe des Nationalismus bezweckt und keinen Gewissensdruck beabsichtigt habe. Sie erkennen auch in jener Kabinettsordre die bewegte Sprache eines Vaterherzens, welches seine Kinder vor Unglück behüten will und setzen in die Aufrichtigkeit der Versicherungen, welche sie enthält, nicht den geringsten Zweifel.“ Diese Erklärung ist von Seiten des Herrn E. S. und seiner Anhänger ein wohlthuender, versöhnlicher Nachruf an das Andenken des heingegangenen Königs, dem sie durch Verkenntung seiner Absichten manchen bitteren Schmerz bereitet haben. Die Kabinettsordre, welche solchen Eindruck auf Herrn E. S. gemacht hat, theile ich auch hier als einen Beitrag zum Ehrengedächtniß des seligen Monarchen mit:

„Es hat Mich tief geschmerzt, die Erfahrung machen zu müssen, daß einzelne Meiner Unterthanen, sonst gut und religiös gesinnte Menschen, durch Fanatismus und Irrelehren verblendet und verleitet, nicht vertrauend Meinen väterlichen Erklärungen und Ermahnungen, sich hartnäckig dem Wahn hingeben, als solle die alte wahre Lutherische Lehre verdrängt werden, woran doch nie gedacht wurde; und nicht achtend auf alles das, was dazu

hätte dienen müssen, sie vom Gegentheil auf das Vollständigste zu überzeugen, sich jetzt sogar anschicken, ihre heimatlichen Wohnplätze zu verlassen, um, wie sie meinen, das alte Lutherthum in Süd-Australien, Tausende von Meilen von ihrer Heimath entfernt, aufzusuchen, um dort ihren religiös-fanatischen Plänen chimärischer Unabhängigkeit, wie sie sich in ihrer Phantasie ausgebildet, um so freieren Lauf lassen zu können, während sie, die Getäuschten, wenn sie die Kraft hätten, sich von diesen Scheinfrommen (welchen es gelungen ist, sie zu umstricken und durch Gewissenskrüpel zu ängstigen) loszureißen, nach wie vor der alten, wahren, unverfälschten Lutherischen Lehre, wie sie in der Augsburger Confession enthalten ist, treu und ergeben bleiben könnten. Auf keine Weise konnte die Furcht, im Glauben beeinträchtigt zu werden, entstehen, da ihnen bereits oftmals die Versicherung gegeben worden ist, daß, wenn sie es wünschen sollten, ihre Geistlichen sich förmlich gegen sie verpflichtet haben würden, keine andere als die eben genannte Lutherische Lehre zu lehren und zu predigen. Kehrt also zurück, ihr Irregeleiteten! noch ist es Zeit, einen Schritt zu unterlassen, den ihr künftig sicherlich zu bereuen haben werdet, und der weder euer ewiges, noch euer zeitliches Heil fördern kann. Solltet ihr aber dennoch in eurem Starrsinne bei dem, was ihr beschloßen habt, beharren, so habt ihr euch den über die Auswanderung bestehenden Vorschriften genau zu unterwerfen, da Ich euch alsdann wohl bedauern und bemitleiden kann, euch aber eurem Schicksale überlassen muß. Berlin, 10. März 1838. An den August Fiedler und Consorten zu Klemzig bei Züllichau.“

Den Zweck meiner Mittheilungen darf ich für erreicht achten, wenn die Scheibelschen Lutheraner übereinstimmend mit E. S. in die guten, „hauptsächlich auf den Schutz der Kirche gegen Übergriffe des Nationalismus“ gerichteten Absichten des Königs und der von ihm betrauten Autoritäten bei Einführung der Agende (von der Herr S. selbst zugibt, daß sie der Form nach größtentheils aus den älteren Lutherischen Agenden geschöpft ist), keinen Zweifel setzen. Mehr kann ich durch zusammenstellende Mittheilung Königl. Erlasse nicht haben erreichen wollen und die von mir intendirte Beruhigung der Gewissen über die Absichten der Obrigkeit findet also statt und böses Mißtrauen ist beseitigt. Damit ist zwar noch lange nicht Alles, aber es ist doch schon sehr viel gewonnen, wenn man sich gegenseitig nicht Kabale, sondern gute Absicht zutraut, ohne welches Zutrauen gar keine weitere Verhandlung möglich ist. Wohl können über den Werth der Mittel und Maßregeln zur Erreichung der Absicht verschiedene, ja entgegengesetzte Ansichten und Gewissensbedenken stattfinden und haben sich auch laut genug geltend gemacht. Daß darüber nicht wieder durch Königl. Erlasse entschieden werden kann, sondern theologisch im vollen Sinne des Wortes entschieden werden muß, ergibt sich von selbst und hätte ich darüber keine Belehrung von Herrn E. S. bedurft. Wann ich je nach gegebenen Veranlassungen auf Erlasse der Autoritäten aufmerksam zu machen, wann einen Gegenstand theologisch abzuhandeln habe, wird meiner Beurtheilung anheimgelassen bleiben müssen. Das Letztere ist von mir wiederholt in

einer Weise geschehen, die selbst dem Gegner Anerkennung abgenötigt hat. Der Angreifende hat zwar die Wahl der Waffen, aber ich hätte es doch meinem Gegner nicht zugetraut, daß er sich solcher gegen mich bedienen würde, wie er thut, indem er mir einen anderen Zweck unterlegt, als den ich bei jenen Mittheilungen nach meiner ausdrücklichen Angabe gehabt habe, und dann mir die Insinuation macht, „ich, der protestantische und vermeintlich Lutherische General-Superintendent,“ wolle „ultra-Fatholisch“ des Königs Wort dem Worte Gottes gleich setzen. Ich habe solcher ultralutherischen Polemik, ohne darum ein Saarbreit vor ihr zu weichen, nur den Rücken zuzukehren. Für Unkundige bemerke ich, daß wenn sich E. S. in der Aufschrift „einen Lutheraner aus Preußen“ nennt, darunter nicht die Provinz Preußen, sondern eine andere Provinz Preußens zu verstehen ist. Daher seine Unkunde der hiesigen kirchlichen und confessionellen Verhältnisse, deren früherer rechtlicher und liturgischer Bestand, so wie auch der gegenwärtige, ihm viel zu fremd ist, als daß er ihn mit einem competenten Urtheil würdigen, oder den Gewinn ermessen könnte, welchen die Agende schon durch das Zurückdrängen der Danziger, seit 1811 Lutherisch kirchlich eingeführten Agende der Kirche gebracht hat. Demohnerachtet urtheilt er mit juristischer Zuversicht wie über Schlessen, so über Preußen unter gleichmäßigen Provokationen auf den Westphälischen Frieden, dessen Wahrheit man jedoch, wenn er die Reformirten Augustanae Confessionis addicti nennt, nicht gelten läßt. Dem Häuflein der Nachbeter wird durch jene vermeintlich juristische Sicherheit überaus imponirt. Ich versichere Herrn S., daß nichts leichter ist, als mit solcher Sicherheit über die Erledigung der schwierigsten Fragen des Kirchenrechts und der Kirchenregierung in dieser Zeit sich auszusprechen, wenn man nur einige kleine, selbstgemachte Gemeinlein oder Häuflein hat, was doch nicht verhütet, daß, sobald eine andere Stimme darunter laut wird, alsbald auch eine neue Spaltung entsteht, in Folge deren dann der vormalige Bruder der „Verläumdung“ bezichtigt wird. Wie leicht macht es sich doch Herr S., alles was „aus der Zeit des herrschenden Nationalismus“ auch in ganz Lutherischen Ländern herrührt und in liturgische Bücher aller Art eingedrungen ist, mit einem Wort allenthalben zu beseitigen, während es in der Wirklichkeit dergestalt noch in den Seelen der Menschen fest sitzt, daß man nothwendig, wenn man nicht sofort zum Schisma schreiten und mit liebloser Absonderung die alten Kirchen und Gemeinden völliger Zerrüttung preisgeben will, Geduld haben und zu einer sanftmüthigen, allmählichen Pflege einer gediegeneren Kirchlichkeit sich entschließen muß, die, wie sie früher nicht mit einemmal entstanden, so auch nicht mit einemmal nach dem Buchstaben sich wiederherstellen läßt, wie jene Ultralutheraner meinen. Es gibt kein einziges Lutherisches Land, dessen gegenwärtiger Zustand der von Herrn S. intendirten Restauration der Kirche nicht größere Schwierigkeiten noch entgegensetzen würde als Preußen. Darum kann nur Verblendung die Agende, deren

Vorzüge weit ihre Mängel überwiegen, als Ursache eines Übels anklagen, dem sie durch Erneuerung der älteren kirchlichen Formen und Lehren vielmehr entgegenwirkt. Überhaupt ist ja das seit zwei Generationen groß gewachsene Übel der Unkirchlichkeit viel weiter und tiefer verbreitet, als der Bereich Preußens geht, weshalb auch ganz ähnliche Absonderungs-Erscheinungen in den Reformirten Kirchen der Schweiz und der Niederlande hervorgetreten sind. Eben durch die Agende, welcher darum auch die Häupter des Nationalismus fortwährend so gram sind, ist das kirchliche Bewußtseyn wieder in das Bewußtseyn der Gemeinden mehrfach zurückgeführt, sind auch die Symbole wieder in's Andenken gerufen worden, deren die alte Preussische Agende von 1567 gar nicht gedenkt.

Der Behauptung des Herrn S., daß die Evangelische Kirche in Preußen bekenntnißlos sey, setze ich einfach eine Verneinung entgegen. Nicht nur sind nach den mitgetheilten Königl. Bestimmungen die „herkömmlichen“ Bekenntnisse überall anerkannt, so daß ein Candidat, der irgendwo eine Stelle antritt, die eben- daselbst herkömmlichen auch anzuerkennen hat, sondern es ist und bleibt auch unbestreitbar die Augsburgische Confession das gemeinsame Bekenntniß aller Deutschen Protestanten, sowohl der Lutheraner als der Reformirten (vgl. hinsichtlich Hessens die jüngst erschienene Schrift von Bickell). Wenn E. S. die desfallsigen Versicherungen von reformirter Seite als unwahr und unredlich bezeichnet und als „erstes Erforderniß zu wahrer Eintracht die Redlichkeit erklärt,“ so möge er doch ja auch als zweites Erforderniß zu wahrer Eintracht dies beherzigen, daß man nicht bloß sich selbst, sondern auch anderen Menschen einige Redlichkeit zutraue und das achte Gebot mit Luther's Erklärung auch auf den eigenen Mund anwende. Auch wäre es sehr gut, wenn gewissen selbstgemachten Krypto-Geistlichen und Winkeltäufern der Partei mehr Redlichkeit und richtigere Selbstschätzung empfohlen würde. Ein drittes Erforderniß zu einer wahren Union, als deren Freund sich Herr S. am Schlusse seines Aufsatzes bekennt, ist, daß man nicht immer nur, wie leider auch Herr Dr. Rüdelsbach thut, den Dissens übertreibend urgire, was ein Indifferentismus gegen den großen Consens ist, sondern eben diesen Consens anerkennend und anknüpfend hervorhebe. Daß ich als Lutheraner den Dissens zwischen Lutheranern und Reformirten zu würdigen weiß, habe ich mehrfach bewiesen. Nichts desto weniger habe ich schon während meiner früheren theologischen Laufbahn, in Hessen und Livland, bei mannichfacher Polemik, doch stets auch als Trenner dem Werke einer, auf Grund des großen Consenses zu erbauenden Union das Wort geredet, so daß ich es gleichfalls als eine falsche Insinuation zurückweisen muß, wenn Herr E. S., dem die Art und Weise meines Übertritts in meine gegenwärtige Stellung wohl ganz unbekannt ist, die Lauterkeit und Aufrichtigkeit derselben zu verdächtigen sucht.

Dr. Sartorius.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 14. Oktober.

N^o 83.

Lana caprina.

Aus den *mémoires secrets sur la Russie* ist bekannt, daß Kaiser Paul einmal befohlen, daß eine gewisse Yacht eine Fregatte sey. Das Schifflein blieb nun freilich klein, blieb bei Einem Verdeck und bei seinem schärferen Schnitt und bei seinen anderthalb Masten, kurz es blieb eine Yacht, außer für die treuen Unterthanen des Kaisers, für die es natürlich eine Fregatte war. — Jedermann, der diesen Zug aus der Geschichte des unglücklichen Fürsten liest, lacht darüber, und Wenige, die so lachen, denken daran, daß, wenn sie es nur mit ihren eigenen Gedanken und Worten treu meinten, es ihnen täglich vorkommen müßte, weit gegründeter noch über sich oder Andere zu lachen. Zuerst, um doch ganz deutlich zu zeigen, daß der Befehl des Kaisers in der Geschichte der hohen Häupter nicht so ganz allein steht, wollen wir nur daran erinnern, daß Papst Innocenz IX. fünf Sätze, als in Janßen's Augustin enthalten, verdammt, die, so wie sie verdammt waren, nicht in dem Buche zu finden waren. Man bewies das; Alexander VII. aber dekretirte aus päpstlicher Nachvollkommenheit, die fünf Sätze ständen so, wie sie verdammt seyen, in dem Buche. Sie waren so wenig darin, als mehr als ein Verdeck in Paul's Fregatte; aber idem, alle treuen Römischen Katholiken hatten an die fünf Sätze zu glauben, und Könige von Frankreich beiferten sich, der Geltendmachung dieser dekretirten Unwahrheit ihren Arm zu leihen, und es gab eine Zeit, wo man in Frankreich nicht gut ein ehrliches Begräbniß haben konnte, ohne die Konsequenzen jenes päpstlichen Fregattenbefehles einigermaßen anerkannt zu haben. Man bezeichnet ganz vortreflich Streitigkeiten, die durch solchen Sprachdespotismus erzeugt werden, als Controversen de lana caprina. Es gibt keine schönere und zweckmäßigere Art, solchen Ziegenwoll-Despotismus und solche Ziegenwoll-Knechtschaft zu verhöhnen, als in der Anekdote angegeben ist, die uns Heinrich v. Huntingdon über Kanut den Großen berichtet. Wie leicht wäre es dem mächtigen Herrn gewesen, einen Ukas zu erlassen, die Fluth, die ihn zum Rückzug gezwungen, sey in der That eine gehorame Ebbe gewesen; er aber hüdete sich nicht bloß vor solcher Lächerlichkeit, sondern gab auch Gott die Ehre und setzte dem Crucifix seine Krone auf zum Zeichen, daß er in der von Gott geordneten Natur der Dinge die Schranken seiner Macht erkenne.

Ref. glaubt mit Grund, daß gegen obige Sätze der liberalste Französische Republikaner nichts einzuwenden haben werde. Nun wohl! was Einem Recht ist, ist dem Anderen billig — wenn wir lachen dürfen über den Ziegenwoll-Despotismus welt-

licher und geistlicher Fürsten, wird es uns auch wohl freistehen, uns über den Ziegenwoll-Despotismus der sogenannten liberalen Leute (dieser Ausdruck ist übrigens selbst Ziegenwolle) ein wenig lustig machen zu dürfen. Die Republik des Conventes gebt Ihr uns schon ohnehin Preis; es war ja nur ein roher, verfehlter Versuch! Ihr meint zwar und laßt es drucken, die Blutwäsche wäre so übel nicht gewesen, und denkt wohl auch im Stillen, es wäre doch ganz hübsch, wenn Ihr auch einmal die schmutzigen Kleider unseres gebenedeiten Deutschen Volkes so recht rein waschen dürftet; aber dann seyd Ihr doch überzeugt, daß Ihr das Alles besser machen und die Welt besser beglücken würdet als die armen Teufel im Convent, die zuletzt ziemlich alle selbst, wie man sich damals sehr zart ausdrückte, in den Sack nießen mußten, wozu Ihr kein Verlangen traget; und eben Eurer absonderlichen Klugheit wegen gebt Ihr uns den Convent ein wenig Preis. Wir wollen uns auch nicht lange dabei aufhalten, und nur des Übergangs von einer Erscheinung zur anderen wegen hier notiren, daß man damals einmal ein Wesen, welches der Baron Clooz erdacht hatte, und welches zu Deutsch Geist, zu Wälsch *raison*, hieß; ein Wesen, was in der Menschheit sich zum Bewußtseyn, zum wissenschaftlichen Bewußtseyn zu entwickeln hatte, als Gott, als Dieu, proklamirte. Als Clooz's Freunde, die Rote der Hebertisten, dies Dekret durchgesetzt, als ihre Gedankendings-Yacht nun zu einer Gott-Fregatte wurde, als das liebenswürdige Volk, in welchem diese Gott-Fregatte zum Bewußtseyn gekommen, der *peuple-dieu*, das Fest seines Ziegenwollbewußtseyns bei Bratwürsten und Wein, oder nach Befinden der ökonomischen Umstände der Sektionen, bei Seringen und Schnaps unter Absingung der *Marseillaise* und anderer schöner Hymnen, unter Abtanzung der *Carmagnole* mit rothwollener Nachtmütze und entblößtem Busen der freien Frauen in den Kirchen von Paris feierte, da stund freilich das Werden des *homme-dieu* und der göttlichen Universalrepublik noch nicht so nahe bevor als jezt, wo der *homme-dieu* in den schwankenden Gedanken der Hegelingen in Geburtswehen liegt, und nach anerkanntem Daseyn ringt; aber ein Dekret war es doch, ein republikanisches Dekret, was sich sehen lassen durfte neben den Dekreten Alexander's VII. — und ein Streit war es de lana caprina, als Robespierre die Hebertisten und den genialen Anacharsis-Clooz selbst in den Sack nießen ließ, und dekretirte, mit dem *peuple-dieu* sey es nichts, das Ding heiße *être suprême*. — Daß der Ziegenwoll-Despotismus nicht durch republikanische Freiheit vermieden wird, wäre danach wohl klar. Aber vielleicht ist solche lana caprina nur zu fürchten, sobald die sogenannten Liberalen selbst das Fest in

die Hand bekommen, und bis zu dieser Peripetie unserer Zustände, wenn sie einmal eintreten sollte, sind wir sicher vor solcher Armentheuerung? — Betrachten wir die Sachen ein wenig genauer!

Wir ziehen natürlich zuerst in Frage, ob man Ziegenwoll-Despotismus bloß üben könne durch Ukasen, Bullen, Dekrete u. dgl., oder ob er auch mit anderen Mitteln möglich sey — denn ergäbe sich das Erstere, so hätte es mit dem Ziegenwoll-Despotismus für's Erste in unserem ebenedreiten Deutschen Lande noch nirgends Noth. Aber in der That gibt es für diese Dinge auch andere Mittel. Wir bemerken, daß die Machtentwicklung aller schlechten Parteien damit angefangen hat, ehrenwerthe Namen für ihre verruchten Zwecke, schlechte Epitheta für ihnen feindliche Richtungen in Gang zu bringen. „Das ist der Hölle mächtigster Triumph auf Erden, wenn ihre Frevel heilig gesprochen werden.“ Die anfängliche Sorglosigkeit der Besseren in dieser Hinsicht ist zu allen Zeiten ein Grund der Scheinsiege der Rotten geworden, welche Scheinsiege temporär ganz und gar das Ansehen wirklicher Siege haben, und wenn auch nicht der scheinbar besiegten Sache, doch den temporären Vertretern derselben das ganze Wehthal, was in den vach victis liegt, bringen konnten. Die Sprachenverdrehung, die Ausspinnung der lana caprina kann in solchen Fällen so zarte Übergänge darbieten, daß lange Zeit Niemand die falsch geprägte Münze ahndet, und sie, unbekannt der Sünden, deren er sich dadurch mit theilhaft macht, unbewußt des Vorschubes, den er dadurch den geistigen Falschmünzern leistet, weiter gibt, bis die falsche Münze von den trüben Sinnen der öffentlichen Meinung plötzlich als die einzig gültige proklamirt, und mit dieser Proklamation eine weit furchtbarere Gewalt geübt wird als mit Ukasen, Bullen und Dekreten, — eine furchtbarere, weil solchen Proklamationen gegenüber es kaum möglich ist, Jemanden, der ihnen Folge gibt, zu überzeugen, daß er ein Ziegenwollnecht ist. Jeder bildet sich ein, vollkommen unabhängig dabei zu Werke zu gehen, weil er kein Dekret sieht. Zwischen jenem Despotismus der Bullen Alexander's VII. und diesem Despotismus sprachlicher Falschmünzer, die die öffentliche Meinung beschleichen, ist nur ein solcher Unterschied, wie zwischen Napoleon's unsinnigem Zufahren bei der Hinrichtung des Herzogs v. Enghien und zwischen Robespierre's feigem, leiseren Verfahren, wenn er Leute verderben wollte, gegen die auch nicht der mindeste Rechtsvorwand vorlag, die aber doch nicht ganz ohne Rechtsvorwand hingerichtet werden durften. Er ließ sie arretiren — das konnte ja ein bloßes Versehen seyn; dann schickte er seine Moutons in die Gefängnisse und ließ die armen, geängstigten Seelen der unschuldig Arretirten zu irgend einem Befreiungscomplot verleiten — und nun war das Verbrechen gefunden und vor der öffentlichen Meinung, so weit er glaubte, sie scheuen zu müssen, die Hinrichtung gerechtfertigt. Solche Moutons sind unsere Falschmünzer!

(Fortsetzung folgt.)

Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz, und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.

(Schluß.)

Eben weil diese Sache so sonnenklar ist, preßt sie dem Dr. Paulus und seinen Consorten mehr als einen Angstschrei aus. Hier, muß er bekennen, hier bin ich mit all meiner Schlaueheit gefangen; hier ist eine Alternative, durch die ich mich nicht hindurchwinden kann. Er nennt deshalb jene These eine „unglückliche“ (S. 54.), während doch eigentlich nur er selbst sich darüber unglücklich fühlt. Er versucht es dennoch, an diesem Stein zu rütteln. Er fängt damit an, daß er sagt, diese These könnte sehr bedenklich „ausgedeutet“ werden. Aber, o Wunderlicher! von Ausdeutungen ist hier keine Rede. Das fühlst du selbst. Hier ist Alles klar und entschieden. Hier ist kein Raum zu den beliebten Ausdeutungen mehr. — Er sagt (S. XI.), jene Alternative könnte nur dann eintreten, wenn die vereinigte Kirche alle Lehren „des protestantischen Evangelismus“ aufgäbe. Aber er muß es selbst fühlen, diese Ausflucht ist zu kläglich. Hat ja selbst der Jude, der Türke noch immer einige Lehren mit dem „protestantischen Evangelismus“ gemein; da müßte also, nach des Dr. Paulus Staats- und Kirchenrecht, auch der Jude, der Türke auf die Stelle einer Baierschen recipirten Landes-Confession Anspruch machen können. Paulus sieht, daß dies nichts verfängt. Er schöpft noch einmal Luft, aber nur zu einem jornigen Ausruf: „Von wem?“ sagt er, „von wem sind diese Thesen gestellt? unter wessen Verantwortlichkeit sind sie bekannt gemacht worden?“ Seltsame Frage! Er sagt es uns ja selbst, daß das Ober-Consistorium diese Thesen als Direktive seiner abgeordneten Commissäre aufgestellt, und daß die Staatsregierung sie nachträglich gebilligt habe. Was soll also jenes „von wem?“ bedeuten? — Er besinnt sich auch wieder; er bemerkt, daß es zum Entschlüpfen zu spät ist, und entschließt sich deshalb zum Kürzesten; er bittet gradezu, man möge eben jene These, die ihn ganz ungemein genire, wieder zurücknehmen. Weil er aber doch fühlt, daß diese Bitte nicht ganz motivirt erscheinen könnte, so sieht er sich mit einem Ausdruck stummer Verzweiflung nach Gründen um — Gründe! ach, es gibt keine. In dieser Verzweiflung verliert er nun die letzte Haltung, und bricht in folgende merkwürdige Worte aus: „Die Gewißheit, daß protestantische Gemeinden in ihrem Glaubensbekenntnisse von einzelnen Dogmen der vor dreihundert Jahren freige glaubten Confessionen abweichen dürfen, geht aus dem Wesen des Protestantismus hervor. Solche Abweichungen sind eine reingeistliche Sache, in welche sich der Staat, und besonders der Baiersche nach seiner Verfassung, durchaus nicht einmischet. Eben deswegen konnte und durfte auch eine solche These der Staatsregierung gar nicht zu einer Bestätigung vorgelegt werden, weil die Staatsregierung zu einer Einmischung in reingeistliche Sachen gar nicht und am wenigsten durch das Ober-Consistorium veranlaßt werden will und darf.“ — Wir können das Urtheil über diese Worte ruhig jedem Leser anheimstellen. Der Ausdruck Frechheit würde uns dafür nicht zu streng erscheinen. Aber zu

bedauern wäre Jeder, der erst noch einer weitläufigen Entwicklung dieses Anäuels von Lüge und Ungebühr bedürfte, der in jenen wenigen Worten beisammen ist.

Die zweite Bitte geht dahin: „es möge Sorge getragen werden, daß hinführo nichts dem durch die General-Synode angenommenen Katechismus Zuwiderlaufendes gelehrt, die durch dieselben Stellvertreter der Gemeinde vorgeschriebene Liturgie beobachtet, die Einheit der Lehre gegen weitere Abweichungen gewahrt werde.“ Paulus wählt als Ausdruck seiner Bitte absichtlich die Worte des oben erörterten, von ihm so seltsam gedeuteten Rescripts. Diese Bitte würde also schon aus diesem Grunde als nichtig erscheinen, weil sie sich auf eine notorische Unrichtigkeit stützt. Aber was sollen wir dazu sagen, daß Paulus, der Vertheidiger der Lehrfreiheit, plötzlich für gut findet, eine scharfe Lehrgränze abzustecken und für die Pfalz gleichsam ein Normaljahr, einen Status quo des Forschens und Glaubens festzusetzen. Dies ist doch eine wunderliche Inconsequenz, die sich freilich wieder dadurch erklärt, daß sie ihm augenblicklich einen kleinen Vortheil gewährt. Um einen solchen sachwalterischen Preis thut Paulus Alles! — Übrigens bemerken wir noch, daß die „Bitte“ ganz unvermerkt die Ansicht unterschoben will, als ob die General-Synoden etwas „vorzuschreiben“ hätten. Wir bezweifeln, ob Bitten, die mit solchen Zumuthungen begleitet sind, Glück machen werden.

Der dritte „vertrauensvolle“ Antrag betrifft die gegenwärtig im Lehr- und Kirchenamt Angestellten, und drückt sich S. 396. ganz leise so aus: „man möge verhindern, daß sie etwas den Abweichungen Zuwiderlaufendes amtlich lehren“ u. s. w. Die „Abweichungen“ kommen hier zu einer ganz besonderen Ehre. Freilich wird Mancher in Verlegenheit gerathen, wenn er sich nun klar machen will, was er eigentlich lehren und nicht lehren soll. „Abweichungen“ soll er lehren — den „Abweichungen“ soll er nicht widersprechen — die „Abweichungen“ sollen unwandelbar festgehalten werden. Ohne Zweifel ist dies das Muster einer deutlichen, bestimmten Lehrgränze, deren erste Satzung lautet: „du sollst nichts den Abweichungen Zuwiderlaufendes amtlich lehren.“ — Doch dies ist in der „vertrauensvollen Bitte“ nur Nebensache; die wahre Tendenz liegt anderswo. Man höre nur, wie dieselbe Bitte S. XVI. ausgedrückt ist: „die Staatsregierung möge verhüten, daß die vereinigte Kirche und ihre Lehrer nicht von Solchen beaufsichtigt werde, die sie nicht nach ihrem Glaubensbekenntniß und genehmigtem Lehrbuch beurtheilen.“ Das ist deutlich und bedarf unsererseits keines Commentars. Aber gewiß sehr merkwürdig stellt sich daneben die vierte Bitte, welche wir S. 287. lesen, „es möchte doch die Dienstesstabilität der Geistlichen mehr befestigt werden, damit die Existenz der geistlichen Familienväter nicht der Willkühr der kirchlichen Oberbehörde preisgegeben sey.“ — Jeder Kundige weiß zwar, daß jene pragmatische Sicherstellung gegen willkürliche Dienstesentsetzung in Baiern auch für die Kirchendiener längst gegeben ist; auch ist, was Paulus von den entgegengesetzten Absichten einer oberen Behörde vernommen haben will, ein leeres Gerede. Aber immerhin ist bedeutsam, auf welche Weise Paulus die Stabi-

lität und Sicherstellung zwischen oberen und niederen Beamten ausgetheilt wissen will!

Wir kommen zur letzten und in der That merkwürdigsten Forderung. „Das Ober-Consistorium und Consistorium möge sich hinfort aller Einmischung in die Lehre und inneren Angelegenheiten der Pfälzischen Kirche enthalten.“ — Unter die „vertrauensvollen Schlussbitten“ stellt Paulus zwar diese fünfte nicht. Auch nimmt er sie in seinen eigenen Text nur sehr verblümt auf, z. B. S. 287., wo er sagt, die Kirchenbehörde solle niemals auf den Inhalt der Lehre eingehen, sie solle nicht erklären, was als biblische Lehre zu predigen sey u. s. w. Oder S. 22., wo die freilich ganz ungegründete Behauptung steht, daß nach Allerhöchster Vorschrift nur durch die General-Synoden an den kirchlichen Lehrschriften etwas geändert werden dürfe. — Desto klarer steht jene Forderung in der Bescheidenschrift (S. 41.) ausgedrückt, welche Paulus vertritt. Dort heißt es ganz offen: „Zu den inneren Angelegenheiten der Pfälzischen Kirche gehören Glaubenslehre, Gottesdienst, geistliche Amtsführung, religiöser Volksunterricht, Kirchendisziplin und geistliche Gerichtsbarkeit — in welche innere Angelegenheiten weder das Consistorium zu Speyer, noch das Ober-Consistorium zu München sich zu mischen befugt ist.“ — Gewiß, wenn man es nirgends sonst sehen wollte, hier muß man es sehen, welchen Tendenzen Paulus seine Feder und die Autorität, wenn nicht seines Namens, doch seines Titels, geliehet hat!

Unser Gesamturtheil über diese Beschwerden und Forderungen des Herrn Dr. Paulus kann wohl nicht mehr zweifelhaft seyn. Auch ist gewiß jeder Unbefangene mit uns einverstanden, daß sie sämmtlich auf einem hohlen Grunde beruhen. Dies hat sich uns im Einzelnen deutlich gezeigt. Es bleibt uns nur noch übrig, diesen hohlen Grund selbst etwas sichtbarer zu entblößen; die Gesamttrichtung, aus der alle jene Fehlgreife und Ungehörigkeiten kommen, schärfer zu bezeichnen. Diese Gesamttrichtung nämlich gehört nicht ihm allein an, obwohl sie in ihm einen besonders sprechenden Repräsentanten hat. Diese Gesamttrichtung, welche baldigst auf eine Destruktion des ganzen Kirchenregiments, so wie aller kirchlichen Ordnung hinarbeiten würde, ist mit dem modernen Liberalismus aufs Engste verwachsen, und ihre Vertreter gehören, als die ächten Jesuiten der Gegenwart, den verschiedensten Glaubens- und Lebensformen an. Ihr oberster Grundsatz, den auch Paulus klar ausspricht, ist der: die Kirche ist die Gesamtheit der Gemeinden, welche sich durch eine Repräsentativverfassung regiert. Lehre, Verfassung, Liturgie u. s. w. geben sich die Gemeinden selbst. Die Lehrer haben nur die Überzeugung der Gemeinden auszusprechen; die Kirchenobern nur den Willen der Gemeinden zu vollstrecken. Die Gemeinde hat das absolute Veto gegenüber den Lehrern und Obern. Der Staat mischt sich nicht in diese Angelegenheiten. Ein jus circa sacra im altcanonischen Sinne gibt es nicht; noch weniger ein Episkopat in protestantisch-kirchenrechtlicher Bedeutung. Zu diesen Sätzen können wir zahlreiche Belegstellen bei Paulus nachweisen, und dies mag den Geist offenbaren, aus welchem seine Ansicht hervorgeht. Wohin es aber bei solchen

Grundsätzen kommen müsse, davon enthält die Paulussche Schrift ein sehr beherzigenswerthes Beispiel. Sie läßt uns die Bekanntschaft eines Pfarrers machen, der uns zeigt, wie weit die von Paulus gerühmte Mäßigung in den „Abweichungen“ geht, und zugleich, mit welcher Gewissenhaftigkeit an der so hoch geachteten Vereinigungsurkunde festgehalten wird. Dieser Pfarrer äußert sich nämlich folgendermaßen (S. 223.): „Der §. 9. der Vereinigungsurkunde schreibt zwar vor, daß bei jeder Taufe das Credo gebraucht werden müsse; aber diese Vorschrift ist ja offenbar dadurch wieder aufgehoben, daß der §. 3. den Symbolen nur gebührende Achtung vindicirt. Das Credo ist ein pseudopostolisches Produkt. Wer es bei der Taufe spricht, legt ihm einen Charakter bei, den es in der unirten Kirche nicht hat. Es steht deshalb auch nur im Anhang unseres Katechismus, wo auch der Dekalog seine Stelle gefunden hat, bei dem es ja ebenfalls aller möglichen Modifikationen, Auslassungen und Zusätze bedarf, um ihn einigermaßen zu verchristlichen. Viele Pfarrer umgehen deshalb das Credo ganz; andere gebrauchen es zwar in gewöhnlichen Fällen (!) in seiner Integrität, aber vor gebildeten Zuhörern lassen sie es weg, um nicht der Bezüglichung des Lohndienstes, der Heuchelei und der Dummheit anheimzufallen; u. s. w.“ Dies ist also der große, pflichtglaubengemäße Fortschritt, den die Pfälzische Kirche durch den Denkglauben gemacht haben soll! Möge der barmherzige Gott diese Kirche bewahren, daß dergleichen Schritte nicht noch mehr gemacht werden.

Wir schließen unsere Darstellung mit einigen allgemeineren Reflexionen, zu welchen der vorliegende Gegenstand uns veranlaßt. Vor Allem müssen wir als unsere innigste Überzeugung bekennen, daß wir solche Kämpfe, wie der in der Baierschen Pfalz, auch wenn sie viel Trübes und Ungehöriges aufzuweisen, im Wesentlichen für ein wahres Glück, für einen Fortschritt zum Bessern halten. Das Interesse an kirchlichen Angelegenheiten kann nicht rege genug erhalten werden; es ist in unserem heutigen Geschlecht viel zu lange vernachlässigt worden, zum Theil aus Schuld der geistlichen Obern selbst, welche diese Dinge als eine Art von Monopol zu behandeln sich gewöhnten. Deshalb ist aus unserer „Gemeinde“ ein bloßes „Publikum“ geworden. Da ist es denn auch kein Wunder, wenn die Gemeinden nicht mehr wissen, wer sie eigentlich sind und welches die wahren Gränzen ihrer Pflichten und Befugnisse gegenüber dem Kirchenregiment sind. Daher entstehen solche ungebührliche Anmaßungen, ein solches Vermengen und Durcheinanderwerfen aller Begriffe von Glaubens-, Lehr- und Gewissensfreiheit. Erst hat man sich lange Zeit gar nicht um kirchliche Fragen bekümmert; jetzt will man mit einem Male Alles mit unbefugten Händen ordnen und schlichten. Das rechte Maß stellt sich erst allmählich ein. Was aber das Betrübenste in diesen Erscheinungen ist, das sind die hartnäckigen Reaktionen von Seite der rationalistischen Partei. Diese nämlich, auf dem Felde der Wissenschaft längst aus ihrer früheren herrschenden Stellung gebracht, sucht sich jetzt der praktisch-kirchlichen Tendenzen zu bemächtigen — und jenes lebhaft wieder erwachte Interesse an kirchlichen Fra-

gen, welches im Grunde zuerst und am meisten durch die Neologie unterdrückt worden ist, soll jetzt mit schlauer Wendung in ihren Dienst genommen werden. Die Neologie weiß im Grunde nichts von einem Leben und Glauben der Gemeinde; das Wort verschwand unter ihrer Herrschaft. Jetzt will sie sich den Schein geben, als ob nur sie es wäre, welche es mit den Gemeinden und ihrem Interesse wohl meint — sie, welche noch unlängst auf dem graden Wege zu einer pfäffischen Hierarchie gewesen ist, welche mit vornehmer Beamtenmiene alle Regungen des Gemeindeglaubens unterdrückt, oder doch ignoriert hat; welche jedes Symptom des frommen Gemeindebewußtseins mit den Schmähwörtern Pietismus und Mysticismus verfolgt hat, und durch solche ungeeignete, hochmüthig-hierarchische Indolenz am meisten selbst Ursache war, wenn jene Symptome zuweilen einen bedenklicheren Charakter annahmen. Wer hat denn (diese Frage möge beherzigt werden), wer hat denn in unserem Publikum alle jene halbgelehrten Schmähs- und Ekelnamen in Cours gesetzt, womit man die Lebensregungen der Gemeinden verunstaltet hat? Wer fährt noch jetzt fort, bei scheinheiligem Vorgeben, das wahre Wohl der Kirche fördern zu wollen, alles Rüstzeug herbeizuschleppen, womit bereits das schamloseste Antichristenthum sich waffnet? wer sind sie, die den frivolsten Spöttern hülfreiche Hand bieten, um schlichte, ungelehrte Gemeindeglieder in Seelenangst und bange Zweifel zu stürzen? — Es sind jene Männer, die das Wort „Fortschritt“ beständig im Munde führen, und dabei jeden wahren Fortschritt vernichten möchten. Nach ihrem Sinne soll die Kirche Christi ewig stehen bleiben bei den hohlen, leeren Phrasen, die bereits im Noth- und Hülfsbüchlein sich finden. Sie soll immer fort die geistreichen Lieder jener unbekannten Dichter singen, welche die neuen Gesangbücher bereichert haben. Jeder tiefere Blick, jeder geistigere Gewinn wird uns untersagt, wird als schädlicher Mysticismus aufs Ängstlichste abgewehrt von denen, welche sich für die Retter der Glaubens- und Denkfreiheit halten.

Man sieht, wohin es kommt, wenn man sich für allein weise hält. „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“ Möge doch unsere heranwachsende Generation vor Allem wieder an's Lernen, an's rechte, demüthige und bescheidene Lernen sich gewöhnen. Der eitle Gedanke, bereits am Ziel zu seyn, war es vornehmlich, der alle Übel der kirchlichen Gegenwart nach sich gezogen hat. Möge besonders die edle Jugend der Baierschen Pfalz, in der die besten Anlagen schlummern, sich ernstlich aufrufen, und in wahren, tiefem Forschen hinter den anderen Deutschen Stammgenossen nicht zurück bleiben. „Luft, Boden und Himmel“ sind gar unzuverlässige Schutzgeister. Sie vermögen zwar manchmal die Wolken des Gemüths zu verschleichen, aber nicht eine Geistesfinsterniß abzuhalten. Der gnädige Gott, welcher in jenen Gegenden sichtlich sein Werk begonnen hat, möge verhüten, daß kein Rückfall eintrete. Alle Zeichen deuten bis jetzt auf ein schönes, segenvolles Gedeihen. Wenn es nicht durch Schuld der Menschen wieder gestört wird, so hat das Evangelium dort einen seiner herrlichsten Siege zu erwarten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 17. Oktober.

N^o 84.

Lana caprina.

(Fortsetzung.)

Im Deutschen Reiche war die Freiheit der Fürsten, überhaupt die Freiheit der Stände, ein theures Gut. Die Freiheit, das Recht der ganzen Nation, auch in den besondern Kreisen, ruhte auf diesem Fundament. Kaum aber hatte der schlaue Reinecke, der Wälsche Nachbar in Frankreich, die hohe Geltung dieser Münze erkannt, als er sie falsch prägte und von Franz I. bis auf Ludwig's XIV. Rheinbund, ja! bis auf Bonaparte's zweite Auflage des Rheinbundes, seligen Andenkens, bei allen Überlistungen, bei allen Verführungen Deutscher Stände gegen Kaiser und Reich die falsche Münze im Munde führte, die falsche Münze Deutscher Freiheit, welche bei näherer Betrachtung schmachvolle Abhängigkeit eines Theiles unserer Fürsten von der Politik Frankreichs war; und die königlichen Ripper und Wipper haben mit der falschen Münze so vortreffliche Geschäfte gemacht, daß wir in Folge derselben nicht bloß unseren Rest des Burgundischen Reiches, nämlich die Freigravität, das Bisthum Basel und das Frickthal, nicht bloß Elsaß, Lothringen und den Burgundischen Kreis — das will sagen, den vierten Theil und nicht den schlechtesten unseres Landes, eingebüßt, sondern daß Herr v. Rommel, dem es wie es scheint nicht an der einfachen Anerkennung in Deutschland genügt, und der dem Wälschen Reinecke in seinem Bau selbst ein Almosen von Anerkennung abschmeicheln möchte, erst in diesem Jahre noch den Mund nicht weit genug hat aufthun zu können geglaubt, um den prächtigen Beistand zu preisen, den Heinrich IV. der Libertät der Deutschen Nation gethan durch die Veranlassung jener reichsverrätherischen Verbindungen des Landgrafen Moriz des Gelehrten von Hessen (welches Landes Fürsten und Volk nach Herrn v. Rommel's Versicherung nur eine Art Franzosen sind), Christian's von Anhalt und Anderer zum Umsturz der Reichsverfassung und Erhebung des Wälschen Hahnes über den Doppeladler. Doch sehen wir von so hochgestalteten Dingen ab, und begeben uns in's gemeinere Leben, wo unsere falschen Münzer die besten Geschäfte machen; wie ja auch in der materiellen Falschmünzerei bei dem Nachprägen der Scheidemünze von Kupfer und Billon bekanntlich die besten Geschäfte gemacht werden, da hier der Hauptgewinn im falschen Gepräge selbst, nicht in dem geprägten Material liegt, und also das Geschäft am längsten völlig unentdeckt getrieben werden kann.

In den Zeiten als der heilige Franz von Sales und als Beza, der uns Protestanten so werth ist als den Katholiken ihr heiliger Franz, in Französischer Sprache ihre Zeitgenossen

an Christum, als ihren höchsten Herrn, verwiesen, hatte das Wort vertueux einen guten Klang; man bezeichnete damit einen christlich-sittlichen, braven Menschen; auch zu Fenelon's Zeiten galt das Wort noch so, aber eben in jenen Tagen hing sich auch schon durch die Pflege der schönen Litteratur aus der späteren Römischen, aus der Imperatorenzeit ein Nebenbegriff heidnischer, römischer Tugendhaftigkeit an das Wort an, oder vielmehr in den höheren, mehr und mehr heidnisch gebildeten Kreisen der Französischen Gesellschaft ward die heidnische virtus in Cours gesetzt, indem man ihr das falsche christliche Namensgepräge der vertu aufdrückte — und nun verfolge man die Bedeutung des Wortes, wie sie sich weiter entwickelte bei Montesquieu, bei Rousseau, bei Robespierre — der homme vertueux, qui devait être le dictateur de la France war ein grausenhaftes Zerrbild selbst der heidnischen virtus, und doch hatte der Ausdruck vertueux noch einen Zauber für das Ohr des gemeinen Volkes, dessen Voreltern einst unter ehrefurchtsvollem Hinblicken auf christliche Tugend und Gottesfürchtigkeit aufgewachsen waren, und was aus jenen Zeiten eine hohe Achtung vor dem Worte vertu behalten hatte; wenn auch alle damit sich verbindenden Vorstellungen nun confus geworden waren, folgte das Volk doch einer Fahne die eben so hieß, wie die Fahne, welcher jene Voreltern nachgezogen waren. Es war ein rechter Triumph der Hölle auf Erden, daß ihr Qualm nun mit dem heiligen Worte genannt ward. Es war lana caprina.

Vielleicht sind Wenige unter den Lesern dieser Blätter einmal in der Lage gewesen, sich in einem tiefen, wirklich tiefen Walde verirrt zu haben, in einem Walde, der durch jähe Abstürze, durch in ihm zu befürchtende Nebel u. dgl. möglicher Weise zu einem winterlichen Grabe werden kann, in welches der Wanderer durch Hunger, Kälte oder tiefen Fall gelangen kann. Vielleicht noch Wenigere sind in der Lage gewesen, in solcher Verirrung dann auf einen hohen Baum zu steigen, um sich in der Gegend zu orientiren, und haben oben nichts erblickt als Himmel und eine wogende Fläche von Fichtenspitzen, nach allen Seiten gleich bis auf geringe, nichtsagende Undulationen der Waldfläche, und sind wieder herabgelangt, erschöpfter, rathloser, hungriger, verklommener als vorher, so daß sie nun in der Angst auch die Himmelsgegend verloren und zuschreiten mußten auf gradewohl durch das Waldesdunkel. In voller Wirklichkeit ist auch Ref. nie in der Lage gewesen; allein er glaubte als Knabe einmal in der Lage zu seyn, als er sich allein in einem Walde verirrt hatte, der freilich von seiner tiefsten Mitte aus nach allen Seiten höchstens ein Paar Stunden aufhalten konnte, was er aber damals weniger genau wußte; mogegen er wohl wußte,

daß alte halbzugefallene, halb und nur leicht mit Moos und Fichtenwurzeln überzogene Schachte von verlassenen Bergwerken und längst ungebrauchten Wolfsgruben in dem Walde waren. Er stellte sich die Gefahr weit größer vor als sie war, und hat von damals her die vollständigste Vorstellung einer hilflosen Verirrung lebhaft bewahrt — aber auch die Vorstellung der Freude, die ihm ward, als er mit einemale nach einer Seite hin den Wald in lichterem Busch enden sah; wie ihm die Brust wieder bei jedem Schritte geräumiger ward; wie der Athem wieder seinen ruhigen Gang nahm und endlich den Jubel, als sich das Land vom Busche aus öffnete, die Gegend klar vor ihm lag und er in dem Kirchthurn des nächsten Dorfes einen alten Bekannten begrüßte. Nur solchem Jubel ist zu vergleichen das, was die neueren Völker empfanden, als sie aus der sittlichen, politischen und wissenschaftlichen Verirrung im siebzehnten Jahrhundert angingen, wieder einen festen Pfad nach sicheren Zielen zu gehen, und zuerst diesen Gang als Aufklärung bezeichneten. Es ist ein prächtiges Wort, dieses Wort Aufklärung. Die Brust wird einem geräumig, alle Rebel der Gemüthswelt heben sich nach oben und die Sonne siegt, wo sich's aufklärt — und kaum war das prächtige Wort in der Welt, als die Hölle alle ihre Irrgänge mit dem Namen Aufklärung falsch prägte und heilig sprach, und den armen verirrt gewesenen Tungen, der, wenn er nur der altbekannten Kirche sicher zugesprochen wäre, gerettet war, mit falschen Wegweisern durch üppige, blumige Wiesen, in lustiges Haselgebüsch voll schöner Nüsse wies, und dann in liebliches Erlicht voll lockender Amfeln, und endlich in einen Weidichtmorast, dessen Furtenboden elastisch die Fußspur verlöschte, sobald sie verlassen war, und ihn endlich in pfadloser Einöde versinken lassen wollte, hätte sich nicht der Herr erbarmt und den Engel seiner Kirche wieder sichtbar herumwandeln lassen auf Erden, um den armen Knaben zu retten, wenn er dem Engel folgen wollte.

Und wie es mit dem Worte Aufklärung gegangen ist, so mit tausend anderen. Sie sind alle Ziegenwolle, falsche Münze sind sie geworden; alle Yachten des Teufels hat man mit schönen fregattischen Namen belautet. Welch ein prächtiges Wort z. B. ist das Wort liberal; und welche confuse Teufelsfrage trägt nun frech den Namen im Schilde, als hätte sie so gutes Recht dazu, wie die Thaler Sr. Majestät von Preußen auf den Randspruch: Gott mit uns! — Es gibt gegen solche Falschmünzerei nur ein durchgreifendes Mittel, nämlich dies, daß man der falschen Münze sofort einen aparten Namen gibt, durch den sie deutlich als falsche Münze bezeichnet wird. Man könnte so die Anhänger der falschen Aufklärung Aufklärlinge nennen, wie man die treuen Nachfolger Hegel's von den Aufklärlingen, die unter Hegel's Namen *lana caprina* spinnen, durch den Namen Hegelingen, den man den letzteren gegeben, geschieden hat; und das prächtige Wort Aufklärung könnte man sehr zweckmäßig von dem Satanswesen der Aufklärlinge reinfendern, wenn man dies letztere zum Unterschiede (nach der Analogie des Wortes Ketzrecht) ein Aufklärlicht nannte. Das gemeine Leben würde durch

solche nicht eben kühne Sprachhandhabung ungemein an Deutlichkeit seiner Vorstellungen gewinnen. Man könnte sich auf diese Weise sogar mit ganz untergeordneten Erscheinungen in eine kurzweilige Polemik setzen; läse man z. B. in den Hallischen Jahrbüchern an ziemlich allen Stellen, wo das Wort Aufklärung vorkommt, nun das Wort Aufklärlicht, so könnte man ihnen fast Alles, was sie diesem Aufklärlicht nachrühmen, auf der Stelle einräumen. Läse man in den Schriften der Hegelingen an allen Stellen, wo das Wort Gott vorkommt: Gedankengöthe, so könnte man zugestehen, daß sie recht hätten; während man jetzt in der wunderlichen Stellung ist, daß, wenn sie überall einräumen, mit dem Alten der Zeiten, mit dem Jehovah Israels hätten sie nichts zu thun, aber wer ihnen Gottesläugnung vorwerfe, thue ihnen Unrecht, man sie verblüfft ansehen muß, wie etwa Jener verblüfft aussah, der zuerst das Wort *lana caprina* hörte. Einen Gedankengöthe haben sie, das hat man ihnen nicht nur nicht abgestritten, sondern vorgeworfen; deswegen brauchten sie sich gar nicht zu vertheidigen. Bei diesem, allein der Sache genugthuenden Verfahren, Sekten, welche ihre schlechten Interessen und Doktrinen unter den den Gläubigen heiligen Benennungen einzuschwärzen und so minder achtsame Gemüther zu verführen suchen, sofort mit einem besonderen Namen abzugzeichnen, haben wir das Beispiel der Kirche in den ersten Jahrhunderten für uns, welche, wo sich unter dem Christennamen eine heidnisch-philosophische oder andere Ketzerei einzuschleichen suchte, sofort sie von dem Christennamen ausfonderte und ihr statt Christi Namen, auf den sie kein Recht hatte, den Namen gab des Mannes, der der Vater der Ketzerei war, oder ihr hauptsächlichster Vertreter; so sind Sabellianer und Pelagianer, Donatisten und Priscillianisten, und viele andere Namen noch, entstanden als Gränzpfähle, welche bezeichneten, wo das Gebiet Christi aufhörte und das der Ketzerei anging. Man hat sich damals wohl zu hüten gewußt vor dem Fregattenaufzwingen, welches sich auf das breite, unklare Meinen der Menge stützt.

Während der lehtverfloffenen Jahre, welche so mancherlei Prüfungen gebracht haben, haben wir auch eine Teufelsnacht nach der anderen am Horizont aufblinken und herankommen sehen, um unter speciosem Fregattennamen im Hafen vor Anker zu gehen und sich ruhig in ihrem Unwesen zu etabliren. Glücklicher Weise ist der wahre Name und Charakter des Schiffleins nie, wenigstens nie lange verborgen geblieben. Die Aufklärlinge haben für ihr Aufklärlicht alles mögliche gethan, und nun zuletzt eben haben sie gegen ihr eigenes früheres Aushängeschild scheinbar zu wüthen angefangen. Zeither nämlich war das dritte Wort dieser Aufklär- und Hegelingen immer: „der Fortschritt,“ „die Bewegung“ — für die Bewegung war die Jugend, waren die Weiber, und was bedurfte Herr Armhanns mehr? Er schien zufrieden mit solchen priesterlichen Chören beim Dienst seines Gedankengöthens. Indessen scheinen andere priesterliche Seelen bemerkt zu haben, daß die Jugend und die Weiber, welche Priester Armhanns commandirte, doch eine sehr schlechte Hülfe seyen, und daß man, wenn man weiter nichts hätte, nicht

eben weit kommen möchte. Ward also am Spiegel der Nacht das alte Symbol „Fortschritt, Bewegung“ getilgt, und eine neue Büste geschnitten, mit dem Namen darunter: „Friedrich II.“ Gasthöfe, Dampfwagen, Dampfschiffe und Segelschiffe haben einmal das Gewohnheitsrecht, sich nach hohen Potentaten nennen zu dürfen; auch nimmt man es dabei nicht so genau, was hinter dem Schilde für Waare geführt wird; die beherbergten Gäste können fahrende Weiber, die geladene Waare kann Opium nach China seyn, was kümmert das den Namen der Prinzessin Charlotte! aber offenbar deutete doch dieses neue litterarische Aufhängeschild auf Rückschritt; der große Mann, der den Namen im Leben geführt, ist nummehr über vier und funfzig Jahre todt, und die Aufklärerlinge am wenigsten werden der Meinung seyn, daß die Welt diese vier und funfzig Jahre über still gestanden habe. Von dem Jahre 1786 kann man im Grunde die ersten Bewegungen der Französischen Revolution datiren, und auch wenn Karl Friedrich Röpken es nicht in seiner von uns von ganzen Herzen als tüchtig anerkannten litterarischen Einleitung in die nordische Mythologie hätte drucken lassen, wir wüßten's auch sonst ungefähr, daß „seit dem Untergange der Römischen Weltherrschaft die sittliche Verderbniß und geistige Verpestung nie wieder zu solcher Höhe gestiegen ist, als am Vorabende der Revolution.“ Friedrich's II. Ruhm wurzelt nun allerdings darin, daß er in einer solchen nichtswürdigen Zeit Deutschlands Ehre nicht ganz hat sinken lassen; daß er trotz aller schlechten Doktrinen der Zeit, denen er selbst zum Theil nachgegeben hat (welcher Herrscher vermöchte sich ganz vor geistig-atmosphärischen Einflüssen zu bewahren, das kann nur ein reclusus); doch weder im politischen noch im kirchlichen Sinne der Revolution, die ihm doktrinell so vielfach nahe trat, im Leben die Hand gereicht und so in dem treubewahrten Königthum und in der in ihrem äußeren Bestand erhaltenen Kirchenverfassung in seinen Ländern den Nachkommen die Möglichkeit vertheidigt und gewährt hat, die sittliche Verderbniß und geistige Verpestung, die damals wie jetzt von Frankreich hauptsächlich ausging, später wieder möglichst zu verschonen und ein neues Leben anzufangen; daß er die *columna Germaniae* gewesen. Allein, wie gehört das alles zu unserer Zeit? Deutschland ist seit dem ersten Zuge der Cimbern und Teutonen bis auf den heutigen Tag nie geistig und materiell mächtiger gewesen, als eben am heutigen Tage. Das alte Sprüchwort: „Gott verläßt seine guten Deutschen nicht,“ hat nie eine glänzendere Bewährung gefunden als in unserer Zeit. Sittliche Verderbniß und geistige Verpestung sind zwar auch noch da, und erzeugen sich täglich von neuem, wie es der Fall war seit dem Sündenfall; aber daß es wie in der Zeit vor der Französischen Revolution die scheinbar dominirenden Weltmächte seyen, wird Niemand behaupten. Nach den Angriffswaffen richten sich aber überall die Schutzswaffen; wer das Böse bekämpfen will, tritt unwillkürlich selbst auf ein Stück des Terräns des Bösen — noch „Niemand ist ungestraft unter Palmen gewandelt“ und so ist auch des großen Königs Gestalt eine solche, die ganz seiner

Zeit angehört, nur aus ihr zu erklären und zu begreifen ist — eine Gestalt, die wenn sie jetzt ähnliches Ruhmvolles, Preiswürdiges vollbringen wollte, eine ganz andere geistige und sittliche Ausrüstung tragen müßte; fortgeschritten, bewegt seyn müßte. Wenn also dieselben Leute, die vor Kurzem am Spiegel ihrer Nachten „den Fortschritt“ und „die Bewegung“ als symbolische Wassergottheiten in buntem Schnitzwerk führten, nun Friedrich's II. Büste da aufsetzen, so symbolisiren sie offenbar damit einen Rückschritt. Wie in aller Welt ist das zu erklären, wenn nicht wieder der *lana caprina* im Spiele ist? Auf jeden Fall zeigt uns schon dies Symbol, daß die werthen Gesellen es weder mit dem Fortschritt noch mit dem Rückschritt ehelich meinen, sondern daß das nur die verschiedenen Winde sind, mit denen sie zu ganz anderem Ziele bald so, bald so vorwärts zu kommen suchen. Forschen wir doch nach diesem Ziele ein wenig näher!

Es wird in Norddeutschland eine Anekdote erzählt von einem guten Ungar, der so viel von den schönen Gegenden in der Schweiz und am Rheine gehört, daß er endlich die Reise dahin unternommen. Zurückgekehrt, sprach er mit Entrüstung von der Täuschung, die ihn verleitet — an den gerühmtesten Stellen habe er immer nur rechts Gebirg und links Gebirg, hinter sich Wald und vor sich *Præcipice* gefunden — dagegen sey er auf der Rückreise durch Westphalen gekommen, da seyen schöne Gegenden; an manchen Stellen, wo er nur hingeschaut habe, sey weder Berg, noch *Præcipice*, nicht einmal ein Baum gewesen, vielmehr „nir als Gögönd.“ So konnten auch die Aufklärerlinge an dem Vorabend der Französischen Revolution, wo sittliche Verderbniß und geistige Verpestung in höchster Vollkommenheit blüheten, rühmen, daß sie nichts mehr erblickten als Gögönd in ihrem Sinne: „nir als Aufklärer.“ — Die schöne Zeit ist für sie leider vorbei; sie müssen wieder, mit schwerstem Affen voll weitgehender Absichten auf dem Rücken, sich herumdrücken; Berge steigen; und stehen immer wieder, wenn sie zu einem Ziele zu gelangen wäñnen, vor einem *Præcipice*, welches sie von dem Punkte der Sehnsucht trennt. Wie prächtig wäre es da, wenn man wie in Tief's verkehrter Welt, das Stück zurückschrauben könnte bis zu dem Punkte, wo „nir als Aufklärer war,“ und rufen könnte wie der Mönch, der sich verzählt hatte: „vom Frischen!“ An jenem Vorabend der Revolution wäñnten sie dem Ziele so nahe zu seyn; noch nie hatte es den Menschen so leicht geschienen, sich ohne den Alken der Zeiten einen Himmel auf Erden zu zimmern, und siehe! die Französische Revolution ward zum *Præcipice*, und in ihrer Folge entwickelten sich von Burke an immer mächtiger neue, gesunde Doktrinen vom Staate, und an die Schrecken des *peuple-dieu* und des *être suprême* und an Bonaparte's Kriege, die alle Nachbarvölker mit sittlicher Vernichtung bedrohten, knüpfte sich ein neues Erwachen der Völker zu dem alten Herrn des Himmels, so daß nun wieder die kahle Gögönd des Aufklärerthums sich überall verflüppelt und verflüftet hat, und der Affe voll Absichten dem Aufklärerthums sehr sauer zu schleppen wird. Vor die Französische Revolution also, in Friedrich's II. Zeit, — das ist

die Lösung und bei dieser Lösung ist vortrefflich zu statten gekommen, daß man in diesem gegenwärtigen Jahre 1840 des Heiles das hundertjährige Gedächtnißfest des großen Mannes gefeiert hat, der eine *columna Germaniae* war, und den Vorden bereitet hat, auf dem noch in Tausenden von Kirchen der Alte der Zeiten angebetet wird, wenn er auch selbst für die Wege und Worte dieses Herrn keinen klaren Blick hatte, sondern durch die trübe Atmosphäre, die seiner Zeit Europa überzogen hatte, sich die Augen verdunkeln ließ; seiner Zeit, d. h. zu der Zeit, wo seit dem Untergange der Römischen Welt-herrschaft die sittliche Verderbnis und geistige Verpestung wieder den höchsten Grad erreicht hatte, wie Herr Karl Friedrich Köppen sehr schön und sachgemäß ausgesprochen hat.

Und, o Wunder! unter den Lobrednern dieser Zeit erblicken wir nun Herrn Karl Friedrich Köppen selbst. Er hat eine Jubelschrift herausgegeben unter dem Titel: „Friedrich der Große und seine Widersacher“ — eine Jubelschrift von solchem Ton und Inhalt, daß, wie neulich von einem Anderen an anderer Stelle richtig bemerkt ward, vor allen Dingen der wirkliche Friedrich II., wenn er noch lebte, den Lobredner sich verbitten müßte, der sein Andenken herabzieht, während er bemüht ist, die Büste am Spiegel der Aufklärerhyachten zu preisen. O *lana caprina*! Nicht bloß Russische Yachten, nicht bloß des seligen Janßen Buch — auch Königsnamen müssen sich gefallen lassen, daß sie als Ziegenwolke verpönnen werden!

Alles tüchtige Wissen und Streben dient Gott — und wenn ein Heide nach irgend einer Seite hin die Wissenschaft tüchtig vertreten und gefördert hat, so wollen wir's loben und uns in dieser Anerkennung nicht stören lassen durch das Mitleid, was wir nebenher empfinden, daß der arme Mann den Blick für Gottes rechte Herrlichkeit, der er selbst freigeig dient, nicht hat oder verloren hat. So hat es uns auch nicht gestört in der Anerkennung des übrigen tüchtigen Inhaltes der litterarischen Einleitung in die nordische Mythologie, daß der Verfasser die naturgeborene altdeutsche Religion so mächtig in sich hat walten lassen, daß er selbst, obwohl christliche Taufe, und nicht heidnische Wasser und Laub bei seiner Namensgebung gebietet, am Schlusse der einleitenden Worte über auswärtige Quellen zu den heidnischen Göttern betet: „Helfe uns Njordhr und Freyr und der allmächtige As!“ Daß aber ein solches Gebet nicht bloß rhetorische Wendung war, konnten außer anderen Stellen, welche die alten Götter als die geistigen Sterne des Deutschen Lebens preisen; welche die Pfaffen, die das Christenthum gebracht und die Segnungen desselben gespendet haben,

herabsehen; auch der Schluß des Ganzen zeigen, wo es unter Anderem heißt: „Die Zeit ist gekommen, in der die alten Heidengötter nach dem langen Schlafe des Mittelalters wieder erwachen, und in unseren Herzen ihre Auferstehung feiern.“ — Vergleichen mußte als durch lang fortgesetztes Studium auf das altdeutsche Heidenthum bezüglicher Schriften erzeugte Singularität, als eine partielle Verrücktheit, wie sie wohl einmal einen Gelehrten in seinem emsigen Suchen, wenn er alle Wege vorwärts mit dem Strome der Zeit aus den Augen verliert und nur den nach der Quelle verfolgt, beschleicht, betrachtet werden, und konnte Ref. wohl abhalten, öffentlich von dem übrigens tüchtigen Buche zu reden, weil er da den Verf. über die erwähnten Verkehrtheiten hätte zur Rede stellen müssen, von denen er hoffen durfte, daß sie in Kurzem von selbst, wie Traumbilder vor den Augen des Erwachenden, vor dem Verf. versinken würden — aber gestört hat es ihn, wie er nochmals wiederholt, nicht in der Freude an dem übrigens werthvollen Buche. — Nun ist aber eingetroffen, was das alte Wort sagt: „aus Sünde folgt Sünde.“ — Herr Köppen hatte gegen das erste Gebot gesündigt: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir,“ und so scheint er denn allgemach jener ganzen heidnischen und gottlosen Weltbetrachtung verfallen, welche die Hegelinge als Wissenschaft bezeichnen, welche aber in der That eine Wissenschaft ist — er ist ein völlig unfreier Mensch geworden, ein Wissens-Gästling, der nun mit den Winden des Fortschrittes und Rückschrittes dem fahlen, schalen Aufklärerlicht zufährt — der allmächtige As, der alte Wuotan, hat ihn im wüthigen Sturme seiner wilden Jagd ergriffen, als er zu ihm betete — und wenn der Sturm ihn wieder fallen läßt, wird er die faulende Hirscheule mit ihrem Verwesungsgeruch schwer wieder von der Schwelle seiner Thüre loswerden; das Angebenken, was der Haxelberg den Seinen zum Lohne läßt.

Herr Köppen beginnt seine Jubelschrift mit der Bemerkung, nun sey die Götterdämmerung gekommen, der Kampf sey vor der Thüre. Für wen er zu kämpfen sich entschlossen habe, ergibt sich recht schön, wenn wir die Schlagworte der ersten Seiten ein wenig zusammenstellen: „die ehrlichen Nationalisten“ — „unsere Dickköpfe in Christo“ — „Leinweberpietismus“ — „brutal-evangelische Orthodorie“ — „Kröten des Sumpfes die Indifferentisten“ — wir „dreihundert Spartaner“ — „Wo aber ist ein Geist, den die ganze Pfaffen- und Lügenbrut mehr fürchtete als Friedrich's Riesengeist, ihn den tapferen St. Georg, den Lindwurmstödter, ihn, dessen hundert-jähriges Reich naht?“ —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 21. Oktober.

N^o 85.

Lana caprina.

(Schluß.)

Da haben wir also die Büste auf der Nacht — denn vor dieser allein tragen die Gegner, die der Wissens-Häufing anbellt, einige Scheu; vor dem großen Könige selbst nicht die mindeste Furcht, denn hätte er bisher und mit frischer Manneskraft gelebt, und erlebt, was sie erlebt haben, er wäre vielleicht ihr Führer, und die Zeit würde ihn, der Augen hatte zu sehen, zu einem (wenn das unwürdige Wort wiederholt werden darf) Dickkopfe in Christo gemacht haben, und mit Verachtung würde er sich von der Schaar der Aufklärer und ihrem Gedankengögen abwenden, die ja nur wenn sie webeln von Königen reden, und wo sie sich sans gêne aussprechen, den König „die historische Person“ nennen, wie weiland Ehren-Péthion und Conforten ihn den „erblichen Repräsentanten“ nannten. Nun weble weiter um Deine Königsbüste edler, wuotanischer! wofür Du bei Zurechtshaltung derselben ein Auge hast, und wofür nicht, wissen wir gründlich durch die Versicherung, daß Napoleon's Kopf eigentlich auf der Nacht besser placirt sey, als Friedrich's II. — und daß dies eigentlich nur deshalb nicht urgirt werden dürfe, weil Napoleon seine Größe errungen als ein Knecht des Schicksals, nicht als ein freier Diener der Idee, weil er ein willenloses Werkzeug in der Hand des Weltgeistes gewesen und das Ideale gehaßt. — Wir denken, der Wissens-Haft hat einer der beiden verglichenen so wenig Weibrauch gestreut, als der andere, und was die Wissens-Häufing jetzt Philosophie nennen, würden wohl beide gleich weit als Gallimathias, als déluge de paroles, von sich gestoßen haben, wenn auch der eine der Philosoph auf dem Throne genannt wird; hat er doch nicht einmal Wolf's Metaphysik auf die Dauer ertragen; wie würde er nicht erst von dieser s. g. Philosophie geredet haben, da er schon von dem geschmeidigen Diderot sagte: il y (nämlich in Diderot's Büchern) règne un ton suffisant et une arrogance, qui revolte l'instinct de ma liberté; wie das alles Herr Köppen besser weiß als Ref. Wir wollen überhaupt die ganze vorliegende Schrift, so weit sie Lobhudelei enthält, nicht weiter in Frage ziehen; nur das wollen wir bemerken, daß hier das regierende Festen jener Zeit, wo seit Untergang des Römischen Weltreiches sittliche Verderbniß und geistige Verpestung den höchsten Grad erreicht hatten, daß die Aufklärung gepriesen wird als das, was Friedrich's Geiste die rechte Weihe ertheilt, ihn zum großen, zum einzigen gemacht habe — und in der That beschreibt Herr Köppen seine Büste auf der Nacht so, daß man in ihr nichts sieht als einen verwilderten Gott des Aufklärungs; Ulrich v. Hutten's Büste hätte dieselben Dienste gethan, und es krönt auch der Verf. die

summula laudis durch die Zusammenstellung Friedrich's mit dem adeligen Wildfang.

Nun fällt nach dem Schlusse der Summula der Anbeter des großen Als über die Kirche her, als habe er in ihr: Hackenberg! Hackenberg! schreien hören. Wir wollen den Schimpfzübel vor unseren Lesern nicht zum zweitenmale ausgießen — der ganze Ausbruch trägt so das Gepräge persönlichen Hasses, daß wir annehmen müssen, es habe vielleicht früher einmal ein Geistlicher dem eiteln Knaben, von diesem letzteren mißverständene Vorstellungen über seinen Wuotansdienst gemacht, und aus dieser Ecke oder aus irgend einer ähnlichen blase der Wind. Daß wer so über die Kirche und ihre Diener herfallen kann, wie hier geschehen, ein gefangener Mensch, ein Häufing ist, und daß ein solcher auch für andere historische Erscheinungen keine Augen mehr haben könne, brauchen wir nicht zu sagen. Ja! indem beide Bücher des Verf., das früher erwähnte und dies, so neben einander vor Ref. liegen, erfäßt diesen ein innigstes Mitleid; einem Geiste, der edlere Anlagen gezeigt, so unter den dreihundert Spartanern des Aufklärungs in's Gemeine überseht wieder zu begegnen!

Auch interessirt uns nun an dem ganzen Buche nichts mehr, als was Auskunft gibt über die Absichten und Ausichten der dreihundert Spartaner — denn was außerdem nebenbei dem großen Volke der Gebildeten, die eigentlich die vierschrotige Masse der indifferenten Kröten im Sumpfe genannt werden, in den Mund gestrichen wird, damit ein jedes Glied dieser Masse sich im Stillen ermanne, und an einem schönen Morgen mit seiner vierschrotigen Statur im Lager bei den Dreihundert einrücke, können wir, als zu spasshafter Natur, hier ganz bei Seite lassen. Nur einen Satz noch, und zwar einen, den Herr Köppen seinen Gegnern, den Gegnern seiner Büste, in den Mund legt, wollen wir vorher noch anführen, um ihn als auch von uns unterschrieben zu bezeichnen; er legt S. 26. diesen Gegnern in den Mund: „Unterrichten sie die Jugend in der Geschichte, so heißt es: Friedrich war ein großer Mann, ein gewaltiger Krieger, ein guter Flötenspieler u. s. w., aber was hilft das Alles? Es fehlte ihm am Besten — nicht etwa an Verstand oder Geld — an Glauben.“ Ja wohl! so müssen und werden wir sagen, so lange wir seine Auferstehung als ein Zeugniß seines Selenlebens ansehen, und im innigsten Mitgefühl werden wir es sagen, im Mitgefühl mit dem Unglück einer großen, einer von Natur herrlichen Seele, die in Geistes einsamkeit, zuletzt in grämlichem Wesen (Melancholie und Überdruß nennt's Herr Köppen) sich quälte, weil sie kein inniges Verhältniß zu Christus, zum Herrn zu finden vermocht hatte, der sie mit sich und mit allen, die in ihm sind, veröhnt, und ihre einsamen Tage zu Tagen des höchsten Glückes gemacht haben würde. Wie

wenig die Religion des Aufklärungs über Leiden und Leiden-
schaften zu erheben, wie wenig Trost sie zuletzt zu geben ver-
mag, wird uns Herr Köppen am besten selbst sagen können,
falls er einmal seinem Ende entgegen gehen sollte, ehe er sich
von den Dreihundert getrennt hat; bis dahin und weiter geben
wir ihm alles zu, was er zum Ruhm der Aufklärung sagt,
wenn er uns erlaubt, an den meisten Stellen Aufklärung für
Aufklärung zu lesen.

Nun also zu den Ansichten und Absichten. S. 38. wird
Friedrich gepriesen, daß er sich von dem scholastisch-theologi-
schen Wust ab, und zu dem Bleibenden im Christenthum
gewendet. Dies ist zwar erst über fünfzig Jahr nach seinem
Tode vom Dr. Strauß gefunden worden, aber wir wissen doch
nun, auf welchen Gott die Büste gelaucht ist. Näher bestimmt
wird der Büste Bleibendes im Christenthum so, daß es Epiku-
rismus, Stoicismus und Skepsis zugleich, zusammengehalten
von der christlichen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, ge-
wesen sey. — Da wird vielleicht sogar mancher Wissens-Häft-
ling, ungeachtet diese Leute sonst Alles zu vermitteln wissen,
ausrufen: ein schönes Ragout! Wer sich an diesem Ragout
satt gegessen hat, verachtet natürlich die Priester als Heuchler
und Dummköpfe. So thun auch die dreihundert Spartaner.
Hier aber müssen wir auf das Strengste des wirklichen Frie-
drich Theorie (welche freilich die Nahrungsstoffe aller Art aus
der umgebenden Atmosphäre seiner Zeit nahm), und seine Hand-
lungsweise als König (in der sich ohne Zweifel seine eigene,
beste Überzeugung ausdrückte) aus einander halten; er hat nie
positiv die Kirche der seiner Regierung von Gott anvertrauten
Lande zerstört, oder ihre Zerstörung gewünscht; er hat inmer
nur gegen Auswüchse der christlichen Lehre und Kircheneinrich-
tung zu arbeiten geglaubt, und das Ursprüngliche, Evangelische
des Christenthums in Ehren zu halten gesucht, wenn er auch
durch die trübe Atmosphäre seiner Zeit geblendet, das Meiste
für Auswuchs hielt, was dem innersten Kerne des Christenthums
verwachsen ist. Für seine Seele fand er keinen Platz in der
Kirche, aber Hand an sie gelegt hat er trotz dem nicht, und
also höchstens eine geistige Verlegenheit vis à vis der kirchlichen
Erscheinungen; eine Verlegenheit, die sich mit weltlichen Kraft-
sentenzen über sich selbst zu erheben suchte, aber durchaus nicht
Verachtung, wirkliche, innere Verachtung gegen die Kirche kön-
nen wir zugestehen, welche letztere Herr Köppen für seine Büste,
für seine Dreihundert in Anspruch nimmt. Das Glaubensbe-
kenntniß der Dreihundert wird S. 76. in einem kurzen Resultat
zusammengezogen: „Wahrlich! nicht dadurch unterscheiden wir
uns von den Katholiken, daß wir bloß gegen den Papst und
die Heiligen, gegen die guten Werke und die Ehrenbeichte pro-
testiren, sondern daß wir protestiren gegen alle und jede
Satzung, gegen jede Autorität, jede Bevormundung,
kurz! gegen alles Pupillarishe, insofern es den freien Gebrauch
der Vernunft (lana caprina für: des sich selbstselbst entwickeln-
den Bewusstseyns der Gottmenschheit des Gedankengötzens) auf-
hebt, oder doch aufheben möchte.“ — Der Pantheismus des
étre suprême wird auf den folgenden Seiten unumwunden ge-
predigt. Die Dogmen werden für poetische und rhetori-

sche Figuren, in welche sich die Bestimmungen des Gedan-
kens einfleiden, erklärt; für Auserlichkeiten, Bilder, Me-
taphern. Sogar zu solchem Unsinn erhebt sich unser Redner
der Dreihundert, daß er die Dogmen für veränderlich erklärt,
während die Sittenlehre dauernd, ewig und unvergänglich sey! —
Wenn das ursprüngliche Material der hier auf Friedrich's II.
Namen belaudeten Doktrin etwas Anderes ist, als der nichts-
würdige Independentismus, wie er in der Englischen Rebellion
und zu Robespierre's Zeiten zum Vorschein gekommen ist,
so wollen wir alle Quellen für die Geschichte der erwähnten
Zeiten in den Ofen werfen, denn sie haben dann alle vergessen
das zu berichten, was die Religion der Levellers und des Trium-
virates von der lana caprina des Herrn Karl Friedrich
Köppen unterscheidet!

Schwieriger als zu Darlegung des Glaubensbekenntnisses
der Dreihundert in religiöser Hinsicht ließ sich die Büste be-
nutzen zu Darlegung des politischen Glaubensbekenntnisses, denn
von jeher ist ein großer Unterschied behauptet worden, zu fest
behauptet worden, der sich wahrnehmen lasse zwischen dem poli-
tischen Handeln Friedrich's II., wobei er immer die genaueste
Kenntniß zeigte dessen, was er seiner Krone schuldig war, und
zwischen seinen doktrinelten Äußerungen, in denen er vielfach dem,
was man in seiner Zeit Philosophie nannte, auch nach der
politischen Seite huldigte und sich in ihr befangen zeigte. Zwi-
schen den verschiedenen Gegnern, die bald seine Handlungsweisen,
bald seine Doktrinen erweckt haben, und welche ganz verschiede-
nen Richtungen angehören, weiß sich unser Verf. nur mit raschem,
gewaltsamen Verfahren einen Standpunkt zu nehmen. Er be-
hauptet, nach einigen Schmähungen gegen die Gegner der Doktri-
nen des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich's Leben sey in
dieser Hinsicht ganz aus einem Gusse; ein Unterschied zwi-
schen doktrinelten Äußerungen und Friedrich's wirklicher Re-
gierung habe nie statt gefunden, und auch die schriftlichen Äuße-
rungen seyen aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens in
vollkommenster Harmonie. Nachdem sich Herr Köppen so seine
Bühne erbaut hat, sucht er sich nun aus allerhand Ausdrücken
des Königs das zusammen, was er für seine Dreihundert braucht,
um es durch die Büste symbolisiren zu lassen. Wir hören: Alle
Gewalt der Obrigkeit, der Fürsten und Könige ist
wesentlich eine übertragene, delegirte; zwar dies wird
zugegeben, weil es doch nachgrade zu absurd wäre, die alten
Einwendungen, die längst abgenutzten Waffen wieder hervorzu-
suchen, — dies wird zugegeben, daß es ein Irrthum sey, den
Staat durch einen Pakt entstehen zu lassen; also daß der Staat
etwas Naturwüchsiges sey, wird eingeräumt, aber zugleich be-
hauptet, der Staat habe sich eilends dieser schlechten Natürlich-
keit zu entäußern gehabt, und dadurch eben sey er doch ein Pakt
geworden, und in ihm alle Gewalt ein übertragenes, ein Men-
schenwerk. Daß der Zweck dieses Menschenwerks das öffent-
liche Wohl, daß seine Quelle die Volkssouveränität sey.
Daß sich die Pflichten des Fürsten nach dem Zwecke dieses Men-
schenwerks ermäßen, und der Fürst der erste Diener des
Staates sey. Der Staat ist wie ein Uhrwerk, der Re-
gent die Feder darin. Der eigentliche Halt des Staates

aber sind die Finanzen u. s. w. Der Verf. verfolgt diese Grundsätze auch in einige Details, die uns hier nichts angehen. Genug für uns, daß Herr Köppen sich aus der Doktrin, die er sich aus verschiedenen Äußerungen des großen Königs zusammengefaßt hat, gerade das als Grundsätze aushebt, was auch der Bewegung der Französischen Revolution, die er die Sonne des neunzehnten Jahrhunderts nennt, als Doktrin anfänglich zu Grunde lag; daß also auch von dieser Seite für uns der Beweis geliefert ist, daß wir uns nicht irren, wenn wir seine Religion mit der Religion berüchtigter Notten früherer Rebellionen zusammenstellten.

Und nun eilen wir zum Schlusse mit der Frage, was soll diese ganze *lana capripia*, die aus Friedrich's II. Namen gesponnen wird? wohinaus will die Notte der geistigen Ripper und Wipper, die das Jubelfest dieses Jahres in Zeitungen und Flugschriften benützt hat, um falsche Münze mit des Königs Bildniß in Cours zu setzen? — Wir aber wissen zu Beantwortung solcher Frage bis jetzt nichts Anderes zu finden, als daß die alten, schlechtesten Richtungen des Aufklärichts mit Friedrich's II. Namen so identifiziert werden sollen, daß Jemand in Zukunft den Vorwurf des Mangels aller Pietät gegen das Andenken des großen Königs, daß Jemand den Vorwurf treuloser Gesinnung gegen Preußen und Preußens Wohl über sich ergehen lassen soll, wenn er diesen schlechtesten Richtungen des Aufklärichts, wenn er der Büste auf der Nacht der Wissenschaften seine Huldigung versagt, und nicht zu ihren religiösen und politischen Lehren schwört, wie man vor nicht allzu langer Zeit in der Schweiz ein Halbgeächteter war, wenn man am Tellenschuße zweifelte. Eine Art heidnischer Landesgott soll aus einem aufklärerisch und hegelingisch zurechtgeschnittenen Friedrich II. gemacht, und Jeder mit Fingern als verrufen bezeichnet werden, der dem Land-Alten seinen Dienst versagt. Solch' Heidenthum fehlte noch! Herr Köppen aber geht mit dem Eide voran, indem er am Schlusse seines Buches ausruft: „Wir aber schwören, in diesem, seinem Geiste (so: wie ihn Köppen im Namen der Dreihundert zurecht gemacht hat) zu leben und zu sterben!“

Wahrhaftig, wir könnten hellauflachen, wenn uns die Verkehrtheit nicht zum innigsten Mitleide bewegte, die Verkehrtheit, in die ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, und ursprünglich gewiß guten Intentionen offenbar nur durch den Knechtsdienst gerathen ist, den er der Sünde seiner schriftstellerischen Eitelkeit darbringt.

H. L.

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande
von J. J. H. in L.

Dritter Brief.

Ich muß fast befürchten, durch die bisherigen Mittheilungen Sie und Ihre Leser ermüdet zu haben. Sind doch die Dinge, die sie enthielten, schon vielfach in Ihrem Blatte besprochen worden. Und doch mußte ich sie nothgedrungen berühren, um

den Übergang zu dem jetzigen Zustande anschaulich zu machen, um sie unter gewisse Gesichtspunkte zu stellen, die mir von Wichtigkeit scheinen zum Verständniß der ganzen Bewegung.

Der außerordentliche Umschwung der Dinge, wovon ich im letzten Briefe gesprochen, war erfolgt durch ein glückliches, providentielles Zusammentreffen günstiger Umstände, und vermöge der Biegsamkeit, Schnellkraft und Bildungsfähigkeit, welche einem jungen, lebhaft aufgeregten Volksleben eignen. Ein auf solcher Grundlage beruhender Zustand trug aber eben deswegen den Keim wenn nicht baldiger Auflösung, so doch der Gegenwirkung und Erschütterung in sich. Denn die so schnell zu solcher Höhe erhobene christliche Bewegung konnte unmöglich den Anforderungen einer so bedeutenden Stellung vollkommen genügen.*) Zudem haben die außerordentlichen, glänzenden Erfolge immer eine Seite, wo der Schein über die Wirklichkeit hinaus reicht. Jene Erfolge mußten um so mehr zu Reaktionen anregen, und diesen auch günstige Resultate versprechen, je mehr sie geeignet waren, die Theilnehmer der christlichen Bewegung ein wenig sicher zu machen, als ob wenig Gefahr mehr für sie da wäre. Mit der Saat des Glaubens reifte auch die des Unglaubens. Die um sich greifende christliche Bewegung entwickelte und verhärtete die Abneigung gegen dieselbe.

Die Reaktion, die in den Klassen der Rechtsgelehrten und Advokaten und weiterhin im Großen Rathe ihren Feuerheerd hat, mußte sich zunächst protestirend verhalten, weil ja nach der oben gegebenen Ausführung alle Zugänge zu wirklichem Eingreifen verschlossen waren. Eine an sich unbedeutende Brochüre verdient hier als Zeichen der Zeit Erwähnung. Im Spätjahre 1838 erschien eine kleine Schrift, betitelt: *Appel à l'attention sur les prétentions de Messieurs les momiers dans le canton de Vaud*. Es wurde darin hervorgehoben, daß die vor zwanzig Jahren so verachtete, so winzige Sekte seitdem sich ausgebreitet, gehoben, vermöge ihrer schlaun intriganten Köpfe überall sich eingenistet, und Akademie, Erziehungsrath, Schullehrer-Seminar, Regierungsrath beherrsche, und bald auch ihre Herrschaft über den Großen Rath ausdehnen werde. Der gute, altersschwache Verfasser gehörte übrigens nicht der neuen Reaktion an, sondern jener älteren des abgetretenen Régime. Wenn er z. B. den alten, größtentheils grundlosen Vorwurf wieder erwärmt, daß die Methodisten die Helvetische Confession, die Fahne der Nationalkirche, verachten und verwerfen, wenn er gleich darauf

*) So merkt man es manchen Predigten an, daß die Prediger in die neueren mit Unglauben gemischten Ideen weniger einzugehen geneigt sind. Sie tragen wohl auch die Doktrin vor, und mehr als in anderen Kantonen geschehen möchte. Aber man sieht, daß sie manche Zweifel nicht kennen, und sich auf den Standpunkt der Bildung, welche der Feuerheerd der Zweifel ist, nicht stellen. Daher beweisen sie in ihren dogmatischen Erörterungen so oft aus Prämissen, die eben für Viele nicht mehr gelten, und die sie doch nicht im mindesten zu verteidigen unternehmen. So scheinen sie oft in die *petitio principii* zu verfallen. Wir wissen wohl, daß diese vom christlichen Prediger nicht ganz vermieden werden könne. Aber es ist doch noch ein anderes Verfahren möglich, was, ohne die Kanzel zum Tummelplatz der Polemik zu machen, mehr auf die Zeitideen einzugehen sich bemüht.

sie tadelt, daß sie vom Teufel, von der Erwählung predigen, so bezeichnet er aufs Deutlichste eine der Seiten der früheren Reaction, die vorgeblich auf die Confession gestützt, noch den Namen der Orthodorie sich zueignend, mit sich selbst im grellsten Widerspruche befangen, grade die Wiederaufrechterhaltung der confessionellen Doktrinen angriff und verpönte. Eben so ist augenscheinlich, daß er Leute zur christlichen Bewegung rechnete, die mit der eigentlich sogenannten, wie sie in den bestimmten ihr eigenthümlichen Formen sich ausprägte, in fast gar keiner Verbindung standen. Allerdings ist etwas an der Sache. Es beweist aber nur, welch einen großen Umfang die Bewegung gewonnen, und daß sie theilweise ihren ursprünglichen Charakter verändert. — Eine andere Äußerung dieser Art war die im Winter 1837 — 38 im Nouvelliste Vaudois mitgetheilte, mit vielen Unterschriften versehene Protestation gegen die in der Stadt seit einiger Zeit herrschende Predigtweise. Es wurde darin gesagt, daß ausschließlich das Dogma gepredigt und die Moral bei Seite gesetzt werde. Aus welchem Geiste diese Protestation zunächst hervorging, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Es gibt eine gewisse Art von Predigten, welche ihre Liebhaber selbst sermons bourgeois nennen. Schon dieser Name ist bezeichnend genug. Solche Predigten, wie sie vor der Erweckung gar zu häufig waren, gaben, obwohl mit äußerlichem Bekenntnisse der Orthodorie begleitet, gewissen in Deutschland wohlbekannten rationalistischen Predigten wenig nach. Es ist damit nicht gesagt, daß sie sich nicht auch etwa derbe Ausfälle erlaubten, und daß diese nicht wohl aufgenommen würden. Nur muß es eine ächte Wassertaufe seyn, weil eine solche bald überstanden ist und weiter keine gefährlichen Spuren noch Wunden zurückläßt. Desto eifriger wies nun mit Protest Alles zurückgewiesen, was im mindesten an die Feuer- und Geistes-taufe erinnert. Wie ich einmal eine Predigt von solchem Schlage zu hören das Vergnügen hatte, nöthigte sie mir doch in gewisser Beziehung billigende, lobende Anerkennung ab. Ich mußte die lebendige Darstellung, den populären Ton, den praktischen Takt des Redners bewundern, so wie die Art, in der er die Zuhörer apostrophirend anfaßte. Solche Predigtweise, sagte ich mir beim Herausgehen aus der Kirche, sollte auf christlichen Boden verpflanzt, wieder aufkommen. Die Predigten trugen — mehr zu der Zeit, da diese Protestation erschien, als gegenwärtig, wenigstens in Lausanne — noch zu sehr das Gepräge der ersten Zeit der Erweckung; sie bewegten sich zu sehr um gewisse Kardinalwahrheiten herum, ohne diese selbst gehörig zu expliciren, zu entfalten, und in ihrer vielseitigen Anwendung auf Geist und Herz und Leben und alle Verhältnisse des Lebens darzustellen. Wir müssen auch gestehen, daß manchmal auf unvorsichtige Weise die Rechtfertigung durch den Glauben gepredigt und gegen die Werke gesprochen wurde. (Denn das bezeichnet den Waadtländischen und überhaupt den Französischen Methodismus, und unterscheidet ihn vom Deutschen Pie-

tismus, daß er die Rechtfertigungslehre in ihrer strengsten Fassung wieder hervorgezogen, und wesentlich auch um deswillen sich im Waadtlande anfangs die Verfolgungen der Nationalkirche zugezogen.) Welche andere Wirkung ließ sich von solcher wirklich einseitigen, und darum öfters unwarhen Auffassung des Christenthums erwarten, als daß grade die dem christlichen Leben und den christlichen Werken Entfremdeten, die Gegner, als die Vertreter der christlichen Moral, des Christenthums im Leben auftraten und die christliche Bewegung freilich im Widerspruche mit anderen gegen sie gemachten Ausstellungen, einer Hinneigung zum Antinomismus beschuldigten? Solche Beschuldigungen wurden denn in jener oben erwähnten Protestation wiederholt. Das Richtige in dieser Sache war gewiß der Entschluß, die so sehr verlangte Moral, nur die wahrhaft christliche Moral zu verkündigen. In der That haben mit jener Protestation die Predigten eine entsprechende Veränderung erlitten.

Ähnlicher Art waren um dieselbe Zeit die Ausfälle des Nouvelliste gegen die Normalschule (Schullehrer-Seminar), die denn bald mit dem vereitelten Angriffe auf dieselbe im Großen Rathe endigten. Auf höchst unanständige Weise und im Geiste wahrer Religionsverachtung wurde damals in mehreren Artikeln vor dem Publikum der Teufel besprochen, den Lehrern an der Normalschule vorgeworfen, daß sie unaufhörlich das Bild des schwarzen Gesellen mit allen seinen mittelalterlichen Attributen den Jünglingen einzuprägen beflissen wären. Es war eine baare Lüge. Die Herren sprachen sich darüber im Nouvelliste selbst auf eine würdige Weise aus, übrigens die Wahrheit festhalten: „kein Versucher, auch kein Versöhner“ (point de tentateur, point de médiateur). Aber auch dieser Vorwurf betraf einige Blößen, welche die christliche Bewegung besonders in der ersten Zeit gezeigt hatte. Man war mit solchen Anführungen damals etwas freigebig gewesen. Manche Dinge wurden durch ein daher entlehntes Schlagwort abgethan. Ein solches über den allerdings höchst mangelhaften Landeskatechismus erregte in den ersten Zeiten der Bewegung vieles Aufsehen, und trug nicht wenig dazu bei, die Erbitterung aufzuregen, und dem Methodismus die Beschuldigung des Hasses gegen die Nationalkirche und der Annahme aufzubürden. Ein verständiger Mann machte hiebei die Bemerkung, daß wenn der Katechismus ein Teufelswerk sey, der Teufel sich dadurch wenigstens nicht als Hexenmeister bewährt habe. Wie weit aber die christliche Bewegung in der Wendung, die sie seither genommen, über dergleichen barsche und bequeme Abfertigungen hinaus sey, beweisen einige der ersten Nummern des diesjährigen Narrateur, *) worin der genannte Katechismus einer tüchtigen Kritik unterworfen wird.

(Schluß folgt.)

*) Eine in Vivis seit 1837 erscheinende Kirchenzeitung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Samstag den 24. Oktober.

N^o 86.

Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung für Schleswig-Holstein. *)

Es ist nicht selten, daß man aus der Ferne und vom Auslande her Nachrichten und Urtheile bekommt, nicht bloß über einzelne Ereignisse, sondern über Zustände überhaupt desjenigen Landes, in dem man lebt, und derjenigen Gemeinschaft, in der man selbst ein wirkendes Mitglied ist. Solche Urtheile sind auf jeden Fall interessant, wenn sie auch die Wahrheit weniger genau treffen, als diejenigen meinen, über welche sie gewissermaßen ausgesprochen werden, und dennoch vielleicht liegt nicht selten mehr Wahrheit darin, als diese meinen, da gewisse Dinge aus der Ferne richtiger beurtheilt werden als aus der Nähe. Es kommt ja nur auf den rechten und scharfen Blick an, um in einer kurzen Zeit mehr aufzufassen, und richtiger zu urtheilen, als Andere, denen diese Beurtheilungsgabe abgeht; und wenn es überhaupt schon schwer ist, ein richtiges Bild der Gegenwart überhaupt zu zeichnen, da ein Maler sich selten selbst zu treffen weiß und jeder nur zu sehr geneigt ist, die Geschichte der Gegenwart als sein eigenes Bild zu betrachten, so tritt der Natur der Sache nach diese Schwierigkeit in demselben Maße stärker hervor, als die Darstellung sich enger beschränkt auf dasjenige Land, oder gar auf den Ort, zu dessen Leben der Beurtheiler selbst Farben und Züge liefert. Sich selbst ganz aus sich selbst herauszuversetzen, und dann ein völlig unparteiisches Urtheil abzugeben, ist eine schwere Aufgabe; auch hier muß man fragen: wer ist sich nichts bewußt, nicht, entweder zu sehr die Licht- oder zu sehr die Schattenseite hervorzuheben, je nachdem die eigenen Bemühungen erfolgreich oder erfolglos gewesen sind. So wurden wir neulich hoch erfreut, als wir in diesen Blättern ein so sehr günstiges Urtheil ausgesprochen fanden über einen Sonntag in Holstein. — Es that unserem Herzen wohl, ein solches Lob zu hören, das sicherlich ein unparteiisches war; denn welche Parteilichkeit konnte hier Grund haben bei dem Manne, der es aussprach, und dem man noch dazu nach anderweitigen

Leistungen in diesem Fache die Befähigung zu urtheilen sicherlich nicht absprechen kann. Allein, je größer eben das Maß der Befähigung ist, desto leichter ist auch wiederum, von einer gewissen Seite angesehen, die Möglichkeit des Irrthums. Woher der Berichtersteller die Schilderung eines Holsteinischen Sonntags genommen hat, ob aus selbsteigener Anschauung, oder ob aus fremder mündlicher Mittheilung; ob ihm eine solche Wahrnehmung nur an einem Sonntage geworden ist, oder ob er längere Zeit ein Beobachter der kirchlichen Feier unseres Ländchens gewesen ist; ob ihm dieses nur theilweise begegnet ist in einer oder anderer Gemeinde, oder ob allgemeiner zu dem allgemein ausgesprochenen Lobe auch das ganze Land sich ihm in diesem Lichte darstellte, das Alles müssen wir als uns unbekannt dahingestellt seyn lassen, tragen jedoch Bedenken, so gutwillig das Lob einzustücken, als ob es uns in dem Umfange wirklich gebührte und zukäme. Ganz falsch gezeichnet ist allerdings jenes Bild nicht, denn es gibt manche Gemeinden und zu gewissen Zeiten auch Sonntage, und namentlich Festtage, wo es einen schönen Anblick gewährt, wenn die Kirchwege belebt sind, wie dann sie festlich geschmückt zu Wagen und zu Fuße hineilen, um die schönen Gottesdienste zu schauen, und zu hören das Wort Gottes. Es gibt bekanntlich in Holstein sehr große Gemeinden, von 8—12,000 Seelen und darüber, und viele Glieder dieser Gemeinden wohnen weit, sehr viele über eine Meile weit vom Kirchorte entfernt, und man kann nicht allein nicht sagen, daß diese sich mehr vom Gottesdienste fern halten, vielmehr gilt auch hier die Erfahrung, daß die der Kirche am nächsten wohnen, sehr häufig der Kirche am fernsten stehen. Viele Kirchen daher haben hier nicht bloß offene Thüren, sondern Viele gehen ein und aus, und namentlich ist es in den letzteren Jahren in dieser Angelegenheit bei uns merklich besser geworden, besser, seitdem das Wort Gottes wieder in seiner Reinheit und Lauterkeit, und mehr in der Kraft und Fülle des heiligen Geistes gepredigt wird; besser, seitdem der Nationalismus im Abzuge begriffen ist, und wiederum Raum geben muß dem Worte, das durch den Mund Gottes gegangen ist. Freilich stirbt ein Feind nicht gerne, ohne sich noch vor seinem Ende zu rächen, und so vernimmt man auch hier nicht selten von Seiten der Nationalisten, und derer die ihnen anhangen aus Grund des Indifferentismus, jenes Geschrei über Pietismus, Mythismus u. s. w. Allein die Sache geht doch ihren Gang, und selbst Nationalisten schämen sich ihrer früheren Unkirchlichkeit und kehren vielfach zurück, wenn auch nur aus dem Grunde, der Welt zu zeigen, daß sie der Kirche Feinde nicht seyn wollen. Wäre es unsere Absicht, wie es denn hier nicht unsere Absicht ist, eine Schilderung zu machen von dem Kampf und Streite

*) Der Herausgeber möchte wünschen, daß der sehr geehrte Herr Verfasser dieser Mittheilungen den Aufsatz: Der Sabbath der Juden und der Sonntag der Christen, in dem Jahrgang 1833 dieser Zeitschrift S. 641 ff. gekannt und berücksichtigt hätte. Vielleicht würden sich dann seine Ansichten in manchen Punkten anders gestaltet haben. Hoffentlich wird die Bestimmtheit und Schärfe, mit der der Verf. auftritt, um so mehr Veranlassung zu einer weiteren Diskussion über den wichtigen Gegenstand geben, welche die in vorliegendem Aufsatze enthaltenen Wahrheiten in ein helleres Licht stellen, zugleich aber das in ihm etwa enthaltene Freige ausschneiden wird.

Anmerk. des Herausgebers.

der Rationalisten für ihre Existenz auf dem Holsteinschen Boden, da ließen sich von mehr als einer Seite interessante Züge finden; allein, wir verlassen diese Sache, und wenden uns zu dem, was unsere Überschrift besagt.

Stünde es wirklich mit der Sonntagsfeier in Holstein und dem damit eng verbundenen Herzogthum Schleswig so gut und herrlich, dann würde das Verlangen nach einer revidirten oder neuen Sabbath's-Verordnung oder wie sie jetzt heißt: Sonn- und Festtags-Verordnung nicht so allgemein seyn, als es doch gewesen ist. Einiger besonderer Verfügungen nicht zu gedenken, so datirt sich die bis dahin geltend gewesene Verordnung vom Jahre 1736. Ohne uns hier einzulassen auf eine Beurtheilung dieser Verordnung und auf ihre Stellung zum Christenthum und zur Zeit, der sie de jure angehörte, bemerken wir nur so viel, daß sie im Leben des Volks nicht mehr vorhanden war. Es wäre zu viel behauptet, wenn man sagen wollte, daß nichts, durchaus gar nichts von dieser Verordnung mehr im wirklichen Leben der Gemeinden sich gefunden habe; denn es sind nicht allein die Bestimmungen einer Sabbath's-Verordnung, welche eine gewisse Ordnung und Feier der Sonn- und Festtage bewirken, sondern diese Ordnung, diese Stille, diese Feierlichkeit, die solchen Tagen an und für sich gebührt, die liegt in dem Christenthume selber, in so weit dieses dem Volke angehört, und auch ohne Sabbath's-Verordnung wird es immer eine Sabbath'sordnung geben, und es läßt sich sogar denken, daß der Geist des Evangeliums sich so tief und allgemein der Gemeinde einprägt, daß es zur Ordnung und Feier dieser Tage gar keiner Verordnung bedarf; denn wenn auch nur die Mehrzahl einer Gemeinde aus wirklich religiös-moralischem Grunde, und um des Herrn willen, den Feiertag heiligt, so werden auch die übrigen Glieder, wenn auch nicht aus diesem Grunde, so doch durch die Macht der Gewohnheit, und durch ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht und Scheu in gleiche Weise des Lebens mit hineingezogen. Sieht man aber auf diejenigen Handlungen, wodurch sich die Nichtbeachtung des Gebotes: du sollst den Feiertag heiligen, manifestirt, und wodurch sowohl im Allgemeinen als im Besonderen kund wird, daß, aus welchen Gründen auch immer, den Tagen des Herrn ihre Würde und ihre Feier nicht gegeben wird, dann muß man behaupten, daß die Verordnung vom Jahre 1736 de facto nicht mehr bestand; denn nicht allein, daß in jeder Gemeinde Contraventionen sonntäglich vorkamen, so wurden diese nicht, wenigstens in sehr seltenen Fällen nur bestraft, und wo diese Bestrafung einmal vorkam, da hatte sie bloß subjektiven Grund, in der religiösen Ansicht dieser oder jener Polizeibehörde, oder des einen oder anderen Geistlichen, der noch den Muth hatte in dieser Sache etwas zu thun. So wie aber ein allgemeines Aufwachen aus dem Schlafe des Unglaubens geschah, so stellte sich auch das Verlangen nach einer revidirten Sabbath's-Verordnung immer lebhafter heraus in unserem Lande; allein man würde sich doch sehr täuschen, wenn man meinte, daß dieses Verlangen bei Allen einen und denselben Grund gehabt habe, vielmehr war dieser Grund so verschieden, daß sich leicht befürchten ließ, es würde die Revision und ihr Resultat nachtheiligere Folgen haben

für die Kirche, als diejenigen meinten, die aus einer neuen Sonn- und Festtags-Verordnung sich ein schöneres Leben für die Kirche versprachen. Es war nämlich eine Partei, und diese war bei weitem die kleinere, welche das Wesen einer Sabbath's-Verordnung richtig beurtheilte aus dem Wesen des Christenthums selber; diese Partei wollte weniger eine Revision des Gesetzes von 1736, in der richtigen Überzeugung, daß darin das Grundgesetz der Kirche: du sollst den Feiertag heiligen, sich im Ganzen richtig ausdrücke, sondern sie wollte vielmehr eine Revision der Controlle und der Strafbestimmungen in diesem Gesetze, damit durch anderweitige Bestimmungen und Anordnungen der Gelobung des Gesetzes Kraft und Nachdruck gegeben werde. Dieser gegenüber stand aber eine zahlreichere Partei, welche die vorhandene Verordnung aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachtete. Die Controlle fürchtete diese nicht, und nicht die Strafbestimmungen, denn jene wurde wirklich nicht geführt, und Strafen wurden nicht verhängt gegen Übertreter; allein sie hatten der Sache eine gewisse moralische Seite abgewonnen, nach welcher sie sich doch im Unrecht fühlten, wenn eine Verordnung bestünde, deren Bestimmungen sie nicht nachlebten; sie wollten daher viele der einzelnen Bestimmungen aufgehoben, sie wollten nach dem Sprachgebrauche der Zeit eine größere Freiheit haben, in der Überzeugung, man trete der Würde des Tages selber nicht entgegen, wenn nur die Sabbath's-Verordnung nichts verbiete, gleich als ob es keine Sünde gebe, wenn es nur kein Gesetz gebe.

Bevor wir nun an die eigentliche Beurtheilung unserer neuen Sonn- und Festtags-Verordnung gehen, erachten wir es für erforderlich, einige allgemeine Ansichten über Wesen und Stellung einer solchen Verordnung auszusprechen, und da begegnet uns zuerst der Gedanke: ob eine solche Verordnung überhaupt nothwendig ist, oder ob die Ansicht derer Grund hat, welche behaupten: daß die Würde und die Feier der Sonn- und Festtage ihre alleinige Wurzel habe im Wesen und in der Kraft des evangelischen Glaubens, und daß dem zu Folge eine jede Sabbath's-Verordnung, die als menschliches Werk, als menschliche Bestimmung allein auf dem Grunde eines bürgerlichen Rechtszustandes stehe und stehen könne, schon aus dem Grunde mit dem Christenthume selber sich im Widerspruch befinde. Es läßt sich nicht läugnen, daß in dieser Behauptung viel Wahrheit liegt; ja es muß unbedenklich zugegeben werden, daß die wahre, christliche und vor dem Herrn geltende Feier der Sonn- und Festtage ihre alleinige Wurzel habe im Wesen und in der Macht des evangelischen Glaubens, und daß wer den Feiertag heiligt aus dem Grunde einer polizeilichen Ordnung, und an den besagten Tagen nichts vornimmt in der Absicht, um nicht mit Geldbuße oder einer anderweitigen bürgerlichen Strafe belegt zu werden, daß der wirklich im Geiste und in der Wahrheit den Feiertag nicht heiligt. Also, und der Schluß ist leicht gemacht, also nütze die Sabbath's-Verordnung doch nichts, ja sie schade sogar, indem sie Veranlassung werde zu einer großen Selbsttäuschung in denen, die bloß um ihretwegen den Feiertag heiligten, als hätten sie es um des Herrn wegen gethan, oder

sie leiste der Scheinheiligkeit Vorschub, indem man bloß aus Furcht vor gewissen Außerlichkeiten sich das Ansehen gebe eines wahrhaft heiligen Sinnes, der doch im Herzen nicht wohne; ja es sey am Ende eine Zwangsmaßregel auf dem Gebiete der christlichen Freiheit. Wie sehr wir nun auch überzeugt sind, daß da, wo das Christenthum seine Wurzel hat, daß es da auch seine Frucht habe, oder daß wer Gott liebet, auch seine Gebote hält, welches sich, wenn es also wäre, am klarsten dadurch bestätigen würde, daß in solchem Falle eine sogenannte Sabbath's-Verordnung auch gar nicht würde vorhanden seyn, und daß auch diejenigen, welche zu einem solchen Leben auferstanden und geheiligt worden sind, den Tag des Herrn heilig halten, nicht weil ihnen eine Sabbath's-Verordnung vorliegt, oder weil ihnen im Übertretungsfalle eine Bestrafung bevorsteht, sondern weil es ihre liebste Speise ist zu thun den Willen des Vaters im Himmel; so müssen wir dennoch zu der entgegengesetzten Ansicht uns bekennen, weil nämlich einmal das ideale Leben des Christenthums nicht etwas wirklich Vorhandenes, und wir sagen nicht zu viel, denn wer ist sich nichts bewußt, in keinem Menschen etwas wirklich Vollendetes ist, sondern etwas Werden-des. Wird sich's, ob sich's wird, ist eine andere Frage, aber wird sich's noch einmal herausstellen, daß alle Glieder der großen Gemeinschaft Christi in dieser Zeitlichkeit vollendet sind in dem vollkommenen Gesetz der Freiheit, dann wird man auch der Sonn- und Festtags-Verordnungen nicht mehr bedürfen, so gewiß als alles Gerüste zerbrochen wird, wenn der Bau der Häuser vollendet ist. — Sodann irren die Freunde jener Ansicht darin, daß sie die Heiligung der Sonn- und Festtage, und somit auch die Verordnungen, welche darauf Bezug haben, wir möchten uns so ausdrücken, daß sie diese Sache sich zu isolirt denken, und daß daher, wenn es damit seine Nichtigkeit hätte, die Anwendung auf andere Zweige des christlichen Lebens müßte gemacht werden. Es ist falsch, wenn man solche Beurtheilungen ausschließlich unter den Gesichtspunkt der Spekulation stellt, sie gehören vielmehr dem Leben an, und so wie eine jede Verordnung, so greift vornehmlich eine Sonn- und Festtags-Verordnung so sehr in das Gesamtleben des Menschen und der menschlichen Gesellschaft hinein, daß man bei einer richtigen Beurtheilung sie durchaus sich nicht als allein für sich bestehend und nur einem Zwecke dienend sich denken muß, sondern sie steht wie mit der ganzen Lebensrichtung des Menschen in Verbindung, so auch in Beziehung zu allem übrigen, was ein Lob und eine Tugend durch gesetzhafte Bestimmungen gefördert werden soll. Wir möchten sonst fragen, warum die bürgerliche Gesetzgebung sich auch befaßt mit Verordnungen über und wider den Diebstahl, da doch auch muß zugegeben werden, daß die wahre Erfüllung dieses Gebotes auch nur ihre Wurzel habe in dem Wesen und in der Kraft des religiösen Glaubens, und daß die bürgerliche Gesetzgebung nichts weiter thun kann, als die Handlung verbieten, während sie den Geist der Habsucht, der Untreue, woraus der Diebstahl hervorgeht, im Herzen selber muß sitzen lassen; und ist es denn nicht ausgemacht, daß eine Sabbath's-Verordnung, freilich nicht wenn sie nur auf dem

Papiere steht, sondern wenn sie ein- und übergegangen ist in das wirkliche Leben, daß sie mehrere Diebstähle verhindert als alle Strafgesetze über den Diebstahl? So sehr greifen die einzelnen Gesetze, Gebote und Verbote in einander ein, und verhalten sich zu einander wie die verschiedenartigsten Materialien, die zum Aufbau eines Hauses gebraucht werden, die unter einander und in einander zusammengefügt, sich gegenseitig tragen und befestigen; und wenn denn nun alles zuletzt ankommt im Leben auf die wahre innere Heiligkeit, als den Kern aller guten Frucht, so wird eine Sabbath's-Verordnung nicht allein nicht die letzte, sondern die erste Stellung einnehmen müssen in der bürgerlichen Gesetzgebung, weil sie ihre direkte und unmittelbare Beziehung auf die Heiligung des Lebens hat. Es ist thöricht zu behaupten: wenn eine Sabbath's-Verordnung nicht Alles bewirken kann, so ist sie überflüssig; wer wird denselben Schluß auch nur in anderen Dingen gelten lassen? sie steht auf ihrem Gebiete und leistet das, was sie leisten kann, und wenn sie auch mit ihrer Macht und Gewalt nur das Äußerliche des Lebens erfasst, so wird man doch zugeben müssen, daß eben dieses Äußerliche in so inniger und genauer Verbindung mit dem Inneren steht, daß eine Rückwirkung auf dasselbe nicht zu denken unmöglich ist. Und wollte man die Einwendung geltend machen, daß sie der Scheinheiligkeit den Weg bahne, indem bei ihrer strengen Beobachtung nicht allein der Einzelne, sondern vielleicht eine ganze Gemeinde als ein übertünchtes Grab erscheine, das inwendig voller Unreinigkeit ist, so behaupten wir, daß dieses bei einer ganzen Gemeinde nimmer der Fall seyn könne, da eine Gemeinde der Unheiligen nicht besteht und nirgends bestehen kann, und daß, wenn die Einzelnen vor dem Sabbath'sgesetze als Scheinheilige erscheinen, dieses nur der Fall seyn könne, wenn sie wirklich Scheinheilige sind, und daß auch in diesem Falle schon die Sabbath's-Verordnung eine notwendige Bedingung der Heiligung sey, weil ohne Gesetz keine Erkenntniß der Sünde ist. Und was endlich noch die Behauptung anbelangt, daß sie ein Zwangs Gesetz auf dem Gebiete der christlichen Freiheit sey, so steht bei dieser Ansicht der Irrthum in einem falschen Begriffe von der christlichen Freiheit, indem nämlich, wo diese wirklich vorhanden ist, das Sabbath'sgesetz keinen Zwang mehr auflegt, indem die christliche Freiheit grade aus sich selber alles das thut und nicht thut, was das Gesetz gebietet und verbietet; wo aber die Freiheit nicht ist, da herrscht das Gesetz und muß herrschen, als ein Zuchtmeister auf Christum, um der Ordnung wegen. — Alle Einwendungen, welche gestellt werden und gestellt werden können gegen die Erlassung einer Sabbath's-Verordnung überhaupt, wurzeln in der irrigen Ansicht, die man sich vom dritten Gebote macht, als einem bloßen Ceremonialgesetze, welches mit allen übrigen dieser Art durch das Christenthum aufgehoben worden sey. Angenommen dieses, so wäre die christliche Kirche von jeher in einem großen Irrthume gewesen; aber sie ist es nicht, sie hat die Stellung dieses Gebotes in der Reihe aller der Gebote, worin es sich befindet, sehr wohl begriffen, und zwar als ein reines Sittengesetz, dessen Aufhebung dem Menschen nicht zusetzet, so wenig als die Auf-

hebung irgend eines anderen Sittengesetzes, welches seinen Zweck in sich selber hat. Den Sonntag nicht heiligen kann nur Sünde seyn, eine Sünde aus der Sünde, und wenn auch der Staat sich nicht bewogen fände, eine Sabbath-Verordnung zu erlassen, so würde die Kirche nie aufhören zu predigen: du sollst den Feiertag heiligen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande von J. J. H. in L.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Um dieselbe Zeit wurde denn auch die Akademie heftig angegriffen, weil sie in Betreff der Befetzung des philosophischen Lehrstuhles mit einem Anhänger des Hegelschen Systems dem Erziehungs- und Staatsrath ein ungünstiges Gutachten eingegeben. Wegen einiger Ausstellungen über den Charakter und die Tendenz des genannten Systems und die Art, wie es im bestimmten Falle vertreten werden sollte, wurde nun die Akademie im *Nouvelliste* des Obskurantismus beschuldigt, und im ganzen Lande herumgeboten, daß sie dem Denken, der Philosophie abhold und von einem hierarchischen Kastengeist beherrscht sey. Auch in der Deutschen Schweiz fand die Beschuldigung etwelchen Anklang. Eine Beobachtung bot sich mir bei diesem Anlasse ungefragt dar. In jener Januarsitzung des Züricher Grossen Rathes, worin die Motion des Herrn Antistes Füssli verhandelt wurde, kam einer der Redner, ein an der Universität angestellter Professor, auch auf die Hegelsche Philosophie zu sprechen, und sagte unter Anderem, um in dieselbe einzugehen, müsse man den Verstand zuvor aufgeben. Ob der Redner Recht oder Unrecht hatte, wollen wir jetzt nicht untersuchen; nur so viel muß bemerkt werden: Niemand dachte daran, ihn der Unbulsamkeit, des Obskurantismus zu beschuldigen. Und doch hätte er nach solcher Ansicht gewiß nicht dafür stimmen können, einem Anhänger Hegel's den philosophischen Lehrstuhl (und noch dazu den einzigen) anzuvertrauen. Sonst hätte er sich in offenbaren Widerspruch mit sich selbst verwickelt. Die Akademie von Lausanne hingegen, die sich beugehen läßt, in Beziehung auf den inneren Gehalt des philosophischen Unterrichts gewisse Garantien zu verlangen, wird alsobald eines lichtscheuen Wesens beschuldigt. Im Interesse der intellektuellen Bildung ist es erlaubt, zu protestiren; die höheren Interessen dürfen durchaus nicht berücksichtigt werden. Den Verstand will man nicht aufgeben, zwar mit allem Rechte, aber ob man in Gefahr sey, noch etwas Besseres aufzugeben, darum ist man unbekümmert: ein nicht unbedeutendes Zeichen der Zeit. Jener Angriff auf die Akademie verdient aber insofern Erwähnung, als damals auf recht derbe Weise der alte Vorwurf wieder aufgewärmt wurde, daß

die christliche Bewegung sich gegen das wissenschaftliche Leben in ein feindseliges Verhältniß stelle. Dieser Vorwurf möchte nur noch auf die Anfänge und auf die wenigen gebildeten Kreise der Bewegung anwendbar seyn; in dieser letzteren Beziehung aber verliert er gänzlich seine Kraft. Die christliche Bewegung schuf das wissenschaftliche Leben nicht in dem Kreise, wo sie dasselbe nicht vorfand, sie ließ es bestehen, da wo es schon Bestand hatte. Es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß z. B. der Theil der Geistlichkeit, der von der christlichen Bewegung bis jetzt ergriffen wurde, hinter dem anderen Theile in wissenschaftlicher Bildung zurückstand. Gerade das Gegentheil läßt sich mit Sicherheit behaupten. Eben so zeigte es sich schon seit einer Reihe von Jahren her, daß im theologischen Auditorium die fleißigsten, talentvollsten Zöglinge gerade auch diejenigen waren, in denen sich christliche Gesinnung und christliches Leben am erfreulichsten entwickelt hatten. Mit Beziehung darauf und auf meine früheren Ausführungen läßt sich wohl mit einigem Rechte sagen, daß die christliche Bewegung den wissenschaftlichen Bestrebungen einigen Schwung gab. So wäre der chroniqueur ohne dieselbe gewiß nicht zu Stande gekommen.^{*)} Immerhin aber ist es merkwürdig, wie auch in jenem Angriffe gewisse Schwächen und Blößen, die dem Methodismus wie dem Pietismus anhangen, sich kund gaben, wie gewisse Fehler desselben sich rächten.

Alle jene Angriffe verrathen übrigens nicht nur feindselige Gesinnung, sondern auch eine gewisse Verlegenheit gegenüber einem wohl verschanzten Feinde. Sie sollten aber auch durch den Staub, den sie auführten, den Erfolg eines anderen Angriffes vorbereiten, der an dem einzigen Orte geschah, wo derselbe mit Hoffnung auf günstigen Ausgang versucht werden konnte. Darüber nehme ich mir für das nächste Mal vor, Ihnen einige Mittheilungen zu übersenden.

Genehmigen Sie u. s. w.

^{*)} überhaupt muß noch einmal hervorgehoben werden, daß die gesammte Reorganisation des höheren und niederen Unterrichts eine enge Verbindung mit dem Bekenntniß des Christenthums von Anfang an einging. Was in anderen Kantonen sich ereignete, das geschah auch hier. Das wissenschaftliche und das christliche Leben in schroffem Gegensatz zu einander reorganisirt und entwickelt haben, so daß sie noch immer Mühe haben, den Einigungspunkt zu finden, dieses gilt nicht vom Waadtlande, wenigstens nur zum Theile kann es gelten. Wir bestehen uns übrigens keineswegs, daß bald die Scheitung beider Elemente schärfer hervortreten könnte. Es gibt eine gewisse Anhänglichkeit an die Lehren des Christenthums, die im Widerspruche steht mit der ganzen Lebensrichtung; diese ist schon der Herrschaft des Glaubens entzogen. Und es bedarf manchmal nur eines äußeren Anstoßes, um den Unglauben auch in's theoretische Gebiet hinüber zu verlegen. Solcher Erscheinungen gibt es viele in der Geschichte der religiösen Umwälzungen unserer Tage.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 28. Oktober.

N^o 87.

Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung für Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Es ist eine so tief eingewurzelte Meinung unserer Zeit, daß eine Sabbaths-Verordnung das Werk des Staats sey, weil ihm die Verpflichtung obliege, die Kirche zu schützen in ihren Rechten, und daß daher auch der Staat als solcher die Verpflichtung habe, durch das Institut der Polizei für die Beobachtung der sonn- und festtäglichen Verordnungen zu sorgen, daß man von Vielen nicht einmal verstanden wird, wenn man das Gegentheil davon behauptet. Und dennoch müssen wir, und wenn wir auch in der bis jetzt unabgemachten Streitsache über das Verhältniß des Staats zur Kirche, welche Streitsache in neuer Zeit wieder mit größerem Eifer angefaßt worden ist von verschiedenen Parteien, wenn wir auch in dieser Sache nichts Neues zu sagen haben, so wird es schon nicht überflüssig seyn, in dieser Sache alte Wahrheiten wieder an den Tag zu bringen. Allein wir dürfen uns hier nicht zu weit von unserer Sache abwenden, und wenn wir uns daher für die wesentliche Geschiedenheit der Kirche und des Staats erklären, und zwar aus dem Grunde der wesentlichen Verschiedenheit der Principe, der Mittel und der Tendenzen beider, so erachten wir es auch für durchaus erforderlich, daß, so wie der Staat seine Polizeigesetze nicht von der Kirche bekommt, so auch die Kirche ihre Polizeigesetze nicht vom Staate bekommen könne. Ohne dieses Verhältniß hier weiter theoretisch zu beweisen, machen wir auf die praktische Seite aufmerksam, und zwar auf die neu erlassene Sonn- und Festtags-Verordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Ist diese nicht offenbar ganz im Interesse des Staats gegeben, indem sie nicht allein alle materiellen Interessen den Staatsbürgern zu reserviren und zu vindiciren sucht, wo dieses nur irgend geschehen kann mit Zurücklassung eines Scheines, daß doch der Feiertag geheiligt werde, sondern indem auch die Bestrafung der Contraventionen als eine reine Polizeisache erscheint, wodurch sie dem Gebiete des religiösen Lebens so weit entfremdet ist, daß dem Contravenienten der Gedanke an eine Sünde, die er begangen hat, nicht in den Sinn kommt. Wir glauben nicht, daß irgend eine Staatsbehörde jemals den Juden Sabbathsgeetze gegeben hat, und doch finden wir die Sabbaths-Verordnung bei denselben in größerer Strenge geübt als bei den Christen, und wir glauben den Grund davon zu finden in dem Umstande, daß die jüdische Gemeinde die Entheiligung des Sabbaths als eine Sünde wider Gott ansieht, und in der Bestrafung, als von ihm bestraft sich ansieht, und nur wo diese Ansicht herrscht, nur da kann und wird eine Sabbaths-Verord-

nung ihre feste Basis, ihr Ansehen und ihre Kraft haben. Darum auch muß eine Sabbaths-Verordnung von der Kirche ausgehen, und es muß klar hervortreten zum Bewußtseyn Aller, daß sie nicht eine Sache des Staats ist, dem ein Aufsichtsrecht über die Kirche ist aufgetragen worden, sondern daß sie eine Sache der Kirche selber ist, welche die Erfüllung des Gebotes will um des Gebotes willen. Es muß daher auch nur die Kirche bestrafen, damit das Gesetz niemals den religiösen Charakter verliere, und die kirchlichen Strafen, wenn sie auch in weiter nichts bestehen als in Ermahnungen, in Bitten und Zurechtweisungen, und im höchsten Grade in temporärer Excommunication von den Sakramenten, werden einer Sabbaths-Verordnung mehr Würde und mehr Kraft geben als die wohlgeübte Schaar der Polizeidiener, und als Geldbußen und anderweitige Strafen. Wie die jetzige Stellung der Kirche zum Staate eine wahre Karikatur-gestalt ist, so prägt sich diese Gestalt auch in der jetzt näher zu beurtheilenden Sonn- und Festtags-Verordnung aus.

Etwas Geschichtliches lassen wir billig der Beurtheilung vorangehen, und wir beschränken dieses auf folgende Bemerkungen: Das Bedürfniß einer Sabbaths-Verordnung, die wirklich gehandhabt werde, fühlten Einzelne in unserem Lande schon lange, und in demselben Grade mehr, als das kirchliche Leben ein immer größeres Interesse gewann, und der Nationalismus, der den Geist des Indifferentismus ausgegossen hatte, wieder Raum geben mußte dem Worte Gottes in seiner Reinheit und Lauterkeit, in seiner Kraft und Fülle. Die Wünsche aber nach einer neuen Sonn- und Festtags-Verordnung zeigten sich doch nur sehr vereinzelt und keineswegs in gleichem Schritte mit dem wieder auflebenden Evangelium. Der Grund davon lag zum Theil in der Befürchtung Mancher, es sey noch nicht die Zeit dazu, Andere auch überließen sich der frohen Hoffnung, es werde sich auch ohne Sabbaths-Verordnung die Ordnung des Sabbaths von selber entwickeln aus dem neu erwachenden Leben. Da trat das Jahr 1834 ein und in demselben die neue Institution der Provinzialstände. Die sanguinischen Hoffnungen, die sich auf diese neue Einrichtung gründeten, erfaßten, wie natürlich, die materiellen Interessen. Allein es sollten auch geistliche Abgeordnete, und zwar zwei in jedem Herzogthume, in der Ständeverammlung erscheinen, und die Repräsentation der Kirche durch diese erweckte bei dem geistlichen Stande und bei den sonst Kirchlichgesinnten auch Hoffnung für die Kirche. Die Abgeordneten des geistlichen Standes wurden nicht von der gesammten Geistlichkeit gewählt, sondern Allerhöchst vom Könige ernannt; schon dieser Umstand war ein neuer Beweis der ecclesia pressa, und ob überhaupt der Vertretung der Kirche auf einem Landtage die rechte Stellung gegeben worden ist, das wäre wohl aus

mehreren Gründen zu bezweifeln, als aus denen der Erfahrung, so weit diese hier bei uns vorliegt. Schon in erster Diät trug ein geistliches Mitglied der Holsteinischen Ständeversammlung auf Revision der Sonn- und Festtags-Verordnungen an und die Sache gelangte als Petition an den König, und schon in nächster Diät, nämlich nach zwei Jahren, wurde der königliche Entwurf einer neuen Verordnung, betreffend die Feier der Sonn- und Festtage in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, beiden Ständen zur Begutachtung vorgelegt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die in beiden Ständeversammlungen gepflogenen Verhandlungen in dieser Sache kritisch würdigen. Der Geist der Stände in seiner Beziehung zur Kirche ergibt sich am klarsten aus der Verordnung selber, wobei sich jedoch nicht leicht unterscheiden läßt, ob der Entwurf der Verordnung mehr die Stände irre geleitet hat, oder ob diese mehr nachtheiligen Einfluß hatten auf die Verordnung. Die Schleswiger Ständeversammlung verhandelte sehr weitläufig und umständlich über diesen Gegenstand und nahm nach mancherlei Amendements, die empfohlen wurden, die Verordnung an; die Holsteinische Versammlung dagegen, weil ihr von jener sehr vorgearbeitet war, faßte die Sache kürzer, allein die beiden geistlichen Mitglieder dieser Versammlung fanden sich bewogen, ein Minoritätsgutachten an den König sich zu reserviren, welches im Wesentlichen dahin lautete: daß der König die Erlassung dieser Verordnung aussetzen möge, weil die Erlassung einer solchen Verordnung der Kirche zum großen Unglück gereichen werde. Ihre Protestation ist jedoch ohne Frucht geblieben. Noch müssen wir, als historisch dahin gehörig, bemerken, daß, ohne Vorlegung des Entwurfs, sämmtliche Präpöste des Landes, und einige von diesen beliebig zu erwählende Prediger, über diese Angelegenheit überhaupt befragt worden sind. Was nun deren Ansicht gewesen, und welchen Einfluß ihr Bedenken und Berichten auf diese Sache gehabt habe, ist uns unbekannt, da nichts darüber zur öffentlichen Kunde gelangt ist. —

Die Verordnung, betreffend die Feier der Sonn- und Festtage, für die Herzogthümer Schleswig und Holstein, dd. Kopenhagen den 10. Mai 1840, zerfällt außer der Einleitung in acht und zwanzig Paragraphen, von denen die funfzehn ersten die Bestimmungen über die Feier selbst enthalten und die übrigen die Strafbestimmungen.

Nach der Einleitung ist diese Verordnung aus Kraft der landesherrlichen und oberbischöflichen Gewalt des Königs erlassen, weil nämlich in beiderlei Macht die Pflicht begründet liege, darüber zu halten, daß das Wort Gottes und die zur Seligkeit dienenden Gnadenmittel überall gebührend geehret, und insonderheit an den eigends dazu bestimmten Sonn- und Festtagen in ihrer heilsamen Wirksamkeit nicht gehindert werden. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß auch die landesherrliche Gewalt bei Erlassung einer Sonn- und Festtags-Verordnung interessiert ist, denn es läßt sich zum wenigsten als möglich denken, daß eine solche Verordnung, wenn sie nicht von einer oberbischöflichen Gewalt, sondern wenn sie von einer rein republikanisch organisirten Kirchenverfassung ausginge, entweder nach der einen

oder nach der anderen Seite so weit extravagirte, daß das Oberhaupt des Staates als solches einzuschreiten verpflichtet wäre. Wenn aber die landesherrliche mit der oberbischöflichen Gewalt in einer Person verbunden ist, dann läßt sich dieses nicht allein nicht erwarten, sondern die Zusammenfassung beider gibt dem Irrthum Raum, daß keine Macht für sich eine ganze sey, oder wenigstens, daß die oberbischöfliche Gewalt in der Kirche keine zureichende sey, wenn sie nicht mit der landesherrlichen Gewalt in Verbindung stehe. Bei sonstigen Erlassen der königlichen Regierung, betreffen diese nun das Justiz-, Criminal- oder Polizeiwesen, finden wir nimmer die oberbischöfliche Gewalt mit genannt, obgleich diese Fächer doch stark eingreifen in das religiöse und moralische Gebiet des Lebens, warum tritt dann die landesherrliche Gewalt mit hinein in das, was allein Sache der oberbischöflichen Gewalt ist? Wir halten es allerdings für etwas Nothwendiges und für das Ideal sowohl der Staats- als der Kirchenverfassung, wenn beide Gewalten im Einklange mit einander stehen, und wir sind deshalb auch der Ansicht, daß auch die oberbischöfliche Gewalt am zweckmäßigsten ihren Sitz auf dem Throne der Fürsten habe; allein beide sind doch nicht eins, und das Hinübergreifen der einen Gewalt in das Gebiet der anderen erzeugt, der Natur der Sache nach, wie auch nach dem Zeugnisse der Geschichte, mehr Zwiespalt als Einigkeit. Sie haben sich gegenseitig zu überwachen in ihrer beiderseitigen Unabhängigkeit und Freiheit, weil nur, wenn diese bestehen, alle die Zwistigkeiten können vermieden werden, in welche so oft durch verkehrten Gebrauch der Gewalten diese beiden Reiche mit einander gerathen sind. Wir würden diese beiden Ausdrücke gern friedlich neben einander stehen lassen, wenn sie nur in ihrer praktischen Geltung eben so friedlich sich vertragen als auf dem Papiere, und wenn nicht die vorliegende Sonn- und Festtags-Verordnung auf das Allerklärste an den Tag legte, daß es doch eigentlich die landesherrliche Gewalt ist, welche diese Verordnung erlassen hat; und daß die oberbischöfliche Gewalt jener nur als ein Schatten zur Seite geht. Wir glauben hierinnen nicht zu irren, wenn wir in unserer Beurtheilung fortfahren, und weiter nun über die Worte der Einleitung bemerken, daß über das Wesen eines Sonn- und Festtages ein Begriff aufgefaßt und im Geiste der ganzen Verordnung festgehalten worden ist, mit welchem die Kirche nicht einverstanden ist. Hier begegnen wir denn zuerst einer Ansicht, die, wie allgemein sie sich auch in die Vorstellung mag hineingeprägt haben, damit noch nicht das Gepräge der Wahrheit bekommen hat. Kann sich selbst der Teufel in einen Engel des Lichts verstellen, wie leicht wird der Irrthum sich einschleichen in ein leicht getäushtes Menschenherz, und zum Beweise, wie leicht das geschieht, liegt die ganze Weltgeschichte vor. Es wird bei einer guten und tadelssreifen Sonn- und Festtags-Verordnung immer ankommen auf eine richtige Auffassung des dritten Gebots: du sollst den Feiertag heiligen. Zieht man dieses Gebot mit hinein in die Kategorie aller derjenigen Gebote, welche unter dem Namen der Ceremonialgesetze nur der jüdischen Kirchengemeinschaft angehörten, in welcher sie eine temporäre Wirksamkeit haben

sollten, bis das Licht erscheinen würde, von welchem die ganze Ökonomie des Alttestamentlichen Gottesdienstes nur ein Schatten war, dann sehen wir uns mit unseren Sonntagen ganz von dem positiven Grunde der Schrift losgerissen, wie wir es denn mit unseren Festtagen wirklich sind. Diese haben kein biblisches Gebot für sich aufzuweisen, und wie sehr wir auch auf ihre Feier halten, ja wie hoch sie auch in der wirklichen Feier die Sonntage überragen, so wird man doch einer Kirche den Charakter einer christlichen Kirche nicht absprechen, wenn sie und weil sie im Unterschiede von den Sonntagen keine Festtage hat und heiligt. Aus welchem Rechte, und die Frage wird hier nicht am unrechten Orte stehen, aus welchem Rechte ist es denn geschehen, daß die Sonn- und Festtags-Verordnung den Festtagen eine strengere Feier und damit eine höhere Würde beilegt als den gewöhnlichen Sonntagen? Haben diese doch das ausdrückliche Gebot Gottes voraus, das jenen fehlt, und schwerlich dürfte es doch gelingen, aus den Alttestamentlichen Festtagen die höhere Bedeutung der Neutestamentlichen Festtage allgemein und für jedes Fest insbesondere nachzuweisen. Es ist wahr, die kirchliche Praxis stellt die Festtage höher, welches seinen Grund im Allgemeinen mehr haben mag in der Seltenheit der Tage, als in der tieferen Auffassung der den Festtagen zum Grunde liegenden dogmatischen Momente der Gesamtkommunion, und wenn wir diesem auch nicht entgegentreten wollen, so sind wir doch der Ansicht, daß eine die Feier der Sonn- und Festtage regulirende Verordnung keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Tagen hätte machen dürfen. Festtage verhalten sich zu den Sonntagen in den Augen des Volks gleichsam wie Confirmationstag sich verhält zum Taustage, da auch jenem mehr Feier gegeben wird als diesem, obgleich wenn man in die Tiefe der Bedeutung beider Tage hineingeht, der Tag der Taufe höher steht als der Tag der Confirmation. So ist es auch mit den Sonntagen, denn auch sie haben eine größere Heiligkeit in sich als die Festtage, und zwar darum, weil die Sonntage das positive Gebot Gottes für sich haben, und zwar ein reines Sittengebot. Schon die Stellung, welche dem dritten Gebote in der Reihe der übrigen Gebote gegeben worden ist, beweiset, daß es auch mit den übrigen Geboten gleichen Charakter und gleiche Bedeutung habe, daß es nicht zu einem Mittel dienen solle, dadurch gewisse Zwecke zu erreichen, sondern daß es, so weit als überhaupt jedes Sittengesetz es ist, Zweck an sich selber ist. Diese Bedeutung aber hat unsere Sonn- und Festtags-Verordnung nicht aufgefassen, denn sie behauptet, daß die landesherrliche und oberbischöfliche Gewalt darüber zu halten habe, „daß das Wort Gottes und die zur Seligkeit dienenden Gnadenmittel in den Landen überall gebührend geehret, und insonderheit an den eigends dazu bestimmten Sonn- und Festtagen in ihrer heilsamen Wirksamkeit nicht gehindert werden.“ Dem zum Grunde liegt nun offenbar die Ansicht, daß Sonn- und Festtage nur zu einem Mittel dienen sollen, daß das Wort Gottes und die Sakramente gebührend geehret werden, so daß, wenn letzteres nur der Fall sey, was für Einzelne wenigstens im hohen Grade denkbar ist, dann für diese kein Grund mehr vorhanden

wäre, die Sonn- und Festtage zu feiern. Wir sind überzeugt, daß es hier nur eine Alternative gibt, welche aber weder in der einen noch in der anderen Weise von unserer Sonn- und Festtags-Verordnung aufgefaßt worden ist, sondern sie ist von der einen zu der anderen Ansicht übergesprungen, und zwar aus dem Grunde, weil ihr keine rein abgeschlossene Auffassung des Gebotes zum Grunde liegt: du sollst den Feiertag heiligen. Dieses Gebot nämlich könnte angesehen werden als ein der jüdischen Kirchengemeinschaft eigenthümliches sogenanntes Ceremonialgebot, welches mit allem übrigen Cerimonien seine Endschafft erlangt habe im Christenthum. Die Gründe, die für diese Ansicht sprechen, brauchen hier nicht genannt zu werden, nur so viel bleibt gewiß, daß die Sonn- und Festtags-Verordnung, wenn sie diese Ansicht zur Basis haben sollte, dann in ihren einzelnen Bestimmungen zu weit gegangen ist, indem sie nicht allein für die Zeit der gottesdienstlichen Stunden, sondern auch für die ganze Zeit der Sonn- und Festtage gewisse Geschäfte verboten hat. Hätte sie sich bei dieser Annahme consequent bleiben wollen, dann hätte sie ausschließlich nur die gottesdienstlichen Stunden in's Auge fassen müssen, ja noch mehr, sie hätte mit der besonderen Bestimmung, daß es Keinem gestattet seyn sollte, irgend Einen durch Arbeiten vom Gottesdienste abzuhalten, nur vom Orte des Gottesdienstes alle geräuschvolle Störung abhalten, und alles Ubrige der Freiheit des Gewissens überlassen müssen. Denn, wenn die Erklärung von Luther: was ist das? als die inklusive und exklusive Auslegung des dritten Gebotes angesehen wird, was schaden dann die öffentlichen und geräuschvollen Arbeiten fern von der Kirche mehr der Predigt und dem Worte Gottes, als die stillen und häuslichen Arbeiten? Will man nicht direkten Zwang auflegen, die Kirche zu besuchen, wie darf man dann direkten Zwang auflegen, gewisse Arbeiten am ganzen Sonn- und Festtage nicht zu thun, da dieses doch nicht verhüten kann, die Predigt und das Wort Gottes nicht zu verachten. Eine jede Gesellschaft, sobald sie öffentliche Anerkennung gefunden hat, hat auch ein Recht, Ruhe für sich zu verlangen in den Stunden ihrer Zusammenkunft; wenn sie aber selbst das Kommen und Nichtkommen in diese Versammlung den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft freistellt, so hat sie auch kein Recht, über die Nichtkommenden zu verfügen, und gesetzliche Strafen über sie zu verhängen, wenn sie ihrer gewöhnlichen Arbeit und dem Betrieb ihrer Geschäfte nachgehen. Ist also das Gebot: du sollst den Feiertag heiligen, als rein jüdisches Ceremonialgesetz als völlig aufgehoben anzusehen, und sind Sonn- und Festtage jetzt nur um der Predigt und um der Verwaltung der Sakramente wegen da, dann ist es offenbar, daß eine Sonn- und Festtags-Verordnung es auch ausschließlich nur mit den Stunden des Gottesdienstes zu thun hat, und zwar nicht weiter als nur in den beiden Punkten, daß Niemand einen Anderen davon abhalten darf, diese Stunden zu besuchen, und daß Niemand an dem Orte der Versammlung Störungen vorbringen darf, die den Zwecken der Versammlung hinderlich sind. Allein der Verordnung liegt diese Ansicht rein nicht zum Grunde, vielmehr geht sie auch in eine andere Auffassung des dritten Gebotes

tes ein und über, ohne aber auch diese in ihrer Consequenz festzuhalten, da sie der Sache dann zu wenig gethan hat. Nach dieser Ansicht, welche wir als die allein richtige festhalten, sowohl aus dem Grunde des dritten Gebotes selber, als aus dem Zeugnisse der ganzen Kirchengeschichte ist das dritte Gebot so wenig ein Cerimonialgesetz, als irgend eins der übrigen Gebote es ist, in deren Reihe sich dieses findet. Sondern der Sonntag ist ein Tag der heiligen Ruhe, wo alle Arbeit, die ihren Zweck in Erwirkung und Gewinnung irdisch zeitlicher Güter hat, bei Seite gelegt werden soll; er ist ein Tag, der die ewige Ruhe der zukünftigen Herrlichkeit ab- und Vorbildet, aus dem alles Geräuschvolle des irdischen Lebens zu entfernen ist; er ist ein Tag der Beschauung und Prüfung aller Werke der verflochtenen sechs Werkstage, ob das in ihnen Geschaffene auch gut gewesen ist; er ist ein Tag der Glaubensgemeinschaft und Freude in dem Herrn, und soll in seiner ganzen Erscheinung sich darstellen als das Gepräge innerer und äußerer Frömmigkeit, Reinigkeit und Lauterkeit. Das Festliche an dem Tage soll sich aussprechen im Hause, in den Kleidern, im Umgange, und in aller und jeder Beziehung soll es sich offenbaren, daß es ein Tag des Herrn ist, dessen Arbeit in der Ruhe, dessen Genuß in der Fröhlichkeit besteht. Nach dieser Ansicht, welche durch das Christenthum dem Sonntage nicht genommen, sondern in einem weit höheren Grade dem Sonntage gegeben worden ist, hat dann eine Sonn- und Festtags-Verordnung alles zu verbieten und aus dem Wege zu räumen, was dem entgegensteht, und wenn behauptet wird, daß eine solche Weise der Feier sich nur entwickeln könne aus dem wirklich in allen Gliedern der Gemeinschaft vorhandenen und lebendig gewordenen evangelischen Geiste, so räumen wir dieses ein, und folgern daraus, daß wenn es also wäre, dann eine Sonn- und Festtags-Verordnung nicht mehr vonnöthen seyn würde, daß aber auch, weil es in allen Gliedern der Gemeinschaft nicht also ist, die Verordnung eintreten müsse, damit die Nichtheiligung eines Sonn- und Festtages als unevangelisch, als unchristlich, folglich als Sünde erscheine. In dieser Weise nun hat unsere Sonn- und Festtags-Verordnung zu wenig gethan, denn sie hat nicht allein viele geräuschvolle und öffentliche Arbeiten während der Sonn- und Festtagszeit gestattet, sondern sie hat auch mit keinem Worte aller derjenigen Arbeiten gedacht, die im Stillen und Verborgenen vorgenommen werden. Glaubte sie dieser keine Erwähnung thun zu dürfen, weil die polizeilichen Maßregeln zur Bestrafung hier nicht eintreten konnten, so hätte sie doch den christlichen Charakter hierin nicht verläugnen, sondern wenigstens den Anspruch thun müssen, daß auch dieses mit der Feier und Heiligung der Sonn- und Festtage sich nicht vertrage. So ist geschehen von Alters her und auch in der Verordnung von 1736, wo es heißt: Keine Kramläden, noch Boutiken von Galanterie und anderen Waaren, wie die auch einen Namen haben mögen, sollen an denen Sonn-, Fest-, Buß- und Bettagen geöffnet, sondern den gan-

zen Tag über verschlossen bleiben; auch mag Niemand sich unterstehen, an selbigen Tagen in den Werkstätten oder Häusern, noch auf den Gassen zu arbeiten u. s. w.

Wir sehen also die neue Sonn- und Festtags-Verordnung in ihrem Verhältnisse zum dritten Gebote: du sollst den Feiertag heiligen, eine schwankende, ungewisse und wankelmüthige Stellung einnehmen, und sie selbst hat damit ihrer Absicht, „daß das Wort Gottes gebührend geehrt werde,“ widersprochen, indem sie selbst das dritte Gebot nicht gebührend ehret. An gewissen Stellen scheint es, als ob sie dem Feiertage wirklich sein volles Recht wolle angedeihen lassen, wie z. B. noch in den Worten der Einleitung, wo es heißt: „Wir hegen dabei zu unsern getreuen Unterthanen das Vertrauen, daß sie auch ohne Zwang an der gemeinschaftlichen Gottesverehrung mit dem Eifer ächter Christen Theil nehmen, und sich davon nicht durch Geschäfte des täglichen Berufes abhalten lassen werden,“ und in §. 2., wo es heißt: „In der ganzen Feiertagszeit der Sonn- und Festtage soll alles geräuschvolle, so wie alles öffentliche Arbeiten untersagt seyn,“ allein zu geschweigen, daß in jenen Worten nur von der gottesdienstlichen Zeit die Rede ist, so sind gegen den §. 2. Ausnahmen gestattet, die schwerlich mit der Heiligung der Festtage in Einklang gebracht werden können. Das bisher Gesprochene wird klarer hervortreten, wenn wir in die Einzelheiten der Verordnung eingehen.

Der erste Paragraph verordnet: „daß von den Festtagen der erste Weihnachtstag, der Gründonnerstag, der Charfreitag, der erste Ostertag, der erste Pfingsttag, so wie der Buß- und Betttag ganz der Feier gewidmet seyn sollen. An den übrigen Festtagen, so wie an den Sonntagen dauert dieselbe bis vier Uhr Nachmittags. An sämmtlichen Sonn- und Festtagen soll aber insbesondere die Zeit des Gottesdienstes durch eine stille Feier geheiligt seyn, welche für jeden Vormittagsgottesdienst auf drittehalb, für den Früh- und Nachmittagsgottesdienst auf anderthalb Stunden festgesetzt wird.“ Darf hier mit Recht gefragt werden, warum das Neujahresfest und das Fest der Himmelfahrt nicht mit genannt worden sind, da diese beiden Tage in der wirklichen Feier dem Volke eben so hoch stehen, als die genannten Feste, und in ihrer inneren Bedeutung auch einen nicht geringeren Werth haben, was namentlich von dem Himmelfahrtsfeste muß eingeräumt werden, so tritt der schwankende Charakter, der durch die ganze Verordnung hindurchgeht, dadurch auch hier hervor, daß einige Tage ganz gefeiert werden sollen, andere, und namentlich die Sonntage, die dadurch den Festtagen schon nachgesetzt worden sind, nicht ganz, sondern nur bis vier Uhr, und daß die Zeit des Gottesdienstes besonders durch eine stille Feier geheiligt seyn soll, weshalb diese auch auf eine bestimmte Länge festgesetzt worden ist.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 31. Oktober.

N^o 88.

Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Gotha.

Es ist merkwürdig und gewiß ein Gegenstand ernstler Betrachtung, daß die Angelegenheiten unserer höheren Schulen seit der Zeit, wo sie sich in ihrem Unterrichte erhoben und weiter ausgebreitet, wo sie nicht nur mehr Material in sich aufgenommen, sondern auch die althergebrachte überliefernde Methode in eine entwickelnde, heuristische oder gar philosophische Methode verwandelt haben, in umgekehrtem Verhältnisse immer seltener und, im Grunde, weniger förderlich von den Lehrern und Dienern der Kirche besprochen und auch geleitet werden. Diese Merkwürdigkeit hat mehrere Ursachen zugleich; vor Allen aber ist sie entsprungen aus den bekannten Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts, die Schule von der Kirche zu emancipiren, Lehrer in sie zu bringen, welche die Jugend mit dem neuen (neuernden) Geiste erfüllen, welche sie mit der freien Wissenschaft aufziehen sollten, die in ihrer Freiheit keine Kirche und keine Kirchenlehren über sich anerkennen. Um jene Zeit entstand auch die neue Wissenschaft, oder vielmehr emancipirte sich als neue Wissenschaft die Philologie. Es gehört zu den Lieblingsansichten der Philologen selbst, daß von da her sich eigentlich die Breite, Tiefe und Höhe ihrer Wissenschaft schreibe. Sie vergessen dabei, daß vordem die Theologen auch nicht wenig Sprachkenntnisse hatten und lehrten. Doch dem sey wie ihm wolle, genug die Philologie soll einen Aufschwung erlebt haben, und damit soll auch der Unterricht in unseren Gymnasien, in diesen Grundschulen der für die Wissenschaft, für Staat und Kirche gebildeten Menschen, sehr bedeutend verbessert worden seyn. In neuester Zeit sind nun wieder die Philosophen gekommen, haben ihre Schüler an die Gymnasien geschickt, lassen die Alten philosophisch traktiren, die Religion philosophisch lehren, die Geschichte philosophisch construiren, und behaupten, daß auch durch ihren Einfluß, oder vielmehr gerade durch diesen die Schulen wieder um viele Stufen höher hinaufgebracht seyn. Es will uns aber, das müssen wir ehelich gestehen, noch immer gar nicht so vorkommen, als ob durch die Emancipation der Gelehrtenschulen von der Kirche, von der Theologie, oder wenigstens zum großen Theile von den Theologen und meistens damit auch Pädagogen, den Schülern derselben wirklich so viel genützt sey. Um nur auf Eins aufmerkzaam zu machen, so kann doch schwerlich geläugnet werden, daß die Schüler, welche jetzt von philologischen Lehrern geschult und zur Universität vorbereitet sind, viel weniger Fertigkeit und Gewandtheit im Lateinischschreiben und Sprechen haben, als welche ehemals von Theologen unterrichtet waren.

Es ist möglich, daß jetzt mancher Primaner den Unterschied von et und ac und que feiner und richtiger anzugeben und auch durch Stellen besser zu belegen weiß, als weiland Johann August Ernesti. Aber man lege ihm nur eine Ciceronische Rede vor und wolle sie von ihm in gutes Deutsch übersetzt haben, oder man rede mit ihm in der Sprache seiner Autoren, und man wird bald einen bedauerlichen Unterschied merken. Auch diese Erscheinung hat ein Paar Ursachen zugleich und wir wollen nicht behaupten, daß die Theologen es vermöge ihrer Theologie, vermöge ihrer Gottseligkeit und Pflichttreue ehemals haben weiterbringen können; aber das ist gewiß und hängt wieder mit obiger Merkwürdigkeit zusammen, daß, seitdem so gelehrte Philologen unsere Gymnasien beherrschten, nicht mehr die Lektüre der Alten als Bildungselement betrachtet wird, sondern daß gar viele Lehrer darauf ausgehen, ihre Schüler schon auf der Schule zu Kritikern, Recensenten und Philologen zu bilden; eben so gewiß, daß nun die neuen Schulmeister, welche unter dem Aushängeschild der Philologie die Constructionen der zuletzt erfundenen Philosophie und Religionslehre einüben, wieder Philosophen und überkluge Allersweltswisser erziehen wollen. Das alles hätte indessen weiter nichts auf sich und dürfte die Kirche wenig kümmern, wenn nicht durch allerhand Kunststücke, die hier nicht näher erörtert werden sollen, der Unterricht in den Gymnasien seit den letzten dreißig Jahren so sehr in die Höhe gesteigert wäre, daß bei sehr vielen Schülern mit dem Austritte aus der Prima ihrer Schule schon vollständig der Grund zu ihrer ganzen Lebensrichtung, Gesinnung und Glauben gelegt ist, und spätere Anregung und Führung nur bei den Fähigern noch Änderung oder Befestigung des Vorhandenen hervorbringen kann. Es ist schön und sehr nöthig, daß die Lehrer an den Universitäten nicht bloß nach ihrem Lehrtalent, nicht bloß nach ihrer Gelehrsamkeit, sondern auch nach ihrem christlichen und kirchlichen Sinne ausgewählt werden. Aber noch nöthiger scheint es uns zu seyn, eben aus dem Grunde, weil die Schüler jetzt, zwar nicht intensiv, aber doch extensiv, weiter gefördert werden als ehedem, und weil sie darum schon mit allerhand Bornetheiten, Vorurtheilen und Eingenommenheiten gegen Lehrer sowohl wie gegen philosophische und theologische Richtungen auf die Universität kommen, noch nöthiger, sag' ich, daß die Gymnasien eine strenge Kritik und Sichtung erfahren, daß man da weder reine Philologie und Mikrologie, noch Philosophie und Unglauben dulde, sondern vorzüglich in die oberen Klassen, wenn einmal nicht alle Individuen anrühriger Richtung beseitigt werden können, Männer von gesunden politischen Grundsätzen, von sittlichem Ernst und von strengem Christenglauben setze und durch

diese die Jugend vor jener Unfreiheit bewahre, welche Philologen und Philosophen oft in einmüthigem Geschrei für die wahre und höchste Freiheit des Geistes ausgeben. Eben so nöthig oder vielmehr, weil nur von dieser Seite her das Beste gethan werden kann, durchaus erforderlich dazu ist, daß die Gymnasien nicht bloß äußerlich in einen engeren Zusammenhang wieder mit der Kirche (welche doch bessere pädagogische Weisheit entwickelt hat, als all diese neuernden Seminare, wo sie auch seyn mögen) gebracht werden, sondern daß auch innerlich die Kirche einen näheren Antheil an dem Gedeihen unserer Grundschulen nehme, daß sie von ihrem Standpunkte aus (dem einzigen, auf welchem die vernünftige Erziehung sich begründen kann) die Leistungen, Fort- oder Rückschritte der Philologen, Philosophen und Pädagogen betrachte, beurtheile und so den Eltern der Schüler und den Vorstehern der Schulen das rechte Maß ihrer Forderungen, Wünsche und Bestrebungen in die Hand gebe. Da dies aber nicht in der Weise angeht, daß man mit Einem Male den Unterricht aller Lehrer in allen Schulen prüft und dann angibt, wo zu bessern, auszureuten und zu verneuen sey, so haben wir uns an diejenigen Zeichen und Mittheilungen zu halten, welche von den Philologen und Schulmännern Deutschlands, d. h. von denen, welche wollen, in gewisser Weise für die Öffentlichkeit und somit auch für die öffentliche Beurtheilung bestimmt werden.

Dies führt uns auf den Verein und auf die diesjährige Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Gotha. Es kann uns hier nicht zugemuthet werden, daß wir einen ausführlichen Bericht über alles dort Vorgekommene liefern sollen. Wir überlassen das billig den politischen Zeitungen und den philologischen Monatschriften. Diese erzählen von der Menge der Fremden (gegen zweihundert), von der Gastfreundschaft der Bürger, von den gemeinschaftlichen Mahlen und Lustbarkeiten und dgl. m. Wir wollen für den Kreis unserer Leser das aus den Verhandlungen, Besprechungen und Äußerungen hervorheben, was in irgend einer Beziehung zur Kirche und zu deren Heil oder Schaden steht, wollen besonders aufmerksam machen auf die Wirkungen, welche eine größere Theilnahme rechtgläubiger Theologen und Prediger auf die Lehrer und Schulen unseres Volkes hervorbringen kann, wollen endlich einige desfallsige Wünsche für das rechte Gedeihen und rechte Wirken des Vereines selbst hinzufügen.

Vorerst muß es gebührend und rühmend anerkannt werden, mit welcher außerordentlichen Huld und Achtung der Durchlauchtige Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha die Versammlung empfangen und aufgenommen hat. Nicht allein daß er sie Alle zu sich eingeladen und in Reinhartsbrunn, einem schönen Lustschlosse unweit Gotha, fürstlich bewirthet und nachher in Höchsteigener Person durch den ganzen Garten bei zwei Stunden herumgeführt hat, sondern dieser Fürst hat auch die erste der öffentlichen Versammlungen mit seiner Gegenwart beehrt und den Verhandlungen aufmerksame Theilnahme geschenkt. Solche Huld hat etwas Erhebendes, etwas auch für den niedrigsten

Schulmann Begeisterndes und Stärkendes. Die Großen dieser Erde, die Fürsten und Gewaltigen, haben es in Zeiten der Noth und Bedrängniß erkannt, welche Kraft, welche Stärke, welcher Rückhalt in der Geistesbildung ihrer Völker liege, die Deutschen Fürsten sind den übrigen gekrönten Häuptern mit einem herrlichen Beispiele vorangegangen, durch den Schutz der Wissenschaften schützten sie ihre Völker, schützten sie sich selbst am kräftigsten. Solche Ehre, welche die Fürsten den Wissenschaften und ihren Pflegern erweisen, zeigt nicht bloß ihr Vertrauen zu den Pflegern selber, sondern soll noch weit mehr in diesen Vertrauen zu den Fürsten erwecken. Was wir damit sagen wollen, werden diejenigen am besten wissen, welche die mancherlei politischen Irrthümer und Verkehrtheiten kennen, die noch in einer Menge von Lehrbüchern der Religion, der Geschichte u. a. enthalten sind, die Irrthümer, welche in ihrer Consequenz nicht geeignet sind, in den Herzen der Jünglinge Ehrfurcht und Gehorsam vor der fürstlichen Autorität, überhaupt vor der Autorität im Staats- und Kirchenleben zu erwecken; diejenigen werden es wissen, welche das Unfal der modernen Erziehung zu wurzelloser Reflexion mit feinen dereinst nothwendig daraus hervoreisenden Früchten hinlänglich verschmähen und fliehen gelernt haben; diejenigen endlich, welche überzeugt sind, daß die Befestigung der protestantischen Kirche hauptsächlich von der Jugendzueziehung ausgehen müsse, und daß der Kirche Verfall und Verderben auch den Thronen ihre sicherste Stütze und den Fürsten ihr volles Vertrauen zu ihren Völkern nehmen muß. Es ist gewiß, daß jene fürstliche Theilnahme auch noch andere Seiten der Betrachtung, wie z. B. ihr bestimmendes und zur Nachahmung anregendes Beispiel auf Hoch und Niedrig im Volke darbietet; daß sie besonders den Wunsch und die Hoffnung erweckt, daß auch die Kirche, welche im vorigen Jahrhundert durch Sorglosigkeit von Oben her, durch Untreue von Unten so schmählich daniebergedrückt worden ist, durch Sorgfalt und Liebe der Herren und Gewaltigen auf dem Wege, den sie aller Trübsal ungeachtet zu herrlicher Vollendung ihres unsichtbaren Tempelbaus voranschreitet, noch mehr gefördert werde; daß insbesondere jenes Sächsisch-fürstliche Haus, dem erlauchter Vorfahren so rühmlich vorangeschritten sind, den Ruhm nicht vergeße, welchen es sich einst in Beschirmung und Befestigung des reinen Gottesworts vor Gott erworben hat.

Gehen wir zweitens auf die Verhandlungen des Vereines im Allgemeinen über, so haben wir leider sorgfältig von einander zu trennen, was die Wissenschaft der Philologie angeht und was die Schule. Ersteres fällt ganz außer den Kreis unseres Berichts, und wir haben bloß die Humanität anzuerkennen, mit welcher die in ihren Ansichten sich gänzlich widerstrebenden Männer einander bestritten und zu überzeugen suchten: ein Fortschritt gegen früher, welcher am leichtesten durch das persönliche Aufeinandertreffen erklärt werden mag.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung für Schleswig-Holstein.

(Schluß.)

Wenn sonst immer in kirchlicher Rücksicht der Sonn- und Festtag von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang, d. h. von sechs bis sechs Uhr gerechnet worden ist, so muß hier einmal bemerkt werden, daß nach §. 14. der Sonn- und Festtag um neun Uhr seinen Anfang nimmt und um vier Uhr Nachmittags wieder endet. Es ist nicht schwer einzusehen, weshalb die Verordnung solches gethan hat, indem sie nämlich dadurch für die Werktagszeit einen größeren Raum der Zeit acquiriren wollte, aber schwerer ist zu begreifen, wie sie dadurch mehr ihren angegebenen Zweck fördern wollte, daß nämlich das Wort Gottes und die Sacramente insonderheit an den eigends dazu bestimmten Sonn- und Festtagen in ihrer heilsamen Wirksamkeit nicht sollten gehindert werden. Wenn am Sonntage nach vier Uhr alle öffentlichen und geräuschvollen Arbeiten wieder ihren Anfang nehmen, wieß dadurch nicht das Gemüth selbst derer, welche die übrige Zeit gefeiert haben, aus der Feier gewaltsam herausgezogen; werden nun nicht öffentliche Festgelage auf den Tanzböden so viel früher ihren Anfang nehmen, und in Gemeinschaft mit den öffentlichen Arbeiten den Tagen die Feier und Ruhe nehmen? Damit aber doch der Abstand nicht durch den plötzlichen Übergang zu groß werde, so hat die Verordnung auch dafür gesorgt, indem sie insbesondere die Zeit des Gottesdienstes durch eine stille Feier geheiligt haben will, also außer dieser Zeit schon Manches zuläßt, wodurch die Farbe der Feier in etwas verwischt wird, und nimmt man nun die für den Vormittagsgottesdienst festgesetzte Zeit von drittehalb Stunden, so ist dieses ganz gegen die Praxis der kirchlichen Feier, indem diese Zeit in vielen Gemeinden und an vielen Tagen nicht ausreicht, namentlich wegen der großen Communionen, die hier zu Lande, wo es sehr große Gemeinden gibt, mit dem übrigen Gottesdienst nicht selten vier Stunden und darüber einnehmen, wenn auch alles noch so sehr in die Kürze gezogen wird. Soll wirklich mit gehöriger Strenge auf Geltung der Verordnung gehalten werden, welches schwierige, ja unmögliche Geschäft ist dann der Polizeibehörde aufgelegt worden, die fern von einem Kirchorte, nicht weiß, wenn die Stunden des Gottesdienstes abgelaufen sind. Und wozu die besondere Stille und Feier für die gottesdienstliche Zeit, etwa für die, die an dem Gottesdienste Theil nehmen? für diese ist ja doch wohl die Zeit ohnehin feierlich, wenn nur nicht das Geräusch von außen in die Kirche hineindringt, aber werden diese nicht schon auf dem Wege zur Kirche, und dann wiederum, wenn sie das Gotteshaus verlassen, unangenehm berührt und aus ihrer höheren Sphäre heraus und herabgezogen in das geräuschvolle Weltleben, wenn dieses wieder seinen Anfang nehmen darf? Indessen müssen wir noch weiter gehen, und da finden wir, daß nicht allein nicht die ganze Feiertagszeit, sondern daß auch die Zeit der gottesdienstlichen Feier nicht vor geräuschvollen und öffentlichen

Arbeiten geschügt ist. Und aber erst noch zu bedenken zu geben, was außer der gottesdienstlichen Zeit alles erlaubt und gestattet ist, so nehmen wir hier die Bestimmungen des zehnten Paragraphen, nach welchen außer den angegebenen Stunden des Gottesdienstes gestattet ist: alles Kaufen und Verkaufen in den Läden der Kaufleute, Krämer, Höker, Bäcker und anderer Gewerbetreibenden; eben so das Aussehen mit Ess- und anderen Waaren an den Straßen, so wie alles Hausiren, insofern solches überhaupt stattfinden darf. Nach §. 11. ist außer der gottesdienstlichen Zeit erlaubt, daß Krüger, Gast- und Schankwirthe sitzende Gäste zulassen dürfen; nach §. 12. dürfen außer der Zeit des Gottesdienstes Privat- und sogenannte Sonntagschulen gehalten werden; nach §. 9. ist außer dieser Zeit das Tagen Einzelner zugegeben; nach §. 6. Versammlungen in Kirchen-, Schul- und Armenhäusern, welche der Prediger zu berufen sich veranlaßt finden möchte; nach §. 2. das Mahlen auf Mühlen. Fassen wir nun dieses zusammen, so ergibt sich, daß die Verordnung selbst auf die Feier außer den gottesdienstlichen Stunden nicht viel gibt, indem nämlich, wenn Alles was gestattet ist in Bewegung kommt, von einem Sonn- und Festtage nicht viel wird zu sehen seyn. Allein dazu kommt noch mehr, indem nach §. 3. Handwerker und Fabrikanten und überhaupt Alle, welche einen gewerblichen Betrieb haben, ihre Gefellen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter und Gehülfen an Sonn- und Festtagen nicht zu Arbeiten dieses Betriebs anhalten sollen, „welche sie verhindern, an dem Gottesdienste Theil zu nehmen, insofern solche nicht zur Aufsichtsführung, oder in anderer Rücksicht unerlässlich nothwendig sind; nach §. 4. sollen die Tagelöhner, welche bei Besitzern von Landstellen in beständigem Lohne stehen, von diesen nicht veranlaßt werden, an Sonn- und Festtagen Arbeiten auf dem Hofe, im Hause oder in den Nebengebäuden zu verrichten, welche sie außer Stand setzen, dem Gottesdienste beizuwohnen, insofern solche nicht unerlässlich nothwendig sind.“ Nach diesen Bestimmungen dürfen also alle die genannten Personen außer der Zeit des Gottesdienstes zu ihren gewöhnlichen Werktagsarbeiten angehalten werden; ja auch schon während der Zeit des Gottesdienstes, wenn sie nämlich in irgend einer Rücksicht unerlässlich nothwendig sind, und die Bestimmung darüber wird wohl jedenfalls dem Handwerker, Fabrikanten und Landbesitzer überlassen bleiben. Was danach nun noch für den ganzen Sonn- und Festtag übrig bleibt, wird sich leicht berechnen lassen, wenn man einmal die kurze Zeit der gottesdienstlichen Stunden in Erwägung zieht und dann noch dazu nimmt, daß in fast allen Landgemeinden und auch in vielen Stadtgemeinden nur ein Vormittagsgottesdienst stattfindet. Aber auch was die gottesdienstlichen Stunden selbst betrifft, ist von der anscheinend strengen Festsetzung in §. 2.: daß in der ganzen Feiertagszeit der Sonn- und Festtage alles geräuschvolle, so wie alles öffentliche Arbeiten untersagt seyn soll, durch fünfmalige Subtraktion so viel weggenommen, daß wirklich nur Null nachbleibt. Die erste Ausnahme, und wohl zu bemerken, von geräuschvollen und öffentlichen Arbeiten der ganzen

Feiertagszeit, worin also die Stunden des Gottesdienstes mit begriffen sind; die erste Ausnahme gestattet diejenigen Arbeiten, „welche zur Fortsetzung des häuslichen Lebens und des Betriebes erforderlich sind, und keinen Aufschub leiden.“ Ob die Entscheidung des letzteren dem Gewissen der Gewerbetreibenden oder der Polizeibehörde zuständig ist, ist unentschieden, aber gewiß nicht, ob es auch nur irgend etwas gibt, was sich nicht als Fortsetzung des häuslichen Lebens und des Betriebes ansehen läßt. Die zweite Ausnahme gestattet alle Arbeiten zur Saat- und Erntezeit, „wenn solche in Folge ungünstiger Witterung nicht länger ausgeführt werden können.“ Ein wie weites Feld der Werktagsthätigkeit hier den Sonn- und Festtagen eingeräumt worden ist, begreift man um so mehr, wenn man bedenkt, daß in der fünften Ausnahme außerdem noch die Arbeiten, welche durch die Noth erforderlich werden, hinzukommen. Die dritte Ausnahme gestattet „die Arbeiten kleiner Leute und Tagelöhner zur Bestellung ihres Feldes, Gartens und Anschaffung ihrer Feuerung, so wie andere Arbeiten, bei denen sie fremder Hülfe bedürfen.“ Daß diese Klasse von Menschen, und also die bei weitem größere Klasse von aller Feier der Sonn- und Festtage, auch während der gottesdienstlichen Stunden, erimirt worden ist, ergibt sich aus dieser Bestimmung. Die vierte Ausnahme gestattet „das Mahlen auf Mühlen (Wasser und Windmühlen), jedoch mit Ausschluß der gottesdienstlichen Zeit, und mit Ausnahme der Stampf- und Hammermühlen,“ und die fünfte Ausnahme fügt nun noch hinzu „diejenigen Arbeiten, welche durch die Noth oder durch Hülfe in Nothfällen erheischt werden.“ Fassen wir nun Alles zusammen, was sich an geräuschvollen und öffentlichen Arbeiten (alle übrigen sind ja ohnehin nicht verboten) in diese Exemptionen hineinziehen läßt, so wüßten wir doch wirklich nicht, ob noch irgend etwas von dem, was sonst den Werktagen angehört, an Sonn- und Festtagen verboten ist? Es könnte nun freilich scheinen, als ob es nicht einem Jeden gestattet sey, nach diesen Ausnahmen willkürlich zu verfahren, da nach dem §. 21. „die Schleswig-Holsteinische Regierung autorisirt worden ist, unter besonderen Umständen in einzelnen Fällen Ausnahmen von den Vorschriften dieser Verordnung zu bewilligen, namentlich für solche in dem §. 2. nicht genannte Einrichtungen, welche nach ihrem Ermessen von Wichtigkeit sind und keinen Aufschub leiden;“ allein diese Bestimmung ist doch in der That nur ein scheinbarer Damm, aufgeführt gegen die Willkühr Einzelner, denn zu geschweigen, daß jene fünf Ausnahmen doch bestimmt genug Alles gestatten und eigentlich gar keinen Zweifel übrig lassen, so ist ja eine Einwendung an die Schleswig-Holsteinische Regierung auf jeden Fall eine unthunliche Sache, weil nämlich jene gestatteten Arbeiten sowohl für einzelne Personen als für bestimmte Sonn- und Festtage so augenblicklich erforderlich

sind, daß eine Entscheidung der Regierung jedesmal zu spät kommen würde, und wollte die Regierung aus einer besondern Ausnahme sogleich eine allgemeine Regel machen, dann fragen wir: was kann noch nachbleiben?

Die Strafbestimmungen für Contravenienten sind nun allerdings ziemlich hoch angesetzt, und es könnte daraus scheinen, als ob man es mit der Sache recht streng und scharf haben nehmen wollen, allein die Verordnung hat ja hinlänglich dafür gesorgt, daß Contraventionen nur sehr selten vorkommen können, und es fragt sich, ob, mit Ausnahme von Belustigungen und Vergnügungen, jemals welche vorkommen werden, wenn nicht grade die einzelne Polizeibehörde besonders wachsam wäre, eine Befürchtung, der man kaum Raum geben darf, wenn man aus Erfahrung weiß, wie liberal die Polizei in diesem Fache gewesen ist, und zu seyn pflegt.

Die Publikation der Verordnung schien anfangs eine gewisse Aufregung im Publico zu machen, weil man ihre Strenge fürchtete, allein diese Besorgniß legte sich bald, indem man sich überzeugte, daß die illegale Freiheit, die bis jetzt de facto bestanden hatte, nun zu einer legalen Freiheit erhoben worden sey. Das Volk ist also in der That befriedigt, denn die Verordnung ist ganz im Geiste und im Wunsche des Volks gegeben, aber nicht zum wahren Heil und Besten des Volkes. Wir sind freilich weit entfernt, die wahre Sonn- und Festtagsordnung im Geiste des Evangeliums allein von der Sonn- und Festtags-Verordnung uns abhängig zu denken, indem die Macht und Gewalt des Wortes, und durch dieses der Glaube, wenn er vorhanden ist, und wo er vorhanden ist, schon eine Sonn- und Festtagsordnung aus sich erzeugen wird, allein ein zweifaches Unglück ist doch unserer Kirche aus dieser Verordnung erwachsen, und sie hat das Schwerdt des Geistes, welches ist das Wort Gottes, hinführo schärfer zu gebrauchen, um diesem zu begegnen. Das eine Unglück besteht darin, daß sie in dieser Sonn- und Festtags-Verordnung keine Hülfe hat, indem sie nach allem Besprochenen nicht im Interesse der Kirche gegeben ist, und das andere besteht darin, daß dieselbe durch ihre Anordnungen das Wort Gottes selber abgestumpft hat, indem sie das nach dem Worte Gottes an und für sich Verbotene durch gesetzliche Bestimmungen erlaubt und gestattet. In dieser Beziehung wäre es besser, gar keine Sonn- und Festtags-Verordnung zu haben, dann bliebe doch dem Worte freier Raum und ungehemmte Rede, das werktagsmäßige Treiben an den Feiertagen als Unrecht und als Sünde darzustellen; nun aber wird man diesem die Verordnung entgegenhalten und sagen: Kann denn Unrecht und Sünde seyn, was uns eine Verordnung gestattet, die von auserwählten Männern des Landes berathen, und von dem obersten Bischof der Kirche erlassen worden ist? Wir fürchten wohl, aber wir verzagen nicht.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 4. November.

N^o 89.

Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen.

(Fortsetzung.)

Wir sehen mit Luther eine der festesten Stützen unserer gelehrten Theologie und damit auch der Kirche in den alten Sprachen und in dem rechten Unterrichte der Jugend in denselben, und können darum unsere Freude nicht verhehlen, daß einige sehr kräftige Stimmen für ihre Erhaltung in allem über Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismus hinausgehenden Unterrichte sich erhoben und damit das Princip des Realschulwesens, für welches sich nur ein Paar schwache Stimmen einstellten, in seiner Wurzel angegriffen und für die Theorie wenigstens beseitigt haben. Indessen kann nicht gesagt werden, daß man einen vollständigen Sieg schon errungen habe, oder je eher erringen könne, als bis die alten Sprachen wieder vollständig in unseren Gymnasien das geworden sind, was sie ehemals waren, die Elemente zum bereinigen Betreiben aller Wissenschaften, nicht wie jetzt die Mittel zur Einprägung philologischer Gelehrsamkeit. Darum möchte auch der Hofrath Thiersch, der Gründer des Vereins, wiederholentlich und noch am Schlusse der letzten Sitzung ganz besonders darauf aufmerksam, daß man in Zukunft immer mehr mit der Jugend in den Alten lesen möge, nicht aber länger die alten Texte zu schönen Gelegenheiten, die Notenweisheit der eigenen Studien mitzutheilen, machen, also, wie es heißt, nicht so viel mehr statarisch lesen solle. Uns möchte es fast bedünken, es sey dieses Wort des erfahrenen Schul- und Weltmannes das allerwichtigste für die eigentlichen Philologen gewesen, für diejenigen, welche nicht sehen wollen, daß die Geringschätzung, welche die alten Sprachen heut zu Tage oft erfahren müssen, zum großen Theile von der sogenannten Erhebung der wissenschaftlichen Philologie und von deren voreiligen Verpflanzung in die Gymnasien herrühre. Dies ist aber noch lange nicht Alles, was Thiersch Wahres, Dringendes, auch Schönes gesagt hat. Thiersch ist die eigentliche Seele der Versammlung gewesen, er hat mit seiner ausgezeichneten Redegabe überall, wo sich die Debatten zu endlosen Schrauben auszubrechen drohten, dieselben passend abgeschnitten, hat stets eine beruhigende oder geistreiche Wendung in Bereitschaft gehabt, um Schwieriges zu erläutern, Strittiges auszugleichen, zu Langweiliges, Zeitraubendes abzubringen, ja sogar dem offenbar Schlechten den Muth des Weiterredens zu entziehen. Nachher zu letzterem das Beispiel!

Wollen wir von den pädagogischen, von den eigentlichen Schulverhandlungen reden, so haben wir erst die Aufgabe dieser dritten Versammlung der Schulmänner zu erwähnen. Sie hatte die Materialien zu einem allgemeinen Schulplane oder Lehrplane

für alle Deutsche Gymnasien zusammenschaffen und diskutierend verarbeiten und einen solchen Plan entwerfen sollen. Ein schweres Stück Arbeit und ausreichend sicherlich für zehn Versammlungen. Was geschah? Thiersch trat auf, hielt einen Vortrag und zeigte, daß ein solcher allgemeiner Plan nicht möglich, nicht nöthig, nicht nützlich sey, und daß also die dritte Versammlung sich kaum weiter damit zu befassen habe. Auch wir können uns hier nicht weiter damit befassen, können auch nicht die Diskussionen, welche nachher jenem Vortrage folgten, wieder erzählen, sondern begnügen uns mit dem Resultate, daß diese Ansicht von einem allgemeinen Lehrplane wohl aufgenommen und als eines wissenschaftlichen und freien Mannes würdig erachtet wurde. Was sich gegen sie sagen läßt, haben einige spätere Vorträge mittelbar angedeutet. Nämlich das ist ganz richtig, daß man keinen Methodenleihen schneiden kann, über welchen nachher alle und jede Schule für den Lehrgang geschlagen werden müßten, daß man nicht, wie das wohl an vielen Orten versucht wird, allen Lehrern Eine und Dieselbe Abrichtemethode beibringen kann; ganz richtig, daß so ein allgemeines, abstraktes Schema, innerhalb dessen keine freie Bewegung gestattet oder möglich wäre, der Tod alles individuellen Lebens und deshalb der Abgrund der persönlichen, edeln Freiheit seyn würde; ganz richtig, daß die Schulen zuerst und am meisten sich vor einer traurigen, die momentanen und lokalen Bedürfnisse verkennenden und ihre Vorzüge vernichtenden Centralisation zu hüten haben: allein es muß doch auch in allen Unterrichtsgegenständen ein gewisses Etwas geben, über welches man recht wohl nicht bloß hin- und herstreiten, sondern auch etwas Bestimmtes ausmachen und festsetzen kann; es muß das Zuviel oder Zuwenig an Material abgegränzt werden können; ja man muß sogar über die Methode etwas Unumstößliches festsetzen können. Freilich das ist ausgemacht: hätte diese Versammlung von Schulmännern dies herausbringen und bestimmen wollen, so wäre sie genöthigt gewesen, nicht drei, sondern vielleicht dreißig Tage zusammenzubleiben und zu beraten. Darum — und das ist unsere erste und hauptsächlichste Klage in Betreff der Einrichtung — muß man einsehen, daß man für eine so kurze Zeit viel zu vielerlei behandelt, sich viel zu viel vorgenommen und realiter zu wenig zu eigentlichem Ende gebracht hat. Man sollte nur einmal jene Aufgabe der vorjährigen Versammlung festhalten, sollte vorläufig einen einzigen Unterrichtsgegenstand, z. B. die Mathematik, hernehmen; untersuchen, was diese überhaupt für Gymnasien zu bedeuten habe, und ob dem alten Ernesti, diesem vortrefflichen Schulmeister, rücksichtlich des Pensums, welches er daraus für Schulen ausgesucht und umgränzt hat, Recht zu geben sey, oder ob man den Mathematikern und Naturforschern — nach dem Vorgange

mehr muß die Nichtaufnahme als Inconsequenz erscheinen, die fast auf die Vermuthung einer auf dogmatischem Grunde beruhenden Abneigung hinführt, welche sich hier, wo die Herausgeber nur als Organe der Kirche auftraten, nicht einzumischen befugt war.

In Bezug auf Druck und Papier ist die neue Auflage hinter der ersten zurückgeblieben. Die in dieser mitgetheilten Biographien der Liederdichter vermissen wir hier, wo nur das Geburts- und Sterbejahr derselben angegeben wird, ungern, ehren aber die Gründe, welche die Herausgeber zur Weglassung in dem zum allgemeinsten Gebrauche bestimmten Buche veranlaßt haben, und möchten nur wünschen, daß diese Biographien, vielleicht noch weiter ausgeführt, als Beilage für diejenigen abgedruckt würden, die danach besonderes Verlangen tragen. Für eine solche Beilage würde sich auch noch ein anderer sehr passender Inhalt ergeben. Die Veränderungen, die hier in dem Texte der alten Lieder vorgenommen worden sind, kommen gar nicht in Vergleich mit denen, die sich in den meisten anderen neuen Gesangbüchern finden. Die Herausgeber haben das Heilige mit zarten Händen berührt und im Ganzen nur in wenigen Fällen, in der Regel nur da geändert, wo dringende Noth dazu trieb. Indessen sind doch einmal Veränderungen vorhanden und es laufen nach der menschlichen Schwachheit auch solche mitunter, die weder nothwendig, noch recht passend sind, wie z. B. in dem Liede: Meine Seele willst du ruhn, was durch die Veränderungen, so gering sie auch sind, offenbar gelitten hat. In vielen Fällen nun kann es von großem Interesse seyn zu wissen, ob der uns vorliegende Text ein völlig unveränderter sey. Diesem Bedürfnisse könnten die Herausgeber leicht genügen, wenn sie in der Weise, wie es in der Liederkrone geschehen ist, in einem Anhange (daß die Angabe der Veränderungen unter dem Texte stehen möge, verlangen wir nicht einmal; es würde für den erbaulichen Gebrauch störend seyn), den Leser nach Belieben sich anschaffen kann oder nicht, die Veränderungen und den ursprünglichen Text sich einander gegenüberstellen. Es könnte dies auf einem sehr kleinen Raume geschehen, da der Veränderungen verhältnißmäßig nur wenige sind, die Herausgeber nur den Dienst solcher gethan haben, welche mit vorsichtiger Hand den Staub von alten werthvollen Gemälden abwischen, nicht in Weise der Farbenflecker gehandelt, welche in einfältiger Anmaßung mit ihrer kunstlosen Affenhand über dasjenige hinfahren, was kunstreiche Menschenhand gebildet. Und man würde auf diese Weise des lästigen Geschäftes der Vergleichung der Vielen nicht einmal zugänglichen alten Gesangbücher überhoben.

Noch bemerken wir, daß das Format des Buches, ein sehr großes Oktav, für den kirchlichen Gebrauch nicht recht bequem ist, und daß die unmittelbare Aufeinanderfolge des Melodienregisters, des Spruchregisters und des alphabetischen Liederverzeichnisses, namentlich der beiden letzteren, deren Druckeinrichtung ganz dieselbe ist, besonders den Ungeübten zu manchen Verwirrungen Anlaß gibt. Diese kleinen Uebelstände würden wohl bei einer neuen Auflage zu beseitigen seyn.

Zum Schlusse erklären wir aus voller Überzeugung und nach sorgfältiger Prüfung, daß wir, ungeachtet der kleinen Ausstellungen, die wir erhoben haben, in der ganzen älteren und neueren Litteratur kein Gesangbuch kennen, welches in Bezug auf kirchliche Brauchbarkeit diesem mit Recht so genannten Liederstücke vorzuziehen wäre, oder auch nur gleichkäme. Wir preisen die Gemeinde glücklich, der es gelingt, sich den öffentlichen Gebrauch eines solchen Buches zu erringen. Der schändliche Kirchenraub, welcher in der dunkeln Zeit der Aufklärung auf diesem Gebiete begangen worden, wird jetzt mehr und mehr erkannt, das schöne Jubeljahr der Wiederherstellung der Kirche in den verlorenen Besitz kommt auch auf ihm näher und näher heran. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben und der heiligsten Pflichten der kirchlichen Obern, daß sie hier den Schaden Joseph's heilen und die Wunden Sions verbinden. Es wäre ein erster, aber schon höchst erfreulicher Schritt nach diesem Ziele hin, wenn es den Gemeinden, die insoweit geistlich mündig geworden sind, daß sie Wein und Wasser auf diesem Gebiete von einander unterscheiden können und nach der gesunden Nahrung begierig sind, auf ihr Verlangen gestattet würde, den ihnen aufgedrungenen Unrath den Maulwürfen und den Fledermäusen hinzuworfen, und ein Buch wie das vorliegende kirchlich einzuführen. Dem Vernehmen nach ist dieser Wunsch an einigen Orten schon in Erfüllung gegangen; einer Gemeinde im Posen'schen z. B. ist der kirchliche Gebrauch des Liederstückes durch die Königl. Regierung gestattet worden und auch in einer ausgedehnten Schlesischen Besserungsanstalt ist die Einführung mit Genehmigung der Regierung bereits erfolgt. Wir dürfen nach solchen Ansätzen und nach der Thatfache, daß im Königreiche Preußen allen Gemeinden, die zu ihren älteren Gesangbüchern zurückkehren wollen, dies gestattet worden ist, wohl erwarten, daß unser Wunsch auch in weiteren Kreisen in Erfüllung gehen wird. Es ist wohl nicht zu fürchten, daß man seiner Realisirung im Interesse kirchlicher Uniformität entgegenarbeite. Wo die nothwendigsten Bedürfnisse des geistlichen Lebens der Gemeinde fehlen, da können solche Bedenken gar keine Bedeutung haben. Zudem ist die Einführung eines Werkes wie das vorliegende gerade ein Schritt zurück zur wahren Uniformität, die durch die Werke der neuen Meister zerstört worden ist. Geistliche aber, in deren Gemeinden Nachwerke eingeführt sind, wie z. B. das Gesangbuch zum Gebrauche in den Königlich Preussischen Landen und ähnliche, sollten nicht ruhig schlafen können, bis sie hier Hülfe geschafft. In solchem Falle ein Gesangbuch wie das Porstische wieder einzuführen, hat, außer bei ganz einfachen Landgemeinden, sein entschiedenes Bedenken; es ist doch des Veralteten und Geschmacklosen zu viel darin. Die Einführung eines Gesangbuches wie der Liederstange wird viel geeigneter seyn. Gewiß wird der Verleger desselben keine Opfer scheuen, wenn es gilt, eine solche Einführung durch Ermäßigung des ohnedem schon sehr billigen Preises zu befördern.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 7. November.

N^o 90.

Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen.

(Schluß.)

Ein junger Mann, wenn wir nicht irren der Professor Schnitzer aus Seilbrunn, trat dagegen auf, sprach Allerlei von Philosophie und dergleichen, und machte unter Anderem folgende sehr feck und zuversichtlich ausgesprochene Versicherung: „Wir Philologen sind alle geborene Nationalisten!“ Es blieb noch still, denn nach dem löblichen parlamentarischen Verfahren darf Niemand unterbrechen oder stören. Hin und wieder hörte man unangenehmes Geräusch, aber sehr zurückgehaltenes. Wir athmeten kaum, denn es war in uns fest beschlossen, alle die schwache Kraft des Wortes, die uns zu Gebote stünde, zusammenzunehmen und unserer Entrüstung Luft zu machen. Der Nationalist hatte geendet, aber auch Thiersch schon um's Wort gebeten. Und siehe, nur wohl weil's Thiersch war, konnte er den Abschluß dieser Debatten, welchen der Sprecher=Präsident schon aussprechen wollte, verzögern; er mußte sich daher sehr kurz fassen und sagte darum ungefähr Folgendes: „Wir können uns nicht auf Debatten über diesen Gegenstand einlassen, denn die würden uns in's Hohe, Tiefe, Weite und Breite führen; darum nur zwei Worte: wir Philologen wollen geborene Nationalisten seyn, aber in dem Sinne, wie Neuchlin und Melancthon!“ Das war gut, unvergleichlich gut abgebrochen, wenn einmal abgebrochen werden sollte. Allein ist dadurch viel genügt, ist dadurch der Schwären geheilt? Nein, unserer Meinung nach mußte dieser aufgestochen werden, es mochte daraus fließen, was da wollte, und wenn es nur den Gewinn gehabt hätte, daß man erfahren, wie die Philologen, wie die Pädagogen, deren angesehenste Notabilitäten hier versammelt waren, zu der Sache des Glaubens stünden. Aber daraus hat man nichts erfahren, was hier vorging, daraus, daß zwei oder drei Stimmen nach den Worten des Hofsaths Thiersch ihr herzlichles Bravo! nicht unterdrücken konnten, kann man nicht mehr schließen als man schon weiß. Ja, es war die Zeit kurz, man hatte noch viel zu thun, man mußte noch Vorträge hören über eine f. g. neue Methode, die alten und neuen Sprachen stufenweise zu lehren, über Aristophanes als ästhetischen Kritiker, über den Unterricht in der Mathematik (beiläufig ein sehr ansprechender Vortrag vom Prof. Ohm aus Berlin) u. s. w. Aber wir fragen: Was ist wichtiger, die Methode in den alten Sprachen, in der Mathematik, ein Paar philologisch=ästhetische Notizen — oder die heilige Sache unseres Glaubens, die Sache des Christenthums auf den Schulen? Und wenn keiner der noch designirten Redner ein Wort gesprochen hätte, wenn sie zehnmal ihre Reise vergebens gemacht und sich nicht hätten hören können: welch ganz anderen geistigen und geistlichen Gewinn würde die

Versammlung mit nach Hause und in ihre Schulen gebracht haben, wenn den Verhandlungen über den Religionsunterricht freier Lauf gelassen wäre? Dieser Gewinn ist nicht erfolgt, und wenn Thiersch auch ein noch so gutes Wort gesprochen hat, so hilft dies doch nichts bei denen, welche nicht einmal göttliche Autorität aus der Schrift gelten lassen mögen. Die schöne Gelegenheit also, sich für oder wider das Christenthum zu erklären, das faule und matte maurerische Halbwerk, das schlechte Laviren und Pariren, die gottlose Standpunktweisheit aufzugeben oder wenigstens auszusprechen und dadurch für die eifrigeren Naturen zu brandmarken, diese schöne Gelegenheit ist versäumt, ist vorbeigelassen. Allerdings können wir nicht absehen, wohin dergleichen Debatten geführt haben würden, an einem Orte noch dazu, wo Herr Bretschneider präsidiert, in einer Versammlung, wo so vielerlei Elemente des geistigen Lebens neben einander gestellt waren; allein wir leben der festen Überzeugung, daß jedweder Streit um Glauben und Unglauben zum Heile führt, und daß man ihm niemals aus Menschenfurcht und Menschenwitz aus dem Wege gehen müsse.

Fragen wir weiter, welchen Gewinn die Kirche, das Christenthum aus diesen jährlichen Zusammenkünften Deutscher Philologen und Schulmänner ziehen könne, so müssen wir einen Accent auf das zweite Wort legen. Der Zutritt zu dem Verein ist Jedem gestattet, welcher seine wissenschaftliche Befähigung durch die Bekleidung eines öffentlichen Amtes in Kirche oder Schule kund gibt, es können also auch Geistliche jeglicher Art daran Theil nehmen. Ein Geistlicher der rechten Art ist aber jedesmal auch ein Pädagoge von Fach; denn er erzieht die Menschen insgesamt für ihre höchste Bestimmung; ein solcher Geistlicher hat aber auch eine gewichtige Stimme in der Sache der Erziehung. Weil es also sich sehr oft trifft, daß man wohl ein guter, gelehrter Philologe, aber ein schlechter Pädagog und Schulmonarch seyn kann; weil aber keine anderen Mittel geeigneter sind, auf die Besserung oder christliche Regeneration der Erziehung und des Unterrichts zu wirken, als das lebendige Wort vor vielen, sehr vielen Mitbetheiligten: so kann allerdings dann für die Kirche, für den Glauben viel gewonnen werden, wenn tüchtige geistliche Redner, die Herz und Kopf auf der rechten Stelle haben, die Versammlungen besuchen und nach bestem Wissen und Gewissen das Wort verkündigen, welches auch die gewandtesten Wortklaubler und Muthmaßer stahn lassen sollen, und wenn sie der Weisheit den Sieg zu verschaffen streben, ohne welche es kein Heil gibt weder hüben noch drüben. Es ist schön und unumgänglich nothwendig, daß die Prediger des heiligen Wortes Arm und Reich, Hoch und Niedrig, Groß und Klein für seine Wahrheit zu entzünden suchen, daß sie umhergehen in den Häusern und lehren und ermahnen und durch die Eltern auf die Kinder wirken. Aber wer es weiß, wie wenige Diener der Kirche noch

oder erst wieder von dem Geiste der Wahrheit getrieben und zu jenem Feuereifer entzündet werden; wer es weiß, wie vor allen Dingen der Lehrstand der Kirche selbst erneuert und ich möchte sagen, mit jugendlichem Glaubenseifer erfüllt werden muß, wenn auch das Volk nach Oben greifen und langen soll; wer zudem bedenkt, daß die Gymnasien den zukünftigen Predigern ihre erste und nachhaltigste Bildung geben: der wird nicht in Abrede stellen, daß die hauptsächlichste Wirkung erst auf die Gymnasien und deren Lehrer geübt werden müsse; der wird überzeugt seyn, daß, wenn nur da erst das Wort von der Versöhnung wieder recht zu Ehren und Wirken kommt, auch die Kirche nicht zu lange mehr auf den Trost Israels zu warten habe; der wird es endlich für eine heilige Pflicht derer, welche Kraft und Beruf in sich fühlen, für Christum in's Feld zu ziehen, halten, daß sie sich sofort aufmachen und an den Orten, wo für das Heil der Schulen gesprochen und gestritten wird, ihre Stimme erschallen lassen. Sie werden keine Prediger in der Wüste seyn; denn für diese ewige Wahrheit gibt es, wenn sie nur recht gegriffen wird, überall empfängliche und offene Herzen. Wir glauben, daß jenes einzige Wort von Thiersch auch diesmal manche annoch schwankende und ungewisse Herzen in einer Weise befestigt und gesichert hat, welche in ihrem für Kirche und Schule segensreichen Erfolge die denselben entweder unnützen oder gar feindseligen Diatriben unberufener Schwärmer weit überbietet; aber es war nur Ein Wort, es war nur Eine Behauptung, es war noch lange nicht diejenige Erweckung und Begeisterung, welche über die Lehrer unserer Schulen ausströmen muß, wenn sie endlich die futile Blasphemie und das mikrologische Worthelldenthum geringer achten und der Jugend zu den erhabenen Weisheitslehren, zu der unvergleichlichen Denkfertigkeit, welche wirklich das Studium der Alten gewährt, die ewige Wahrheit des Christenthums, von moderner Trivolität und von pedantischer Maurerei unverkürzt und von heidnischem Nationalismus unbeschnitten, in unverfälschter Reinheit, wie sie Luther predigte, lehren sollen. Das kann man nicht mit Einem Worte abthun, das kann man nicht erreichen, wenn man sich scheut, auf die Sache einzugehen und lieber die Debatten abbricht, als ein weithinscheinendes und starkauslooderndes Feuer der freitenden Gemüther entbrennen sieht. Es ist der guten Sache durch das Wort von Thiersch genügt, mehr genügt, als der triviale Vortrag des sich über die Parteien stellenden Consistorialraths, als das freche Wort des sich zu einem Sprecher für Alle erhebenden Professors schaden kann; wir gestehen, daß diese Versammlung der Philologen und Schulmänner insonderheit wegen der geistigen Präponderanz des Hofraths Thiersch, dessen Richtung und Gesinnung hinlänglich bekannt ist, auch einen guten Keim für die Kräftigung der christlichen Lehrer gelegt hat: aber wir haben auch die Überzeugung, daß die Versammlung noch viel mehr wird nützen können, wir hoffen, daß, wenn sie sich in ihrer Verfassung noch vervollkommenet, wenn sie noch regeren Antheil von vorn herein an dem Verhältnisse zwischen Kirche und Schule nimmt, sie unserem Deutschen Vaterlande große, sehr dankenswerthe Wohlthaten wird erweisen können. Doch damit kommen wir schon auf die Wünsche, welche wir, als zu ihrem noch besseren Gedeihen erspriesslich, auszusprechen uns vorgenommen haben.

Wir können uns kurz fassen, bemerken aber im Voraus, daß grade für uns Preußen die nächste Versammlung von größerer Bedeutung werden kann, weil die Herren, nach dem löblichen Wandersysteme, sich wieder nach Westen und Norden schlagen werden, und die Preussische Universitätsstadt Bonn zum Versammlungsorte für das künftige Jahr ausgewählt ist. Mancherlei Elemente, welche die Eigenthümlichkeit der Süddeutschen ausmachen, werden dort nicht so stark repräsentirt werden, möge daher Norddeutschland seine besten, kräftigsten und entschiedensten Naturen hinsenden, damit grade, was wir wünschen, zu einem gedeßlichen Fortschritte gebracht werde. Die Versammlung besteht aus Philologen und Schulmännern. Gut. Hat man aber schon das Verhältniß zwischen beiden gehörig untersucht? Hat man nachgewiesen, in wie weit der bloße Philologe für die Schule taugt oder bloß für die Universität? Hat man sich deutlich gemacht, in wie weit grade der Schulmann nicht Philologe seyn darf, um das Erstere ordentlich zu seyn? Wir können's nicht oft genug wiederholen, daß die alten Sprachen nimmermehr aus unseren Gymnasien entfernt werden dürfen. Aber es ist doch etwas ganz Anderes, Philologie zu treiben und die alten Sprachen zur Grundlage der Jugendbildung zu machen. Es ist nothwendig, daß, wenn wir in diesem Sinne gute Lehrer haben wollen, die Wissenschaft der Philologie immer weiter gefördert werde, daß jede Universität sich's zu besonderer Ehre anrechnen müsse, einen anregenden und gelehrten Philologen zu haben; aber eben so nothwendig, daß diese Wissenschaft der Philologie von den Gymnasien fern gehalten werde, daß die Philologen an den Schulen nicht lehren, was sie auf der Universität gelernt haben. Es ist also auch gut, wenn diese Philologen jährlich zusammenkommen und einander über das Mittheilungen machen, was sie Neues entdeckt, erforscht, gelernt haben, wenn sie sich zu gegenseitigem Forschen anregen und einander persönlich näher treten und s. g. Humanität lernen; auch gut, wenn Schulmänner dazutreten und zuhören und Allerlei für ihren Bedarf aus den neuen Entdeckungen mit nach Hause nehmen. Aber wäre das letztere nicht für Jedermann gut? für den Theologen nicht minder, als für den Juristen und Arzt? Das kann doch nicht die Bedeutung des Zusazes seyn: Versammlung der Philologen und Schulmänner? Wir sehen einen so großen Unterschied zwischen beiden, daß wir höchstens diejenigen Schulmänner zu den Philologen rechnen mögen, welche sich noch neben ihren Schularbeiten zur Erholung, zur Erfrischung oder aus lobenswerther Vorliebe mit der wissenschaftlichen Philologie beschäftigen. Aber als Schulmänner können sie in diesem Sinne nicht auftreten. Als solche müssen sie keine Philologen seyn. Wenn nun aber doch das Wort Schulmänner in seinem wahren Begriffsumfang stehen bleiben soll, so erhalten wir zwei einander durchaus heterogene Elemente in jenen Versammlungen, oder man müßte eben so gut Versammlungen von Theologen und Schulmännern, Philosophen und Schulmännern, Naturforschern, Mathematikern, Ökonomen und Schulmännern halten können, weil sich ja jeder Schulmann aus eben so lobenswerther Vorliebe mit diesen Wissenschaften neben seinen Amtsgeschäften abgeben kann. Sehen wir also genauer zu, so liegt in jenem hin-

zufügenden und keine nothwendige, sondern nur eine zufällige Verbindung, ja, wenn man will, der Sache nach sogar eine Trennung. Wenn wir demnach unseren ersten Wunsch äußern sollen, so geht dieser darauf hin, daß man das Verhältniß zwischen Philologie und Schule, zwischen Wissenschaft und Unterricht gehörig untersuchen und festsetzen möge. Es kann seyn, daß man die Verschiedenheit der zusammengeworfenen Elemente erkennt, daß man dieselben auch in praxi sondert; aber doch haben wir nicht die Ansicht, daß sich die Schulmänner nur sogleich wieder trennen und sich für sich allein zusammenthün sollten. Nein, die Gemeinschaft muß erhalten werden, kann und möge sogar noch eine Förderung und Vergrößerung dadurch erhalten, daß sich christliche Volkslehrer, Prediger, Theologen hinzuthun und durch diese zusammen nicht bloß die Wissenschaft überhaupt gefördert werde, sondern die Grundlage für dieselbe, der Unterricht in den höheren Schulen, eine geistliche Verbesserung erfahre. Indessen kann eine äußerliche Trennung nicht wohl vermieden werden, die nämlich, daß man nicht die Sache beider identificire und unter einander werfe, sondern jedes Interesse für sich abmache und fördere.

Vergleichen Untersuchungen können aber nicht durch Einen Vortrag und durch Eine kurze Verhandlung über die Zustimmung oder Abweichung davon beseitigt werden, sondern man muß Jedem ohne Unterschied erlauben, sich darüber auszusprechen, man muß so lange debattiren, bis Keiner mehr Lust hat, eine andersartige Meinung zu äußern und zu vertreten. Damit sagen wir zugleich, was wir rücksichtlich der Organisation des Vereins wünschen, nämlich, was bisher nicht geschehen ist, daß man jeden Gegenstand, der einmal zum Vortrage gelangt ist, vollständig durchspreche und nicht wegen Beschränktheit der Zeit vorschnell aufgebe. Freilich kann es da kommen, daß mancher Redner seinen Vortrag gar nicht hält; gut, diesen mag das Verhandlungsprotokoll aufnehmen, aber nicht, wie auch gebührend zurückgewiesen wurde, noch allerlei andere Abhandlungen, die man sonst nicht zum Drucke bringen kann.*) Aber was man treibt, das treibe man gründlich. Entweder also gar keine Debatten, oder ausführliche, erschöpfende. Man reißt doch nicht bloß so weit, um dieses oder jenes Gelehrten Meinung zu vernehmen, sondern will sicherlich wissen, wie die größere Menge der Schulmänner z. B. über einen Gegenstand des Unterrichts oder über seine Methode denkt. Das ist nicht möglich bei der bisherigen Einrichtung. Hätte man sich nur bei dem Lehrbuche der Religion mehr Zeit genommen, gewiß würde man mehr Nutzen davon gehabt haben, als jetzt, wo derselbe fast gar keiner ist für diejenigen, welche wußten, worauf es dabei ankommt; gewiß würde man auch eine Vertheidigung des Schullehrerstandes gegen die grobe Invektive, daß er von Geburt dem Nationalismus angehöre, aus Vieler Munde vernommen haben. Oder sollten wir uns darin irren?

Der letzte Wunsch reiht sich gewissermaßen dem ersten an. Wenn nämlich das Verhältniß der Wissenschaft zur Schule wirklich untersucht wird, so muß, wenn uns nicht Alles täuscht, unter

den Resultaten auch dies seyn, daß die Schule in viel innigerer Verbindung mit der Kirche stehe, als mit der reinen Wissenschaft, welche gegen das Christenthum zu ihrem Schaden gleichgültig seyn kann; daß also neben den alten Sprachen, welche den Grund für die Wissenschaft legen sollen, ganz vorzüglich die Lehren des Christenthums, welche den Grund für das Leben, für dieses und jenes, bauen müssen, unserer Jugend einzufloßen sehen; daß endlich gerade die Sache des Christenthums, oder, wenn wir es gebräuchlicher ausdrücken sollen, der Religionsunterricht eine recht eindringliche Erörterung in einer der nächsten Versammlungen verdiene. Siehe da, das wären schon zwei Themata, welche zwei Versammlungen vollaus beschäftigen könnten, das eine über das Verhältniß der Philologie oder der Wissenschaft überhaupt zur Schule, das andere über den Religionsunterricht auf den Gymnasien. Von jenem muß man auf dieses kommen, eins wird durch das andere bedingt. So, mein' ich, müsse man sich in der Wahl der Themata beschränken, und nicht in dem Sinne das Kind mit dem Bade ausschütten, daß man über einen allgemeinen Lehrplan für Deutsche Gymnasien forschen und sitzen will, ehe man noch die nothwendigsten Vorfragen erledigt hat, und nachher ein zweideutiges Mein herausbringt. Es ist wahr, durch die neue Methodenweisheit ist der Unterricht erst in den niederen, dann zum Theil in den höheren Schulen verdorben worden, und das Fragen nach der besten Methode zeigt nicht den besten Lehrer an; aber das Alles muß viel sorgfältiger noch untersucht werden, als es bis jetzt von irgend einem der Erziehungskünstler geschehen ist. Wenn es die Schulmänner untersuchen wollen, so müssen sie es auf dem Grunde der alten Sprachen und des Christenthums thun. Ohne diesen Grund können sie eben nicht weiter kommen, als sie diesmal gekommen sind, zum Regiren, zum Gehelassen. Sind aber jene beiden Fragen genügend beantwortet, weiß man, wie die Schulen zum Alterthume, wie sie zur Kirche stehen sollen; dann wird man nachher rasch vorwärts schreiten und einen immer gedeichlicheren Fortgang erleben können.

Das sind unsere Wünsche. Möchten sie keine pia desideria bleiben! Die Art und Weise, auf Wissenschaft und Schule durch öffentliche Versammlungen der am meisten oder ausgezeichnet dabei theilgenommenen Männer wirken zu wollen, ist neu. Man weiß noch nicht, wozu das führen kann. Damit es zum Guten führe, muß Jeder, welcher das Gute wünscht, zum Guten sprechen. Wir haben es thun wollen. Nicht gut ist es, wenn die Schule sich immer mehr von der Kirche absondern will. Sogar der Volksschule träumt es schon längst von Emancipationsgedanken. Die höheren Schulen können leichter ihr wahres Heil verstehen lernen. Durch Unterricht und christliche Lehrer muß es zumeist geschehen. Drum, wenn über Unterricht in öffentlichen Versammlungen gesprochen und daraus Gutes bewirkt werden soll, müßten die Prediger des christlichen Glaubens öffentlichen, warmen, wahren Antheil an der Sache des Unterrichts, die auch eine des Christenthums ist, nehmen. Möge die nächste Versammlung zeigen, daß auch die Kirche und sie mehr, weit mehr als die Wissenschaft, das Gedeihen der höheren Schulen im Auge habe; möge die Kirche recht viele ihrer glau-

*) Der Prof. Friessche aus Rostock machte diesen Vorschlag.

beneseifrigen Diener hinsenden und sie zeugen lassen von dem Glauben, der uns Alle gerecht macht, zeugen lassen von dem einzigen und ewigen Grunde aller Bildung, alles Unterrichts, aller Erziehung; möge Preußen, in dessen Rheinlanden die nächste Versammlung gehalten werden soll, zu dem vielen Ruhm, welchen es sich um die Schulen seiner Völker erworben hat, noch den hinzuerwerben, daß seine Schulmänner und seine Prediger mit den Philologen in freundlicher Harmonie aufs Eindringlichste die Fundamente unseres geistigen Lebens erforschen, aufs Nachhaltigste für ganz Deutschland die Bedingungen der christlichen Erziehung ergründen, und so für den Glauben, für die Wahrheit der protestantischen Lehre aufs Standhafteste streiten!

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande von J. J. H. in L.

Vierter Brief.

Die tiefgreifenden Ereignisse, bei denen ich nun angelangt bin, bieten mehrere Seiten der Betrachtung dar. Erstens versehen sie uns außerhalb der Gränzen des Kantons Waadt, und erinnern an den Umschwung, die neue Wendung des Radikalismus in der Schweiz überhaupt. Zweitens hängen sie mit den in aufgeregten Staaten so leicht möglichen Wechselfällen, Steigen und Fallen der tonangebenden Männer zusammen, und bilden so gewissermaßen ein Seitenstück zu den Ministerwechseln im westlichen Nachbarstaate. Endlich und zunächst knüpfen sie sich an eine allerdings wünschenswerthe, und schon lange gefählich gebozene Revision der Kirchenverfassung. Aus diesem dreifachen Gesichtspunkte müssen jene Ereignisse betrachtet werden. In das Einzelne einzugehen ist überflüssig, da es in mehreren Artikeln Ihres Blattes schon dargestellt worden ist.

Ein bereits vor sechs Jahren heimgegangener Freund sagte beim Andlick der Stürme der dreißiger und ein und dreißiger Jahre, es ahne ihm, daß bald der Sturm gegen die Kirche losbrechen werde, und er wünsche es. Daß er richtig vorausgesehen, haben die Ereignisse an mehreren Orten der Schweiz in den letzten Jahren bewiesen, und die Bewegungen desselben Kantons, dem er angehörte, haben es am meisten dargethan. Sie haben auch gezeigt, daß er wohl wußte, was er wünschte, nämlich daß der Sturm sich an einem Stärkeren brechen möge. In der That ist es natürlich, daß der Radikalismus, von irreligiösen Persönlichkeiten erfüllt, sich ihrer zu entladen und grade weil er radikal verfahren will, denselben unbedingte Anerkennung zu verschaffen versucht. Hingegen das dem Radikalismus entgegengesetzte Regierungssystem, gesetzt auch, daß es von irreligiösen Persönlichkeiten gehandhabt würde, wird, wenn auch der Religion Abbruch thun, so doch nicht in radikaler Weise sie angreifen. Es wird die ehrwürdige Macht der Vergangenheit, ein altes Element des Volkslebens, ehren, manchmal zu seinen Zwecken benutzen, es wird staatsklug verfahren. So stellte der erste Konsul den Gottesdienst wieder her. So tastete die abgetretene Regierung des Waadtlandes das Symbol, die Confession nicht an, und berief sich selbst darauf, ihre Verfolgung des sogenannten Sektenwesens zu rechtfertigen. Diesen Stand-

punkt bezeichnen auf eigenthümliche Weise einige Worte des schon angeführten Züricher Redners, in derselben Großraths-sitzung vorgetragen: „ihm an seinem Theile sey es zwar schwer, in die eigentlichen Lehren des Christenthums einzugehen, aber er ehre es, weil ausgezeichnete geistige Kräfte dasselbe vertreten, und weil diejenigen Völker denn doch die glücklichsten seyen, bei denen es am festesten wurzele. Darum möge man es dem Volke lassen.“ Nicht also urtheilt der Radikalismus. Er ist consequenter. Allerdings hat das sein Gutes. Soll eine Richtung überwunden werden, so muß sie zum vollen Bewußtseyn ihrer selbst, zur vollen Äußerung der in ihr liegenden Kräfte kommen. Damit vollt sie sich selbst ab und bereitet eine neue Stufe der Entwicklung.

Die kirchliche Revolution im Waadtlande knüpft sich übrigens, nicht wie in anderen Kantonen, an dieselben Persönlichkeiten, die von Anfang des politischen Umschwunges als bedeutend aufgetreten sind und in den Gang der Entwicklung eingegriffen haben. In den ersten Jahren der neuen Ordnung der Dinge, b. h. von 1831 bis 1838 herrschte der Einfluß derjenigen Richtung vor, welche der Waadtländische Radikalismus jetzt die doktrinäre nennt, und die in einigen ausgezeichneten, im Großen Rath einflußreichen Mitgliedern der Akademie und der Regierung ihre bedeutendsten Stellvertreter fand. Unter diesem Einflusse wurde das übrigens schon früher dekretirte Schullehrer-Seminar eingerichtet, der Volksunterricht im ganzen Kanton reorganisiert, die Akademie erneuert, die Bibliothek und alle wissenschaftlichen Anstalten und Bestrebungen freigebig unterstützt, wie überhaupt diese Periode der neuen Legislation sich durch außerordentlich rege Thätigkeit in allen Zweigen der Staatsverwaltung auszeichnet. *) Selten ist wohl auf so kleinem Flächenraum in so kurzer Zeit so Vieles theils geändert, theils neu geschaffen worden. Immerhin hätte unter dem Einflusse jener Richtung die neue Kirchenverfassung nicht so ausfallen können, wie sie vorliegt. Aber Vieles trug dazu bei, ihren überwiegenden Einfluß zu lähmen. Eine vom Radikalismus schlaue benutzte, übrigens unbedeutende finanzielle Krisis, die Folge der wirklich großherzigen Anstrengungen der Regierung, die Sucht, das sogenannte Joch der Professoren abzuschütteln, die seit einer Reihe von Jahren abwechselnd den Präsidentenstuhl im Großen Rathe inne gehabt, endlich die vom Radikalismus ausgestreute Beschuldigung, daß die Doktrinäre sich vom Methodismus beherrschen, oder wenigstens influenziren ließen, und seine Zwecke förderten, alle diese Umstände machen es leicht begreiflich, daß in einem ohnedem leicht erregbaren und wie in beständigem Fluß begriffenen Volksleben eine gewisse Krisis eintrat, die sich im Großen Rathe deutlich fund gab, zuvörderst in der Wahl eines Rathsherrn und des Präsidenten, in den Wahlen der Gesandten für die Tagsatzung, weiterhin in den Verhandlungen über den Entwurf einer neuen Kirchenverfassung.

(Schluß folgt.)

*) Eine Übersicht dessen, was bis 1836 gesehrt worden, gibt der discours prononcé dans le grand conseil du canton de Vaud le 26. Janvier 1836, pour la clôture de la dernière session ordinaire de la législature de 1831—1836, par C. Monnard, président de ce conseil.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 11. November.

N^o 91.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Herausgegeben von G. Phillips und G. Görres. 1ster bis 3ter Band. München, 1838. 1839. 8.

Dritter Artikel.

Wir haben in unserem zweiten Artikel absichtlich Alles vermieden, was der polemischen Richtung angehörte, indem ja Polemik genug geübt worden ist und man sich am Ende in Güte immer noch besser über die Punkte versteht, wo man einmal nicht übereinstimmen kann, als in der Stimmung des Zankes. Dies ist unsere Ansicht auch jetzt noch. Wenn Ref. sich also genötigt sieht, in diesem Artikel doch Feindliches zur Sprache zu bringen, so mögen es die Herausgeber als eine Verwahrung ansehen, nicht als einen Angriff, der, wie die Sachen sich jetzt politisch Gott sey Dank wieder gestaltet haben, auch weder Sinn noch Zweck haben könnte.

In den früheren Artikeln sind die beiden ersten Bände der oben bezeichneten Zeitschrift besprochen worden. Wir kommen zum dritten; — in diesen herein zieht sich aber ein Aufpass aus dem zweiten, den wir absichtlich früher gar nicht berührt haben. Der dritte Band enthält nämlich ein „zweites Sendschreiben an Heinrich Leo,“ wozu das erste im zweiten Bande die notwendige Einleitung bildet. Auf dieses kommen wir mit wenigen Worten zurück. Der Sendschreiber erweist sich überall als einen Katholiken, dessen religiöse Überzeugung wie die steinerne Füllgranaat eines Tabernakels ausgemesselt ist in allen Theilen, hart ist in allen Theilen und wachsender, lebendiger Bewegung, wie es scheint, ganz entbehrt. Sonst pflegt bei jedem Menschen ein Kern der religiösen Überzeugung da zu seyn, ein starker, anbiegsamer Stamm, welcher Träger ist des ganzen Geisteslebens, und aus welchem biegsamere Theile, jüngere Schofen, Äste, Sommerladben, Laub und Blüthen in lustigem, windwogendem Leben fröhlich hervorprossen. Hier aber ist Alles, wenn auch hie und da elastisch, wie an einer Perücke von Glasfäden, doch auch todt ausgesponnen und unlebendig wie an einer gläsernen Perücke. Und von diesem Standpunkte aus muß der Verf. denn freilich bekennen: „Ich besitze nicht Biegsamkeit des Geistes genug, um die Gültigkeit zweier Sätze neben einander zu begreifen, von denen der eine aussagt, daß die Dogmen zweier Glaubensparteien über Kirche und Sündenvergebung, — Kardinalpunkte alles Christenthums, — im entschiedensten Widerspruch mit einander stehen, und der andere, daß sie beiderseits den Grundfesten des christlichen Glaubens entsprechend, und darum eine gewisse Verbindung zwischen beiden Theilen zu begrün-

den recht wohl geeignet seyen.“ Wer das Leben der christlichen Gemeinde seit ihrem Anfange bis jetzt als das Wachsthum eines organischen Geistes faßt, wird wohl begreifen können, wie zwei Hauptäste die Krone des Baumes bilden können, jeder Ast in verschiedener Richtung, mit Windungen, die von denen des andern absteigen, mit anderen Zweigen, Blättern, Blüthen und doch in Einem Saft und Leben, und doch in Einer organischen Beziehung zum gemeinsamen Stamme, aus dem sie Saft und Leben ziehen, wenn auch Stürme aus verschiedenen Himmelsgegenden ihnen Gefahr bringen, und anderer Lüfte Säufeln zuerst ihre Blätter bewegt; er wird begreifen können, daß sich Glieder des einen Astes in Mitleidenschaft, in einer innersten gliedlichen Gemeinschaft mit Gliedern des andern Astes fühlen, ohne darum aufzuhören, eben sie zu seyn und an ihrem Aste festgewachsen. Bei einer gläsernen Perücke ist das anders; und bei dem steinernen Weinlaub und den Stachelpalmenzweigen eines Sakramentshäuschens, wie schön es übrigens sey, auch. Doch so viele schöne, lebendige Stellen in des Verf. Sendschreiben mögen uns entschuldigen, wenn wir uns erlauben, von diesem Verf. die Überzeugung zu hegen, er reiche uns nur im Streite das gläserne Werk dar, und in der That siehe es mit ihm nicht so mineralologisch und erdartig. S. 347. Erkennt er an, daß das Athanasianische Symbol „kaum etwas Anderes enthalte als den Trinitätsglauben und den Glauben an die Gottheit Christi“ — anderen, nachher als Unterscheidungslehren aufgerichteten Dogmen, „habe es damals nicht gegolten.“ Wenn der Verf. zu dieser Einsicht den guten Willen hinzutut, den Mann, an den er schreibt, zu verstehen, wird er finden, daß dieser gemeint hat, die in der Kirche zuerst als wichtig zur Sprache gekommenen Themata, seyen eben die Grundfeste, der Stamm der christlichen Kirche, und in dieser Grundfeste, in den alten Symbolen, müßten sich Katholiken und Protestanten in brüderlicher Einheit den modernen Heiden gegenüber fühlen, fühlen in Mitleidenschaft, wenn einer von beiden Ästen durch diese fremde Gewalt berührt werde, ohne daß darum die Sonderbildung der einzelnen Äste, ohne daß ihre besondere Doktrin von Kirche und Sündenvergebung verlassen zu werden brauche:

— il buon col buon non prende guerra
prima che co' malvagi vincer prove —

Will aber der Verf., wollen andere Katholiken diese Einheit im Stamme, wollen sie die Einheit, die zwischen ihnen und zwischen gläubigen Protestanten durch den Glauben an das erlösende Blut unseres Herrn und Heilandes bestehen kann, von sich stoßen und sich mit aller Gewalt alles lebensvollen Zusammenhangs ent schlagen, sich zu Glasfäden an der Perücke machen — uns kann's auch recht seyn! Gott wird zwischen uns richten!

Daß aber Ähnliches eine Anzahl derjenigen will, welche sich thätig für die Münchener historisch-politischen Blätter interessieren, zeigen vor allen Dingen die Verhandlungen mit dem Verfasser der Schrift: *Kleiner Beitrag zu Verichtigung eines großen Mißverständnisses*. Hannover 1839. —

Man betrachte die Religionsgeschichte des einzelnen Individuums, wenn es wirklich von religiösem Leben ergriffen ist. Deutlich scharf entwickeln sich in ihm z. B. sittliche Hauptsätze, er entschlägt sich der groben Sünden, wenn er zu solchen Reizung verspürt hat — aber sofort fühlt er seine sittliche Kraft nun mit derselben Last in dem Kampfe mit feineren Sünden beladen — er entschlägt sich auch dieser — und nun werden ihm Dinge zum inneren Vorwurfe, zum Gegenstande des sittlichen Strebens und Ringens, die sein Auge gar nicht bemerkte als er noch gröberen Leidenschaften Widerstand zu leisten hatte. Je feiner das sittliche Leben wird, je individueller wird es — das zarteste sittliche Streben gehört immer nur Einer Seele an, denn es tritt eben ein, wenn die allgemeinen, die groben, die Jedem in's Auge fallenden Fehler überwunden sind, wenn man angekommen ist bei der Wahrnehmung der stillsten, geheimsten, individuellsten Seelenbeziehungen zu Gott und Satan. Soll aber der, welcher bei diesem zarten individuellen Seelenleben angelangt ist, darum seinen christlichen Brüdern die Gemeinschaft der zehn Gebote aufkündigen? deshalb aufkündigen, weil sie für ihn eine ganz andere Physiognomie, eine ganz andere Auslegung bekommen haben als für den, der in gröberen Bildungszuständen beharrt? weil er sich schon als Sünde gegen das fünfte, sechste Gebot anrechnet, was der Andere in seiner gröberen Weise für einen unschuldigen Spaß hält, oder was dieser so wenig zu unterscheiden vermag, wie das Ohr eines Ohrsachsen d und t? — Gewiß nicht! — Trotz der verschiedenen Auslegung bleibt hier eine Gemeinschaft; denn auf wie verschiedenen sittlichen Standpunkten das Gebot auch verschieden zur Sprache kommt, es bleibt für sich doch das eine und selbe, und hat eben dadurch die wahre Natur eines religiösen Symbolums, welches die Aufgabe hat, das individuell auseinander strebende in den Grundfesten zusammen zu halten. Wie es aber im sittlichen Leben ist, so auch im dogmatischen — und so erlaube uns der Sendschreiber für unsere Person an die symbolische Macht der Glaubensformeln der alten Kirche für Katholiken und Protestanten gleichmäßig zu glauben, mit wie verschiedener Stimmung das Gesicht derselben auch in den Römischen und in den Lutherischen oder Heidelberger Katechismus hereinschauen mag. Es ist dasselbe mildstarke Gesicht unseres Herrn Jesu, wenn's auch der Eine im Profil und der Andere en face sieht. Will er's aber nicht erlauben, so wird er uns wenigstens nicht hindern, für unsere Person doch daran zu glauben, und seine gläserne Perücke bei Wege liegen zu lassen. S. 341 und 342. lassen freilich befürchten, daß wir uns auf solchem Scheidewege befinden; daß die Einigkeit, die sich der Verf. des Sendschreibens an Görres noch als möglich dachte, eine unmögliche ist. Vielleicht hebt sich aber die Befürchtung, wenn sich der Verf. des Sendschreibens an Leo etwas besser unterrichten, und überzeugen will, daß seine

Klassifikation der s. g. protestantischen Richtungen nicht im mindesten genau ist; daß er S. 343. eine dritte, und grade die gegenwärtig lebendigste, in Kurzem vielleicht geistigmächtigste Richtung der protestantischen Seite ganz übersehen hat; die Richtung nämlich, welche keineswegs weder an den natürlichen Kräften ihres Geistes, noch an einer subjektiven Offenbarung einen Anlehnungspunkt zu haben meint, sondern die alte Kirche, d. h. die Kirche, ehe sie von Rom allein in Pacht genommen ward (auch die Römische Kirche, so lange sie gegen die ältere nicht sündigte) zu ihrem Anlehnungs- und Stützpunkte nicht nur, sondern zu ihrem Lebensquell und Führer hat. Diese dritte Richtung des protestantischen Kirchenlebens, welche im Grunde allein ein Leben, wenigstens ein kirchliches Leben, auf unserer Seite hat, wird das Meiste, was der Verf. des Sendschreibens an Leo von S. 362. an über die Bedeutung kirchlicher Riten sagt, zugeben sich gedrungen fühlen, wo diese kirchlichen Riten ein richtiges Verständniß begleitet; aber leider spricht die Erscheinung dem, daß dies richtige Verständniß in der Römischen Kirche sehr verbreitet sey, überall Hohn, und wenn Heinrich Leo vielleicht mit eigenen Ohren in der Peterskirche in Rom Reminiscenzen, oder vielleicht sogar mehr als Reminiscenzen aus dem Jägerchor im Freischütz, was aus Neapel zurückziehende Oesterreichische Jäger durch Rom geblasen hatten, bei kirchlichen Akten hätte aufspielen hören; wenn er im Dom von Siena in einem Präludium die ganz frivole Melodie eines Deutschen Volksliedes hätte vortragen hören — wenn er in ähnlicher Weise in katholischen Kirchen in Deutschland und Italien einen armelig-geistlosen Mißbrauch auch anderer Künste gesehen (z. B. die höchst gesucht-allegorischen Malereien mancher ehemaliger Jesuitenkirchen, oder die wahrhaft gräulich-geschmacklosen manierirten Skulpturen der Certosa bei Pavia, wo die Symbole des Todes und des Elendes zu Trägern des überladenen Prunkes verarbeitet sind) — so wird der Sendschreiber es ihm nicht übel nehmen dürfen, wenn er die äußere Pracht einer so von Taft und Geschmack verlassenen Kirche (wie sie sich jetzt mißbräuchlich — aber in einem Grade mißbräuchlich zeigt, daß der Mißbrauch zum Gebrauch geworden —) Sperrfunkel nennt, und von Lichterchen und Bilderchen und Kleiderchen spricht, trotz aller Bereitwilligkeit, all diese Lichterchen und Bilderchen und Kleiderchen anzuerkennen, wenn sie wirklich Ausdruck und Blüthe eines reichen, inneren Geisteslebens wären. — Jetzt sind sie nur einzelne in eine Fluth Ungeschmacks, in eine Fluth von Kunstentartung und Dummheit eingewickelte Reste früheren besseren Sinnes theils, theils ganz junge Sprossen von Neuem hervorbrechenden besseren Sinnes; und wie weit und wohin dies neue Geistesleben der katholischen Kirche führt, wird man uns billig erst abwarten lassen, ehe man von uns auch da noch eine Anerkennung fordert, wo man uns Ode und Armuth vorwirft. Besser gar keinen Puh im Hause, als Trödel und Heidumbüdel!

So viel über das erste, noch im zweiten Bande enthaltene Sendschreiben — wir gehen zu dem zweiten Sendschreiben im dritten Bande, und zu diesem überhaupt über. Dies zweite Sendschreiben bezieht sich nun bloß auf Leo's Äußerungen über

das katholische Dogma von der Abendmahlslehre. Gleich fast allen Anderen, die diese Äußerungen besprachen, bezeichnet sie der Verf. als rationalistisch. Was das in diesem Falle heißen solle, gestehen wir nicht zu wissen. Brodt und Wein im Abendmahl haben außer ihrer mystischen Bedeutung auch eine evident sinnliche: man sieht sie, fühlt sie, schmeckt sie, wiegt sie u. s. w., nach allen diesen Seiten ihres Vorhandenseins geht durch die Consekration nicht die mindeste Veränderung in ihnen vor; sie bekommen keine andere Farbe und Gestalt, kein anderes Gewicht, keinen anderen Geschmack u. s. w., kurz! sie bleiben nach der Seite ihres sinnlichen Seins das, was die Sprache Brodt nennt, und das, was sie Wein nennt. Es ist also lediglich eine uns Protestanten wunderbar beruhrende Sprachtyrannie, wenn alle diese in das Gebiet der Lexikographie fallende Bedingungen der Anwendung der Worte Brodt und Wein von der katholischen Kirche durch Machtsprüche geläugnet, d. h. zu einer bloßen Species herabgesetzt werden. Gegen diese Sprachtyrannie haben sich die Reformatoren aufgelegt, ohne darum alle Rationalismen zu seyn; denn sie haben, indem sie behaupteten, im Abendmahl bleibe Brodt und Wein, außerdem daß es eine mystische Erfüllung erhalte oder mystische Veränderung erleide, auch sinnlich Brodt und Wein, den gemeinen Verstand nur so weit angewendet, als ihm eine Berechtigung wirklich zukommt. Ob eine Sache Stock oder Stein, Hafer oder Gerste sey, dies zu entscheiden nach der sinnlichen Seite ist der gemeine, der ganz gemeine Verstand in seinem vollkommenen Rechte, und ein Rationalismus entsteht erst, wenn der gemeine Verstand dies sein Recht überschreitet, wenn er z. B., nachdem er das Zugeständniß der sinnlichen Natur von Brodt und Wein im Abendmahl erhalten, auch über die Bedeutung des Sakramentes selbst mitreden wollte, wie das bei Zwingli (nicht bei Calvin) der Fall war. Daß der katholische Verf. des Sendschreibens an S. Leo übrigens in der protestantischen Theologie nicht allzu sehr verwandert, und der Meinung ist, Calvin habe das Sakrament des Abendmahls zu einer bloßen Gedächtnisfeier herabgesetzt, wollen wir ihm zu Gute halten; nur soll er einerseits Niemanden darum, weil er sich wie Leo zu Calvin hält, zu den Rationalisten rechnen, er müßte denn Alle dazu zählen, die irgend etwas mit Röhr und Consorten gemein haben, und demnach sich selbst, da er ohne Zweifel eben so wie der Herr General-Superintendent die Nase der Länge und den Mund der Quere hat; und andererseits soll er nicht so ungerecht seyn, von einem theologischen Streifzuge in einer rasch hingeworfenen Streitschrift eine allseitig gelehrte begründete patristische Gelehrsamkeit zu fordern, da er in seiner Gegenschrift selbst so grobe kirchenhistorische Verstöße macht. — Übrigens scheint uns die Sache diese, daß der ganze Streit um die Abendmahlslehre hauptsächlich auf eine eigensinnig festgehaltene Sprachverwirrung hinausläuft, indem sich innerhalb der theologischen Kreise seit ziemlich früher Zeit eine Terminologie gebildet hat, welche Wörtern sinnlicher Bezeichnung andere Bedeutungen unterlegt. Daß auf diese Weise überhaupt jede Wissenschaft, also auch die theologische, ihre Terminologie habe, wer wollte das tadeln? — aber hierin besund und besteht dann

das schreiende Unrecht der katholischen Kirche, daß sie den auf diese Weise in theologischen, später namentlich in scholastischen Kreisen entwickelten Sprachgebrauch im Dogma an das Volk gebracht, und gern gesehen hat, daß man ihn hier in seiner einfachen, volkmäßigen Bedeutung anwende und ausbeute; daß man das Dogma so gefaßt und festgehalten hat, daß eine solche Ausbeutung möglich wird. Das Lutherische Dogma und das altkirchliche Dogma vom Abendmahl würden, wenn man sich in Liebe über das Wort Species verstehen wollte, einander decken; aber da die katholische Theologie weder einerseits von ihren scholastischen Trostseilen lassen will, noch andererseits die Folgen aufgeben will, die damit zusammenhängen, daß das Volk wenigstens großentheils im größten Sinne einen Deum in pyxide verehrt, ist eine Verständigung selbst zwischen Lutheranern und Katholiken in diesem Punkte unmöglich. Wir können und wollen uns hier auf diese Controverse nicht weiter einlassen, nur will uns bedünken, daß weder die Lutherische noch die Calvinische Abendmahlslehre mit den Allegationen aus Schriftstellern der früheren Jahrhunderte der christlichen Kirche, die sich in vorliegendem Sendschreiben finden, geschlagen werden; daß alle diese Stellen sich auch in Lutherischem und Calvinischem Sinne verstehen lassen, und daß also die Entscheidung, wie sie zu verstehen seyen, doch allein wieder den biblischen Stellen selbst anheimfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Gnadenordnung.

Es sey uns gestattet, eines Buches hier kürzlich zu gedenken, welches lange nicht so allgemein gekannt und in Ehren gehalten ist, als es reichlich verdient: Der Evangelischen Gnadenordnung von David Hollaz, neu wiederaufgelegt Nürnberg bei Naw 1838. Preis 7½ Sgr. Vornehmlich soll diese Gnadenordnung allen Seelsorgern und solchen, die sonst Seelenzucht üben, dringend empfohlen seyn. Je mehr Unordnung demalen im Reiche der Gnaden von allerlei trüben, halbbschlächtigen Geistern angerichtet wird, desto dringender thut es Noth, daß die göttliche Ordnung, die zum Seligwerden hilft, in den Gemeinden auf den Leuchter gestellt, gründlich gefaßt und scharf getrieben werde. Auf diese heilsame Ordnung verstanden sich aber unsere Väter besser, als die Kinder dieser Zeit, und wir sollen darum demüthig bei ihnen in die Schule gehen und in die Schule schicken, die Gehorsam des Glaubens lernen wollen. Es gibt jetzt unter denen, an welchen Christus wirklich sein Werk hat, so manche Seelen, die sich viel lieber in einer Art von berauschernder Andachtslektüre oder saftlosen Traktätchen erbauen wollen, als in der heiligen Schrift oder in solchen Büchern, welche die ernste heilsame Lehre leiden und treiben; und bringt man auf eine solche Seele ernstlich ein, so kann man etwa die Antwort hören, die Schreiber dieses neulich einmal bekam: Daß doch N. N. dem Herzen „viel sanfter thue“ als St. Petrus und Paulus. Da gibt es denn ein halbes, unordentliches und unklares Gefühlswesen; man kann von dem Grunde der Hoff-

nung weder sich selber recht Grund und Ursache geben, noch Anderen, die davon Rechenschaft fordern; und was das Schlimmste ist, es läuft am Ende auf ein selbstgemachtes Christenthum hinaus, daß man Christum zu sich, anstatt sich gründlich zu Christo bekehren mag. Es ist ja, was Paulus an den Timotheus schreibt, 2, 4, 3., nicht nur unter denen, die draußen sind, in traurige Erfüllung gegangen vor unseren Augen; es wird mitten unter Christi Volke wahr auf eine höchst bedenkliche Weise. — Die Gnadenordnung von Hollaz kann man nun mit guter Zubecksicht jeder aufrichtigen Seele, die nach Christo fragt, in die Hände geben, und sie sollte ein rechtes Noth- und Hülfsbüchlein werden, der heiligen Schrift Auslegerin und Wegbereiterin. Der Bibel goldenes ABC, Buße und Glaube, wird darin dem Herzen eingebildet; und das nicht auf irgend welche moderne Methode bequemer Erleichterung. „Wie eine Seele von der eigenen Gerechtigkeit zur Erkenntniß ihres Sündenelends, — wie eine um ihr Heil bekümmerte Seele zum Glauben an Jesum Christum gelangen könne, — wie eine begnadigte Seele im Glauben und Gnadenstande befestigt und durch Heiligung der seligen Vollendung zugeführt werde“ — das lehret hier der Lehrer den fragenden Zuhörer.

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande von J. J. H. in L.

Vierter Brief.

(Schluß.)

Die darauf bezüglichen Arbeiten und Verhandlungen bilden den Schlußstein der im Jahre 1830 gesetzlich beschlossenen und seitdem successiv ausgeführten Revision und Umschmelzung derjenigen Formen und Einrichtungen des gesellschaftlichen Zustandes, die bei den großen Änderungen zu Anfange des Jahrhunderts unberührt geblieben waren. Es war damals ausdrücklich bestimmt worden, daß man bis zum Ende des Jahres 1840, d. h. bis nach Abfluß von zehn Jahren, damit fertig seyn müsse. Es könnte allerdings auf den ersten Blick scheinen, als ob man über dem Bestreben, den mächtigen Impuls des Augenblickes zu benutzen, die gute Gelegenheit zu ergreifen, die Größe der Aufgabe, so wie die wahre Natur und den unlängbaren Charakter gesellschaftlicher Einrichtungen vergaß, die aus dem Leben des Volkes erwachsen und auf Dauer und Bestand Anspruch machen sollen. Doch muß man auf die dringende Nothwendigkeit mancher Änderungen, so wie auf den Umstand, daß man sich keineswegs in unabänderliche Formen hineinrennen wollte, auf die Fülle von Kraft und Thätigkeit, die entwickelt wurde, billige Rücksicht nehmen. Wenn man überdies den Geist bedenkt, in dem manche dieser Änderungen und neuen Schöpfungen vorgenommen wurden, welcher Geist jetzt vielfach angefochten wird, so kann man jene Umschmelzung immerhin in vielfacher Hinsicht als glücklich

bezeichnen. Nichts desto weniger befindet man sich jetzt in einer etwas gefährlichen Lage. Diese Lage ist so beschaffen, eines Theils, daß einige der neueren Schöpfungen in Gefahr sind, unversehens durch einen Windstoß umgeworfen zu werden, anderen Theils, daß man, um sie zu retten, nicht im mindesten am schnell aufgeführten Gebäude rütteln darf, damit nicht die Gegenpart davon Anlaß nehme, das Ganze umzustürzen, d. h. man schwankt zwischen den beiden Gefahren hin und her, Vieles zu verlieren, oder wenigstens sich den Weg zu zeitgemäßen und erst durch die Erfahrung erkannten Verbesserungen zu versperren. In einer solchen Krisis befindet sich gegenwärtig der in so mancher Beziehung blühende, so glänzend bis dahin aufstrebende Kanton Waadt. Wir hoffen übrigens mit einiger Zubecksicht von dem besseren Geiste des Volkes, daß diese Krisis nur vorübergehend seyn werde.

Was nun insbesondere die Kirchenverfassung betrifft, so müssen Bedenken von eigenthümlicher Art gegen die so schnelle Umänderung derselben von vorne herein erhoben werden. Von der allerdings richtigen Behauptung ausgehend, daß Änderungen früher oder später vorgenommen werden mußten, scheint es mir, daß sie als Abschluß der bis zu bestimmtem Ziele gelangten christlichen Bewegung hätten eintreten sollen. Damit soll nicht das gesagt seyn, daß diese zuvor ihr Werk hätte vollenden müssen, was ungereimt wäre zu behaupten, an sich und in der Beziehung, daß die geänderte Kirchenverfassung eben die Ergebnisse der Bewegung in sich aufnehmend, sie selbst fördern, und ihre weitere Ausdehnung sichern sollte. Sondern ich meine dieses, daß nicht schon fünf Jahre nach dem letzten furchtbaren Volkssturme gegen den Methodismus *) ein Gegenstand vom Großen Rathe behandelt werden sollte, der die kaum gestillte Leidenschaft wieder aufzuregen geeignet war. Aber für dergleichen Betrachtungen war der Waadtländische Geist wenigstens bis vor Kurzem sehr wenig zugänglich, sey es daß sie überhaupt der französischen Geistesart oder *tournaire d'esprit* (um mich des treffenden Ausdrucks zu bedienen) ferner liegen, sey es, daß die Ursache davon in der besonderen Disposition eines Volkes gesucht werden muß, das in einem Zustande großer Erregtheit sich befindet, und an schnellen Wechsel und Übergang gewohnt ist. Dem sey nun wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Wendung, welche die Kirchenverfassungssache genommen, die Ergebnisse der christlichen Bewegung, die Kirche des Landes überhaupt mit augenscheinlicher Gefahr bedroht, und erst noch mehr bedrohen wird, und zugleich ein unter der Asche glimmendes Feuer aufgerührt und wieder angefacht, welches noch anderen Schöpfungen der Periode der letzten Legislation Gefahr bereiten kann — doch Gottes Regime vorbehalten.

Genehmigen Sie u. s. w.

*) 1833 bei Anlaß des Winterfestes in Vivis.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 14. November.

N^o 92.

Herr Pastor Bockhorn.

Die Evangelische Kirche Kurlands hat sich sammt ihren übrigen Schwesterkirchen der Russischen Kaiserprovinzen, so weit sie auch von Deutschland, dem Heerde des Nationalismus abliegen, und so sicheren Schutz ihnen auch diese entfernte Lage zu bieten schien, doch dem religiösen Zersehungsprozesse des Deutschen Unglaubens nicht zu entziehen vermocht. Auch hier haben die geistigen Hüter ihre Heerden von der reichen Wiese der göttlichen Offenbarungen in die dürre Wüste der abstrakten Reflexionen geleitet. Doch die allgemeine Theuerung hat wie bei uns, so auch dort, den Hunger nach dem nahrhaften Brodte des Wortes Gottes geweckt, so daß nun auch dort viele Väter der Kirche ihren verlangenden Kindern nicht mehr Steine statt des Brodtes bieten. Wie an Deutschlands Fall, so hat Kurland auch an Deutschlands Auferstehen Theil genommen. Aber auch dort ist die neue Pflanzung des Glaubens noch zart, und bedarf der sorgsam pflegenden Hand der Knechte des Weinbergs. In diesem Augenblicke ist nun der Bau der Kirche Kurlands zu einem wichtigen Entwicklungsstadium angelangt, indem es sich darum handelt, dem Werke einen neuen Baumeister vorzusetzen, bei dem es sich fragt, ob er, so viel an ihm liegt, den Grund, der gelegt ist, Jesus Christus, bestehen lassen und lebendige Steine zum Tempel Gottes hinzutragen wird, oder ob er den Eckstein umzureißen und aus den Trümmern des rationalistischen Gögentempels eine neue Kapelle zusammenzuzimmern und so gut es gehen mag, ihre morsche Gebrechlichkeit mit neuem Kalk und glänzender Farbe auszumücken unternehmen wird. Der vor einiger Zeit verstorbene General-Superintendent der Provinz Kurland war ein Mann, der die christliche Bewegung wenigstens gewähren ließ. Es handelt sich nun jetzt um die neue Besetzung dieser einflußreichen Stelle. Die Wahl liegt in den Händen des gesammten Adels der Provinz. Als designirter Candidat wird allgemein der Pastor F. A. Bockhorn zu Eidsen in Kurland betrachtet. Es erscheint demnach als Pflicht, den theologischen Charakter dieses Mannes zu prüfen. Zur Vorlage unserer Prüfung wählen wir einen im vierten Hefte des ersten Bandes des Jahrgangs 1839 der Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Rußlands enthaltenen Aufsatz des besagten Pastor Bockhorn. Dieser Aufsatz hat die Überschrift: „Ist die Anwendung der menschlichen Vernunft nur in den sogenannten weltlichen Angelegenheiten zulässig, oder sollen wir sie auch in Glaubenssachen gebrauchen, und gibt es deutliche Aussprüche der heiligen Schrift, die das eine oder das andere gebieten oder verbieten?“ — Wir bemerken nun gleich von vorne herein, daß der Inhalt dieses Aufsatzes an sich

so wenig geistige und wissenschaftliche Bedeutung hat, daß unsere Kritik mit Recht dem Vorwurfe des Dreschens leeren Strohes unterliegen würde, wenn nicht die Wichtigkeit des Zweckes uns selbst zur Selbstverläugnung des Schreibens, unsere Leser, so weit sie nicht unmittelbar bei der Sache interessiert sind, zur Selbstverläugnung des Lesens, oder doch wenigstens zur Willigkeit unserm Schreiben Entschuldigung angedeihen zu lassen, treiben müßte. Die Rücksicht sind wir ihnen aber allerdings als Erwiderung schuldig, daß wir ihnen eine nicht nur für jeden Christen, sondern auch für jeden wissenschaftlich Gebildeten und geistbegabten Mann sich eigentlich von selbst erlebende Sache nicht in ihrer ganzen Breite entfallen, sondern nur die Schlagpunkte jenes Aufsatzes in gebührender Kürze hervorheben, um nicht ihre, noch auch unsere eigene Geduld auf ungebührnde Probe zu setzen.*)

Der Aufsatz beginnt mit der Rüge eines logischen Mißgriffes, der zu einer reichen Quelle von Irrthümern in unseren dogmatischen Systemen geworden sey. Dieser Mißgriff bestehe darin, daß bei der Auflösung eines Begriffes in seine Elementarvorstellungen, die einzelnen Momente des Begriffes wiederum einer isolirten Betrachtung unterworfen, und die dadurch gewonnenen an sich richtigen Bestimmungen auf den Hauptbegriff zurückgetragen würden, was dann zu völlig unsinnhaften, wohl gar zu den ungereimtesten Folgerungen führe. Worin nun aber das Fehlerhafte dieses logischen Verfahrens bestehen solle, ist doch wahrlich nicht einzusehen. Wenn ich etwa den Begriff des Baumes in die Begriffsmomente der Wurzel, des Stammes, der Zweige und Blätter zerlege, und diese Attribute nun weiter richtig (d. h. so, daß ich keine zufälligen, sondern nur die wesentlichen Bestimmungen herausstelle) analysire, so ist es doch in der That ganz unverfänglich das Resultat dieser Analyse zur concreteren Erfüllung des Hauptbegriffes zu verwenden. Selbst eine Kieselwetterische Logik konnte den Verf. hier eines Nüchternen belehren. Wunderlich überhaupt nimmt sich dieses abstrakt formalistische Räsonnement an der Spitze einer dogmatischen Abhandlung des bezeichneten Inhaltes aus. Noch wunderlicher ist seine Anwendung. Fasse man den Begriff vom göttlichen Wesen als die Allvollkommenheit, so erscheine die höchste Einfachheit und Ungetheiltheit des Wesens als nothwendiges Requisit der

*) Die Kritik dieses Bockhornschen Aufsatzes will sich übrigens nicht mit der Kritik jener Zeitschrift identificiren, die ihm die Aufnahme nicht hat verweigern zu müssen geglaubt. Denn es finden sich allerdings in derselben andere wissenschaftlich bedeutendere, in ächt christlichem Geiste verfaßte Aufsätze und Abhandlungen, ja die christliche Richtung erscheint in ihr als die vorwiegende, wie schon die Namen der Herausgeber dies nicht anders erwarten lassen.

Gottheit. Um nun das allvollkommene Seyn Gottes, das sich mit allvollkommener Wirkksamkeit identificiren, unserer Fassungskraft näher zu stellen, seyen für die Darstellung Anthropomorphisierungen des göttlichen Wesens unvermeidlich. Die Offenbarung sey uns hierin als Muster vorausgegangen, aber auch in wissenschaftlichen Systemen der Dogmatik könne und solle die Darstellung sich nicht davon losagen, nur müsse der producirende Geist dabei überall den erhabensten Begriff der Gottheit festhalten. So könne das Wesen Gottes mit Recht als Weisheit, Güte, Macht u. s. w. definitirt werden, doch dürfe man nicht dabei vergeßen, daß er in der ungetheiltesten Einheit dies alles zusammen ist, und den Total-Inbegriff dieser Prädikate in seiner all-einmomentlichen Wesenheit repräsentire. Sehe man davon ab, so würden die bis in die feinsten Subtilitäten ausgespinnenen, zergliederten, einzelnen Attribute Gottes mehr oder weniger mit einander in Conflict gerathen und zu Irthümern in Beziehung auf den Begriff des an sich absolut einfachen Wesens Gottes verleiten. So richtig nun auch diese keineswegs neue Bemerkung ist, so wenig erweist sie doch die Falschheit des dabei in Betracht kommenden logischen Principes. Wir sehen daraus zuvörderst nur, daß die Analysis und Synthesis der endlichen Begriffe sich nicht ohne Weiteres auf den Begriff des Unendlichen übertragen lasse, und dann ist auch hier zu bemerken, daß in der Zusammenfassung dieser in's Einzelne zergliederten Attribute des göttlichen Wesens, die Einfachheit, welche gleichfalls zu diesen Attributen gehört, das normirende Band abgeben müsse. Die Analyse der Attribute selbst, wenn sie nur richtig angestellt wird, bleibt dabei an sich ganz unverfänglich. So ist demnach durchaus nicht einzusehen, wie man von diesen Grundsätzen in Beziehung auf das Verhältniß des göttlichen Wesens zu den göttlichen Eigenschaften ausgehend, zu einem Ausfalle berechtigt sey, wie ihn der Verf. gegen die in unseren dogmatischen Lehrbüchern herrschende Eintheilung der göttlichen Eigenschaften in attributa negativa et positiva, naturalia et moralia, absoluta et relativa, quiescentia et comparativa u. s. w. sich erlaubt. — Aus der isolirten Betrachtung der Begriffe, die Theilvorstellungen eines Ganzen, und hier gar nur Prädikate eines in allen Beziehungen ungetheilten Ganzen sind, sey nun ferner, meint unser Verf., auch die unverständige Frage entstanden: ob Gott, da er nach seiner Allmacht Alles vermöge, auch Böses thun könne? welche die ungerühnte Antwort gefunden habe: „ja er kann es, aber er will es nicht.“ Schon die Definition der Allmacht: „Gott kann Alles,“ sey an sich grundfalsch. Man solle vielmehr definiren: Gott ist allmächtig, heißt: sein Wille wird sofort zur That. In dieser Begriffsbestimmung finde man doch wenigstens einen Anklang der göttlichen Allvollkommenheit wieder. Unser Philosoph ist, man muß es gestehen, sehr genügsam; die Begriffsschärfe ist in der That zu bewundern, die sich mit einem Anklang an das Wesen des zu bestimmenden Gegenstandes begnügt. Sollte sich in den kirchlichen Definitionen nicht einmal dieser Anklang an die Wahrheit des Begriffes Gottes finden? — Was nun aber die bestrittene Definition der göttlichen Allmacht betrifft, daß Gott Alles könne,

so ist dieselbe allerdings als irrtümlich zu verwerfen. Aber wer hat sie auch gegeben? Dem Herrn Pastor Bockhorn ist ein kleiner Zusatz zu der gewöhnlichen Definition der Allmacht ent-schlüpft. Denn dieselbe lautet bekanntlich nicht: Gott kann Alles, sondern: Gott kann Alles, was er will. Sollte da noch mit der sehr analogen Definition: Sein Wille wird sofort zur That, wirklich etwas gewonnen seyn? Beide Definitionen leiden übrigens, obgleich man ihnen auch einen richtigen Sinn unterlegen kann, doch an einer gewissen Zweideutigkeit. Denn sie ließen sich auch auf das Vermögen der endlichen, vernünftigen Creatur beziehen, vorausgesetzt, daß der Wille derselben sich nur innerhalb der Schranken ihres Könnens bewegt, wie dies ein nothwendiges Requisit der Vernünftigkeit ist. Wir würden deshalb folgende Definition vorschlagen: Gott ist allmächtig, heißt: Es gibt für sein Können keine Schranke als die seines Wollens. Denn wenn auch die wahrhaft vernünftige Creatur Alles kann, was sie will, weil sie nur das will, was sie kann, so gibt es doch für dieselbe noch andere Schranken ihres Könnens als nur die ihres Wollens.

Wir wollen unsere Leser nicht weiter mit dem Scharfsinne incommodiren, mit dem Herr Bockhorn aus dem angegebenen, logischen Irthume auch den Ursprung des Satzes herleitet: die Vernunft sey nur in sogenannten weltlichen Sachen zulässig, aber in Glaubens- und Religionsachen völlig unbrauchbar (sic!). „Wer also ein Verdammungsurtheil über das Geisteswesen, welches vernunftet, ausspricht,“ so schließt diese Deduktion, „der spricht auch ein Verdammungsurtheil über das Geisteswesen, welches glaubt, aus, denn beide Geisteswesen sind eines, sind identisch.“ Sehen wir nun, wie unser Verf. weiter vernunftet oder unvernunftet, denn auch dies letztere etymologische Monstrum verschmäht seine gesuchte Sprache nicht. Es wird nun zunächst eine Definition der Vernunft gegeben. Die Vernunft sey das Vermögen geistiger Vernehmung! Gut! Aber was ist das Object ihrer Vernehmung? Risum teneatis amici! Sie vernimmt das geistige Product des Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögens. Für solche Unglaublichkeiten bedarf es als Beleg der ipsissima verba des Verf. Sie lauten: „Die geistige Vernehmung, gleich Vernunft, hat also ein reingeistiges Product zum Objecte, jedoch ohne Einschränkung, es möge nun von intellektuellen oder sittlichen Kräften, oder wenn man lieber will, vom Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen producirt seyn.“ Diese Definition soll nun mit der philosophischen, welche die Vernunft als das Vermögen der Ideen bestimme, völlig im Einklange stehen. Wie wird dieser Einklang erwiesen? Dadurch, weil „die Idee eine geistige Anschauung sey, wie etwas möglichst gut seyn könne“ (!). Uns kommt hier auch eine Idee ein, welche aber leider grade umgekehrt in der geistigen Anschauung besteht, wie etwas möglichst schlecht seyn könne. Wir hören nun ferner, die Vernunft sey namentlich und ausschließlich das Vermögen, übersinnliche Wahrheiten aufzufassen, und zu einem zusammenhängenden wohlgeordneten Ganzen zu verknüpfen; die Vernunft verdammen, heiße also wirklich über religiöse und sittliche Bildung das Anathema aussprechen. — Wie oft soll es den

Nationalisten noch wiederholt werden, daß die Kirche weder die Vernunft des ursprünglich nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen, jenes erhabenste Geschenk der Gottheit, noch die Vernunft des zum Bilde Gottes erneuerten, sondern nur die Vernunft des vom Bilde Gottes abgefallenen Menschen verworfe? Die Herren geriren sich stets, als ob die Wegscheidersche, Bretschneidersche, Bockhornsche Vernunft oder die Vernunft des natürlichen Menschen überhaupt nothwendig und absolut identisch wäre mit der Vernunft an sich.

Wir kommen nun zum Hauptpunkte der ganzen Abhandlung, nämlich zur Darlegung des Verhältnisses der Vernunft zur göttlichen Offenbarung. Der Verf. spricht dieses Verhältniß in zwei Sätzen aus. Sie lauten: die Vernunft unterwirft die Urkunden der Offenbarung einer wissenschaftlichen Behandlung; und was sie auf diesem Wege als göttliche Offenbarung anerkennt, dem unterwirft sie sich selbst als einer höheren Autorität. Wir sehen also, die Vernunft spielt hier die Rolle des souveränen Volkes und die Offenbarung ist zum Bürgerkönig degradirt. Sie ist nicht gegeben von Gottes Gnaden, sondern eingesetzt und abhängig von der Vernunft Gnaden. Die wissenschaftliche Behandlung, heißt es ferner, habe die alte Inspirations-theorie vernichtet, nach welcher die ganze Bibel nur einen Verfasser, den heiligen Geist habe. Nun erlaubt sich Herr Bockhorn wieder den oft versuchten Kunstgriff, kirchliche Definitionen zu verfälschen, oder auf die Spitze zu treiben, oder zuweilen vorgekommene Extravaganzen ohne Weiteres wie das allgemeine kirchliche Bekenntniß von zu behandeln, um es dann mit Glück und Ruhm bekämpfen zu können. Die alte Inspirations-theorie soll nach ihm nämlich auch behaupten, daß in der heiligen Schrift von Anfang bis zu Ende alle Worte, Punkte und Vokale vom heiligen Geiste dictirt seyen. Mag auch die reformirte Strenge in ihrer äußersten Consequenz einmal so weit gegangen seyn, so wären wir doch begierig, eine solche Behauptung auch nur in einem der Lutherischen Symbole (selbst unter den reformirten findet sie sich nur in Einem, keineswegs allgemein anerkannten) nachgewiesen zu sehen. Andererseits ist nun Herr Bockhorn so gütig zuzugestehen, von der prüfenden Vernunft sey nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit einer göttlichen Offenbarung längst anerkannt. Timeo Danaos, et dona ferentes! Doch wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, den Inhalt des höhernen Pferdes genauer zu beschauen. Hier finden wir nun freilich keine Griechen, sondern lauter Barbaren. Zunächst erblicken wir wieder die Vernunft, die alle Hände voll zu thun hat, „theils auscheidend die Hüllen und Formen von dem Wesen der Religionsidee, das Lokale, Temporale und Nationale von dem Allgemeingültigen und Ewigen, theils die religiösen Ideen selbst weiter entwickelnd und höher, geistiger ausbildend zu einem reineren, tieferen und umfassenderen, zu einem himmlischeren (!) Sinne, theils endlich das wissenschaftliche System immer mehr von den Sätzen reinigend, die mit Unrecht darin aufgenommen werden.“ Die Vernunft wirtschaftet aber nicht etwa, wie es den Schein gewinnen könnte, so in's Blaue hinein, sondern

sie stellt bei ihrer wissenschaftlichen Behandlung der göttlichen Offenbarung gewisse Grundsätze auf. Diese lauten: a) „die göttliche Offenbarung muß mit sich selbst im Einklange seyn, darf sich selbst nicht widersprechen.“ Dieser Grundsatz löst sich in zwei normirende Sätze auf: α) „von zwei aus der Bibel genommenen contradictorischen Sätzen schließt derjenige, dessen Wahrheit keinem Zweifel unterliegt, den noch zweifelhaften von der Offenbarung aus. Dieser Satz ist so klar, daß er keines erörternden Wortes bedarf“ (1). β) „Wenn ein der Bibel entnommener Satz den Gesetzen der Vernunft und den in der Vernunft gegebenen Religionsideen widerspricht: so kann er nicht wahr seyn, mithin auch der in den heiligen Urkunden niedergelegten Offenbarung nicht angehören.“ Dieser Satz wird daraus erwiesen, daß Gott sich eben so sehr in der Natur wie in der Schrift offenbare habe. Beide Offenbarungen müßten mit einander übereinstimmen, könnten sich nicht widersprechen. Die Offenbarung in der Natur erreiche aber für uns ihren Höhepunkt in der menschlichen Vernunft. Es dürfe also kein Offenbarungssatz den Gesetzen der Vernunft und den in der Vernunft gegebenen Religionsideen widersprechen, und wo erwiesen ist, daß er dies thut, verliere er das Merkmal eines Offenbarungssatzes. — Der zweite Hauptgrundsatz bei der wissenschaftlichen Behandlung der Offenbarungsurkunden lautet nun b) „das wissenschaftliche Lehrgebäude der Offenbarung muß sich insofern im Einklange erhalten mit den übrigen wissenschaftlichen Systemen, als eine über alle Zweifel erhabene Wahrheit der letzteren gegen einen Offenbarungssatz beweist, sobald beide sich einander contradictorisch gegenüberstellen.“ — Man müsse nun nach alle dem zwischen dem Wirklich: Offenbaren und Nicht: Offenbaren in der Offenbarung unterscheiden. Hierin liege nichts Bedenkliches oder gar Gefährliches, denn alles Wesentliche des Christenthums liege innerhalb der Grenzen des Wirklich: Offenbaren, das Nicht: Offenbare reducire sich auf außerwesentliche, unfruchtbarere Vorstellungen, die auffallender Weise bei den verschiedenen Kirchengenossenschaften in den Vordergrund gestellt würden. Als Anhang erhalten wir hier einen kräftig zelotischen Ausfall gegen die unevangelische Symbololatrie unserer Tage, gegen den absurden Dünkel derer, die sich als entscheidende Offenbarer des Nicht: Offenbaren geriren, gegen ihren blinden, stitlich wie religiös verderblichen Eifer, in dem sie dem Rückschritte um drei Jahrhunderte Bahn zu brechen versuchen. Als Einigungsband für alle kirchliche Gemeinschaften wird dafür die Annahme des Wirklich: Offenbaren, des Allgemeingültigen im Christenthume empfohlen. Wer einen anderen, wohl gar den entgegengesetzten Weg einschläge, werde schuldig am Entwicklungsgange der Jahrhunderte. „Was nun aber,“ — so stellt sich das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung in seinem zweiten Charakter fest, — die Vernunft auf vorbezeichnetem Wege in den heiligen Urkunden erkannt hat, dem unterwirft sie sich selbst, als einer höheren göttlichen Autorität.“ — Wie in sich widersprechend nun aber diese ganze Deduction sey, bedarf kaum einer Andeutung. Wir haben hier eine Offenbarung, die nicht etwa, wie dies ihr Begriff mit sich bringt, das Geheimnißvolle, Verborgene offenbart,

sondern deren Inhalt in dem Wirklich-Offenbaren besteht. Dieser Gedanke ist so absurd, daß wir ihn selbst Herrn Bockhorn nicht im Ernste zutrauen können, und obgleich er zu dem klar Vorliegenden, also Wirklich-Offenbaren seiner Abhandlung gehört, dennoch zusehen müssen, ob diesem Wirklich-Offenbaren nicht doch etwa ein Nicht-Offenbares, Verborgenes zum Grunde liegt. Dies dürfte aber nicht schwer zu finden seyn. Herr Bockhorn meint offenbar, die heilige Schrift sey von begabten, gottbegeisterten Männern verfaßt, welche die höchsten, religiösen Vernunftideen allerdings selbst noch mannichfach befangen in dem Entwicklungsstandpunkte ihrer Nation und ihrer Zeit, in einer durch temporäre und lokale Zufälligkeiten bedingten Form ausgesprochen hätten. Was die allgemeine Vernunft aller Individuen, Zeiten und Orten in ihren Schriften als das Allgemeingültige anerkenne, das sey das Ewig-Bleibende an ihren Aussprüchen, das Übrige gehöre in die Sphäre der Vergänglichkeit. Also die allgemeine Vernunft ist Nichterin der individuellen Vernunft, die in den heiligen Schriften sich ausspricht, und was die erstere an diesen Aussprüchen als ihr Eigenthum anerkennt, das eignet sie sich zu und stempelt sie zur ewig gültigen Wahrheit, das Übrige gibt sie der Vergessenheit anheim. Hätte nun Herr Bockhorn so gesprochen, so hätte er zwar als Nationalist gesprochen, aber doch als ein ehrlicher Nationalist. Nun aber hat er ein betrüglisches Spiel mit dem Worte „Offenbarung“ getrieben. Um doch den Schein der Kirchlichkeit zu retten, hat er ein Vernunftprodukt einmal Offenbarung und dann mit seinem rechten Namen genannt. Nach seiner Bezeichnungsweise würde die Wegscheiderische Dogmatik mit viel größerem Rechte eine Offenbarung genannt werden können, als das Wort Gottes selbst. Denn die erstere enthält nur Wirklich-Offenbares, Allgemeingültiges, das letztere aber auch viel Nicht-Offenbares, Individuellzufälliges. In derselben Weise wären etwa alle mathematischen Lehrsätze für die Schüler zunächst Offenbarungen. Der Lehrer bringt sie als solche an ihn; seine Vernunft hat das Recht, ihre Wahrheit zu prüfen, weil sie selbst Vernunftprodukte sind, wenn auch Produkte einer stärkeren, ausgebildeteren Vernunft als die seinige, und deshalb fähig, seine eigene Vernunft zu befruchten, zu entwickeln, zu bilden. Dennoch bleibt seine Vernunft für ihn immer das Maß ihrer Wahrheit. Nach dem Bockhornschen Sprachgebrauche wäre also jedweder Unterricht fortan Offenbarung zu nennen, und die Vernunft der Schüler hätte das Vernünftige darin zum Allgemeingültigen zu stempeln, das Unvernünftige zu negiren. Was übrigens Herr Bockhorn als das Vernünftige, als das Wirklich-Offenbare, Allgemeingültige und Ewigbleibende in der göttlichen Offenbarung der heiligen Schrift anerkenne, wird nicht ausdrücklich gesagt, da sein Aufsatz nur eine formale Tendenz hat, daß es sich aber nicht weit über die blassen Kategorien „Gott, Freiheit, Tugend und Unsterblichkeit“ erheben werde, geht schon aus seinem fanatischen Eifer gegen die Dogmen der Kirche hervor, welche er als

Zufälligkeiten beseitigt und ausgeschlossen wünscht. — Noch wollen wir in zwei Worten die biblische Begründung berühren, welche Herr Bockhorn seinen dargelegten Ansichten zu geben sucht. Man solle das Neue Testament (das Alte scheint also keiner Rede werth) von Anfang bis zu Ende mit unbefangenen Sinne lesen, und man werde überall nur Vernunft, die reinste, lauterste, göttlichste und menschlichste Vernunft finden. Da ist es denn allerdings wunderbar, daß die Vernunft sich doch noch mit Ausschließung des Unvernünftigen zu bemühen haben soll! Die Kürze der Zeit hat nun leider Herrn Bockhorn nicht gestattet, einzelne bestimmte Stellen sowohl des N. als des A. T., welche den Vernunftgebrauch in Glaubenssachen als unerläßlich darstellen, vollständiger aufzuführen. Dies ist in der That sehr schade. Es wäre sehr interessant gewesen, die Unvernunft mit anzusehen, mit der das Wort Gottes zu Ehren der Vernunft seinem Leser selbst das Schwert in die Hand gibt, das er ihm in's Herz stoßen soll, so wie wir auch die Frage gerne erörtert gesehen hätten, warum denn die Schrift bei diesem klaren Bewußtseyn, daß sie der Vernunft als ihrer Nichterin unterworfen sey, nicht gleich selbst von vorne herein diesen Scheidungsprozeß von Vernünftigem und Unvernünftigem in ihrem Inhalte vollzogen, sondern ihren Lesern dieses schwierige Geschäft übertragen habe? Vorläufig beschränkt sich Herr Bockhorn auf die Anführung einiger Bibelstellen, welche den Vernunftgebrauch postuliren sollen. Wir müssen annehmen, er habe, wenn auch nicht beim Schreiben seines Aufsatze, doch vorher einmal in seinem Leben Zeit gefunden, die schlagendsten Stellen herauszufinden und sie uns jetzt mitzuteilen. Die angeführten Stellen aber sind folgende: 1 Thess. 5, 4., Matth. 24, 4., Luc. 21, 8., 1 Joh. 4, 4., Apostelgesch. 2, 2. Herr Bockhorn hat vielleicht keine Zeit gehabt, die Stellen anzuschreiben, wenn er aber auch auf Leser gerechnet hat, die keine Zeit hätten, sie nachzuschlagen, so hat er sich in uns wenigstens verrechnet. War uns unsere Zeit zur Lesung und Kritik seines Aufsatze nicht zu kostbar, so soll uns die kleine Mühe schließlich nicht verdrießen. Die Stellen lauten, 1 Thess. 5, 4.: Ihr aber, liebe Brüder, seyd nicht in der Finsterniß, daß euch der Tag wie ein Dieb ergreife. Matth. 24, 4.: Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe. Luc. 21, 8.: Er aber sprach: Sehet zu, laßt euch nicht verführen, denn Viele werden kommen in meinem Namen und sagen, Ich sey es, und die Zeit sey herbei gekommen. Folget ihnen nicht nach. 1 Joh. 4, 4.: Kindlein, Ihr seyd von Gott, und habt Jene überwunden; denn der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist. Apostelgesch. 2, 2.: Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. — Ein Druckfehlerverzeichnis haben wir dem Feste der Zeitschrift, in der der Bockhornsche Aufsatz sich befindet, nicht angehängt gefunden.

Wir haben also in der Schrift des Herrn Bockhorn geistige Beschränktheit, vornehm ihuende Unwissenschaftlichkeit, entschiedenen Unglauben an das Wort Gottes, tiefsehlige Dypposition gegen das Bekenntniß seiner Kirche, ja selbst Mangel an unumwundener und rückichtsloser Offenheit in der Darlegung seiner eigentlichen Meinung gefunden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 18. November.

N^o 93.

Die Evangelische Kirche und die Erbhuldigung.

Mit großem Pomp, unter freudigem Aufschwung unzähliger Herzen ist Se. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von seinen Deutschen Landen die Erbhuldigung geleistet worden. Sie wurden sich dabei der unschätzbaren Wohlthaten bewußt, die sie vor so vielen anderen Ländern voraushaben: des starken, auf unbezweifeltes Recht fest erbauten Thrones, des angestammten reich gesegneten Königs, der Liebe und Treue, welche König und Unterthanen, welche alle Stände des Vaterlandes verbinden, des Friedens und der Eintracht von Deutschland, dem größeren Vaterlande, in welchem des Preussischen Staates, und seines Deutschen Königs Wurzel, Beruf und Zukunft enthalten ist. Überall wurden beim Blicke vorwärts die Besorgnisse von freudigen Hoffnungen überwogen. An demselben Tage, wo in Paris auf den König, der sein Königthum vom Volke herleitet, zum fünften Male geschossen wurde, wurde unter solchen Umständen in Berlin gehuldigt.

Wie verhält sich aber die Evangelische Kirche zu diesem erhabenen Akte?

Es liegt in dem Wesen der Huldigung, die ein christlicher König von seinen Unterthanen einnimmt, daß nicht bloß die Unterthanen dem Könige, sondern auch der König und die Unterthanen Gott huldigen. Die Huldigung soll die Rechte und Pflichten des Königs, die Rechte und Pflichten der Unterthanen durch Erneuerung des Bewußtseyns ihres Grundes und Inhalts feststellen und heiligen. Dieser Grund aber ist kein anderer als „Gott der Herr, der ein Fels ist ewiglich,“ Jes. 26, 4. Dieser Inhalt hat sein Leben, seine Seele nur aus und in dem Willen und Worte Gottes, ohne welches alles Recht seyn würde wie Heu und wie des Grafes Blume. Deshalb beruht die Huldigung auf gegenseitigen Eiden. Der König hat am 15. Oktober bekannt, „daß er seine Krone zu Lehn trage von dem Allerhöchsten Herrn,“ und das Bekenntniß der ihm schuldigen Rechenschaft von jedem Tage und jeder Stunde seiner Regierung seinen Unterthanen als „Gewährleistung“ gegeben für die Erfüllung seiner Pflichten und die Achtung ihrer Rechte. Er hat unter Anrufung Gottes des Herrn, daß er mit seinem allmächtigen Arme sein Gelübde bekräftige, gelobt vor allem Volk, „sein Regiment zu führen in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen.“ Und die Unterthanen haben ihm treu, hold und gewärtig zu seyn geschworen „so wahr ihnen Gott helfe zur Seligkeit durch Jesum Christum.“

Die Kirche also, welcher das Amt des Wortes Gottes, die Verwaltung seiner Geheimnisse anvertraut ist, und insbesondere die Evangelische Kirche, der der König, der der Preussische

Staat als Person gedacht, wesentlich angehört, hatte bei dieser Huldigung erhabene Rechte zu üben und erhabene Pflichten zu erfüllen. Darum ist dem Huldigungsakte selbst die Huldigungspredigt, mit Gebet und Gesang, vorangegangen, welcher der Text 1 Kön. 1, 39. zum Grunde liegt: „Alles Volk sprach: Glück dem Könige!“, die Huldigung, welche das Volk Israel dem Könige Salomo leistete, und welche die Predigt mit folgenden schönen Worten auf den gegenwärtigen Huldigungsakt anwendet:

„Wenn das Volk Israel ausruft: Glück dem Könige, erkennet es in dem Salomo seinen rechtmäßigen König und Herren. So erkennest du, Preussisches Volk, heute, indem du in diesen Ausruf einstimmst, den die von Gott gesetzten König in Friedrich Wilhelm IV. Der Höchste, spricht Daniel zu Nebucadnezar, hat Gewalt über der Menschen Königreiche und gibt sie wem er will. Nach Gottes Ordnung herrschen in den Reichen der Erde die Könige mit dem Rechte und der Macht, die er ihnen verliehen, und in der von ihm ersehenen Folge. Nach seinem Rathe hat Friedrich Wilhelm IV. den Thron seiner Väter bestiegen und du thust, was Gott dir befohlen, wenn du in ihm deinen König annimmst und ehrest. Du beuge dich vor Gott, indem du vor ihm dich beugest.“

Betrachten wir aber näher die Rechte, welche die Kirche zu üben und die Pflichten, welche sie zu erfüllen hatte bei diesem erhabenen Akte, wo der Staat in seiner ganzen Herrlichkeit ihr entgegenkam.

Nachdem der Herr dem Propheten Daniel den Blick eröffnet hatte in die Geheimnisse seiner Weltregierung bis in die fernsten Ewigkeiten hinein, beschreibt dieser die Kirche Christi also, E. 2. B. 44.:

„Gott vom Himmel wird ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird, und sein Königreich wird auf kein ander Volk kommen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen und zerstören, aber es wird ewiglich bleiben.“

Den König dieses Reichs aber stellt der Prophet uns in folgenden Worten vor Augen, E. 7, 13. 14.:

„Ich sah in diesem Gesicht des Nachts, und siehe es kam einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn bis zu dem Altar und ward vor denselbigen gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergeht und sein Königreich hat kein Ende.“

Zunächst lag hiernach der Kirche ob, sich dieser ihrer erhabenen Natur und Bestimmung, wie das Wort Gottes, den irdischen Staaten gegenüber, sie feststellt, bewußt zu werden, und aus diesem Bewußtseyn zu handeln und zu reden. Hieran zu

erinnern thut in unseren Tagen doppelt Noth, wo die innere und äußere Zerrissenheit der Kirche in Lehre, Zucht und Verfassung einerseits, und weitverbreitete pantheistische menschenvergötternde Irrlehren über das Wesen des Staats andererseits jene uralten Wahrheiten verdunkeln. Man will die Kirche auf abstrakten Geist reduciren, und vergißt, daß sie den ganzen Menschen nach Geist, Seele und Leib wiedergebietet, daß sie selbst der Leib Christi ist. Der Staat soll (— als „Wirklichkeit der sittlichen Idee“ —) die Menschheit zu ihrer endlichen Vollendung führen, soll die Kirche als untergeordnetes Moment in sich aufheben; er soll, nach Nothe, zu-, sie aber abnehmen. So lehren die Weltweisen und bedenken nicht, daß der Staat, als das Reich des Gesetzes, an der Schwächung Theil nimmt, welche das Gesetz nach des Apostel Paulus Lehre durch die Sünde erlitten hat, daß er deshalb, weil alles Gesetzes Werk, außer Stande ist, den Menschen zu erneuern, daß das Gesetz nur den Schatten der zukünftigen Güter hat, die Wahrheit aber in Christo ist, der allein das wahrhaft leistet und erfüllt, was das Gesetz nur fordert. Bei dieser Huldigung aber traten noch besondere Gründe hinzu, die Pflicht der Diener der Kirche zu verstärken, nach der sie ihres Hauptes ewige Monarchie und seines Leibes erhabene Selbstständigkeit zu behaupten hatten, und ihre treue Übung unerläßlich zu machen. Der Staat hatte nicht allein alle seine Pracht und Herrlichkeit entfaltet, sondern erschien auch, durch den Segen Gottes des Herrn, mit seltener innerlicher Stärke, mit jugendlicher Lebenskraft ausgetüflet, welche jenem Pomp erst seine wahre Schönheit verlieh. Königliche Gesinnung und der Unterthanen Liebe und Treue hielten sich in fester, durch keine Mistöne getrüßter Umarmung umschlungen. Das Bewußtseyn dieser unschätzbaren Güter wurde noch durch den Gegensatz der politischen Zerrissenheit anderer Staaten erhöht. Waren da nicht selbst die Gläubigen in Gefahr, die Nichtigkeit alles Irdischen, die unendliche Erhabenheit des Gebers über seine schönsten Gaben, des Schöpfers über seine erhabensten Geschöpfe, des Reiches Gottes, das da ewig bleibt, über die Reiche dieser Welt zu vergessen? Diese Versuchung war so groß, daß sich ohne alle Reflexion dem unmittelbaren christlichen Gefühle der Wunsch aufdrang, auch die Wahrheit, daß aller dieser Glanz doch nur Staub und Asche sey, symbolisirt und vor das von Pracht und Schimmer überfüllte Auge gestellt zu sehen, wie bei der Installation des Papstes eine Fackel und Berg in der Procession getragen und dieses von Zeit zu Zeit angezündet wird mit den Worten: „Sic transit gloria mundi.“

Unter solchen Umständen hatten die Diener der Kirche dieselbe gegen die Schmach zu verwahren, welche so viele ihrer abtrünnigen Kinder unter uns ihr anthun, indem sie dieselbe als ein Institut des Staates betrachten oder behandeln, welches in ähnlicher Weise, wie seine übrigen Behörden, ihm diene, zu seinen Zwecken nach seiner Anleitung eingerichtet und zu handeln verbunden sey, und in diesem Sinne auch bei solchen Festlichkeiten seine Stelle finden müsse. Es galt das Bewußtseyn der Ewigkeit und Einheit der Kirche, gegenüber der Vergänglichkeit

und Vielheit der Staaten in aller Christen Herzen zu erneuern, zu beleben und kräftig auszusprechen.

Man wird uns nicht so mißverstehen, als wollten wir die Kirche, oder gar ihre Diener, zu einem stolzen isolirenden Selbstgefühl verleiten, in welchem sie dem Staate an seinem Ehrentage finster entgegen zu treten habe. Ihr Haupt ist gekommen, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene; die Kirche soll seinen Fußstapfen nachfolgen. Ihr ist befohlen, sich zu freuen mit den Fröhlichen. Aber ihre Freude ist die Freude im Herrn, ihr Dienst ist Handreichung, die Seligkeit zu erlangen. Sie kann der Welt nicht dienen, wenn sie nicht weiß, wer sie selbst ist und was die Welt ist. Sie „füllt des Lebens Mängel aus mit dem, was ewig steht,“ aber um dies zu können, darf sie das Bewußtseyn ihrer ewigen Schätze sich nicht verdunkeln lassen und des Lebens Mängel nicht verkennen, noch verbergen. Sie soll schwach werden mit den Schwachen, aber um sie stark zu machen in der Kraft ihres Hauptes. Bei der Huldigung also lag ihr ob zu zeigen, wie so ganz unzulänglich Alles sey, worauf man, ohne den Herrn Herrn, seine Hoffnung bauen möchte, alle menschliche Tugenden und Vorsätze, alle Liebe und Treue, alle patriotische Begeisterung, alle Erinnerungen ruhmvoller Vorfahren, alle glänzende Aussichten in eine lachende Zukunft, — wie wir uns gefast zu machen hätten auf die Stunde der Versuchung, wo eigene und fremde Sünde, wo schwere Schicksale, wo kräftige Irrthümer uns anfechten und alle jene Stützen erschüttern würden —, wie wir in dieser Stunde nicht bestehen könnten ohne den lebendigen Gott, der den Elenden hilft und in den Schwachen stark ist —, wie er aber den, nach seiner Verheißung, nicht verlassen und versäumen werde, der seinen Namen anruft. „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm,“ Jer. 17, 5. „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helfen. Denn des Menschen Geist muß davon, und er muß wieder zur Erde werden, alsdann sind verloren alle seine Anschläge,“ Ps. 146, 3. 4. Das sind die Wahrheiten, nach denen des Königs, nach denen der Unterthanen Herzen, — bewußt oder unbewußt — inwendiges Verlangen trugen unter dem übermannenden Pomp des Huldigungsgepräges. Denn warum zogen sie in feierlicher Procession in die Kirche, als weil die Welt und was in der Welt ist ihnen nicht genügte zu dem was sie vor hatten; warum schworen sie bei dem Namen des allmächtigen Gottes, als weil sie selbst ohne diesen Namen unzuverlässig und unglaubwürdig sind, warum schlossen sie ihre Feier mit dem schönen: „Nun danket Alle Gott,“ als weil sie ohne ihn, den Dreieinigen, den erhabenen Akt der Huldigung nicht hätten vollziehen können? Wir haben der Huldigung und der Huldigungspredigt selbst beigewohnt, und was wir vor, während und nach derselben wahrgenommen, bestätigt uns die Überzeugung, daß dem erfrischenden Erfste dieser alten Wahrheiten, die aber an diesem Tage neu waren, wie der junge Morgen alle Tage neu ist, viele Ohren und Herzen offen waren. Die ganze Gesinnung, in der die erhabene Feier begangen, insbesondere

aber der Eid geschworen wurde, mußte dadurch erhöht und geheiligt werden.

Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir alles dasjenige als der kirchlichen Hulbigungsfeier fremd, ja als störend für dieselbe betrachten, was geeignet ist, Selbstgenugsamkeit, Gefühl hinlänglicher eigener Tüchtigkeit, Vertrauen auf sich selbst, statt auf Gott, in den Zuhörern zu erwecken. Menschenlob gehört nicht an die heilige Stätte, am wenigsten an dem Tage, wo die Herrlichkeit dieser Welt ohnehin Augen und Herzen erfüllt; nicht auf die Lippen des Dieners der Kirche, die zum Preise Gottes geweiht sind. Menschenlob und Gotteslob stehen sich entgegen, wie Menschenfurcht und Gottesfurcht. Nichts befreit so sicher von der Menschenfurcht als die Furcht Gottes, nichts erhält so sehr in rechtem Muth und in rechter Demuth den Großen der Erde gegenüber, als das Bewußtseyn, daß ein noch Größerer gegenwärtig ist. „Gottes Lob ist lieblich und schön, es geht, so weit Himmel und Erde ist; es bleibt ewiglich.“ Aber dieser ehle Schatz verdirbt, wenn da, wo Gott allein zu loben ist, gefallene Menschen gelobt werden. Nur wenn wir hinabsteigen in die Tiefen der Selbsterniedrigung, können wir Gott recht erhöhen.

Es sey uns erlaubt, in Ehrerbietung so weit christliche Unterthanen es vermögen, in des Königs Seele uns zu versetzen. Je höher sein Thron, je schwerer sein Beruf, desto größer sein Bedürfniß der Stärke aus Gott, der Beugung vor ihm. Gedrückt von der Last der Krone, deren Glanz keines Adamssohnes Herz unversucht läßt, ermüdet von der Ehre, von den Hulbigungen, die ihm von allen Seiten entgegen kommen und die er nicht ablehnen darf, weil seine Majestät ein ihm anvertrauter Strahl der Majestät des allerhöchsten Gottes ist, tritt er in das Heiligthum, wo vor dem gegenwärtigen Gotte alle Herrlichkeit der Menschen sich in den Staub beugen soll, um mit seinen Unterthanen in tiefer Demüthigung vor seinem und ihrem Könige und Herrn sich zu kräftigen und zu erfrischen für sein schweres Tagewerk.

Wenn irgendwo an diesem großen Tage, so wurde der Unterthan hier inne, wie schwer es ist, König zu seyn.

Aber auch die hulbigenden Unterthanen hatten ähnliche Bedürfnisse. Der ganze Pomp der Hulbigung war gleichsam Ein mächtiger Ausdruck ihrer Liebe und Treue, ihres freudigen Gehorsams, des erhebenden und begeisternden Bewußtseyns, gemeinschaftlich einem solchen Könige anzugehören. „Unsere Geschichte, unser Ruhm, unsere Thaten, unser Vaterland, vor Allem unser König,“ — alles dies könnte wie Ein gewaltiger Chorgesang, strahlte wie Eine bunte Sonne in Aller Ohren und Augen. Der Kirche erhabener Beruf war es, diese Ohren und Augen dennoch nüchtern und besonnen zu erhalten. Sie mißt alles Zeitliche mit dem Maße der Ewigkeit. Sie zeigt uns, daß „unser Wollen lügt, und unser Laufen trägt.“ Sie warnt uns, unser Haus nicht auf den Sand zu bauen, denn sie kennt und zeigt uns die Plazregen, die da fallen, die Gewässer, die da kommen, die Winde, die da wehen und an das Haus stoßen werden, sie predigt von dem großen Fall des Hauses, —

sie weiß aber auch und offenbart den Felsen, auf dem gegründet es doch nicht fallen wird.

Der Preussische Staat wird bekanntlich nicht durch uralte Einheit der Nationalität zusammengehalten; unter den großen Staaten ist er der kleinste, sein Königthum das jüngste. Er ist mehr als irgend ein Europäischer Staat in Beziehung auf die Religion gespalten. Die kirchliche Hulbigungsfeier hatte ihm das ernste Wort zu bringen, wie sehr ihm die Einheit noth thut, welche das Ergebniß wahrer Treue gegen den König ist, welchen schweren Versuchungen diese Treue unter solchen Umständen von außen und innen ausgesetzt ist, und wie sehr sie der Kräftigung aus dem ewig treuen unveränderlichen Gotte, mittelst des Hulbigungsseides, für die Zeit der Collisionen und Anfechtungen bedarf.

Dies führt auf die Nothwendigkeit des Hulbigungsseides, welche das rechte Thema der Hulbigungspredigt bildet. Diese Predigt hatte zu verhüten, daß der im Namen Jesu Christi geschworene Eid nicht zu einem bloßen Bestandtheile des an diesem Tage so hell auslodernen Patriotismus, des Ergusses herabsanke, den das Königthum in seinem Glanze ohnehin aus allen Herzen hervorrief. Wäre er nicht mehr als dies, so behielte jenes Weib Recht, welches durch ihr: „Schwöret nicht!“ aus dem Kellerloche zu Königsberg mit den Worten der Bergpredigt den Hulbigungsseid verhindern wollte. Das unnöthige Schwören, aus dem bloßen subjektiven Herzensdrange, ist grade das, was die Bergpredigt verbietet. „Alles Schwören und Eiden,“ sagt Luther trefflich, „ist hier verboten, das der Mensch von ihm selber (d. i. dem eigenen Bedürfniß zu genügen) thut; wenn's aber die Liebe, Gebot, Noth, Nutzen des Nächsten, oder Gottes Ehre erfordert, ist's wohlgethan; gleichwie auch der Zorn verboten ist, und doch löblich, wenn er aus Liebe und zu Gottes Ehre erfordert wird.“ Der Hulbigungsseid aber ist hochnöthig. Gottes Ehre und die Liebe des Nächsten erfordert ihn, weil bloße menschliche Eigenschaften des Königs und der Unterthanen, so schön sie auch scheinen und so sehr man sich auch, unversucht, daran ergözen mag, doch in der Hitze der Anfechtung viel zu schwach sind, den Thron zu stützen, wenn nicht Gottes Kraft, durch welche der Eid unsere schwache Herzen stählt, ihm zu Hülfe kommt. Diese menschliche Insufficienz, Gottes Allgenugsamkeit, und sonach die Nothwendigkeit des Hulbigungsseides darzuthun und den Gewissen lebendig zu machen, das war die eigentliche Bestimmung der Hulbigungspredigt.

Wir schließen mit einigen Bemerkungen, die sich uns bei Gelegenheiten wie diese schon öfters aufgedrängt haben.

1. Die Kirche gewinnt nichts dabei, wenn ihre Diener sich verleiten lassen, auf fremdartige Gebiete überzutreten, und z. B. in Bemerkungen über die Natur des Preussischen Staates, den Patriotismus seiner Bewohner, die persönlichen Eigenschaften seiner Könige u. s. w. sich zu ergehen. Mögen solche Bemerkungen wahr, halbwahr, oder unwahr, mögen sie im Munde weltlicher Redner trefflich und an ihrer Stelle seyn — den Predigern wird weder besondere Kenntniß dieser Gegenstände, noch Competenz, darüber zu urtheilen, zugesandt. Selbst weltlich gesinnte Zu-

hörer wollen in Predigten davon nicht reden hören; sie erhalten den Eindruck, als sey der Prediger nicht heimisch und sicher auf seinem eigenen Gebiete und schweife darum auf ein fremdes aus. Haushalter über Gottes Geheimnisse, nennt Paulus die Prediger; in diesem Amte können sie, was sie reden, reden als Gottes Wort, und wenn ihr Mund von dem übergeht, weiß das Herz voll ist, so stoßen sie auch dem Ungläubigen Ehrfurcht ein, und stopfen dem Spötter den Mund.

2. Bei Feierlichkeiten, wie diese Hulldigung war, wird vielen — besonders vornehmen — Männern gepredigt, die sich sonst in offen ausgesprochenem Unglauben von der Kirche und ihren Gottesdiensten lossagen, und vielleicht in vielen Jahren nichts von Gottes Wort vernehmen. Auf solche Personen sollten die Prediger, nach der Liebe, die die Seele ihres Amtes ist, Rücksicht nehmen, und die Gelegenheit ergreifen, ihrem Herzen die Wahrheit des Wortes Gottes und die Majestät der Kirche, die sie verachten, nahe zu bringen. Die Besseren unter diesen Ungläubigen verlangen vor Allem von dem Prediger Wahrhaftigkeit; sie misstrauen ihm, und haben ein geheimes Interesse, denselben, um ihren eigenen Unglauben zu beschönigen, der Heuchelei und Augendienerei zu bezüchtigen. Der Prediger ist also an einem solchen Tage recht eigentlich in statu confessionis, und sollte alles Menschenlob, — auch das faktisch wahre —, was solchem bösen Verdachte Vorschub leisten könnte, sorgfältig vermeiden, um solchen Ungläubigen kein Ärgerniß zu geben und sich die Verantwortung, sie im Unglauben bekräftigt zu haben, nicht zuzuziehen.

Der Herr wolle den Leuchter der Kirche helle machen, und ihr die erhabene Freiheit von Welt und Zeit, die freie Erhabenheit über Welt und Zeit wiedergeben, durch welche allein das Wort ihres Hauptes in Erfüllung gehen kann, daß sie das Salz der Erde sey, das Licht der Welt, der Baum, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen.

Litterarische Anzeige.

Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres von Reinhard Hermann, weiland evangelisch-reformirtem Pastor in Elberfeld. Herausgegeben von Eugen Hermann, Pastor in Bierssen. Erstes Heft. Elberfeld bei Wilh. Hassel. (Preis jedes Hefts 7½ Sgr. — Es werden acht Hefte erscheinen.)

Wenn ausnahmsweise eine Sammlung von Predigten hier besonders angezeigt wird, so geschieht dies allerdings im Hinblick auf die Bedeutsamkeit derselben. Der selige Verfasser gehörte zu denen, die aus der Tiefe ihrer Brust Sinnenwort nachsprechen konnten: „Ich habe nur Eine Passion und die

ist Er, — nur Er!“ — Schon in seiner Kindheit trug er ein brennendes Verlangen im Herzen, dereinst den Namen des Herrn zu verkündigen; allein eine gewisse Schwächlichkeit seiner Brustorgane bestimmten seine Eltern später, ihrem Sohne die merkantilitische Laufbahn anzurathen. Indessen, obwohl sich Hermann mit aller Willigkeit dem Wunsche seiner Eltern fügte, und mit aller Treue und Sorgsamkeit diesem Berufe sich hingab, so fühlte er sich doch niemals darin zu Hause, bis er endlich, überwältigt von dem immer steigenden Drange, Christi Botschafter zu werden, noch spät mit aller Anstrengung zur Universität sich vorbereitete und in einigen Jahren hinlänglich befähigt war, die Universitäten Tübingen, Berlin und Bonn zu besuchen. Nachdem er seine theologischen Examina bestanden, wurde er alsbald Hülfsprediger in Mettmann; und predigte dort mit großer Kraft und Freude und Vielen zum reichen Segen, das Evangelium des Friedens. Hierauf wurde er Prediger in Drösch und nach etlichen Jahren berief ihn die große reformirte Gemeinde in Elberfeld, bei welcher er bis zu seinem unerwartet schnellen Hinscheiden fünf Jahre das evangelische Pfarramt mit großer Treue verwaltete. Auch in Elberfeld war seine Wirksamkeit als Prediger eine reichgesegnete. Namentlich zeichnete sich Hermann auch durch seine große Treue und Sorgsamkeit in der speciellen Seelsorge aus: so fand er bei seiner Gemeinde in jeder Beziehung bedeutende Anerkennung. Es war deshalb natürlich, daß nach dem Heimgange des geliebten Seelenhirten seine zahlreichen Freunde den Wunsch hegten, eine Sammlung seiner Vorträge zu besitzen, und diesem Wunsche soll durch diese, von dem Bruder des verewigten Verf. veranstaltete Sammlung entsprochen werden. Es ist der Wahrheit durchaus gemäß, was die Ankündigung dieser Predigtsammlung sagt: — „Neben vielen natürlichen Rednergaben war dem Verf. die Gnade zu Theil geworden, den Frieden und die Seligkeit der in Christo Gerechten selbst in reichem Maße zu erfahren und auch mit großer Klarheit, Kraft und Eindringlichkeit Anderen anzupreisen. Doch unterließ er es nicht, den rechten Grund zu legen durch lebendige Schilderung der Richtigkeit und des Elendes alles Lebens außer Christo und durch herzliche Ermahnung zu gründlicher Buße und Bekehrung. Eben so wies er stets mit heiligem Ernste hin auf die evangelische Heiligung als nothwendige und natürliche Folge der Rechtfertigung. Dabei sind seine Predigten gründliche Auslegungen und Anwendungen des jedesmaligen Textes, hervorgegangen aus umfassender und tief eindringender Kenntniß der heiligen Schrift, und stets getragen von einer reichen, sowohl inneren als seelsorgerischen Erfahrung. Dazu kommt noch eine vertraute Kenntniß und geeignete Benutzung der evangelischen Kernlieder.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 21. November.

N^o 94.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Herausgegeben von G. Phillips und G. Görres. 1ster bis 3ter Band. München, 1838. 1839: 8.

(Schluß.)

Was die historischen Aufsätze des dritten Bandes anbetrifft, so läßt sich denselben nicht absprechen, daß sie auf eine verdienstliche Weise auf mehrfache, zeither oft in geschichtlichen Darstellungen geübte Ungerechtigkeiten aufmerksam machen. Unsere Deutsche Geschichtschreibung ist im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert durch den Sauerthier politisch-kirchlicher Leidenschaft vielfach angestreckt worden, und hat sich in neuerer Zeit durch Schiller's glänzende Darstellungen wenigstens so weit imponiren lassen, daß die populäreren Christen ihm, ohne den Vorwurf der Lüge fürchten zu dürfen, haben folgen können. Der Aufsatz über Magdeburgs Brand im Jahre 1631 zeigt, was indeß doch zum Theil neuerdings auch von protestantischen Schriftstellern bereits anerkannt ist, daß auf Tilly's Rechnung die Verwüstung nicht zu setzen ist, sondern theils auf die Gütte der Zeit, indem Gustav Adolph kurz zuvor Frankfurt an der Oder eben so hart hatte plündern lassen; theils auf den Zufall, wenn nicht auf Falkenberg's Rechnung, indem Feuer ausbrach und vom Sturmwinde verbreitet ward, Feuer, was allenfalls im Interesse der Schweden, aber ganz gegen Tilly's Interesse die Stadt in Asche legte. Tilly verlor dadurch fast alle Früchte seiner Unternehmung. Die Aufsätze über Luther haben billig auf protestantischer Seite den größten Anstoß gegeben, da es in ihnen unternommen ist, Luther's Seelenleben zum Theil darzustellen, während doch gerade für die edelsten Grundlagen dieses Lebens dem Verf. alle Achtung, alle Empfänglichkeit abging. Trotzdem aber, daß wir diesen Aufsatz zum Theil als höchst einseitig und Befangen, ja als roh in der Auffassung bezeichnen müssen, ist nicht zu läugnen, daß er eine Partie in Luther's Leben hervorhebt, die von unseren protestantischen Geschichtschreibern, selbst von dem trefflichen Ranke, theils sehr kurz und karg behandelt, theils zu hoch gefaßt ist. Jeder von uns darf sich billig wundern, daß ein Mann, der wie Luther aufgewachsen ist, sich nicht öfter in seinem politischen Handeln und Anschließen verhasen hat; aber eben weil uns noch genug an ihm zu bewundern und zu verehren übrig bleibt, können wir um so leichter gerecht seyn und anerkennen, daß er sich, als er sich von allem andern Anhalt in Deutschland, selbst von seinem Landesherrn, eine Zeitlang verlassen glaubte, dem wilden Völkchen auf der Ebernburg anschloß. Ulrich v. Hutten ist zu allen Zeiten von den Humanisten überschätzt, und um seines stilistischen Talentes willen

zu sittlichen Ehren gebracht worden, die er in keiner Hinsicht verdient. Er war ein verwildertes Talent, der nur von denen im Ernst gelobt werden kann, die auch in unserer Zeit alle verwilderten Talente loben, ungeachtet dieselben alle Achtung vor rechtmäßiger Obrigkeit und vor der Kirche bei Seite gethan haben. Wer Leuten, wie Mirabeau und Desmoulins, Ehrensäulen errichtet, der wird Hutten consequenter Weise auch loben dürfen, denn er war der geistreiche, schlaggrüstige, talentvolle Camille Desmoulins seiner Zeit; und daß er diesen Mann und die rationalistischen Theologen, die sich zu dem Kreise auf der Ebernburg gefunden, gehegt und geschützt hat, charakterisirt auch Franz v. Sickingen. Luther aber gereicht es zu großer Ehre, daß er bald, nachdem er das blutige, geistig-achtungselose Wesen dieses Ebernburger Kreises erkannt, sich gänzlich von ihm zurückgezogen, selbst in Worms intimere Verbindung mit demselben vermieden, und demselben ähnliche Geister, wie Rodenstein v. Karlsstadt, aus seiner Nähe vertrieben hat. Er erkannte selbst den Mißgriff; machte ihn gut, so viel an ihm lag, und als nachher Hutten's Aufhegeschriften an Karsthaus Früchte trugen und der Bauernkrieg ausbrach, hat Luther keinen Augenblick geschwankt.

Der Aufsatz über die Dragonaden in der oberen Pfalz scheint uns selbst vom Standpunkte der Herausgeber der vorliegenden Zeitschrift eben so unnötig als unpolitisch. Daß die Pfälzische Kirchengeschichte ein schwarzes Blatt in der Geschichte des Protestantismus bildet, brauchen wir nicht erst von München aus zu lernen; daß man aber diese unnötige Weisheit entwickelt, um überhaupt an die katholischen Reaktionen des siebzehnten Jahrhunderts zu erinnern, wenn man sie auch zu entschuldigen und daraus einiges Gift für die Gegenwart zu extrahiren sucht, ist gewiß unpolitisch, denn eine schärfere Beleuchtung dieser katholischen Reaktionen, die dadurch hervorgerufen werden kann, dürfte den Herausgebern so unwillkommen seyn, wie manchem Protestanten empfindlicherer Art eine schärfere Beleuchtung der protestantischen Kirchengeschichte der Pfalz, die an Bedientenhaftigkeit des Volkes ihres Gleichen in der Welt sucht. Übrigens bleibt trotz aller Entschuldigungsgereden Maximilian's Verfahren in der Oberpfalz empörend genug. Eben so, glauben wir, wäre die Erinnerung an den Fürstbischof v. Galen besser unterblieben, denn daß die an Ludwig XIV. sich anschließenden Deutschen allezeit, eben so wie die in neuerer Zeit den Französischen Einflüssen geneigten, die Deutsche Freiheit in ihr schlechtes Schild gesetzt, und damit ihr antinationalen Wesen bemäntelt, brauchen wir ebenfalls nicht erst von München her zu lernen; noch wird man uns irgendwie überreden, daß dieses Verufen und Pochen Galen's auf Deutsche Freiheit und Recht

etwas anderes als Phrase gewesen. Dagegen sollen wir gern dem Aufsatze über Kaiser Ferdinand II., der in diesem dritten Bande enthalten ist, unsere Anerkennung. Daß in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts sich dem Protestantismus der Österreichischen Stände ein gewaltiger Geist der Unordnung und Empörung gegen alle Ordnung, ein revolutionärer Schwarmgeist der bösesten Gattung vermählt habe, verdient allerdings mehr, als bisher geschehen ist, hervorgehoben und geltend gemacht zu werden. Keinem Unbefangenen, der die damaligen Vorgänge in Österreich betrachtet, kann es einfallen, die Wahrheit des Ausspruches zu läugnen: nihil aliud Austriaci petebant, nisi ut principem facerent servum et subditorum mancepium. — Schwach dagegen ist der Aufsatz, welcher sich auf Kaiser Joseph II. bezieht.

Ganz vortrefflich sind auch in diesem Bande die Aufsätze, in welchen die Phrasenmacherei, der hohle Hochmuth und die sich zum Theil selbstwiederaufhebenden Doktrinen der Aufklärungs- und Aufklärungspartei verhöhnt werden. Die Neujahrspredigt des Satans zur Jubelfeier des Sündenfalles wird, wenn man von einigen rein-katholischen Äußerungen absteht, selbst jeder wohlgesinnte Protestant unter herzlichster Mitfreude lesen können. Etwas mehr von dem Humor dieser Neujahrspredigt hätten wir dem Artikel über die äußerste Linke der Katholischen Kirche im Großherzogthum Baden gewünscht, denn daß (bis in neuester Zeit sowohl auf katholischer als auf protestantischer Seite eine Reaktion, in Freiburg wie in Heidelberg, eingetreten ist) keine Deutsche Landschaft mit Baden in dem Verfall des Christenthums, in dem Abhandengekommenseyn aller christlichen Lebensgedanken sich messen dürfte, darüber dürfte nur eine Stimme seyn, wenn man etwa die Leipziger Allgemeine ausnimmt. Es scheint indessen, als wenn die Münchener Blätter nur, wo vom Verfall Protestantischer Kirchen die Rede ist, die Kraft komischer Auffassung besitzen, und daß sie ihnen ausgeht, sobald franke, eiternde Partien des eigenen Kirchenleibes berührt werden. Sogar gegen die belobte Leipziger Allgemeine, welche in manchen Kreisen das Epitheton einer Knoblauchzeitung schon seit geraumer Zeit führt, gegen dieses „Ragout von platt- und breitgeschlagenen Phrasen und Gemeinplätzen, wie sie tagtäglich als Abfälle vom Tische des Liberalismus und des Aufklärungs zum beliebigen Genuß und Verbrauch jedermannlich geboten werden,“ überwiegt bei den Münchenern nur der Ingrimm, während man sich doch eigentlich bei ihr bedanken müßte, daß sie sich zum offenen Loch am großen Weulen der Aufklärungspartei neben den f. g. Hallischen Jahrbüchern constituirt, und so dem giftigen Eiter einen fließenden Ausgang bereitet hat. Freilich ist nicht zu läugnen, daß die ausfließende geistige Jauche weiterkräft und allmählich im Umkreise gesundes Fleisch angreift, oberflächlichste Betrachtungsweise verallgemeinert, und ein so ordinär räsonnirendes Publikum sich in dem Ausdruck dieser seiner eigenen Gesinnungen als in unserer Zeit mitsprechende Macht fühlen läßt, daß man sich zuweilen des Wunsches nicht erwehren kann, es möchte bei Gelegenheit eine Tüchtige absetzen — indessen kann solcher Wunsch doch nur momentan aufsteigen, denn, wo es zum wirklichen Treffen

kömmt, zeigen doch die genannten Blätter wieder so sehr ihre eigene Schwäche und die der armseligen Philisterrotten, deren Seelenausdruck sie enthalten, daß man über ihre danaidische Arbeit nur zu lächeln hat. Wie frech und perfide zugleich ward nicht vor Kurzem von diesen Blättern der Schritt der Preussischen Landstände in Königsberg auszubeuten gesucht, und wie armselig ist ihre Anstrengung in Nichts zusammengegeschwunden, als der Hauch wirklichen Geistes gegen sie wehete. — Inzwischen, wenn auch der Humor, den wir ihnen so armseligen Geistes gegenüber wünschten, zuweilen fehlt, solche Aufsätze, wie der gegen die äußerste Linke in Baden, mögen die Münchener nur weiter bringen, wir werden sie in protestantischen Kreisen (nach billigem Abzuge der auf katholischer Seite aus anezogenem Unverstande herkömmlichen Anzüglichkeiten und Schmähungen gegen die Reformatoren) so willkommen heißen, wie die über die Züricher Straußenjagd, wenn wir anders ihre Fortsetzung zu Händen bekommen; denn indem wir über die politischen Aufsätze, die dieser dritte Band enthält, nur im Ganzen wiederholen könnten, was wir bereits in den vorhergehenden Artikeln gesagt, uns aber in die kleine Polemik der Artikel, die sich um Tagesneuigkeiten einer nun bereits im Rücken liegenden Zeit drehen, nicht einlassen mögen, müssen wir diese Artikel schließen, da im Laufe der Erscheinung des vierten Bandes ein Verbot gegen die Münchener Blätter erfolgt ist, welches zugleich die Besprechung der nach demselben erschienenen Hefte nothwendig einschließen müßte, selbst wenn uns diese Hefte zugekommen wären.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, diesen Blättern, so weit wir sie kennen, nachzurühmen, daß (wie steinern und katholisch-fragenhaft sich auch einige Aufsätze darin unseren Augen ausnehmen mögen; zu welchen einzelnen Mißgriffen auch die Leidenschaft und der Drang der Zeit die Herausgeber und Mitarbeiter verführt haben möge) im Ganzen so viel lebendiger Geist in ihnen weht, daß keine ähnliche politische Zeitschrift der protestantischen Lande ihnen an Tüchtigkeit an die Seite gesetzt werden kann; daß im Ganzen ein belebender Odem, ein aufbauender, erhaltender Sinn in ihnen weht, und daß, da die eigentliche Macht und Grundfeste des wahren Protestantismus durch ihre Aufsätze in keiner Weise erschüttert werden kann (weil sie diese Macht und Grundfeste kaum erreichen, geschweige bedrohen), sie, wenn einmal (was wir unsererseits in Abrede stellen möchten) verboten werden soll, uns weit eher zulässig erscheinen als die f. g. Knoblauchzeitung. Sie verhalten sich zu dieser wie ein reinlicher Garten in etwas steifem, eigenartigen Französischen Geschmacke, der aber neben geschmacklosen auch höchst anmuthige und imponirende Partien haben kann, zu schmutzigen Moraste, wo Molsch und Unke hausen und die Nothperlinge ihr Nest bauen.

Litterarische Anzeige.

Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres von Reinhard Hermann, 2c. 2c.

(Schluß.)

Hermann gehörte zu denjenigen Wahrheitszeugen unserer Zeit, welche nach einer kurzen, aber energisch concentrirten Wirkksamkeit tiefe Spuren derselben hinterlassen haben. Die meiste Ähnlichkeit möchte seine ganze Persönlichkeit sowohl, wie seine Lebensführung und Predigtweise mit der von Ludwig Hofacker haben. Zwar kann man nicht behaupten, daß Hermann in der Entwicklungsgeschichte der Homiletik seines näheren Vaterlandes, der Rheinprovinz, Epoche bilde oder eine neue Phase hervorrief, wie es bei Hofacker unstreitig der Fall war, der auf die Predigtweise seines Vaterlandes einen bedeutenden Einfluß übte, indem er ihr einen praktischen Schwung, eine mächtige Eindringlichkeit, ein fernigtes Dringen auf die Hauptsache verlieh und manche althergebrachte, steife und lästige Fessel in ächtlutherischer Genialität sprengte; vielmehr muß durchaus anerkannt werden, daß sowohl vor Hermann als gleichzeitig mit ihm eine ganze Schaar von Predigern in derselben Weise, wie er, die Grund- und Kernwahrheiten des Evangeliums eindringlich und kräftig verkündigten. Auch wollen wir nicht behaupten, daß seinen Predigten irgendwie ein Stempel der Originalität aufgedrückt war, wie es bei Hofacker unlängbar der Fall ist, dessen geheiligter Humor nicht selten ganz in Luther's Weise die Predigten durchwürzt und neue Bahnen bricht. Hermann's Predigtweise ist bei allem Feuer, das seine Seele durchglüht, eine gehaltene, an die volksthümlich gewordene Christensprache genau sich anschließende und von jenem geheiligten Humor findet sich bei ihm keine Spur. Wir möchten Hermann mit Beziehung auf die Charaktere Calvin's und Luther's die reformirte Übersetzung von Hofacker nennen. Allein die Gabe edler, eindringlicher Popularität, die Gabe der Salbung und eines von Christo ergriffenen Wesens hatte er mit Hofacker gemein. Wie Hofacker's, so drängte sich auch Hermann's Zuhörern mit unweiderföhllicher Gewalt die Überzeugung auf: „Dieser glaubt, darum redet er, seine ganze Seele ist von Christo mächtiglich angethan und ergriffen, es strömt ihm aus der Brust, was er sagt!“ Und wenn es wahr ist, daß die Beredsamkeit eine Tugend und die Brust Geburts- und Wohnstatt derselben ist, so findet dies bei Hermann seine volle Bestätigung. Was aber den Predigten Hermann's einen nicht unwesentlichen Vorzug vor denen des theuren Hofacker's verleihen möchte, das ist die bei letzterem nicht selten fehlende, bei Hermann aber stets sich findende biblische Begründung und Durchdringung des Textes, so daß wir der Überzeugung leben, daß gerade die durch Hofacker's Predigten Angefaßten und Erweckten durch Hermann's Vorträge auf eine sehr eingreifende Weise weitergefördert werden möchten. Überall legt sich in Hermann's Predigten eine reiche Schriftkenntniß zu Tage; überall findet es sich bestätigt, daß der Verf. nicht nach der Karte, nicht nach topographischen Tabellen den Weg in das Land des geistlichen Lebens schildert, sondern

daß vielmehr Alles, was er von dem Beginn und von der Entwicklung desselben darlegt, in gründlicher Selbsterfahrung wurzelt; und das ist es, was seinen Predigten so großen Nachdruck verleiht, das ist es, was auch den Lesern derselben so gründliche Erbauung verschafft. Nicht bloß das Gemüth, nicht bloß der Wille, auch der Verstand, der ganze innere Mensch wird durch diese Predigten angeregt, belebt und erbaut.

Hermann war zuletzt Prediger bei einer der größten, gegen 15,000 Seelen zählenden reformirten Gemeinde der Rheinprovinz. Es ist wohl öfter schon ausgesprochen worden, daß es sehr wünschenswerth seyn möchte, wenn den sogenannten strengen Lutheranern Gelegenheit geboten würde, die reformirte Confession aus dem Leben, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dies wäre unstreitig die heilsamste Medicin für die aufrichtigen Eiferer unter denselben, — freilich eine Arznei, die immer nur Wenigen geboten werden könnte. Mögen denn diese strengen Lutheraner sich bewogen finden, wenigstens einmal ein Heft dieser Predigten mit unbefangenen Augen zu lesen, *) — so stehen wir dafür ein, es muß ihnen ihre Verblendung und Ungerechtigkeit, mit der sie auf die reformirte Confession als auf eine kaum noch christlich zu nennende Herablickten, gar beschämend offenbar werden, ja sie werden anerkennen müssen, daß in der homiletischen Litteratur der strengen Lutheraner sich sehr wenige Predigtsammlungen finden möchten, welche an gefalteter, eindringlicher und geistreich begründeter Darlegung der evangelischen Grund- und Kernwahrheiten den Predigten dieses reformirten Verf. gleichkommen.

Nach allem diesen müssen wir den Predigten des vollendeten Verf., der bei Allen, die ihn kannten, in gesegnetem Andenken bleibt und auch nach seinem Tode noch als ein Bote des Friedens das Heil in Christo dem Gekreuzigten verkünden wird, eine recht weite Verbreitung wünschen. Namentlich möchten gerade diese Predigten wegen ihrer populären Eindringlichkeit und klaren Textentwicklung sehr geeignet seyn, in den Kirchen (wo die Sitte besteht) vorgelesen zu werden. E. W. Krummacher.

Der Hauptpastor Dr. Wolff und das Hamburger Ministerium.

In Bremen hat der Pastor zu St. Ansgarii, Dr. Daniel, drei Controverspredigten gegen Pastor Krummacher in Elbersfeld gehalten und auf besonderes Verlangen dem Druck übergeben. **)

*) Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit auf eine, in monatlichen Heften von jedesmal drei Predigten seit fünf Jahren erscheinende Sammlung (unter dem Titel: *Rancherlei Gaben und Ein Geist; eine Sammlung evangelischer Zeugnisse*. Herausgegeben von den Predigern J. L. Müller und E. W. Krummacher; Barmen b. Steinhaus. Preis des ganzen Jahrgangs von 36 Predigten 1 Thlr.) hinzuweisen, an der zwar auch mehrere Lutherische, aber doch meistens reformirte Geistliche mitarbeiten und dürfen fragen, ob irgendwo eine Predigtsammlung erscheint, welche in größerer Lauterkeit den Volkstang der ächt evangelischen Wahrheit enthält. Anmerk. des Eins.

**) Die *Ev. R. Z.* wird nächstens einen ausführlichen Bericht über diese Angelegenheit liefern. Anmerk. der Red.

Krummacher hatte in einer Gastpredigt, die er in Bremen gehalten, auf eine etwas schroffe Weise gesprochen über Gal. 1, 8. 9.: „So Jemand euch ein Evangelium prediget, anders denn ihr empfangen habet, der sey verflucht.“ — Daniel behauptet in seiner dritten Predigt, daß es eine aus absichtlicher Täuschung oder aus grober Unwissenheit hervorgehende Behauptung sey, daß Paulus die Irzlehrer jener Zeit verflucht habe; mit dem Griechischen Ausdruck „Anathema“ wolle der Apostel nur das sagen: wer anders lehrt als ich, der werde ausgestoßen, mit Schande ausgestoßen aus der Gemeinde. Er zeigt dann, oder vielmehr sucht zu zeigen, daß es sich in der Galatischen Gemeinde nicht um gewöhnliche Zweifler oder Ungläubige oder Sündler gehandelt habe, sondern um nichts Geringeres, als um das Bestehen alles und jedes Christenthums, daß aber in unseren Tagen selbst die ärgsten Zweifler, die gleichgültigsten Namenschristen mit Spott und Verachtung die Beschuldigung zurückweisen würden, sie seyen gesinnt wie jene Galatischen Irzlehrer, daß also der Apostel sein verurtheilendes Wort in Bezug auf Verhältnisse und Vergehungen ausgesprochen, welche sich in keiner Christengemeinde unserer Zeit fänden. — Der Mann stellt, abgesehen von diesen Proben seines epegetischen Talents, seinen ordinären subjektiven Rationalismus zur Schau. Nach seinem Dafürhalten ist der wahre Glaube der wahren Tugend deshalb unentbehrlich, weil er den Geist zum Nachdenken über das Höchste und Heiligste erhebt, und ihn somit von der ausschließlichen Betrachtung und vom Dienst der Sinnlichkeit abzieht, weil er dadurch, daß er uns Christi Wesen und Heiligkeit kennen lehrt, auf unsere eigenen Gesinnungen und Handlungen das aufklärende Licht wirft, und weil es ohne den Glauben nicht die Tugenden des Gottvertrauens, der Geduld und der Hoffnung geben würde; die Tugend andererseits ist aber auch dem Glauben unentbehrlich, weil sie uns nöthigt, eine heilige Quelle aller Sittlichkeit, einen höchsten, wahrhaft vollkommenen Willen, ein oberstes Gesetz all unserer Gesinnungen und Handlungen, also einen Gott, anzunehmen, weil sie uns die besonderen Pflichten, die wir gegen Gott und Jesum haben, kennen lehrt, und weil durch sie der Glaube an eine ewige Fortdauer und an eine zukünftige vergeltende Gerechtigkeit zu einer freudigen Gewißheit wird. — Die Bremischen Pastoren haben nicht ruhig zugehört, daß das Heiligthum mit Füßen getreten wird; ihrer zwei und zwanzig haben in Sachen der Wahrheit ein Bekenntniß ausgehen lassen, worin auf eine einfach gläubige Weise drei Fragen beantwortet werden. 1. Was ist und heißt Gottes Wort? — wie viel oder wie wenig in der Bibel gehört zu Gottes Wort? — 2. Wie soll Gottes Wort recht ausgelegt werden? 3. Was und wie soll gepredigt werden? Durch dieses einmüthige und freie Bekenntniß haben die wackeren Männer, die sich des Evangeliums von Christo nicht schämen, gewiß den gerechten Erwartungen ihrer Gemeinden entsprochen, haben die Schwachen im Glauben gestärkt und Alle hingewiesen auf das Eine, was noth thut. —

So sehr nun Jeder, der den Herrn lieb hat, sich über

dieses Bekenntniß freuen muß, so schmerzlich muß ihn das Verhalten der Hamburgischen Geistlichkeit berühren. In Hamburg ist der Rationalismus im vorigen Jahre in einer viel entschiedeneren, ja frecheren Gestalt hervorgetreten als in Bremen. Da hat ein Candidat des Ministeriums es öffentlich in einem Glaubensbekenntniß ausgesprochen, daß er Christum nicht als einen Gott anbeten, sondern ihn nur in frommer Liebe als Menschen, als göttlichen Propheten, als Stifter einer Religion verehren könne, durch welche alle Menschen zu Gott geführt werden können, geführt werden sollen. Ein anderer Candidat hat gar keinen Anstand genommen, sich auf eine freche und frivole Weise über die Kirchenlehre lustig zu machen. Oder ist es nicht frivol, wenn er schreibt: „Bemüht ihr euch, den Geist Gottes, sey es durch den Schornstein oder durch das Schlüsselloch in das Gehirn unserer Evangelisten hineinzuleiten und ihn in die Dinte, in die Feder, auf das Papier abfließen zu lassen, so sage ich euch, ihr seyd abgeschmakt“ — oder: „Ein wahrer Schandfleck unserer Zeit ist es, wenn man noch heute über die sittliche Größe Jesu hinaus Erhabeneres zu schildern und ihm einen Heiligenschein zu geben vermeint, indem man ihn als Wundermann preiset“ — oder: „Statt in Jesu den Wunderthäter anzustaunen, statt ihn als das Lamm Gottes, oder gar als ein todttes Opferwerk für unsere Sünden zu preisen, sey er uns vielmehr das hohe Ideal männlicher Kraft und Selbstenbegeisterung“ — oder: „Welch eine unwürdige und gemeine Phantasie ist es, die sich vorzustellen im Stande ist, es werde uns im Abendmahl durch eine materia terrestris eine res coelestis durch den Magen in das Innerste des Geistes befördert“? — Welche Schritte hat nun aber das Hamburger Ministerium gethan, um einem solchen Unwesen zu begegnen? Es hat geschwiegen. Es verlautet zwar, daß in den Conventen ernstlich über die Sache verhandelt ist, daß mehrere Mitglieder, denen die gefaßten Beschlüsse nicht genügten, sich an den Senat gewendet, ein Fakultätsgutachten eingeholt haben; aber dennoch, es ist bisher noch Nichts zur Öffentlichkeit gelangt, man hat sich nicht dem Unglauben gegenüber zu einem Bekenntniß vereinigt, kein Mitglied des Ministeriums hat bisher auch nur eine Erklärung bekannt gemacht, wodurch die aufgeregten Gemüther beruhigt wurden, obwohl die allgemeine Erwartung sich von Anfang an auf das Verhalten des Ministeriums richtete. Es hat geschwiegen und ruhig zugehört. Wir können und wir wollen nicht glauben, daß der Mehrzahl der Mitglieder das Kreuz Christi ein Ärgerniß und eine Thorheit ist; es war vielleicht eine verkehrte Liebe zum Frieden, eine allzu ängstliche Furcht vor gänzlicher Auflösung und Zerrüttung, die Hoffnung auf Umkehr der Verirrten, was sie bewog, nicht entschieden aufzutreten. Das Maß war noch nicht voll, es war noch nicht bis zum Äußersten gekommen. Das ist erst jetzt geschehen; jetzt oder nie wird es heißen: die Zeit des Schweigens ist vergangen, und die Zeit zu reden ist kommen. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 25. November.

N^o 95.

Der Hauptpastor Dr. Wolff und das Hamburger Ministerium.

(Fortsetzung.)

Ein Mitglied des Hamburger Ministeriums, Herr Dr. Wolff, Hauptpastor zu St. Katharinen, der von Braunschweig nach Hamburg berufen wurde, weil man einen aufgeklärten Mann und einen guten Gesellschafter haben wollte, der während seines Aufenthalts in Hamburg durch Lehre und Wandel nicht bloß gläubigen Christen, sondern allen Bessergesinnten ein überaus großes Argerniß gegeben, hat in der letzten Zeit ein Buch herausgegeben unter dem Titel: Allgemein fälschliche Darstellung derjenigen Grundwahrheiten der Glaubenslehre Jesu, welche von denkenden Christen aller Confessionen anerkannt werden müssen. Um den Charakter dieses Buches und den Geist, in welchem es abgefaßt, näher zu bezeichnen, führen wir folgende Stelle aus demselben wörtlich an:

„Nach der Behauptung der Altgläubigen, d. h. derer, die ihre Satzungen aus der Finsterniß des Mittelalters, aber nimmermehr aus dem ersten Alter des Christenthums geschöpft haben, ist über die fraglichen Lehren Folgendes zu glauben: Gott hat das erste (und wie sie, am Buchstaben der Bibel klebend, behaupten, einzige erste) Menschenpaar ganz vollkommen nach seinem Bilde erschaffen. (Wo die Willensfreiheit und Tugendfähigkeit bei einer erschaffenen Vollkommenheit bleibt, davon ist nicht die Rede.) Adam und Eva hatten die allerhöchste Weisheit und sittliche Vollendung. Selbstsam genug, daß diese völlig göttlichen, heiligen, weisen Erschlinggeschöpfe (lauter Widersprüche!) doch so unheilig und so unweise handelten, dem Teufel in Gestalt einer sprechenden Schlange (— wär' er noch in der Gestalt eines Engels erschienen!) lieber zu gehorchen, als ihrem Urbilde, dem Schöpfer, und das um — eines Apfels willen! Seit dem unseligen Apfelmisse Adam's, den Eva verführte, verloren diese Ahnen unseres Geschlechts ihre ganze göttliche Natur. Sie waren erschaffen, unsterblich auf Erden fortzuleben; nun aber sollten sie sterben, und der Tod kam als eine völlig neue Erfindung und Einrichtung zur Strafe in die Welt. Aber ehe er sie ereilte, sollten sie noch andere „Strafen“ erdulden, z. B. durch Arbeit ihren Unterhalt zu beschaffen u. s. w. (Welche heillose Ansicht: Gott habe dem Menschen, nur um ihn strafend zu quälen, die Anstrengung seiner Kräfte auferlegt!) — Doch das Schlimmste war: mit ihnen wurde zugleich das ganze nachkommende Geschlecht verflucht und zur Hölle verdammt. Nicht ein gutes Paar blieb an den Menschen, die ja, obwohl noch ungeboren, in Adam und Eva steckten, und deshalb bei dem Apfelmaschen mitgesündigt hatten.“

„Dies nur zur Probe, wie die Bibel von solchen „Gläubigen“ (!) gebraucht wird; wir übergehen alle anderweitigen Widersprüche, Inconsequenzen, um nur fogleich auf den hier zunächst hergehörenden Gegenstand zu kommen. Nach den aus der Paradiesgeschichte gezogenen Folgerungen, ist nun das Menschengeschlecht ganz ohne eigene Fähigkeit,

irgend etwas Gutes zu thun; was man Tugend nennt, ist nur ein „Gräuel“ hoffärtiger Selbstverblendung, und nicht allein zur Seligkeit gar nicht nöthig, sondern der Gedanke des Menschen: er wolle recht und liebevoll handeln, ist derselben geradezu hinderlich, denn dieser Gedanke setzt voraus, daß der Mensch seinen erbärmlichen, verfluchten, hüllischen Zustand gar nicht kennt. Die Seligkeit ist nicht etwa die Frucht, das endliche Resultat höchst verdorbener Selenkräfte, sondern ein Zustand, der von Außen her der Seele ohne ihr Zuthun geschenkt werden muß (etwa wie man durch einen Glücksfall ohne alle eigene Mitwirkung reich werden kann). — Dies Geschenk würde aber Niemanden zu Theil werden, da Gott ein für allemal auch die noch ungebornen Menschen ewig verdammt hatte, wenn nicht eben der (unwandelbare!) Gott im Laufe der Zeit anderes und (der Vollkommene!) besseres Sinnes geworden wäre. Er beschloß daher, die Menschen zu erlösen von dem über sie ausgesprochenen Fluche ihrer geerbten Sünde. Da aber „seiner Gerechtigkeit genug gethan werden mußte“ (nämlich derjenigen seltsamen Art der Gerechtigkeit, welche die ungeborenen Geschlechter zur Hölle verflucht hatte, — von einer Genugthuung für die göttliche Unveränderlichkeit ist nicht die Rede —), so fand es Gott für gut, sich ein Blutopfer bringen zu lassen. (Anmerk. Eine zärtliche, sich aufzuopfern bereite Mutter, die ihr lallendes und lächelndes Kind einen Engel nannte, und mit himmlischen Hoffnungen an die Brust drückte, war also nichts weiter als ein verdammtes Weib, das eine von Gott verfluchte Höllebrut im Arme hielt. Anmerkung für Mütter, die „den rechten Glauben“ haben möchten!) — Wer sollte das bringen? Einer von den Millionen Verdammten? Nein. Ein einzelner Schuldiger konnte für die ungeheure Zahl nicht angenommen werden, denn der Schuldige war ja ohnehin schon selbst der Hölle verfallen; daher mußte ein völlig Unschuldiger alle Marter und Strafen, die jene Erbfinden oder Sünde-Erben hätten treffen müssen, erleiden, um den (unwandelbar liebevollen!) Gott zu versöhnen. (Abermals eine köstlich seltsame Gerechtigkeit, wie etwa die des Richters, der, statt der gefangenen Räuber den Beraubten bestrafen würde!) Weil denn aber unter den Menschen keine Aushülfe ist, so entschließt sich Gott selbst für sich selbst, als Blutopfer zu sterben, zu diesem Zweck sich in einen Menschen zu verkörpern, und drei und dreißig Jahr als ein solcher in einem kleinen Lande zu leben. Als der Teufel wahrnimmt, daß ein Mensch (nämlich der so verhüllte Gott) in die Wüste gegangen ist, um sich über seinen Plan mit sich selbst zu berathen (!), macht er einen Versuch, ihn davon abzubringen (Matth. 4.); zeigt sich freilich als ein stumper und dummer Teufel dabei, indem er (der frühere Engel) keine Abnung davon hat: es sey Gott selbst, mit dem er rede, und muthet diesem endlich zu, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten. Die Antwort ist: „Hebe dich weg u. s. w. es steht geschrieben: Du sollst Gott allein dienen!“ (Also: Gott sich selbst — während Jesus sagt: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene u. s. w., Matth. 20, 28.) Außer diesen Widersprüchen gegen allen Glauben an einen vollkommenen Gott und Vater (welche sämmtlich damit widerlegt werden, daß man entgegnet: es sey überhaupt

des Menschen Vernunft nur Thorheit vor Gott, und je unvernünftiger irgend Etwas in dem „alten Glauben“ sey, desto tiefer und heiliger sey das Geheimniß der grossenbarten Lehre!) — außer diesem Unsinne von Offenbarung, die doch Geheimniß bleibt, wird dann noch völlig darüber weggeschen, daß Jesus, der Erlöser, oft betet (also Gott sich selbst anruft); daß er seinen Geist in Gottes Hände (also in seine eigenen) befehlt; besonders aber darüber, daß Jesus in den ganzen drei Jahren seines öffentlichen Wirkens kein einziges Wort davon sagt, die Tugend könne dem Menschen gar nichts helfen, und sey ein Gräuel vor Gott, — und daß der Erlöser vielmehr, um die Menschen zu befehlen (Joh. 3, 17.), die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe verkündet, ja durch ausdrückliches Wort und Gleichniß, wie durch That und Vorbild bis in's Einzelne deutlich macht. Da dies letztere auch von den unsinnigsten, scholastischen „„Alt- und Rechtgläubigen““ nimmermehr geläugnet werden kann, weil gar zu deutlich selbst der Buchstabe aller Evangelien die „„Sittenlehre““ Jesu bezeugt, so greifen die Genannten bald zu diesem, bald zu jenem der wunderlichsten Mittel, ihre Sagen zu vertheidigen, und auf die Frage: warum hat sich denn aber der Erlöser die völlig unnütze Mühe gegeben, zu lehren, was man thun und lassen müsse? etwas Abfertigendes zu antworten. Statt aller anderer Beispiele diene hier folgendes. Der Verfasser hörte einst mit seinen Ohren (denen er freilich kaum glaubte trauen zu dürfen), daß ein, als sogenannter Mystiker sehr bekannter, und sogar mit einer nicht unwichtigen Verwaltung beauftragter Candidat in einer „„Mittagspredigt““ sagte: Man möge ja nicht glauben, Jesus habe das Sittengesetz in der Absicht gelehrt, daß die Menschen danach handeln sollten; solches sey ja dem verfluchten Geschlechte gar nicht möglich. Nein, auf die Frage: wozu denn das sittliche Gebot existire, sey bloß zu antworten: „„einzig und allein dazu, daß die, alles Guten völlig unfähigen Menschen erkennen lernten, in welchem ganz heillosen und verdammlichen Zustande sie sich befanden!““

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Der Antistes und Dekan Dr. Friedrich Hurter und die Evangelische Kirche Schaffhausens.)

Daß es zwischen dem Vorsteher der Kirche von Schaffhausen und der übrigen Geistlichkeit zu Erörterungen über seine Stellung zur Römischen Kirche gekommen ist, darüber wundern sich, wie aus manchen öffentlich vorliegenden Thatsachen hervorgeht, Manche in Schaffhausen, gewiß aber Niemand in der übrigen Evangelischen Kirche, der auch nur einige Einsicht in das Wesen einer Kirche hat; vielmehr wundert man sich aller Orten, daß sie nicht schon früher eingetreten sind. Und man kann nicht läugnen, den Vorwurf der Menschenfurcht vermag die Geistlichkeit Schaffhausens nicht ganz von sich abzumäßen, nicht von sich abzumäßen auch die Mühe: ihr selber habt ihm Weihrath gestreut nicht wie es geistlichen Amtsbrüdern, Knechten des demüthigen Jesu geziemt; ihr habt auch geholfen ihn hinauszujagen auf die schwindelnde Höhe des Selbstruhms; ihr habt die großen Regenteneigenschaften, die er besitzt, zu hoch angeschlagen im Vergleich mit den stilleren, aber Gott nicht minder wohlgefälligen Eigenschaften eines ächten Seelenhirten, an denen euer Hurter doch nicht so reich ist im Vergleich mit seinem so gering geschätzten seligen Vorgänger! Wie viel besser stände jetzt die Schaffhauser Geistlichkeit sammt ihrem Vorsteher da, wenn sie schon vor sechs Jahren, als der erste Band des Innocenz erschien, oder vor

sechs Jahren, als sie ihn zu ihrem Dekan wählte, ihm frei und frank eröffnet hätte: vom Standpunkte des göttlichen Wortes aus müssen wir Ihre Ansichten über die Römische Kirche, das Pontifikat ic. verwerfen, in dieser Beziehung werden Sie uns beständig zu Gegnern haben; allein in der getroffenen Wahl werden Sie den Beweis erbringen, daß wir die vom Herrn der Kirche Ihnen verliehenen Gaben zu Führung des Kirchenregiments zu schätzen wissen und in der frohen Hoffnung stehen, Sie werden dieselben zum Besten unserer Reformaten Kirche gebrauchen, und Sie werden das Ihnen angetragene Amt nur dann annehmen, wenn Sie die ernste Absicht haben, dies zu thun. Aber so sprach man nicht, sondern drückte sich so aus, wie wenn die Kirche Schaffhausens durch jene Wahl nun auf dem Gipfel des Glückes angelangt wäre. Die Bedenkllichkeiten über Innocenz suchte man sich damit zu verschleiern, daß man glaubte, Hurter beurtheile das Papstthum aus dem Standpunkte jener Zeiten und Verhältnisse, ohne zu bemerken, wie leidenschaftlich er in das Pontifikat verliebt war und wie sehr es ihm an dem Blicke mangelte, welcher in der menschlich großartigen Idee und Verwirklichung derselben eine bedenkliche, seelengefährliche Almagamirung menschlichen Stolzes und geistlichen Wesens erkennt. Aber ja man muß gesehen haben, wie gewandt er die Versammlung der Geistlichkeit zu leiten wußte, wie geschickt er ihre Interessen verfolgte, wie er seinem Wahlsprüche, *Parta tueri*, gemäß, bedrohte geistliche Rechte oder kirchliche Schätze, wie z. B. den Heidelberger Katechismus, die Liturgie, zu wahren suchte, wie er als ein ächter Kirchenfürst Leben freundlich empfing, mit Rath und That unterstützte — man muß ihn so gesehen haben, um sich das Verfahren der Geistlichkeit erklären zu können. Indeß stieg denn doch seit der Herausgabe jenes Buches in Manche die Bedenkllichkeit auf, ob nicht zwischen diesen seinen Ansichten und seiner Stellung als Vorsteher einer Evangelischen Kirche eine Kluft sey. Die Art, wie er sich im Privatgespräch über Reformation, Kirchenverfassung ic. aussprach — oder wenn er in seinen Recensionen, wo er nur kann, der Evangelischen Kirche oder den Reformatoren Liebe beibringt — war auch nicht sehr geeignet, diese Bedenkllichkeiten zu verschleiern. Es fühlten sich eben doch manche Geistliche, besonders unter den jüngeren, die in ihren Studienjahren Liebe zu ihrer Kirche gewonnen hatten, gedrückt. Indessen möchte es wohl noch lange so fortgegangen seyn, hätte nicht ein Vorfall, der allerdings mit dem Antistes nicht zunächst in Verbindung stand, eine gewisse Spannung zwischen ihm und der Geistlichkeit erzeugt. Bekanntlich wurde den in Schaffhausen wohnenden Katholiken im Jahre 1836 ein Besuch im Errichtung eines katholischen Gottesdienstes in der Stadt bewilligt. Daß der Antistes Hurter, als Mitglied einer kirchenrätlichen Commission, den Entwurf zu dieser Concession abfaßte, ist eben so unversäglich als es anzuerkennen ist, daß er im Allgemeinen in demselben das richtige Maß gehalten. Niemand erhob sich gegen die Bewilligung, und die Katholische Kirche würde gewiß ohne die mindeste Widerrede eingerichtet worden seyn, wäre nicht im Jahre 1838 ein Aufruf der hiesigen katholischen Genossenschaft zu milden Steuern für die Kirche aufgefunden worden, in welchem Ausdrücke wie: „Schwindelgeist der Reformation, Apostasie des letzten Abtes von Schaffhausen“ ic. vorkamen. Dieses Altentstück wurde in einer Zeitung mitgetheilt unter der Aufschrift: Toleranz und Selbshohn derselben, und erregte allgemeine Aufregung, war auch die Ursache, daß von mehreren Geistlichen ein Convent verlangt wurde. Hurter hat in einem Schreiben an die Geistlichkeit darüber gespottet, daß sich der Convent „an dem Schlepptau des Schweizerischen Couriers ziehen lasse.“ Dieser Spott wäre verdient, wenn der fragliche Zeitungsartikel der Aufsatz eines Aulbans und nicht ein Altentstück gewesen wäre. Der besagte Auf-

rus wurde zwar von der katholischen Genossenschaft unterdrückt und mit einem anderen vertauscht, der jene anstößigen Ausdrücke nicht enthielt, allein anfänglich war er doch genehmigt und bereits lithographirt worden, ja die Versendung hatte schon begonnen. Doch noch mehr als dies wurden die Gemüther durch die Entdeckung beunruhigt, daß ein reformirter Bürger der Stadt, ein junger Staatsbeamter, der Verfasser dieses Schreibens sey. Man fand, wenn im Schoße unserer eigenen Kirche solche Leute sich finden, was kann noch Alles geschehen, wenn einmal die Katholische Kirche sich bei uns festgesetzt hat! Und da es bekannt war, in welcher genauen Verbindung Hurter mit den Vorstehern der katholischen Genossenschaft stand, wie fleißig er von ihnen besucht wurde; wie er denn auch in lebhafter Verbindung mit eifrigen Katholiken im Auslande, namentlich mit Convertiten, steht, so konnte man es Niemanden verdenken, wenn er mit Besorgnissen auf diese Allianz hinblickte, Besorgnisse, die sich allerdings auch in einem Convente, das in seiner Abwesenheit gehalten wurde, äußerten. Geseht auch, sie waren ungegründet, so liegt doch darin ein unverantwortlicher Fehler des Antistes, daß er in unchristlicher Bornehmheit über diese Besorgnisse sich immer hinwegsetzte, sie verachtete, später sogar, als diese Besorgnisse alles Ernstes sich regten, boshafte Planmacherei vermutete. Wenn ihm der Vergleich von einem Vater und seinen Söhnen so wohl gefiel, so hätte er väterlich mit diesen armen unumtögen Kindern handeln sollen, zu ihrer kindischen Denkwiese huldreich sich herablassen und ihre kindischen Besorgnisse mit Liebe zurückweisen; es ist ja eine bekannte Erziehungswahrheit, daß man sich durch nichts den Kindern so sehr entfremdet, als wenn man sie verachtet. — Im folgenden Jahre gab es in einer anderen Sache einen Zwiespalt zwischen dem Stefan und dem Convente, welcher fand, daß er unbefugt gehandelt habe. Auch in dieser Sitzung war er nicht anwesend, weil auf der Reise nach Wien begriffen, ersuhr jedoch die Verhandlung später aus den sehr ausführlichen Protokollen und beschwerte sich sehr, daß man seine Person nicht schone, und zwar in seiner Abwesenheit, so unschuldig auch der Convent an seiner öfteren Abwesenheit war. Das waren freilich keine guten Vorzeichen für die Zukunft, die katholische Sache besonders lag seit jener Zeit drückend auf vielen Gemüthern und es war schwer, nicht jedesmal dabei an den Antistes Hurter zu denken. Unannehmlichkeiten, welche bei der katholischen Pfarrwahl im Anfange dieses Jahres vorkamen, regten die schlummernde Unbehaglichkeit wieder — doch nur vorübergehend — auf, als mit einem Male wie ein Lauffeuer durch Stadt und Land die Nachricht drang: Antistes Hurter hat am Josephstage in einer katholischen Kirche bei der Messe niedergekniet! Das Gerücht war durch den Landmann, welcher Hurter gesehen haben wollte, allerdings zu häufig verbreitet worden, vielleicht auch noch durch Andere, die den Antistes gleichfalls in der Kirche gesehen hatten. Inbezug darf zur Entschuldigung doch gesagt werden, daß der Mann dessen was er that, völlig gewiß zu seyn glaubte, denn er sah den Antistes einem Knieenden gleich sich über die Lehne hinüberbeugen, eine Fußbewegung aber vermochte er freilich nicht zu sehen, da er in einen Mantel eingehüllt war. Aber schon das war dem reiblichen Manne anstößig, daß der Antistes einer Reformirten Kirche in Gemeinschaft mit einem katholischen Grafen feierlich an der Kirchthüre von einem Geistlichen empfangen und in den vordersten Stuhl geführt wurde. An Hurter konnte man so etwas nicht leiden. Wenn er seinen Gegnern vorwirft, andere reformirte Geistliche seyen doch auch oft in katholischen Kirchen und Klöstern gewesen, und Niemand habe sie deswegen verketzert, so spricht dies grade gegen ihn. Ihr übriges Benehmen stieß eben seinen Gegnern ein. Vor Allem: sie hatten keinen Innocenz geschrieben!

Jener Landmann hielt es übrigens für Schuldigkeit, seinem Seelsorger Nachricht von dem Gesehenen zu geben, so wie auch dem, in dessen Gemeinde er gegenwärtig wohnte. Nur der kann mit Hurter (S. 3. seines Buches) dies nicht natürlich finden, der zwischen Seelsorger und Pfarrkind kein vertrauliches Verhältniß kennen will. Hurter sagt aber freilich nicht, in welchem Verhältniß dieser Mann zu den beiden Geistlichen steht, sondern nur: er sey zu mehreren Geistlichen gelaufen. Jener Seelsorger theilte mit bekümmertem Herzen diese Nachricht einem Freunde in der Stadt, dem Prof. Kirchhofer, mit. Schweißgen konnte dieser nicht, er ergriff aber den ehrenhaften Weg einer Anfrage bei Antistes Hurter, und um ihn zu schonen, wandte er sich an einen Bruder desselben, welcher in Kirchhofer's Namen den Antistes fragte und von ihm die bekannte Antwort erhielt, daß er sich allerdings, da alles Volk niedergekniet, erhob und größerer Bequemlichkeit halber über die Lehne gebeugt habe.

Diese Auskunft wurde von Kirchhofer den Freunden, welche über das immer mehr sich verbreitende Gerücht mit ihm sprachen, mitgetheilt. Inzwischen aber beharrte der Landmann, der auch unaufgefordert zu Kirchhofer kam, fleiß und fest auf seiner ersten Aussage (das Bekreuzen und Weihwassernehmen hat er nie ausgesagt) und da er dabei nicht den mindesten Vortheil haben konnte, so waren die Bedenlichkeiten nicht gehoben, und es beschloßen daher mehrere Geistliche, einen auf den 30. März angesagten sogenannten Stadt-Convent zu einer offenen, aber geziemenden Anfrage an den Antistes sowohl über diesen Vorfall, als auch überhaupt über seine Stellung zur Evangelischen Kirche, zu benützen, und um dies auf die zarteste Weise zu thun, ersuchten sie einen Jugendfreund Hurter's, Prof. Spleiß, in ihrem Namen die Anfrage zu thun. Dies geschah auf eine treffliche Weise. Spleiß sprach mit großer Ehrerbietung, mit theilnehmendem Herzen, gedachte des den ganzen Canton erfüllenden Gerüchtes, bemerkte, daß schon seit längerer Zeit seine halben Besorgnisse vorhanden wären, und ersuchte ihn um seiner selbst, um seiner Amtsbrüder und um der Gemeinden willen, nicht bloß um Auskunft über diesen Vorfall, sondern (was Hurter in seinem Buche verschweigt) über seine ganze Stellung zu seiner Kirche, worüber er gefälligst hier sich aussprechen, oder in einer Generalversammlung eine Erklärung zu Protokoll geben möchte. Es lag also in Spleiß's Anrede bereits das, was von dem ganzen Convente späterhin gewünscht und immer festgehalten worden ist. Der Antistes erwiderte auf diese wahrhaft ergreifende Ansprache sehr gleichgültig — man möchte fast sagen, geringschäßig, gab abermals die bekannte Auskunft über das Kniebeugen, fügte einige gute Lehren bei, daß man nicht alles glauben solle, indem viel gelogen werde, in den wichtigeren zweiten Punkt ging er aber nicht ein. Da war es doch nicht zu verargen, wenn nach Spleiß noch Mehrere das Wort ergriffen und über den zweiten Punkt sich verbreiteten. Es wurde Hurter zu Gemüthe geführt, wie durch sein ganzes Benehmen allerhand Besorgnisse haben entstehen müssen, welche nun einmal vorhanden seyen, er wurde wiederholt ersucht, „daß es ihm gefallen möchte, in Erörterungen einzugehen.“ Seine Antworten waren aber evasiv: „Ammon's Fortbildung und das Negiren des Rationalismus werden ja auch für Protestantismus ausgegeben; hinsichtlich seines Benehmens lasse er sich noch unter keine Controлле stellen, da komme man an den unredlichen Mann; für sein Privatleben sey er Niemand verantwortlich; ob er nicht den einigen Grund des Heiles predige? ob er nicht den Heidelberger Katechismus verteidigt habe? u. s. w. Wenn nun nach solchen Ausdrücken der zuletzt Redende sich etwas stark aussprach, stärker, als es

seinem Alter sich gelehnte, so kann dies zwar nicht gerechtfertigt, doch aber entschuldigt werden.

Die größere Mehrheit dieser Versammlung, durch Furter's Erklärungen unbefriedigt, wünschte einen General-Convent, welcher durch Furter selbst, als Dekan, berufen wurde. Vielleicht war dies Verlangen zu hastig, doch entschuldigbar, wenn man an die große Aufregung denkt, *) welche in jenen Tagen stattfand und wozu von Seite der Geistlichen das Feuer nicht angeschürt wurde; in einer so kleinen Hausehaltung aber, wie der Kanton Schaffhausen ist, verbreitet sich alles weit schneller und so konnte es kaum verhindert werden, daß das im Convente Verhandelte, was eigentlich kein Geheimniß war, überall bekannt wurde. Wenn der Antistes die unselbige Preisliebe unserer Tage beklagt, so hat er darin vollkommen Recht; auch in diesem Handel haben die Zeitungen viel Böses gestiftet; möchte doch aber er, der selbst lange Jahre eine politische Zeitung redigirt hat, sich erinnern haben an die Artikel, die aus ihm befreundeten Blättern hervorgegangen sind!

Indeß war durch den Convent Furter Gelegenheit gegeben, durch eine einfache Erklärung seine Amtsbrüder zu beruhigen. Hätte er kurz seine Überzeugung ausgesprochen, es zugegeben, daß Besorgnisse erregt werden konnten, dabei aber die Versicherung gegeben, daß man unbesorgt seinetwegen seyn könne, so wäre die Sache vielleicht abgethan gewesen; man hätte gewußt, wie man mit ihm stehe, und bei aller Opposition gegen diejenigen seiner Meinungen, welche dem Convente als unrichtig erscheinen mußten, hätte Achtung, ja Vertraulichkeit fortbestehen können. Aber seine Eigenliebe spielte ihm einen argen Streich; er verachtete den Convent, hielt es unter seiner Würde, persönlich demselben Auskunft zu geben und sandte bloß ein Schreiben, über dessen Ton und Inhalt (es ist abgedruckt in seiner Schrift Beil. D.) wir jeden Unbefangenen urtheilen lassen wollen. Uns zeigt dieses Schreiben den um das Wohl der Kirche bekümmerten Seelenhirten eben so wenig als seine Sozialität in diesen ernsten Tagen. Man sieht, er betrachtet das Ganze als einen Ehrenpunkt; seine Ehre ist gekränkt, die Ehre verbietet ihm, sich auszusprechen; keine Spur, daß er eine Gewissenssache darin erblickt; keine Spur von Schonung gegen schwache Gewissen ängstlicher Amtsbrüder, Röm. 14.; hierin eins mit Rom, dem das Gewissen der Brüder eine Null ist.

Der Convent war über die unerwartete Abwesenheit seines Vorstehers, der noch dazu seine Dekanatsstelle niederlegte, sehr betroffen, und düstere Ahnungen stiegen wohl in der Meisten Herzen auf. Eine ernste und im Ganzen genommen gewiß nicht unziemliche Berathung folgte auf diesen traurigen, auch noch durch eine andere Vorfällenheit geklörten Eingang der Sitzung, und es wurde ein Schreiben an den Antistes zu erlassen beschlossen, worin mit Auseinandersetzung der Motive die einfache, aber unumwundene Erklärung von ihm erbeten wird: „daß er unserer Evangelisch-Reformirten Kirche von Herzen zugethan sey.“ Das Schreiben ist in Furter's Schrift (Beil. E.) abgedruckt. Es beliebte ihm, dasselbe, nachdem er es gelesen, mit Indignation auf die Seite zu legen; ihm einen fleberichten, süßen, breiweiligen Styl u. s. w. zuzuschreiben, geschweidige Höflichkeit, unter der es zu Leibe rücken wolle.

*) Daß unter Furter's Gegnern im Volke auch Leidenschaftlichkeit im Spiele war, ist nicht zu läugnen; mit einem anonymen Briefe wurde ein schlechter Streich gespielt, wogegen aber die andere Partei es nicht an ähnlichen Thaten, wie vor Jahren schon, fehlen ließ. Die Geschichte einer Petition gegen die Katholiken übergehen wir als eine Episode.

Er hätte doch bedenken sollen, daß er über die Verkennung des reblichen Sinnes, der in diesem Schreiben herrscht und von dem der Convent befeßt ist, Rechenschaft zu geben hat, eben so wohl als über die unzähligen Entstellungen der Reden und Handlungen seiner Gegner, über das arge Unterschieben schändlicher Beweggründe, wodurch er grade in die Sünde der Herzen- und Nierenprüfung verfällt, die er den Anderen vorwirft!

Wir halten es nicht für angemessen, hier in gleicher Ausführlichkeit die ferneren Verhandlungen mitzutheilen. Wir begnügen uns, nach dem der Ursprung der Wirren näher angegeben worden ist, die Hauptzüge des Verfolges mitzutheilen.

Auf das Schreiben des Convents erfolgte eine Antwort, die in der Schrift Beil. F. steht, und über deren Ton wie Inhalt der Leser selbst urtheilen mag; sie möge hier stehen:

Tit. Ihre vom 9. d. datirte Zuschrift ist mir endlich *) am 23. ejusd. des Morgens zwischen 10 und 11 Uhr zugefickt worden. Wiewohl ich mich über den Ton derselben zu verwundern Ursache genug fände, über die seit dem 30. v. M. durch eine Conventspartei **) gethanen Schritte und die meiner Person gegenüber eingenommene Stellung Vieles zu bemerken hätte, annehmen jene für die Versammlung vom 9. d. in Anspruch genommene „brüderliche Gesinnung“ in ihr wahres Licht zu stellen mir nicht schwer fallen könnte, so halte ich es für geeigneter, um die provocirte Entfremdung von meiner Seite wenigstens nicht weiter zu treiben, besagte Zuschrift ihrem größeren Inhalte nach einfach ad acta zu legen und sofort zu der Hauptsache überzugehen.

Dafem nämlich besagter Conventspartei dasjenige, was ich zum Schutz unserer bedrohten Liturgie, später zur Rettung unseres Ratschismus, sodann zur Erhaltung manches angefochtenen Kirchenschiedes gethan, endlich dasjenige, was dem 10. Convente mit mir unter göttlichem Beistand gemeinschaftlich in einer Reihe von Jahren zum Besten unserer Kirche zu wirken gelungen ist; darüberhin die Weise, wie ich voriges Jahr bei der wichtigen Frage, welche Zürich bewegte, in Wort und Schrift mich ausgesprochen habe, nicht genügt, so muß ich dieselbe, bezüglich ihrer anmaßlichen Herzen- und Nierenprüfung, auf die St. Johannskirche verweisen, allwo sonntäglich von 8—9 Uhr des Morgens auf die gestellte Anfrage Antwort abgeholt werden kann. Schaffhausen den 24. April 1840.

Daß eine solche Antwort nicht genügen konnte, ist leicht einzusehen. Da indeß Friedenshoffnungen noch keineswegs verloren waren, beschloß man am 7. Mai einmüthig, zwei Abgeordnete an den Antistes zu senden, denen man keine weitere Instruktion gab, als daß sie freundschaftlich mit ihm sprechen und ihn bewegen sollten, dem Convente eine genügende Erklärung zu geben. Sie richteten ihren Austrag aus und berichteten am 14. Mai, der Antistes wolle zwar eine Erklärung geben, habe aber Hoffnung späterer Verständigung durchschimmern lassen und deshalb gerathen, die Sache in statu quo zu lassen; würden aber noch fernere „aggressivische“ Schritte gegen ihn gethan, so sehe er sich genöthigt, öffentlich aufzutreten und dann sey eine Vereinigung unmöglich.

(Schluß folgt.)

*) Das Schreiben des Convents war bald nach der Sitzung des 9. April verfaßt und von diesem Tage datirt worden, man wollte es aber nicht vor dem Antistes abgehen lassen.

**) Zwanzig Mitglieder hatten zu dem Schreiben gestimmt von vier und zwanzigen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 28. November.

N^o 96.

Der Hauptpastor Dr. Wolff und das Hamburger Ministerium.

(Schluß.)

„Doch Igenug von diesen heillosen, Leben, der sich noch irgend des gesunden Menschenverstandes erfreut, ganz abschreckenden Verfehrtheiten, die aus einer völlig unsinnigen, auf Zeit und Ort und Umstände gar keine Rücksicht nehmenden Bibelklärung entstanden sind. Was geistlose Gräbler sich im Bücherstaube ausgedenken hatten, das wurde mit Gewalt in den Buchstaben der heiligen Schrift eingezwängt, und was die Unwissenheit und Hirnlosigkeit je Albernese über Gegenstände der Religion ausdenken konnte, aus den verdrehten Worten der alten Weisen und Frommen gemacht. Zur Ehre der Menschheit muß man annehmen, daß nur die kleinere Zahl der so Lehrenden und „„Bekennenden““ aus Heuchlern besteht, welche, um eigennützige Absichten zu erreichen, gegen besseres Wissen und Gewissen dergleichen vorgehen. — Die Mehrzahl derselben machen diejenigen aus, welche theils so unerhört einfältig und unwissend sind, daß sie gar nicht begreifen, was sie treiben und was mit ihnen getrieben wird; theils im Gefühl ihrer geistigen Unfähigkeit, etwas Anderes zu lehren oder zu verstehen, sich in einer Art von theologischer Verzweiflung auf das (ihnen verwandte) Unsinnige geworfen haben; theils aus körperlicher Kränklichkeit — oder auch im Gefühl der Noth über bedeutende Vergehungen — das am leichtesten zu ergreifende Trostmittel (das keine Anstrengung im Denken und Handeln macht) begehren.“

„Es kommt hinzu eine Art von Lehrern, die da meinen, man müsse, um der einfältigen Menge willen, die (von ihnen weit besser erkannte) Wahrheit in solcher Hülle vortragen, — (also nie die Ungebildeten zu einer höheren Stufe der Erkenntniß führen, und alle Klugen und Gebildeten abschrecken!) — und eine andere, kaum irgend zu entschuldigende Art von, durch lange Jahre im Hergebrachten verrosteten Lehrern, welche wohl eine Ahnung von der Wahrheit haben, die sie auch in ihrem höheren Alter noch mit allem Fleiße sich anzueignen streben sollten, — aber aus Bequemlichkeit dem hellen Tag die Augen des Geistes verschließen, wie sie das leiblich zur Förderung ihrer Mittagsruhe thun. — Wüßten die gehörten, oft ganz fanatisch sich gebehrenden Anhänger der sogenannten mythischen Prediger und Schullehrer, daß so erbärmlicher Unsinn, als der vorher geschilderte, dem, was ihnen eben mitgetheilt wird (in den scholastischen Lehrbüchern und überhaupt bei ferner Ansicht) zum Grunde läge, — sie würden gewiß noch Verstand und Gefühl genug haben, sich ihres Irrthums zu schämen. Aber man hüthet sich wohl, solche Dinge unverhüllt vorzubringen, die auch dem Einfältigsten und Unwissensten handgreiflich dumm und verkehrt erscheinen müßten!“ —

„Mit wenigen Worten folge hier als Gegensatz zu den eben geschilderten Ansichten der Altgläubigen die kurz zusammengefaßte, rein dem Evangelio und der unentstellten Lehre Jesu gemäße Lehre „„von der Natur, Würde und Bestimmung des Menschen.““

„Bewußtlos tritt der Mensch in diese Anfangswelt; doch schon liegt in seinem Geist ein Reichthum gottähnlicher Kräfte. Diese sollen

hienieden allmählig entwickelt, zu immer höherer Erkenntniß und Tugend gebildet, und dadurch seine Fähigkeit und Würdigkeit bewirkt werden, in überirdische, immer herrlichere Kreise der Seelenthätigkeit einzutreten. Gott, der ihn mit untrüglicher Weisheit zur rechten Zeit in's Daseyn rief, bestimmt auch den Augenblick seines Übergangs in die höhere Welt; und welche Menschen etwa schon als bewußtlose Kinder, oder sonst noch in einem sehr unvollkommenen Bildungsstande von der Erde abgerufen worden, — die versteht der Schöpfer und Erzieher seiner Kinder in ein anderes Gebiet seiner unermesslichen Welt, wo sie nach seinem Rathe besser geheißen können, nachdem sie auf Erden so kurz oder so lange, als es zu besonderen, uns unerforschlichen Zwecken der ewigen Weisheit nöthig war, verweilt hatten. Denn nicht die kleine Erde ist die einzige Pflanzschule der Geister, die zu ihrer ewigen Bestimmung heranwachsen sollen. Die aber hienieden bis zu den höheren Jahren der Geistesentwicklung und Gemüthsgegestaltung bleiben, für die ist Alles auf Erden, ihr Körper, ihr Verhältniß zu anderen Menschen, ihr Geschick im Besitzen und Entbehren, im Genießen und Leiden, ihre ganze Wallfahrt durch dies Bildungsland, so eingerichtet, daß wahrhaftig die gütige Absicht Gottes mit dem Erdenleben in Erfüllung gehen kann: ein Vorbereitungsstand für ein höheres zu seyn, in welchem die erhöhten und verklärten Seelen ihre Bestimmung: gottähnlichweise, gut und selig zu werden, ganz erreichen sollen. Es ist also beim Ende des irdischen Daseyns (dem Tode) an eine Abgeschlossenheit des geistigen und sittlichen Werthes so wenig zu denken, als etwa bei einem Schüler, der eben die Schule verläßt, für sein ganzes weiteres Leben gar nichts mehr zu gewinnen oder zu verlieren wäre. Nur ein Wechsel des Bildungsweges ist der Übergang von einer Welt zur anderen, und das ganze Seyn der gottähnlichbegabten, unsterblichen Geister der Kinder Gottes wird, wohin sie auch von dem allheiligen Erzieher geführt werden, bestehen: in einem ewigen Fortschreiten zum stets seligeren Vollkommenseyn, wie der Vater im Himmel vollkommen ist!“ —

Der christliche Leser wird vielleicht seinen Augen kaum trauen, wenn er diese Stelle liest, er wird vielleicht nicht wissen, ob er sich mehr über den Unglauben oder über die Unwissenheit oder über die Schamlosigkeit wundern soll, die sich hier ausspricht; wir geben noch einmal die Versicherung, es sind des Herrn Dr. Wolff eigene Worte. Wir überlassen es Anderen, die Polemik des Buches gegen ehrenwerthe Männer näher zu beleuchten, z. B. den pöbelhaften Ausfall gegen Harns (S. 56.). Das hier Angeführte mag genügen, es kann hier heißen: ex angue leonem. — So konnte ein Mann schreiben, den die theologische Fakultät zu Rostock an dem dritten Jubelfeste der Augsburgerischen Confession zum Doktor der Theologie creirte. Von einem Doktor der Theologie kann man doch wenigstens das verlangen, daß er die traditionell gegebene Kirchenlehre kenne, wenn er auch in ihr nicht den entsprechenden Ausdruck seines Glaubens finden kann (wir wollen nicht glauben, daß er sie absichtlich entstellt habe), daß er, um nur Eins anzuführen, wisse,

daß nach der orthodoxen Kirchenlehre der Rathschluß Gottes zur Erlösung der Welt in Ewigkeit gefaßt sey, und Gott nicht erst in der Zeit anderes und besseres Sinnes geworden, daß ferner nach eben dieser Kirchenlehre Jesus, wenn er betet, nicht sich selbst anrufe und seinen Geist nicht in seine eigenen Hände befehle. — Aber wir gehen weiter und sagen: so konnte ein Mann schreiben, der bei der Übernahme seines Amtes vor dem Altar an Eides statt gelobt, daß er seinen Unterricht nach der unveränderten Augsburgerischen Confession und den übrigen öffentlichen Bekenntnißbüchern der Evangelischen Kirche abfassen, und nicht durch Abweichung von denselben Verwirrung und Argerniß unter seinen Zuhörern oder Uneinigkeit unter den übrigen Lehrern anrichten wolle. —

Wir wollen dem Ministerium nicht vorschreiben, auf welche Weise es einzuschreiten habe, um dem öffentlich gegebenen Argerniß zu begegnen; aber Eins steht fest, schweigen kann und darf es nicht, es muß geredet und gehandelt werden. Das Ministerium verkenne seine Stellung nicht, es bedenke wohl, daß es die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands auf sich gezogen hat. Hier ist eine Gelegenheit gegeben, wo es Alles, was vielleicht bisher gefehlt, wieder gut machen, wo es durch ein einmüthig christliches Bekenntniß die Achtung wieder gewinnen kann, die es bei Vielen verlohren. Gott gebe den Mitgliedern des Ministeriums einen christlichen Verstand und einen rechten geistlichen Muth, der armen Kirche das Beste zu thun.

M a c h r i c h t e n .

(Der Antistes und Dekan Dr. Friedrich Hurter und die Evangelische Kirche Schaffhausens.)

(Schluß.)

Für diesen status quo sprachen sich mit oder ohne Mobilisationen Mehrere aus, denen aber die Mehrzahl widersprach. Dieser status quo hatte etwas für sich, allein es konnte doch die Frage mit Recht aufgeworfen werden: warum will er sich jetzt nicht mit uns verständigen? Es wurde beschlossen, den Antistes noch einmal schriftlich um eine genügende Erklärung anzugehen, weil sonst der Convent genöthigt wäre, der Regierung Mittheilungen über die Lage der Sache zu machen, indem durch diese Wirren die jährliche Synode aufgeschoben worden sey. Auf dieses Schreiben, welchem Hurter selbst das Zeugniß geben muß, daß es einfacher, glimpflicher, freundlicher als das erste abgefaßt sey, erfolgte keine Antwort, weswegen in einer neuen Versammlung am 11. Juni nichts Neues beschlossen werden konnte, da schon in der vorigen ein eventueller Beschluß gefaßt worden war, der nun ausgeführt werden mußte. Nur darüber wurde abgestimmt, ob man in dem Bericht an die Regierung auch erwähnen sollte, welche Frage man an den Antistes gerichtet habe? und hier ergab sich eine Majorität von dreizehn über eine Minorität von elf, deren Motive aber ganz verschiedene waren. Dies zur Verichtigung dessen, was Hurter in seiner Schrift S. 172. erwähnt und wonach es scheint, als seyen alle jene elfe (einen, kaum zwei ausgenommen) auf Seite des Antistes.

Eines darf nicht unerwähnt bleiben, da Hurter es oft hervorhebt. Der zweite Geistliche der Stadt, seiner Stellung nach Vice-Präsident des Convents, aber krank, hatte von seinem Krankenbette aus mit Schmerzen der steigenden Verwickelung dieser Sache zugegesehen. Seine Liebe zum Frieden, welche er mündlich durch Privatgespräche sowohl mit dem

Antistes als mit Gliedern des Convents befreundete, trieb ihn, am 14. Mai eine Zuschrift an den Convent zu erlassen, welcher am 11. Juni eine zweite folgte. Daß diese Zuschriften gar keinen Anklang gefunden haben, ist gewiß eine unrichtige Behauptung; überhaupt darf es vor Gott bezogen werden, daß der Convent stets zum Frieden geneigt war, aber freilich nicht auf Kosten der Wahrheit. Dagegen darf nicht verhehlt werden, daß der günstige Eindruck jener Schreiben dadurch ziemlich wieder paralysirt wurde, daß 1. die Schuld ganz auf den Convent gewälzt, der Antistes aber als ganz über allen Tadel erhaben dargestellt wurde, 2. in dem ersten Schreiben ein Antrag auf förmliche Zurücknahme der bisher gethanen Schritte gestellt wurde. —

Da auf das zweite Schreiben des Convents, zu welchem siebzehn Glieder (von drei und zwanzig) stimmten, keine Antwort erfolgte, so wurde dem Kleinen Rathe einfache Anzeige gemacht, warum bisher die jährliche Synode nicht gehalten worden sey. Ein Friedensversuch wurde noch privatim von einem Geistlichen gemacht (worüber die Schrift S. 176 ff. zu vergleichen). Warum dieser Versuch erfolglos blieb, darüber hat derjenige, der ihn anstellte, Rechenschaft in einer kleinen Schrift abgelegt, welche die Einsicht in die Sache wesentlich fördert: „Antistes Hurter und seine verunglimpften Amtsbrüder. Ein Beitrag zur Würdigung seiner neuesten Schrift. Von J. C. Zehender, Pfarrer. Schaffh. 1840.“

Der Kirchenrath beschloß, dem Antistes aufzutragen, daß er einen Convent versammle, um persönlich sich mit der Geistlichkeit zu verständigen. Der Antistes aber gab anstatt dessen sein schon früher begonnenes Buch *) heraus und verließ gleich darauf Schaffhausen für einige Wochen. Schon der Titel bezeichnet den Geist des Buches; es ist, so wenig er es gelten läßt, im Born geschrieben, ohne Spur wahrhaftiger Betrübniß über einen solchen Riß in der Kirche, und überdell von eigenem Lob. Überdies wimmelt das Buch von Entstellungen und Unterschiebungen falscher Beweggründe; wir kennen kein Buch, das so leicht zu widerlegen wäre. Man erlasse uns das traurige Geschäft, die schlimmsten Stellen desselben mitzutheilen; es thut wehe, dergleichen von einem Manne, der so viele schätzbare Eigenschaften hat, nur lesen zu müssen. Ließe sich das Buch nicht aus einer momentanen Ver Stimmung und Aufwallung erklären, es gäbe eine bedenkliche Vorstellung von der grade in der neuesten Zeit hervorgehobenen Herzensgüte des Verfassers.

Wir wollen nur die obige Behauptung, daß Hurter durch Verschweigen viel zu wirken suche, mit einigen Beispielen erhärten. — Hurter hat ohne Zweifel die Protokolle der Convente, oder eine Abschrift vor sich gehabt: denn er citirt dieselben oft wörtlich und außerdem wurden ihm die anderen Einzelheiten, welche im Protokoll nicht bemerkt sind, berichtet. Wie arg ist nun der Satz verkehrt, welchen er einem seiner Gegner in den Mund legt (S. 101.): „Der Antistes ihue Unrecht, wenn er den Convent des Undankes anklage: denn man müsse fragen: ist er auch von Herzen Protestant?“ Die Stelle lautet im Protokoll wörtlich also: „Herr Antistes ihue Unrecht, wenn er den Convent des Undankes anklage. Kaum habe irgendwo ein Dekan in der Eidgenossenschaft so viel Vertrauen, so viel an begeisterte Hingabe gränzende Liebe erfahren, wie der Herr Antistes. Ist nicht die Sache eine ganz andere, durchaus nicht persönliche? Hat nicht Jeder durch die Art, wie Herr Antistes sich ausspricht und wie er handelt, die Besorgniß hegen müssen: ist er auch noch von Herzen Protestant?“ — Es fehlen Äußerungen wie folgende (Convent vom 7. Mai): Herr Prof. Spleiß sey ersucht worden, am 30. März die bekannte Antrage

*) Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder. Motto: Facta loquuntur. Schaffh. 1840. 188 S. und L. S. Weilagen.

zu stellen; der Wohlehrw. Herr Antistes habe aber bald einen Kreis um sich gezogen, innerhalb dessen er Niemanden Rechenschaft gebe. Hätte er zugestanden: meine Herren, ich kann es gar wohl begreifen, daß ich durch Schrift oder Benehmen Manchem von Ihnen Besorgniß habe erwecken können, aber ich versichere Sie, daß Sie ruhig seyn können, so würde dies genügend gewesen seyn. Gewiß erkenne der Wohlehrw. Herr Antistes unsere Gesinnung. Wie? es sollte möglich seyn, daß auf einmal mit allen diesen Amtsbrüdern, von denen er so viel Beweise der Hochachtung bisher erhalten, eine so große Veränderung vorgegangen sey, daß sie nun voll Nachsicht und Un dankbarkeit seyn könnten? *) —

Wie irreleitend sind S. 105. die Worte: „daß der Antrag des Herrn Pf. M.: der Antistes solle (in dem ersten Schreiben) ersucht werden, ferner Defan zu bleiben, keinen Anhang fand, braucht nicht gesagt zu werden.“ Insofern nur fand er keinen Anhang, als der Betreffende wünschte, es möchte nur dieses geschrieben werden. Der Convent aber schließt sein erstes Schreiben ausdrücklich so: „In Ansehung Ihres Entschlusses — die Dekanatsstelle niederzulegen, hat der E. Convent beschlossen, demselben keine Folge zu geben, sondern überläßt sich in dankbarer Erinnerung — der Verdienste E. Hochwürden — der getroffenen Erwartung, E. Hochwürden werden sich durch die gewünschte Erklärung mit dem E. Convente vereinigen u.“

Es verdient ferner bemerkt zu werden, daß, so wie der Antistes in dieser Schrift sich als über allen Tadel erhaben darstellt, er auch diejenigen Geistlichen, welche den Segnern nicht beigestimmt haben, nur das sprechen läßt, was zu seinen Gunsten spricht, mit der kleinen Ausnahme, daß die Äußerung von Spleiß S. 102. 138.: daß von beiden Seiten ein aufrichtiges peccavi die Grundlage der Vereinigung bilden müsse, angeführt wird. Derselbe Prof. Spleiß hat in verschiedenen Sitzungen ernste Äußerungen hinsichtlich des Herrn Antistes gethan, die wir aber mitzuthellen uns nicht erlauben.

Am meisten wird wohl die mit großer Kühnheit ausgesprochene Versicherung Anhang finden, daß ein Plan gemacht sey, ihn zu stürzen. Wer aber die Geistlichkeit von Schaffhausen kennt, wird wissen, daß sie im Gegentheil schwer dazu sich entschließen konnte, nur endlich einmal eine eintheilige Anfrage zu thun. —

Doch genug von diesem traurigen Buche! Die Luft ist durch dasselbe bedeutend weiter geworden. Möge aber Gott seinem Verfasser das, was er der Kirche von Schaffhausen geleistet hat, damit vergelten, das Er ihm die Augen öffne über den Weg, auf welchen er gerathen ist! Übrigens aber ist es nicht allein die Person des Antistes Furter, um die es sich handelt. Es ist auch in Schaffhausen ein Kampf zwischen dem Licht und der Finsterniß, wie er anderwärts gekämpft wird; bei uns hat er nur grade diese Form erhalten. Die Masse der Indifferenten, der Wüstlinge und Schwelger bei uns hat meistens für Furter Partei genommen; seine Sache verteidigen sie aus allen Kräften und belieben die Gegner mit dem Pietistennamen zu belegen. Und dieser Kampf ist gut; überall ist die ecclesia pressa reicher an innerem Leben als die durch langen Frieden eingeschlaferte. Und eingeschlafen war man in Schaffhausen. Jetzt ist freilich die Zeit der Sichtung; schmerzlich sind die Wehen, aber es ist zu hoffen, daß die Freude über das, was aus den Wehen hervorgeht, größer seyn wird als der Schmerz.

In der neuesten Zeit hat die Furtersche Angelegenheit eine Wendung genommen, welche mit Recht eine tragische genannt werden kann. Auf ein an ihn gerichtetes ernstes Schreiben des Convents, worin er nochmals über seine Stellung zur römischen Kirche befragt wurde, erfolgte eine Antwort, die aber nicht befriedigend ausfiel. Er freut sich darin, daß im letzten Convent eine „zusägendere Stimmung“ gegen ihn geherrscht habe. Es habe ihm gewiß wehe gethan, ein Band, dessen Erhaltung sein schönstes und freudigstes Bestreben stets gewesen, erst gelockert, dann dem Zerreißen nahe gebracht zu sehen. Finde man in jener ihm gleichsam aus den Händen gewundenen Schrift irrige Angaben, so könne zu einer Berichtigung derselben Niemand bereitwilliger sich erklären als er. Dagegen aber werde der Convent es nicht unbillig finden, wenn auch er erwarte, daß der Convent das, was in so manichfaltiger Weise zu seiner öffentlichen Herabwürdigung geschähe, öffentlich zurücknehme oder genügend berichtige. Dieser Brief wurde den 9. September verlesen. Man konnte ihn natürlich nicht genügend finden, da 1. der Frage des Convents mit keinem Worte gedacht ist. 2. Vom Convent auch eine Zurücknahme verlangt wird, obgleich derselbe nichts gegen ihn geschrieben. 3. Nicht eingestanden wird, er habe gefehlt, sondern nur: wenn Jemand irrige Angaben in dem Buche finde u. Mehrere Stimmen wollten nun gänzlich brechen und die Sache dem Kirchenrath übergeben, allein die Mehrheit fand, daß die allerdings schwachen Anfänge festgehalten werden sollten, und es wurden aus dem Convent die Professoren Spleiß und Kirchhofer zu ihm gesandt, ihn zu fragen, ob er dem Convent eine bestimmte Antwort geben wolle, und zwar bald, worauf er mit Ja antwortete. Allein diese Antwort konnte nicht sobald gegeben werden: denn schon am 9. September lag seine älteste Tochter von siebzehn Jahren, sein Liebling, krank danieder und es entwickelte sich ein Nervenfieber, zu dem der Grund in München gelegt worden. Da aber ihre Krankheit sich lange hinauszog, antwortete Furter am 29. September. Die Verathungen darüber geschahen am 7. und 19. October. Der Antistes freut sich abermals über die Gesinnung des Convents, gibt die Erklärung ab: „Daß er so wenig als offen, so wenig heimlich der Katholischen Kirche angehöre, ja zu keiner solchen verborgenen Verbindung zu keinen Zeiten und unter keinen Umständen sich verstehen werde, welchem er mit gutem Gewissen hinzufügen dürfe, daß er sich der wahren Interessen unserer Kirche fernerhin in gleichem Maße annehmen werde, wie solches bisanhin geschehen sey.“ „Wenn sich mir dann in Bezug auf äußere Erscheinungen der Katholischen Kirche Manches in einer anderen Beleuchtung darstellt, als es je von einer abgeschlossenen Norm für statthaft gefunden werden will, so ist hiebei nicht zu verkennen, daß besondere Meinungen und Ansichten über vor-handene Fakta alsolange geduldet werden können, dürfen, ja wissen, so lange nicht versucht wird, denselben, einer obliegenden und anerkannten Verpflichtung entgegen, durch amtliche Stellung weitere Geltung, wohl gar Einfluß zu verschaffen.“ Er erklärt aber, daß er diese Erklärung aus vollkommen freiem Willen gebe, und behält sich vor, gegen solche einzuschreiten, welche heimlich oder öffentlich, in Rede oder Schrift, hier oder anderwärts etwas daran zu entstellen sich herausnehmen würden. — Dagegen aber wünscht er vom Convente aufrichtige Mißbilligung alles des Irigen und Unstatthaften, was während dieser Zerwürfnisse gegen seine Person oder die des Triumvir Maurer (des Verfassers der zwei Aufschriften an die Geistlichkeit) zu Tage gefördert worden.“ „Wenn dann ein Theil der Mitglieder des E. Convents sich darüber beschwert, daß ich dieselben eines Plans gegen meine Person beschuldigt hätte, so will ich zur Verwahrung ihrer Ehre gern anerkennen, daß ein Aggregat von unangenehm mich berührenden Erscheinungen in Verbindung mit allerlei durch den Verlauf der langen Verhandlungen hervorgerufenen Combi-

*) Auf diese Frage bleibt der Antistes die Antwort schuldig. Sein und seiner Anhänger Vorhaben, als sey er den Pietisten ein Dorn im Auge, ist ungerecht: den Privatversammlungen, der Bibel- und Missionskade hat er noch nie etwas in den Weg gelegt; viele sogenannte Pietisten sind seine fleißigen Zuhörer bis auf wenige Monate gewesen; auch sind unter seinen Gegnern in der Geistlichkeit Mehrere, die dem, was man Pietismus nennt, nicht huldigen.

nationen diesen Argwohn in mir geweckt und zuletzt zu einer solchen allerdings nachtheiligen Vermuthung ausgebildet habe, daß aber, gestützt auf die von den betreffenden Gliedern des C. Convents gegebenen Zusicherungen, wie derartiges nie vorhanden gewesen sey, ich diesen Zusicherungen nicht nur vollen Glauben beimesse, sondern hinsichtlich jener Vermuthung im Irrthum gestanden zu haben mit wahrer Freude meines Herzens hiemit zugleich erkläre.“

Der Convent fand, die erste Erklärung müsse man annehmen, wenn man sich auch derselben nicht freuen könne, sondern als Gegner des Herrn Antistes sich betrachten müsse, da wo er sich zu Rom hinneige. Hinsichtlich der Zurücknahme des Buches erwarte der Convent von Herrn Antistes, daß er nicht bloß seinen Irrthum eingestehet, sondern zugleich die Beschimpfung des ganzen Convents wie einzelner Glieder öffentlich zurücknehme. In eine öffentliche Gegenerklärung aber könne der Convent sich nicht einlassen, da er sich nicht bewußt sey, gegen Herrn Antistes etwas Ehrverletzendes geschrieben oder gethan zu haben, hoffe aber, der Antistes werde überzeugt seyn, daß er böswillige Ehrverletzung mißbillige, wie er denn auch erwarte, daß er derartiges gegen den Convent geschehene von Herzen zu mißbilligen geneigt sey. Der Brief konnte aber bis auf diese Stunde noch nicht an den Antistes abgehen, denn schon am 7. Oktober lag er selbst krank und eine völlige Abspannung der körperlichen und geistigen Kräfte bemächtigte sich seiner und dauerte bis auf diesen Tag fast in gleichem Grade fort. Seine älteste Tochter wurde ein wahres Martirbild voll Wunden und Weulen. Die jüngste Tochter von vierzehn Jahren und ein etwas jüngerer Sohn erkrankten auch. Am 1. November wurde die jüngste, und am 4. die älteste Tochter beerdigt. —

Zum Schlusse dieser Mittheilungen, deren Stoff wir durchweg aus Berichten von zuverlässiger Hand aus Schaffhausen entlehnt haben, müssen wir noch unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß in den ganzen Verhandlungen das Furterische Werk über Innocenz fast gar nicht zur Sprache kommt. Es erscheint uns als ein bedeutendes, und so viel wir erkennen können, der einzige Fehler des Convents, daß er da, wo eine so reichhaltige Quelle vorlag, auf ein vereinzelt, zweifelhaftes, nur auf der Autorität eines einzigen Zeugen beruhendes Faktum ein so bedeutendes Gewicht legte, und dadurch sich selbst in eine höchst mißliche Stellung brachte, in dem Antistes und seinen Freunden ein gewisses Gefühl des Rechtes hervorrief. Lassen wir das Buch bei Seite, so reicht das, was sonst noch vorlag, wirklich kaum hin, ein solches Einschreiten gegen den Antistes zu rechtfertigen; dieser hatte ein gewisses Recht, nachdem er die Thatsache abgeläugnet, weitere Erklärungen abzulehnen. Ziehen wir das Buch mit hinzu, so verliert jener Vorfall fast alle Bedeutung. Hätte Furter das Behauptete gethan, so wäre dies nichts Anderes gewesen, als was man nach dem Buche erwarten mußte, sobald man ihm einige Consequenz zutraute; hätte er es nicht gethan, so wäre doch die Hauptsache dieselbe geblieben. Warum, müssen wir fragen, wartete man jenen Vorfall, oder nach Furter's Behauptung, jene Klatscherei ab? Daß das Furterische Buch, namentlich in seinen letzten Bänden, nicht etwa bloß eine unbestimmte Hinnelung zum Katholicismus, sondern eine unbedingte Hingabe an denselben offenbart, wie sie mit der Stellung des Antistes einer Evangelischen Kirche schlichthin unverträglich ist, liegt offen zu Tage. Dr. Lücke, den gewiß Niemand übermäßiger Strenge beschuldigen wird, äußerte bei der Anzeige des dritten Bandes des sonst in so vieler Beziehung ausgezeichneten Werkes, wenn man bei den beiden ersten Bänden noch habe zweifelhaft seyn können, ob die Bewunderung des Verf. gegen den Katholicismus demselben nur in seiner Stellung zur Vergangenheit gelte,

so falle bei diesem Bande dieser Zweifel weg, und der schriftstellerische Charakter des Verf. trete in Widerspruch gegen seinen amtlichen. Warum nun trat der Convent nicht gegen Furter auf als das Werk begann, — schon damals wäre wenigstens die volle Berechtigung vorhanden gewesen, eine runde Erklärung zu verlangen, oder wenigstens als die letzten Bände herauskamen? Ist der Grund dieser Thatsache darin zu suchen, daß sich unter der Schaffhauser Geistlichkeit Niemand fand, der dem Verf. des Innocenz gewachsen war, wenn der Streit sich auf dem eigentlich theologischen Gebiete bewegte, so würde sie recht deutlich zeigen, welch ein Übel die Zerspaltung der Evangelischen Kirche in einzelne kleine Landeskirchen ist.

(Berlin.) In Bezug auf die Anzeige des Geistlichen Lieberschages, zweite Auflage 1840, in Nr. 89. der Ev. A. Z. wird bemerkt, daß eine Ausgabe mit größerer Schrift vorbereitet wird, daß in einer besonderen Schrift 1. die Lebensbeschreibungen der Liederdichter nebst Mittheilungen über Veranlassung und Wirkung einzelner Lieder gegeben, 2. die reichhaltigen, 3—400 Bände umfassenden Quellen, welche beim Lieberschag benutzt worden sind, angeführt werden sollen, und 3. in einem Anhange alle bedeutenderen Veränderungen.

Der geneigte Leser wird sich dann selbst überzeugen, daß nur in solchen Fällen, wo der alte Ausdruck einen Doppelsinn oder sonst etwas Störendes darbot, die Beseitigung vorgenommen wurde, ohne dem Sinne des Dichters zu nahe zu treten. Siehe

D Welt steh hier dein Leben, S. 15.

Wachet auf, ruft uns die Stimme, S. 3., u. f. w.

Was die besprochene Änderung in dem Liede: Meine Seele willst du ruhn (S. 5.) betrifft, so ist dies nur Wiederherstellung des Urtextes. Die ersten vier Verse finden sich in der heiligen Seelenlust, Breslau, S. 218., das ganze Lied mit dem Zusatz von Schade in Freylingshausen's Gesangbuch, Halle 1704, Nr. 382.

Doch ist die spätere Änderung von unbekannter Hand, in S. 5. Schluß, der Aufnahme oder Anführung unter dem Original wahrig.

Bei einer künftigen Auflage wird das Spruchregister seinen Platz nach den Gebeten erhalten, wodurch jeder Verwechslung mit dem Liederregister vorgebeugt wird.

Da eine große Anzahl Personen, besonders Geistliche, im In- und Auslande die Güte gehabt haben, ihre Wünsche und Vorschläge bei der zweiten Auflage des Lieberschages zu äußern, welche gewissenhaft benutzt worden, so entstand wegen des besprochenen Liedes:

D Ewigkeit ic. eine solche Verschiedenheit der Anträge, daß die Herausgeber, jede eigene Meinung unterdrückend, nach dem gemeinschaftlichen Gebet sich des Looses bedienten, welches die Aufnahme desselben ausschloß. *) Der neunte Vers, welcher ausdrücklich als in vielen Gemeinden gebräuchlich bezeichnet ward, wurde aufgenommen.

Jeder Gemeinde, welche noch Lieder vermissen sollte, welche bei ihr gebräuchlich sind, wird ein Abdruck derselben als Anhang für geringe Kosten besorgt werden, so wie Liederregister, welche das im Gebrauch befindliche Gesangbuch mit den Nummern im Lieberschage vergleichen.

Das Format des Lieberschages ist das sogenannte Leipziger, also Mittel-Oktav wie beim Bollenhagenschen Gesangbuche, nur etwas größer wie das des Neuen Berliner Evangelischen Gesanges.

Mit innigem Danke wird jeder ausführbare Vorschlag, zu allgemeinerer Brauchbarkeit des Lieberschages, jede Verichtigung angenommen werden.

*) Der Redaktion erscheint dies doch als ein etwas mißlicher Weg zur Entscheidung zu gelangen.
Anmerk. der Red.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 2. December.

N^o 97.

Schiller im Verhältniß zum Christenthum mit Beziehung auf die Schrift unter diesem Titel von Rud. Binder.

Es ist ein eigenthümliches Zeichen der Zeit, daß so Viele schlechterdings Christen seyn wollen und sollen, ja daß man sich sogar die undankbare Mühe nimmt, selbst die Todten zu bekehren; das Canonisiren im protestantischen Sinne, d. h. das Beweisen, daß dieser oder jener große oder kleine Mann ein guter Christ gewesen, nimmt gar kein Ende. Göthe ist bekanntlich schon längst heilig gesprochen; jezt kommt die Reihe an unseren zweiten großen Nationaldichter, Schiller. Das Zeichen mag einerseits ein gutes Omen genannt werden; es beweist wenigstens die Regsamkeit des religiösen Sinnes, das Interesse, das die Zeit am Christenthume nimmt; es verkündigt eine Zukunft, die es hoffentlich nicht mehr nöthig haben wird, den Beweis für den christlichen Glauben ihrer großen Männer zu führen. Andererseits indessen zeigt sich an diesen Bestrebungen nur zu häufig, daß man es nicht eben sehr genau nimmt mit den Begriffen Christ und Christenthum. Nachdem man den Rock zu einem Sürtout oder vielmehr Sürtoutes ausgeweitet hat, paßt er freilich für Alle, weil er Keinem mehr paßt. In solchen Verallgemeinerungen und Verflüchtigungen sind besonders die Hegelianer, Alt und Jung, von der rechten und der linken Seite, mit und ohne den „romantischen Zopf,“ thätig. Um die Hegelsche Philosophie in das Gewand des Christenthums zu bringen, haben sie es bereits ein- für allemal so weit geschnitten, daß es ihnen vorzugsweise leicht wird, Jedermann damit zu bekleiden.

Es versteht sich von selbst, daß jeder Christ den neu gewonnenen Bruder freudig an seine Brust nehmen wird, gesezt auch, daß er nicht Wort für Wort auf die symbolischen Bücher schwören wollte, wenn nur das Eine, was noth thut, von ihm geleistet wird. Aber das Eine was noth thut, ist, eben weil es noth thut, schlechthin unerläßlich, und das ist der Glaube an die Rechtfertigung durch den Glauben, der Grundstein der Evangelischen Kirche. Dies Dogma, was man kaum ein Dogma nennen kann, weil es im Grunde der christliche Glaube selbst ist, involvirt, wie Jeder weiß, 1. das Dogma von der Sündenschuld, dem Mangel der Gerechtigkeit vor Gott, der Erlösungsbedürftigkeit, und 2. den Glauben an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes und seine erlösende, rechtfertigende Thätigkeit. Ohne diese Substanz des Christenthums gibt es kein Christenthum.

Es wäre der Mühe werth, den Unterschied zwischen christlicher Sittlichkeit und natürlicher, oder wenn man lieber will, antiker Tugendhaftigkeit, näher auseinanderzusetzen. Beide berühren sich natürlich, ja sie können sich äußerlich zum Verwechseln ähnlich sehen, und eben auf diese Verwechslung gründet sich

meistentheils jenes unvorsichtige Christianisiren und unberufene Canonisiren. Dennoch sind beide durchaus verschiedener Natur. Wir wollen die Hauptmomente, die hier in Betracht kommen dürften, andeuten; die Untersuchung selbst muß natürlich einer besonderen Ausföhrung überlassen bleiben. Die Grundverschiedenheit besteht zunächst darin, daß die antike Tugend sich absolute Selbstständigkeit anmaßt, von sich selbst ausgeht und sich selbst genug ist, während die christliche Moralität den Glauben in seinen eben angeführten Grundelementen zu ihrer unerläßlichen Voraussetzung hat, ohne welche sie gar nicht seyn würde, was sie ist. Jener ist das Sittengesetz das Naturgesetz des Geistes, unmittelbar gegeben, dem Menschen in die Seele geschrieben, vom Gewissen gefordert und in den Sitten und Gesetzen des Staats, als des objectiven allgemeinen Willens, ausgeprägt. Der Mensch kann und soll es frei aus sich selbst erfüllen, und diese Erfüllung, durch seine Persönlichkeit individualisirt und zur Gewohnheit erhöht, ist seine Tugendhaftigkeit. Dem Christen dagegen ist das Sittengesetz nicht der Ausdruck seines Gewissens, nicht die Vorschrift des Staats, sondern zunächst und vor Allem der geoffenbarte Wille Gottes, das Wort Christi, und nur wo dieses schweigt oder zweifelhaft läßt, folgt er dem Staatsgesetze und zuletzt seinem Gewissen. Der natürliche Mensch schreibt das Gute, das er etwa thut, sich selber zu und freut sich seiner, und in diese Selbstbefriedigung, die häufig zum Tugendstolze fortgeht, sich grabend, troßt er den Gewalten dieser Welt. Der Christ dagegen glaubt, daß nicht er, sondern Christus in ihm, der neue Mensch, zu dem er ohne sein Verdienst wiedergeboren, das Gute vollbringe; er freut sich dessen als eines göttlichen Thuns, dessen auserwähltes Werkzeug er ist, er freut sich der göttlichen Gnade, nicht seiner Mühe und Arbeit, die ihm vielmehr schlechthin nichts gilt und um deren Effect er sich daher auch gar nicht kümmert. Jener thut seine Pflicht, wenn's hoch kommt, um ihrer selbst willen, und die Gewohnheit macht sie ihm mit der Zeit lieb, d. h. er liebt das Selbstbewußtseyn der erfüllten Pflicht, worin er sich wohl fühlt, und überträgt diese Liebe auf die Pflicht selbst. Für den Christen dagegen gibt es im Grunde gar keine Pflicht; in der Liebe zu Christo, die in Werken der Liebe frei aus sich selbst hervorquillt, geht sein ganzes sittliches Thun auf; ihm steht die Pflicht nicht erst als Pflicht vor der Seele, sondern sie ist unmittelbar sein Wille und sein Wollen unmittelbar sein Thun; der Unterschied zwischen Sollen und Wollen ist verschwunden. Der Tugendhafte ist wohl auch bescheiden und demüthig; denn die Bescheidenheit ist ja ebenfalls eine Tugend. Aber er ist es nur, weil er seine Schwäche kennt und weil es nun einmal das allgemeine L^os der Menschen ist, schwach zu seyn. Der Gläubige dagegen ist demüthig, weil er seine Schuld kennt, und weil er weiß, daß nicht er,

sondern Gott die Quelle des Guten ist. Milde, Güte, Menschenfreundlichkeit und herzliche Liebe findet sich wohl bei beiden; aber dem Gläubigen ist sie ein Geschenk Gottes, Ausfluß der Liebe zu Gott, nur in Beziehung auf Gott, ja selbst nur Beziehung Gottes auf den Menschen; dem Tugendhaften dagegen ist sie natürliches Bedürfnis, Weichheit des Herzens, ein wollüstiges Schwelgen des Gefühls u. s. w.

Nach Maßgabe dieser Grundzüge des Unterschieds bestimmt sich dann von selbst die Differenz zwischen der Weltanschauung des Tugendhaften und der Christlichen. Jenem ist das Sittengesetz oder die moralische Nothwendigkeit im Gegensatz gegen die subjektive Willkür Hauptfaktor der Weltgeschichte, die sittliche Freiheit der Zweck, der Kampf derselben um die ihr gebührende Herrschaft der Inhalt. Dem Christen dagegen ist die Erlösung der Mittelpunkt des Lebens wie der Geschichte, das Reich Gottes der Zweck, die Thätigkeit des heiligen Geistes zur Gründung und stetigen Erweiterung desselben der Inhalt des welt-historischen Thuns und Geschehens. Das Christenthum umfaßt allerdings auch die Freiheit — es gibt überall keinen freieren Menschen als den Christen —; auch ihm ist der Wille Gottes absolute Nothwendigkeit, auch ihm die vollendete Sittlichkeit im Zwecke der Weltgeschichte enthalten. Aber es umfaßt noch mehr, und gerade das Mehr ist das eigenthümlich-Christliche. Jene Allgemeinheiten, erhalten in ihm eine ganz concrete Bedeutung, bestimmte Beziehung auf den Mittelpunkt des christlichen Glaubens; sie ordnen sich als bloße Momente um diesen Mittelpunkt, von dem aus sie erst Geist und Leben empfangen. Dadurch wird die vollendete Sittlichkeit zum seligen Leben in Gott, das starre, todte Sittengesetz zum freien, lebendigen Willen Gottes, die sittliche Freiheit zur „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes,“ welche in der Einheit des menschlichen mit dem göttlichen Willen eben so viel Freude, Leben und Bewegung in sich hat, als jene in der Einheit mit der sittlichen Nothwendigkeit Resignation und kalte Ruhe.

Herr Binder, selbst ein Bekenner des Christenthums, der nur noch nicht recht zu wissen scheint, in welcher Form, ob Hegelisch oder Schleiermacherisch, er es verkündigen soll — nur ein „mildes, freies Christenthum“ soll es laut der Vorrede jedenfalls seyn —, hat mit Fleiß und nicht ohne Geschick eine Seelengeschichte Schiller's entworfen, in der er die religiöse Entwicklung des Dichters in ihren verschiedenen Stadien, von dem ersten kindlich-unbefangenen einfachen Glauben durch die Region des Zweifels und Unglaubens hindurch bis zur Ausbildung einer neuen, auf Philosophie und Lebenserfahrung gegründeten Religiosität verfolgt, und in der allerdings mit erfreulicher Evidenz sich wiederum zeigt, wie tieferen Gemüthern das Christenthum unwillkürlich sich nähert, wie sie oft wider Wissen und Willen auf dem Wege zur Kirche sich befinden. Nachdem Herr Binder die stärksten Argumente, die zu Gunsten Schiller's sprechen, zuletzt zusammengestellt, schließt er mit den Worten: „So darf denn, um das Endresultat kurz anzugeben, unserm Dichter ein praktisches Christenthum in keiner Weise abgesprochen werden; und wenn wir auch manche Mängel seiner Erkenntnis in christlichen Glaubenssachen nicht ablaugnen können noch wollen, welche

Irthümer von dem theologischen Zeitgeiste und seinen übrigen Verhältnissen aus zu erklären sind, so ist doch, auch wenn das Wort fehlt, wie das Bedürfnis so der Glaube an den Erlöser vorhanden, oder wenigstens eine Ahnung von ihm, besonders hervortretend in der letzten Lebenszeit, — das, was die altkirchlichen Dogmatiker *fides implicita* nannten. Ist der dunkle Hintergrund seiner ersten Weltansicht auch zu wenig von dem Lichte der Religion erfüllt, so ist dagegen seine Sehnsucht und Wehmuth eine christliche, wurzelnd auf dem seiner frühesten Jugend eingepflanzten frommen Glauben. Ist er auch kein unmittelbarer Lobredner und Verkündiger des Christenthums, so hat er doch durch seine von heiliger Sehnsucht und Liebe durchglühte Poesie, durch so manche christlich-romantische Töne derselben, in denen er den Inhalt seines Gemüths, die tiefsten Empfindungen und die höchsten Ideen, die ganze Menschheit und alle ihre Bedürfnisse, ihre stillsten Begehren und ihre lautesten Forderungen aussprach — wie in seinen Dramen durch so manche Wunderbilder, die in Liebe, Glaube und Hoffnung lebten und starben, nicht nur sein eigenes christliches Bewußtseyn dargelegt, sondern auch das wahre Christenthum mächtig gefördert, indem er eine innigere Auffassung und lebendigere Aneignung desselben anbahnte und vorbereitete u. s. w.“

Allein zunächst — was soll hier die Unterscheidung zwischen praktischem und theoretischem Christenthum? Kann ein Mensch das praktische besitzen ohne das theoretische, — oder ist nicht, bei Lichte besehen, der ganze Unterschied nur ein anderer Name für den alten Gegensatz des Glaubens und der Werke? Herr Binder wird hoffentlich nicht dem Katholicismus das Wort reden und beide von einander trennen wollen; er weiß ohne Zweifel so gut als wir, daß nur da das wahre Christenthum ist, wo beide unmittelbar Eins sind, und wie Grund und Folge, Ursache und Wirkung Eins im Anderen immanent ist. Er meint also ohne Zweifel die christliche Erkenntnis im Gegensatz gegen den Glauben als unmittelbares Leben, oder wie er selbst sagt, „das Christenthum im objektiven Sinne als Inbegriff der Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen zc. im Gegensatz gegen die subjektive Seite, das Gepräge, das diese Religion den Ansichten, Gefühlen, Gesinnungen und Sitten der Menschen aufgedrückt hat;“ er meint Schiller's Lebens- und Weltanschauung, sein Begriff von Gott, seine Ansicht von der Entstehung des Bösen, seine eschatologischen Vorstellungen und was sonst nicht unmittelbare Beziehung zum praktischen Leben habe, kurz, sein Glauben als systematische Theorie von Erkenntnissen gefaßt, sey wohl nicht ganz christlich gewesen, während sein praktisches Verhalten, d. h. Schiller der Mensch, mit dem ganzen ungeordneten und unbeachteten Detail seiner Individualität, im Widerspruch gegen seine eigene Theorie, in vieler Hinsicht völlig christlich erscheine, während sein Gefühls- und Gemüthsleben, besonders gegen Ende seines Lebens, sich mehr und mehr der christlichen Form bemessert habe. — Aber über Schiller, den Menschen, will ja der Verf. nicht urtheilen; sein Werk gilt ja doch nur Schiller, dem Dichter, dem Schriftsteller, so zu sagen dem allgemeinen, objektiven Schiller. Und wenn dies — dann dünkt uns, daß jener Unterschied zwischen

christlicher Erkenntniß und dem f. g. praktischen Christenthum sehr an Bedeutung verliere. Es gibt zwar Dogmen, die sich zunächst an den Verstand und die innere Anschauung wenden, nicht unmittelbar auf das Gefühls- und Gemüthsleben einwirken. Allein in der Regel ist der Zusammenhang mit letzterem enger und inniger als es scheint, eben so innig, wie im Grunde der Zusammenhang zwischen Verstand und Gefühl. Wer z. B. die Trinität Gottes nicht glaubt, der kann auch Jesum Christum nicht als den Gottmenschen und mithin auch nicht als den Erlöser der Menschheit erkennen, der kann folglich auch, nach der Seite der subjektiven Gesinnung hin, nicht die tiefe, eigenthümlich christliche, auf der innigsten Dankbarkeit für die göttliche Gnade ruhende Liebe zu Gott haben. Und wer den Sündenfall für den größten Fortschritt in der geistigen Entwicklung der Menschheit hält, das Böse für nothwendig erklärt, und also auch keiner Erlösung und Rechtfertigung bedarf, der kann auch von der ächten christlichen, auf das Schuldbewußtseyn der Sünde gegründeten Demuth nichts wissen. Vergleichen Konsequenzen verbergen sich freilich oft genug dem unklaren Bewußtseyn; aber sie sind da und weil sie da sind, üben sie im Stillen ihre Macht aus, und lassen es nicht zum völligen Durchbruche der wahren christlichen Gesinnung kommen. Man hat sich in neuerer Zeit, dieser Zeit der Reflexion und Spekulation, zu sehr daran gewöhnt, die Religion mit der Philosophie in Eins zusammenzuwerfen. Es ist aber grade das Eigenthümliche der Religion, als solcher, und insbesondere der christlichen, daß in ihr Theorie und Praxis, Leben und Erkennen, Wissen und Wollen in unmittelbarer Einheit sind. Seiner Philosophie kann man wohl in der Praxis widersprechen, aber nicht seiner Religion.

Herr Binder beschränkt indessen selbst seine Meinung, und behauptet, Schiller habe wenigstens „eine Ahnung vom Erlöser“ gehabt, die *fides implicita* der alten Dogmatiker. Das ist wieder ein Wort, bei dem der Verf. wohl kaum etwas Bestimmtes sich gedacht hat, wie er denn überhaupt wohl gethan hätte, seine Ausdrücke mehr auf die Begriffswagschale zu legen. Das f. g. Ahnen und der religiöse Glaube haben gar nichts mit einander zu schaffen; sie stehen auf ganz verschiedenen Gebieten, und die Ahnung ist auf keine Weise ein Moment in der Entstehung und Entwicklung des Glaubens. Was die alten Dogmatiker die *fides implicita* nannten, ist ganz etwas Anderes als dies blaue, nebelhafte Ahnen. Herr Binder braucht indes das Wort wohl nur in poetischer Bildlichkeit; er meint eigentlich das noch unverstandene Bedürfniß, die dunkle Sehnsucht, die den Gegenstand ihrer Befriedigung selbst nicht kennt, das Streben des Ichs, sich selbst los zu werden, und aus der Beschränktheit in sich selbst, aus den Banden des Egoismus (der Sünde) zur Freiheit der Gemeinschaft Gottes zu gelangen. Darum spricht er auch nachher so viel von der Sehnsucht und Wehmuth in Schiller's Gedichten. Allein wenn diese Sehnsucht die Sehnsucht nach dem Glauben war, so beweist sie eben, daß der Glaube fehlte, noch in dunkler Ferne, außerhalb der verlangenden Seele stand. Sehnsucht und Wehmuth sind überhaupt gar nicht vorzugeweise christliche Gefühle; sie spielen nur beßer als vorübergehende Gemüthsstimmungen des Einzelnen,

haben nur subjektive Geltung, weil sie eben ganz und gar von den Verhältnissen, Zuständen u. des Subjekts abhängen. Der objektiv-christliche Glaube kennt vielmehr nur Hoffnung und vertrauensvolle Freudigkeit von ganz bestimmtem Inhalte und auf ganz bestimmtem Grunde ruhend, ganz ohne jene Unruhe, Dunkelheit und Maßlosigkeit dieser romantisch-germanischen Empfindung der Sehnsucht.

Doch ehe wir über Herrn Binder's Urtheil zu Gunsten Schiller's unser Urtheil fällen, müssen wir etwas näher zusehen, worauf er es stützt. Kurz vorher zeigt er, aus einzelnen lyrischen Stellen, daß Schiller „hindurchgedrungen sey zum Glauben an persönliche Unsterblichkeit,“ zeigt er, daß die Liebe ein Grundelement in des Dichters Seele gewesen, aber nicht „der muthwillige Knabe Eros, sondern der Jüngling, der mit Psyche sich vernählt, die Liebe, die nicht stirbt, sondern über das Grab hinausreicht und dort gekrönt wird,“ beweist er Schiller's hohe Achtung vor dem weiblichen Geschlecht. Daß indeß der Glaube an Unsterblichkeit, die Liebe und die Achtung vor den Frauen auch nicht im Entferntesten von christlichem Glauben zeugen, wird uns wohl Herr Binder selbst ohne Weiteres zugeben. Etwas mehr in's Gewicht fallen die Bemerkungen Schiller's in seinem „Verbrecher aus verlорener Ehre.“ Er kämpft hier gegen „den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt,“ gegen den Tugendhochmuth, der den Verbrecher, den Unglücklichen für ein Geschöpf fremder Gattung ansieht, und von ähnlicher Gefahr sich gar nichts träumen läßt; er predigt den milden Geist der Duldung, er erinnert, daß der Mensch auf dem Gipfel der Verschlimmerung oft dem Guten näher sey, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritte gewesen. Indessen haben doch auch diese Bemerkungen nur einen allgemeinen moralischen Charakter; selbst der letzte Auspruch kann zwar, wie Herr Binder thut, auf die oft erst im tiefsten sittlichen Elende zum Bewußtseyn kommende Erlösungsbedürftigkeit bezogen werden; aber er muß es nicht. Vielmehr nach Allem, was Herr Binder selbst uns von Schiller's religiösen Ansichten lehrt, müssen wir annehmen, daß seine Meinung nur war, wie oft grade auf der Höhe des sittlichen Verderbens die Besserung und damit die ächte Moralität, das wahrhaft Gute erst eintrete, wahrhaft gut, weil es nun nicht mehr mit jener stolzen Sicherheit und Hartherzigkeit der ungeprüften Tugend, an der es vor dem ersten Fehltritte krankte, behaftet sey. Daß dies die richtige Auslegung sey, ergibt sich schon daraus, daß es nach christlichen Begriffen eines ersten Fehltritts gegen das äußere menschliche Recht und Gesetz gar nicht bedarf, um den Menschen von seiner Sündenschuld zu überzeugen, ihn Demuth zu lehren und zum Bewußtseyn seiner Erlösungsbedürftigkeit zu bringen. Herr Binder bemerkt ferner: während die Lehre des Alterthums war, den Freund lieben und den Feind hassen, sänge Schiller, der Christ:

Groll und Rache sey vergessen
Unserm Todfeind sey verzieh'n!
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Unser Schulbuch sey vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.
(Schluß folgt.)

Pressfreiheit.

Zu den Schwärmereien des Zeitgeistes, oder der sogenannten modernen Bildung, gehört nächst dem Schwärmen für Constitution auch das für Presslicenz. Es ist nur ein Schwärmen, d. h. ein unklares, unruhiges Treiben und Drängen ohne Bestimmtheit der Begriffe, ohne deutliche Erkenntniß. Die Constitutionschwärmer wollen mit aller Gewalt eine Constitution, ohne eigentlich zu wissen: was für eine? während dies grade die Frage ist, auf die es ankommt, die aber ohne die gründlichste Kenntniß der Geschichte, der Rechtsverhältnisse und Bedürfnisse eines Landes nicht beantwortet werden kann; dennoch ist es grade die ungründlichste Litteratur, die der Flugschriften, welche mit dem lautesten Parteigeschrei Garantien fordert, die ihre Autoren selbst am wenigsten darbieten. Die Press-Schwärmer rufen nach Pressfreiheit, gleich als dürfe nichts gedruckt werden in dieser Zeit, die doch unendlich viel druckt, oder als sollte die Presse allein eine ganz unumschränkte Gewalt besitzen, welche doch sonst grade das Gegentheil rechtlicher Freiheit ist. Nur etwa nachfolgendes richterliches Urtheil über Pressvergehen soll stattfinden, aber keine vorgängige Verhütung derselben; indeß, so wohlthätig Feuer und Licht ist, soll darum nur geschehene Brandstiftung bestraft, nicht aber auch geschehene verhütet werden? Aber diese Verhütung geschieht durch Censur des Staats, und solche Censur verwirft man eben darum, weil sie unmöglich mache, den Staat zu censiren. Die Presse selbst, und zwar eben jene flug- und zeitschriftliche, soll jener oberste, unabhängige Censor seyn, der censurfrei alles Andere censiren darf. Gewiß eine wahrhaft unabhängige censorische Gewalt, wie die der Censoren im alten Rom oder noch höher, die der Propheten im Alten Bunde würde unserem bürgerlichen Leben in allen seinen Verzweigungen sehr heilsam seyn. Aber übt die Presse des Tages eine solche? wer wirft sich mit ihr zu Nichtern über die öffentlichen und privaten Verhältnisse des Lebens auf? sind es unabhängige, wahrhaft freie und bewährte Männer, denen die Presse als reines Mittel zu jenem Zwecke dient? Die Gelehrten, die im Schweiße ihres Angesichts das Feld der Wissenschaft bauen und in ihren Produktionen ganz frei und unbehindert sind, kommen hier nicht in Betracht, sondern nur die Journalisten. Diese sind meist nichts weniger als unabhängig, sondern in der Regel sehr abhängig von den Launen und selbstlichen Interessen ihrer Leser, von deren Gunst sie leben und profitieren wollen. Diese daher mit ihrer überaus willkürlichen und wandelbaren aura sind die mächtigen Censoren der vulgären Journalistik, die um so weniger einen freien censorischen Einfluß ausübt, je mehr sie oft den schlechten Neigungen und Gesinnungen des großen Haufens schmeichelt, den man sehr mit Unrecht das Volk nennt. Zu diesen schlechten Neigungen gehört insbesondere auch die Lüsternheit nach Läst-

zung und Spott über das, was dem gestifteten Menschen heilig und ehrwürdig ist. Daß in dieser Beziehung die vulgäre Presse der Lokalblätter, deren, bei uns vielfach bedeutender, Einfluß in England und Frankreich vor der Macht der großen Journale verschwindet, frei genug ist, und daher ohne Grund über Beschränkung derselben geklagt wird, beweist folgender, unlängst in die Breslauer Zeitung aus dem unsauberen Danziger Dampfboot (Nr. 96. curr.) aufgenommene Artikel: „Bei den Juden herrscht die Sage, daß das Manna jeden Geschmack annahm, den der Verzehrende wünschte. Dem Einen schmeckte es nach Fleisch, dem Anderen nach Kuchen, einem Dritten nach Knoblauch. Das ist freilich wunderbar, allein unserem lieben Gott ist Alles möglich. Wie es nun den Juden mit dem Manna ging, so geht es dem gottesfürchtigen Philister mit seinem Gott. Denn da ein solcher Philister sich nicht zur Gottheit als dem Uralld erheben kann, so zieht er diese zu sich herunter und macht sie zu dem, was er selber ist. Wenn die Zwiebeln gut gerathen sollen, so fleht er: Herr, laß die Zwiebeln gedeihen. Er weiß nicht, daß der Herr noch ganz andere Dinge zu thun hat, als sich um die Zwiebelkultur zu kümmern. Wenn Du dies aber dem religiösen Philister begreiflich machen willst, so klagt er über Gottlosigkeit. Solchen Philistern zu gefallen mußte Moses, mußte der Heiland, mußte Muhamed Wunder thun. Der frömmelnde Philister betrachtet Gott als einen Taschenspieler, der diesem das Geld weg eskamotirt, und es unbemerkt in den Schubfach eines Anderen steckt. In keinem Munde wird der Name Gottes so sehr entweiht, als in dem eines solchen Philisters. Immer hat er einen Spruch bereit, der mit dem Namen des Erhabensten beginnt. Wenn mir der liebe Gott 400 Fl. bescheert, laß ich einen neuen Kuhstall bauen. So Gott will, muß mein Feige ein Schneider werden. Gehört ein solcher Philister gar einer Klasse an, die hier zu verschweigen eben so nöthig als klug ist, so trägt er gescheitelt Haar, macht einen Kagenbuckel und verzuckt gar wunderbar die Augen. Er predigt Wohlthätigkeit und Bruderliebe. Wenn Du aber in Geldverlegenheit bist und seine Bruderliebe in Anspruch nimmst, so beginnt er mit unaussprechlicher Salbung: Ich bin ungemein betrübt, Ihnen nicht helfen zu können; was ist auch alle menschliche Hülfe? Wind und Spreu! denn der Psalmist sagt: verlasset euch nicht auf Fürsten, auf Menschenkinder, die da selbst hilflos. Und Alles, was Dir der fromme Mann gibt, ist entweder seine Hand oder ein guter Rath. Dieser gute Rath beginnt gewöhnlich: Mein Allerbestes, vertrauen Sie auf Gott, er wird Ihnen einst helfen. Auf welchen Trost ein geistreicher Mann die Frage richtete: Aber, mein Herr, wie hilft mir Gott, bis er mir hilft?“

Durch solche Kanäle bringt die elendeste Französische Freigeisterei in den Mittel- und Niederstand des Deutschen Volkes ein und zehrt die letzten Reste frommer Gesittung darin auf. Die bloß von Polizeibeamten gehandhabte Censur der Lokalblätter und Zeitungen läßt zwar keinen Tadel gegen Staats- oder Communalbeamte und deren Verhalten durch, aber die Kirche und ihre Heilighümer werden, wie die Sonn- und Feiertage, jeglicher Entweihrung preisgegeben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 5. December.

N^o 98.

Schiller im Verhältniß zum Christenthum mit Beziehung auf die Schrift unter diesem Titel von Rud. Binder.

(Schluß.)

Er macht endlich darauf aufmerksam, wie Schiller (in den „Johannitern“) am Christenthume besonders hervorhebe und bewundere, daß es Demuth und Kraft zugleich lehre und gebe. Allein auch diese Züge beweisen immer wieder nur die gesunde Moral, von der Schiller's Seele ohne Zweifel durchdrungen war, und die, weil er sie im Christenthume wieder fand, ihm die Bewunderung desselben abnöthigte. Daß diese Moral erst durch das Christenthum in die Welt gekommen, trägt nichts zur Sache aus. Wir haben im Eingange gezeigt, daß sie nichts desto weniger noch keineswegs Eins sey mit dem christlichen Glauben.

Die erwähnten Punkte sind die Zeugnisse, durch die Herr Binder „die praktisch-christliche Weltanschauung Schiller's,“ oder sein praktisches Christenthum erwiesen zu haben glaubt. Daß das Christenthum auf Schiller's Moral den entschiedensten Einfluß gehabt, sie gleichsam gebüht und befruchtet, und überhaupt „seinen Ansichten, Gefühlen und Gesinnungen ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat,“ wer wollte das läugnen! Allein dies Gepräge ist eben nur aufgedrückt, es ist nur Form, nicht Substanz, und eben deshalb macht es noch nicht zum Christen. Und wenn die Moral eines Menschen auch noch so vollkommen mit den vom christlichen Glauben losgetrennten Moralprincipien des Christenthums übereinstimmt, so wäre ein solcher Moralist doch noch kein Christ, weil eben diese losgetrennte Moral nicht mehr die christliche ist, eben so wenig als der Zweig noch derselbe ist, wenn er vom mütterlichen Stamme und der mütterlichen Befahrung und Ernährung abgeschnitten ist.

Da Herr Binder selbst die theoretische Seite der Schiller'schen Welt- und Lebensanschauung von der praktischen absondert, und nur letzterer das Prädikat christlich beizulegen sich getraut, so haben wir nicht nöthig, den Gründen, worauf er sein oben angeführtes Endurtheil stützt, nach der theoretischen Seite näher nachzugehen. In der That! wenn Schiller in einer seiner Abhandlungen den Sündenfall für einen „Riesenschritt der Menschheit“ erklärt, so ist dies der christlichen Lehre so grade entgegengesetzt, daß auch das mildeste und freieste Christenthum sich selbst verläugnen müßte, wenn es sich die Gemeinschaft solcher Ansichten gefallen ließe. Herr Binder sucht zwar auch hier zu mildern. Er meint: „Dagegen lag in Schiller's Sehnsucht nach der verlorenen Unschuld, wenn auch ihm selbst

unbewußt, ein tiefes Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit“ — und dokumentirt dies durch die Verse:

„Wenn ihr in der Menschheit trauriger Blöße,
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht:
Da erlasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffener hat das Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anfer findet Grund.“

Allein hier ist offenbar nur von der natürlichen Schwäche des Menschen die Rede, das sittliche Ideal zu erreichen; die sich nahende Schuld, die nicht von Anfang vorhanden war, ist nicht das christliche Schuldbewußtseyn des Einzelnen in der allgemeinen Sündhaftigkeit des Ganzen, sondern wiederum das Verbrechen, die äußere Übertretung des äußeren Gesetzes; es ist mithin nicht der Abfall von Gott und seinem Willen, von dem göttlichen Begriffe des Menschen, als dem wahren Ideale desselben, sondern es ist die Unvollkommenheit alles Endlichen und Zeitlichen, die hier beklagt wird, und die, weil sie eben nothwendig ist, niemals aufgehoben werden kann, oder nach Schiller's Ausdruck, den grauenvollen Schlund bildet, über den kein Nachen, kein Bogen trägt, während die christliche Sündenschuld gesühnt und vergeben werden kann und worden ist. Der Jammer über diese Unfähigkeit, dem Ideale gleichzukommen, lag allerdings tief in Schiller's idealistischer Richtung, der Grundrichtung seines ganzen Wesens. Allein es war mehr ein ästhetischer Jammer, der indeß für den tiefsittlichen Charakter des Dichters zugleich eine moralische Bedeutung erhielt; ohnehin kann ja auch nur dem sittlich Verwahrlosten der unlösbar-innige Zusammenhang zwischen der Schönheit und der Moralität entgehen. Daß bei Schiller das ästhetische Element den ersten Platz einnahm, das Ideal ihm vorzugsweise die Schönheit war, die Mangelhaftigkeit besonders sein ästhetisches Gefühl verletzte, zeigt sich deutlich an dem Mittel, wodurch er den Mangel zu heben gedenkt. Die Kunst, die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts soll die Brücke seyn, die das unerreichbare Ziel am Ende doch erreicht; er huldigt einer Art ästhetischer Heilslehre, deren Hauptmomente Herr Binder in dem fünften Abschnitte der dritten Abtheilung seines Werks vortrefflich entwickelt — ein höchst lezenswerther Abschnitt für Alle, die das religiöse Interesse mit dem Interesse für Kunst und Poesie verbinden. Allein diese ästhetische Heilsordnung, deren Voraussetzung auch nur eine ästhetische Unvollkom-

menheit seyn kann, ist nicht die christliche, wie sich von selbst versteht, und Herr Binder natürlich auch anerkennt. Auch gibt er zu, daß Schiller's Gott nicht der Vater Jesu Christi war; — und in der That, wenn wir des Dichters Äußerungen über das Wesen Gottes näher in Betracht ziehen, wird es zweifelhaft, ob ihm Gott überhaupt nur der christlich = persönliche, von der Welt verschiedene, sich in dieser Verschiedenheit seiner selbst bewußte Gott, ob er ihm nicht wenigstens theoretisch bloß die hypostasierte Weltordnung, d. h. der Weltgeist, war. Wenigstens sind in den Versen, die Herr Binder an die Spitze stellt:

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke

die Ausdrücke Gott und ein heiliger Wille und der lebendige höchste Gedanke offenbar als gleichbedeutend gebraucht. Auch alles Übrige, was der Verf. in dem Abschnitte über „Schiller's Begriff“ von Gott beibringt, gewährt keinen schlagenden Gegenbeweis.

Das Verhältniß Schiller's zum Christenthum, seine Ansicht von dem Wesen desselben, erkennt man, wie uns dünkt, am deutlichsten aus einer Äußerung in einem Briefe an Göthe (Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, Brief 87.), die wir zum Schlusse hersehen wollen. „Ich finde,“ sagt er, „in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigenthümlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit, oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in den Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird.“ — Er nimmt also jene hohe, ächte Moralität, die unmittelbare freie Einigung des Willens mit dem Sittengesetz, worin alles sittliche Wollen und Thun nur der unmittelbare Erguß der Liebe, einer Herzensneigung ist, für den Grund und die Substanz des Christenthums, während sie doch nur Folge und Accidens des christlichen Glaubens ist. Für ihn hat das Christenthum nur wegen seiner Moral Werth, und dies wiederum, weil diese Moral zugleich wahrhaft ästhetisch ist. Für ihn ist es nicht eine göttliche und allgemein menschliche Nothwendigkeit, nicht die Wahrheit und das Leben selbst; sondern man kann wohl ein Christ seyn, man braucht es aber nicht; das Christenthum macht, wie ein Kunstwerk, nur da Glück, wo es auf verwandte, ihm angemessene Naturen trifft. Es ist wohl die höchste, vollendeste Religion, aber nicht die Religion selbst, und die Religion selbst ist

nicht das Höchste; die Kunst, die Ästhetik steht darüber, ist ihr Maßstab und gibt ihr erst ihren Werth.

Auch in diesen Ansichten dürfte Schiller als ein Hauptrepräsentant seiner ganzen Zeit anzusehen seyn. Gott sey Dank! daß ein Menschenalter hingereicht hat, sie in ihren tiefsten Fundamenten zu untergraben und in die Luft zu sprengen.

Nachrichten.

(England.) Die Anstrengungen der herrschenden Kirche, theils neue Kirchen zu erbauen und geistliche Stellen zu gründen, theils tüchtige Gehülfen in überfüllte Pfarochien zu senden, haben in den letzten Zeiten noch zugenommen. Der zwanzigste Jahresbericht der „Commission Ihrer Majestät zur Erbauung neuer Kirchen“ ist im September d. J. erschienen, und meldet, daß mit Abschluß des letzten Jahresberichts seit Bestehen der Commission 243 Kirchen und Kapellen vollendet worden, in welchen 314,412 Sitzplätze, und darunter 174,270 Freisitze für Arme, sich befanden. Seit dem letzten Jahresbericht sind wieder fünfzehn neue Kirchen aus dem der Commission übergebenen Fond erbaut worden, worin 13,841 Sitze und unter diesen 8209 Freisitze für Arme. Außer diesen sind neunzehn Kirchen jetzt wieder im Bau begriffen. In der Sitzung des Comité vom 19. v. M. wurde der Bau von zwei neuen Kirchen, acht neuen Kapellen (d. h. Hülf- oder Nebenkirchen, die oft eben so groß sind als die Pfarrkirche) und der Wiederaufbau oder die Ausattung von vielen anderen beschloffen. — Ganz vorzüglich merkwürdig aber sind die in der ungeheuren Hauptstadt selbst gemachten Anstrengungen. Kein Feld lag hier und liegt noch wüster da, als der weite Distrikt der Parochie von Bethnal = Green. Es wurde daher von Gliedern der Kirche, unter Sanction des Bischofs von London, vor anderthalb Jahren der Plan gefaßt, in dieser Parochie zwölf neue Kirchen zu erbauen, ein Plan, der manchen Freunden der Sache selbst chimärisch erschien; die dazu erforderliche Summe betrug 75,000 Pfd. (525,000 Thlr.). *) Der allgemeine Fond zur Erbauung von Kirchen in der Hauptstadt, der vor einigen Jahren errichtet wurde, machte dem sich bildenden Verein für seine Zwecke ein Geschenk, und Anfang August dieses Jahres betrug die zu dem Zwecke vorhandene Summe bereits 52,370 Pfd. In fünf der projectirten neuen Pfarbezirke sind bereits Plätze für die Kirchen-, Schul- und Pfarrgebäude, theils durch Schenkung, theils durch Ankauf erworben; am 3. August ist vom Lord-Mayor von London der Grundstein zur Errichtung der ersten dieser Kirchen gelegt worden; in einem sechsten Bezirk ist eine ehemals Französisch-reformirte Kirche angekauft und vom Bischof licenzirt worden. Wegen der noch fehlenden Summe hat der Verein einen Aufruf erlassen, worin es heißt: „Das Comité möchte einem Einwande begegnen, welcher gegen die Fortsetzung der Sammlung vielleicht erhoben werden möchte, daß nun, da für sechs bis sieben Kirchen hinreichende Gelder vorhanden seyn, für die Parochie von Bethnal = Green bereits genug geschehen sey; das Comité wünscht vielmehr dem christlichen Volke von England recht an's Herz zu legen, daß nie genug geschehen seyn kann und wird, bevor nicht das Pfarrsystem unserer Kirche in seiner Vollständigkeit über jeden Distrikt dieser überfüllten Parochie ausgedehnt seyn wird; bis jede ihrer zwölf Unterabtheilungen von je 5000 Einwohnern ihre eigene Kirche, ihre eigene Schule, ihren eigenen in ihrer Mitte wohnen-

*) Woraus hervorgeht, daß man in London bedeutend wohlfeiler Kirchen baut als hier; denn kleiner als unsere sind diese Kirchen gewiß nicht.

den Geistlichen ausschließlich für ihre Bedürfnisse hat; bis die blühende Wissenschaft ganz und gar durch Diener des Evangeliums Jesu Christi angebaut seyn wird. Nichts Geringeres kann den Sammlern des Fonds genügen; der Zweck ist 1. für die Bedürfnisse von Bethnald Green vollständig zu sorgen; 2. allen Parochien in ähnlichen Umständen ein Beispiel aufzustellen; und endlich: dem ganzen Königreiche ein mächtiges Erfahrungszeugniß für die große Wichtigkeit der vollen Entwicklung der ganzen Thätigkeit der Kirche Christi abzulegen, als das einzige wirksame Mittel, dem religiösen und geselligen Zustand einer verwahrlosten Bevölkerung aufzuhelfen. Demzufolge fordern sie hiedurch auf, eine kleine Summe jährlichen Beitrags für die nächsten vier Jahre zu unterzeichnen, wozu Billets auf ihrem Bureau ausgegeben werden.“ Auf dem gedruckten Aufsatze findet sich ein Verzeichniß von gegen 2000 Pfd., die seitdem geschenkt worden, und gegen 100 Pfd. jährlicher Beiträge auf vier Jahre. Es ist bestimmt worden, daß die zwölf Kirchen nach den zwölf Aposteln benannt, und Jedem freigestellt werden soll, für eine einzelne, so wie für deren Fundirung, Ausstattung &c. besonders zu unterzeichnen.

Wie in London, so erstreckt sich derselbe Eifer auf viele der bevölkerterten Provinzen. Der gegenwärtige, besonders thätige Bischof von Echester hat während seiner etwas über zehnjährigen Amtsverwaltung nicht weniger als 134 Kirchen eingerichtet. Am 15. October ist wiederum in seiner Diöcese zu Buglawton von ihm eine neue Johannis-Kirche consecrirt worden; in einer feierlichen Procession zog die Kirchengemeinschaft vom Rathhause in die Kirche, und die Sammlung bei der Eröffnung betrug 771 Pfd. Es ist kein Theil von England, von dem nicht Anzeigen von Legaten und bedeutenden Geschenken zur Errichtung und Fundirung neuer Kirchen eingehen.

Ganz besonderen Anklang hat das, früher schon in diesen Blättern erwähnte Vorhaben des Bischofs von Calcutta gefunden, in Calcutta eine Kathedrale zu erbauen, wozu er selbst einen so bedeutenden Theil der Kosten hergeben will. Die Direktoren der Hindischen Compagnie haben nicht allein beschossen, zur Erbauung jener Domkirche die Summe von 40,000 Pfd. zu schenken, sondern haben auch dem General-Gouverneur Lord Auckland den Befehl zugesandt, die herrschende Kirche in Indien auf alle Weise zu fördern, zu schützen und zu ermuntern.

Die schon oft in dieser R. Z. erwähnte „Pastoral-Pflichtgesellschaft“ der Kirche hat neuerlich wieder einen bedeutenden Zuwachs von Beiträgen bekommen und an Ausdehnung gewonnen. Sie unterhält gegenwärtig 225 geistliche und 42 Laiengehülfsen für 279 Pfarren, in einer Bevölkerung von über zwei Millionen Seelen, und verausgabt über 20,000 Pfd.; doch überschreiten die Anforderungen noch immer die Fonds der Gesellschaft.

Über den Plan der „Afrikanischen Civilisationsgesellschaft“, theils durch Missionen, theils durch einen rechtmäßigen ordentlichen Handel und Einführung des Ackerbaus dem schändlichen Sklavenhandel gründlich entgegenzuarbeiten, haben unsere öffentlichen Blätter schon vielfach berichtet; mehrere unserer Leser werden auch wohl die persönliche Bekanntschaft des Agenten der Gesellschaft, Kapitän Washington, gemacht haben, der uns voriges Jahr hier besuchte. Auf einer am 24. September zu Glasgow gehaltenen Versammlung, wo sich außer mehreren vornehmen und angesehenen Männern, die beiden Kapitäne Trotter und Allen befanden, welche die Expedition auf dem Niger leiten sollen, erzählte Kapitän Washington folgendes: „Indem ich die Theilnahme Schottlands an dieser Sache sehe, kann ich mir die Freude nicht versagen, auch von dem warmen Mitgefühl Ihnen zu erzählen, was für unsere Angelegenheit in den weissen Ländern Europas, besonders in

Deutschland, sich findet. Ich habe neuerlich Frankfurt, Wien, Prag, Dresden und Berlin besucht, und überall fand ich freundliche Theilnahme, aber besonders in Königsberg, wo der Fürst Metternich, obwohl mit der verwickelten Orientalischen Frage beschäftigt, dennoch zwei Stunden mit mir sich unterhielt, und den Gegenstand nach allen Seiten untersuchte und erörterte. Als ich den großen Zweck der Gesellschaft dargelegt, und eben auf die Mittel übergehen wollte, unterbrach mich der Fürst und sagte: „Nichts als das Evangelium und der Pfingst kann Afrika civilisiren.“ Ich gestehe, ich war nicht weniger überrascht als erfreut, diese merkwürdigen Worte aus dem Munde des ausgezeichneten Staatsmannes zu vernehmen; und indem ich das vor uns liegende Werk von Sir Th. Fowell Buxton aufschlug, machte ich ihm bemerklich, diese Worte könnten als Motto darauf stehen, so sehr seyen sie der Grundgedanke unserer Gesellschaft. Gegen das Ende unserer Unterredung war auch die Fürstin Metternich, eine der ausgezeichnetsten und lebenswürdigsten Damen in Europa, anwesend; als ich Abschied nahm, fragte sie: „Und gibt es denn nichts, was ich für die armen Afrikaner thun kann?“ Ihr Töchter Schottlands! ich hoffe, Ihr werdet in dieser herrlichen Sache nicht zurückstehen wollen. Von Eurer Frömmigkeit, Eurer Menschenliebe ist über ganz Europa und Amerika die Rede; und wir rechnen auf Euren Beistand, Eure Unterstützung, vor Allem auf Euer Beispiel, damit die Angelegenheit der Civilisation von Afrika einen gesegneten Erfolg habe.“

In vielen Drien Großbritannien ist die Aufmerksamkeit jetzt ganz besonders auf die Entheiligung des Sonntags durch Befahrung der Eisenbahnen gerichtet. Ein neuerliches Gesetz berechtigt den General-Postmeister, der Eisenbahnen an jedem Tage sich zur Beförderung der königlichen Briefpost zu bedienen. Demzufolge ist in Schottland, zu Stranraer, neuerlich eine Versammlung gehalten worden, der Sir Andrew Agnew präsidirte (derselbe, der früher als Mitglied des Unterhauses, wiewohl vergeblich, ein Gesetz gegen die Entheiligung des Sonntags durchzusetzen versuchte); es wurde beschlossen: „dem Publikum ihre Freunde zu bezeugen, und den Aktiengesellschaften der Eisenbahnen zwischen Glasgow und Greenock, und zwischen Glasgow und Ihr ihr Wohlgefallen auszusprechen, daß sie beschließen haben, ihre Bahnen für Reisende und Waaren am Sonntage zu verschließen, und eine Vorstellung dem General-Postmeister eingereicht, worin er ersucht wird, daß die genannten, so wie alle anderen Eisenbahn-Aktiengesellschaften in Schottland von der ihm durch das gedachte Gesetz verliehenen Gewalt ausgenommen seyn möchten, was sie nöthigen würde, ihr Gewissen zu verlegen und den Tag des Herrn zu entheiligen, indem sie eine königliche Briefpost des Sonntags befördern müßten; und eine ähnliche Vorstellung dem Minister des Innern zu übergeben.“ Dieser Beschluß wurde einstimmig angenommen, und es steht zu hoffen, sagt ein englisches Blatt, daß dieser Vorgang überall Nachfolge finden werde, damit die Macht der öffentlichen Meinung sich gegen den Vorzug ausspreche, welchen Aktiengesellschaften oder die Regierung ihren vermeintlichen Interessen vor den einfachen Geboten des allmächtigen Gottes geben.

Im vorigen Jahre hat sich für Irland eine Gesellschaft gebildet zur Anstellung von Curates (regelmäßig besoldeten und förmlich angestellten Nebengeistlichen); der Primas von Irland (Erzbischof von Armagh) steht jedesmal an der Spitze. Der Pfarrer ersucht die Gesellschaft um das Gehalt für einen Pfältsgeistlichen, indem er ihr die Größe und Bevölkerung der Parochie, sein Einkommen oder andere Gründe, welche eine Geldunterstützung Seitens der Gesellschaft nöthig machen, vorträgt, zugleich auch den Beitrag namhaft macht, den er selbst geben will. Willigt die Gesellschaft ein, so präsentiert der Pfarrer einen Ca-

rate dem Bischof zur Bestätigung. Die Geldebewilligung dauert fort, so lange die Ursachen fortbestehen, die sie nöthig machen, oder die Fonds der Gesellschaft es erlauben. Der kürzlich erschienene erste Jahresbericht erzählt, daß die Einnahme auf 1835 Pfd. sich belaufen hat, und es ist dadurch und durch Nebenunterstützungen bereits möglich gewesen, zwei und zwanzig Hilfsgeistliche anzustellen.

Indem der Herzog v. Northumberland, nach dem Tode des Marquis v. Camden, zum Kanzler der Universität von Cambridge erwählt worden war, ist die Stelle eines High-Stewart (Ober-Hausmeister) der Universität, die der Herzog bisher bekleidete, vakant; der bekannte ehemalige Lord-Kanzler, Lord Lyndhurst, das Haupt der conservativen Opposition im Oberhause, bewarb sich darum; gegenwärtig aber scheint Lord Lyttleton mehr Aussicht auf die Wahl zu haben, und dies kommt wohl von seinen kirchlichen Ansichten her. In einem Schreiben an den Senat spricht er sich so darüber aus: „Sollte ich so überaus glücklich seyn, und aus Ihren Händen das ehrenvolle Amt empfangen, um welches mich zu bewerben ich aufgefordert worden bin, so will ich zu allen Zeiten nach meinem besten Vermögen danach streben, die Rechte und Interessen der Universität zu verteidigen, und die Verbindung unserer Körperschaft mit der Kirche unverletzt zu erhalten, die ich wesentlich halte für ihre Verfassung und ihr Wohlergehen.“

Ein interessantes und charakteristisches Dokument, was wir unseren Lesern fast ganz vollständig geben wollen, ist die „Jährliche Ansprache der Konferenz an die Methodistengesellschaften.“ „Theure, geliebte Brüder! Da die göttliche Vorsehung es uns gegönnt hat, den Schluß des ersten Jahres in dem zweiten Jahrhundert unseres Vereins zu erleben, so preisen wir Gott und wünschen Euch Glück, diesen frohen Zeitpunkt erlebt zu haben. Die hervorragende Stelle, die New-Castle *) in der frühesten Geschichte des Methodismus einnimmt, erinnert uns an die Zeit, wo er dem Senfkorne gleich, dem kleinsten unter dem Samen. Das Wachsthum unserer Gesellschaften in dieser Stadt ist ein schöner Typus unseres Wachsthums an den meisten anderen Orten, wo die Prediger unserer Gesellschaft lange gearbeitet haben. Doch zieht uns die Betrachtung der jetzigen Zeitumstände davon ab, weiter auf diesen Gegenstand einzugehen. Alle müssen zugeben, daß die gegenwärtige Zeit reich an großen Ereignissen ist, und die Stellung, die wir als eine christliche Gemeinschaft einnehmen, ist besonders verantwortlich. Von Anfang an hatten wir zu dem Werke der Bekehrung der Welt zum Glauben an Christum uns verpflichtet; eine Reihe neuerer Ereignisse haben uns aber in unmittelbarem Kampf mit dem Papstthum, dem Socinianismus, dem Unglauben und dem Götzendienste in verschiedenen Theilen der Welt gebracht. Der Siegespreis, nach dem wir und unsere Mitchristen anderer Gemeinschaften ringen, ist nicht Wahrheit, religiöse und bürgerliche Freiheit, persönliche Errettung der Einzelnen, Erleuchtung der Welt durch das Evangelium, und die Ehre Gottes, jedes für sich, sondern vielmehr alles dies zusammengekommen. Dazu müssen wir uns wappnen mit demselben Geist, der in Christo war; Weltklugheit, dem Zeitgeist dienende Accommodation, sind nicht im Stande, uns zu leiten, bloß natürlicher Muth nicht im Stande, uns aufrecht zu halten; selbst die Frömmigkeit, der Eifer, die Einsichten früherer Zeiten wollen in diesen letzten Zeiten nicht mehr ausreichen. Die völlige Heiligung von

Leib, Seele und Geist; die nichts zurückhaltende Übergabe unserer Zeit, Gaben und Kräfte an den Heiland für sein Reich, die völlige Unterordnung der Politik, der Wissenschaft und der Handelsunternehmungen unter die unendlich wichtigeren ewigen Interessen, das ist es, wonach wir beständig trachten sollen.“

„Wir preisen Gott über Euch, lieben Brüder, daß Ihr diese höhere Stufe der Heiligung und uneigennütigen Hingabe angefangen habt zu ersteigen. Bei Gelegenheit unseres hundertjährigen Jubelfestes sind Thesen der Liebe geschehen, wie sie in unserer Geschichte noch nicht vorgekommen sind; ihr Gedächtniß bleibt auf Erden und im Himmel, sie sind Beweise Eurer Dankbarkeit gegen Gott für seine frühere Gnade, und Unterpfeiler Eurer Treue gegen seine Sache für die Zukunft. Derselbe Eifer, dieselbe dankbare Liebe erfüllt auch unsere Missionsgemeinden in der Ferne; was wir von ihren Jubelversammlungen erfahren, beweist, daß der Geist, die Grundsätze und die Art der Thätigkeit im Wesley'schen Methodismus auf der ganzen Erde dieselben sind. Das Wachsthum geistlicher und moralischer Macht, womit der Herr durch die Bewegung des Jubelfestes uns segnet hat, vermehrt unsere Verantwortlichkeit; statt selbstgefällig auszuruhen, müssen wir nun um so thätiger seyn zur Errettung Aller, für welche unser Heiland gestorben ist. Wir freuen uns, daß wir Frieden in allen unseren Grängen haben, daß keine Streitigkeit über Lehre und Zucht uns trennt, sondern herzliche, brüderliche Liebe die ganze Gemeinschaft durchdringt.“

„Wir freuen uns sehr, liebe Brüder, daß während der Wesley'sche Methodismus kühn seine Stimme erhoben hat, und furchtlos seine Waffen geschwungen gegen alle wesentliche Irrthümer, derselbe eben so frei und offen auch das gemeinsame Brüderband mit Allen festgehalten hat, die unseren Herrn Jesum Christum unverzückt lieb haben. In Bezug auf die protestantischen Gemeinschaften der Kirche Gottes, seyen sie Episcopale, Presbyterianer oder Independenten, ist unser Motto gewesen: „„Aller Freund, Keines Feind.““ In unserem großen Geschäfte, der Welt Gottes Liebe zu verkündigen, haben wir für unsere Gaben und Kräfte so vollaus zu thun gehabt, und so reichen Segen genossen, daß wir weder Zeit noch Lust gehabt haben, den Frieden anderer Kirchengemeinschaften zu stören, oder ihre Glieder an uns zu locken. Nur in der Selbstverteidigung haben wir die Waffen der Polemik gebraucht; und selbst dabei haben wir mit einer Hand das Schwerdt geführt, mit der anderen Zions Mauern gebaut. Wir wünschten sagen zu können, daß unsere Verträglichkeit von den anderen Seiten erwidert worden wäre, aber wir dürfen es nicht. Das Partei-Schibboleth wird noch immer eingeprägt, und an einigen Orten muß man durchaus es erst aussprechen, ehe die Hand der Gemeinschaft gereicht wird. Von Vielen ist diese unsere Katholicität für eine Schwachheit, ja wohl gar für eine Sünde angesehen worden, und Tadel aller Art hat uns getroffen wegen unserer unabhängigen Stellung gegen die herrschende Kirche auf der einen und die verschiedenen Klassen von Dissenters auf der anderen Seite. Doch völlig von unserem von Gott uns aufgetragenen Verufe und unserer Bestimmung zu unserem Werke überzeugt, schriftgemäßes Christenthum in der Welt zu verbreiten, hoffen wir, daß weder Tadel noch Drohungen, weder Ehre noch Schande uns jemals verleiten wird, Parteiwerken zu dienen.“

(Schluß folgt.)

*) In dieser Stadt war die Konferenz gehalten worden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 9. December.

N^o 99.

Zerstreute Gedanken eines Pommerschen Landstandes, besonders durch die Huldigungsfeier zu Berlin am 15. Oktober d. J. angeregt.

1. Der kirchliche Festprediger soll nicht bloß Redner, sondern auch Seelsorger seyn. Er muß das Bedürfniß seiner Zuhörer kennen. Er muß ihnen geistig nahe stehen, oder sich durch seine Rede die geistige Nähe erobern. Sonst steht er einsam auf hoher Kanzel, und hält seinen traurigen Monolog. Seine Worte kommen nicht wie befruchtender Regen herab. In den weiten, ausgekälteten Kirchenräumen fallen sie in Schnee und Hagel verwandelt auf die vor Kälte starre Versammlung.

2. Nicht bloß das Seelenklima, sondern auch den materiellen Thermometergrad der Kirchenluft soll der Redner beachten. War es nicht in jenem strengen Winter, als ob die Wärme um einige Grade stieg, wenn der liebe selige Prediger Jänike seine Predigt damit abbrach: „Ich möchte Euch gern noch ein Wort sagen, aber es ist heute so kalt; nur ein Wörtchen noch!“ — Übrigens wollen wir den zärtlichen Leibern keineswegs das Wort reden, welche die Kirchenluft für so besonders ungesund halten. Die Ungesundheit sieht wo anders!

3. Hat der Redner eine Versammlung vor sich, deren größter Theil selten, oder sonst gar nicht die Kirche besucht, so ist der größte formale Fehler, den die Predigt haben kann — die Vollständigkeit! Wenn er über seine Versammlung kein Gephata herabsehen kann, so predigt er tauben Ohren, und er kann seine gut disponirten Vermittelungen, seine wohlreponirten Vor- und Nachsätze, ja die ganze althergebrachte Phrasenmacherei nur lieber für sich behalten. Der Heiland spricht Joh. 16, 12.: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet's jetzt nicht tragen.“ Auch die Rechenschaft von jedem unnützen Worte (Matth. 12, 36.) soll der Kanzelredner sich einbringlich vorhalten.

4. Nichts drängt aber das allein hülfreiche Gephata so zurück, als wenn eine schlaftrunkene Versammlung z. B. „andächtige Gemeinde“ angeredet wird. Solche und ähnliche landübliche Schmeicheleien, die im besten Fall deklamatorische Verheeren sind, sollten doch ernstlich abgethan werden. Werden doch die Opium-Schmuggler schon von der Chinesischen Gränze zurückgewiesen. — Wie könnt ihr euch wundern, wenn die Leute am Ende unsere Kirche verlassen? Wer kennt nicht das allbekannte Bild von der schönen Kirchgängerin! Aber seht es ganz genau an, dies Produkt des neunzehnten Jahrhunderts: es ist eine Separatistin! — sie dreht einer ganz verfallenen Kirche den Rücken zu und geht auf eine unsichtbare los!

5. Paulus verzog das Wort bis zu Mitternacht, Apostel-

gesch. 20, 7. Aber merkwürdig ist, daß Paulus den dabei heruntergefallenen Schläfer Eutychus auferweckt, ohne daß sich wegen seines Schlags die geringste Rüge findet. — Prediger sollen also mit dem noch in Schwachheit schlafenden Theil ihrer Gemeinde ein herzliches Erbarmen haben. Aber ein unbarmherziges Gericht soll über die Hirten ergehen, die nichts thun, ihre zum Tode schlafenden Gemeinden zum Leben zu erwecken, besonders wenn sie dieselben selbst durch eine träge Amtswirksamkeit eingeschläfert haben. Jerem. 23, 1 — 32.

6. „Ich werde es wagen langweilig zu seyn, um mich verständlich zu machen,“ so eröffnete vor einigen Jahren der treffliche Perceval seine sehr lange Parlamentsrede über die Sonntagsfeier. Dieser Satz, objektiv hingestellt und in gute Kanzelsprache übersetzt, könnte etwa so lauten: Schlafstüßige Zuhörer! Euer zum Gähnen weit aufgesperrter Mund läßt mich einen Blick in eure innere Leere thun. Euer ganzes Wesen gähnt mir entgegen, und fragt: was kann dieser langweilige Redner uns bringen?

7. Wohlverstanden: wer bei einem treuen Hirten, der sich's von ganzer Seele angelegen seyn läßt, seine Gemeinde zu erbauen, nicht kleine Unvollkommenheiten (Organ, Betonung, Haltung ic.) in Liebe überwinden kann, ja ihn wohl gar verachtet, weil er Rednertugenden an ihm vermißt, die er etwa an seinem Lieblingschauspieler bewundert, **der langweilt sich zu seiner eigenen Verdammniß!!**

8. Besonders bei feierlicher Gelegenheit nach Luther's bekauntem Rath: „steige frisch auf, thu's Maul auf, höre bald auf.“ Den letzten Theil dieses Rath's hat bekanntlich Luther nicht immer befolgt.

9. Ach daß du kalt oder warm wärest! Offenb. 3, 15. Ein Redner, der nicht darauf ausgeht, an die Stelle des zähen Indifferentismus,*) der farblosen Neutralität, Parteilung zu erzeugen, die er wieder aufhebt, indem er selbst für das Gute entschiedenen Partei nimmt, kann schon im Voraus seiner Niederlage gewiß seyn. „Diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben,“ 2 Cor. 2, 16., „vermöge des zweischneidigen Schwerdts, welches ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.“ Hebr. 4, 12.

10. Sprechen mehrere Redner hinter einander und hat der erste für den folgenden schon Gedanken und Worte davon genommen (wie dies bei solcher Veranlassung beinahe unvermeidlich ist), so ist es viel segensreicher, wenn der Nachfolger auf den Vorgänger verweist, als wenn er versucht, dasselbe in neuen Aus-

*) Ist in Heremins's Abendstunden als der ewige Jude beschrieben.

drücken zu sagen. — Es gibt auch eine Tautologie die nicht leer ist: die wiederholten Schläge auf den Kopf eines Nagels!

11. Ist es nicht sehr zu wünschen, daß die langen Altargebete bei den Missionsfesten fortbleiben, und dafür Missionsnachrichten vorgelesen werden?

12. Militärprediger, welche im Freien redend doch nur von den Näherstehenden verstanden werden, können nicht genug danach trachten, wortarm und inhaltsreich zu seyn. — Wie traurig ist es, wenn der größte Theil der Versammlung ängstlich harrend dem Amen entgegenseufzt!

13. Oft, aber kurz! „Habt Salz bei euch!“ (Marc. 9, 50.) Nur kein dummes Salz und nicht alles auf ein Mal an ein Gericht!

14. Wie ungesalzen sind doch alle Festmahle ohne Tischgebet! — Wie kommt es doch, daß das erkennbare Tischgebet in Deutschland, besonders bei mehr gemeinsamen Mahlzeiten, in demselben Maße abnimmt, als es in England und Nordamerika zunimmt?! — Freilich kann Jeder sich sein Bißchen Salz mitbringen, und heimlich an die Suppe werfen. Aber es ist doch schön, wenn das Salzfaß auch auf dem Tische steht, daß Jeder nach Herzenslust zugreifen kann! — Ein Pommerischer Gutsbesitzer bemerkte neulich, wie wir's am Ende doch nur dem Tischgebet zu danken hätten, daß wir uns überhaupt noch zu Tische setzen; — wir würden sonst aus Krippen essen! Dem entspricht auch der Vers, den unsere Schulkinder lernen:

Wer ohn' Gebet zu Tische geht,
Und ungedankt davon aufsteht,
Der ist dem Dachs und Esel gleich,
Und hat kein Theil im Himmelreich.

Und doch, wie viel Muth gehört oft dazu, um im Namen des, der so verachtet war, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, diese alte schöne Sitte zu behaupten, weil die umher spottende Welt sie für eine pietistische Grimasse hält!

15. Welche herrliche Gelegenheit hat der Geistliche am Tische, die Herzen der Leidtragenden dem Worte Gottes aufzuschließen. Wie werden aber oft durch eitle Lobhudeleien die noch Lebenden getödtet, auf daß die Todten ihre Todten begraben! — Nur in den ersten Schmerzentagen schwiegen selbst die redseligen Freunde des Hiob (2, 13.) „und redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war.“ Und von Wendelssohn Bartholdy und Anderen können wir lernen, daß es auch Lieder ohne Worte gibt.

16. Die goldene Frucht in der silbernen Schale reichen, das ist allerdings die Aufgabe. Das Wort der Wahrheit in seiner wahrsten Gestalt! So z. B. macht es der Prophet Nathan (2 Sam. 12.), der dem Sünder das schöne Gleichniß mit seinem: „du bist der Mann!“ darreicht. Wer so reden kann, der predige „zur rechten Zeit und zur Unzeit“ (2 Tim. 4, 2.). Ach, und die Liebe ist ja so erspürbar, und wir haben einen so reichen Herrn im Himmel.

17. Mit inniger Herzensfreude lasen wir die begeisterte Lobpreisung der Königsberger Guldigungsfeier in Nr. 79 und 80. der Ev. A. Z.. Der Herr sey hochgelobt, daß wir mit dank-

erfüllter Seele in allen Hauptbeziehungen diese Lobpreisung auch für dieselbe Feier, wie sie zu Berlin bezungen worden, in Anspruch nehmen können.

Was war es aber eigentlich mit diesem magischem Glanze, der uns Alle entzückte?

Der Christ sagt: es war die Herrlichkeit des vierten Gebots, die harmonische Einheit in Haupt und Gliedern, die uns Alle umfaßte, und den Blick aufwärts richtete auf den, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, und der auf unseren ersten Stamm- und Familienvater die Alles beschirmende Krone herabsenkte! — Der Glanz des Festes in seiner ganzen Aethier leuchtete erst recht hell, als er die Wasserprobe des Regens und der Langenweile glücklich bestanden hatte. Wahrhaft erbaulich und herzbewegend war es, die ganz durchnästen Berliner Gewerke zuletzt noch, in der musterhaftesten Ordnung, am Throne vorbeimarschiren zu sehen. — Ja, noch einmal: der Triumph des vierten Gebotes, das ist der geheime Zauber der christlichen Monarchie!

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(England.) (Schluß.) „Während wir die neuerliche Wiederbelebung des Papstthums als ein Nationalunglück beklagen, sind wir weder erschauert noch sehr beunruhigt über die Popularität, die es erlangt hat. In seiner alten trügerischen Gewandtheit hat es jetzt das Kleid des Liberalismus angezogen, und will der Freund der Bildung und der Gleichheit vor dem Gesetze seyn. Dieses Auftreten ist neu und gefällig daher; die Maske ist schön, und Viele halten sie für das wirkliche Gesicht. Andere, welche die übereinstimmenden Zeugnisse der Geschichte weder vergessen können, noch abläugnen mögen, glauben, daß seine Liebe zur Verfolgung, sein Haß der Wahrheit, seine Feindschaft gegen religiöse und bürgerliche Freiheit unverändert sind. Das Brandmal des Antichristi haftet auf ihm, denn noch immer hebt es Gottes Gebote auf um seiner Aufträge willen. Seinen Priestern gibt es das ausschließliche Vorrecht des Heilandes, und setzt sie zu Mittlern zwischen ihm und den Seinigen; die Sakramente sieht es nicht als Gnadenmittel an, die uns vertraut machen sollen mit seiner Liebe und erlösenden Macht, sondern macht sie zu Christi Stellvertretern, die ihn verdrängen. Hierin stimmt das Papstthum überein mit den halbpapistischen Theologen, die sich noch Protestanten nennen; folgen wir ihnen, dann müssen wir die Schriftsprache bei Seite legen, deren wir uns bisher bedient haben, müssen einen großen Theil der Psalmen und der Episteln ausstreichen und dem klaren Sinn der Schrift widersprechen. Dann gibt es in der That keine Rechtfertigung durch den Glauben, kein Zeugniß des heiligen Geistes in den Gläubigen, daß sie Gottes Kinder sind, keine Wiedergeburt für den in der Kindheit Getauften und später wieder Abgefallenen, keine schriftgemäße Hoffnung des Heils für irgend Jemand, der die Sakramente nicht von einem Bischöflich-Ordinirten empfangen hat. Aber, liebe Brüder, während wir hierin einen wesentlichen Gegensatz gegen die Wahrheit erkennen, einen Damm gegen die Beförderung der Welt, freuen wir uns, daß der Protestantismus die Seele unserer Staatsverfassung, und aufs Tiefste in der Liebe unseres Volkes gewurzelt ist; daß die Bibel in den Häusern der Reichen wie in den Hütten der Armen ist; und biblische Erziehung im ganzen Lande

sich verbreitet. Überzeugt, daß unsere evangelische Theologie, unsere festvereinte Thätigkeit, unsere Anhänglichkeit an unsere Landesverfassung uns ganz besonders tüchtig machen zu diesem Kampfe, bitten wir Euch, in Eurer Nähe und so viel Ihr könnt, unsere Schriften zu verbreiten, die Bibelgesellschaften zu unterstützen, den Besuch der Predigten von Seiten der Armen zu befördern, und durch Gebet und Bekenntniß der Wahrheit an dem Sturze des Antichristi und der Befehrung der ganzen Welt zu Gott mitzuarbeiten."

„Unsere Werktags- und unsere kleine-Kinderschulen haben im vorigen Jahre sich beträchtlich vermehrt; und wo tüchtige Lehrer angestellt worden, haben die besten Erfolge sich gezeigt. Es fehlt indessen hieran noch in unserer Gemeinschaft, und unser Erziehungs-Ausschuß ist beauftragt, für eine reichere Auswahl zu sorgen. Aus dem lebhaften Ansehn und den Anstalten, die in manchen Bezirken getroffen werden, möchten wir hoffen, daß über kurz oder lang jede bedeutendere Kapelle in unserer Gemeinschaft mit einer gut geleiteten Tagesschule versehen seyn wird, worin die Elemente aller nützlichen Kenntnisse in Verbindung mit der Weisheit von oben auf eine Weise gelehrt werden, daß auch die Geringsten es begreifen können. Da wir aber noch nicht so weit sind, möchten wir Euch warnen vor dem häufigen Irthum, als könne die Erziehung ohne Gefahr getrennt werden von der Predigt der göttlichen Wahrheit, der gemeinschaftlichen Andacht und der Übung religiöser Pflichten. Die heilige Schrift lehrt, wir sollen die Kinder aufziehen in der Zucht und Ermahnung zum Herrn; sie lehrt, daß Religion das Eine Nothwendige ist; daß das Heil in Christo allein unsere Gebrechen heilen, unsere Mängel ausfüllen und unter den Trübsalen und den Arbeiten des Lebens stärken könne. Der Herr Jesus hat gesagt: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; dies geht auf Alle, besonders auch auf Lehrer und Erzieher; sie üben eine fast unwiderstehliche Gewalt über ihre Zöglinge aus. Darum versündigen die Eltern sich schwer, die ihre Kinder als Schüler oder Lehrlinge zu Solchen hingeben, welche Zweifeln im Denken und lag in ihren Sitten sind. Da Eure Kinder mit dem theuern Blute des Sohnes Gottes erlöst sind, und auf seinen Namen getauft, haben sie ein Recht zu seinen Bundesgnaden, und können mit dem ersten Erwachen der Vernunft die Gnade des heiligen Geistes empfangen. Bringen die Umstände es mit sich, daß sie das elterliche Haus verlassen müssen, so sorget dann auf's Eifrigste, daß sie zu Solchen kommen, deren Herzen erbaut sind auf unseren allerheiligsten Glauben, und die am häuslichen und öffentlichen Gottesdienste sie theilnehmen lassen."

„Während wir also die Zahl ächtchristlicher Werktagesschulen vermehrt zu sehen wünschten, können wir in die Herabwürdigung der Sonntagsschulen nicht einstimmen, die man hier und da hört. Viele sprechen davon, als hätten sie ihren Zweck verfehlt, wenig oder gar kein Gutes gestiftet und passten nicht für unsere Zeit. Solchen abspredhenden Urtheilen treten wir auf's Entschiedenste entgegen. Im Gegentheil ist es unsere Überzeugung, daß neben der Predigt des göttlichen Wortes und den anderen evangelischen Gnadenmitteln nichts anderes, was jetzt geschieht, auch nur halb das Gute gewirkt hat, als diese Schulen; und als Diener Christi fühlen wir uns denen verpflichtet, die so viel von ihrer Zeit und Aufmerksamkeit der Erziehung in diesen Schulen zugewandt haben. — Während weltlichgesinnte Staatsmänner eine gottlose Literatur über die Nation hin ausbreiten, während die Vertheidiger des Unglaubens einen Zustand der Dinge herbeizuführen streben, wo es keinen öffentlichen Gottesdienst, keinen Sonntag mehr gibt, keine Eben eingeseget, das Eigenthum nicht mehr respektirt und die Übeltäter nicht mehr gestraft werden, da ist es sicherlich die Pflicht Aller, die Gott, die Wahrheit, ihr Vaterland und ihre Mitmenschen lieben, sich

aufzumuntern, ihr Pfund nicht zu vergraben, einen Vertheidigungswall um das aufwachsende Geschlecht her aufzuwerfen, und die Erkenntniß der Wahrheit überall unter ihm zu verbreiten. Liebe Brüder, in unseren Fabrikdistrikten gibt es Zehntausende von Kindern, welche des Sonntags unterrichtet werden müssen, oder sie wachsen ohne allen Unterricht auf; die in Euren Sonntagsschulen die Grundlehren, die Beweise und die Forderungen des Christenthums lernen müssen, oder sie lernen anderwärts den Unglauben; die aus Euren Schulbibliotheken heilsame und anziehende Bücher erhalten müssen, oder sie bekommen anderwärts her Schriften, die sie verunreinigen und ihnen den Weg zur Hölle weisen."

„Ein anderer Gegenstand, auf den wir Eure Aufmerksamkeit richten möchten, ist die Heiligung des Sabbath's. Unsere Meinung, dieser Pflicht zu vergessen, ist in dem Eingange des Gebots angedeutet: „Gedenke des Sabbathtags, daß du ihn heiligest,“ und unsere Geschicklichkeit, uns dieser Pflicht zu entziehen, durch das Einzelne der vielen Bestimmungen. Gottes höchste Gewalt sowohl als seine väterliche Liebe sind in diesem Gebot recht sichtbar; während er den Höchsten auffordert, seinem Beispielen zu folgen und ihn zu ehren, gibt er dem geringsten Knecht ein urkundliches Recht auf einen wöchentlichen Ruhetag. Der Herr Jesus beobachtete nicht nur diese Feier, sondern stellte sie hoch dadurch, daß er sie zu einem Theil seiner Reichsgeetze machte, und bestimmte, daß sein Geist sie seinem Volk in's Herz schreiben sollte. Er nannte sich selbst „einen Herrn des Sabbath's,“ und indem er vom letzten auf den ersten Wochentag ihn verlegte, stiftete er damit ein Gedächtniß seiner Ruhe von der Arbeit unserer Erlösung. So gedenket denn Ihr, und Eure Söhne, Töchter, Knechte und Mägde und die Fremdlinge in Euren Thoren, daß Ihr diesen Tag heiligt. Sehet zu, daß Ihr Tags zuvor Eure Geschäfte früher als sonst beendigt, damit der Sonnabend Abend eine schöne Vorbereitungszeit auf den Sabbath werde. Steht früh auf, und beobachtet unsere schöne alte Sitte, der Morgengebetsversammlung beizuwohnen. In Euren häuslichen Gottesdiensten seyd ernst, inbrünstig und voll Salbung; laßt keine öffentliche oder häusliche Störung Euch bewegen, schnell über ein Geschäft hinwegzuellen, das das Innerste der persönlichen und häuslichen Frömmigkeit berührt. Vereinigt Euch voll Andacht mit der Versammlung, dem Allerhöchsten zu lobfingen, betet im Geiste, höret das Wort voll Zuhörigkeit und mit zueignendem Glauben. Benutzt die Zwischenzeit zwischen den öffentlichen Gottesdiensten zu Bibellesen und christlichen Gesprächen; und Nachmittags und Abends katechisirt Eure Kinder und betet mit ihnen. Laßt weder die Zeitungen, noch Geschichte oder wissenschaftliche Schriften einen Theil Eurer Sonntagsekläre bilden. Hütel Euch vor Geschäftsreisen oder Lustpartien, leset und schreibet keine Geschäftsbriefe am Sonntage. Macht keine Visiten am Sonntage, und schließet alle politischen Gespräche aus. Sind Einige von Euch Mitglieder von Eisenbahn- oder anderen Gesellschaften, die den Sabbath zu Zwecken weltlicher Vergnügungen oder Geniussucht entweihen, so fordern wir Euch im Namen Gottes auf, ergreift die erste Gelegenheit, gegen eine solche Gottlosigkeit zu zeugen. Geldverlust darf nicht in Betracht kommen gegen den Verlust der göttlichen Gnade. Wir haben einen tiefen Eindruck davon, daß die gegenwärtige beispiellose Handelsverlegenheit ein Zeichen ist des göttlichen Unwillens, und uns von unseren Nationalsünden abwenden soll, von denen Sabbaththeiligung eine ist. Der Sabbath ist Gott lieb, er ist innig verbunden mit der Ehre seines Namens und der Fortdauer seiner Anbetung, er wird nie Einzelne und ganze Völker ihn ungestraft entheiligen lassen."

„Verbunden hienit ist die Sünde der Verschlingung in ausschweifende Handelspekulationen. Die Thorheit derselben hat sich in vielen Fallissements durch das ganze Land geoffenbart. Aber es ist wichtig,

daß Ihr, und Alle, die nach dem heiligen Namen Jesu genannt sind, die Sündigkeit dieser Sache recht erkennt. Solche Spekulationen entstehen aus der unruhigen Begierde nach Reichthum, und sind das Gegenheil von der Genügsamkeit an dem, was da ist. Gelingen sie, so bethören sie und entfremden uns von Gott und seinem Volke; misslingen sie, so bringen sie gehäuftes Elend, und versenken uns in die Traurigkeit der Welt, die den Tod bringt. Mit unserem eigenen Geld unternommen, rauben sie Gott die Ehre an dem so angewandten Vermögen, indem wir es den Armen und der Sache des Herrn entziehen. Größtentheils werden sie aber mit fremdem Eigenthum unternommen, und sind dann eine gräßliche Verletzung des Gebots der Nächstenliebe. Fast immer wird das also zusammengebrachte Geld durch falsche Vorpiegelungen herbeigeschafft, und ohne Aussicht, es wieder zurückzahlen zu können; und ist dies Sünde, so ist es auch Alles, was daraus folgt.“

„Wir versehen uns aber, ihr Liebsten, Besseres zu Euch, und daß die Seligkeit Euch näher sey, obwohl wir also reden. Treiben Andere mit Gut und Geld Gökkendienst, so sehet Ihr zu, daß Ihr bloß Haushalter der mancherlei Gaben Gottes seyd; die Schätze sammeln auf Erden für eben so verboten achten, als Durchbringen der Güter Eures Waters mit Praffen. Die Fonds unserer Gemeinschaft sind alle von Wichtigkeit, und die wirksame Unterstützung eines Jeden ist wesentlich zum Gedeihen des großen Werkes, das unserem Volke aufgetragen ist. Aber unsere Missionsklasse erfordert für jetzt unsere besondere Aufmerksamkeit. Die Heiden sehen wir unkommen mit dem Rufe um Hülfe auf ihren Lippen; Mohrenland streckt seine Hände aus zu Gott, nicht bloß, damit wir es gegen seine Unterdrücker schützen, sondern es auch mit dem Evangelium des Friedens segnen. Überall sind die Felder weiß zur Erndte. Arbeiter sind da, welche an unseren Küsten harren, und in läst christlichem Unternehmungsgeiste danach verlangen, jenseits des Meeres das Evangelium zu predigen; aber es fehlt uns an Mitteln, sie auszusenden. Unsere segensreichen Erfolge selbst setzen uns in Verlegenheit. Unser Missions-Comité ist sehr bedrängt; und die Sache ist doch eben so unsere als ihre. Laßt uns die Frage uns vorlegen, ob wir in dieser Hinsicht unsere Pflicht gegen Gott erfüllt haben? ob unsere Gaben mit unseren Gelübden, unserem Einkommen, den Befehlen des göttlichen Worts und der Noth der Heiden im Verhältniß stehen?“

„Zu keiner früheren Zeit haben wir solche Aufsummerung gehabt, in dem Werke des Herrn immer thätiger zu werden, als jetzt. Hundert und drei junge Männer haben die Prüfung als Candidaten zu unserem Predigtamte bestanden, und nach den Empfehlungen der Bezirksversammlungen zu urtheilen, versprechen sie ein Segen für unsere Gesellschaften zu werden. Hier und sunstig jüngere Prediger, welche ihre Probezeit ehrenvoll durchgemacht, sind in die volle Gemeinschaft aufgenommen, und wir empfehlen sie angelegentlich Euern Gebeten. Die Zahl der Glieder unserer Gesellschaften durch die ganze Welt ist 428,729; sie haben im letzten Jahre um 22,551 zugenommen. Von dieser Summe sind 16,774 in Großbritannien und Irland hinzugekommen, und 5777 auf den Missionsstationen. Für diesen großen Zuwachs preisen wir unseren gnadenreichen Herrn. Im verwichenen Jahre sind sieben und zwanzig unserer Väter und Brüder in dem Herrn entschlafen. — In einer so großen Gemeinschaft wie die unsrige verändern in einem Jahre viele Glieder ihren Wohnort, und jährlich zeigen die Verzeichnisse jedes Bezirks ein starkes Deficit in aufgenommenen Mitgliedern nach, im Ver-

hältniß zu den Weggezogenen. Die Segnungen der christlichen Gemeinschaft sind unter allen Umständen unschätzbar, besonders aber in der Fremde. Wir wissen es daher nicht recht zu erklären, warum so Viele der Unsrigen, die daheim einen so großen Werth auf den Gebrauch der Gnademittel legen, bei ihrem Weggange versäumen, um die gewöhnliche „note of removal“ anzuhalten. Indem sie ihre Heimath ohne diese verlassen, stellen sie sich selbst dem Arzwohne bloß, sie berauben sich einer ehrenvollen Empfehlung an die Prediger des Orts, wo sie sich niederlassen, und jährlich beweisen es hunderte von Fällen, wie sie dadurch in Gefahr kommen, sich von Gott und seinem Hause zu entfremden. Wir bitten Euch daher, daß Ihr weder durch Geschäfte, noch Versuchungen, noch widrige Umstände in Zukunft Euch abhalten lasset, persönlich oder durch den class-leader (Leiter der Klasse) um das Certificat Eurer Mitgliedschaft anzuhalten.“

„Unsere gegenwärtige Konferenz ist in hohem Grade eine gesegnete gewesen. Der Herr war mitten unter uns, und sein heiliger Geist ist auf unsere Versammlungen ausgegossen worden. Das Wort ist mit Kraft gepredigt worden, und wir bezweifeln nicht, daß unsere geliebten Gesellschaften in New-Castle und den benachbarten Drien, deren Freigebigkeit und Herzlichkeit über alles Lob erhaben sind, der ersten unter ihnen gehaltenen Konferenz sich noch lange als einer Zeit besonderer Erquickung für sich und ihre Familien erinnern werden. Aufgefordert und ermuthigt durch diese Zugängen, wenden wir uns nun, im Namen unseres Herrn, zu dem Werke des nächsten Jahres, und sind voll inbrünstigen Verlangens, daß es ein Jahr reichen Segens vom Herrn werden möge. Einige Kirchengemeinschaften sehen Erweckungen als eine gnadenreiche Ausnahme in ihrer Geschichte an, bei uns sind sie zu unserem Bestehen wesentlich nothwendig. Wird nicht eine regelmässige Reihe göttlicher Heimsuchungen in der Bekehrung von Sündern uns gewährt, so müssen wir entweder den geistlichen Charakter unserer verfassungsmässigen Zucht ändern, oder wir verschwinden allmählig unter den Stämmen des geistlichen Israels. Aber wir hoffen auf Gott, obwohl wir also reden. Die Welt ist erlöst, Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, der heilige Geist soll über alles Fleisch ausgegossen werden; alles ist bereit, und Er, der nicht lügen kann, hat seinen Jüngern gesagt: „Wenn zwei unter euch eins werden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ Liebe Brüder, laßt uns zum Gebet uns wenden, und in der gewissen Hoffnung leben, Gott werde thun, was er verheißt hat. Sendet er den Frühregen und den Spätregen über einen Ort oder einen Bezirk, laßt uns dankbar frohlocken; aber laßt uns nicht ruhen, bis er über die Grasschaft, das Königreich, ja die ganze Welt kommt. Für alle fröhlichere Ausgießungen deines heiligen Geistes preisen wir dich, o Herr! Aber nun strecke nieder deinen alten Feind mit deiner mächtigen Hand und deinem ausgerechten Arm. Du hast deinem Sohne die Heiden zum Erbe gegeben und der Welt Ende zum Eigenthum. Nun warten wir und sehen, ob du nicht willst des Himmels Fenster aufthun, und einen Segen über uns schütten, daß wir nicht wissen, wo wir ihn aufzunehmen sollen! Amen.“

(Unterzeichnet im Namen der Konferenz: Robert Newton, Präsident. John Hannah, Sekretär.)

New-Castle upon Tyne, 15. August 1840.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 12. December.

N^o 100.

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande
von J. J. H. in L.

Fünfter Brief.

Ehe ich mit meinen Mittheilungen fortfahre, nehme ich mir die Freiheit, etwas in Erinnerung zu bringen, was schon früher bemerkt worden, nämlich daß die Verhandlungen über die Kirchenverfassung der Tummelplatz einer Reaction gegen die christliche Bewegung, gegen den sogenannten Methodismus waren. *) Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß Alle, die an jener Reaction Theil nahmen, mit vollem Bewußtsein die Sache des Christenthums angriffen. Aber wohl war bei den Häuptern der Reaction bestimmte Abneigung gegen das positive Christenthum vorhanden.

Wenn wir uns auf den Standpunkt der Reaction stellen, so gab es mehrere Wege, um zum Ziele zu gelangen, mehrere Mittel, um den vorgesteckten Zweck zu erreichen. Zuvörderst konnte, um die Wirksamkeit des Christenthums auf das Volksleben zu lähmen, an völlige Trennung von Kirche und Staat gedacht werden. Wollte man jedoch, oder konnte man dieses äußerste Mittel nicht versuchen, so mußte die Kirche in die bestimmteste Abhängigkeit vom Staate gebracht, d. h. das schon seit der Reformation bestehende Territorialsystem festgehalten und nur noch erweitert und härter begründet werden. So wie aber eine Staatskirche aufgestellt wurde, so mußte die Reaction, wie sie einmal beschaffen war, dasjenige wegschaffen, was dem sogenannten Methodismus feine, so zu sagen, rechtmäßige Stellung in der Landeskirche sicherte. Es mußte durch Abschaffung des Symbols, der Confession die Lehre fluktuirend gemacht und dadurch die Aussicht auf endlichen Sieg über den Methodismus eröffnet werden. **) Also Abweisung jeglichen Versuches, die Presbyterial-

verfassung einzuführen, auf reformirtem Boden der einzig mögliche Weg; der Kirche eine würdige, freie Stellung im Staate zu sichern, und Mobilmachung der Lehre, das war es, wohn die Reaction zunächst hinstreben mußte. Mehrere Umstände und Verhältnisse erleichterten ihr die Erreichung dieses Zieles. Da nun von der Trennung gar nicht die Rede war, so wurde von Anfang an ununterbrochen auf jenes eine Ziel losgesteuert, und so entstand das „kirchliche Gesetz“ vom 14. December 1839.

Sie erlauben mir nun, diesen allgemeinen Umriss durch einige in's Einzelne gehende Angaben auszufüllen. Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat entwickelte sich während der Verfolgung in den bedeutendsten, geistreichsten Stellvertretern der christlichen Bewegung. Sie entstand aus einer Combination von sehr richtigen Grundsätzen über Religion und religiöse Entwicklung mit neueren Französischen Begriffen vom Staate und mit den Sätzen, die man aus dem feindseligen Benehmen der Regierung abgeleitet. Indem sie so sich an geschichtliche Bedingungen anlehnte, und mit den Waffen des Geistes vertheidigt wurde, konnte sie doch, was die Freunde der Kirche betrifft, nur unter den Verfolgten oder Freunden der Verfolgten und den mit der neuen Bildung Vertrauten und für dieselbe zugänglichen Eingang finden. An sich selbst unpopulärer Natur, konnte sie sich des Volkes nicht bemächtigen. Selbst stärkere Angriffe des Staates auf die Kirche als diejenigen, die er sich bereits erlaubt hat, würden das Volk nicht zur Trennung hinneigen, sondern weit eher zu solchen Maßregeln, wie sie voriges Jahr im Kanton Zürich zur Ausführung gekommen sind. Aber auch die größere Mehrzahl der gebildeten Theilnehmer an der christlichen Bewegung sind Gegner der Trennung und entschiedene Anhänger der Nationalkirche. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß die Trennung nur innerhalb der Gränzen der christlichen Bewegung Eingang fand.

Sich anlehnend an dieselben Französischen Begriffe vom Staate, aber auf entgegengesetzte Beweggründe sich stützend, faßte sie auch bei den gebildeten Gegnern des positiven Christenthums Wurzel. Sie hätten die Trennung gewünscht, um den sogenannten Methodismus zu verdrängen, die Kirche in Sekten aufzulösen, und jene Atmosphäre, welche eine Nationalkirche über ein Volksleben ausbreitet, auf radikale Weise zu reinigen. Da nun aber die Sache so wenig populär ist, und sich ein anderer Weg darbott, um zu demselben Ziele zu gelangen, so wurde sie gar nicht auf die Bahn gebracht. Gewisse Äußerungen des Nouvelliste ließen zwar vermuthen, daß man jenen anderen Weg

*) So wurde die kirchliche Frage in eine religiöse umgewandelt. Der gegebene Anstoß dauert fort, und mehr und mehr scheint es, als ob manche politische Fragen einen religiösen Charakter annähmen; ein bedeutendes Zeichen der Zeit, dem analog, was in anderen Kantonen noch deutlicher hervortritt.

**) Um sich eine Vorstellung von dem weiten Umfange des Schlagwortes Methodismus und der Elasticität, die ihm gegeben wird, zu machen, verdient bemerkt zu werden, daß eifrige Gegner der bestimmten sogenannten christlichen Bewegung, ja sogar Vertheidiger des Gesetzes gegen die Conventikel vom 20. Mai 1824 bereits sich den Namen Methodistin mühen lassen — weil sie, und zwar aus voller Überzeugung, für die Beibehaltung der Confession sich ausgesprochen. Derselbe Umschwung der Vorstellung findet statt im Gebiet des politischen Lebens. Die bis dahin als Liberale bekannten, fangen an von den Radikalen Aristokraten genannt zu werden. Dergleichen Erscheinungen

weist die Schweiz in unseren Tagen viele auf, aus leicht erklärbaren Gründen.

einschlug, um auf einem unvermeidlich gewordenen Umwege doch am Ende bei der Trennung anzulangen. Es schien als ob man die Bande, welche die Kirche an den Staat fesselten, recht drückend zu machen sich bestrebe, in der Absicht, der Trennung dadurch Eingang zu verschaffen. „Wollt ihr die Freiheit,“ sagte der Nouvelliste, „so geht in die Wüste. So lange ihr aus den Fleischtopfen Aegyptens euch erlabet, traget ihr das Joch der Knechtschaft.“ Wie weit solche Ansichten unter den Anhängern des Nouvelliste herrschen, ist mir unmöglich, genauer zu bestimmen. Sicherlich waren sie dem Großen Rath, der das neue Gesetz über die Kirchenverfassung sanktionirte, im Ganzen fremd. Mehr mögen sie in der Form vorhanden seyn, daß durch dieses neue Gesetz und seine Folgen die eifrigsten und gefährlichsten Methodisten nach und nach bezwungen werden könnten, die Kirche zu verlassen, so wie dann das Gesetz dazu berechtigen soll, etwa bei Gelegenheit Gewalt gegen sie gebrauchen zu dürfen.

Während man also von dieser Seite zu dem strengen Territorialsystem hingetrieben wurde, fand es sich, daß sein gefährlichster Gegner, das Presbyterialsystem,^{*)} auf solche Weise vertreten wurde, daß es unmöglich über das entgegengesetzte System den Sieg davon tragen konnte. Es ist nämlich bis jetzt eben so wenig populär wie die Theorie der Trennung von Kirche und Staat, zählt wenige Anhänger, und diese, wenn auch noch so geistvollen Männer, traten doch mit solchen Ansprüchen auf, daß unter den gegebenen Verhältnissen ihre Grundsätze durchaus keiner Hoffnung auf günstigen Erfolg sich erfreuen mochten.

Hier angelangt, muß ich auf die früheren Verhältnisse zurückblicken und die Art, wie die Geistlichkeit sich über die Kirchenverfassungsfrage aussprach, näher berühren.

Wenn in den meisten Schweizerischen Kantonen die Freiheit der Kirche zur Zeit der Reformation sehr beschränkt wurde, so gab es doch nicht leicht einen Kanton, wo der Staat mehr Macht über die Kirche sich zueignete, als der ehemalige Kanton Bern, dem die Waadt bis an das Ende des Jahrhunderts einverleibt war, und dessen Kirchenverfassung hier in ihren Grundzügen bis jetzt beibehalten wurde. Seit der Reformation schränkte der Staat die Kirche immer mehr ein, wie die Geschichte anderer Kantone dieselbe Erscheinung zeigt; und die seit der Reformation hinzugekommenen Einschränkungen blieben in der Kirchenverfassung des neuen Kantons Waadt. Sie enthielt übrigens manche weise und der Bernerischen Regierung zur Ehre gereichende Geseze. Sie war nun ganz geeignet, eine bedeutende Macht über die Geister auszuüben, und sie unter ihrer Autorität zu halten. In der That befinden sich noch jetzt die Geister, sey es des Volkes, sey es der Geistlichkeit, unter dem Einflusse derselben.^{**)} Das politische Bewußtseyn wurde seit dem Ende des

vorigen Jahrhunderts mannichfach angeregt und verändert. Das kirchliche Bewußtseyn der Massen und der Geistlichkeit, und die theologische Bildung der letzteren entwickelten sich nicht gleichmäßig mit dem politischen Leben. Die erste gewaltige Anregung dazu kam durch die christliche Bewegung und ihre fortwährenden Schwingungen. Sie leiteten die Aufmerksamkeit auf die Kirchenverfassung. Es entstand unter einer Anzahl der Erweckten das Streben nach Presbyterialverfassung mit sichtbarer Hineigung zu Trennung von Kirche und Staat. So traten unter der Geistlichkeit selbst scharfe Gegensätze hervor, welche auf die Verhandlungen über die Kirchenverfassung nicht unbedeutend eingewirkt haben.

Die unter der Geistlichkeit herrschenden Ansichten übten bedeutenden Einfluß aus, weil sie von der Regierung in die auf diesen Gegenstand bezüglichen Arbeiten hineingezogen wurde. Die erste in dieser Sache niedergesezte Commission arbeitete einen Verfassungsentwurf aus, an dem ein geistliches Mitglied den wesentlichsten Antheil hatte. Obschon er nicht auf Trennung antrug, was die Competenz der Commission überschritten hätte, so bildete er doch den schärfsten Gegensatz zu dem bisherigen Zustande. Bis dahin war das Volk von der Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten gänzlich ausgeschlossen worden. Auch der Schatten von Theilnahme, welchen die älteren, übrigens sehr verachteten consistoires ecclesiastiques, Kirchenbänne, dem Volke zukommen ließen, war seit dem Anfang des Jahrhunderts verschwunden. Nun sollte plötzlich das Volk auf solche Weise in die kirchliche Thätigkeit hineingezogen werden, daß ihm in den kirchlichen Behörden, den Kapitels- und Synodalsammlungen die überwiegende Mehrheit über die Geistlichen zugesichert wurde. Der Sprung, den man dem Volksleben zumuthete, war um so auffallender als die Mehrzahl der Geistlichen demselben abgeneigt war und man allgemein glaubte, der Verfasser jenes Entwurfes, als entschiedener Anhänger der Trennung von Kirche und Staat bekannt, beabsichtige eine Annäherung an dieselbe. Allerdings sah die Sache danach aus. Die Anhänger der Trennung sahen in jenem Entwurf, den sie, ungeachtet der kühnen Neuerungen, die er vorschlug, ein système de concessions nannten, die Anbahnung und den Übergang zu der erwünschten Emancipation der Kirche, auf die sie so große Hoffnungen für das Heil derselben gründeten. Daher die Mehrzahl der Geistlichen, demselben verwerfend, um so eifriger für eine dem status quo sich annähernde Kirchenverfassung sich aussprach. Die beiden Richtungen traten einander scharf gegenüber in den Verhandlungen der sogenannten Synodal-Commission (1838), bestehend aus Ausschüssen der gesammten Geistlichkeit, gewählt von derselben auf Einladung der Regierung, welche das Urtheil der

^{*)} Territorialsystem und Presbyterialsystem sind hier nicht als reine Gegensätze einander gegenübergestellt. Jenes betrifft das Verhältniß von Kirche und Staat, und besteht in gewissem Grade mit dem Presbyterialsystem, welches zunächst nur auf die innere Organisation der Kirche sich erstreckt. Indessen ist offenbar, daß die beiderseitigen Formen, strenge und folgerichtig ausgebildet, sich zum Theil ausschließen.

^{**)} Dieses zeigte sich mir sehr deutlich in der Art, wie grade von

den eifrigsten Freunden der Kirche jeder Antheil der Gemeinde an den Pfarrwahlen abgelehnt wurde. Um consequent zu seyn, sagte ein Reformer, müßte man auch den Weibern und Kindern einen Antheil gönnen, weil sie ja auch zur Gemeinde gehörten. Der altreformirte Grundsatz, die Gemeinde auf irgend welche Weise an der Pfarrwahl Theil nehmen zu lassen, fand im Großen Rathe nur bei den radikalen Ein- gang, welche ihn aber bald aufgaben.

Geistlichen über die so wichtige Sache vernehmen wollte. *) Das Presbyterialsystem ward von den geistvollsten, gebildetsten, beredtesten Männern vertheidigt; aber es scheiterte an der unseres Gracchens zu großen Forderung, die sie machten, und an der Furcht und Besorgniß, daß es zur Trennung hinführen könnte. Vergebens protestirten die Vertheidiger des Systems gegen diesen Schluß, erklärten unumwunden, daß die Trennung ganz und gar nicht in ihren Absichten liege. Alles, was sie sagten, wurde doch darauf angesehen. Die Trennung wirkte wie ein Schreckmittel, um zum Territorialsystem hinzutreiben, und die Gemüther damit zu befeuern.

Der neue Verfassungsentwurf, welchen die Regierung dem Großen Rathe vorlegte, sprach dasselbe aus. Der Große Rath, nicht im mindesten mit presbyterianischen Ideen befreundet, nahm dasselbe mit einigen Änderungen an, worunter die wesentlichste die Abschaffung der Helvetischen Confession ist.

So ist man nach langer, fünfjähriger Arbeit bei dem status quo und zwar noch bei einem minus des status quo angelangt. Die Verhandlungen, zwischen schroffen Gegensätzen hin und her schwankend, und die wahre versöhnende Mitte verfehlend, endigten in der entschiedenen Hinneigung zu der Richtung, die, obwohl in etwelchem Widerspruch mit der politischen Verfassung stehend, doch mit der Ausbildung des kirchlichen Bewußtseyns im Volke ziemlich gleichen Schritt hält. Die vorgeschlagene presbyterianische Verfassung wäre hingegen weit darüber hinausgegangen, und hätte insofern keine gute Wirkung haben können. **)

*) Ein wesentlicher Mangel dieser Synodal-Commission war, unseres Gracchens, die gänzliche Ausschließung der Laien von derselben. So war die Kirche höchst unvollständig repräsentirt, die Vorschläge mußten einen einseitigen Charakter haben, und konnten unmöglich durch die nöthige Ausgleichung mit den Wünschen und Ideen der Laien, den kirchlichen Charakter erhalten, der allein ihnen Autorität und Geltung zu verschaffen geeignet war. Man wendet ein, daß der Große Rath, der definitiv über die Kirchenverfassung entschied, die Laien hinlänglich vertrat. Die Einwendung ist nicht ohne allen Grund. Doch leuchtet ein, daß die Laien in der Synodal-Commission einen kirchlichen Charakter gehabt hätten, der ihnen im Großen Rathe abging, und daß sie durch Verklärung mit der Geistlichkeit einen wohlthätigen Anstoß hätten erhalten können.

**) Der erste, presbyterianische Entwurf einer neuen Kirchenverfassung fand, soweit er dem Volke bekannt wurde, hauptsächlich deswegen keinen Eingang, weil das Volk nach einigen Artikeln des Entwurfes eine Wiedereinführung der verhassten und verachteten Consistoires befürchtete. Diesen Haß und diese Verachtung möchten wir gar nicht eigentlich rechtfertigen. Doch muß bemerkt werden, daß die Consistoires zu ihrem Sinken beitrugen, indem sie sich in Matrimonialsachen mischten, und von vorne herein doch einen politisch-kirchlichen Charakter erhielten. Man weiß ja, wie sehr dies der Fall war bei dem Sittengericht, welches die Regierung von Bern nach Einführung der Reformation in ihrer Hauptstadt einsetzte. An Einführung einer Kirchenzucht, auch von der mildesten, schonendsten Art, ist noch lange nicht zu denken. Ein Vorschlag, wie der von Herrn Dr. Nigisch in der Rheinischen Provinzial-Synode, würde nicht die mindeste Zustimmung finden.

Es bleibt nun in dieser Sache nur noch ein Punkt zu besprechen übrig, die Abschaffung der Confession. Er soll der Gegenstand meines nächsten Briefes seyn.

Genehmigen Sie u. s. w.

Zerstreute Gedanken eines Pommerschen Landstandes, besonders durch die Huldigungsfeier zu Berlin am 15. Oktober d. J. angeregt.

(Schluß.)

Laßt uns jedoch keine falsche Heilige aus uns machen.

Ist denn gar kein Grund zu Befürchtungen vorhanden, weil in diesen herrlichen Tagen unser Land überschwenglich erfüllt war mit Liebe und Ehrfurcht gegen den von Gott uns gesetzten König? — Gott sey hochgerühmt, daß es so ist! Können wir uns aber hinstellen, und auf unsere allerdings armen, jammervollen Nachbarn jenseits des Rheins und der Pyrenäen hinblickend, auf gut pharisäisch ausrufen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese, besonders wie dieser Darmes! Haben wir gar keine Revolutionäre unter uns? —

Wer ist ein Revolutionär? Antwort: Wer sich gegen die heiligen Gebote Gottes auflehnt! — Wer insonderheit ist der Empörer in der christlichen Monarchie? Antwort: Der Schänder des vierten Gebots! — Wer greift aber dies Gebot an der Wurzel an? Der Zerstörer der Familie, der Ehe, der Frevler am sechsten Gebot! —

Nachdem wir die im Finstern schleichende, am Fundament der Staaten fressende Sünde hervorziehend bezeichnet haben, mag der Verkläger abtreten und das Wort Gottes selbst das Urtheil fällen.

Der heilige Jakobus spricht 4, 1 f.: „Woher kommt Streit und Krieg unter euch? Kommt's nicht daher, aus euren Wollüsten, die da streiten in euren Gliedern? Ihr seyd begierig, und erlangt's damit nicht; ihr haßt und neidet, und gewinnt damit nichts; ihr streitet und krieget: ihr habt nicht, darum, daß ihr nicht bittet; ihr bittet und krieget nicht, darum, daß ihr übel bittet, nämlich dahin, daß ihr's mit euren Wollüsten verzehret. Ihr Ehebrecher und Ehebrecherinnen, wißt ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist?“ — Ja, wißt ihr nicht, daß ihr als Feinde Gottes und seiner Gesetze, bei aller Weltfreundschaft, bei allen erhabelten patriotischen Empfindungen, doch Revolutionäre in Staat und Kirche seyd? Ihr Familienfeinde, ihr Ehezersörer denkt doch darüber nach! Ihr provocirt und producirt eine Klasse von Menschen, die den süßen Vaternamen nie oder nur mit Verwünschen und Entsetzen aussprechen kann, die darum auch keine Heimath, kein Vaterland hat!

Ein Blick auf das Volk des Alten Bundes und seine Propheten zeigt deutlich den inneren Zusammenhang des Ehebruchs mit dem Abfall von seinem himmlischen Herrn und König, und wiederum wie nach Außen hin aller politischer Verfall und die endliche Auflösung des Reichs dadurch bedingt wurde. — Gott weiß es, daß wir, an die eigene Brust schlagend, nicht gewilligt

sind, gegen Gefallene Steine aufzuheben. Aber Krieg allen schamlosen Lasterpredigern und Fleischpropheten, sie mögen nun an den Höfen Europas, oder in den Brandtweinschenken herumziehen, oder in Leihbibliotheken und Lesecirkeln ihr Wesen treiben und ihre verklärte oder rohe Besialität zu Markte bringen! Ihr habt die Gefahr sehr fern von euch, und blickt verächtlich auf die sinnlosen und verabscheuungswürdigen Ausbrüche des Verbrennens in den der vollendeten Revolution verfallenen Ländern. Aber ihr bergt in eurem Inneren dieselben finsternen Schachte, aus welchen in fernen Landen das Blei zu den königsmörderischen Kugeln herausgeholt wird! Ja wisst, wenn ihr Treue beweiset der rechtmäßigen Obrigkeit aus Furcht und des Gewissens halber, so ist es am Ende doch nur die von euch verachtete christliche Kirche, mit all ihrem Verfall, mit ihren kurz- und langweiligen Predigten, die durch ihre im Staate gegründeten Zucht- und Heilanstalten stark genug ist, die Waffen des Verbrennens, die feurigen Pfeile des Bösewichts abzurufen, an welchen ihr unbewußt schmiedet, indem ihr den Grundstein alles Hausstandes wie aller Landesverfassung und Landeswohlfaht, indem ihr die Ehe vergiftet und vernichtet.

Diese Kirche seufzt ja täglich: „Vater vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun!“ — Vater, vergib uns, die wir deine heiligen Gebote kennen, und doch nicht recht kennen und dabei so träge und gleichgültig sind!

Schließlich fassen wir alles Betrachtete zusammen, indem wir mit Zinzendorf sprechen:

Nun heiß ich gar ein Christ! Verdoppeltes Gesetz!
Die Christen dürfen nicht verbrennen ohne Leuchten;
Ein Glaube, der nichts thut, ist ein verdammtes Geschwätz,
Und muß Vernünftigen sehr unvernünftig deuchten!

von Thadden auf Tieglass,
den 12. Novbr. 1840.

M a c h r i c h t e n .

(Abgenöthigte Selbstverteidigung gegen Herrn Dr. Sartorius.)

In einer „Beleuchtung eines Aufsatzes der Allg. Kirchenzeitung“ (Ev. R. B. Nr. 82. d. J.) klagt mich Herr Dr. Sartorius böser Gefinnung gegen den seligen König von Preußen an. Er schreibt: „Wie weit diese Verdächtigung (der wohlthätigen Absichten des Königs) gegangen ist, welche das theure Haupt des seligen Königs, wenn auch nicht vielleicht zum Urheber, so doch zum Werkzeuge einer hierarchischen oder auch politischen Kabale — die Lutherische Kirche zu zerstören, oder eines Plans, Luther's Werk herabzuwürdigen sich nicht schäme, bezeugt nur zu deutlich gleich die Vorrede der „„Ältenmäßigen Geschichte der Union, Leipzig 1834,““ so wie auch gleich der Anfang der von meinem Gegner angezogenen Schrift: „„Luther's Agende und die neue Preussische, Leipzig 1836.““

Hierauf habe ich, der Wahrheit der Thatsache nach, Folgendes zu berichten: I. Hätte Herrn Dr. Sartorius sein schwankenbes: „wenn auch nicht vielleicht“ schon zeigen sollen, wie es mit seinem Gewissen beim Lesen meiner Bücher ausfähe.

II. Sind entschieden klare Stellen meiner Schriften gegen seine Verläumdung; oder ist es etwas Besseres? — die Thatsache richte.

1. In der angezogenen Vorrede meiner Un. Gesch. steht von „Plan der Theologen Deutschlands,“ „der reformirten Theologen,“ nicht Eine Sylbe von Plan des Königs von Preußen.“)

2. In meiner Schrift: „Luther's Agende“ ist eben so nur vom „Plan der Theologen“ die Rede.

3. Überdies steht aber in meiner Un. Gesch. Th. 1. S. 126. ausdrücklich von dem guten Willen des Königs: „der König, der unlängbar durch sie die Union und auch den Glauben (dies verbindet seine Ansicht) fördern wollte, mußte in dieser Überzeugung erhalten werden; der Unterschied der Confessionen ward ihm daher als ein alter theologischer Streit gleichgültig gemacht, aber die eigentliche Absicht, das Osterlamm des lebendigen Gottes zu zerstören, mußte man ihm doch auf's Sorgfältigste verbergen. Und obwohl nun ein **hamloser Fürst** u. s. f. — —“

S. 211.: „Ich suchte die Gelegenheit (der Anwesenheit des Königs in Breslau im Juni 1830) zu nützen, und im Vertrauen zu dem Herzen meines Königs u. s. f.“

Anderer ähnlicher Äußerungen in der Un. Gesch. zu geschweigen.

4. In den Mittheilungen 3. neuest. Gesch. d. Luth. R. 1. Heft, Alt. 1835, ist in der Einleitung, bei Gelegenheit der ersten Schrift vom sel. Dischhausen, dieser ganze Anlagepunkt von mir bereits ausführlich berücksichtigt. Man vgl. dort die ganze Stelle S. 11—14.; insbesondere folgende Äußerungen: „Scheibel weiß das doch sicher, daß Friedrich Wilhelm III., der hochverehrte Monarch, Jesum Christum zur rechten Hand Gottes mehr fürchtet, als fast alle Theologen in seinen Staaten. Der Herr wolle also mein und aller meiner Glaubensgenossen tägliches Gebet für den von Gott verordneten König erlösen, und dessen Theologen die Treue geben, dem demüthigen Glauben ihres Königs nachzueifern.“ — — — Weiter hin heißt es: „Ich antworte, nach dem Glauben des verehrten Monarchen an die heilige Schrift, mit diesem Buche junächst allein.“

Offenkundig werden diese Stellen aus hogenlang ähnlichen genügen.

Was aber die Beschuldigung gegen Theologen betrifft, so mögen darüber die Masse Thatsachen entscheiden, welche die Un. Gesch. so wie die Schrift: Luther's Agende und die neue Preussische, sorgfältig mitgetheilt hat. Der von Herrn Dr. Sartorius angeführte Aufsatz in der Ev. R. B. von 1836 widerlegt diese Thatsachen nicht, wie eine schon 1836 ausgearbeitete Kritik dieses Aufsatzes besagt, die aber, wegen meiner schon bekannt gemachten (s. m. Schrift üb. m. Polemik, Nürnberg. 1837) litterarischen Schicksale in den letzteren Jahren bisher noch nicht gedruckt werden konnte.

Enlich über den abermals vom Herrn Verf. gebrauchten Sektensamen: „Scheibelsche Lutheraner“ und also die Beschuldigungen von Sektensittlichkeit s. nebst allen meinen bisher erschienenen Schriften insbesondere noch die angeführte: „Über meine Polemik.“

Man richte ein recht Gericht. Die Liebe — und diese ist ja die Lösung der Union — freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit. Nürnberg, den 21. November 1840.

Dr. J. G. Scheibel.

*) Aber Dr. Sartorius hat ja auch weiter nichts behauptet, als daß man das „theure Haupt des Königs zum Werkzeug eines (von Anderen, den Theologen geschmiedeten) Planes, Luther's Werk zu zerstören“ gemacht habe, und die Richtigkeit dieser Behauptung ist das von Herrn Dr. Scheibel beigebrachte nur zu bezeugen geeignet. Man vgl. namentlich das unter Nr. 3. beigebrachte, wo sich für die Behauptung des Herrn Dr. Sartorius der buchstäbliche Beleg findet.

Anmerk. der Red.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 16. December.

N^o 101.

Über die Zunahme der Verbrechen.

Vor einiger Zeit wurden auf Allerhöchsten Befehl aus den Provinzen Berichte über die Ursachen der Zunahme der Verbrechen erstattet. Wir sind ermächtigt worden, den nachstehenden wesentlichen Inhalt eines dieser Berichte mitzutheilen, welcher sich in allen seinen Theilen auf die zu diesem Behufe eingeforderten Specialberichte der einzelnen Gerichte, Landräthe, Stadtmagistrate, und mehrerer mit dem Lande durch vielfährige Angeseßenseit praktisch vertrauter angesehener Männer des betreffenden Departements gründet. Daß die Frage nach den Ursachen der Zunahme der Verbrechen gründlich nur aus den Zuständen der Kirche beantwortet werden kann, ist von vorn herein klar, und wird, wie der Bericht ergibt, durch die Resultate dieser Erfahrungen bestätigt. Darum gehört dieser Gegenstand recht eigentlich in das Gebiet dieser Blätter. Wir haben aber geglaubt, auch diejenigen Theile des Berichts, welche zunächst das weltliche Regiment angehen, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, da sie mit jenem tiefsten Grunde des Gegenstandes in wesentlichem, meist auch klar erkennbarem Zusammenhange stehen und ohne Zerreißung des Berichts nicht davon getrennt werden konnten. Ubrigens ergibt schon der Zweck des Berichts, daß die darin berührten, in das weltliche Regiment einschlagenden Fragen so wenig als die, welche Kirche und Schule betreffen, umfassend und erschöpfend haben behandelt werden können, indem sie nur von der Seite, wo sie mit der Zunahme der Verbrechen in Verbindung stehen, beleuchtet worden sind. Dieselben Zustände, welche einerseits als Ursachen dieser Zunahme erscheinen, schließen zum Theil nothwendige Entwicklungsmomente der Zeit in sich. In wie fern ihnen diese Nothwendigkeit zukommt, und wie sie vor der Verunreinigung durch die Sünde, die sie als Ursachen der Verbrechen charakterisirt, zu bewahren gewesen wären, oder noch davon zu befreien sind, das hat der Bericht nach seiner Bestimmung meist nur andeuten, nicht ausführen können.

Bei Einforderung des Berichts war die Zunahme der Verbrechen selbst als feststehend angenommen und gewisse mögliche Ursachen derselben besonderer Prüfung ausdrücklich anheingegen worden. Darauf bezieht sich der Eingang des Berichts, den wir als die allgemeinen Gesichtspunkte feststellend, ebenfalls mittheilen.

Über die Frage, ob überhaupt in den letzten Jahren eine Zunahme der Verbrechen stattgefunden, dürften die amtlichen Tabellen kein sicheres Resultat gewähren. Denn sie weisen, ihre

Genauigkeit vorausgesetzt, doch nur nach, wie viele Verbrechen untersucht, nicht wie viele begangen worden sind. Die Zahl der gerichtlichen Untersuchungen aber hängt nicht bloß von der Zahl der begangenen Verbrechen, sondern außerdem noch von vielen anderen Umständen, besonders von den so oft wechselnden Einrichtungen der Justiz- und Polizeibehörden, von der Thätigkeit und sonstigen Persönlichkeit derselben und von den schwankenden Gränzen zwischen Justiz und Polizei ab, indem hienach von derselben Anzahl begangener Verbrechen hier und zu dieser Zeit mehr, dort und zu jener Zeit weniger zur gerichtlichen Cognition gelangen. Auch ist ein specieller Nachweis der Motive der einzelnen in der letzteren Zeit begangenen Verbrechen, oder auch nur einer hinreichenden Anzahl derselben, um die Urtheile über die Ursachen der Verbrechen mit specieller Anwendung auf einzelne Ortschaften mit beweisenden Beispielen zu belegen, unmöglich. Die Akten der Justiz- und Polizeibehörden enthalten die dazu erforderlichen Materialien nicht, indem nur bei den sehr seltenen und daher hier wenig in Betracht kommenden Kapitalverbrechen das frühere Leben der Verbrecher mit einer hiezu genügenden Gründlichkeit erforscht wird. Es ist also als Grundlage dieses Berichts das jedenfalls inhalts- und lehrreiche Resultat anzusehen, welches die Zusammenstellung der auf praktische Erfahrung und Beobachtung gegründeten Urtheile so vieler des Landes kundiger Männer gewährt, die mit den Verbrechern und den Ständen, denen dieselben gewöhnlich angehören, täglich in Berührung kommen.

Nach diesem Resultate nun sind folgende Höheren Orts ange deutete Ursachen der Zunahme der Verbrechen im hiesigen Departement, wenigstens in einem irgend erheblichen Grade, nicht vorhanden:

Schleichhandel,

indem das Departement keine Zollgränze hat,
eingegangene Fabriken,
Verfall des Handels,
Mangel gewerblichen Verkehrs,
eingegangene Armenfonds.

Fabrikation, Handel und gewerblicher Verkehr nimmt nicht ab, sondern zu, eben so werden die Armenunterstützungen im Ganzen nicht beschränkt, sondern immer weiter ausgedehnt; es scheinen aber eben diese Umstände, in Verbindung mit anderen Ursachen, auf Vermehrung der Verbrechen hinzuwirken.

Armuth, — nämlich eine solche, welche für ganze Ortschaften, Gegenden oder Klassen von Menschen aus dem Zustande des Landes hervorgeht —, Nahrungslosigkeit und Uebersättigung wird als Ursache der Vermehrung der Verbrechen in

sehr vielen Specialberichten bestimmt in Abrede gestellt, und behauptet, daß wer arbeitsfähig und arbeitslustig sey, sich sein Brodt erwerben könne. Die Erfahrung lehrt auch, daß das Departement im Allgemeinen an diesen Übeln nicht leidet, obgleich allerdings einzelne Städte durch den Verfall des, theils auf das Land gezogenen, theils durch Fabrikanlagen ersetzt und verdrängten Gewerbes in Vergleich mit ihrem früheren Zustande in einem gewissen Grade nahrlos geworden sind, auch, wie sich von selbst versteht, in vielen einzelnen Fällen selbstverschuldete, oder auch durch besonderes Unglück einzelner Personen, Familien und Ortschaften herbeigeführte Armuth und Nahrungslosigkeit zu Verbrechen verleitet. Im Ganzen erscheint nach den Berichten der materielle Wohlstand und die Erwerbsfähigkeit des Departements in einem sehr günstigen Lichte.

Wenn nun dessen ungeachtet ein Uebermaß von Verbrechen und ein weit verbreiteter und fortschreitender Verfall der guten Sitten vorhanden ist, so fordert dies um so mehr zu der ernstlichsten Erforschung der Ursachen dieses traurigen Zustandes auf.

Daß aber die Zucht und gute Sitte in den niederen Ständen, auf welche es hier hauptsächlich ankommt, in dem traurigsten Verfall sich befindet, daß Zügellosigkeit und Verschwendung, Leichtsinn, Lüderlichkeit und Unredlichkeit aller Art unter denselben sich mehr und mehr verbreitet, davon gewährt die fast durchgängige Übereinstimmung der Specialberichte verbunden mit dem, was die tägliche Erfahrung, — insbesondere die Rechtspflege —, an die Hand gibt —, eine nur zu überzeugende Gewisheit. Ob dieser Verfall der Sitten grade schon eine numerische Vermehrung der obrigkeitliche Bestrafung nach sich ziehenden Verbrechen zur Folge gehabt hat, dürfte hiebei von minderer Wichtigkeit seyn, da eine solche Vermehrung aus dem Verfall der Sitten, wenn diesem nicht Schranken gesetzt werden, doch endlich nothwendig hervorgehen muß.

Unter den Ursachen nun dieses sittlichen Verderbens, und somit auch der Vermehrung der Verbrechen, ist die tiefste und allgemeinste

der Unglaube.

Das ewige Gesetz Gottes ist die Seele aller menschlichen Gesetze und Ordnungen, aller Zucht und guten Sitte, und der Glaube an die Heiligkeit, Gerechtigkeit und Gnade Gottes, die oberste Quelle aller wahren Rechtsschaffenheit. Der Glaube aber — die Erkenntniß, Furcht und Liebe Gottes — beruht auf Seiner im Christenthume der Welt zu Theil gewordenen Offenbarung. Nun ist es bekannt, wie der Glaube an die Grundlehren, ja an die Wirklichkeit und Möglichkeit der göttlichen Offenbarung, seit der Regierung Sr. Majestät des Königs Friedrich's II. durch die damals von oben her begünstigte Freigeisterei geschwunden, und diese endlich in der Gestalt weit verbreiteter und mannichfach gestalteter Zweifel nicht allein an den besonderen geheimnißvollen Glaubenslehren des Christenthums, sondern auch an

den allgemeinen durch das Gewissen schon beglaubigten Wahrheiten herrschender Zeitgeist geworden ist. Man zweifelt, ob ein Gott ist, ob Er heilig und gerecht ist, ob Er ein Gesetz gegeben hat, ob Er die Sünde straft, ob die Sünde Sünde, mithin auch, ob die Obrigkeit von Gott, ob das Recht Recht, ob die Ehe und das Eigenthum heilig, ob die Lüste des Fleisches wider Gott sind. In der neuesten Zeit ist hie und da, besonders in den höheren Ständen und auf den Gebieten wahrer Bildung und Wissenschaft eine Umkehr von den Abgründen dieses geist- und trostlosen Unglaubens eingetreten; im Ganzen aber, und besonders in der großen Masse der niederen Stände, nehmen dessen von oben nach unten dringenden Einflüsse mehr und mehr überhand. Dieselbe Freigeisterei, welche im westlichen Europa die Throne umgestürzt und erschüttert, zerstört bei uns die häusliche und öffentliche Ordnung, Zucht und Sitte, entseßelt alle sündliche Triebe der menschlichen Natur und sät eine reiche Saat künftiger Verbrechen aus. Besonders schädlich wirkt der Unglaube ein, wenn er den Lehrstand, wie so oft der Fall ist, und die denselben beaufsichtigenden Behörden ergriffen hat, und die Predigt des göttlichen Wortes, als die Quelle aller Wahrheit und Sittlichkeit, und, was damit wesentlich zusammenhängt, die Seelsorge hemmt oder lähmt. Auch die oft dreist zur Schau getragene Freigeisterei des obrigkeitlichen Standes übt einen mächtigen und verderblichen Einfluß aus. Die so zahlreichen und oft tonangebenden Beamten werden durch keine Standessitte, wie der Bauer- und Bürgerstand und selbst einigermaßen der Vandadel, an die Kirche geknüpft, und häufig durch Anstellung an ihnen ganz fremden Orten den heilsamen Einflüssen entzogen, welche Erziehung, Familienverhältnisse und Gewohnheit in dieser Hinsicht auf sie ausüben könnten. Sie geben daher oft das schlimmste Beispiel, indem sie mit der Kirche in keiner anderen Verbindung stehen, als die durch Laufen, Trauungen und Begräbnissen nothwendig wird. Es geht dies so weit, daß sie nicht selten auf den Beifall ihrer Vorgesetzten rechnen, wenn sie versichern, daß sie keinen Unterschied zwischen Sonn- und Fest- und anderen Tagen machen, und jene sowohl als diese zu ihren Berufsgeschäften verwenden.

In dem Berichte einer Kreisbehörde werden die Nachtheile der vor einigen Jahren gegen die Privat-Erbauungsversammlungen getroffenen Maßregeln hervorgehoben, die an vielen Orten deren Unterdrückung zur Folge gehabt und dadurch einem Mittel der Erbauung ein Ende gemacht haben, welches in den Kirchen in ihrem jetzigen Zustande oft vergeblich gesucht wird.

Als eine besondere Folge des Unglaubens und Ursache der Vermehrung der Verbrechen werden in einem sehr verständigen Specialberichte die herrschenden Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe erwähnt, die, unter Theologen und Juristen wie im Publika im Allgemeinen weit verbreitet, nothwendig aus dem Abfalle von dem geoffenbarten Worte Gottes und aus der frivolten Auffassung des Begriffs der Sünde und des Rechts hervorgehen. Der in diesem Berichte dargestellte schädliche Einfluß solcher Zweifel auf die Untersuchung und Bestrafung der Kapi-

talverbrechen ist hiebei vielleicht noch nicht das größte Übel. Die Heiligkeit des Rechts überhaupt und das Ansehen der Justiz müssen auf das Empfindlichste leiden, wenn die tiefkönnige christliche Lehre von der Obrigkeit, dem Rechte, und der Strafe durch die feichten und materialistischen Meinungen verdrängt wird, die jenen Zweifeln zum Grunde liegen.

Auch nur äußerlich betrachtet hat die Kirche mit den geistlichen Bedürfnissen der zunehmenden Bevölkerung nicht Schritt gehalten.

Es ist bekannt, wie ungenügend die Kirchen und Pfarren der großen Städte, wo 10,000, — 20,000 Seelen und mehr zu einer Kirche und Pfarre gehören, sind; eben so wenig ist die Kirche im Stande, auf die immer zahlreicher werdenden Besizer abgebauter Höfe und entlegener Parcelen gehörig einzuwirken.

Im hiesigen Departement bieten besonders die von der Natur so begünstigten und stark bevölkerten Brucher ein schreckliches Bild religiöser und sittlicher Verwilderung dar, die in mehreren, zum Theil auf die mangelhaften kirchlichen Einrichtungen ausdrücklich eingehenden Berichten mit grellen, aber durch die Erfahrung nur zu sehr bestätigten Farben geschildert wird, und deren sonstige Ursachen unten noch berührt werden sollen. Grade hier wäre die umfassendste Fürsorge der Kirche erforderlich, aber grade hier fehlt es an Kirchen und Pfarren, da man zur Zeit der Kolonisirung dieser Gegenden an alles Andere eher, als an die geistlichen Bedürfnisse des Menschen zu denken gewohnt war.

Einen Ersatz für den geschwundenen Einfluß der Kirche sucht man in

den Schulen,

auf welche wohl nie so viel Sorgfalt als jetzt von den Provinzial- und Staatsbehörden gewendet worden ist, wie die Einrichtung und Zunahme der Schullehrer-Seminarien, die Schulvisitationen und die strenge Handhabung des Schulzwanges an den Tag legt, so daß das Preussische Schulwesen auch in ganz Europa berühmt geworden ist. Desto betrübender ist es, daß grade nach den Berichten, die am gründlichsten auf diesen Gegenstand eingehen, diese angeblichen Verbesserungen des Schulwesens im Ganzen keinen erziehenden und oft sogar einen ganz entgegengesetzten Einfluß auf die niederen Stände äußern.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Herr Dr. Paulus in Heidelberg hat es für angemessen erachtet, das Wächteramt, zu welchem er sich bestellt wähnt, auch auf die Protestantisch-Evangelische Kirche in der Baierschen Pfalz und zwar wiederholt *) auszudehnen. Er hat sich

*) In welcher Weise und mit welchem Erfolge dies früher von ihm geschehen, zeigen die Nummern 24 — 26. der *Ev. R. Z.* von 1838 mit der Überschrift: Der Entwurf einer Agende für die Protestantische Kirche in der Pfalz von Dr. Paulus in Heidelberg.

zu dem Ende aufgemacht und aus Fremdem und Eigenem eine Schrift zusammengelesen und sie in seiner Art ausgefärbet. „Die Protestantisch-Evangelische unirte Kirche in der Baierschen Pfalz. Eine Sammlung von Aktenstücken mit staatsrechtlichen, dogmatischen und kirchenrechtlichen Beleuchtungen des Herausgebers zur neuesten Geschichte des Betragens mystischer Symbolisten gegen den protestantischen Evangelismus von Dr. Heinrich Eberh. Gottlob Paulus;“ das ist der Titel, unter welchem jenes Produkt der Welt empfohlen werden sollte. Im Jahre 1840 ist es erschienen, und die akademische Verlagsbuchhandlung von C. F. Winter in Heidelberg hat diese Erscheinung vermittelt und möglich gemacht.

Als das Sammelwerk an's Licht getreten und auch mir zur Kenntniß gekommen war, hat mich, was Herr Paulus in ihm geleistet, mit tiefer Betrübniß erfüllt. Nicht darum, weil er vor Allem mich zum Ziele seiner, die unwürdigsten Mittel oft nicht verschmähenden Erbitterung gemacht hat. Die gemeine Polemik, welche er gegen mich gerichtet, konnte mich nicht berühren. Es gibt Angriffe so plumper Art; daß sie nur den verwunden können, von dem sie ausgegangen sind. Auch nicht darum, weil ich vermutete, sein Buch werde auf Viele zum Nachtheile der guten Sache des Evangeliums einwirken. Ich habe einen günstigeren Begriff von der Urtheilskraft der Menschen. Das aber war die Ursache meiner Betrübniß. Ein besonnener, Klarsehender und unparteiischer Recensent des „motivirten Botums,“ welches der Herr Geh. Kirchenrath Paulus im vorigen Jahre über die kirchlichen Bewegungen im Herzogthum Sachsen-Altenburg abzugeben nicht unterlassen konnte, hatte sich in dem diesjährigen Aprilhefte des allgemeinen Repertoriums für die theologische Litteratur u. von Professor Dr. Rheinwald S. 48 f. also geäußert: „Diese Schrift ist ein sprechendes Zeugniß der menschlichen Hinfälligkeit. In der Sprache kein Fluß, sondern Erstarrung; in den Ausdrücken das Pikante in's Absurde verkehrt; in den Gedanken Schwäche und Haltlosigkeit; in den Beweisen ein vages, lückenhaftes und zusammenhangloses Raisonement. Es ist unmöglich, das, was der Verf. in der Einleitung, die als Anrede an das Herzogl. Geh. Ministerium gerichtet ist, theils über Dogmenglauben, theils über seinen Friedensantrag sagt, auf irgend eine Weise so zusammenzubringen, daß es einen erträglichen Sinn gäbe. Sein Vorschlag ist die Curiosität eines Greises, der mit zitternder Hand sich abmüht, Cirkel zu beschreiben, welche in ihrem Schlusse immer weiter von ihrem Anfange sich entfernen, u. s. w.“ Das ist das Urtheil über das „Botum“ des Herrn Dr. Paulus. Und wie sehr steht dieses über der Schrift, in welcher er die Pfälzisch-Protestantische Kirche und ihre Zustände seiner Censur glaubte unterstellen zu sollen, über dieser Schrift, in welcher sich zu den Gebrechen der Einsicht eine ungezähmte Leidenschaft gesellt hat! Welch' rascher Fortschritt abwärts! Das betrübt; auch an dem Gegner.

Vielen also konnte das Erzeugniß des Herrn Paulus nicht verderblich werden. Für Einzelne aber war zu fürchten.

Ob diesen durch ruhige Beleuchtung dessen, was die Unwahrheit und die bis zur groben Injurie gesteigerte Ungerechtigkeit in jener Schrift zusammengehäuft, und durch christlich-wissenschaftliche Entwicklung des Gegenstandes zu helfen wäre, wollte ich versuchen. So entstand von meiner Seite eine Gegenschrift; nicht um meinethwillen, sondern wegen der Angekündigten. Sie lag zum Drucke bereit und sollte eben der Presse übergeben werden. Da erhob sich von allen Seiten ein ernstes Gericht gegen das Paulussche Produkt. Es war, obwohl mit großer Zudringlichkeit verbreitet, dennoch ohne allen dauernden Erfolg geblieben. Dem Vernehmen nach waren sogar Solche nicht mit demselben zufrieden, deren Wunsch und That zu seiner Entsehung mitgewirkt zu haben scheint. Auf solch deplorable Weise — es sey dies zu ihrer Ehre gesagt — wollte kaum Jemand vertreten seyn. Die Stimmen: Solch ohnmächtiges Parteierzeugniß sey keiner besonderen Entgegnungsschrift werth, ließen sich von mehr als einem Orte vernehmen; sie gehörten meistens Männern an, ausgezeichnet durch Wissenschaft, Glauben, auch Stellung im Leben. Das war das Schicksal des Paulusschen Buches. Es war dem natürlichen Tod verfallen, beinahe ehe es der bürgerliche ereilte. *) Ich wollte aber kein Todtengericht halten. Darum blieb meine Gegenschrift ungedruckt. Sie mag, will's der Herr, später in einer anderen Gestalt erscheinen.

Ich würde unter diesen Umständen auch gegenwärtiges Wort nicht geredet haben, wenn ich nicht dem Wunsche mancher mir werthen Freunde hätte begegnen wollen. Diese haben gemeint, es sey angemessen, wenn ich, der in dem Paulusschen Libell am meisten Angefeindete und Geschmähte, wenigstens in der Kürze vor dem größeren Publikum ausspräche, wie mir solch Treiben erschienen und welchen Eindruck es auf mich gemacht habe. Ihren Wunsch zu ehren, zu dem Dargelegten noch folgende Erklärung: Ich kann, ich wiederhole es, nur tief bedauern, daß eine gelehrte Wirksamkeit, die ein ganzes langes Leben zur Unterlage hat, am Schluß in einen solchen Verfall gerathen konnte, wie ihn die fraglichen Leistungen des Herrn Dr. Paulus kund geben. Ich kann es nur sehr beklagen, daß ein hochbetagter Greis, der nur im Frieden Gottes und in der Wahrheit stehen und sich in allen Stücken als ein Muster für das jüngere Geschlecht erweisen sollte, der leidenschaftlichen Erregung so sehr zur Beute geworden, daß er, von ihr beherrscht, die edlere Sitte, welche wahrhaft Gebildete nie verläugnen, die treue Darstellung des faktisch Vorliegenden und die Gerechtigkeit, die auch der von ihm fordern darf, der nicht seines Sinnes ist, beinahe gänzlich hintansetzt, **) und damit in die Barbarei einer eben so unchrist-

lichen als unwissenschaftlichen Polemik zurücksinkt. So kämpft Niemand, der, den guten Kampf zu kämpfen, sich bewußt ist und die evangelischen Waffen *) zu gebrauchen versteht. Es kann nur einen schmerzlichen Eindruck hervorbringen, wenn ein Mann, der durch früheren und gegenwärtigen Beruf nachdrücklich zur Wahrung und Förderung der christlich-kirchlichen Interessen innerhalb seines Wirkungskreises aufgefordert ist, anhaltend Meinungen und Ansichten zu verbreiten strebt, die, wären sie nicht in sich unwahr und ohnmächtig, könnten sie demnach folgerichtig durchgeführt werden, die Auflösung alles christlich-kirchlichen Lebens nach sich ziehen müßten. Vielleicht kommt noch ein Augenblick, in welchem auch Herr Dr. Paulus erkennt, wie wenig er in vielen Fällen der wahren Freiheit und dem Fortschritte gedient hat, der dieses Namens werth ist. Endlich aber läßt sich die Empfindung nicht zurückweisen, daß die Erscheinung von Schriften, wie die in Rede stehende, insofern dennoch ihr Gutes hat, als sie Allen, die Augen haben zu sehen, klar zeigt, wohin eine von dem positiven Grunde des göttlichen Wortes und der kirchlichen Lehre abgewichene und in die Willkür subjektiver Einfälle eingegangene Theologie zuletzt führt, und wie arm, bedeutungslos und nichtig ihre Endresultate seyen. So wird auch hier das Wort 1 Mos. 50, 20. sich bewähren.

Dies meine erste und letzte Erklärung in dieser Sache. Inzwischen will ich, so weit Gott Kraft verleiht, in seinem Dienste treu beharren, überzeugt, daß das Evangelium, ungeachtet aller Entgegenstrebung, dennoch einen Sieg um den anderen davon trage. Denn Er, an dessen Beifall doch das Meiste gelegen ist, herrscht, bis er alle seine Feinde zu seinen Füßen gelegt hat.

Speyer, den 1. December 1840.

Dr. J. Rust.

Nachrichten.

(Kurland.) Zur Verhütung von Mißverständnissen wird erklärt, daß die in Nr. 92. der Eb. R. Z. vorkommende Bemerkung: „der vor einiger Zeit verstorbene General-Superintendent der Provinz Kurland war ein Mann, der die christliche Bewegung wenigstens gewähren ließ“ — sagen soll, daß derselbe, wenn auch in den letzten Jahren durch Alter und Krankheit seine Thätigkeit gehemmt ward, durch sein Ansehen wenigstens die Arbeiter im Weinberge des Herrn vor Hemmung und Beeinträchtigung schützte. Daß der weil. General-Superintendent Dr. Richter in den Jahren seiner Kraft einer der ersten in Kurland war, die die gute Botschaft von Christo laut und kräftig verkündeten, daß er in Mitau die von der Kirche ganz entwöhnte Gemeinde wieder um Kanzel und Altar versammelte, und überhaupt um Wiederbelebung des kirchlichen und religiösen Sinnes in Kurland sich große Verdienste erworben hat, ist bekannt und unbestritten.

*) Ephes. 6, 14 ff.

*) Es wurde in Folge Höchster Entschließung im Königreiche Baiern verboten.

**) S. das September- und Octoberheft der diesjährigen Eb. R. Z. Anmerk. der Red.

Über die Zunahme der Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Die Ursachen dieses traurigen Resultats werden dahin angegeben, daß die künftigen Schullehrer in den Seminarien mehr abgerichtet und mit Kenntnissen, die weder sie selbst noch ihre künftigen Schüler verdauen können, vollgestopft, als wahrhaft zu ihrem Berufe gebildet, daß sie dadurch hochmüthig und zu Ansprüchen verleitet werden, die, wenn sie im Amte sind, keine Befriedigung finden, und sie in ärgerliche Streitigkeiten mit den Predigern, von denen sie sich und die Schulen unabhängig machen wollen, und mit den Gemeinden verwickeln, daß in dem Unterrichte solcher Schullehrer das praktische Christenthum zur Nebensache herabsinkt, und so die Schule von der Kirche, als deren Theil und Glied sie sonst galt, getrennt wird, dagegen andere Lehrgegenstände zur Hauptsache werden, welche unter den Kindern der niederen Stände eine dunkelhafte Halbweiserei verbreiten, und eine, ohnehin vom Zeitgeist genährte Unzufriedenheit mit ihrem Stande und ein bodenloses Trachten nach oben anregen, woraus Abirrungen von der rechten Lebensbahn, Liederlichkeit und Verbrechen hervorgehen. Selbst das strenge Halten auf die regelmäßige Abwartung der zahlreichen Lehrstunden von Seiten der Kinder, wird als verderblich dargestellt, indem sie dadurch nicht allein leiblich verkrüppeln, sondern auch von ihren Eltern und von den Arbeiten und Beschäftigungen, durch welche diese sie auf ihren künftigen Beruf vorbereiten, entwöhnt, und die Bande der häuslichen Zucht gelöst oder zerrissen werden, da nun die Eltern die Erziehung ihrer Kinder der Schule ganz überlassen und sich derselben überhoben glauben. Mehrere der Berichte, welche überall unmittelbar praktische Einsicht in diesen Gegenstand verrathen, schildern das Unheil, welches auf diesem Wege angerichtet wird, mit den schwärzesten Farben; allein ihre Schilderungen werden nur zu sehr bestätigt durch Klagen über ähnliche Erfahrungen, die man von so vielen Seiten hört, und durch die allgemeine Richtung des Zeitgeistes, der in allen Sphären des Lebens auf isolirte Kenntnisse und Fertigkeiten dringt und dazu abrichtet, statt umfassend zu bilden und zu erziehen, und da Technik und Routine einführt, wo nur Geist und Leben Heil bringen kann. Und wenn Einzelnes in den Specialberichten das Gepräge einer gewissen Übertreibung an sich trägt, so dürfte diese doch nur insofern vorhanden seyn, als das moderne Schulwesen nach dieser Seite hin sich noch nicht überall praktisch hat geltend machen können, mithin auch seine schädlichen Wirkungen noch nicht durchweg entwickelt hat.

Neben diesen Wirkungen der neuen Schulverbesserungen ist endlich noch an vielen Orten der abgesehene und unabhängige von denselben elende und in jeder Hinsicht ungenügende Zustand der

Schulen für die niederen Stände in Betracht zu ziehen, der in Folge der mangelnden Geldmittel, des mangelnden Sinnes für diese wichtige Sache, der mangelhaften Qualifikation der Schullehrer, der schlaffen Disciplin, und vor allen Dingen des auch in die Schulen eingebrungenen Unglaubens stattfindet, und in vielen Berichten berührt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Unwissenheiten.

Es wird in neuerer Zeit überaus viel von den symbolischen Büchern geredet, von Doktoren der Theologie, wie auch von Candidaten derselben (z. B. Schleiden, Grapengießer) dagegen gesprochen, auch wohl von Laien dagegen geschrien, ohne daß weder die Laien, noch die Candidaten, noch auch die Herren Doktoren sich eine gehörige Kenntniß derselben verschafft haben. Höchstens citiren sie, aber ohne bis dahin gelesen zu haben, ja oft gar nicht aus der Quelle, Concord. Form. S. 572. 636., wo die symbolischen Bücher nicht Richter, sondern Zeugen der Wahrheit genannt werden. Aber während es daselbst heißt: *neque quisquam eorum auctoritatem elevabit aut contemnet, sed ea ut veritatis testes recipiet*, führt man doch diese Stellen nur da an, wo man das Gegentheil behaupten will, nämlich daß sie nicht Zeugen der Wahrheit seyen. Durch solchen Widerspruch glaubt man die Autorität dieser theuer bewährten Wahrheitszeugen entkräften zu können, während man ihrem kirchlichen Zeugnisse nichts entgegenzusetzen hat, als das lose Geschwätz der eigenen subjektiven Meinungen. Bei solchem Geschwätze erdreisten sich denn armselige Schwächlinge wohl auch noch, sich auf Helden der Kirche, wie die Reformatoren, zu berufen und für sich dasselbe Recht, von der Lehre der Kirche abzuweichen, in Anspruch zu nehmen. Dabei vergessen sie aber zweierlei, erstlich, daß ihnen unendlich viel an Gaben, Kräften, Thaten und Zeugnissen fehlt, um als Reformatoren gelten zu können, zweitens, daß selbst die großen Reformatoren von keinem Symbol der Kirche abgewichen sind, vielmehr die älteren von neuem mit ihrem Zeugniß bekräftigt und mit der Augsburgerischen Confession sich fest daran angeschlossen haben. Daß die späteren Canones et Decreta Concilii Tridentini von der Augsburgerischen Confession abweichen, kann man dies eine Abweichung der Reformatoren von den Symbolen der Kirche nennen? Wer nun von jenen Candidaten oder Doktoren die Apologie der Augsburgerischen Confession gründlich studiren wollte, würde bald inne werden, daß die Reformatoren keineswegs, wie jene Neulinge, den Bekenntnissen der Kirche entgegengetreten sind, sondern daß der Hauptgegenstand ihrer Angriffe eben der

pelagianische Nationalismus der Scholastiker ist, welcher, nur in veränderter Form, auch von den Rationalisten der Gegenwart verfochten wird. Darum hat ja auch ihr Schöge, der Dr. oder M. Strauß, ausdrücklich erklärt, daß „mit der modernen Bildung ein neuer Katholicismus, ja ein neuer Paganismus über das protestantische Deutschland käme.“ Wenn man nun aber den Candidaten ihre Unwissenheit in den symbolischen Büchern etwa noch nachsehen könnte, so würde dies bei den Doktoren doch zu viel verlangt seyn. Wiederholt (vgl. Jahrg. 1838 Nr. 33.) muß daher die Seichtheit, Oberflächlichkeit und Unkenntniß gerügt werden, womit Herr Dr. v. Ammon im dritten Bande seiner Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion (vielmehr Rückbildung des Christenthums zur Religion Ammon's) die Augsburgerische Confession kritisiert, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihren Sinn auch nur aus der Apologie derselben verstehen zu lernen. Nicht minder muß es gerügt werden, wenn Herr Dr. Schulz in seinem neuesten Pamphlet gegen die Ev. K. Z. S. 115. diese Ammonsche Kritik als lehrreiche Autorität citirt, nachdem kurz zuvor von ihm selbst eine auffallende Unkenntniß der symbolischen Bücher an den Tag gelegt worden. Es wird nämlich S. 113. als Widerspruch der Augsburgerischen Confession und der Concordienformel angeführt, daß erstere in den *rebus rationi subjectis*, die zum Gebiete der *justitia civilis s. operum* (in der Apologie oft auch *justitia rationis s. philosophica* genannt) gehören, dem Menschen ein *liberum arbitrium* zuschreibe, während die Concordienformel Art. 2. neg. 2. (*repudiamus crassum Pelagianorum errorem etc.*) dem entgegen sey. Dies Citat beweist nicht im mindesten, was es beweisen soll, so daß man es für verdruckt halten muß; zum Beweise aber, daß hinsichtlich der Freiheit in äußeren Dingen zwischen der Augsburgerischen Confession und der Concordienformel nicht der geringste Widerstreit sey, verweisen wir auf die letztere Art. 2. sol. decl. S. 663. 665. 671. ed. Rech. Gleich in der ersten Stelle heißt es in genauester Übereinstimmung mit der Augustana: *ratio et naturale liberum arbitrium habet aliquo modo facultatem, ut externam honestam vitam instituere possit; sed ut interne homo renascatur, ipsiusque cor et animus immutetur, hoc solius spiritus sancti opus est.* Vgl. auch Art. 1. 3.: in *externis et hujus mundi rebus, quae rationi subjectae sunt*, relictum est homini adhuc aliquid intellectus, virium et facultatum. Am a. D. behauptet Dr. Schulz auch in der Lehre von der Erbsünde einen Widerspruch zwischen der Concordienformel und der Augsburgerischen Confession, indem er ganz ohne Grund der letzteren eine manichäische oder scianische Meinung von der Erbsünde andichtet, welche allerdings mit vollem Recht von der ersteren zurückgewiesen wird, ohne daß sie darum im mindesten von der Confession oder deren Apologie abweiche, es sey denn darin, daß sie das qualitative Verderben der Erbsünde mit noch viel stärkeren Ausdrücken hervorhebt, als die Augustana; vgl. Art. 1. sol. decl. 3. 4. Endlich wird auch noch behauptet, die Augsburgerische Confession lehre zwei Sakramente, die Apologie dagegen (die bald nach jener von demselben Verfasser geschrieben ist) vier. Die Wahrheit ist, daß die Augsburgerische Confession

über die Zahl der Sakramente gar nichts bestimmt, die Apologie dagegen (S. 200—202.) die Zahl derselben, je nachdem man den Begriff des Wortes Sakrament weiter oder enger faßt, mehrt oder mindert, wonach im weiteren Sinne auch das Gebet „verissime“ ein Sakrament genannt werden könnte. Wenn im engeren Sinne späterhin nur zwei heilige Handlungen, Taufe und Abendmahl, als Sakramente kirchlich angenommen worden sind, so ist doch eben so bestimmt das Wort als das dritte Gnadenmittel festgestellt worden, und die Absolution, die Melancthon a. a. D. als drittes Sakrament zählt, ist eben die *applicatio verbi gratiae ad singulos*. Auch Luther gedenkt der *poenitentia* als dritten Sakraments, s. Catech. maj. S. 549., führt sie aber als subjektiven Zustand auf die Taufe als Übung derselben, zurück; vgl. de captiv. babyl. Walch Th. 19. S. 13 f. 151 f. Einen unvereinbaren Widerstreit kirchlicher Bestimmungen wird hier kein einsichtiger Beurtheiler finden. Die Widersprüche, die Herr Dr. Schulz findet, haben bloß in seinem Mangel an Erkenntniß und Verständniß der Sache ihren Grund. Es stehet nach den obigen Verstößen stark zu bezweifeln, ob er auch nur einmal die symbolischen Bücher gründlich durchgelesen hat, wiewohl er sehr absprechend darüber urtheilt. Auch kann oder will er ihr Verhältniß zur heiligen Schrift, welches so klar und einfach in der alten Regel ausgedrückt ist: *non inprimunt nobis credenda (crede), sed exprimunt a nobis credita (credo, oder credimus, confitemur et docemus)* immer noch nicht begreifen. Es stehet einem Gelehrten, der, außer dem Gebiete der N. T. Exegese, bis jetzt noch in keinem anderen Fache der Theologie eine solide Erudition bewiesen hat, übel an, ein so hochfahrender, zorniger Verkläger und Richter seiner Gegner zu seyn, während die Sehkraft seines Auges durch Balken gehemmt ist.

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande von J. J. H. in E.

Sechster Brief.

Wenn Manche erführen, daß bloß ein altes Glaubensbekenntniß abgeschafft, und die Geistlichen ausdrücklich verpflichtet wurden, nach der Lehre der heiligen Schrift zu predigen, so möchten sie kaum Bedenken dagegen erheben, noch nachtheilige Folgen davon erwarten. Auch wir verhehlen uns nicht, daß die Symbole es nicht sind, die das Leben in einer Kirche erhalten. Sie verhinderten den Rationalismus nicht, in Deutschland und in einigen Theilen der Schweiz seine Herrschaft zu gründen. Die in Autorität stehende Helvetische Confession konnte im Waadtlande ihre getreuesten Anhänger nicht vor Verfolgungen schützen. Daß aber das Symbol mehr Wichtigkeit habe, als Manche glauben möchten, drängt sich demjenigen auf, der gesehen hat, wie sehr der Radikalismus sich angelegen seyn ließ, dasselbe zu entfernen, wie er keine Mittel scheute, um zum Zwecke zu gelangen, wie er die Waffe des Betrugs, der Verläumdung, der Sophistik mit der Waffe des göttlichen Wortes, seine eigene Überzeugung verläugnend, vermengte, nur um das verhasste Symbol

wegzuschaffen. Ein Symbol, das so wüthend, so beharrlich angegriffen und gegen den feierlich und wiederholt ausgesprochenen Willen der gesammten Geistlichkeit, die es zunächst allein anging, abgeschafft wurde, ein Symbol, für dessen Abschaffung durch die schändlichsten Mittel denn doch nur so viele Stimmen des Volkes sich gewinnen ließen, als sich für Beibehaltung desselben erklärten, ein solches Symbol muß eine wichtige Bedeutung haben. Die letzten Vorgänge sind ganz geeignet, die Zweifel darüber aufzuklären. Auch mich haben sie in meiner Ansicht bekräftigt. Welch eine Bedeutung das Symbol habe, bewiesen die darüber gepflogenen Verhandlungen selbst auf eine für dasselbe günstige Weise. Die Gegner begnügten sich nämlich nicht, kleinere Argumente gebrauchend, demselben aristokratischen Geist, ausländischen, älteren Ursprung, unter Berns Herrschaft gegründete Autorität vorzuwerfen.^{*)} Sie kamen auch mit theologischen Waffen, und sagten: „Die Schrift sey die alleinige Quelle und Regel des Glaubens und Unterrichts; wer ein menschliches Buch ihr an die Seite stelle, verfallt in Katholicismus.“ Aber eben in dieser Äußerung finde ich den deutlichsten Beweis dafür, daß das Symbol noch seine wohlthätige Macht über die öffentliche Meinung beibehalten; denn es zwang die heftigsten Gegner zu einem Grundsatz ihre Zuflucht zu nehmen, wovon eben das Symbol der Schutzwächter und die Bürgschaft ist. Welch einen anderen Charakter tragen die Verhandlungen des Großen Rathes in Zürich wegen der Berufung von Strauß. Sie geben in der völligen Lossagung von der heiligen Schrift als Quelle und Regel des Glaubens einen Boden zu erkennen, aus dem das Symbol, der geistige Zusammenhang mit der Reformationsepoche ist ausgerottet worden. Eben, weil man dahin im Waadtlande strebte, ruhte man nicht, bis die helvetische Confession entfernt war.^{**)} — An anderen Orten hat der Nationalismus die Confession stehen lassen, und sich mit einer so allgemein gehaltenen Verpflichtung auf dieselbe begnügt, daß auch das Gewissen des Nationalisten sich darin zurecht finden kann. Diese durch Klugheit gebotene, durch wissenschaftlichen und historischen Sinn empfohlene Schonung verschmährt der Radicalismus.

(Fortsetzung folgt.)

^{*)} Sonderbarer Weise dachte keiner der Redner, die für die Confession sprachen, daran, den Gegnern dieses Argument zurückzugeben. In der That hätte man damit beweisen können, daß man den katholischen Kultus wieder einführen und den reformirten abschaffen wollte, der ja auch durch Bern im Waadtlande herrschend wurde. Die Confession wurde übrigens mit Würde, Geschick und Beredsamkeit vertheidigt. — Es verdient Beachtung, daß der Confession Calvinische Härte vorgeworfen wurde, während Winer in seiner Symbolik, Hagenbach (Geschichte der ersten Basler Confession S. 86.) sie gerade darum belobten, weil sie Calvin's dogmatische Sätzen abgebrochen habe.

^{**)} Es verdient bemerkt zu werden, daß der Theil des Großen Rathes, der irgend Sinn für positives, lebendiges Christenthum besaß, sich auf die Seite der Confession schlug; während die entschiedenen Freunde der Theologie sich für die bloße Verpflichtung auf die heilige Schrift erklärten. Auf beiden Seiten gab es aber dann eine weniger consequente Richtung, die religiös betrachtet, ziemlich auf derselben Stufe stehen möchte, sie möge nun der einen oder anderen Seite angehören. Es war bloße Inconsequenz, wenn Leute von solcher Farbe sich für die Confession aussprachen. Man würde sich in Deutschland sehr wundern über die sonderbaren Contraste, die dabei zum Vorschein kamen.

M a c h r i c h t e n .

(Bitte der protestantischen Gemeinde in der Moldau, in ihrer kirchlich verwaisenen Lage um Unterstützung zum Bau einer Kirche und Schule.)

In der Türrischen Provinz Moldau haben sich, schon seit einer langen Reihe von Jahren, eine ziemlich Anzahl protestantischer Christen, meistens Handwerker aus allen protestantischen Ländern, versammelt und ansässig gemacht, die gegenwärtig eine Gemeinde von beiläufig tausend Seelen bilden, und sich meistens in der Hauptstadt, Jassy, befinden. Das religiöse Leben dieser Gemeinde ist ganz ihren traurigen äußeren kirchlichen Verhältnissen entsprechend, und ein trauriger Beweis davon, was eine Gemeinde ohne die wohlthätige Aufsicht einer Regierung und geistlichen Behörde, und ohne Kirche und Schule werden kann. Bei dieser Verwaisung, in der Mitte der in jener Provinz herrschenden Griechischen Kirche, ist diese Gemeinde noch dem Einfluß der in Jassy befindlichen reichen Katholischen Kirche, so wie dem allgemein in jenen Ländern herrschenden tiefen Verderben beinahe ganz überlassen. Diese unglücklichen Verhältnisse haben schon vor dreißig Jahren einen Russischen protestantischen General gerührt und bewogen, sich dieser Gemeinde anzunehmen und ihr zum Bau einer Kirche in Jassy Hülfen zu verschaffen, wozu er aus eigenem Vermögen tausend Dukaten zum Grunde legte; allein dieser edle Krieger starb, bevor er sein schönes Unternehmen beginnen konnte, und sein zur Katholischen Kirche übergetretener Sohn baute dann, da sich unglücklicher Weise Niemand weiter dieser Gemeinde annahm, und die vorhandenen tausend Dukaten kaum zum Ankauf eines Grundes in der Stadt hinreichend waren, das für eine Kapelle außer der Stadt auf dem Lande.

Diese Kapelle nun, deren Bau von der ganzen Gemeinde betrauert wird, ist für dieselbe wirklich nur dem Namen nach vorhanden; denn bei der sehr weiträumigen und in die Länge gebauten Stadt, außer deren einem Ende sich die Kapelle befindet, und bei der fürchterlichen Verschaffenheit ihrer Straßen, die bei feuchter Witterung ganz unmanöverbare sind, kann sie auch bei dem besten Willen nur sehr wenig benutzt werden, und die Gemeindeglieder, die sich wirklich auf den Weg zu ihr begeben, unterliegen meistens wieder den Lockungen von der Anzahl von Schenkhäusern, an welchen sie vorüber müssen.

Seit der unglücklichen Erbauung dieser Kapelle ist bis 1837 nichts zur Verbesserung des religiösen Lebens dieser Gemeinde geschehen; als was der Allmächtige selbst durch die schauervollen über jene Länder verhängten Gerichte bewirkte. Nur kurz nach Beendigung des früheren Russisch-Türrischen Krieges, dessen ganze Last die Moldau, ihrer geographischen Lage gemäß, zu tragen hatte, nahm in Jassy die Griechische Revolution ihren Anfang, und erhielt in der Schlacht bei Jassy auch ihre erste Niederlage, die die Plünderung und Einäschung der Stadt, von den Türken, nach sich zog. Nach diesem Siege der Türken war hinter der Protestantischen Kapelle der schauervolle Ort, wo täglich hunderte von Schlachtopfern aus der Stadt hinausgeführt, und von den Türken die Köpfe abgeholt wurden. Nur einige Erholungsjahre folgten darauf bis zum letzten Russisch-Türrischen Kriege, diesem folgte auf's Fürchterlichste die Pest auf dem Fuße, deren Behandlung und Maßregeln dagegen in jenen Ländern so fürchterlich ist, als die Pest selbst, und diese endigte endlich, um der Cholera das verwüstete Feld zu überlassen.

Seit 1837 scheint in dieser Gemeinde mehr als je das Gefühl ihres tiefen kirchlichen Elends, der immer traurigeren Früchte davon in ihrer Mitte, und die Bangigkeit für ihre ohne Schule aufwachsende Jugend erwacht zu seyn; sie verband sich kirchlich enger, legte ihren kirchlichen Angelegenheiten die Preussischen Kirchengesetze zum Grunde, und bildete einen vertrauenswürdigen Kirchen-Convent. Bald darauf wurde auch die erste Schule dieser Gemeinde errichtet, die aber leider nach Verlauf eines Jahres, da bereits erfreuliche Früchte davon zu sehen waren, wieder aufgegeben werden mußte, indem mit dem Schulgeld der meistens armen Kinder die dort sehr theure Miete des Lokals nicht bestritten werden konnte.

Im Frühjahr 1838 entschloß sich der Kirchen-Convent, die Noth dieser Gemeinde allen protestantischen Höfen und freien Städten schriftlich zu klagen, und um Mitleid und Hülfen zum Bau einer Kirche und Schule in Jassy zu bitten, und erhielt darauf auch durch Unterstützung eine Summe von 800 Dukaten. Ermuntert im Vertrauen auf des Herrn Hülfen, und die Theilnahme ihrer Mitchristen, besonders durch die große Hülfen, die Sr. Majestät, der nun höchstselige König von Preußen, durch eine in ganz Preußen veranstaltete Kirchensammel-

dieser Gemeinde ertheilte, und die eble Gabe von 140 Dukaten, die Se. Durchlaucht, der regierende Waywod (Fürst) der Moldau, ihr ungebeten verlieh, entschloß sich im vergangenen Frühjahr diese Gemeinde, da sie durch Bittschristen nichts mehr zu erreichen wußte, ihren Pastor zu beauftragen, bei ihren Glaubensgenossen in verschiedenen Ländern Mitleid und Hülfe zu suchen, um wo möglich die erforderliche Summe, zwischen 3 und 4000 Dukaten zu erreichen.

Indem der Unterzeichnete die Sache seiner Gemeinde der Gnade und Hülfe Gottes empfiehlt, legt er auch hiemit jedem christlichen Leser dieser Beschreibung die Bitte nahe, durch eine mitleidige Gabe auch ein Samenorn, das vielleicht schöne Früchte für die Ewigkeit tragen kann, in diese so viel erlittene kirchlich verwailte Gemeinde niederzulegen, und dadurch zur Wiederbelebung des wahren Christenthums in ihr mitzuwirken.

Beiträge werden anzunehmen die Güte haben, in Berlin Herr Prediger Arndt, Basel Hr. Spitalprediger Hef, Bremen Hr. Trebira-nus, Pafst. zu St. Martini, Dresden Hr. Naumann, Sekretär der Bibelgesellschaft, Erlangen Hr. Prof. Kraft, Hannover Hr. Pastor Bödker, Leipzig Hr. Dr. Volkmann, Nürnberg Hr. Fleischmann, Braunschweig Hr. Buchhandlung, Denaburg Hr. Pastor Gruner, Sietlin Hr. Regierungsrath v. Geisler, Stuttgart, wohin man zuletzt alle Beiträge zu senden bittet, Hr. Kaufmann Häring.

Indem der Herr Herausgeber der Ev. R. Z. die Güte haben will, die protestantische Gemeinde in der Moldau durch die Aufnahme der (obenstehenden) gedruckten Beschreibung ihrer traurigen Lage, der Theilnahme der christlichen Leser derselben zu empfehlen, fühlt sich der Unterzeichnete, Pastor dieser Gemeinde, aufgefordert, so schwer und beschämend es ihm auch ist, über sich selbst zu sprechen, noch einige Notizen über sich und seine Gemeinde beizufügen. Er selbst ist, obwohl aus einer alten Deutschen Familie abstammend, in Bessarabien zu Hause, wo seine Mutter noch auf dem väterlichen Gute lebt. Von seiner Kindheit erfüllte ihn eine tiefe Sehnsucht, dem Dienste Christi sich ganz hinzugeben und seinen Mitmenschen als Prediger oder Missionar die Liebe des Herrn verkündigen zu dürfen, die er auf so vielfältige Art an seinem Herzen gefühlt, und in der Leitung seiner Lebenswege gefunden zu haben überzeugt ist; aber immer fand er eine Menge seinem sehnlichsten Wunsche entgegenstehende Hindernisse, bis in seinem sieben und zwanzigsten Jahre, da er sich verheirathen sollte, und bereits Schritte dazu gethan hatte, ihm der Gedanke unerträglich wurde, daß durch seine bevorstehende Verehelichung sein Lieblingswunsch nun für immer unterdrückt, und seine künftige Wirksamkeit meistens nur auf sein eigenes Wohl hingerrichtet werden müßte. Dieser Gedanke ergriff sein Gemüth mit einer Kraft, die ihn von allen ihm Lieben und Theuern losriß, und da er sein Augenmerk immer auf das Missionshaus zu Basel gerichtet hatte, ihn gradese Weges ohne vorherige Anfrage dahin führte.

Die Vorsteher des Missionshauses riefen ihm, die theologischen Vorlesungen im Missionshause zu benutzen, dabei aber auch auf der Universität in Basel sein Studium der Theologie zu betreiben, um sich später da examiniren und ordiniren zu lassen, und dann nach Bessarabien, wosin schon mehrere Missionsjünglinge als Prediger geschickt waren, wieder zurückzukehren; dies alles geschah auch nach einem vierteljährigen Aufenthalt in Basel.

Allein, nach Bessarabien zurückgekehrt, fand er ein neues Geseß der Evangelischen Kirche Auklands vor, nach welchem kein Theologe, der auf ausländischen Universitäten studirt hat, angestellt werden kann, und obgleich ihm im Sommer 1839 von höheren geistlichen Behörden mehrere Pastorate in Sibirien angeboten wurden, so scheiterten doch damals seine dreijährigen Bemühungen um einen solchen Wirkungskreis, an diesem Geseße.

Im Frühjahr 1837 entschloß er sich zu einer Reise in die Moldau und Wallachei, um die Lage der Protestanten in diesen türkischen Pro-

vinzen näher kennen zu lernen. Da fand er nun gleich in Jassy eine in den jämmerlichsten religiösen und kirchlichen Verhältnissen sich befindende Gemeinde, die ihren bisherigen, alle Sittlichkeit, alles Heilige verhöhnenden Pastor, vierzehn Tage zuvor abgesetzt hatte. Merkwürdig war ihm jetzt der Umstand, daß er in Bessarabien acht Wochen lang auf seinen Pafst in die Türkei warten mußte, was ihm sehr lästig war; aber in Jassy angekommen, ihn als eine höhere Leitung tief ergriff, denn acht Wochen früher würde er vermuthlich, nach einigen Tagen Aufenthalt in Jassy, seine Reise weiter fortgesetzt haben. Die Gemeinde band ihn, und da er sich vom Herrn dahin geführt fühlte, so ließ er sich mit Freunden an eine Gemeinde binden, die das theure Evangelium so lange entbehrt, oder wohl nie in ihrer Mitte gehört hatte. Groß war ihr Verderben; ihre äußeren traurigen kirchlichen Verhältnisse waren nur ein mattes Bild des an ihrem inneren Leben zehrenden tödtlichen Brandes. Das erste, was er unternahm, war, der bisher gewohnten Willführ in kirchlichen Angelegenheiten ein Ende zu machen, und es gelang ihm, seine ganze Gemeinde schriftlich zu verpflichten, die Preussischen Kirchengesetze als Grundlage ihrer kirchlichen Angelegenheiten anzunehmen und zu befolgen. Demnach, und zur Aufrechthaltung derselben, wurde aus den achtbarsten Gliedern der Gemeinde ein Kirchen-Convent gewählt, der sich noch jetzt des Zurauens der ganzen Gemeinde zu erfreuen hat. Das Pfarrhaus, ein ganz gewöhnliches Moldauer Haus, aus derselben Materialien wie die Schwalbennester erbaut, das sich außer der Stadt neben der Kapelle befindet, und gewöhnlich von Zigeunerhorden umlagert ist, bisher ein Aufenthaltsort der schändlichsten Unzucht, ließ er zu seinem Wohnorte reinigen.

So gelang es ihm mit der Hülfe des Herrn, äußerlich nach und nach Ordnung herzustellen, aber immer mehr ist es ihm zum schmerzlichen Bewußtseyn gekommen, daß er bei der Entfernung der Kapelle von seiner, noch dazu von allem kirchlichen Leben so entwöhnten Gemeinde, durch die Predigt des Wortes Gottes nicht auf sie wirken kann, und seine Wirksamkeit in einzelnen Familiencirkeln zu zerstückelt ist. Durch diese Entfernung der Kapelle haben sich Viele seiner Gemeinglieder gewöhnt, das Wenige, was ihnen noch von religiösen Bedürfnissen geblieben ist, in der mitten in der Stadt befindlichen katholischen Kirche zu befriedigen, deren Priester diesen Umstand sehr gut zu benutzen wissen. Daher wagt er auch nicht, von Früchten seiner bisherigen Wirksamkeit zu sprechen, und will durch Mittheilung von That-sachen, die auf ein rege gewordenes inneres Lebenedeutet werden könnten, weder Andere noch sich selbst täuschen. Er tröstet sich jedoch mit der Hoffnung, daß gewiß manches Wort festen Grund gefaßt hat und im Stillen fortwirkt.

Im Gefühle der traurigen Lage seiner Gemeinde und seiner gehemmten Wirksamkeit entschloß er sich, im Vertrauen auf des Herrn Hülfe, bei allen protestantischen Höfen um Kirchenkollekten zum Bau einer Kirche und Schule zu bitten, errichtete einstweilen die erste Schule dieser Gemeinde, die er bis vergangenes Frühjahr allein versah und aus den bereits angegebenen Gründen einstweilen wieder aufgeben mußte. Seit dem Monat Mai befindet er sich bereits auf seiner oft drückend beugenden Kollektreise, seine Gemeinde ist unter der Zeit, da er in der ganzen Moldau allein steht, ohne Geistlichen.

Möge der Herr seine Bemühungen für seine Gemeinde, die gleich dem am Wege zerschlagen liegenden Wanderer den letzten Lebensfunken in der sie umgebenden religiösen und moralischen Finsterniß auf's Traurigste auszuhauchen drohte, segnen, und seine tiefe Sehnsucht, bald zu ihr zurückkehren zu können, befriedigen.

Holzschuher, Pastor der Gemeinde zu Jassy.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 23. December.

N^o 103.

Briefe an den Herausgeber von dem Waadtlande
von J. J. H. in L.

Sechster Brief.

(Fortsetzung.)

Es ist übrigens merkwürdig, wie im ganzen Umkreise der Französisch-Reformirten Kirche die Glaubensbekenntnisse ihre Gültigkeit verloren haben. Die Kirche von Neuenburg nahm sie nie auf. Genf entsagte ihnen seit mehr als einem Jahrhundert. Die Reformirten Kirchen Frankreichs sind dem Beispiele Genfs nachgefolgt. Die seit einigen Decennien entstandenen Dissonantengemeinden im Waadtlande, in Genf und in Frankreich haben von vorn herein dies Symbol entfernt. Die Waadtländische Nationalkirche war diejenige, die dasselbe am längsten beibehielt, am letzten es aufgab. Ein Staatsrath ermangelte nicht, im Großen Rathe es auszusprechen, daß es sich darum handele, die Landeskirche der übrigen Reformirten Kirche gleichförmig zu machen. Er wies auf die Kirche von Neuenburg hin, in der seit Jahrhunderten der Glaube in unangestasteter Herrlichkeit blühe. Allerdings findet die Kirche Neuenburgs in der compacten Einheit ihres Ministeriums Schutz gegen das Eindringen der Neologie. Derselbe Staatsrath verwies auch auf die Genfer Kirche, um zu beweisen, daß die Abwesenheit des Symbols das Leben, den Glauben der Kirche nicht gefährde; er verwies auf die Herren Merle d'Aubigné, Gaussen u. A. Wenn man nun bedenkt, daß diese Herren eben um ihres Festhaltens an den Lehren der Confession willen von der Genfer Kirche sich absonderten, so erhellet, wie stringent der Beweis des Herrn Staatsrathes ist. Doch in die Folgen der Abschaffung der Confession für andere Länder näher einzutreten, ist der Ort nicht; ich beschränke mich auf das Waadtland.

Die Geistlichkeit des Waadtlandes hält gegenwärtig einstimmig an den Lehren der Confession fest. So lange sie von diesem Geiste befeelt bleibt, ist also für die Kirche von der Entfernung der Confession wenig zu fürchten. Aber das ist eben die Frage, ob sie jetzt noch lange von demselben Geiste befeelt seyn wird. Ihre Anhänglichkeit an die biblischen Lehren rührt von verschiedenen Ursachen her, sie hat ihre Licht- und ihre Schattenseite. Einestheils ruht sie auf frommem Sinne und Pietät gegen den Glauben der Väter, auf der wohlthätigen Anregung, welche von der christlichen Bewegung ausgegangen ist. Fand sie doch zunächst unter den Geistlichen statt und ging von ihnen aus. Es ist mir erwiesen, daß, wenn die christliche Bewegung nicht erfolgt wäre, weit mehr als

zehn Geistliche sich für die Abschaffung der Confession erklärt hätten, d. h. daß die Laieheit im Leben und Wandel auch auf das doktrinelles Gebiet ihren lähmenden Einfluß ausgedehnt haben würde. Die christliche Bewegung bekannte laut ihr Festhalten der confessionellen Dogmen, und ging manchmal auf diesem Wege vielleicht sogar zu weit. Andere Ursachen der treuen Anhänglichkeit an die Confession sind in dem Mangel an Berührung mit dem Auslande, an theologischer Anregung, an wissenschaftlichem Leben, *) in der Macht der bloßen Verpflichtung auf die mit so viel Autorität bekleidete Confession zu suchen. Diese Verhältnisse haben sich nun schon geändert, und ändern sich mehr von Tage zu Tage. Vielfältige christliche Anregung und Bewegung dauert fort. Es kommt aber darauf an, daß die Liebe nicht erkalte, der Eifer rege erhalten werde. Die Berührung mit dem Auslande nimmt zu; das Waadtland ist der Deutschen Bildung geöffnet. Der Deutsche Sprachunterricht ist im neuen Gymnasium von Lausanne obligatorisch eingeführt, ebenfalls in vielen öffentlichen Schulanstalten des Kantons. Deutsche Lehrer werden überall hin berufen; die Bibliotheken füllen ihre Fächer mit Deutschen Büchern. Die Waadtländer selbst besuchen Deutsche Universitäten, machen daselbst ihre Studien. Das sind eben so viele Kanäle, welche Wasser, mit allerlei Bestandtheilen vermengt, in das Land leiten und über dasselbe ausbreiten.

Was nun der Waadtländischen Kirche Noth thut, ist erstens, daß diejenigen, welche in ihrem Theile auf dieselbe einzuwirken berufen sind, ob den vorgegangenen Änderungen Muth und Kopf nicht verlieren, und offen und frei sich auf den veränderten Standpunkt stellen, festen Glaubens, daß der Herr seine Kirche nicht verlassen wird, und daß er, wo die Noth groß geworden, auch die Hülfe nicht mangeln läßt. Wir hier müssen uns nun bekennen, daß die Herrschaft der Confession zu Ende sey und nicht hergestellt werden könne. Fortan kommt es darauf an, das Gewicht, welches sie in die Waagschale legte, einigermaßen zu ergänzen durch desto größeren Eifer in Belebung des christlichen Geistes, und durch ein reges, beharrliches Bestreben, den christlichen Unterricht, die Verkündigung des Evangeliums, die Art, überhaupt der Vertretung des Christenthums auf die Höhe der Bildung der Zeit zu stellen, und darin dem leuchtenden Vorbilde der Kirchenväter, der Reformatoren und der heutigen Vertreter einer christlichen Wissenschaft in Deutschland nachzustreben. Es besteht hier, Gott sey gedankt, noch das gute Vorurtheil, welches

*) Welches ja Zweifel nicht nur löst, sondern auch und zunächst solche erweckt.

der Unglaube in Frankreich und Deutschland eine Zeitlang unterdrückt hat, daß auch ein Mann von Verstand sich zu den Grundsätzen des Christenthums bekennen könne. Das Christenthum steht in Ehren, und auch die entschiedenen Gegner desselben dürfen doch mit der Sprache nicht frei heraus. Daher der Versuch, die christliche Richtung mit wissenschaftlichen Bestrebungen zu verbinden, hier unbedingt günstige Aufnahme finden muß, und als ein wesentliches Mittel erscheint, auf die dem Christenthum mehr oder weniger entfremdeten Gebildeten vorthellhaft einzuwirken. Darum nur festgeblieben, nicht zurückgewichen, den Sieg nicht aufgegeben. So könnte es sich bewähren, was schon ist gesagt worden, daß die Gegner ein Werk verrichtet haben, welches sie täuscht.

Allerdings können wir uns nicht verhehlen, daß uns nicht nur von einer Seite Gefahr droht. Während eine Klasse der Gebildeten sich vom Christenthum abwendet, und dasselbe gern als einer veralteten Bildung angehörig darstellen möchte, während sie also der Sache des Christenthums bei jeder sich darbietenden Gelegenheit in den Weg treten wird, steht zu befürchten, daß ihre Angriffe und die theilweisen Erfolge, die sie haben könnten (z. B. in Hinsicht der Besehung der Pfarr- und Lehrstellen), im engsten Kreise der christlichen Bewegung der Dissidenz Vorschub leisten, die ohnehin dem Französischen Charakter näher liegt und leichter ankömmt als dem Deutschen. Die Dissidenz aber würde, edle Kräfte der Nationalkirche entziehend, sie schwächen und den Gegnern des Christenthums in die Hände arbeiten. So ist unsere Stellung von doppelter Gefahr bedroht. Das Mittel der Abwendung der zuletzt genannten Gefahr ist, die christliche Bewegung im engsten Sinne des Wortes, wie sie sich in den christlichen Vereinen und Versammlungen ausspricht, im Gange zu erhalten, die Auswüchse derselben abzuschneiden, die in diesen Kreisen herrschenden Grundsätze und Bestrebungen theils zu läutern, theils zu befestigen. Es scheint jetzt die Zeit dazu gekommen zu seyn. Mehr als je wird eingesehen, daß die christliche Bewegung mit gewissen menschlichen Schwachheiten behaftet war. Auf vielfältige, tiefeingehende Weise habe ich sie schon öffentlich rügen hören von den Theilnehmern der Bewegung. Auf diesem Wege muß fortgegangen werden. Zugleich ist das *ne quid nimis* im Auge zu behalten. Denn schon nimmt selbst von christlicher Seite der Tadel und die Rüge einen bitteren, heftigen Charakter an und tritt manchmal der Wahrheit zu nahe. Dieser Abweg muß allen Ernstes vermieden werden in Zeitverhältnissen, welche die Einigkeit und das Zusammenhalten aller Outgesinnten mehr als je erheischen.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Aus der Schweiz.)

1. Chenevidères Dogmatik.

Die vor einigen Monaten erschienene Dogmatik des Herrn Prof. Chenevidère (*Dogmatique chrétienne*, par M. J. J. Chene-

vidère, Docteur en Theol., Pasteur et Professeur; Genève 1840) liefert einen Beweis von dem Geiste, welcher in der theologischen Fakultät der Genfer Landeskirche herrschend ist, und somit wird die evangelische Gesellschaft, welche sich von dieser Kirche getrennt und eine rechtgläubige Schule gestiftet hat, auch von neuem gerechtfertigt. Zwar ist ganz kürzlich (im Oktober) ein allgemein geachteter, durch sein entschiedenes Bekenntniß der evangelischen Lehre, so wie durch seine Talente längst bekannter Mann, Herr Pfarrer Diodati (derselbe, welcher vor zwei Jahren in der Wahl gegen Châtel durchgefallen war), in die Fakultät der Landeskirche als Professor der Pastoraltheologie gewählt worden. Aber so lange Herr Diodati solche Kollegen haben wird, wie Châtel und Chenevidère, kann diese Fakultät immer noch kein Vertrauen einflößen.

Obwohl Chenevidère sich in der Vorrede rühmt, „das Beste, was in England und Deutschland über Dogmatik geschrieben worden ist, gelesen zu haben,“ und wirklich im Laufe seines Werkes Namen über Namen, Noten über Noten anhäuft, fehlt es ihm doch offenbar durchaus an gründlicher Gelehrsamkeit. Der Verfasser eines Aufsatzes in den zu Paris erscheinenden *Archives du Christianisme* (vom 10. Oktober) hat sich schon die Mühe gegeben, mehrere Belege hiefür anzuführen, wie auch Beispiele von der Frechheit, mit welcher er die Stellen aus den Kirchenbüchern, Reformatoren und neueren Theologen verdreht, verfälscht, aus ihrem Zusammenhange reißt, um seine eigenen dogmatischen Ansichten zu unterstützen. So wird (S. 63.) Spinoza unter die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gezählt! An einem anderen Orte (S. 15.) will uns Chenevidère mit den Namen der heutigen Deutschen Supernaturalisten bekannt machen; er hat aber deren nur vier zu finden gewußt, Steudel, Miksch, Dschausen und Hengstenberg; die anderen werden gar nicht erwähnt! Noch an einer anderen Stelle meint er, daß, indem Paulus auf die Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke dringt, er nur gegen die Wiedereinführung des jüdischen Gesetzes polemisiere! (S. 325.)

Was den dogmatischen Standpunkt des Herrn Chenevidère betrifft, so bezeichnet er sich selbst (S. 17.) als rationaler Supernaturalist (*supranaturaliste rationel*); im Grunde aber ist es der Standpunkt des ältesten Rationalismus, welcher der Theorie nach die göttliche Autorität und Eingebung der Schrift annimmt, dieselbe aber *in praxi* und bei jeder einzelnen Lehre verwirft; er selbst sagt ganz offen (S. 27.), „eine Lehre, welche man aus der heiligen Schrift abzuleiten meint, sey irrig, wenn sie mit der Vernunft streite, wenn der gesunde Menschenverstand sich gegen dieselbe sträube!“ — Folglich betrachtet er es als die Aufgabe der Wissenschaft, den dogmatischen Lehrbegriff von allen den menschlichen Zusätzen zu reinigen, durch welchen die Theologen und Symbole im Laufe der Zeiten denselben entstellt haben. Als solche rein menschliche Zusätze werden angeführt die Lehren von . . . der Erbsünde, von der Dreieinigkeit, von der Rechtfertigung aus Gnaden! welche mit dem Ablasskram und den Römischen Sakramenten auf dieselbe Linie gestellt werden (S. 463.).

In der Einleitung gibt Chenevidère eine kurze, sehr oberflächliche Geschichte der Dogmatik, in welcher unter andern Zweiten zum Vorwurf gemacht wird, daß er die Dogmatik auf Geschichte und biblische Dogmatik beschränke, und den Werth der philosophischen Kritik verkenne.

Selbige Dogmatik hat Chenevidère eingetheilt in Theologie, Anthropologie und Soterologie.

Dem Abschnitt über die Dreieinigkeit ist diese sonderbare Be-

hauptung vorangestellt: „In einer biblischen Dogmatik wäre es am besten, dieses Capitel ganz mit Stillschweigen zu übergehen, denn in der heiligen Schrift finde man weder das Wort (S. 51.), noch die Sache selbst!“ Doch da man einmal darüber so viel streite und sich sogar gegenseitig verletzere, wolle er auch diesen Gegenstand behandeln. — Wie zu erwarten stand, ist ihm die Unbegreiflichkeit dieser Lehre ein hinfälliger Grund, sie zu verwerfen; er betrachtet sie als eine „unreine Vermengung des jüdischen Montheismus mit dem heidnischen Polytheismus!“ (S. 240.) Und die so wichtigen Stellen, wie Matth. 28, 19., 2 Cor. 13, 14., Joh. 15, 26., hat er nicht einmal zu erklären und mit seiner Ansicht zu vereinigen versucht.

In dem Abschnitt über die Schöpfung der guten und bösen Engel wird eine Ansicht aufgestellt, aus welcher für die Anthropologie bedeutende Folgerungen gezogen werden können. Dem Satan wird jede Macht, den Menschen zu verführen, abgesprochen. Stellen wie 1 Joh. 3, 8., Eph. 6, 11., 2 Cor. 11, 3., Offenb. 12, 9. seyen nicht buchstäblich zu nehmen, sondern nur eine Anspielung auf Begriffe, welche die „Juden aus dem Exil mitgebracht hatten“ (S. 95.). Die Macht der Leidenschaften sey vollkommen hinreichend, um die Sünde zu erklären, ohne daß man zu der Annahme eines persönlichen höheren Verführers seine Zuflucht zu nehmen brauche; also werde in Stellen wie Joh. 13, 2., Apostelgesch. 5, 3. nur die Macht des Geizes dargestellt! In Stellen wie Eph. 6, 12. und 1 Petr. 5, 8, 9. sey nur von äußeren Schwierigkeiten und Verfolgungen die Rede. Natürlich sind ihm die Heilungen der Besessenen auch nur eine Accommodation Christi und der Apostel an Orientalische Vorstellungen, und als Beweis dafür wird angeführt, daß das später verfaßte Johanneische Evangelium dieselben nicht mehr erwähnt!

In der Anthropologie finden wir einen Abschnitt unter diesem Titel: „Der Mensch sterblich erschaffen;“ und wirklich behauptet Chenevière, der Sagt, daß wenn Adam nicht gesündigt hätte, er auch nicht gestorben wäre, sey eine bloße Erfindung der Theologen, in der Schrift aber gar nicht begründet: in Genes. 3. bedeute der Ausdruck „des Todes sterben“ nur so viel als verdammt werden; und die Worte „denn du bist Erde“ (R. 19.) bezeichnen ja die ursprüngliche Leibesbeschaffenheit des Menschen als die natürliche Ursache des Todes! Wenn Röm. 5, 12. der Tod an die Sünde geknüpft scheine, so heiße es nur, die Sünde möge einer der Gründe gewesen seyn, warum Gott den Menschen nicht mit der Unsterblichkeit begabt habe! (S. 124.) Dies als Beispiel der Socinianischen Exegese.

Der folgende Abschnitt trägt wiederum den besondern Titel: „Adam ist nicht vollkommener als seine Nachkommenschaft erschaffen worden“ (S. 125.). Die Lehre, daß der erste Mensch rein und heilig gewesen, dann aber gefallen, und daß die große Veränderung, die alsdann in seiner Natur vorgegangen, sich auf seine Nachkommenschaft fortgepflanzt habe, sey auch wiederum bloß eine Erfindung der Dogmatiker. Chenevière behauptet: bei dem ersten Menschen sey die Sünde möglich gewesen, und der Mißbrauch der Freiheit habe sie verwickelt; aber die jetzigen Sünden seyen in keiner Verbindung mit der Sünde Adam's; wäre diese Thatsache damals nicht geschehen, so wäre sie unter anderen Umständen eingetroffen, weil ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen.

Die Soterologie Chenevière's hängt mit seiner Theologie und Anthropologie eng zusammen. Sobald man einen Zustand ursprünglicher Vollkommenheit, einen Sündenfall und ein Reich der Finsterniß, welchem der Mensch anheimgefallen ist, nicht mehr anerkennt, so ist

man auch nahe daran, den Begriff der Erlösung zu schwächen, die Nothwendigkeit einer Genugthuung zu läugnen, und einem untergeordneten Wesen die Macht, eine sündige Welt zu retten, zuzuschreiben.

Chenevière betrachtet wohl die evangelische Geschichte als im Ganzen glaubwürdig; doch will er die Versuchung und die Verkörperung Christi nicht als historische Thatsachen gelten lassen, sie sind ihm nur Parabeln, Einleidung von gewissen Wahrheiten (S. 210 bis 216.). — Was er aber eigentlich von der Person und der Natur Christi halte, hat er keineswegs bestimmt ausgedrückt. Wir finden zwar diese Stelle, in welcher er in dem Heiland eine gewisse Würde anzuerkennen scheint (S. 241, 242.). Jesus ist ihm „der eingeborne Sohn Gottes, vollkommenes Muster aller Tugenden, Lehrer und Retter des Menschengeschlechts, Haupt der Kirche, welche seinen Namen trägt, seines Lebens lebt, und auf seine Hülfe bis am Ende der Zeiten rechnet.“ Aber die göttliche Natur und die göttlichen Eigenschaften werden ihm abgesprochen. Er sey Eins mit dem Vater, dem Vorseher, dem Willen, nicht dem Wesen nach (S. 233.). Gegen den Beweis, den man aus den so klaren Aussprüchen im Anfang des Johanneischen Evangeliums ziehen könnte, führt er an, derselbe Apostel sage doch (20, 31.), er habe geschrieben um zu lehren, Christus sey der Sohn Gottes!! Die so zahlreichen Stellen, welche Christum als Gott, als den Schöpfer des Himmels und der Erde darstellen, werden als „unauthentisch oder schlecht construiert“ (inauthentiques ou mal construits), und dem Geist des Evangeliums (welches durchgehend eine völlige Unterordnung des Sohnes lehre) entgegengesetzt,“ abgefertigt (S. 235.). Den Namen Gottes mensch verwirft er als unannehmbar und schriftwidrig (inaacceptable et anti-scripturaire)!! (S. 239.) Endlich behauptet er noch, daß die heutigen Drihebrer eine gewisse Unterordnung des Sohnes annehmen; nur die Methodisten haben das alte Dogma in seiner Strenge beibehalten, und deswegen beibehalten, weil es für die Vernunft anstößig sey (S. 239, 240.).

In dem Abschnitt über die Erlösung wird, wie man es aus den Ansichten des Verf. über die Sünde im Voraus schließen konnte, besonders die Lehre der Stellvertretung angegriffen, und der Tod Christi dargestellt nur als ein Untergang der Vergeltung Gottes. Wenn Christus und die Apostel seinen Tod als stellvertretend darstellten, so sey es durch Anspielung auf die jüdischen Opfer: dieser Begriff vom Opfertode sey dann von den Kirchenvätern besonders hervorgehoben, und von Anselmus zu einer vollkommenen Theorie ausgebildet worden. — Der Tod Christi war zwar als Genugthuung gar nicht notwendig (sagt Chenevière), aber Gott wollte, um sich dem den Juden bekannten Begriff des Opfers anzubequemen, und um einen großen Eindruck auf die Menschen zu machen, seinen Neuen Bund mit den Sündern auch durch ein Opfer versiegeln; und, um die Majestät des Befehles in ein helles Licht zu stellen, mußte dieses Opfer ein bedeutendes seyn, und darum hat er uns seinen Sohn gegeben (S. 328, 329.). — Die Bedingungen nun, die der Mensch von seiner Seite zu erfüllen hat, um des Bundes theilhaftig zu werden, sind der Glaube und die Heiligung. — Aber die Begriffe von einem Zorn Gottes, von einer zu bezahlenden Schuld, von einer Stellvertretung, von der Anrechnung einer fremden Gerechtigkeit aus Gnaden, werden alle als menschliche Zusätze verworfen (S. 326.). — Übrigens beruht Chenevière's Polemik gegen die Lehren von einem Opfertode Christi, von der Gerechtigkeit aus dem Glauben, von der Gnadenwahl, auf fortwährenden unabsichtlichen oder absichtlichen Mißverständnissen.

Den ersten Theil der Soterologie bildet der Abschnitt von der Kirche und den Gnadenmitteln. Die protestantische und die römisch-katholische Kirche werden einander gegenübergestellt, wobei die Lehre der letzteren zu äußerlich, und nicht nach ihrem inneren Charakter, als Ausfluß des Pelagianismus, aufgefaßt wird. Ein Abschnitt bekämpft die Glaubensbekenntnisse, als mit dem Grundprincip des Protestantismus, der freien Forschung, streitend.

Raum mit einigen Worten werden die ordentlichen Gaben des heiligen Geistes, im Abschnitt vom Gebet (S. 400.), erwähnt; nirgends aber seine Nothwendigkeit zur Erleuchtung und Bekehrung des Menschen. Die Lehren vom heiligen Geist, von der Gnade, von der Wiedergeburt, gehören also wohl zu den Materien, von welchen Chenevière in seiner Vorrede ausfragt, „daß er sie wenigstens unnütz gefunden habe, obwohl die alten Dogmatiker denselben manches lange Capitel gewidmet haben!“

Das Werk schließt ganz würdig mit einigen Schmähungen gegen die Methodisten überhaupt, und namentlich gegen die Professoren einer Akademie des Silbens (wohl Ab. Monod und de Felice in Montauban), welchen Chenevière es sehr übel nimmt, daß sie „die alte Theologie in Schutz nehmen, und sich dem Fortschritt widersetzen!“

2. Kirchliche Angelegenheiten im Kanton Waadt.

Die neue Waadtländische Kirchenverfassung, deren wichtigste Züge den Lesern der *Ev. R. Z.* (Januarheft 1840) schon bekannt sind, soll nun am 1. Januar 1841 in's Leben treten. Aber je mehr dieser Zeitpunkt herannahet, desto mehr wird bei vielen unserer Mitbürger, Laien sowohl als Geistlichen, bei welchen sich, mit einem lebendigen Glauben, einige Einsicht in das Wesen der Kirche vereinigt, der Wunsch rege, daß eine Kirchenverfassung, welche die Wahrheit und die Freiheit in der Kirche so handgreiflich gefährdet, und die heiligsten Interessen der Willkühr der weltlichen Obrigkeit preisgibt, sobald als möglich abgeschafft, oder doch wenigstens bedeutend verbessert werde; dieser Wunsch ist im Laufe dieses Jahres zu wiederholten Malen ausgesprochen worden; und auch mit den Mitteln der Ausführung hat man sich von verschiedenen Seiten beschäftigt.

Drei kleine Schriften, besonders verfaßt von einem, durch seine Tüchtigkeit als Prediger und Schriftsteller und seine Bestrebungen für die religiöse Freiheit längst bekannten Geistlichen, L. Burnier (Pfarrer in Morges), haben diesen Gegenstand beleuchtet und viel Aufsehen gemacht.

Die erste dieser Brochüren ist im Monat April erschienen, unter dem Titel: „Darstellung des Kirchengesetzes des Kantons Waadt, oder Regierung der Kirche nach diesem Gesetz.“ (*Exposé de la Loi ecclésiastique du Canton Vaud, ou Gouvernement de l'Eglise d'après de cette Loi*). Wir geben den wesentlichen Inhalt dieser Schrift:

Durch das neue Gesetz ist die Kirche ganz in der Gewalt des Staates. Der große Rath (*Grand Conseil*) ist die höchste Behörde, selbst in Glaubenssachen; denn also lautet der Art. 175 des Gesetzes: Keine Veränderungen in den Büchern, welche für

den Gottesdienst oder den öffentlichen Religionsunterricht bestimmt sind, können ohne einen Beschluß der gesetzgebenden Behörde, vorgenommen werden. Zwar können diese Bücher zuerst durch die Synode bearbeitet werden; allein es sind bloße Vorarbeiten (*préavis*) an welche der große Rath gar nicht gebunden ist, und wie wenig zu hoffen ist, daß er in der Zukunft im Geiste der Synode handeln, sich überhaupt viel um die Ansichten der Geistlichkeit bekümmern werde, kann man daraus schließen, daß er im Jahre 1839 ungeachtet der Vorstellungen der vier Klassen die *Helv. Confession* abgeschafft hat. Also ist der große Rath das Haupt der Religion im Kanton Waadt, der *Summus Episcopus*, der höchste Ausleger der heil. Schrift; ihm gebührt das Recht, den Lehrbegriff und das Wesen des Kultus zu bestimmen; er kann nach Belieben unsern Katechismus, unsere Liturgie verändern, rationalisiren u. s. w. — Aber auch dem Staatsrath (*Conseil d'Etat*) ist als der vollziehenden Behörde, ein unermesslicher Einfluß auf die Kirche eingeräumt. Dieser Behörde kommt es zu, die Pfarrer zu ernennen, wie auch dieselben zu suspendiren und abzusetzen; sie kann sie zwingen, sich durch einen Vikar vertreten zu lassen; sie ist es, welche die Synode einberuft; die Verordnungen über die Prüfungen der Candidaten, die Formen der Ordination, den Unterricht der Catechumenen abfaßt; der Staatsrath hat noch das Recht, sechs von den Mitgliedern der Synode, und alle Mitglieder der Kirchencommission zu ernennen. Die Schrift zeigt zuletzt, wie diesem überwiegenden Einfluß der weltlichen Obrigkeit in der Leitung der Kirche, die kirchlichen Behörden, die Klassen, die Synode und die Kirchencommission kein Gegenwicht darbieten, sondern bloß als servile Instrumente den Willen der Regierung ausüben werden.

Die zweite Schrift erschien drei Monate später unter dem Titel: „Das Kirchengesetz nach der Verfassung beurtheilt, und seine politischen Folgen.“ (*De la Loi ecclésiastique sous le point de vue constitutionnel et dans ses conséquences politiques*.) Sie zeigt mit strenger und lichtvoller Beweisführung, daß das Kirchengesetz verfassungswidrig ist. Es streitet sowohl gegen den Buchstaben als gegen den Geist der Waadtländischen Verfassung, und namentlich gegen den IXten Artikel dieses Grundgesetzes, welcher also lautet: Die Evangelische Reformirte Staatskirche wird in ihrer Integrität beibehalten und gewährleistet.“ Nun habe der Große Rath gerade das Gegentheil gethan; er habe zwar einige veraltete Formen und Gebräuche beibehalten, aber was einer Kirche eigenthümlich ist, und ihr Wesen ausmacht, die Lehre, habe man umgestoßen; man habe unsere Kirche geplündert, und der weltlichen Obrigkeit für die Zukunft das Recht gegeben noch vieles andere zu verändern und zu zerstören. Endlich enthalte dieses Gesetz, welches das Kirchliche mit dem Weltlichen so eng vermische, den Keim beständiger Kämpfe und Reibungen; fortan werden leicht alle religiösen Fragen in das politische Gebiet hinübergezogen werden, und umgekehrt, die politischen Fragen in das religiöse.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Sonnabend den 26. December.

N^o 104.

Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande
von J. J. H. in L.

Sechster Brief.

(Schluß.)

Ein eigenthümlicher Uebelstand der jetzigen Stellung des Christenthums im Waadtlande besteht darin, daß man ansehen, es fast aufgeben wird, manche nöthige, wichtige Änderungen vorzunehmen oder nur vorzuschlagen, weil man befürchten wird, die geringste Änderung möchte das Zeichen zu einem Eingreifen anderer Art von Seiten des Radikalismus geben. Und doch sind Änderungen, Verbesserungen so nöthig, wenigstens meines Erachtens, nach dem zu urtheilen, was ich Ihnen zu allererst über das kirchliche Leben und seine Formen mitzutheilen die Ehre hatte. Wie viel besser, so muß man glauben, wäre es gewesen, wenn man vorerst, ohne sich Jahre lang mit Verfassungsprojekten herumzutragen, die am Ende zu dem schlimmsten Resultate führten, ernstlich an einen besseren Katechismus, an ein neues Gesangbuch, an kirchliche Feier der Charwoche, an öftere Austheilung des heiligen Abendmahls, an eine würdige Vertretung der Kirche bei den Leichenbegängnissen u. a. dgl. gedacht hätte. So wie die Regierung von der Geistlichkeit ihr Gutachten über die einzuführende Verfassung verlangte, so möchte sie von derselben mit ebensoviel Recht, am besten mit Zuziehung von Abgeordneten der Gemeinden, ein Gutachten über die anderweitigen desideria und wünschbare Verbesserungen der Formen des kirchlichen Lebens fordern. Die Regierung konnte zu deren Ausführung alle mögliche Hülfe bieten. Auf diese Weise wären einige der Mängel, durch welche die christliche Bewegung anfangs zum Theil in eine gegen die Nationalkirche feindselige Stellung gestellt worden war, abgeschafft, der christlichen Bewegung selbst ein bedeutendes Lebenselement gegeben, hingegen dem Ganze zur Dissidenz eines seiner wichtigsten Nahrungsmittel entzogen worden. Doch davon abgesehen, so ist doch so viel gewiß, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo an dergleichen Reformen alles Ernstes gedacht werden sollte. Es ist aber nicht der mindeste Anschein dazu da. Die Meinungen und Wünsche stehen sich zu schroff entgegengesetzt gegenüber. Mit dem Popanz des Methodismus vermag man die wohlthätigsten Vorschläge zu vereiteln. Zudem wirft sich die Aufmerksamkeit neuerdings auf die Verfassung, die 1841 in Kraft treten soll. Man sollte diese Angelegenheit hinter sich haben, damit im Reinen seyn, und siehe da, woran seit fünf Jahren so viel Zeit und Kraft verschwendet wurde, das droht neuerdings und aus wohlbegründeter Ursache, edle Kräfte zu absorbiren. Schon haben die Angriffe auf die noch nicht ins Leben ge-

tretenen Verfassung begonnen in einigen kleinen schriftlichen Aufsätzen. Sie werden mit viel Gewandtheit und Geschicklichkeit geführt, und bezwecken nichts Anderes, als das Gesetz über die Kirchenverfassung geistig zu vernichten. — So sehr nun manche der gemachten Ausstellungen richtig sind, so leidet doch das ganze Unternehmen an dem Uebelstande, daß es von denselben Vertretern der strengen Presbyterialverfassung und der Theorie der Trennung von Kirche und Staat ausgeht, wovon ich weiter oben gesprochen. Um deswillen kann es niemals bei der Mehrzahl der Geistlichkeit Anklang finden. Diese wird dann auch ihre Meinung äußern, und ein neuer Streit über die noch nicht ins Leben getretene Kirchenverfassung sieht bevor. Er droht uns mit zwei Uebeln; erstens steht zu befürchten, daß darüber wachsender Zwiespalt inmitten der Geistlichkeit entstehe in einem Zeitpunkte, der Einigkeit und Zusammenhalten so dringend erfordert. Damit hätte der Radikalismus gewonnenes Spiel, nach dem Grundsatz: divide et impera. Das andere Uebel, womit uns jener wahrscheinliche Streit bedroht, ist dieses, daß man, immer nur um Formen, um äußere, außerwesentliche Dinge sich bekümmern und darüber streitend, versucht werde, das Innerliche, Wesentliche zu vernachlässigen, und jenem eine zu große Bedeutung zu geben. Und doch sehe ich wohl ein, daß, wie die Sachen einmal stehen, diese Formen der Kirchenverfassung nothwendig noch eine Zeitlang die Geister beschäftigen müssen.

Wenn man die ganze Lage der Kirche überschaut, so scheint es natürlich, daß manche scharfblickende Männer der Meinung sind, wir befänden uns auf geradem Wege zur Trennung von Kirche und Staat. Die Freunde der Trennung sind der Ansicht, daß die unwürdige Fessel, welche der Staat der Kirche angelegt, zu manchen Bedrückungen von Seite des Staates Anlaß geben, und so am Ende als Reaktion die Trennung herbeiführen könnte. Ich für meinen Theil kann diese Ansicht nicht theilen. Doch wer vermag den Schleier der Zukunft zu lüften? So viel scheint gewiß, daß Reibungen zwischen den beiden feindseligen Richtungen, und vielleicht Erschütterungen folgen werden. Die Geister werden noch aufeinander plagen, und sie müssen es, soll anders die Wahrheit an den Tag kommen. Die beiden Richtungen müssen sich selbst noch bestimmter ausprägen, und das Aufeinanderplagen muß eben diesen Prozeß befördern.

So habe ich Ihnen meine Ansichten, Urtheile, Wünsche, Hoffnungen und Besorgnisse in Bezug auf die religiös-kirchlichen Zustände des Waadtlandes mitgetheilt. Es war mir ein wahres Bedürfnis, mich einmal darüber auszusprechen, was Geist und Herz schon seit mehreren Jahren in Anspruch genommen und beschäftigt. Der Herr ist mit seiner Kirche des Waadtlan-

des, dies ist gewiß Ihre Hoffnung und Zuversicht. Es ist auch die meine.

Im zuversichtlichen Glauben an diesen Einen Herrn, der heute und gestern und in alle Ewigkeit derselbe ist, mit Ihnen verbunden,

verharre ich mit dem Ausdrucke u. s. w.

P. S. Ich kann nicht schließen, ohne einen Vorwurf zu berühren, der in frühern Artikeln Ihres Blattes den Freunden der Konfession gemacht wurde, daß sie nämlich nicht gehörigen Eifer in Vertbeidigung ihrer Sache zeigten, und durch das Beispiel der Zürcher beschämt würden. Daß mehr Eifer und Thätigkeit hätte entwickelt werden können, will ich nicht abstreifen. Doch ist es nicht ganz richtig, den Kanton Waadt und den Kanton Zürich in genannter Beziehung nebeneinander zu stellen. Im Kanton Zürich handelte es sich darum, den höchsten theologischen Lehrstuhl einem Manne zu übergeben, der den Unglauben auf den höchsten Punkt getrieben; es handelte sich darum, in die Reformationspläne einer Regierung einzugehen, die den moralischen Kredit verloren hatte. Der letzte Funke von religiösem Gefühl im Volke mußte durch solches Beginnen angefaßt werden. Hingegen im Waadtlande wurde vom Radikalismus allerdings schlauer Weise die Bibel in Ehren gelassen, und nur das Symbol angegriffen, das im Volke wenig bekannt war, und schwerlich im Volke verbreitet werden konnte. Im Kanton Zürich wollte man das Christenthum geradezu umstürzen, im Waadtlande aber unterminiren, und zwar auf eine nicht in die Augen fallende Weise. Nach den Zeugnissen vieler Geistlichen würde ein Versuch zum Umsturze des Christenthums im Waadtländischen Volke den entschiedensten Widerstand finden; es sei denn, daß man es durch seinen Haß gegen den Methodismus vollkommen zu blenden, und irre zu leiten wüßte, was doch nicht wahrscheinlich ist.

M a c h r i c h t e n .

(Aus der Schweiz.) (Fortsetzung.)

Die dritte Schrift ist im Oktober erschienen unter dem Titel: „Das Kirchengesetz, vom religiösen Gesichtspunkt beurtheilt.“ (De la Loi ecclesiastique, sous le point de vue religieux.) Wir sahen schon oben, daß das ganze Gesetz auf dem Princip der Oberherrschaft des Staates selbst in den geistlichen Dingen beruht. Nun kann sich aber dieses Princip ebensowenig mit dem Evangelium als mit unserer Verfassung versöhnen. Selbst die wärmsten Anhänger des Bundes zwischen Staat und Kirche, erkennen doch einstimmig die Unbefugniß des ersten in geistlichen Dingen, und gestatten ihm ein Recht *circa sacra*, nicht aber *in sacris*. Der Herr selbst hat sein Reich von dem Reiche der Welt sorgfältig unterschieden; seine wahren Träger werden der weltlichen Obrigkeit in allen weltlichen Dingen gehorchen, aber in den Angelegenheiten ihres Heils werden sie sich nie ihrer Leitung unterwerfen. — Der Große Rath repräsentirt die Mehrheit der Waadtländischen Bürger, und wird also die Lehre und den Kultus unserer Kirche bestimmen, nach dem Willen dieser Mehrheit. Aber aus welchen Elementen besteht diese Mehrheit? Kann sie nicht zusammengesetzt seyn aus Menschen von allerlei Sekten und Gemeinschaften, vielleicht sogar

aus solchen, welche keiner Kirche angehören! Diese Mehrheit (repräsentirt durch den Großen Rath) wird also das Recht haben, uns eine neue Religion zu geben, den alten Glauben durch einen neuen zu ersetzen, wie wenn überhaupt die Religion etwas wäre, was der Mensch nach Belieben **machen** kann! Ein solches Princip ist widerchristlich, ist **gottlos**! — Was wir übrigens für eine neue Religion von unsern Gesetzgebern zu erwarten haben, das können wir schon schließen aus solchen Äußerungen, welche in gewissen Regionen gangbar sind: „Man wolle nicht mehr den evangelisch reformirten Glauben; man wolle nichts mehr von dem Christenthum der Reformatoren; man wolle ein gereinigtes, vernünftiges Christenthum! Fort mit den *monmiers*! u. s. w.“ — Ferner zeigt Burnier, daß die anderen Bestimmungen des Gesetzes diese so unermeßliche Macht des Staates in Glaubenssachen nur dem Scheine nach beschränken. Man behaupte zwar, der Große Rath habe seiner Allmacht in Glaubenssachen selbst eine Schranke gesetzt, indem die neue Eidcesformel den Geistlichen vorschreibe: „Das Wort Gottes rein und unverfälscht, wie es in der heiligen Schrift enthalten, zu predigen“: dadurch habe sich der Große Rath gleichsam verpflichtet, selbst nichts gegen die reine Lehre zu verordnen. Aber jedem Geistlichen werde ja überlassen selbst zu entscheiden, worin die reine, unverfälschte Lehre bestehe; so werde der eine das Heil aus Gnaden in dem Worte Gottes sehen, ein anderer das Verdienst der Werke u. s. w. — Ebenso wenig werde die Macht der weltlichen Behörden beschränkt durch die Bestimmung, daß die Geistlichen wegen Übertretung dieses Eides vor ein Geschwornengericht gezogen werden können; denn da die Helvetische Confession abgeschafft sey, werde diese Jury ohne Gesetz, ohne Regel, also ganz nach Willkür richten: und überdies werde sich der Staatsrath wohl hüten, das Gericht einzuberufen, bis die Zeit gekommen sey, wo er hoffen könnte, daß eine solche Behörde ihm ganz ergeben wäre; er würde sich wohl hüten, ein solches Gericht einzuberufen, welches einen Rationalisten verdammen, oder einen Methodisten freisprechen würde! Ebenso finde die weltliche Omnipotenz in der Synode keine Beschränkung, denn die Beschlüsse der Synode seyen bloße Vorarbeiten, theologische Gutachten, mit welchen die Obrigkeit machen kann was sie will.“

Diese drei Schriften haben zahlreiche Leser gefunden, und haben vielleicht nicht wenig dazu beigetragen, richtigere Begriffe über den Charakter und die wahrscheinlichen Folgen dieser neuen Kirchenverfassung im Publikum zu verbreiten. Die zwei ersten sind sogar durch einen kleinen Verein von einigen Geistlichen und Laien zu 2000 Exemplar wieder abgedruckt, und im ganzen Kanton an alle Mitglieder des Großen Rathes, Oberamtänner, Municipalbehörden, Pfarrer, Schullehrer u. s. w., unentgeltlich versendet worden.

Zwei andere Schriften sind noch zu erwähnen, in demselben Geiste, und mit demselben Zwecke verfaßt: Zuerst ein „Hirtenbrief auf Anlaß des neuen Kirchengesetzes (Lettre Pastorale, à l'occasion de la nouvelle loi ecclesiastique) mit dem Motto 2 Cor. 2, 18., verfaßt von Bulliet, Pfarrer zu Arzier, einem der treuen Zeugen der Wahrheit in unserem Lande, der schon vor einem Jahre sich viele Mühe gegeben hatte, seine Pfarrkinder über die Nothwendigkeit der Helvetischen Confession zu unterrichten. Der Hauptinhalt des Briefes ist folgender:

„Liebe Pfarrkinder! Ihr könntet Euch mit Recht wundern, wenn Euer Seelsorger, welcher wie ein Wächter über Euch gestellt ist, bei Anlaß der Kirchenverfassung, mit welcher eine neue Epoche in der Geschichte unserer Kirche anfangen wird, kein Wort der Liebe und Warnung an Euch richtete. Ich will Euch also 1. ankündigen, welche Lehre Ihr in der Zukunft aus meinem Munde zu hören erwarten könnt.

Dieses neue Gesetz hat zwar die Helvetische Confession als Regel für die Prediger abgeschafft; aber die in derselben enthaltenen Wahrheiten hat es nicht abschaffen können. Diese Wahrheiten beruhen auf der heiligen Schrift, und deswegen ist es für mich Gewissenssache, mich an dieselben in meinen Vorträgen zu halten wie bisher. — Aber 2. auch Ihr müßt zur Bewahrung dieses heilsamen Glaubens das Ewige beitragen. Da jedem Geistlichen jetzt freisteht zu predigen was er will, so haben wir keine Bürgschaft mehr für die Erhaltung des Glaubens, als die Treue des Herrn und Eure eigene Wachsamkeit. Ihr könnt sicher seyn, meine Geliebten, daß wenn Ihr nicht durch eifrige und ununterbrochene Gebete dem Haupt der Kirche diesen Theil seines Erbes anempfiehlt; wenn Ihr ihn nicht bittet, Eure Seelsorger mit seinem Geist des Lichtes, der Frömmigkeit, des Glaubens zu erfüllen; wenn Ihr Euch nicht täglich mit Euren Familien im Worte Gottes unterrichtet; wenn Ihr den öffentlichen Gottesdienst nicht fleißig besucht, und nachher, wie die Völker, das Gehörte mit der Schrift vergleicht; Ihr könnt sicher seyn, daß wenn Ihr dieses zu thun unterlasst, allerlei verderbliche Sekten sich in unserer lieben Kirche erheben werden; sie wird durch allerlei Irrlehren vergiftet werden! Der Damm, welcher den Weinberg beschützte, ist weggerissen worden; wenn Ihr ihn durch Euren Eifer, Eure Wachsamkeit nicht alsbald ersetzt, so werden die wilden Schweine und alle Thiere des Feldes sich auf unseren Weinberg werfen, ihn verwüsten, mit Füßen treten, vernichten!“

Dieser Hlutenbrief ist von Bulliet zunächst für seine eigene Dorfgemeinde verfaßt und in derselben verbreitet worden. Er wurde aber von einem Verein gläubiger Laien dem Druck übergeben, um allen Geistlichen im Canton das Mittel zu verschaffen, das Gleiche zu thun. Wäre es geschehen, so hätte ohne Zweifel dieses Wort der Warnung viel dazu beitragen können, den Glauben neu zu beleben, und die Aufmerksamkeit vieler auf die jetzt immer mehr angefochtene evangelische Wahrheit zu richten. Die Verbreitung dieses Briefes wäre auch von Seite eines jeden Geistlichen eine feierliche Verpflichtung gewesen, in der alten Lehre treu zu beharren. Aber leider haben sich nur etwa zwölf bis funfzehn Pfarrer bewegen gelassen, dem edeln Beispiel Bulliet's zu folgen; die Meisten gaben vor, ihre Lehre sey ihren Gemeinden ja schon genug bekannt und eine solche Erklärung wäre ganz zwecklos (!), oder würde die Gemüther beunruhigen; von einigen wurde sogar die Schrift Bulliet's mit großem Widerwillen und harten Reden zurückgewiesen.

Die andere Schrift, auch von Bulliet verfaßt, führt den Titel: „Anrede an die Zwanzigtausend von 1839 durch einen ihrer Freunde“ (Adresse aux Vingt Mille de 1839 par un de leurs amis), mit dem Motto Prov. 22, 28. Sie ist bestimmt, die etwa 20,000 Waadtländer, welche im December 1839 sowohl für als gegen die Abschaffung der Helvetischen Confession Mitschriften an den Großen Rath eingesandt haben (vgl. Ev. R. Z. Januar 1840), auf die wahrscheinlichen Folgen des Beschlusses dieser Behörde aufmerksam zu machen. Auch diese Schrift ist durch ihre Klarheit und Lebendigkeit sehr ausgezeichnet.

Bulliet erinnert zuerst an die Umstände, in welchen die Helvetische Confession zur Zeit der Reformation entstanden war, bewertet, sie sey notwendig gewesen, um die Wahrheit Gottes in unserer Kirche zu bewahren, und um Irrlehren und Streitigkeiten zu verhindern. Jetzt aber sey, trotz des Art. IX. der Verfassung (durch welchen wir unsere Kirche in ihren heiligen Rechten beschützt glauben), die alte Eidesformel, welche die Prediger auf die Helvetische Confession verpflichtete, abgeschafft, und durch eine neue ersetzt, welche jedem die Freiheit gestatte, zu predigen was er will, und also

allen Irrthümern eine weite Thüre öffnet. Also werde unsere Kirche am 1. Januar 1841 aufhören zu seyn, was sie bisher gewesen; sie scheide von ihrem alten, bestimmten, wohlbekannten Glauben; sie leide eine neue Reformation, oder eher eine Revolution; sie höre auf, eine Evangelisch-Reformirte Kirche zu seyn; sie werde seyn eine skeptische, indifferente, tausendfarbige Kirche, die Kirche der Widersprüche, des Lichts und der Finsterniß, Christi und Belial's u. s. w.“

Ohne Zweifel ist durch diese verschiedenen Schriften das Ansehen des neuen Gesetzes im Voraus sehr erschüttert. Aber es ist auch nicht zu bezweifeln, daß demungeachtet die neue Kirchenverfassung am 1. Januar in's Leben treten wird, und vielleicht Jahre, Jahrzehende bestehen mag. Denn sie ist in einiger Hinsicht der Ausfluß des Gesamtwillens, und vielleicht könnte bei einer neuen Berathung jetzt nichts Besseres herauskommen. Erstens kann man von der Regierung gar nicht erwarten, daß sie ihr Machwerk schon jetzt vernichten, und durch ein neues Gesetz ersetzen werde. Es hat sich auch gezeigt, daß die Mehrheit des Großen Rathes der evangelischen Lehre abgeneigt ist, und von dem wahren Wesen der Kirche keine Begriffe hat; die kirchlichen Angelegenheiten werden nicht anders behandelt wie das Straßen- oder Forstwesen u. s. w. Wenn es auch einige wenige (weistens durch Geburt und Vermögen hochgestellte) Laien gibt, denen der Glaube unserer Väter theuer ist, und welche ihr Interesse z. B. durch den Druck und die Verbreitung der Schriftin Burnier's und Bulliet's thatsächlich zeigen, so muß man auch bekennen, daß die Mehrzahl der Waadtländer bei diesen großen Fragen ganz gleichgültig bleiben, und nicht einmal recht wissen, was der alte Glaube sey oder nicht. — Was endlich die Geistlichen betrifft, so sind ihrer wohl eine gewisse Anzahl, welche das über unserer Kirche schwebende Unheil klar einsehen, und irgendwie dem neuen Gesetz entgegenzuwirken entschlossen sind; wir nennen u. A. Prof. Vinet, Burnier, Bulliet, Germond, Golliez, Favre, Gaudard u. s. w. Aber sie bilden auch nur eine sehr kleine Mehrheit. Bei weitem die größere Anzahl, obwohl von Herzen der Wahrheit ergeben, glauben nicht, daß das neue Gesetz so verderbliche Folgen haben werde, oder meinen wenigstens, jetzt sey nicht der Augenblick, seine Abschaffung oder Abänderung zu verlangen. Jeder fehlt es auch nicht an Solchen, welche durch niedrigere Gründe bewegt werden, und welche mit jeder Kirchenverfassung recht wohl zufrieden sind, welche sie in ihren Gewohnheiten und dem ruhigen Besitze ihres Gehalts nicht stört (Jes. 56, 10—12.).

Unter Große Rath ist gegenwärtig zu seiner ordentlichen Herbstsitzung versammelt. Mehrere Prediger haben schon eine Mitschrift eingesandt, um die baldige Abschaffung des Gesetzes zu verlangen. Andere, in geringerer Anzahl, Burnier an ihrer Spitze, haben sich nicht damit begnügt, sondern haben (da es sehr wahrscheinlich ist, daß der Große Rath über diese erste Mitschrift zur Tagesordnung schreiten wird) noch dem Staatsrath (als der volkziehenden Behörde) eine Erklärung zukommen lassen, worin sie „gegen das Grundprincip des Gesetzes protestiren und ankündigen, daß sie die Freiheit, welche das Gesetz selbst gestattet, gebrauchen werden, um sich auf die eigentliche Seelsorge zu beschränken, aber der thätigen Mitwirkung in der Leitung (und Beirathung) der Kirche zu enthalten.“ Fernere Mittheilungen folgen später.

3. Jahresversammlungen christlicher Vereine in der Schweiz.

Mit einigen Nachrichten über die Jahresversammlungen der religiösen Vereine in Genf, in Bern und im Waadtland, welchen ich

selbst beigewohnt habe, will ich meine Mittheilungen an die *Ev. R. Z.* diesmal schließen. Diese christlichen Feste sind besonders darum interessant, weil dabei die verschiedenen Zweige der Thätigkeit für das Reich Gottes überschaut, und zugleich die noch vorhandenen Bedürfnisse in Betracht gezogen werden.

Am 18. Juni hat die evangelische Gesellschaft in Genf ihr neuntes Jahresfest gefeiert. Einige Hundert Zuhörer waren in dem *Oratoire* (dem schönen, geräumigen, auf Kosten der Gesellschaft gebauten Tempel) schon vor 10 Uhr Morgens versammelt, und unter ihnen zahlreiche Geistliche als Repräsentanten der Kirchen Frankreichs, England's, Schottland's, und des Kantons Waadt. —

In der Eröffnungsgerebe machte der Präsident Herr Gautier darauf aufmerksam, wie noch in dem letzten Jahre die Treue des Herrn sich an der evangelischen Gesellschaft erwiesen habe; namentlich in einem Augenblick, wo ihre finanzielle Lage sehr bedenklich war, habe der Herr die Herzen so gelenkt, daß binnen zwei Monaten nicht nur die bedeutende Schuld von 44,000 Schweizerfranken gedeckt, sondern noch ein Überschuß von 21,000 Schweizerfranken vorhanden war.

Dann wurden die Berichte über die einzelnen Zweige der Thätigkeit der Gesellschaft vorgelesen. In dem Berichte über die theologische Schule (vom Herrn Prof. Merle verfaßt) wurde mit großer Klarheit und Wärme die Nothwendigkeit der Gründung der Schule hervorgehoben, als einer thatsächlichen Protestation gegen den Socinianismus der Nationalkirche, welcher noch legitimt durch die Vorträge des neuen Professors der Kirchengeschichte, Châtel (f. *Ev. R. Z.* März 1840), und durch die Dogmatik Chenevière's (s. oben) in ein helles Licht gestellt worden ist: aber auch die Nothwendigkeit ihrer Fortdauer, als einer Anstalt, in welcher, fern von unchristlichen Einwirkungen, die evangelische Lehre sich rein und unversälicht erhalten könne, während andere theologische Fakultäten französischer Zunge in Frankreich und im Kanton Waadt gar nicht die nämliche Sicherheit gewähren; in Frankreich nicht, weil, obschon die Anstellung Monod's und de Felice's in Montauban als sehr erfreulich betrachtet werden muß, doch von einer römisch-katholischen Regierung kein lebendiges und dauerhaftes Interesse für die Wahrheit erwartet werden darf; im Kanton Waadt nicht, weil, obwohl die **jetzigen Professoren** der Theologie alle evangelisch seyen, seit Abschaffung der Helvetischen Confession, alle Irrthümer sich nach und nach, sowie der Kanzeln, auch der Lehrstühle werden bemächtigen können.

Ein anderer Hauptzweig der Thätigkeit der Gesellschaft ist die Verbreitung des Evangeliums in Frankreich, vermittelt eigentlicher Prediger, welche z. B. in Châlons, Macon u. s. w. angestellt sind, und Colporteurs, welche Exemplare der heiligen Schrift verkaufen und gelegentlich auch dieselbe erklären. Im Winter 1839—40 haben acht und vierzig solche Colporteurs, theils Schweizer, theils Franzosen (sowohl bekehrte Katholiken als Protestanten), unter der Leitung der Gesellschaft in funfzehn Departements Frankreichs gearbeitet; sie haben 4500 Exemplare der heiligen Schrift und gegen 40,000 Traktate verbreitet, und sind für die Bekehrung mancher Seele ein Werkzeug geworden. Wir können uns nicht enthalten, die schönen tiefen und durch die letzten Unruhen in Frankreich, namentlich den Mordversuch

gegen Ludwig Philipp noch bestätigten) Worte, mit welchen Herr de Wattenville seinen Bericht über die Thätigkeit der Colporteurs beschloß, anzuführen.

„*M. S.*, welches ist das Land, in welches wir jährlich unsere Prediger, Evangelisten, Colporteurs senden? Es ist das Land, dessen innere Stürme das alte Europa umgestaltet haben; das Land, dessen Bewegungen wie die Wogen eines brausenden Meeres, sich bis an's Ende der gebildeten Welt ausbreiten; das Land endlich, an dessen Schicksal das Schicksal Eures Vaterlandes, Eurer Vaterstadt so eng geknüpft ist, daß Ihr beim ersten Kanonenschuß, welcher in Paris ertönt, vor Angst erbebet, oder vor Freude jauchzet! Es ist das Land, welches die Rechte der Menschen überschätzt, die Rechte Gottes aber vergessen hat! Im Namen der Vernunft hat es die Gängelbänder der Leichtgläubigkeit, wie die Ketten der Abgötterei von sich geworfen. Aber der Glaube, der christliche Glaube, einziger Schutz der Freiheit, aber die reinen Sitten, Töchter der Religion, wo sind sie? Im Palast wie in der Strohhütte; auf der Wachtube, wie in dem Studierzimmer des Gelehrten; in der Werkstätte, wie auf den Stufen des Thrones, finden wir überall Unglauben, Sittenverderbniß, den scheußlichen Selbstmord! Die Zeitungen sagen uns, daß die Gerichtshöfe diesen Strom nicht aufzuhalten vermögen, daß die Gefängnisse und Kerker überfüllt sind, daß überall die Freiheit in Ungebundenheit ausgeht. Die Philanthropen suchen ein Mittel, um diesen Baum, der so bittere Früchte trägt, zu heilen; aber da sie selbst in der Finsterniß liegen, so heißt es das Licht von der Finsterniß verlangen. Ihre Augen sehen nicht die „*Sonne der Gerechtigkeit, welche Gesundheit in ihren Strahlen trägt!*“ — Das Wort Gottes, das heilige Wort Gottes, ist es allein, welches Frankreich heilen kann. Wohlan! wir wollen es werfen mit vollen Händen auf diesen Vulkan, der immer im Begriff ist, seine Lava auf die umgebenden Länder auszuspeien; bald werden seine Flammen erlöschen, und seine Rauchwolken werden sich verwandeln in eine Lichtsäule, an welcher sich die Völker erfreuen sollen!“

Nach diesen Berichten nahmen mehrere anwesende Geistliche und Laien das Wort; besondere Aufmerksamkeit erregte die Rede des Herrn Prediger Castet aus St. Peray, im Dienst der evangelischen Gesellschaft von Frankreich, der zur Verbreitung der guten Botschaft in seinem unglücklichen Vaterlande mit rührender Beredtheit aufforderte. „Wahr ist es (so sprach er), Frankreich hat über Euch viel Unheil gebracht. Wohlan! Ihr sollt nun das Böse mit Gutem vergelten, nach dem Beispiele desjenigen, der noch am Kreuze für seine Feinde betete! Bedeckt Frankreich mit Evangelisten, Colporteurs, Bibeln; das sey Eure Sache!“ — Dann erzählte er einige Thatfachen, welche von dem in Frankreich herrschenden Unglauben hinlänglich zeugen. In einem Elswagen sey er selbst einmal beschimpft, beinahe gemißhandelt worden, nur darum, weil er den Namen Gottes ausgesprochen hatte! Ein anderes Mal, als er auf einem Dampfschiffe ein ernstes Gespräch anknüpfen wollte, wurden Matrosen und Passagiere so erbittert, daß sie nahe daran waren, ihn über Bord zu werfen!!

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1840.

Mittwoch den 30. December.

N^o 105.

Litterarisches.

A. Jung. Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. Braunsberg, bei Model, 1840. 135 S. 8.

Daß es mit den Extremen dieses Titels noch einmal auf das zum Überdruß besprochene Ebelsche Thema abgesehen ist, läßt sich errathen. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man diesen Gegenstand durch die vorliegende Schrift irgendwie gefördert oder gar zum Abschluß gebracht meinte. Nachdem man sich durch 74 Seiten Vorbereitungen hindurchgearbeitet, erklärt der Verf. wiederholentlich ziemlich naiv, daß man doch eigentlich — und er hat hierin Recht — über diese Angelegenheit noch nicht urtheilen könne, indem die Untersuchungsakten weder geschlossen, noch publicirt wären. Er würde hieraus richtig geschlossen, noch publicirt wären. Er würde hieraus richtig geschlossen haben, daß es sich ziemt, über eine Sache zu schweigen, von der man nichts zu sagen habe, wenigstens nichts Besseres, als schon lange zuvor gesagt sey. Nichts desto weniger aber rafft er ein überaus dürriges Bild der theoretischen und praktischen Zerthümer Ebel's auf wenigen Seiten zusammen, und ergeht sich in der Beurtheilung und Besprechung derselben von dem hohen Pferde moderner Spekulation herab. In der That, man weiß unter diesen Umständen zunächst nicht recht, was der Verf. eigentlich will. Daß er ein Buch schreiben wollte, ein Buch, daraus als aus einem Spiegel das eigene liebe Bild ihm entgegenschleße: das wäre einem Manne nicht zu verdenken, der für die Litteratur überhaupt dergestalt enragirt ist, daß er dieselbe (S. 57.) einen „Kultus“ nennt, „der seines Gleichen an Göttlichkeit sucht.“*) Aber der Springpunkt des Büchleins liegt anderswo. Herr Jung spielt nur ein wenig Versteck mit seinen Lesern. Es geht nämlich derselbe, wie wir hören — wir müssen's nur verrathen — eigentlich darauf los, unsere Stadt mit einer Litteraturzeitung zu beschenken, und auf diese Weise den spekulativen Geistern, deren es, seinem Berichte nach, in unseren Mauern bereits die Menge gibt, aus ihrem Gefängniß zu helfen. Die Sache muß aber doch erst „begriffen,“ die innere Nothwendigkeit eines neuen kritischen Tribunals „aufge-
wiesen“ werden. Zu dem Ende wird der großmächtige Anfaß genommen, mit dem das Büchlein beginnt, und der recht nach einem Parturiant montes aussähe, wenn es auf nichts Anderes abgesehen wäre, als die Schönherrschs Keckerei zu erschlagen, welche schon längst nicht bloß verendet, sondern auch beerdigt und vergessen ist. So aber bekommt der ganze erste Theil sein:

die, eur hic? — Es wird darin nämlich eine Übersicht über die Geschichte des philosophischen Geistes in Königsberg gegeben. Weil aber bei gewissen Leuten Philosophie, Wissenschaft, Bildung, Kultur u. s. w. aus guten Gründen Alles identisch ist: so wird das auch hier die „neuere Kulturgeschichte“ genannt. Dabei werden drei Perioden unterschieden, nämlich „die erste von Kant bis Herbart, die zweite von Herbart bis Rosenkranz, die dritte von Rosenkranz bis“ — nun, der geneigte Leser merkt wohl! — Hier wollen wir es jedoch um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß sich in diesem ersten Theile manches Gelungene befindet, offenbar deshalb, weil der Verf. sich hier auf einem bekannteren Boden bewegt, und überdies mehr schildernd als räsonnirend; namentlich erscheint das über Herbart und seine Eigenthümlichkeit Gesagte (S. 35 f. u. 47.) recht befriedigend. Am Schlusse dieser ersten Abtheilung ist eigentlich schon erreicht, worauf es ankam. Er kommt auf die Journalistik zu sprechen, auf das Mißgeschick Königsbergs in dieser Beziehung, auf das Selbstbewußtseyn, das man habe in Betreff „deß, was wir leisten könnten;“ es heißt, wir werden zur That schreiten müssen, um Deutschland und der Welt auch in litterarisch-geselliger Hinsicht zu zeigen, daß Königsberg da ist. — Wir sind eben so etwas selbst, als etwa Berlin. Königsberg muß sich in sich selbst fassen. Es fehlt uns nur an einem Organ, durch welches wir uns vor dem übrigen Deutschland würdig vertreten ic.“ (S. 55 f.). Kurz, wer sähe nicht, es ist periculum in mora. Lucina, hilf! — Inzwischen aber muß noch das vorgeschobene Thema abgewickelt werden. Es währt sehr lange; aber was hätte auch ein Hegeling nicht Alles auf dem Herzen, wenn er auf den Pietismus zu reden kommt, und nun gar die Extreme des Pietismus! — Es beginnt daher der zweite Theil mit einem kritischen Überblick über den Pietismus. Der Verf. weiß nämlich von einem eigentlich christlichen Glauben und Leben, von einer Kirche und deren Entwicklung so gut als nichts. Was sich dieser Art regt, das ist eben „Pietismus“ — im siebzehnten Jahrhundert der religiöse, im achtzehnten der schönfärlige, im neunzehnten der wissenschaftlich-social. Der schönfärlige ist so unglücklich, die vorliegenden Extreme verschuldet zu haben. Eine mythische Ader habe sich immer schon durch die Königsberger Philosophenzunft gezogen. Schon bei J. G. Hamann soll es durch die Atmosphäre Königsberg bedingt seyn (S. 18.); auch Hippel, Herder, Werner, A. Bock, E. T. A. Hoffmann sollen das Contagium bei sich getragen und der ganze Desinfectionsproceß der Kant'schen, später Herbart'schen Periode wenig verschlagen haben. Aber herausgebrochen wie eine Eiterbeule ist das Alles erst in der Schönherr's, näher Ebelschen Lehre. So ungefähr wird nach

*) Und nach Allem, was wir wissen, ist der Verf. nicht einmal ein Jude.

des Verf. Ansicht das Extreme des hiesigen Pietismus „be-griffen.“ Dann folgt auf fünftehalb Seiten endlich das Ge-spenst selbst, um welches sich angeblich all dieser Kram dreht — die Ebelsche Häresie; Beides von Innen und Außen, theoretisch und praktisch. Der Verf. hat nämlich einen Schemen vor sich hingestellt, wie eine Vogelscheuche etwa, welche er von oben bis unten mit bunten Flicken aus den Ebelschen Theologumenen dicht bedeckt. Nach Vollendung desselben rümpelt er sich, rechts und links ritterlich grüßend, in einem „geschichtlich-kritischen Über-blicke“ zum Kampfe, legt die Lanze ein und durchbohrt der Puppe zuerst ihr böses, dualistisches Herz, quo facto das Schwerdt gezogen und Stück für Stück alles noch Ubrige in den schul-gerechtesten Hieben heruntergeschlagen wird. Nach der wohlge-lungenen Vernichtung des Hauptgegners, dieser bösen Brut des schönseligen Pietismus, sieht sich unser Ritter im Hochgefühl des Sieges auf dem Wahlplatze umher. Sein Auge fällt auf den noch lebenden „wissenschaftlich-socialen Pietismus.“ Sofort schwingt er auf's Neue das kampfsgeübte Schwerdt. Aber siehe — er gesieht es selbst — es gelingt ihm nicht, diesen Lindwurm unserer Zeit, trotz seiner „nachträglichen Bemerkungen,“ nieder-zumachen. Dafür wirft er im Ärger mit dem Kothe des Je-suitismus und Quietismus nach seinem verhassten Gegner, droht ernstlich mit einer philosophischen Geschichte des Pietismus und liefert zum Schlusse, „von nichts Anderem getrieben, als von dem Interesse der Wissenschaft,“ das Programm für das letzte und höchste, noch über Strauß hinausliegende und noch zu erwartende Stadium der spekulativen Dogmatik, als die Sühne zugleich und die Krone modernster Gottesgelahrtheit.

Dahin kann es mit den Extremen des Pietismus kommen, wenn sie in gute Hände fallen! — Oder im Ernste, auf solche Confusion kommt es heraus, wenn man, berauscht von etlichen Gedanken, welche auf dem Wege ewiger Leserei sich in der Seele fixirt haben, und überfüllt mit den Wendungen und Res-pondenzen des neuesten Büchermarktes, über alles Mögliche öffent-lich zu reden sich für berechtigt und verpflichtet hält. Nichts ist in der That „tödiöser,“ als dieses pretentöse, vornehmthuige Be-schwägen der Tagesthemen, wobei man sichtlich viel mehr das Reden als das Thema im Auge hat. Ist doch die Wahrheit der Sache mit den vielen Worten nicht ein Haarbreit gefördert, höchstens durch den angerichteten Mischmasch verdunkelt. Die ganz unkritische, zufällige Zusammenstellung der Ebelschen An-sichten bleibt weit hinter dem bisher Gelesenen zurück. Das exercitium hegelianum, welches der Verf. drüber her macht und „einen geschichtlich-kritischen Überblick“ nennt — er hätte es immerhin schreiben mögen: aber warum dergleichen sofort der ganzen Lesewelt vorsetzen? Wohlabgeschrieben und sodann etwa Herrn Prof. Rosenkranz im Stillen vorgelegt, hätte es we-nigstens dem Verf. zu mannichfaltiger Belehrung gedient. Der genealogische Stammbaum endlich, welchen er von dem Ebela-nismus entwirft: sicherlich wird er von beiden Theilen perhor-reſcirt werden. Dieser wird den Pietismus nicht für seinen Vater, und der letztere jenen nicht für seinen Sohn anerkennen. Nicht weniger unzufrieden wird die Mystik seyn, in diese Ver-

wandtschaft zu gerathen. Und alle haben Recht. Ja, der Verf. selbst widerspricht seinen ausführlichen Deductionen, wo es zum Abschluß über Ebel und dessen Lehre kommt. Er versichert wiederholt (S. 81. 101. 115.), daß bei demselben weder von Heuchelei, noch von einem Raffinement der Sinnlichkeit die Rede seyn könne, sondern „nur von den äußersten Verirrungen der Phantasie und des Wirkens, immer aber so, daß dabei der Wille auf die lauterste Sittlichkeit gerichtet gewesen,“ überall trete auf's Deutlichste hervor, „daß es Ebel's stets um Darstellung reinster Sittlichkeit und Wiederherstellung desjenigen zu thun sey, was das Christenthum unendlich sinnreich (!) Ebenbild Gottes im Menschen nenne,“ ja, „daß **nur** der Schönherr'sche Dualismus Ebeln auf so extreme Irrwege gebracht, Ebel aber stets in seinem Her-zensgrunde das wahrhafte Christenthum sich bewahrt habe.“ War also Ebel mit seiner Gesinnung auf rechtem Grunde, und nur von Schönherr's theosophischen Theoremen irre geführt: wo bleibt der Pietismus, aus dem jene ganze Pan-dorenbüchse von geistlichen Ungeheuern, wie der Hierarchismus, der Jesuitismus u. s. w. hervorkriechen sollte? wo die Gefühl-schwelgende Mystik? wo die ganze geistliche Verwandtschaft? — Wir stimmen dem gerne bei und die einfache Lage der Sache lehrt's genugsam, daß Ebel's ursprünglich reines Streben durch die Schönherr'schen Spekulationen deteriorirt worden sey, wie-wohl ein solches Geschehen einerseits selbst schon auf eine zuvor eingetretene ethische Trübung nothwendig zurückweist, ander-erseits die Aufnahme einer so radikal verfehlten abentheuerlichen Weltansicht unmöglich ohne verderblichen Einfluß auf ethische Hauptpunkte bleiben kann: aber eben deswegen müssen wir die Anschuldigung eines Zusammenhanges mit Mystik und Pietis-mus zurückweisen, selbst wenn diese Worte in jenem schillernden Sinne genommen werden, wie es mit dem großen Haufen auch unserem Verf. beliebt, da denn mit beiden bald die gesunde Ent-faltung christlichen Glaubens und Lebens, bald die krankhafte-sten Auswüchse desselben in der Richtung der Gefühlschwär-merei oder heuchlerischer Wertheiligkeit gemeint sind. Ebel's christliches Leben ist an seinen theosophischen Träumereien ge-strandet; diese aber wurzeln in Schönherr, der jedoch selbst ganz original und unabhängig mit den seinigen dasteht. Die mystischen Anklänge in Hippel und Werner, wie die christ-lichen Erregungen und Erlebnisse Hamann's haben nicht den mindesten Zusammenhang mit Schönherr. Eben so wenig der geringe, kaum spürbare Rest des verlöschenden christlichen Lebens aus der Periode der sogenannten Pietisten in Königsberg, da im Gegentheil grade der Mangel jeder christlichen Gemeinschaft Schönherr'n selbst in das Labyrinth seiner gnostificirenden Spekulation hineintrieb. Die ganze Schönherr-Ebelsche Erschei-nung hat weder eine Vergangenheit, noch eine Zukunft in dem kirchlichen oder philosophischen Leben Königsbergs. Sie ist etwas durchaus Exotisches, und der Verf. hätte, wenn er einmal über diesen Gegenstand Gericht halten wollte, viel besser gethan, bei dem Grundtone seiner Schrift, bei der Isolirtheit des hiesigen geistigen Lebens zu bleiben, als aus welcher das Paradoxe und

Wunderliche der besprochenen Verirrungen völlig genügend abzuleiten gewesen. Allein, wo erwacht in unseren Tagen ein spekulatives Genie, das sich nicht alsbald zum Ritter schlagen möchte an dem Ungethüm des Pietismus und nebenher an dem Gräuel und Scheuel der Theologenzunft in corpore, an welcher denn auch unser Rede sein Müßigen weidlich zu kühlen weiß (f. S. 10. 11. 19. 35. 42. 45. 88. 1c.). Der Verf. ist aber in diesem öffentlichen Erguß seiner Herzensmeinungen nicht allein einem sehr erklärlichen Kiesel gefolgt, sondern, wie es die Vorrede mit einem überaus komischen Pathos „verlautbart,“ er hält diese „Öffentlichkeit“ für eine Nothdurft, eine Lebensbedingung, ein Aut-aut unserer Zeit. Und freilich, wenn ein ganzes Journal in Kopf und Fingern kribbelt, wie sollte der nicht der Öffentlichkeit das Wort reden. Wir entschuldigen ihn gern. Verdürb' er uns nur nicht im Voraus den Geschmack an seiner ganzen schriftstellerischen Zukunft und zukünftigen Öffentlichkeit mit seinem pretiosen, hochfahrenden, affektirten Auftreten. Es reizt unaussprechlich zum Lachen, zum Theil die geringsten Dinge in einer so wichtig thuenenden, anspielungsreichen, outriet geistvollen Sprache — bei welcher der Schreiber jedes dritte Wort eines bedeutsamen Unterscheidens werth geachtet hat — verhandelt zu lesen, und es erinnert lebhaft an ein früheres Skriptum des Verf. in dem „Telegraphen“ über Die Bull, darin derselbe schon aus den Jeshpizzen, den Beinkleidern, den Handmanschetten 1c. des auftretenden Künstlers die Originalität und hohe Meisterhaftigkeit desselben zu „begreifen“ und herauszulesen in einem „unendlich“ begeisterungsdrunkenen Wortschwall verführte. Die gute Laune, welche wir der Vorrede verdanken, wird nichts weniger als gestört durch die Realisirung der Öffentlichkeit, welche der Verf. für seine litterarische Produkte mit so großem Geräusche in Anspruch nimmt. Es ist überaus belustigend die Einspöckigkeit, welche plötzlich eintritt, wo sich die Rede von Personen, welche bereits der Geschichte angehören, zu noch lebenden und in der Nähe lebenden wendet. Wir sind weit entfernt, an dem Verf. einen Takt tadeln zu wollen, dessen Feinheit viel befriedigender ist, als die Motivirung der verlangten Öffentlichkeit selbst; aber er möge es uns nicht übel nehmen, wenn uns über dem kahlen Namensverzeichnis jener vierzig, meistens noch lebender Professoren unserer Universität (S. 44.), vor welchen der Herr Doktor ehrenbetitelt den Hut abnimmt und die Hand auf den Mund legt, nach so großen Versprechungen, das Lächeln wieder anwandelt. Daß Stellen wie die, in welchen er über einen, allerdings noch lebenden Gelehrten, über „den großen Bessel“ später (S. 51.) den Mund aufthut, um ihn „denelden des Jahrhunderts“ zu nennen, „der zuletzt selbst seinen Feinden, die er besiegen will, den Sternen, ihre Bahnen vorschreibt, daß sie still fortziehen und ihm gehorchen“ — daß solche Stellen unseren guten Humor eben nicht verderben, wird er uns auch verzeihen. Indem wir ihm insofern für seine Mühe danken, erlauben wir uns, ihm schließlich den Rath zu geben, das Titelblatt, darauf ohnehin schon eine Veränderung nöthig geworden, um der Wahrheit willen vollends umdrucken zu lassen, und das Buch zu nennen: Königsberg in Preußen und eins von den Extremen einer sehr verkehrten Spekulation von Dr. Alexander Jung.

1. Sabina, geborene und vermählte Markgräfin von Brandenburg, Kurfürstin. Berlin, 1840. In Commission bei Wilhelm Besser (Behren-Strasse Nr. 44.).
2. Elisabeth, geborene und vermählte Markgräfin von Brandenburg, Herzogin zu Preußen. Berlin, 1840. In Commission bei Wilh. Besser.

Die fürstlichen Personen des Landes sind uns gesagt zu

einem christlichen Vorbilde nach dem Willen Gottes, welcher sie dazu berufen und so hoch gefeilt hat, daß sie von Allen gesehen werden und danach wandeln: sie werden nicht umsonst durchlauchtig genannt, sondern daß sie in Wahrheit leuchten sollen. Darum beten auch alle getreue Unterthanen wie in der Kirche so im Herzen um die Verwirklichung, Erhaltung und Förderung des ihnen verordneten Vorbildes, welches wie von einem hohen Berge herableuchtet, wenn die Träger desselben mit dem Könige David ihre Augen aufheben zu den Bergen, von welchen allein die Hilfe kommt, daß ihr Fuß nicht gleite. Der Segen solcher fürstlich christlicher Vorbilder wirkt auch noch nach dem Tode fort für die Nachkommen. Davon haben wir noch jüngst bei dem Tode unseres theuern Landesheeren eine Erfahrung gemacht, welche gewiß vielen Seelen zu einem Segen gewesen ist, von dem kein Zeitungsblatt berichtet. So ist seit vielen Jahrhunderten schon manches werthe Blatt von dem Stammbaum unseres königlichen Hauses abgefallen, daß es droben desto frischer und heller neuergrüne. Solcher Blätter etliche sind uns seit einigen Jahren aus dem noch verschlossenen Schatze der Preussischen Fürstengeschichte in kleinen Weihnachtschriften vorgehalten worden, aus welchen zugleich die Mittel zu einer Weihnachtsbescherung für arme Kinder genommen werden könnten. So sind wir 1835 an die Kurfürstin Henriette Luise, 1836 an ihren Gemahl, den großen Kurfürsten, 1837 an Markgraf Albrecht's zu Brandenburg-Eulmbach Bekehrung, 1838 an die Kurfürstin Katharina, 1839 an die Kurfürstin Elisabeth und deren Tochter und Enkelin gleiches Namens erinnert worden. Das Jahr 1840 bringt scheidend die obigen zwei Lebensbilder, die sich den früheren in gleichem Sinne anschließen. Die Markgräfin Elisabeth von Brandenburg war die Schwester der Kurfürstin Katharina, die wir schon näher kennen gelernt haben; aber die Erinnerung an Jene verdanken wir allein dem Testamente unseres Hochseligen Königs, dessen Eingangsworte von Elisabeth's Grabdenkmale in Königsberg entnommen sind. Wir erhalten zugleich in einem unveränderten Abdrucke den größeren Theil der glaubenskräftigen Leichenpredigt, welche der Hofpredikant Seb. Arto medes an ihrem Sarge gehalten hat. Nicht minder merkwürdig ist die Kurfürstin Sabina, Johann Georg's Gemahlin, aus deren äußeren und inneren Leben viele einzelne Züge mitgetheilt werden. Ihr ist auch oft ein Gesangbuch zugeschrieben worden, welches aber nach den vorliegenden Mittheilungen nicht zu Stande gekommen, und auch niemals aufzufinden gewesen ist, so wie denn auch das wirklich gedruckte Gebetbüchlein der Kurfürstin Katharina, dessen vor zwei Jahren in dem ihr gewidmeten Büchlein gedacht wurde, noch nicht zu ermitteln gewesen.

Elisabeth hat, so erzählt Arto medes, noch auf ihrem Kreibettlein, in höherer Schwachheit, da sie etliche Dinge anordnet, wie es nach ihrem Tode sollt gehalten werden, fürnehmlich der hausarmen Leut gedacht, und für sie gar fleißig gebeten, man sollte ja ihrer nicht vergessen.

Und „Sabina ist,“ so berichtet Cölestin, „den Armen eine Mutter gewesen.“ „Nach Gott, seiner Kirche und Schule und nach ihrem herzlichsten Herrn und lieben Kinderlein ist ihre höchste Freude gewesen, sich der Elenden, Armen und Verlassenen anzunehmen; sie ist mit Ehren durchleuchtig gewesen, denn sie hat mit ihren christlichen Gaben und Tugenden durch's ganze Land geleuchtet, daß ich,“ so bezeugt ihr Seelforger, „mit Wahrheit sagen mag, daß sie ihres Gleichen nicht viel haben werde: — doch kenne ich noch eine Wittfrau ihres Geblüts und Gemüths.“

Genannt wird diese Wittfrau nicht: der Verfasser dieses Weihnachtsbüchleins glaubt sie aber errathen zu haben, und gedent, will's Gott, im künftigen Jahre das Leben der fürstlichen

Mittfrau mitzutheilen. Möchten unterdessen die gegenwärtigen Mittheilungen den Lesern geistlich, den Aelmen, für welche Sabina und Elisabeth gesorgt und gebeten, daß man ihrer ja nicht vergessen sollte, auch leiblich das Weihnachtsfest schmücken helfen.

Nachrichten.

(Aus der Schweiz.) (Schluß.)

Am 18. und 19. August hat eine Konferenz der vor zwei Jahren gegründeten Schweizerischen Prediger-Gesellschaft in Bern stattgefunden. Es sieht zu hoffen, daß dieser Verein immer mehr dazu beitragen wird, engere Bande zwischen den einzelnen Schweizerischen Landeskirchen zu bilden, und dadurch das Reich Gottes in unserem Vaterlande zu fördern. Diesmal war die Versammlung besonders zahlreich: hundert fünf und siebenzig Prediger aus den verschiedenen reformirten Kantonen waren anwesend; interessante Fragen wurden behandelt, und an dem evangelischen Geiste, der im Allgemeinen herrschte, hat man sich erfreuen können.

Auf eine würdige Weise eröffnete der Präsident des Vereins, Herr Pred. Waggeffen, Archidiaconus in Bern, die Sitzung durch eine Rede über die besonderen Pflichten, welche unsere Zeit uns Predigern auferlegt. Die Hauptgedanken dieser ausgezeichneten Rede wollen wir hier kurz zusammenfassen.

„Wollen wir die bedeutendsten Zeichen der jetzigen Zeit andeuten, so können wir sagen: der Unglaube hat sich zu einer mehr ernsten, wissenschaftlichen Form gestaltet; die Gemüther werden den geistigen Interessen immer mehr entfremdet, ein falscher Liberalismus hat jede Autorität, die des Wortes Gottes, wie die der Familie, der Kirche und der Obrigkeit erschüttert. — Welche Forderungen stellen nun diese so bedeutlichen Umstände an uns Geistliche? Vor Allem daß wir Glaubensmänner seyen; denn nur durch festen Glauben an den Gekreuzigten können wir den heutigen Materialismus und Indifferentismus bekämpfen — doch müssen wir zugleich in der Wissenschaft nicht zurückbleiben, denn es entsteht für uns die heilige Aufgabe, die Gebildeten auf ihrem eigenen Gebiete aufzusuchen, um sie zur Einsicht der Kinder zurückzuführen. Wie werden wir aber den Glauben und die Wissenschaft mit einander ausbilden, was so Viele für unmöglich halten? Durch die Grundgesinnung der Demuth. — Nur durch die treueste Erfüllung aller unserer Pflichten als Seelsorger, durch die größte Selbstverleugnung können wir in unseren Gemeinden dasjenige Ansehen persönlich wieder erwerben, welches der Zeitgeist unserem Amte versagt: denn die Zeit ist vorbei, wo man ungefragt ein fauler und weltlicher Pfarrer seyn durfte! — Da heut zu Tage das Verhältnis zwischen Kirche und Staat so viel besprochen wird, so geziemt es uns, über diese Frage selbst so viel als möglich im Klaren zu seyn. — Der Katholicismus scheint an manchen Orten sein Haupt wieder zu erheben; wir müssen uns also in den Stand setzen, denselben mit Feder, Wort und That zurückzuweisen. — Dem Schulwesen, welches in den meisten Staaten so viele Fortschritte gemacht hat, müssen wir große Aufmerksamkeit widmen, und es, als dem Kreis unserer bürgerlichen Thätigkeit unmittelbar angehörend, betrachten. — Es ist auch an der Zeit, daß wir unsere Pfarrkinder mit der Geschichte des Reichs Gottes, namentlich mit den Wissenschaften, bekannt machen; jetzt, da in den Landeskirchen ein neues Leben erwacht ist, müssen die Missionen aufhören, eine außerkirchliche Angelegenheit zu seyn. — Zum Schluß bemerkte Herr Waggeffen, daß wir keine Gründe haben, über die Größe dieser unserer heutigen Aufgabe zu erschrecken; denn man fordere viel von uns, weil man viel von uns erwarte. Diese Forderungen seyen eine Offenbarung vorhandener Bedürfnisse, an welche wir also unsere Thätigkeit werden anknüpfen können!“

Hierauf wurden die einzelnen Fragen behandelt, welche von dem Central-Comité gewählt worden waren.

Zuerst die Frage: In welchem Verhältnis soll man zwischen die Schule zur Kirche zu stellen? über welche ein Aufruf des Herrn Kobler, Pfarrer zu Worb (Kanton Bern) vorgelesen wurde. Kobler zeigte zuerst, daß die von dem Zeitgeist so laut verlangte Emanzipation der Schule von der Kirche, weder in der Geschichte begrün-

det, noch dem Interesse des Staates und der Schule förderlich seyn würde; dem Interesse der Schule nicht, denn alsdann wäre ihr Zweck, den Menschen harmonisch auszubilden, verfehlt; aber eben so wenig dem Interesse des Staates, welcher alsdann aufhören würde, ein christlicher zu seyn.

Dann ging man über zur Frage: Wie die Kirchenvisitationen am besten einzurichten seyen? In seinem Referat über diesen Gegenstand gab Herr Wyß (ehemaliger Professor der Theologie in Bern, jetzt Pfarrer in Wülpmilch bei Bern) zuerst einen geschichtlichen Abriss der verschiedenen Gestaltungen dieser Anordnung seit der apostolischen Zeit, erwähnte dann die verschiedenen Klagen, welche heut zu Tage oft gegen dieselbe erhoben werden, namentlich die über geringe Theilnahme der Gemeinden u. s. w., meinte jedoch, sie sey deshalb nicht gänzlich abzuschaffen, sondern man solle vielmehr noch versuchen, sie neu zu beleben. — Man fand es zweckmäßig, von den Deputirten Berichte über die Einrichtung der Kirchenvisitationen in ihren verschiedenen Kantonen anzuhören. Aus diesen Mittheilungen ergab sich, daß in den Kantonen Schaffhausen, Basel, Neuenburg, Graubünden und Thurgau, außer in außerordentlichen Fällen, keine Kirchenvisitationen stattfinden, dieselben aber durch eine strenge Aufsicht der Geistlichen unter einander einigermassen ersetzt werden. In den Kantonen Bern, Argau, Waadt, Zürich und Glarus geschehen die Kirchenvisitationen jährlich oder alle zwei Jahre, zwischen Oetern und Pfingsten: an einem bestimmten Tage begibt sich ein Jurat (Abgeordneter der Geistlichkeit) in die Kirche, und befragt die Vorsteher der Gemeinde über die Lehre, den Wandel des Pfarrers u. s. w.; ähnliche Fragen über seine Pfarrkinder werden an ihn selbst gestellt. In Genf wird die Visitation wechselseitig, je in zwei Gemeinden jährlich, vorgenommen. — In der Diskussion wurden folgende Desiderata hervorgehoben. 1. Daß die Kirchenvisitationen nicht jährlich geschehen sollen, um nicht zu einer bloßen Form herabzusinken. 2. Daß ein Laie dem visitirenden Geistlichen beigelegt werde. 3. Daß die Form der Visitationen den Gemeinden die größte Freiheit darbieten möge, ihre Klagen und Wünsche vorzubringen.

Am folgenden Tage wurde die dritte Frage behandelt, welche auf ein allgemeines Interesse noch größere Ansprüche hat: „Wie soll die protestantische Kirche in der Schweiz sich gegen den wieder auflebenden Katholicismus verhalten?“ Darüber wurde ein durch Form und Gehalt sehr ausgezeichnetes Referat des Herrn Prof. Kirchhofer (aus Schaffhausen) vorgelesen. — Referent bezeichnete zuerst die Ursachen, welche zu den neueren Fortschritten des Katholicismus haben beitragen können. Diese sind: 1. Der Indifferentismus so vieler Protestanten, welche sich nicht darum bekümmern, ob Wahrheit oder Irrthum um sie her ausgeföhrt werde. 2. Die falsche Toleranz vieler protestantischen Regierungen. 3. Die Spaltungen in der protestantischen Kirche selbst. 4. Der Einfluß, welchen die Jesuiten in Frankreich und in der Schweiz wiedergewonnen haben. 5. Die Sympathien der aristokratischen Partei für die römische Kirche. — Ferner zeigte Ref., wie wir Geistliche in diesen für unsere Kirche wirklich gefährlichen Umständen uns betragen sollen.

Auf den Vorschlag des Herrn H. v. Desbagen, Professors der Kirchengeschichte in Bern, beschloß die Versammlung einmüthig den Druck dieses Referats. Verschiedene Redner sprachen noch über denselben Gegenstand. Mit lebhaftem Interesse hörte man besonders die Rede des Herrn Prof. Merle aus Genf, welcher den von Herrn Kirchhofer veräußerten wichtigen Gedanken, daß unsere Kirche sich nur durch unerschütterliche Treue in der evangelischen Lehre gegen den Katholicismus behaupten kann, noch mehr hervorhob.

Als Versammlungsort der Konferenz für 1841 wurde die gastfreundliche Stadt Basel bezeichnet, und Herr Pred. Laroche zum Präsidenten des Vereins erwählt.

(Die Nachrichten über die Jahresversammlungen der Waadtländischen christlichen Vereine folgen im nächsten Jahrgange.)

*) Ein Vorwurf, welcher wohl etwas zu allgemein aufgestellt wurde. Denn wenn man z. B. manche von den sogenannten Aristokraten deswegen zu den geheimen Römischen zählen wollte, weil sie sich gegen die Blinden der Klöster und Kirchengüter von Seite unserer revolutionären Partei erhoben haben, so wäre das in hohem Grade unbillig.

I n h a l t.

I. A u f s ä t z e.

	Seite		Seite
Vorwort	1	Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Heraus- gegeben von G. Phillips und G. Görres. München, 1838.	
Die Methodisten in England nach hundertjährigem Bestehen, vor- züglich nach den Schriften: 1. „The Centenary of Wesleyan Methodism, a brief sketch of the rise, progress and pre- sent state of the Wesleyan-Methodist Societies throughout the world. By Th. Jackson, President of the Con- ference. Lond. 1839;“ und: „The Life and Times of Selina, Countess of Huntington. By a member of the houses of Shirley and Hastings. Vol. I. Lond. 1839“	4	1839. Zweiter Artikel	267
Fortsetzung	97	Vgl. Jahrg. 1839 S. 725.	
Protest gegen die hierarchische Diktatur des Herrn General-Su- perintendenten Dr. Breitschneider zu Gotha	65	Dritter Artikel	721
Einige erfreuliche Thatsachen in Ansehung der Sonntagsfeier in der vaterländischen Kirche	73	Zeichen der Zukunft der Lutherischen Kirche	281
Erwidrerung über das Reichthum	81	Leipziger Aesthetologie	313
Unionsgedanken für Lutheraner	89	Die Zeichen und Wunder in Agypten	321
Kirchliches Bedenken, die Symbolfrage in Kurheffen betreffend	137	Hier Schwerdt des Herrn und Gideon	342
Der gegenwärtige Zustand und die neuesten Ereignisse in der Schot- tischen Landeskirche	145	Der Antheil der Provinz Hanau an dem Entstehen des Kurheff- schen Symbolstreites	353
Weiterer Bericht über die Bibelstunden in Danzig, nebst einigen Bemerkungen über die Sache im Allgemeinen	177	Über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft	369
Vgl. Jahrg. 1836 S. 809.		Fortsetzung	457
Zur Geschichte und Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes der öffentlichen Ehepflege	201	Fortschritt	372
Der Pastor Stephan. (Das falsche Märtyrertum oder die Wahrheit in der Sache der Stephanianer, nebst etlichen authen- tischen Beilagen, von Dr. L. Fischer, Katecheten und Nach- mittagsprediger zu St. Peter in Leipzig. Leipzig, Künz- el, 1839.) (Die öffentliche Meinung und der Pastor Stephan. Dresden, Arnold, 1840)	209	Bemerkung	380
Von dem Namen der Evangelischen Kirche und seiner geschicht- lichen und rechtlichen Grundlage	225	Noch ein Wort über die kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg	401
		Erneuerter Protest über geistliche Ungebühr	433
		Über den geistlichen Zustand der Herzogthümer Bremen und Verden	441
		Über das Verhältniß der Kirche zum Staate	444
		Die Kirchenmusik in der Evangelischen Kirche	465
		König Friedrich Wilhelm III.	489
		Ein Wort zur Verständigung über die Differenz zwischen der Re- formirten und Protestantischen Kirche	507
		Kirchenrecht	521
		Über das Verhalten der Kirche gegen Irlehrer	529
		Erklärung einer Anzahl protestantisch-evangelischer Geistlichen in der vereinigten Kirche der Rheinbairischen Pfalz gegen den Prof. Dr. Paulus in Heidelberg	540
		Berichtigung	542
		Die Evangelische Kirche in Kurheffen	542
		Der evangelische Fürst im siebzehnten Jahrhundert	577

	Seite
Die kirchlichen Verhältnisse der Baierschen Rheinpfalz, und Herr Dr. Paulus in Heidelberg.....	593
	Fortsetzung 641
Briefe an den Herausgeber aus dem Waadtlande von J. J. S. in L.	
Erster Brief	606
Zweiter Brief	636
Dritter Brief.....	677
Vierter Brief.....	719
Fünfter Brief.....	793
Sechster Brief.....	812
Arn. Aug. Sybel. Zuletzt Diakonus in Luckenwalde. Nach seinem Leben und Wirken und nach seinem schriftlichen Nachlasse dargestellt von Dr. F. Liebetrut, Diener des göttlichen Wortes	619
Erbhuldigung Friedrich Wilhelm IV. zu Königsberg in Preußen am 10. September 1840.....	625
Beleuchtung eines Aufsatzes der Allg. Kirchenzeitung.....	652
Lana caprina	657
Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung für Schleswig-Holstein	681
Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen	697
Gnadenordnung	726
Herr Pastor Boethorn	729
Die Evangelische Kirche und die Erbhuldigung	737
Der Hauptpastor Dr. Wolff und das Hamburger Ministerium....	750
Schiller im Verhältniß zum Christenthum mit Beziehung auf die Schrift unter diesem Titel von Rud. Vinder.....	769
Presbyterium.....	775
Zerstreute Gedanken eines Pommerschen Landstundes, besonders durch die Huldigungsfeier zu Berlin am 15. October d. J. angelegt	785
Über die Zunahme der Verbrechen	801
Erklärung	805
Unwissenheiten	810

II. Litterarische Anzeigen.

Annalen der protestantischen Kirche im Königreich Baiern. Von Dr. Karl Fuchs, R. B. Ober-Consistorialrath. München, 1839	134
Lutherthum und Lügenhum. Von Franz Delitsch. Grimma, 1839	275
Grundlinien zum Religionsunterricht in den oberen Klassen gelehrter Schulen. Von Gottfried Thomasius, Pfarrer an St. Lorenz u. s. w. Nürnberg, 1839	556
Geistlicher Liederschatz, Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse. Zweite Auflage. Berlin 1840	710
Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres von Reinhard Hermann, weiland evangelisch-reformirtem Pastor in Elberfeld	743
A. Jung. Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. Braunsberg, bei Nobel, 1840	833

	Seite
1. Sabina, geborene und vermählte Markgräfin von Brandenburg, Kurfürstin. Berlin, 1840. In Commission bei Wilhelm Besser.....	837
2. Elisabeth, geborene und vermählte Markgräfin von Brandenburg, Herzogin zu Preußen. Berlin, 1840. In Commission bei Wilh. Besser	837

III. Nachrichten.

Europa.

Mark Brandenburg.....	62
Magdeburg	157. 428
Halle	240
Königsberg.....	381
Altpreußen	397
Abgenöthigte Selbstverteidigung gegen Herrn Dr. Sartorius	799
Hamburg	107
Eingabe der Abgeordneten evangelischer Confession des Baierschen Landtages an Se. Majestät den König von Baiern	285
Aus einem Briefe an den Herausgeber aus Straßburg	78
Neue Kirchenverfassung in der Waadt.....	67
Aus dem Nouvelliste Vaudois, Lausanne, 24. Januar 1840.....	173
Genf den 18. Februar 1840	213
Der Antistes und Defan Dr. Friedrich Hurter und die Evangelische Kirche Schaffhausens	755
Aus der Schweiz. 1. Chenevière's Dogmatik.....	819
2. Kirchliche Angelegenheiten im Canton Waadt.....	823
3. Jahresversammlungen christlicher Vereine in der Schweiz.....	830
Die Predigt des Evangeliums unter den Deutschen in Gäre de Grace Frankreich.....	357
Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft von 1833 bis 1839	476
Holland	196
Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Amsterdam.....	216
England	175. 191. 199. 440. 780
Die Englischen Dissenters während der letzten dreißig Jahre. Nach J. Bennetts history of dissenters during the last thirty years, from 1808 to 1839. Lond, 1839	141
Zur Charakteristik der Oxforder hochkirchlichen Partei in England	86
	Bgl. Jahrg. 1839 S. 164.
Oxforder Theologie. Erster Artikel. (Von der Kirche).....	181
Zweiter Artikel. (Von der Rechtfertigung und von den Sünden nach der Taufe)	220
Dritter Artikel. (Von den Sacramenten)	318
Schottland	181. 334
Ireland	254
Malta	515
Rurland	808
Bitte der protestantischen Gemeinde in der Moldau, in ihrer kirchlich verwaisen Lage um Unterstützung zum Bau einer Kirche und Schule	814



3 2400 00276 2650

v.26-27
1840

CBPac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.26-27
1840

